Univ. of
Toronto
Library

BINDING LIST OCT 1 1921

Phil. 101.
A

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

73. JAHRGANG, 139. BAND
DER NEUEN SERIE 39. BAND

167322
16/11/21

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1919

A5
Bd. 139-140

Inhalts-Verzeichnis des 139. Bandes

der neuen Serie 39. Bandes

Abhandlungen

Seite

Albert Ludwig, Homunculi und Androiden. III. (Schluß) 1
Ludwig Geiger, Ludwig Börne und Rahel Varnhagen 26
T. O. Achelis, Zu Lessings Aufsatz Romulus und Remicius. 137

M. Konrath, Eine altenglische Vision vom Jenseits 30
Fritz Fiedler, Dickens' Gebrauch der rhythmischen Prosa im ‚Christmas carol' . . 47
Georg Herzfeld, August Wilhelm Schlegel in seinen Beziehungen zu englischen Dichtern und Kritikern 149
Bernhard Fehr, John Keats im Lichte der neuesten Forschung 163

G. Cohn, Bemerkungen zu 'Adolf Tobiers Altfranzös. Wörterbuch', Lieferung 1 u. 2 . . 51
Leo Jordan, Die Frage der Echtheit von Cyrano Bergeracs *Sonnenreise*. — Die *Sonnenreise* und die *Essays* von Montaigne. II. (Schluß) 72
Felix Rosenberg, Goethes 'Braut von Corinth' in Frankreich 179
H. Jarník, Zur Interpretation von 1. Creangă's Harap Alb. III. (Schluß) 198

Kleinere Mitteilungen

Zu einem Briefe Goethes. Von Ludwig Geiger (†). 83
Tiecks Shakespeare-Buch: ein neuer Fund. Von H. Lüdeke 210

Venantius Fortunatus und die ags. Elegien 'Wanderer' und 'Ruine'. Von A. Brandl . 84
Ein staatsrechtlicher Satz Ælfrics aus lateinischer Quelle. Von F. Liebermann . . . 84
Ansprache am Shakespeare-Tag im Deutschen Theater zu Berlin 1919. Von Hermann Kügler 85
Eine Vorahnung von Flugzeug und U-Boot Von F. Liebermann 87
An Prof. Frederic J. Carpenter, Barrington, Illinois. Von A. Brandl 213
Byroniana III. Der Verfasser des Uriel. Von Fr. Bader 214

Randnoten zu Emil Levys provenzalischen Wörterbüchern (Nr. 1—8). Von Adolf Kolsen 87
Frz. *fleurs* = *fluores*? Von L. Spitzer 89
Aitprov. *lieis*. Von M. L. Wagner 94
Lat. *fundibulum* > **funibulum* und *intestinae* > *istentinae*. Von M. L. Wagner . . 96
Sobre el castellano *enhiesto*. Por Vicente García de Diego 96
Berichtigung. Von Leo Spitzer 97
Hur can von der Heli. Von W. Mulertt 217
Ein provenzalisches Sprichwort. Von O. Schultz-Gora 222
Cleomades-Fragmente. Von Karl Christ 222
Zum *Planch* des Bertran Carbonel. Von O. Schultz-Gora 225
Italienisches zum Tartuffe. Von Max J. Wolff 226
Von Goethe über Heine zu Victor Hugo. Von Erich Loewenthal 227

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Josef Eisenmeier, s. Anton Marty.
Friedrich Gundolf, Goethe. (Albert Ludwig) 228
Daniel Jones, An outline of English phonetics. (A. Brandl) 98
Alfred Kastil s. Anton Marty.
W. J. Keller, Goethe's estimate of the Greek and Latin writers as revealed by his works, letters, diaries, and conversations. (Albert Ludwig) 232
Oskar Kraus, s. Anton Marty.
Anton Marty, Gesammelte Schriften, herausgegeben von Josef Eisenmeier, Alfred Kastil, Oskar Kraus. 1. Band, 1. Abteilung. — 1. Band, 2. Abteilung. Schriften zur genetischen Sprachphilosophie. — 2. Band, 1. Abteilung. Schriften zur deskriptiven Psychologie und Sprachphilosophie. (Bernhard Fehr) 100

Bernhard Fehr, Studien zu Oskar Wildes Gedichten. (Friedrich Brie) 237
Il Codice Vercellese con omelie e poesie in lingua anglosassone, per concessione del ven. Capitolo Metropolitano di Vercelli, la prima volta interamente riprodotto in fototipia, a cura della Bibliotheca Vaticana, con introduzione del Prof. Dott. Massimiliano Foerster dell'Università di Lipsia. (Wolfgang Keller) 233

Seite

Harald Lindkvist, s. Richard Rolle.
Richard Rolle's Meditatio de passione Domini according to ms. Uppsala C 494 edited with introduction and notes by Harald Lindkvist. (F. Liebermann) 235

Karl Arnholdt, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Italienischen und Spanischen. (Eugen Lerch) 242
Helene Burkhardt, Studien zu Paul Hervieu als Romancier und als Dramatiker. (Kurt Glaser) 258
R. E. Curtius. Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. (V. Klemperer) . 256
Dantis Alagherii De monarchia libri III rec. Ludovicus Bertalot. Friedrichsdorf in monte Tauno apud Francofurtum apud editorem. (Berthold Wiese) 120
E. Gamillscheg und L. Spitzer, Die Bezeichnungen der Klette im Galloromanischen. (K. Jaberg) 110
Walther Küchler, Romain Rolland, Henri Barbusse, Fritz von Unruh. (H. Gelzer) . . 258
Paul Lehmann, Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters. (F. Liebermann) 259
Carl Reinholdt, Die Wundergeschichten des Cod. Pal. germ. 118. (Alfons Hilka) . . 261
Werner von der Schulenburg, Ein neues Porträt Petrarcas. (Berthold Wiese) . . . 121
L. Spitzer, s. E. Gamillscheg.
E. Walberg, Quelques remarques sur l'ancien français 'ne garder l'eure que ...'. (O. Schultz-Gora) 116
Alice Weil, Die Sprache des Gilles de Chin von Gauthier de Tournay (Laut- und Flexionslehre). (Alfred Pillet) 106

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Th. Litt, Geschichte und Leben. Von den Bildungsaufgaben geschichtlichen und sprachlichen Unterrichts 123
Max Lenz, Für die Hamburgische Universität 123
Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums, hg. vom Vereinsvorstand, redigiert vom Schriftführer S. Frankfurter 124
Sieben-Sprachen-Wörterbuch: deutsch, polnisch, russisch, weißruthenisch, litauisch, lettisch, jiddisch, hg. im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost 124

Neuere Sprachen

Beiträge zur Literatur- und Theatergeschichte, Ludwig Geiger zum 70. Geburtstag (5. Juni 1918) als Festgabe dargebracht 124
C. G. Brandis, Beiträge aus der Universitätsbibliothek zu Jena zur Geschichte des Reformationsjahrhunderts 128
Luise Sigmann, Die englische Literatur von 1800—1830 im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Kritik 128
Heinz Kindermann, Hermann Kurz und die deutsche Übersetzungskunst im 19. Jahrhundert 128

Germanisch

Gr. Neckel, Studien zu den germ. Dichtungen vom Weltuntergang 129

Niederländisch

v. Ziegesar, Niederländischer Sprachführer mit besonderer Berücksichtigung der flämischen Mundart. Taschenwörterbuch für Reise und Haus 129

Deutsch

Ernst Wasserzieher, Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache . . 129
Otto L. Jiriczek, Seifriedsburg und Seyfriedsage 130
Dar kloane Catechismo von z'Béloseland, vortrághet in z'gaprécht von Siben Kameün un a viar halghe Gasang 130
F. Lienhard, Einführung in Goethes Faust 131
R. Höniger, Das Deutschtum im Ausland vor dem Weltkrieg. 2. Aufl. 131
Christian F. Weiser, Das Auslanddeutschtum und das Deutsche Reich. Betrachtungen und Vorschläge 131

Englisch

Sir Degrevant, hg. von Karl Luick 133
E. Vettermann, Die Balen-Dichtungen und ihre Quellen 133
Hedwig Reschke, Die Spenserstanze im 19. Jahrhundert 133

Seite

Karl Reuning, Das Altertümliche im Wortschatz der Spensernachahmungen im 18. Jahrhundert 134
Shakespeare in deutscher Sprache, hg., zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. X. Band 134
Walther Fischer, Die persönlichen Beziehungen R. M. Milnes', ersten Barons Houghton, zu Deutschland, unter besonderer Berücksichtigung seiner Freundschaft mit Varnhagen van Ense 135
W. B. Yeats, Das Land der Sehnsucht (The land of heart's desire), ein dramatisches Märchen in einem Aufzug, aus dem Irischen übertragen von F. Weekley und E. L. Stahl 136
Gustav Krüger, Unenglisches Englisch. Eine Sammlung der üblichsten Fehler, welche Deutsche beim Gebrauch des Englischen machen. 2. stark verm. Aufl. 136
A. Brandeis und Th. Reitterer, A first English primer 136
Englisches Tornisterwörterbuch mit genauer Angabe der Aussprache. 4. Aufl. 136

Romanisch

W. v. Wartburg, Zur Benennung des Schafs in den romanischen Sprachen 265
Karl Ritter v. Ettmayer, Vademecum für Studierende der romanischen Philologie . . 265
Elise Richter, Fremdwortkunde 266
Eug. Lerch, Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens 267

Französisch

Repetitorien zum Studium altfranzösischer Literaturdenkmäler, hg. von K. v. Ettmayer. Nr. 2: E. Winkler, Das Rolandslied 269
E. Platz, Les noms français à double genre 269
A. Zünd-Burguet, Exercices pratiques et méthodiques de prononciation française. Deuxième édition revue et corrigée par H. Wengler 270

Provenzalisch

A. Kolsen, Zwei provenzalische Sirventese nebst einer Anzahl Einzelstrophen 270

Spanisch

L. Spitzer, Katalanische Etymologien 271

Homunculi und Androiden.

(Schluß.)

III. Die Epigonen.

Die Typen der künstlichen Menschen waren durch die Romantik geschaffen, die Folgezeit hat nichts wesentlich Neues hinzugetan, aber sie hat die einmal eröffnete Bahn auch nicht wieder verlassen: von Zeit zu Zeit ist immer wieder ein neuer Vertreter des Geschlechts hier oder dort aufgetaucht, und neuerdings sind sie sogar wieder ziemlich häufig geworden. Das hängt mit den Zeitströmungen zusammen. Goethes Homunculus, Tiecks Vogelscheuche waren schon zu spät gekommen, um unmittelbar als dichterische Erzeugnisse gewürdigt zu werden: die dreißiger Jahre sahen eine gründliche Abwendung von der Romantik, man war der Phantastereien müde, die Dichtung sollte der Zeit dienen. Von ihr aber führte jetzt kaum noch eine Brücke zu diesen Erfindungen: in der Philosophie herrschte ein stolzer Idealismus; wer sich gesättigt hatte an Hegelschen Gedanken, der brauchte sich nicht mehr zu wehren gegen das Gefühl, als bloße Puppe an einem verborgenen Draht gelenkt zu werden: die souveräne Freiheit des menschlichen Geistes schien ein für allemal festgestellt. Und doch hat selbst diese Zeit, die Wende des vierten und fünften Jahrzehnts, ihren Homunculus: die Gestalt eignete sich doch gut dazu, das Gemachte, Künstliche im gesellschaftlichen und literarischen Leben zu verspotten: ein derber Humor konnte die Nöte eines chemischen Leibes, dessen Bestandteile auch andere Auffrischung nötig haben, als Speise und Trank sie gewöhnlichen Menschenkindern gewähren, wirkungsvoll schildern, die geistige Bildungsgeschichte eines solchen Wesens war wie gefunden, um äußerliche Abrichtung bloßzustellen. Aber hätte ein Geschlecht, das vom Roman die Spiegelung seines bürgerlichen Lebens zu verlangen begann, inmitten der Gestalten der Wirklichkeit sich ein Erzeugnis des Laboratoriums gefallen lassen? Es scheint mir bezeichnend, daß der erste nachgoethische 'Munkel' der Held von Immermanns *Münchhausen* ist; seine absonderliche Herkunft ist also eine seines Namens würdige geniale Aufschneiderei.

Wenn die Verhältnisse in Deutschland der dichterischen Gestaltung des Automaten- und Homunculussymbols nicht sehr günstig waren, so konnte ein anderes Land als ein eher geeigneter Boden erscheinen. Die dreißiger und vierziger Jahre sahen bei uns ein erstes Erstarken der Industrie; ihre Heimat war England, und wer hellsichtig in den deutschen Fabrikherren und

Großkaufleuten die kommende maßgebende Macht sah, der konnte in englischen Zuständen wie im Spiegel die Zukunft des eigenen Volkes erschauen. Auch hier begegnen wir Immermann in unserem Stoffkreise; es ist charakteristisch, daß er im *Tulifäntchen* einen Engländer als Ersinner und Erbauer jener ehernen Mauer einführt, die das Schloß des Riesen Schlagadodro umgibt. Aus gewaltigen Platten ist sie ohne Nägel, ohne Schrauben zusammengefügt; ein einziger dünner Stift, im Schwerpunkt ins Scharnier eingesetzt, hält sie: 'das Jahrhundert will Ersparnis aller überflüss'gen Kräfte'. Den Stift kann aber ein Däumling entfernen, und dann stürzt der mechanische Riesenbau zusammen und erschlägt Besitzer und Erbauer. — Richard M. Meyer hat in *Karl Immermann. Eine Gedächtnisschrift* (Hamburg u. Leipzig 1896) dargelegt, wie hier in einem Symbol die furchtbare Abhängigkeit sich spiegelt, in die eine hochentwickelte Technik den Menschen von dem allerunbedeutendsten Zufall bringt. Der Erbauer des Wunderwerkes wird seines 'maschinengrübeltiefen Volkes tiefster Grübelmaschinist' genannt und rechtfertigt die Bezeichnung dadurch, daß er sich zu seiner persönlichen Bedienung einen 'Dampfbedienten' und eine ihm förmlich angetraute 'Dampffrau' gemacht hat; ganz wie Menschen sehen sie aus und gehaben sich auch so, nur der Dampf, der aus einer Röhre am Hinterkopf entweicht, verrät ihr Wesen. 'Sieh, so hoch stieg die Mechanik in Alt-England,' meint der Dichter — wir aber dürfen an Ruskins Groll über die utilitarische Wirtschaftslehre und ihre Auffassung des Arbeiters als Automaten denken (*Unto this last* § 8), um zu ermessen, wie treffend unseres Dichters Satire ist. Noch war sie Warnung, wies auf England als abschreckendes Beispiel — in Deutschland handelte es sich erst um Anfänge des Industrialismus, dessen Gefahren das Volk der idealistischen Philosophie noch von sich abwenden mochte.

Aber der Stern Hegels sank; das Zeitalter der Naturwissenschaften zog herauf, und ihre Erfolge richteten in den Köpfen bedenkliche Verheerungen an. Ein populärer Materialismus begann viel weitere Kreise zu ziehen als jemals der alte: die Leute waren ja bildungsbeflissen geworden, und die Kirche hatte nicht mehr die Macht über die Gemüter wie trotz allem noch zu den Zeiten Lamettries. Wenn Kraft und Stoff die Welt regierten, dann lag abermals für die Satire das Symbol nicht fern: Hamerling hat es in den Mittelpunkt seiner großen Dichtung *Homunkulus* (1888) gestellt.

Ein satirisches Epos, bei dem *Atta Troll* Pate gestanden hat, aber vom letzten 'freien Waldlied der Romantik' trennt es ein Zeitalter des Realismus: verschwunden ist der Märchencharakter des Liedes von den Taten und Meinungen des großen Pyrenäen-

bären; die Phantastik ist nicht geringer geworden, aber sie entstammt der etwas kalten Phantasie eines Zeitalters der Technik. Auch dies Zeitalter hat seine Romantik geboren, und von ihren Erzeugnissen wird weiter unten die Rede sein; Hamerlings *Homunkulus* gehört nicht dazu, weil sein Dichter den Geist seiner Zeit bekämpfen, aber sich nicht von ihm poetisch befruchten lassen wollte. Trotzdem weht durch die Erfindungen des Gedichts nicht bloß der Hauch der Satire: wenn es ernsthaft erzählt, was im Rahmen des Immermannschen *Münchhausen* nur als übermütige Lüge möglich war, so dankt es das der Stimmung, die seit den sechziger und vor allem den siebziger Jahren die Fortschritte der Technik bereitet hatten.

Will man den Abstand des *Homunkulus* von romantischen Erfindungen mit Händen greifen, so lese man die Episode des zehnten Gesanges,[1] in der der Held, selbst ein Homunkulus, andere künstliche Wesen schafft. Er steckt einen Stab in die Erde, dem er 'wie einem Metronom (nach Meltzl)' jeden Grad von Schwingungsschnelligkeit zu geben versteht. Zunächst tönt der Stab, dann erzeugt er Wärme, dann rotes, gelbes, grünes, violettes Licht, bei Millionen und Billionen Schwingungen in der Sekunde treten die Erscheinungen des Magnetismus, der Elektrizität auf:

'Und nachdem er in undenkbar-
Schnellstem Schwung zuletzt erreicht hat
Jene Zahl von Billionen
Schwingungen in der Sekunde,
Deren Resultat das L e b e n,
Reißt er von der Erde Grund sich
Plötzlich los und — läuft von dannen:
Denn er l e b t — er lebt und d e n k t!
Er auch ein Homunkel, traun,
Wenn auch auf ganz anderm Wege,
Auf unendlich kürzerm Wege
Hergestellt — à la minute —
Als der andre, der ihn machte.
Froh der Vaterschaft war Munkel,
Und in seinem Stolz, in seiner
Freude setzt' er in die Welt noch
Viele ähnliche Homunkel,
Die in ihr umher nun laufen.'

Das ist ganz und gar die Lehre des Materialismus, nach der Leben und Denken Bewegungsfunktionen des Stoffes sind — wie weit stehen da Tiecks Vorstellungen von den siderischen und tellurischen Kräften ab, die Herrn von Ledebrinna zum Menschen machen!

Für den Helden selbst ist Hamerling einen andern Weg gegangen: ein Gelehrter hat ihn wie Wagner in der Retorte hergestellt, das Erzeugnis ist aber bei weitem nicht so liebenswürdig ausgefallen wie jenes in Fausts ehemaliger chemischer Küche, mit dem es nur das Übergewicht der intellektuellen über die körperlichen Eigenschaften teilt — solche des Gemüts sind gar nicht vorhanden. Der Erzeuger sieht ein, daß, wenn so ein Männlein in die Welt passen soll, man besser die Natur der Kunst helfen läßt;

[1] 5. Auflage (Hamburg 1896), S. 289.

er hypnotisiert also sein Geschöpf, reduziert es im Tiegel wieder auf das 'embryonale Urprinzip'; dieser erste 'Rein materiell erzielte, Destillierte Lebensstoff' wird als 'Rationell gemischtes, Zartes Protoplasma-Klümpchen' auf geheimnisvolle Weise in den Mutterschoß einer armen Dorfschulmeisterfrau verpflanzt, und so kommt denn 'Munkel' scheinbar wie ein anderes Menschenkind zur Welt.

Jetzt ist das Experiment gelungen: bald eilt der junge Munkel von einem äußeren Erfolge zum andern. Es ist ja die Zeit der Gründerjahre, des Tanzes um das goldene Kalb: das ist der rechte Boden für dieses Gewächs. Ein Produkt der Berechnung, des Messens und Wägens, kennt er auch nichts andres, als was sich der Berechnung fügt; bald sieht er, daß das Gold der große Wertmesser ist, und wie er sich erst einmal über die zum Erwerb tauglichen Mittel klar ist, strömt es ihm überreichlich zu. Von seiner Herkunft hat er zunächst keine Ahnung; es erinnert ein wenig an Immermanns Münchhausen, wie er spürt, daß seine Moleküle sich voneinander lösen wollen, wie sein Erzeuger ihn auf 'engbegrenztem Stoff- und Kraftweg' mit Salben, Salzen, Tinkturen usw. wiederherstellt und ihm dabei sein Geheimnis enthüllt. Über den ersten Schreck hilft die Überzeugung fort, daß der durch Wissensmacht Geschaffene dem bloß Erzeugten überlegen sein muß; jetzt wird Munkel erst Lebenszweck, was er vorher nur aus unbewußtem Trieb erstrebte. Er wird Gründer, bringt es zum Billionär; der große Bankkrach kostet ihm zwar sein Vermögen, öffnet ihm aber erst recht eigentlich freie Bahn, indem er ihn aus den beengenden Verhältnissen des alten Europas löst. Nicht mehr um den persönlichen Erwerb geht es ihm jetzt: er will den 'Homunkulismus im höchsten Stile verwirklichen'. So wandert er nach Eldorado aus und wird dort zum Staatengründer: aus einem Reiche der Unschuld macht er ein Reich der Seelenlosigkeit, das nach chemisch-physikalisch-physiologischen Grundsätzen regiert wird; nachdem es zugrunde gegangen ist, stiftet er das Affenreich der bloß intellektuellen, rein äußeren Bildung; als Judenkönig will er der Messias des Verstandes werden, schließlich die Welt zum Pessimismus überreden und den großen allgemeinen Selbstmord herbeiführen. Die Leute sollen eben sich nach seinem Bilde formen; er weiß, daß ihm etwas fehlt, und das soll nun überhaupt nicht mehr vorhanden sein. Freilich, die wirklich lebendigen Kräfte der Menschenseele erweisen sich doch immer stärker als er: Revolutionen stürzen ihn von seinem Herrschersitz, ein liebendes Paar überläßt sich in seliger Selbstvergessenheit dem Willen zum Leben und vereitelt damit alle Weltverneinungspläne. So zieht sich denn Munkel in tiefste Einsamkeit zurück: das Wissen soll ihm die Macht über die Menschheit geben; aber als er seinem Ziel

nahe zu sein scheint, erreicht ihn das Schicksal. Der Blitz trifft sein lenkbares Luftschiff, steuerlos treibt er außerhalb des Bereiches der Schwerkraft im Äther, und nun, unwiderruflich der Erde fern, sieht er, was irdisches Leben in seinem eigentlichen Sinn bedeutet, erkennt er, was ihm gefehlt hat. Die Liebe ist die große, schaffende Weltmacht, an ihr hat das Erzeugnis der Retorte keinen Anteil, drum ist ihm Menschenleid und -freude fremd geblieben, drum ist er gescheitert: Macht über Menschen hat auf die Dauer eben nur einer, der selbst ein voller Mensch ist.

Die große Dichtung ist schwer befrachtet mit politischer, gesellschaftlicher, philosophischer, literarischer Satire — gegenüber all dem, was sich Hamerling vom Herzen schreiben wollte, tritt das Motiv der Wesensart des Helden einigermaßen zurück. Munkel ist zu sehr Sinnbild der Gründerzeit, zu sehr Typus des materialistischen Geld- und Machtjägers, um sich von seinesgleichen, die aber keine Homunculi sind, wesentlich zu unterscheiden. Wenn er seiner Art nach ein Zwitterding ist, so sollte er es doch dichterisch nicht sein: so ist er aber auf der einen Seite zu sehr Mensch, auf der anderen wieder seelenloses Kunsterzeugnis, keines von beiden ganz, und das läßt die Teilnahme an ihm nicht recht erwarmen. Daß die Gestalt ganz andere Möglichkeiten barg, wußte der Dichter; er stellt noch ein zweites Mal[1] den Schöpfer Munkels (der große Gelehrte ist übrigens nur ein flüchtiger Schemen) seinem Geschöpf gegenüber, mit seinen mahnenden Worten holt er sich aber eine gründliche Abfuhr:

'Hast du Kunde nicht vernommen
Von Mohammed, dem Propheten,
Weshalb er, in Ton, in Farben
Nachzubilden Menschenwesen
Streng verboten seinem Volke?
Weil die Statuen, die Bilder,
Lehrt er, von dem Mann, der frevelnd
Nachgeäfft die schöpferische
Gottesurkraft, Menschen formend,
Vampirgleich, gespenstig, plötzlich
Vor ihn treten, eine Seele
Von ihm heischend — eine Seele,
Und da er, der Stümper, ihnen
Diese nicht vermag zu geben,
In geheimnisvoller Art sich
An ihm rächen, Unheil bringend
Und ihn ins Verderben stürzend!' ...

Aber bei dieser Andeutung bleibt es; der Meister gibt sich zufrieden und behält Munkels Geheimnis, das er enthüllen wollte, für sich; das Motiv verpufft — dem Dichter war die satirische Tendenz wohl wichtiger als ein tragischer Konflikt zwischen dem Homunculus und seinem Erzeuger.

Es ist anziehend, zu sehen, wie Hamerling in der Art, wie er sein chemisches Männlein entstehen läßt, an Goethe anknüpft, dabei aber zu gleicher Zeit in mancherlei Erfindungen sich von dem technischen Zeitalter, in dem er lebte, angeregt zeigt. Es war unausbleiblich, daß die gewaltigen Erfolge der Technik die Phan-

[1] Gesang VII.

tasie befruchteten: daß sie förmlich berauschend wirkten, zeigt das Beispiel Jules Vernes, dessen große Erfolge in den sechziger Jahren begonnen hatten. Hier war keine Rede von Satire: ein guter Erzähler beutete ohne besonderen literarischen Ehrgeiz die Fülle der Möglichkeiten aus, welche die Entwicklung der Eisenbahnen und Dampfschiffe, der Luftschiffahrt, die Wunder der Elektrizität und des Magnetismus eröffneten; behaglich folgten die Leser ihm um, über und unter die Erde — mehr als einer seiner Träume ist im Laufe der Zeit zur schier alltäglichen Wirklichkeit geworden. Der Acker, auf dem er zunächst ziemlich allein gepflügt hatte, wurde allmählich auch von anderen angebaut, und zu den Themen, die sich diesen technischen Phantasten anboten, gehörte auch dasjenige des Automaten. Der Zusammenhang ist anders als einst in der Zeit der Romantiker: war man damals von philosophischen Spekulationen ausgegangen, hatte man sich anregen lassen von mechanischen Spielwerken, so ging man diesmal von sehr nützlichen und prosaischen Beobachtungen aus. In der Technik spielte allerlei Automatisches eine beträchtliche Rolle; man hörte von selbsttätigem Aus- und Einschalten, von automatischen Sicherungen, im täglichen Leben sah man überall, in Postämtern und auf Bahnsteigen, am Kaufmannsladen und im Vergnügungsgarten jene Kästen, die für uns heute die Automaten schlechtweg sind, in den Straßen der Städte tauchten die automatischen Restaurants auf: da ließen sich leicht die Gedanken weiterspinnen — konnte man nicht allerlei nützliche, aber manchmal auch lästige Lebewesen durch Automaten ersetzen? Jetzt wurden Immermanns Dampfbediente zeitgemäß!

Schon Hamerlings Held umgibt sich[1] mit allerlei Automaten; ähnlich ist bei Anatole France[2] der Gasthof mit automatischer Bedienung eine Erscheinung hochgesteigerter Kultur; sehr hübsch ist eine Episode in einer Erzählung des Engländers G. K. Chesterton:[3] automatische Diener werden angepriesen 'a cook who is never cross, a butler who never drinks, housemaids who never flirt'. Das alles ist noch im Bereich der Möglichkeit; aber wer gesehen hat, wie in eine rätselhafte Maschine vorn die weißen Papierballen verschwinden, hinten die Tageszeitung fertig gedruckt und zusammengefaltet hervorkommt, der kann sich auch allerhand Wunder aussinnen: Heinrich Seidel plaudert einmal sehr ergötzlich von der eisernen Kuh, die Milch unmittelbar aus Gras und Heu produziert: auf der einen Seite wird der Futtertrichter mit Gras gefüllt, auf der anderen fließt aus einem Rohr die köstlichste Milch, an einer besonderen Stelle gibt es sogar Kuhdung (*Kinkerlitzchen* Nr. 3).

[1] Gesang III. [2] *L'île des Pingouins* S. 156 (1907).
[3] In *The invisible man* (Sammlung *The innocence of Father Brown*).

Der Wettbewerb des mechanischen Kunsterzeugnisses mit dem organischen Lebewesen ist nun nicht erst in dieser Zeit dichterisch behandelt worden. Schon ein Andersensches Märchen, *Die Nachtigall,* erzählt von einem Kaiser von China, der einen Wettgesang zwischen einer wirklichen Nachtigall und einem künstlichen Spielwerk veranstaltete. Er und sein Hof ziehen den Kunstvogel vor, weil man ihn öffnen und sehen kann, wie die Walzen sich bewegen; die wirkliche Nachtigall wird in Ungnade verbannt. Freilich: eines schönen Tages versagt das Räderwerk des Automaten, und niemand kann helfen; der Kaiser wird krank und liegt von aller Welt verlassen zu Bett: da tönt ins Ohr des Sterbenden sieghaft und trostreich das ewige Lied der Nachtigall. Man sieht, der Märchendichter der Zeit des Vormärz ist optimistisch; seine Satire trägt einen gutmütigen Zug, sein Humor ist milde und freundlich. Das Hoffmannsche Grauen vor dem Automaten liegt ihm fern; er spottet der guten Leute, die den Kunstersatz der Sache vorziehen — sie tun es, weil sie selbst verbildet und verkünstelt sind, während die schlichten Fischer gar wohl merken, daß dem Gesange der künstlichen Nachtigall der eigentliche Reiz fehlt, und der Sieg bleibt denn auch dem schlichten Waldvogel.

Man wird, um den Wandel der Zeiten zu veranschaulichen, dem Andersenschen Märchen eine moderne Geschichte von K. H. Strobl gegenüberstellen dürfen, die sehr bezeichnend *Der Triumph der Mechanik*[1] heißt. Da verlangt ein amerikanischer Erfinder von dem Bürgermeister einer Stadt die Konzession für eine Fabrik automatischer Spielsachen; als sein Gesuch abgeschlagen wird, droht er, eine Milliarde automatischer Kaninchen auf die Stadt loszulassen. Man lacht ihn aus, er aber macht seine Drohung wahr. Überall erscheinen Kaninchen: sie dringen in die Wohnungen, springen auf Tische und Stühle, liegen in den Betten und bedecken die Straßen, unzählig und unvertilgbar, da sie unzerbrechlich sind. Vor diesen Tieren mit den stumpfen, roten Glasaugen, dem höhnischen Zug um den Mund, dem 'starren Lächeln lebloser Dinge', macht die Stadt alle Gefühle durch vom spöttischen Achselzucken über ohnmächtigen Zorn bis zu Bestürzung, Verzweiflung, Grauen und Ekel. Als Hopkins gar verkündigt, seine Kaninchen würden auch noch fressen, als er vor den Augen einer großen Versammlung den Beweis führt, da tut man ihm den Willen. Gewiß: das fressende Kaninchen war, wie Hopkins nachher dem Bürgermeister sagt, ein natürliches — zur Sache tut das aber nichts: diese guten Leute hat das Grauen vor dem Mechanischen gepackt; ihren gepeinigten Gehirnen wird die Vorstellung

[1] In *Bedenksame Historien,* Berlin 1907.

glaubhaft, diese entsetzlichen Geschöpfe könnten auch noch fressen, und da bricht der letzte Widerstand zusammen: die Natur dient nur dazu, die Kunst vollkommen triumphieren zu lassen.

Hier hat sich ein grotesker Humor eines Problems bemächtigt, das für unsere Zeit wieder sehr bedeutsam geworden ist; der Siegeszug der Technik hat uns eine Mechanisierung des Lebens gebracht, und zwar eine Mechanisierung von unten auf, im Gegensatz zu jener aus philosophischen Theorien abgeleiteten, gegen die sich die Romantiker wehrten. Demgemäß ist auch das Symbol, unter dem wir diese Erscheinung begreifen, ein anderes geworden. Die Romantiker sprachen vom Marionettenspiel des Lebens, von den Fäden, an denen die Puppen gelenkt werden; wie fremd uns dies Symbol geworden ist, haben wir alle gefühlt, als es Gerhart Hauptmann in seinem *Festspiel* zur Jahrhundertfeier wieder hervorholte. Wir haben uns dagegen gewehrt, daß unsere große nationale Vergangenheit uns im Bilde des Puppenspiels vorgeführt wurde, und das geschah nicht nur aus vaterländischem Empfinden, sondern auch aus dem Gefühl, daß wir wahrhaftig keinen Grund haben, der Zeit Goethes, Schillers und der Romantik die innere Freiheit und Selbstbestimmung zu verkleinern. Als wir den hundertsten Todestag Schillers begingen, ist es uns ja sehr deutlich bewußt geworden, daß wir die Männer von Jena und Weimar brauchen, weil sie den Ausgleich gefunden hatten zwischen Notwendigkeit und Freiheit. Ganz anders als die Geschlechter der Vergangenheit sind wir eingefügt in die gewaltige Organisation des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens; vorbei ist das Stillleben, das einst der einzelne im wesentlichen auf sich selbst gestellt führen konnte; das Maschinenzeitalter hat im öffentlichen wie im privaten Leben den Großbetrieb als den einzig lohnenden erscheinen lassen; sein Symbol aber ist die Maschine, die durch ihre mechanische Tätigkeit soundsoviel Arbeiter ersetzt, deren Leistung dabei billiger, gleichförmiger, unermüdlicher, kurz unpersönlicher ist als die der Menschenkraft. Der einzelne erscheint als Rädchen, das sich dreht, weil es so sein muß, weil andere Räder es treiben, die selbst wieder von einer Kraft in Bewegung gesetzt werden. Diese Kraft ist dem einzelnen fremd, unkontrollierbar; automatisch scheint ihm das ganze Wesen, von dem er selbst ein willenloser Teil ist.

'Was ist das Höchste, das wir im gesellschaftlichen, im geschäftlichen Umgang am Menschen schätzen? Doch nur das Korrekte, die gesetzmäßige Funktion. Wer ist der Brauchbarste? Der heute arbeitet wie gestern, der gestern gearbeitet hat, wie er morgen arbeiten wird ... Was schätzen Sie an Ihren Untergebenen? Die maschinenmäßig verläßliche Funktion ...', das ist eine Stelle aus einem 'phantastisch-satirischen' Roman *Seine Exzellenz der Automat*, in dem

Leo Gilbert[1] versucht hat, der Zeit einen Spiegel vorzuhalten. Er läßt einen genialen Techniker einen Automaten konstruieren, einen vollkommen menschenähnlichen Androiden; eine Unzahl von Räderwerken lassen ihn gehen, sprechen, essen; er ist so eingerichtet, daß er auf gewisse Schlagworte reagiert, seine Ansichten vorträgt, auf wahrscheinliche Einwürfe wahrscheinliche Antworten bereit hat. Warum denn auch nicht: 'unser Geistesleben besteht aus feststehenden Verbindungen zwischen Eindrücken, Empfindungen und Begriffen',[2] 'jeder Durchschnittsmensch besitzt eine Anzahl von Ideen, eine beschränkte Zahl; die variiert er nach Belieben ... es ist also nichts einfacher, als einem Automaten vier oder sechs oder sagen wir zwanzig leitende Grundideen zu geben, Grundlagen seiner Tüchtigkeit, und in seinem Räderwerk Spielraum zu lassen für die zahllosen möglichen, mannigfaltigsten Kombinationen dieser zwanzig Ideen'![3] Der Erfinder will seinen Automaten verkaufen, er hat ihn zum erstenmal einigen Interessenten vorgeführt — als er ihn nachher abstellen will, geschieht das Unerwartete. Der Android ist so eingerichtet, daß er etwaige Angriffe mit Maschinenkraft zurückweist; der Erfinder bekommt es zu spüren: ein Stoß schleudert ihn zu Boden, der Automat verläßt das Zimmer.

Er tritt jetzt als Großindustrieller auf; die Ideen, die ihm sein Schöpfer mitgegeben hat, befähigen ihn zu einer glänzenden Laufbahn. Er wird ein hochangesehener Mann, Direktor einer industriellen Gesellschaft, macht seinem Erbauer seine Braut abspenstig und bringt es schließlich zum Minister. Als seine Tätigkeit den Staat mit einer nationalen Katastrophe bedroht, gelingt es endlich seinem schon halb verzweifelten Erfinder, ihn nach hartem Kampf unschädlich zu machen.

Die angeführten Stellen zeigen zur Genüge, worauf Gilberts Satire hinauswill: die meisten Menschen sind Automaten, in die gewisse feste Ideen hineingepackt sind und die nun auf gewisse Schlagworte reagieren; der wirkliche Automat paßt also zu ihnen als ihr eigentlicher und rechter Typus. Er paßt auch in das Getriebe des Lebens und des Staates hinein: wo alles maschinenmäßig zugeht, wird die vollkommene Maschine alle Ansprüche aufs beste erfüllen. Eine gewisse Macht wird man also der Satire nicht absprechen; allerdings ist Gilbert kein Dichter: für das Dämonische, das in der Gestalt seines selbständig handelnden Androiden steckt, für das Entsetzliche der Vorstellung der menschlichen Maschine langt seine Kraft bei weitem nicht aus.

Doch hat die Idee ihren Dichter gefunden: das moderne Epos

[1] Berlin u. Leipzig 1907; L. Gilbert ist Deckname für Silberstein; das Zitat S. 113.

[2] S. 105. [3] S. 116 u. 117.

hat für seine Mythologie zu diesem Symbol gegriffen. In Spittelers *Olympischem Frühling* haust Ananke, der Weltherr, in so etwas wie der Zentrale eines ungeheuren Maschinenbetriebes, Tasten und Klappen sprechen von verborgenen Drähten, die aus aller Welt Ecken die Kunde der Geschehnisse zu ihm leiten; er selbst prüft am Rechentisch den Gang des Lebens, der Gestirne Gleichgewicht. Will er genaueren Bericht, steckt er einem 'klugen Eisenmann' einen Zettel ins Ohr, dreht eine Kurbel und

> nach einer schwangern Zeit
> Begann ein schauerlicher Eingeweidekampf
> Im Eisenmann, mit Krämpfen und mit Fußgestampf.
> Dann klappt' er mit den Kiefern, würgte und gebar
> Aus seinen Zähnen einen langen Streifen dar.
> Und auf dem Streifen stand, in Kleinschrift aufgeschrieben,
> Die Antwort auf Anankes Frage und Belieben.[1]

Neben diese allgemeine Kennzeichnung automatischen Treibens stellt sich aber der Automat selbst als Sinnbild von Anankes Wesen. Das Lied des Sängers Zagreus[2] berichtet vom Weltenfreiheitskrieg. Die schöne Kora ist in die Gewalt Kirkes, der Tochter Anankes, gefallen; sie schmachtet in der Unterwelt, in Kirkes sonnenloser Burg Metempsychose. Einer ihrer Brüder nach dem andern hat sie zu erlösen gesucht; keinem ist es gelungen, unter Kirkes Tieren, die alle die verwandelte Kora sein wollen, die Schwester herauszufinden. Da versucht Alastor, der jüngste Bruder, das letzte Mittel. Olymp und Erde, alles Lebendige, führt er zum Sturm auf Anankes 'Mörderweltburg', schon ertönt der Siegesruf: 'Die Welt ist frei.'

> Doch jetzt, von einem tückischen Denkblitz schlau beraten,
> Versteckte sich Ananke in den Automaten,
> Den unbeseelten Eisenriesen, dessen Herz
> Aus Stein beschaffen, seine Panzerhaut von Erz.
> Ein Wellbaumschwung durch ewig fleißige Räderwerke
> Beköstigt seiner Armscharniere Hammerstärke.
> Sein Blick ist rotes Feuer und sein Atem Dampf ...

Auf ihn treffen die Angreifer:

> 'Gleichgültig, frei von Leidenschaft und Nervgefühlen,
> Schlug er des Keulenwirbels nimmermüde Mühlen.
> Doch wessen Leib und Leben traf sein Kolbenschlag,
> Und schöpft er aus gigantischer Stärke, der erlag.'

Nach siebentägigem Kampfe gegen das leblose Eisen liegt auch Alastor zerschmettert:

> 'Und rückwärts flutete das Erdenvolk mit Grauen.
> Also verendete der Weltenfreiheitskrieg,
> Da das Geschöpf des Schöpfers Mörderburg erstieg.

[1] *Anankes Halt* Bd. II der neuen Ausgabe (Jena 1910), S. 237.
[2] *Die Fahne Olbia fällt* II, 272 ff., besonders 279 f.

Von neuem knirscht das Weltall in Anankes Zangen,
Und Kora schmachtet noch, in Kirkes Haft gefangen.'

Wie verhält sich Ananke zum Automaten? Die Antwort ist nicht ganz einfach: in der erstzitierten Stelle erscheint Ananke als Weltherrscher, im Liede des Zagreus wird er ebenfalls so genannt, und es sieht beinahe so aus, als benutze er den Automaten fast willkürlich zu seiner Verteidigung. So ist es aber wohl nicht gemeint: der Automat ist das Sinnbild des erbarmungslosen Weltgeschehens, gegen das es keinen Widerstand gibt, Ananke ist nur das ausführende Organ, der personifizierte Ausdruck des unabänderlichen Zusammenhangs der Dinge. Als darum die schöne Hera, verbittert und verzweifelt, sich gegen die Weltordnung, die ihr den Tod auferlegt, zur Wehr setzen will, da fragt sie nicht nach Ananke, sie macht sich auf die mühselige Pilgerfahrt zum Automaten. Der Tod selbst — auch er nennt sich des Automaten Diener — schärft ihr das Ohr, daß sie aus dem Grund das dröhnende Tosen hervordringen hört wie von Myriaden Maschinen, er öffnet ihr die Augen, daß sie den 'Horst' des Automaten auf dem Unheilsberge 'Böse' erspäht; endlich steht sie vor einem Mauerring von Stein, vom Dach lockt höhnisch der Zuspruch: 'Kommet alle.' Der Automat selbst erscheint als eherner Koloß mit Kieselmaske auf ungeschlachtem Eisenriesenroß; pfeifend und feuerschnaubend bewegt er sich im Kreise, gleich Rädern rollen die Hufe seines Rosses. Seine Bahn aber bedecken winzig kleine Geschöpfe, vernunftbegabt scheinen sie, streiten sich um Recht und Unrecht, Weisheit und Wahn: der Automat zermalmt sie, gleichgültig seinen Weg fortsetzend.

'Das war das Stück, vor welchem geistlos, schreckentkräftet,
Die Fürstin stand, den Angstblick auf den Brei geheftet.
Da stieß der Tod sie mit dem Ellenbogen: "Juch!
Fang an, klag' jetzt dem Automaten dein Gesuch!"
Da senkte sie das Haupt, erhob den Wanderstab
Und kehrte rückwärts den Enthoffnungsberg hinab.'[1]

Die Großartigkeit, mit der hier eine Auffassung des Weltgeschehens ins Mythologische gesteigert worden ist, wird niemand bestreiten; die neue Mythologie, die einst die Romantiker forderten, ohne sie doch anders als andeutungsweise geben zu können, ist hier in einer mächtigen Dichtung gestaltet; freilich von dem bitteren Pessimismus des Automatensymbols hätte sich ein Novalis schaudernd abgewandt, und auch Spitteler schließt sein Werk mit dem trotzigen 'Dennoch' von *Herakles' Erdenfahrt*. Denkt man an frühere Behandlungen unseres Motivs, so mag E. T. A. Hoffmanns Gestalt auftauchen: der Alpdruck, von dem er sich

[1] *Hera und der Tod*, ebenda II, 337 f.

durch die Schilderung der seelenlosen Puppe befreite, ist hier zu einem kosmischen Symbol gestaltet; was dort Einzelfall war, ist zur Form des gesamten Lebens geworden, unter der nun auch das Individuum begriffen werden kann. Hera, geschändet von des Automaten Hohn, flucht allem Lebendigen, da kriecht ihr ein Schlänglein über den Weg — sie schleudert es halb mechanisch beiseite:

> 'Ein Sieggedanke: "Ha, auch ich bin Automat!
> Mit Energie geladen, kraftgespannt zur Tat!
> So habt's denn: Ihr bleibt stumm und kalt bei meinen Leiden,
> Hei nun, so will ich mich an euren Qualen weiden" ...'[1]

Hera ein Automat — wenn auch natürlich nur in übertragenem Sinne; ist das aber denkbar, so kann man auch vom Automaten als Menschen reden, und wir sind wieder bei dem Problem der künstlichen Schöpfung.

Die dichterische Anteilnahme daran ist in neuerer Zeit, wie oben schon angedeutet, gerade durch die Besonderheit unseres technischen Zeitalters gefördert worden. Nicht immer war wie bei Hamerling der Zorn des Dichters Muse. Wenn schon nicht zu verkennen ist, daß die Technik mit der romantischen Vergangenheit des Waldhorns und der Postkutsche gründlich aufgeräumt hat, wenn die Entwicklung des modernen Lebens in alle Verhältnisse eine Uniformierung gebracht hat, die man in der Vorzeit nicht kannte, so sind anderseits auch wieder der Phantasie und dem Erleben ganz ungeahnte Möglichkeiten erschlossen worden. Jedes neue technische Wunder eröffnete dem Blick neue Fernen; wenn jemals, so weiß die Naturwissenschaft in unseren Tagen, daß ihre Ergebnisse nur vorläufig sind, daß hinter jeder beantworteten Frage sich eine neue erhebt. Gewiß, die große Menge ahnt davon nichts, ist zufrieden, wie herrlich weit man es doch gebracht habe; um so begieriger spüren unbefriedigte Gemüter nach Anzeichen dafür, daß unter der gleichförmigen Decke der Zivilisation noch immer seltsame Abgründe sich auftun. Wir haben es mit angesehen, wie in unserer anscheinend so nüchternen Zeit eine lebhafte Anteilnahme erwachte für alles von der Norm Abweichende: dem Unerklärlichen, den Nachtseiten der menschlichen Natur hat man zur Zeit der Romantik kaum begieriger nachgespürt. In den sechziger Jahren war Verne eine Einzelerscheinung gewesen — jetzt haben wir ganze Gruppen von Phantasten; man lese einmal nach, wie die Literaturgeschichte der Vergangenheit über Hoffmann urteilte, sehe z. B., was der seinerzeit für breite Schichten der Gebildeten einfach klassische

[1] A. a. O. II, 339.

Vilmar[1] urteilt: 'wer seinem *Kater Murr,* seinen *Teufelselixieren* ... Geschmack abgewinnen kann, für den ist schwerlich Schiller und Goethe noch vorhanden, geschweige denn ein Nibelungenlied oder ein Homer' — heute ist Hoffmann zu hohen Ehren gekommen, mit Poe der Schutzpatron einer ganzen Reihe unserer Jüngsten.

Unter solchen Umständen ist auch unser Motiv recht üppig gediehen, und zwar in allen seinen Formen. Gewiß war nirgend die Überlieferung ganz erloschen: beginnen wir mit Gestaltungen des Automatenmotivs, so wollen wir nicht vergessen, daß Hoffmanns Beliebtheit in Frankreich auf der Opernbühne deutliche Spuren hinterlassen hat. Allbekannt ist, daß der *Sandmann* bei *Hoffmanns Erzählungen,* der Oper Offenbachs, Pate gestanden hat, und noch andere Titel wären zu nennen: Adams *Nürnberger Puppe,* Audrans *Puppe,* das Ballett *Coppelia* von Delibes — all das sind aber literarisch gar zahme Erzeugnisse, denen man einen Ehrgeiz, dichterisch aus dem Motiv etwas herauszuholen, nicht nachsagen wird. Noch in romantischer Zeit taucht in einer 1828 zuerst veröffentlichten Novelle Leitners, *Meister Kunbert,*[2] der dämonische Automatenerbauer auf, aber er ist kein Prometheus, sowenig wie die Opernpuppen etwas anderes sein sollen als eben Puppen. Die neuere Phantastik aber hat den letzten Schritt getan: sie hat die Androiden lebendig werden lassen.

In satirischer Wendung haben wir dies Motiv schon bei Gilbert kennengelernt: er dürfte beeinflußt gewesen sein von einem genialen Vorgänger, der als Dichter sich des Stoffes bemächtigte, von dem Franzosen Villiers de l'Isle Adam. Sein großer Roman *L'Ève future* ist 1886 erschienen, augenscheinlich in seinen technischen Umständlichkeiten durch Verne bestimmt, aber weit über den bescheidenen Vorgänger hinausragend. Der Dichter braucht für sein großes Werk einen Faust, und da er nicht in die romantische Vergangenheit zurückgehen, sondern seiner Zeit den Spiegel vorhalten will, hat er Umschau gehalten unter den Größen der Gegenwart, und da schien ihm der 'Zauberer von Menlo-Park', Edison, dessen Ruhm damals gerade die Welt durchlief, eben recht. Der geniale Erfinder sieht einen Krebsschaden der Zeit in der Gefährdung der Ehe — die Dirne ist die Todfeindin der Familie. Er hat erlebt, wie ein glückliches Leben durch ein käufliches Geschöpf zerbrach, und was den ungetreuen Gatten verführt hat, das war nicht der Geist einer Aspasia, der Leib einer Phryne, sondern die gemeine, dürre Alltäglichkeit irgendeines Weibes, die es durch raffinierte Toilettenkünste verstand, seine

[1] 23. Auflage S. 465. [2] Neudruck *Novellen und Gedichte* 1880.

Sinne aufzupeitschen. Sie ist tot — in einer Schublade bewahrt Edison ihre Reize auf: an diesen unsagbar verächtlichen Dingen ist ein Menschenglück zugrunde gegangen, und der Fall ist wahrlich nicht vereinzelt, er ist typisch für die moderne Zivilisation. Wenn aber erlogenes Dirnentum die Heiligkeit der Ehe gefährden kann, ist es dann nicht besser, mit der Täuschung Ernst zu machen, zum Schutz des Familienglücks ein Weib künstlich zu konstruieren? Das wäre dann doch eine ehrliche Wahrheit; schön wie die Venus könnte solche Androide sein, und wenn die Weisheit der Philosophen, die Kunst der Dichter geplündert werden, um ihre Sprechwalzen auszustatten, dann kann ein ideales Weib erstehen an Stelle des verächtlichen Schädlings.

Nur — wer wird den Anfang machen wollen mit der künstlichen Geliebten? Der Mann findet sich. Ein englischer Lord ist an eine Geliebte gekettet, die im Louvre im Bilde der Venus von Milo ihr Ebenbild erkennen darf; aber dieser Frau fehlt jedes Innenleben: sie ist gemein in Fühlen und Denken, verständnislos, die bare Prosa und noch dazu schlechte Prosa. Ihr Geistiges verleidet Lord Ewald ihren Leib — ja, wer diese Seele von diesem Körper trennte! Edison verheißt dem Freunde etwas ganz Ähnliches; seine unbegreiflichen Künste vermögen die Androide, die er konstruiert hat, zum genauen Abbild alles Physischen jener 'bourgeoisen Venus' zu machen. Lord Ewald will sich mit seiner Geliebten auseinandersetzen, zum letztenmal trifft er sie im Park, der Edisons Laboratorium umgibt; er ist in begreiflicher Aufregung, und da scheint es ihm, als ob nun, da es sich um die Trennung handelt, etwas natürliches Gefühl in seiner Partnerin erwacht. Hat er ihr doch unrecht getan? Soll er sich der Puppe hingeben, wenn das lebendige Weib ihm Verständnis und Liebe verheißt? Mag Edison doch seinen Automaten behalten: ins Ohr der Lebendigen stammelt er von neuem Liebesworte — das ist Edisons Triumph, denn Lord Ewald hat nicht zu Miß Alicia Clary, sondern zu seinem Geschöpf, der Androide, gesprochen.

Der Triumph ist aber nur scheinbar. Gewiß, Edisons Werk ist gelungen, seine Androide wäre, so wie sie von ihm konstruiert ist, von lebendigen Frauen zunächst nicht zu unterscheiden — aber nie hätte sie Lord Ewalds Herz gewinnen können. Das Wunder in Wielands *Idris* hat sich in moderner Form wiederholt: eine geheimnisvolle Mitarbeiterin Edisons, die infolge besonderer Schicksale zur psychischen Abnormität geworden ist, tritt in mystische Verbindung mit der Androide und macht sie zu mehr als einem kunstvollen Automaten. Das bedeutet, daß Edisons ehrgeizigster Traum doch eigentlich tragisch zerrinnt, der Meister versteht am Ende sein eigenes Geschöpf nicht, das sich in etwas von ihm nicht Gewolltes gewandelt hat; der Dichter

selbst gerät aber auch in einige Verlegenheit, was denn nun mit dieser beseelten Androide werden soll: er hat sich gar einfach durch einen Schiffsbrand geholfen. Alles in allem bleibt also, in unserem Zusammenhang gesehen, der Roman vor dem Ziele stecken: Villiers de l'Isle Adam hat sich gewiß die Aufgabe nicht leicht gemacht, sein Schiff fährt schwer befrachtet mit philosophischen Erörterungen über das Problem des körperlichen und geistigen Lebens, über die Frage der Persönlichkeit, über Schein und Wahrheit, als Ballast erscheinen geradezu die technischen Auseinandersetzungen, die von hundert Lesern vielleicht einem verständlich sein werden, und trotz alledem greift der Dichter schließlich zum rein zufälligen Wunder; das Dämonische fliegt von außen dem Werke der Mechanik an, statt seine eigene Ausgeburt zu sein.

Immerhin bleibt *L'Ève future* die geistig bedeutsamste Automatendichtung der neueren Zeit. Zwar verwendet auch Huysmans *A rebours* des dekadenten Helden Freude an der künstlichen Nachbildung des Lebendigen als charakteristischen Zug, doch immerhin nur nebenbei; zwar haben andre die letzte Möglichkeit des Motivs herausgeholt — doch ihnen fehlt jenes etwas, das die Erfindung aus dem Bereich der Anekdote in das der Dichtung hebt. Das gilt von zwei Novellen des in vielen Sätteln gerechten K. H. Strobl. Die jüngere, *Das Aderlaßmännchen*,[1] ist eine bloß wunderliche Vermischung des Motivs vom lebendigen Toten mit dem des automatischen Wesens; klarer durchgeführt ist die ältere Erzählung *Der Automat von Horneck*.[2] Da will in der Zeit Josefs II. ein österreichischer Adliger auf seinem mährischen Schloß den mittelalterlichen Feudalherrn spielen; dazu gehört aber auch der Gefangene im Burgverlies, dessen Kettengeklirr in sein üppiges Schlafgemach hinauftönen soll. Da er nun Menschen doch nicht mehr einsperren kann, soll ihm ein berühmter Automatenbauer einen Androiden schaffen, dessen Bewegungen ihm die erwünschte seltsame Musik schaffen sollen. Der Meister warnt: 'Wir geben diesen mechanischen Figuren einen Antrieb zum Leben, dessen täuschende Gestalt und vielleicht ein Stück dieses Lebens selbst. Aber wir können ihnen nichts von unserem Herzen und von dessen Weichheit geben ... Ihr Leben hat noch immer die Grausamkeit der toten Dinge. Und wenn diese Grausamkeit erweckt würde, so könnte Furchtbares geschehen ... Es ist nicht ratsam, diese merkwürdigen Wesen, die zwischen uns und der unbelebten Welt stehen, schlecht zu behandeln. Sie könnten erwachen und sich rächen.' Der Graf hört nicht; so wird

[1] In *Die knöcherne Hand*, München 1914.
[2] In *Die Eingebungen des Arphaxat*, Minden i. W. 1904.

ihm denn sein Automat geliefert; er wird, mit Ketten beladen, ins Burgverlies geworfen und sogar von Zeit zu Zeit ausgepeitscht. Da ruft eines Tages der Beschließer den Grafen zu seinem Gefangenen, mit dem eine seltsame Veränderung vor sich gegangen sei; in der Tat, sein Gesicht, bisher rührend hilflos in seinen Zügen, ist jetzt erfüllt von unerbittlich grausamem Ausdruck. Als er näher hinzutritt, wirft der Beschließer, den der Graf tödlich gekränkt hat, die schwere Eisentür hinter ihm zu. Man sucht schließlich den Schloßherrn; gegen Abend findet man ihn wahnsinnig in den Ketten des Automaten, im Bette des Grafen aber 'lag, die seidene Decke bis zum Halse heraufgezogen, mit harmlosem und zufriedenem Gesichtsausdruck — der Automat'.

Auch die Homunculi haben modernen Nachwuchs aufzuweisen; der Goethische dürfte der unmittelbare Vater von Karl Goldmanns 'Weisem Jungfräulein'[1] sein. Das haben in Rom zwei mystische Naturkundige zustande gebracht; 'die Substanz, das Ingrediens aller irdischen Erscheinung', haben sie 'erst aus der zartesten Materie extrahiert, dann in eine gröbere gebannt'; die Gestalt eines lieblichen Jungfräuleins hat es angenommen, und nun schwebt es von geheimnisvollen Dämpfen umgeben in einer Flasche gar wunderlich auf und ab. Als die geformte Substanz steckt es hinter allen Erscheinungen, kennt also wie der Homunculus des Paracelsus alle Geheimnisse; drum werden alle Theologen, Philosophen, Naturforscher Roms eingeladen, das Wunder zu beschauen und es nach der Wahrheit ihrer Lehre zu fragen. Sie kommen, ein Vertreter jeder Richtung fragt und wird zur Freude der anderen spöttisch heimgeschickt — da vereinen sich endlich alle in den Schrei 'Was ist Wahrheit?'. und ein tragisches Gelächter ist die Antwort: der Schöpfer aber zerschmettert sein Wunderwerk.

Das weise Jungfräulein ist gar keine unebene Base ihres klassischen Vetters, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sie weniger um ihrer selbst als um der Pilatusfrage und der besonderen Art der Antwort willen geschaffen ist. Dagegen hat nur die Freude an den modernen Wundern das Kino zu unserm Motiv geführt: ein Drama *Homunkulus* war 1916 Zugstück der Lichtbildtheater und füllte mit seinen sechs Teilen gleich mehrere Abende. Auch die Opernbühne hat den älteren Automatenspielen eine Homunculusoperette zugesellt: *Der künstliche Mensch* von Willner und Österreicher wurde mit der Musik von Leo Fall 1915 im Berliner Theater des Westens zum erstenmal aufgeführt.

Neben die chemischen Männlein und Fräulein treten auch in

[1] Berlin 1912.

neuerer Zeit von der Natur selbst auf geheimnisvolle Art geschaffene Homunculi. Etwas wie ein Mittelding zwischen mechanischer Figur und Alraun ist Pinocchio oder, wie er deutsch heißt, Zäpfel Kern, der Held von *Le avventure di Pinocchio. Storia di un barattino.* Das italienische Original von Collodi ist mir nicht zugänglich, es soll in Italien als Jugendschrift große Verbreitung erlangt haben, indessen dürfte für unsern Zweck die deutsche Bearbeitung von Otto Julius Bierbaum[1] genügen. Danach bringt ein geheimnisvoller Mann ein Tannenscheit zu einem Schreiner, aber es ist ein Scheit besonderer Art: es trägt von vornherein einen Namen, 'weil es aus einem Tannenzapfen oder genauer aus einem Kern in einem Tannenzapfen gekommen ist. Aus einem Kern voller Leben'. Als lebendig erweist sich denn auch das Scheit sehr bald; ein Schnitzer macht eine Marionette daraus, und diese benimmt sich alsbald wie ein kleiner Mensch. Das Buch erzählt, wie er durch mancherlei Schicksale aus einem unbesonnenen, zu allem Schabernack aufgelegten, nur seinen Trieben folgenden Kobold zum verständigen, aufopferungsfähigen Kerlchen wird — zum Schluß verzichtet der Verfasser darauf, ihn zum wirklichen Menschen zu machen, weil er ein Bild des Menschen sein und deshalb im Fabellande bleiben soll. Das wirkt etwas erkältend, wie denn schließlich die ganze Erfindung, losgelöst wie sie erscheint von ihren volksmäßigen Wurzeln, etwas Gewaltsames hat; aber eigentlich dichterische Ansprüche lagen wohl auch dem Verfasser sehr fern. Ob der behauptete Erfolg in Italien dauernd gewesen ist, weiß ich nicht; von deutschen Bearbeitungen kenne ich außer der Bierbaums noch zwei[2] andere — daß irgendeine rechten Anklang gefunden hat, glaube ich nicht.

Den richtigen Alraunen ist es nicht besonders ergangen; mehrfach behandelt ist das Motiv zwar im Laufe des 19. Jahrhunderts worden, so von Otfried Mylius (Karl Müller) im *Glasmännchen*,[3] von Baumbach in *Trug-Gold*,[4] aber das war in der guten alten Zeit: dort erscheint es als törichter Aberglaube ungebildeter Leute, hier wird ein Liebhaber okkulter Weisheit mit einer schnöden Zaunrübe betrogen. Aber auch hier ist die Gegenwart zur wirklichen Phantastik zurückgekehrt: Heinz Hanns Ewers hat der alten Fabel in seinem Roman *Alraune, die Geschichte eines lebenden Wesens*[5] eine besondere Wendung gegeben.

[1] *Zäpfel Kerns Abenteuer*, Köln o. J. [1912].

[2] *Hippeltitschs Abenteuer*, Kattowitz, Phönix-Verlag, und *Die Geschichte vom hölzernen Bengele* (bearbeitet von Gramann), Freiburg i. Br. 1913.

[3] 1853, jetzt bei Reclam. [4] 1883, Kap. III.

[5] München 1911.

Bei einer Einsegnungsfeier — man muß schon sagen, ausgerechnet bei einer solchen Feier — wird von einem der Anwesenden die Alraunensage erzählt, und es genügt, um den Wandel der Zeiten zu ermessen, wenn man diese Darstellung mit der Achims von Arnim vergleicht. Da ist von keiner Idealisierung mehr die Rede: 'der Verbrecher, splitternackt am Kreuzwege gehängt, verliert in dem Augenblick, in dem das Genick bricht, seinen letzten Samen. Dieser Samen fällt zur Erde und befruchtet sie ...' Die Erzählung erweckt in Frank Braun, dem Helden des Romans, den Gedanken, ein solches Wesen zu schaffen; er gewinnt seinen Oheim, den berühmten Physiologen Jakob ten Brinken, für den Plan: mit dem Samen eines Verbrechers soll eine Dirne, in der sich die Zeugungskraft der Erde symbolisiert, künstlich befruchtet werden; so geschieht es, und Alraune ten Brinken wird geboren.

Sie ist kein Wurzelwesen, wie es die Sage verlangt; aber wenn Ewers vom Alraun berichten läßt, daß er Glück in Prozessen und im Kriege brachte, viel Geld ins Haus zog und seinen Besitzer liebenswert machte, daß er bei alledem dennoch Leid und Qualen schuf, auf die anderen Hausgenossen Unheil herabrief und seinen Herrn zu Geiz, Unrecht und allen Verbrechen trieb, so trifft das alles zu auf den Einfluß, den Alraune ausübt. Ihr Wesen hat etwas Koboldhaftes, von Menschlichkeit Unberührtes; es ist, als ob dämonische Naturkräfte in ihr und durch sie wirken. Ihr 'Vater', der alte ten Brinken, wird ein gewaltiger Grundherr, alle seine Unternehmungen, selbst die anscheinend unmöglichen, gedeihen, der Boden speit ihm förmlich Schätze; aber er verliert im Banne Alraunens auch alles Gefühl für Ehre und Menschlichkeit, wird zu ihrem willenlosen Sklaven und endet durch Selbstmord. Ähnlich ergeht es ihren Spielkameraden und Verehrern — im einzelnen haben wir nicht nötig, Alraunens Schicksale und ihren Untergang zu erzählen; es genügt, aufzuweisen, daß Ewers versucht hat, aus der alten Fabel doch etwas mehr als den Namen seiner Heldin zu entnehmen. Daß bei dieser Mischung moderner Physiologie und mittelalterlicher Dämonie etwas sehr Erfreuliches herausgekommen ist, kann man nicht behaupten: diese Ewerssche Alraune ist ein Zufallsprodukt, ihre mystischen Eigenschaften sind ihr einfach zudiktiert, damit der Verfasser Gelegenheit erhält, allerhand wenig erfreuliche, für natürliches Empfinden recht widerliche Dinge zu erzählen.

Das ist es ja überhaupt, was einen bei diesen modernen Dichtungen häufig nicht recht froh werden läßt: sie wirken nicht als dichterische Bekenntnisse wie Hoffmanns und Poes Phantasien, sie sind nicht aus einer mit gläubiger Seele erfaßten Naturanschauung hervorgegangen wie romantische Erzeugnisse — sie

machen einen etwas kalten Eindruck, als habe der Verfasser nur aus Gründen, die mit innerem Erleben wenig zu tun haben, nach dem Stoff gegriffen; es gilt die Aufmerksamkeit zu erregen durch seltsame Erfindungen, eine Modeströmung auszunützen und sie um der Wirkung willen zu übertreiben.

Ein wenig ist das auch der Eindruck, den die beiden Schöpfungen hinterlassen, die (den Verfassern wohl unbewußt) das Tiecksche Vogelscheuchenmotiv erneuert haben. Hermann Eßwein erzählt in seinem *Herr Krautmann*,[1] wie in einem glühendheißen Sommer sich ein Lebensmüder in der Nähe einer Vogelscheuche erschießt. Da geschieht etwas Wunderbares: der 'zuckende Todestanz und Unglückstaumel ... dies wilde Kampfspiel eines Untergehenden war von besonderer Kraft. Des Todes geheimnisvolle Wandlungsmächte, erhöht durch den in diesem Sommer unerhörten Einfluß der Gestirne, brausten und zitterten in der hageren, schwarzen Gestalt, brachen als Ströme dunkler Kraft aus seinen Augen und Haaren ... und weckten wunderlich tolles, überhitztes Leben ringsum in der vegetativen und animalischen Welt ... aus dem Blute des Sterbenden rinnt es und quillt es wie ein fieberndes Sichweithinwegwünschen und einer wirren Sehnsucht dumpfes Drängen': das alles läßt dann irgendwie den Herrn Krautmann lebendig werden. Die Vogelscheuche zieht die Beine aus dem Boden und stapft, die Landstraße entlang, zur Stadt, 'irgend etwas Lichtem und Gutem hingegen'. Aber der Homunculus scheitert in seinem dumpfen Drang; während ein unheimliches Gewitter tobt, gerät er in ein vornehmes Restaurant, der Oberkellner naht dem seltsamen Gast, da löst ein Blitzschlag 'mit einem jähen Ruck die übernatürliche Spannung, die den Herrn Krautmann aufrecht gehalten', er bricht zusammen, und die alte Vogelscheuche, die für eine knappe halbe Stunde der schmerzlich um ein bewußtes Seelenleben ringende Herr Krautmann gewesen war, wird hinausgekehrt in die Müllgrube.

Ein merkwürdiges Gegenstück ist die ungefähr gleichzeitige Novelle von Oskar H. A. Schmitz, *Herr von Pepinster und sein Popanz*:[2] der am Leben zu Grunde gehenden stellt sie die das Leben besiegende Vogelscheuche gegenüber. Gespenster sind halbabgestorbene Seelen, Seelenreste, und wie alles in der Natur nach Steigerung seines Lebens strebt, so auch die Gespenster; sie wollen heraus aus dem Schattendasein, wollen sich einsaugen in Wirtskörper und so in die Wirklichkeit gelangen. Herr von Pepinster hat in seinem Feld eine Vogelscheuche aufstellen lassen und, einer Laune folgend, sie mit eigenen, eben ab-

[1] In *Megander, der Mann mit den zween Köpfen*, München 1912.
[2] *Die neue Rundschau* (1912) Bd. II, 1709 ff.

gelegten Kleidungsstücken ausgestattet. In diesen ist noch so etwas wie aufgespeicherter Lebensinstinkt, gerade genug, um ein Gespenst, das in den Popanz fährt, einigermaßen wesenhaft zu machen. So wird die Vogelscheuche lebendig und ein Doppelgänger des Herrn von Pepinster. Der ist ein Ästhet, ein Zuschauer des Lebens; er weiß dem Popanz, der sich an seine Schritte heftet, keine Widerstandskraft entgegenzusetzen und verliert sich selbst. Sein Doppelgänger tritt an seinen Platz, Herr von Pepinster wird zur Vogelscheuche.

Am meisten Aufmerksamkeit unter allen Homunculi und Androiden hat aber in neuerer Zeit der Golem erregt, der durch einen großen buchhändlerischen Erfolg sogar in aller Mund gekommen ist. Arnims Golemfigur hat damit nichts zu tun, der *Isabella von Ägypten* war kaum ein augenblicklicher, sicher nicht ein nachhaltiger Erfolg beschieden: wer las denn noch Arnim, nachdem die Zeit der Romantik vorbei war! Nur ein Nachhall seiner Schöpfung findet sich in Annette von Droste-Hülshoffs Gedicht *Die Golem* (Mehrzahl, entstanden 1844): die Figur wird hier als Symbol für Menschen gebraucht, die mit der Jugend auch deren Ideale, deren warme Empfindung verloren haben und nun nur noch ein totes Abbild ihres einstigen besseren Selbst sind. Abgesehen von diesen die Sage nur verwendenden, nicht darstellenden Versen sind die modernen Golemdichtungen ohne Zusamenhang mit dieser ersten von neuem aus der jüdischen Überlieferung erwachsen, und zwar aus einem anderen Zweige der Sage. Von polnischen Juden hatte Jakob Grimm seine Wissenschaft; die beiden jüdischen Schriftsteller, die etwa gleichzeitig unabhängig voneinander die Sage erneuerten, Gustav Philippson[1] und Abraham Tendlau,[2] schöpften aus dem Sagenkreis des Hohen Rabbi Löw, des berühmten Prager Rabbi, dessen Grab noch heute auf dem Prager Judenfriedhof gezeigt wird. Beide erzählen in herzlich schlechten Versen mit einzelnen, hier gleichgültigen Abweichungen dieselbe Geschichte: der Rabbi hat sich aus Lehm einen Golem gemacht, ihn durch den Schem belebt und verwendet ihn als Diener; nur am Sabbat wird der Schem herausgenommen, damit der Knecht den Tag des Herrn nicht entweihe. Doch einmal vergißt es der Rabbi; er ist schon in der Synagoge, als ihm sein Versäumnis einfällt (die Folgen werden verschieden geschildert) — eiligst stürzt er nach Hause, zum Glück ist der Sabbat noch nicht völlig angebrochen, und so gelingt es ihm noch rechtzeitig, seinem Diener den Schem zu entreißen. Seitdem hat er den Ton nicht mehr belebt — der Brauch der Prager Altneusynagoge, das Ein-

[1] *Der Golem* (*Allgemeine Zeitung des Judentums*, 5. Jahrg.), Leipzig 1841.
[2] *Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit*, Stuttgart 1842.

leitungslied zum Sabbat zweimal zu singen, die Tonfigur des Golem auf ihrem Boden[1] sollen Erinnerungen an den Vorfall sein.

Wie alt die Sage ist, läßt sich nicht feststellen. Tendlau, der ein guter Kenner dieser Dinge war, bemerkt, daß er nur aus mündlicher Überlieferung von ihr wisse; nach Nathan Grün[2] erwähnt sie der erste Biograph Löws, Maier Perls, im Jahre 1718 nicht, weil sie eben allgemein bekannt war, wozu man vielleicht ein Fragezeichen machen darf. Für die Verbreitung der Sage spricht, daß die *Sippurim*, die große Sammlung von *Ghettosagen, jüdischen Mythen und Legenden*, deren erster Band ohne Jahr, aber ebenfalls in den vierziger Jahren in Prag erschien,[3] sich förmlich entschuldigen, daß sie die Geschichte erzählen, man könne sonst denken, sie sei übersehen.

Doch nicht nur in diesen jüdischen Kreisen sah die Mitte des Jahrhunderts ein kurzes Aufleben des Golemmotivs. Zeitlich gehört schon das Gedicht der Droste hierher, allerdings nur zeitlich, da sie, deren Lebenskreise sich mit denen der Grimms und Arnims berührten, *Isabella von Ägypten* wohl zweifellos kannte. Dagegen liegt der Zusammenhang mit der Prager Überlieferung auf der Hand bei der 1842 im ersten Bande des Jahrbuches *Libussa* veröffentlichten Erzählung *Der Rabbi von Prag* von Therese v. M., hinter welchem Decknamen sich nach Wurzbach[4] die Gattin des Herausgebers Paul Aloys Klar verbergen soll. Der Stoff der Novelle ist Kaiser Rudolfs Besuch bei dem berühmten Rabbi, ein Liebesverhältnis eines Adligen zu einer Jüdin spielt hinein; der Golem wird verwandt, aber es ist bezeichnend für die Stimmung der Zeit, daß er nichts anderes ist als eine automatische Figur, ein mechanisches Kunststück, das sich durch ein Uhrwerk bewegt und gegängelt werden muß, um nicht Tische und Gläser umzuwerfen. In welchem Verhältnis zu dieser Erzählung des deutsch-böhmischen Dichters Uffo Horn Drama *Der Rabbi von Prag* steht, läßt sich nicht sagen. Es fand sich in seinem Nachlaß vor; Wurzbach, der vermutet, daß es der Novelle seinen Stoff entlehnt habe, kennt es aber nur dem Titel nach, und ob es in die posthume Ausgabe der *Gesammelten Werke*[5] aufgenommen worden ist, habe ich leider nicht feststellen können. Endlich haben noch die fünfziger Jahre einen verspäteten Nachzügler dieser Rabbi-Löw-Dichtungen gesehen: den Operntext *Ein Steinwurf oder Opfer um Opfer*, den kein Geringerer als Friedrich Hebbel[6] 1858 für Rubin-

[1] Die Figur ist bei der Renovierung vergebens gesucht worden; vgl. N. Grün, *Der Hohe Rabbi Löw und sein Sagenkreis* (Prag 1885) S. 39.
[2] A. a. O. 37. [3] Herausgegeben von Poscheles.
[4] Vgl. *Grillparzer-Jahrbuch* Bd. 13.
[5] Braunau 1906—08. [6] Säkularausgabe. Erste Abteilung. Dramen III.

stein verfaßte, ohne daß freilich dieser sich für die Komposition begeistern konnte. Auch hier ist der Rabbi rationalistisch gefaßt: er gilt als im Besitz übernatürlicher Kräfte, ist es aber nicht; sein getreuer Joel fordert ihn auf, in der Not der Judenverfolgung den 'Bleichen' zu rufen, 'der in einem Winkel kauert', den Golem, der 'den heilgen Schem im Munde, Nimmer faul und nimmer satt, Mehr erschlägt als Goliath' — aber es wird nicht klar, ob eine solche Figur, selbst nur als mechanisches Kunstwerk, überhaupt vorhanden ist.

Es scheint, als ob dann die Kunde vom Golem auf Jahrzehnte verschollen ist: jedenfalls ist nicht zu sagen, wie sie zu einem Dichter gedrungen ist, bei dem man einen derartigen Stoff von vornherein eigentlich nicht suchen würde, zu Detlev von Liliencron. Vielleicht ist ihm die Volksausgabe der *Sippurim*[1] in die Hände gefallen, vielleicht sind Prager Freunde die Vermittler gewesen; jedenfalls deckt sich seine Ballade *Der Golem*[2] im wesentlichen mit der böhmischen Überlieferung. Nur der Ton ist anders genommen: Liliencron war gar nicht feierlich gestimmt, als sich ihm die Legende zum Gedicht formte. Er schildert mit kurzen, derben Strichen, wie der Rabbi sich seinen Golem aus Holz schnitzt, wie der Diener fegt, kocht, Stiefel wichst und Fenster putzt, bis der Herr dann einmal vergißt, ihm den Schem herauszunehmen. Was geschah? 'Rasend wurde, dwatsch der Golem, Ein Berserker ward der Kerl'; mit humoristischer Übertreibung wird geschildert, wie er tobt, Häuser in die Wolken 'wuppt', den Hradschin auf den Kopf stülpt; ein groteskes Bild gibt das Ringen des Rabbis mit seinem Geschöpf ab: 'hopsa, hopsa, was für Sprünge', bis endlich der Schem gepackt ist und der Golem zerschmettert daliegt. Gar lakonisch schließt der Dichter:

> 'Nicht noch einmal hat der Rabbi
> Einen Golem sich geschnitzelt,
> Jede Lust war ihm vergangen:
> Allzu klug ist leicht zu dumm.'

Für Liliencrons burschikosen Mangel an Feierlichkeit entschädigen genugsam die folgenden Bearbeiter, die das Motiv mit schwerem Ernst auffassen. Der nächste ist Arthur Holitscher, der Verfasser einer 'Ghettolegende in drei Aufzügen' *Der Golem*.[3] Sein Rabbi — er trägt einen neuen Namen — ist ein faustischer Übermensch, ein Gottsucher und Gottringer; den Golem hat er sich geschaffen aus der Fülle seiner Macht heraus, in prometheischem Kraftgefühl, und seine Gemeinde, die das

[1] Herausgegeben von J. Brandeis. 2. Auflage. Prag 1889.
[2] *Gesammelte Werke* Bd. III (*Bunte Beute*).
[3] Berlin 1908.

gesehen hat, traut ihm nun auch das letzte Wunder zu: wer den Golem aus Ton und Lehm schaffen konnte, der muß auch dem toten Menschen den Odem wieder einflößen können. Der Rabbi vermißt sich des Versuches, aber da, auf der Höhe seines Lebens, trifft ihn Gottes Hand. Während er vergeblich sich müht, dem Tode das Leben abzuringen, entgleitet ihm, was er für unverlierbar hielt. Die urwüchsige Kraft des Golem hat sein Töchterlein Abigail gereizt, im lockenden Spiel erweckt sie in dem halblebendigen Gebilde neue Gefühle. Ein dumpfes Bewußtsein seiner selbst erwacht in dem Golem; er weigert dem Rabbi den Dienst, und Abigail fordert von dem Vater, daß er ihn nun ganz zum Menschen mache. Aber der Rabbi weiß jetzt, daß er über die Kraft hinausgewollt hat; dem Golem fehlt zum Menschen, was ihm selbst zum Gott fehlt: da begeht Abigail Selbstmord, der Golem aber reißt sich selbst den Schem, der ihm das Leben gibt, von der Brust; kann er nicht als Mensch leben, so findet er doch den Weg zum freien Tode, zum Tode des Menschen. Der Rabbi bleibt allein zurück: Gott ist der Starke, er hat ihn zerbrochen.

Die Auffassung des Stoffes erinnert an die Prägung, die ihm Mary Shelley gegeben hat: hier wie dort der Sturz des Übermenschen, die Empörung des Geschöpfes gegen den Schöpfer; wenn aber der englische Roman seine Spannung in dem romantischen Schauer der Ereignisse suchte, so liegt der Reiz des Dramas wesentlich in der Romantik der Zustände. Eine seltsame Luft weht in ihm: ein mystischer Wunderglaube hebt diese Menschen hinweg über ihre eingeschränkte, gedrückte äußere Lage, ihre geistigen Führer sind versunken in asketisches Studium und spüren nicht, wie man um sie her schielt nach den Freuden der Welt; hier ist uns alles fremd nach seinem Dichten und Trachten: es sind eben Menschen und Dinge des Ghettos. Als sein Erzeugnis erscheint uns denn auch der Golem: ein oder mehrere Grade seltsamer als die anderen, aber auch sie sind nicht Vollmenschen, sondern in der Dumpfheit ihres Wesens befangene Kreaturen. Wie sich das auf der Bühne als darstellbar und wirksam bewähren würde, steht dahin; Holitscher aber hat jedenfalls den Weg eingeschlagen, der für die moderne Golemdichtung bezeichnend ist: der Golem ist ihm ein Mittel, die Ghettoromantik zu schildern.

Wo aber ist die zu Hause, wenn nicht im alten Prag, der Stadt, in der Rabbi Löw gelehrt, in der Kaiser Rudolf II. ihn zu geheimnisvoller Zwiesprache auf den Hradschin entboten hat? Holitscher hat merkwürdigerweise Prag gemieden: sein Werk spielt in irgendeiner deutschen Stadt im frühen Mittelalter. Da mag es denn als Fortschritt gelten, wenn der zweite, der den Stoff für die Bühne erobern wollte, ihn wieder nach Prag in die

Zeit des Astrologenkaisers verlegt — das ist freilich auch das einzige Gute, was man über die ungeschickte Dilettantenarbeit, das 'kabbalistische' Drama *Der Rabbiner von Prag* von Johannes Heß (Karlsruhe 1914) sagen kann.

Völlig als Zubehör zum alten romantischen Prag erscheint der Golem in den letzten beiden dichterischen Gestaltungen des Motivs — das Kinodrama *Der Golem* (1915) sei nur nebenher erwähnt —, nämlich in Gustav Meyrinks erfolgreichem Roman[1] und in Auguste Hauschners Novelle *Der Tod des Löwen*.[2] Freilich im engeren Sinne gehört Meyrinks Buch gar nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes: es wird in ihm kein Golem erzeugt, noch gehört ein künstlicher Mensch zu seinen Personen. Die Geschichte wird erzählt und insofern fortgebildet, als in jedem Menschenalter einmal ein Fremdling im Prager Judenviertel auftauchen soll als Vorzeichen besonderer Ereignisse — eben der Golem. Seine Erscheinung wird aufgefaßt als geschaffen durch die besondere Art des Ghettos und seiner Leute, er wird ein Symbol dieses seltsamen Lebens und Treibens, das Meyrink schildert wie keiner vor ihm, im besonderen scheint der Held des Romans, der Träumer, der Fremdling im Leben, das er mit vierzig Jahren nach einer langen Nacht des Wahnsinns wie von neuem anfängt, in dem Golem das Sinnbild des eigenen Daseins, ein zweites Ich erkennen zu sollen.

Um so wirklicher ist der Golem Auguste Hauschners: dem bloßen Symbol stellt sie die Legende in ihrer örtlichen und zeitlichen Bedingtheit gegenüber. Dabei hütet sie sich, den Golem auch nur zu einer Hauptperson zu machen; ihr geht es um die Gestalt des einsamen Habsburgers, dem ein Löwe der beste Freund ist. Der tief unbefriedigte, nach Macht und Erkenntnis suchende Rudolf II. begehrt von Rabbi Löw den Schlüssel zur tiefsten Weisheit der Kabbala. Um seines Volkes willen entschließt sich der Rabbi zu dem Frevel, den Fremden, Uneingeweihten in die Geheimnisse seines Gottes blicken zu lassen — sein Werk scheitert an der eigenen Tochter, die sein mystisches Schauen stört. Des Kaisers Blick fällt auf sie, und in ihm, der schon von der letzten Lebenskraft zehrt, erwacht eine wilde Begier: da tritt ihm des Rabbis gewaltiger Diener, der Golem, entgegen; seiner Kraft, die vor keiner irdischen Majestät zurückscheut, erliegt Rudolf; als ein Gebrochener verläßt er das Haus des Rabbi. Das aber ist nur eine Episode in der farbenreichen Dichtung, die das Prag Rudolfs in Bildern voll eigentümlich flackernder Beleuchtung heraufbeschwört: die persönliche Umgebung des Kaisers und seine Gelehrten, den Hradschin und die Judenstadt, Politik und

[1] Leipzig 1915; zuerst 1914/15 in den *Weißen Blättern*. [2] Berlin 1916.

kabbalistische Mysterien, im Mittelpunkt von alledem Rudolfs rätselvolles Wesen in seinen letzten Tagen — vor dem großen Vorbild Grillparzers braucht sich die Verfasserin mindestens nicht zu schämen. Der Golem aber ist meisterhaft verwertet als das, was er in solchem Zusammenhang sein kann, als Episode. Seine Gestalt bleibt im Zwielicht, taucht auf und verschwindet; daß er das Wunderwerk des Rabbi ist, wird mehr angedeutet als gesagt. So gelingt es, der Gestalt das Unheimliche, Maschinenmäßige zu schaffen, das sie haben muß — auf dem Boden, wo sie entstanden ist, in der geheimnisvollen Atmosphäre von Magie und dunkler Mystik, ist die Sage erneuert und ihr Geschöpf poetisch geworden als ein Wahrzeichen des alten, romantischen Prag.

Wir sind am Ende: in langer Reihe sind sie an uns vorübergezogen, Vorläufer, Zeitgenossen und Nachfolger des Goethischen Homunculus — eine recht bunte Gesellschaft. Das Motiv ist nicht derart, daß es leicht aufgegriffen wird — das könnte man höchstens von den Geschöpfen der Opernbühne und des Kinos sagen, bei denen dort der Reiz der von Menschen nachgeahmten mechanischen Bewegung, hier die Möglichkeit phantastischer Bilder und spezifisch kinematographischer Überraschungen bestimmend war — aber es paßt sich doch gar verschiedenen Stimmungen und Naturen an. Darum wird sich ja kaum ein Generalnenner finden, unter dem all die einzelnen Variationen zusammenzufassen wären. Hier eine spielende Freude an der Vortäuschung des Lebens, dort ein grübelndes Sinnen über seine Bedeutung und seine Bedingungen, hier Beseelung der Natur, dort Entsetzen über ihre Leblosigkeit, hier Einkleidung bitterer oder gutmütiger Satire, dort Symbol für menschliches Tun und Treiben: in mannigfaltiger Form hat das Problem die Dichter als Einzelpersönlichkeiten gereizt. Gruppenweise zusammengefaßt, wie es hier versucht ist, spiegeln diese künstlichen Menschen aber doch auch in ihrer Weise den Geist der Zeiten wider, als deren sehr echte Kinder sie sich erweisen. Darum dürfte diese allgemeine Musterung doch nicht ganz unlohnend gewesen sein.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Ludwig Börne und Rahel Varnhagen.

Mit zwei ungedruckten Briefen.

Friederike Rahel Varnhagen von Ense, die berühmte Briefschreiberin, gehörte zu den eifrigsten Bewunderern Börnes. Sie hatte ein unendliches Behagen an der Zeitschrift 'Die Wage' gefunden, war mit Börne in Verkehr getreten, hatte bei ihrem Aufenthalt in Frankfurt die persönliche Bekanntschaft des Journalisten gemacht und sich auch als Mitarbeiterin an seinem periodischen Unternehmen beteiligt. Die persönliche Bekanntschaft erneute sie, als sie sich 1825 in Frankfurt befand. Damals erhielt sie folgendes bisher unbekannte Schreiben Börnes, dessen Original sich in der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Varnhagensche Sammlung) befindet.

29. August 1825.

Gnädige Frau!

Sie haben gestern den Wunsch geäußert, einiges von meinen ungedruckten Schriften zu besitzen, und ich habe mich im stillen sehr über diese Äußerung gefreut. Die Dankbarkeit hätte gefordert, Ihrem Wunsche nicht zu entsprechen, aber diese Tugend fiel mir zu schwer. Doch bin ich so vorsichtig, erst die Beharrlichkeit Ihrer Wünsche auf die Probe zu stellen, und darum teile ich Ihnen nur einen Aufsatz mit. Wenn Sie standhaft bleiben, werde ich mit meinen Mitteilungen fortfahren. Ich habe diesen Aufsatz gewählt, weil er Steffens betrifft, den wir gestern etwas berührten. Er ist schon vor zwei Jahren geschrieben, und die Stuttgarter Zensur hat ihn nicht durchgehen lassen. Warum nicht — darüber bitte ich Sie nachzudenken, sobald Sie die Zeit haben. Mir ist es unerklärlich geblieben. Ich kann es Ihnen nicht verschweigen, daß Sie meine Ruhe gestört haben. Ich lebte so zufrieden mit meinem Schicksale, und jetzt haben Sie die heftigste Begierde in mir erweckt, in Berlin eine grüne Kernsuppe mit Ihnen zu essen. Möge der Himmel diese neue Sehnsucht stillen, wie er schon manche gestillt.

Darf ich Sie bitten, mich der Hofrätin Herz in Erinnerung zu bringen? Ich grüße Sie aufs freundlichste

Ihr ergebener
Dr. Börne.

Über den Aufsatz, von dem in unserem Briefe die Rede ist, soll gelegentlich der Antwort der Rahel etwas ausführlicher gehandelt werden. Diese Antwort vom 11. September ist gleichfalls bisher völlig unbekannt gewesen. Das Original des gleich abzudruckenden Schreibens ist in dem Versteigerungskatalog der K. E. Henricischen Buchhandlung in Berlin aufgeführt; die Versteigerung soll vom 14. bis 16. März 1918 in Berlin stattfinden. Dieser Brief ist ein ungemein merkwürdiges Schriftstück, ganz in der Weise der Rahel geschrieben, sehr geistvoll, mit seltsamen, schwerverständlichen Ausdrücken. Er lautet folgendermaßen:

Berlin. Sonntag früh 11 Uhr, den 11. Sept. 1825.

Endlich schönes Frankfurter Wetter. Machen Sie es sich zunutze, lieber Dr. Börne, daß ich Sie aus Ihrer Ruhe gestört habe, und reisen nun, mir und vielen zu Nutz und Freude, gleich ab.

Noch ist das Wetter köstlich, die Wege herrlich, der Mondschein tritt bald wieder ein. Sie kommen auf lauter gute Wirtshäuser, (in Fulda im 'Erbprinzen', dem Schlosse gegenüber, wenn es auch anders heißen sollte. In Gotha in den 'Drei Mohren'.

In Naumburg, dicht an der Stadt vor dem Jakobstor im 'Blauen Stern'. In Wittenberg in der 'Traube'). Diners bekommen Sie jetzt allenthalben. (In Treuenbrietzen im 'Blücher'. In Beelitz im 'Ratskeller', zwei Schritt von der Post.) Ich möchte Ihnen Ihre Pakete machen, Ihnen alle Unbequemlichkeiten wegräumen und übernehmen. Ihre Gedanken im Kopf, mit einem Griff der Hand, mit sechs eindringlichen Worten zum Entschluß knöten. Knöten, das Wort steht da. Sie, ich bin es gewiß, werden auch seine besseren Seiten einsehen. Wie ich nur so auf Ihr Herkommen dringen kann? Weil ich nicht allein den Vorteil davon haben werde — würde will ich gar nicht mehr aufkommen lassen. Weil es ein großer für Sie wäre, und dann gleich für viele. 'Nur Schweigen ist schädlich', Sie würden hier unfehlbar schreiben. Sie fehlen mir, ich fehle Ihnen. Sie sind mein pair in innerer Seele, ich könnte auch sagen: ich will, ich kann wie Klärchen in Egmont die Fahne sein, die Euch alle führt. Aber ich bin auch die Trommel, die Schlachtmusik, der Feldprediger, die restaurierende Marketenderin, die Wäscherin, die Pflegerin, die Aufhetzerin, der Sporn, führe den Balsam in der Feldapotheke. Will auch zerstreuen, Komödienbillette schaffen, Früchte, besseren Wein. Will auch Sänger einladen. dumme, angenehme Leute, kurz, verführen und helfen aus allen meinen Kräften. Ich bin auch öfters Ihrer — nämlich nous allons de pair et c'est la vraiment être pair l'un pour l'autre — und das bin ich nur welche ganz bestimmte Hilfe und Anregung; Vormund, Besorger auch Varnhagen; welcher tätiger Anerkenner; und das ist doch auch nur wieder einer.[1]

Es bildet sich Kreis an Kreis, schließt sich Freund an Freund! Und daß nur so viel Geselliges, Dummes vergeht, regt ja am meisten zum Denken auf: mich, also auch Sie. Hier bleiben sollen Sie ja nicht: ich sehe es aber hier an, und Sie werden es einsehen als ein russisches Bad der Seele. Alle Stockungen werden gehoben: die wenigstens, die das deutsche Klima dem Geist zu- und entgegenweht. Sie schreiben mir, wann Sie kommen, und daß es bald ist. Wer mit Ihnen unzertrennlich, kann Sie ja begleiten und findet in allen Fällen seine Rechnung.

Gewiß bin ich zu ehrlich, daß ich Ihnen Ihr köstliches Manuskript wieder zurückschicke, denn am Ende lassen Sie es trotz meiner inständigen Bitte nicht drucken. Welcher Jammer, welcher Schaden, daß dieser milde, scharfe Ausspruch schon zwei Jahre verschlossen daliegt, der einen so gerechten Hunger, ein so dringendes Bedürfnis hätte stillen können. Welchen Ärger mußte man aushalten; wie vielfältig dachte ich einzelnes aus diesem Aufsatz, alles kann ich sagen, ohne daß ich es je würde haben zusammenfassen können! Und so ging's allen, nur einem nicht, und der eine verschließt's. So kann ich es nennen, wenn ich nicht annehme, was ich nicht kann, daß Stuttgart der einzige Ort ist, wo gedruckt wird. Wenn es eine Möglichkeit ist, so lassen Sie es noch schleunigst abdrucken; es ist noch

[1] Der dunkle, orakelhafte Satz, der genau nach dem Original wiedergegeben ist, soll wohl bedeuten: 'Ich bin Ihnen häufig gleich, manchmal aber gehöre ich und ebenso Varnhagen zu dem großen Haufen, die Ihnen nicht vollständig gleichstehen, aber doch vermögen, Ihnen etwas zu sein und etwas zu nützen.'

ganz an der Zeit: die Mehrheit ist über diesen Punkt nicht erhellt. Soll es aber liegenbleiben — ich sollte Ihnen diese von mir ausgeschmückte Alternative gar nicht zeigen: es ist ganz wider meine kluge Einsicht —, so senden Sie es mir zurück oder vielmehr bringen es. Ich lasse es dann abschreiben und gebe es so viel Menschen als möglich, und es ist in der Art sehr viel möglich. Das Druckenlassen von diesen Möglichkeiten immer die schönste. Wo Sie solche + von Bleistift finden, da hat es mir überaus gefallen; wo Sie solche × finden, noch besser. Ein paar undeutliche Stellen traf ich noch, ich habe sie zu Ihrer Beurteilung angedeutet. Was Sie vom Irrtum sagen, da stimme ich aus voller Brust bei. Aber ich könnte doch mit einem in die Wunde treffenden Worte sagen, welcher nicht zu erdulden ist und welcher nur vom lieben Gott, aber nicht von seinen Gesellen, uns, geduldet werden darf. Der willkürliche nämlich, der, welcher eine Aktion vor dem Forschen erfordert, nämlich aus dem Felde des Forschens zu treten oder, wie Sie zeigten, den Geist oder die Vernunft aussperrt oder kettet: dieser ist auch noch daran zu erkennen, daß ihm Dunkel vorhergeht, folgt, begleitet und aufbläst; der nennt die Vernunft mit dem Beiworte die sogenannte oder vornehme. Sie ist so genannt, weil sie vernimmt; das einzige uns bekannte intellektuelle Vernehmen; sie ist vornehm, weil sie das Vornehmste ist; das, welches alles anderen wohl gleichgeltenden verliehenen Gaben beleuchtende Ordnende. Ein — so aussehender Strich mit Bleistift bedeutet diesen letzten Gedanken.

Seit heute vor acht Tagen, wo ich ein éblouissement hatte und davon starke Migräne, konnte ich bis jetzt ohne Kopfweh nicht schreiben; daher erst heute diese Zeilen der Freundschaft, des Dankens, des Mahnens. Sie schicken mir, noch ehe Sie kommen, mit der fahrenden Post (Frau von Varnhagen, Französische Straße 20). Hier zeige ich Ihnen alles, was ich mir aufgeschrieben habe, und gestatte und beantworte Ihnen jede Frage, ça est-il chien.[1] Sie kriegen Weintrauben, Feigen, Orangen, Ananas à foison.[2] Lassen Sie sich nicht einreden von Herrn Dr. Neuburg, der hat nichts gesehen: keinen Blumenmarkt, keinen Fruchtmarkt, keine Gärten. Im Frühling reise ich mit Ihnen zurück. Mehr weiß ich in der Geschwindigkeit nicht, aber es ist dafür alles wahr. Fr. Hoffr.[3] ist sehr empfäng- und empfindlich für Ihr schönes Andenken und grüßt Sie herzlich und ladet Sie auch ein. V. bestürmt Sie, zu kommen, mit besten, schönsten Grüßen. Es soll Ihnen nicht reuen. Wie schön sprechen Sie über Reue! Ich sage immer: Reue kommt vor der Tat, nicht nach der Tat. Nie habe ich das bereut, was ich wirklich wollte. Nie kann uns nur der Ausgang recht geben. 'Hast du darum recht, weil's dir der Ausgang sagt?' läßt Lessing in Emilia Galotti sagen. Noch eine Stelle aus Angelus, die ich am meisten liebe und die meine Devise ist und die weit oben stehen sollte, müssen Sie jetzt wissen und fühlen:

'Die Unschuld acht' ich nur,
Der Gott hat Witz beschert,
Die aber den nicht hat,
Ist nicht des Namens wert.'

Und damit Gott befohlen.

Fr. Varnhagen.

Sie schreiben mir in jedem Falle gleich.

Der am Schluß erwähnte Angelus ist der bekannte, von Rahel sehr geliebte Schriftsteller des 17. Jahrhunderts Angelus Silesius.

[1] Ungebräuchliche Redensart, eigentlich in dem Sinne = ist das nicht gemein? [2] In Fülle. [3] Frau Hofrätin (Herz).

Die Verse stehen unter dem Bilde der Rahel, das dem bekannten Buche 'Rahel, ein Buch des Andenkens' beigegeben ist. Die in dem Briefe angeführte Fr. Hofr. ist die Hofrätin Henriette Herz. Dr. Neuburg ist ein Frankfurter Arzt, der mit Börne gut bekannt war. Die Worte des Briefes: 'Wer mit Ihnen unzertrennlich' beziehen sich auf die wohlbekannte Frankfurter Freundin Börnes, Frau Jeanette Wohl. Der Aufsatz, der aus Zensurrücksichten zwei Jahre lang ungedruckt bleiben mußte, ist, wie aus Börnes Briefen hervorgeht, die wichtige Studie 'Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens', der wirklich 1823 entstanden, aber erst 1827 zuerst im Morgenblatte gedruckt wurde. Hier kommen wirklich jene Stellen über Reue und Irrtum vor, auf die Rahel anspielt. (Vgl. die von mir geleitete historisch-kritische Ausgabe von Börnes Schriften, Bd. II, S. 181—189.) Die Stelle aus Lessings 'Emilia Galotti', Akt 2, Szene 4, lautet: 'Aber, gute Claudia, hattest du darum recht, weil dir der Ausgang recht gibt?' Von dem brieflichen Verkehr zwischen Börne und Rahel ist nichts weiteres bekannt. Die Reise nach Berlin, zu der Rahel den Frankfurter Schriftsteller so dringend aufforderte, erfolgte erst drei Jahre später, im Jahre 1828. Sie hatte nicht die Wirkung, die Beziehungen zwischen den beiden zu stärken, sondern brachte eine Entfremdung zwischen beiden hervor. Diese erfolgte aus zwei Gründen. Zunächst deswegen, daß Börne zu Berlin sich wesentlich in Kreisen bewegte, die Rahel unsympathisch waren, nämlich in denen der Henriette Herz und Mariane Saaling, sodann, weil Rahel und ihr Gatte Varnhagen Börne den kurz vorher erschienenen Aufsatz 'Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wissenschaftlichen Kritik, herausgegeben von der Sozietät der Wissenschaftlichen Kritik zu Berlin' übelnahmen. Börne selbst hat diese Empfindlichkeit und die seltsamen Szenen, die sich daraus ergaben, in seinen Briefen aus Berlin 1828, die von mir im Jahre 1907 veröffentlicht wurden, spöttisch genug geschildert.

Ludwig Geiger.

Eine altenglische Vision vom Jenseits.

Dem Beispiele Max Försters (Anglia XLII, 145) folgend, lege ich hiermit den Fachgenossen auch einen bisher ungedruckten, altenglischen Text vor, den ich vor Jahren im British Museum aus der Cotton-Handschrift Otho C I abgeschrieben hatte. Er schließt sich dort auf fol. 143b des zweiten Teils an jene drei Geschichten aus den 'Vitae Patrum' an, die Aßmann in Grein-Wülkers Bibliothek der ags. Prosa III, 195 herausgegeben hat. Wie diese und die vorhergehenden Dialoge Gregors, ist auch er mit zerstreuten lateinischen Glossen versehen, und zwar von der Hand desselben alten Mönches von Worcester, dessen Tätigkeit wir in verschiedenen anderen Handschriften beobachten können (vgl. Wolfgang Keller, Die literarischen Bestrebungen von Worcester in angelsächsischer Zeit S. 20). Das beweist, daß sich die Handschrift zur Zeit, als die Glossen eingetragen wurden, d. i. um das Ende des 12. Jahrhunderts, in der Klosterbibliothek zu Worcester befunden haben muß (vgl. das Vorwort von H. Hecht zu seiner Ausgabe der Dialoge Gregors in der Bibliothek der ags. Prosa V, S. VIII und meine Bemerkungen in diesem Archiv 106, S. 176).

Dem Inhalte nach erweist sich der Text als Übersetzung eines Berichtes des Bonifatius[1] an Eadburga, Äbtissin des Nonnenklosters auf Thanet, über die wunderbaren Visionen, die ein geistlicher Insasse des Klosters der Äbtissin Milburga (zu Wenlock in Shropshire), während er infolge einer schweren Krankheit im Scheintode lag, gehabt und dem Bonifatius in Gegenwart von Zeugen später wiedererzählt haben soll.

Er wurde — so gibt er an — von seinem Schmerzenslager weg, des Körpers entledigt, von Engeln, deren Glanz sein Auge blendete, in die Lüfte gehoben und sah unter sich den ganzen Erdkreis von emporzüngelnden Flammen mit Vernichtung bedroht, wenn sie die Engel nicht durch Christi Kreuzeszeichen gestillt und auch ihn vor der Glut geschützt hätten. Und eine ungeheure Menge von Seelen, die aus ihren Leibern wanderten, waren da versammelt und eine unzählige Schar böser Geister und ein glänzender Chor himmlischer Engel, die mit den Teufeln um die Seelen stritten. Auch seine eigenen Sünden, die er seit seiner Jugend begangen und nicht gebeichtet oder vergessen oder gar nicht als solche erkannt hatte, traten wider ihn auf und klagten ihn, jede mit eigener Stimme, an. Eine sagte: 'Ich bin deine sündhafte Begierde'; eine andere: 'Ich bin deine Ruhmredigkeit'; eine dritte: 'Ich bin deine Lügenhaftig-

[1] Bibliotheca Rerum Germanicarum edidit Philippus Jaffé. Tomus III. Monumenta Moguntina. 10. Epist., p. 53.

keit', und so fort. Die Teufel aber stimmten in die Beschuldigungen mit ein und bekräftigten sie, führten auch einen damals noch lebenden Mann herbei, den er, noch im weltlichen Stande, einst verwundet hatte, und dessen offene Wunde laut wider ihn zeugte. So häufte man und rechnete ihm vor die Zahl seiner Sünden, und die Feinde erklärten, er sei ihnen zweifellos verfallen. Dagegen aber erhoben seine geringen Verdienste, ihn entlastend, ihre Stimme. Eines sprach: 'Ich bin der Gehorsam, den er seinen geistlichen Oberen leistete'; ein anderes: 'Ich bin das Fasten, womit er gegen die fleischlichen Begierden ankämpfte', und so weiter: eine jede Tugend, von den ihn verteidigenden Engeln noch vergrößert, in lautem Widerstreit mit dem entgegengesetzten Laster. Unterdes sah er in der Unterwelt sehr viele feurige Brunnen(schachte), die Flammen ausspien; drin flatterten in Gestalt schwarzer Vögel die Seelen unglücklicher Menschen, die weinend und heulend ihr eigenes Verschulden und die gegenwärtige Strafe dafür beklagten; sie setzten sich ein wenig und klebten an den Rändern der Brunnen, dann fielen sie wieder jammernd hinab. Und einer der Engel sagte ihm: 'Diese kurze Ruhe bedeutet, daß der allmächtige Gott diesen Seelen am Tage des Gerichtes Linderung der Strafe und ewige Ruhe gewähren wird.' Aus der untersten Tiefe aber, unter den Brunnen herauf, hörte er das erschreckliche Seufzen und Weinen klagender Seelen: derer, wie der Engel ihm sagte, die zu ewiger Qual in den Flammen verdammt sind. Darauf sah er einen wunderlieblichen Ort, an dem eine Menge der schönsten Menschen in Freude lustwandelten, die ihn einladeten, zu ihnen zu kommen, wenn es ihm gestattet wäre; und ein wundersam süßer Duft, der Odem jener seligen Geister, ging davon aus. Das sei, erklärten die Engel, das berühmte Paradies Gottes.

Auch einen grausigen Fluß von brennendem Pech, heiß aufwallend, schaute er da; über dem lag ein Holz(stück) statt einer Brücke. Dahin eilten die heiligen Seelen, um ans jenseitige Ufer zu gelangen. Einige kamen ohne Schwanken hinüber, andere aber verloren das Gleichgewicht und fielen hinab in den Fluß. Und zwar wurden einige von ihnen ganz darin untergetaucht, andere nur teilweise, bis zu den Knien, bis zur Mitte, oder bis zu den Schultern. Alle aber stiegen reiner und schöner, als sie vorher gewesen waren, aus dem siedenden Pechfluß heraus ans andere Ufer. Und einer der seligen Engel sagte, das seien die Seelen, die von geringen Fehlern noch nicht völlig gereinigt aus dem Leben geschieden seien und einiger Züchtigung von seiten des barmherzigen Gottes bedürften, um würdig vor ihm erscheinen zu können. Jenseit des Flusses erblickte der Visionär glänzende Mauern von wunderbarer Länge und Höhe. Das sei, sagten die Engel, jene heilige und ruhmreiche Stadt, das himmlische Jerusalem, worin die heiligen

Seelen sich ewig freuen würden. Und jene Seelen und die Mauern der glorreichen Stadt waren von solch strahlendem Glanze, daß seine davon getroffenen Augen sie nicht anschauen konnten.

Es kam da in jene Versammlung unter anderen auch die Seele eines Mannes, der im Leben Abt gewesen war. Um die stritten sich die bösen Geister und die Engel. Da trat plötzlich eine große Schar glänzend weißer Seelen für ihn ein und sagten, der Mann sei ihr Vorgesetzter und Lehrer gewesen und habe sie alle durch seine Führung Gott gewonnen; um diesen Preis sei er aus der Gewalt der Teufel losgekauft worden. Und unter dem Beistand der Engel entrissen sie seine Seele den Teufeln, die sich auf Befehl der Engel in die obenerwähnten Feuerschlünde stürzten, aber bald wieder emportauchten und den Kampf um die Seelen von neuem aufnahmen. Er konnte auch von den damals noch lebenden Menschen beobachten, wie den Tugendhaften unter ihnen immer schützende Engel zur Seite waren, während den Sündern ein böser Geist zugesellt war, der sie beständig verführte und, so oft sie sich in Wort oder Tat verfehlt hatten, es den anderen bösen Geistern wie zu ihrer Belustigung verkündete und nicht wartete, bis eine neue Sünde begangen wurde, sondern jede einzelne zur Kenntnis der anderen brachte. So sah er auch ein Mädchen, die in einer Mühle mahlte und sich verstohlenerweise einen neben ihr liegenden schön verzierten Spinnrocken eines fremden Mädchens aneignete, was dann von fünf der häßlichsten Teufel mit ungeheurer Freude in der Versammlung angezeigt wurde. Ferner sah er die traurige Seele eines kürzlich verstorbenen Klosterbruders, der ihm sterbend aufgetragen hatte, seinen leiblichen Bruder zu bitten, daß er eine ihnen beiden gemeinsam gehörende Sklavin um seiner Seele willen freilasse. Der habsüchtige Bruder aber erfüllte diese Bitte nicht, worüber sich denn die genannte Seele bitter beklagte.

Nun endlich hießen die seligen Engel ihn unverweilt wieder in seinen Körper zurückkehren und alles, was ihm gezeigt worden war, gläubigen und in guter Absicht fragenden Menschen offenbaren, Spöttern aber vorenthalten. Einer entfernt lebenden Frau sollte er ihre Sünden vor Augen führen und ihr sagen, sie könnte Gott durch Buße wieder versöhnen; und einem Priester namens Begga (Bozia) sollte er alle seine geistigen Gesichte erzählen und sich von ihm weisen lassen, wie er sie den Menschen offenbare; sollte ihm auch die Sünden, die ihm von den unreinen Geistern vorgeworfen worden waren, beichten und nach seinem Ermessen büßen; und sollte sich von ihm bezeugen lassen, daß er aus Liebe zu Gott, ohne daß es jemand wußte, viele Jahre hindurch einen eisernen Gürtel um die Lenden getragen habe.

Nichts — erklärte der Visionär am Ende seines Berichtes — von allem, was er während seiner Entrückung gesehen, erschien

ihm so widerlich und übelriechend, außer den Dämonen und dem lodernden Feuer, wie sein eigener Körper. In diesen kehrte er auf Befehl der Engel beim Anbruch des Morgens zurück, während er ihn beim ersten Hahnenschrei verlassen hatte.

So weit nun geht der englische Text mit dem lateinischen Original zusammen. Der Schluß des Briefes des Bonifatius ist in der Übersetzung gekürzt. Übergangen ist bemerkenswerterweise auch, was von Ceolred, dem König der Mercier, im Original erzählt wird, der übrigens, wie Bonifatius bemerkt, zur Zeit der Vision zweifellos noch am Leben war (er starb 716). Der Visionär sah ihn in der Unterwelt, von Engeln wider den Ansturm der Teufel beschirmt, die wutschnaubend forderten, daß man ihnen gestatte, ihren grausamen Mut an ihm zu kühlen; denn sie beschuldigten ihn einer Unmenge verruchter Schandtaten und sagten drohend, er verdiene, ins schrecklichste Höllenverlies eingeschlossen und dort seiner Sünden wegen ewig gepeinigt zu werden. Voll Trauer mußten die Engel nachgeben und den über ihn gehaltenen Schirm (gleichsam in Form eines großen Buches) entfernen. Da strömten frohlockend aus allen Teilen der Welt Teufel herbei und zerfleischten den Unglücklichen unter mannigfachen Qualen.

Die Wahrheit dieser Vision, meint Bonifatius, hätte das nachfolgende plötzliche Ende des lasterhaften Königs bestätigt. Über dieses Ende spricht er in einem anderen Briefe (bei Jaffé Nr. 59, S. 174). Da wird dem Ceolred, König der Mercier, und Osred von Deira und Bernicia Schändung der Nonnen und Zerstörung der Klöster vorgeworfen; und weil sie in ihren Sünden verharrten, seien sie von Gott mit plötzlichem Tode und ewiger Verdammnis bestraft worden. 'Nam Ceolredum' — heißt es — 'ut testati sunt, qui praesentes fuerant, apud comites suos splendide epulantem, malignus spiritus, qui eum ad fiduciam dampnandae legis Dei suadendo pellexit, peccantem subito in insaniam mentis convertit; ut sine poenitentia et confessione, furibundus et amens cum diabolis sermocinans et Dei sacerdotes abhominans, de hac luce sine dubio ad tormenta inferni migravit.'

A. Ebert, Allgemeine Geschichte der Literatur des Mittelalters im Abendlande I, 616, und C. Fritzsche, Die lateinischen Visionen des Mittelalters bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts (Roman. Forschungen II, 275 f.), haben schon angedeutet, daß die von Bonifatius hier geschilderte Vision — abgesehen von einzelnen Sonderzügen — nur eine Verschmelzung älterer Visionen, insbesondere der von Gregor dem Großen in den Dialogen und von Beda in seiner Kirchengeschichte erzählten, darstelle. So ist das Eingangsmotiv des Scheintodes infolge einer schweren Krankheit herkömmlich.

Furseus (Beda V, cap. 36) ist (abweichend von unserer Vision, die vom ersten Hahnenschrei bis zum Tagesanbruch gedauert hat)

vom Abend bis zum Hahnenschrei, des Körpers entkleidet, ins Jenseits entrückt (a vespera usque ad galli cantum corpore exutus). Er wird von Engeln in die Lüfte getragen und sieht unter sich die Welt und, aus der Tiefe aufsteigend, vier Feuer, die sie verzehren werden. Sie vereinigen sich zu einer ungeheuren Flamme, die ihn selbst zu ergreifen droht; aber die Engel teilen sie und schirmen ihn. Er ist Zeuge des Streites zwischen den Engeln und Teufeln um die Seelen, hört das Weinen und Heulen der armen Sünder und das triumphierende Gelächter der Teufel, wenn sie einen Sünder ergriffen haben. Darunter ist einer, den er im Leben gekannt hat. Auch ihn selbst klagen die bösen Geister an, während die guten ihn verteidigen. In einer anderen Vision, die Beda (V, cap. 12) von einem Nordhumbrier Dricthelm erzählt, hört der Visionär klägliches Geheul und dazwischen schallendes Gelächter und sieht, wie die bösen Geister arme Seelen herbeischleppen und in einen feurigen Abgrund werfen. Er sieht ferner ein liebliches, von Licht umflossenes und von Blumenduft erfülltes Gefilde und auf demselben Scharen (conventicula) weißgekleideter Menschen (ebenso der römische Soldat bei Gregor, Dialog. IV, cap. 36). Das sei aber noch nicht das Himmelreich, sagt ihm der führende Engel. In unserer Vision ist es das Paradies.

Die Brücke über einen grausigen Fluß kommt schon in der Visio Pauli, dann wieder bei Gregor vor (Dialog. IV, 36). Hier wird der Fluß 'niger atque caliginosus, foetoris intolerabilis nebulam exhalans' genannt. Nur die Gerechten können die Brücke ungefährdet überschreiten, die Ungerechten aber fallen in den Fluß hinab. Nach der Visio Pauli werden sie darin je nach ihrer Schuld versenkt: die einen bis an die Knie, die anderen bis an den Nabel, andere wieder bis an den Kopf. Ebenso in unserer Vision. Der Fluß ist hier aus brennendem Pech. Die Seelen aber, die hineinfallen, kommen geläutert und gereinigt aus demselben heraus: es sind die mit läßlichen Sünden aus dem Leben geschiedenen, und der Pechfluß erweckt hier die Vorstellung des Fegefeuers. Das Holz, das an Stelle einer Brücke darüberführt, ist als schmales Brett oder Balken zu denken, 'quia angusta valde est semita, quae ducit at vitam' (Matth. VII, 14), wie Gregor (Dialog. IV, 37) sagt.

In der Visio Pauli wird dem Apostel ferner ein Brunnen (puteus) gezeigt, dessen Öffnung mit sieben Siegeln verschlossen ist. Als er geöffnet wird, entströmt ihm ein übler Geruch. Er ist von ungeheurer Tiefe, Weinen und Seufzen, wie lauter Donner erklingend, erfüllen ihn. Wer da hineingeworfen wird, dem wird keine Barmherzigkeit Gottes zuteil.

Auch Beda spricht von einem 'puteus flamminivomus', in der Vision des Nordhumbriers Dricthelm (V, cap. 12). Der steigt mit seinem Führer in die von Finsternis völlig umfangene Tiefe. Da

sieht er Flammenkugeln, eine nach der anderen, aufsteigen, 'quasi de puteo magno', und wieder dahin zurücksinken. Und während diese Feuerkugeln ohne Aufhören bald in die Höhe, bald wieder den Tiefen des Schlundes ('ima baratri') zustreben, sieht er, daß sie voller Seelen von Menschen sind, die, wie Funken mit dem Rauch, bald emporgeschleudert werden, bald zurückfallen. Auch Gestank ohnegleichen, mit den feurigen Dünsten aufsteigend, erfüllt den ganzen Raum. Teufel ziehen fünf Menschenseelen mitten in jenen brennenden Schlund ('in medium baratri illius ardentis'), und das Weinen der Menschen und das Gelächter der Teufel klingt im Ohre. Dann steigen aus jenem flammenspeienden Abgrund ('de abysso illo flamminivoma') schwarze Gestalten herauf, mit feuersprühenden Augen und feurigem, stinkendem Atem aus Mund und Nase (vgl. in unserer Vision am Schlusse: 'ut in omnibus visionibus ... nihil tam durum foetorem evaporans, exceptis daemonibus et igne flagrante, videret'), und wollen ihn mit glühenden Zangen ergreifen, sein Führer aber vertreibt sie.

Beda denkt sich also einen flammenspeienden Schlund ('baratrum'), einen Abgrund ('abyssus'), auch 'fornax tenebrosa' genannt, der wie ein (ausgeschachteter) Brunnen aussieht und die Höllenmündung ('os gehennae') vorstellt. Die 'ignei putei horrendam eructantes flamman', in deren hervorbrechenden Flammen arme Seelen in Gestalt schwarzer Vögel herumflattern, wie unsere Vision es darstellt, sind wohl ebenso gedacht. Sie bedeuten aber hier nicht die Hölle, sondern das Fegefeuer, aus dem es für die Seelen am jüngsten Tage Erlösung gibt; und zwar, wie es scheint, das strafende, quälende Feuer, während der Pechfluß das läuternde und reinigende Feuer andeuten soll. Die eigentliche Hölle ist in unserer Vision unter den Brunnen, 'in imo profundo, quasi in inferno inferiori'; denn, wie es in einer Redaktion der Visio Pauli (H. Brandes, Engl. Stud. VII, 47) heißt: 'Bene debemus scire et credere, quod sint duo inferna, scilicet unum superius, et aliud inferius. Superius infernus est ignis purgatorii ... Infernus inferius, ubi sunt omnes anime, qui dampnate sunt ...'

Gregor erwähnt den Brunnen nicht, er spricht von 'ollae (Kessel) tormentorum' und verknüpft damit eine eigentümliche Vorstellung. Im IV. Buche der Dialoge, cap. 35, erzählt er, ein gewisser Eumorphius habe vor seinem Ende seinen Diener zu einem Nachbarn Stephanus geschickt und ihm sagen lassen, er möge schnell kommen, das Schiff, das sie nach Sizilien führen solle, sei schon bereit. Auf halbem Wege sei dem Diener ein Mann begegnet, der ihm sagte, Stephanus sei eben gestorben; und als er nach Hause kam, habe er auch seinen Herrn Eumorphius tot gefunden. Darauf erklärt Gregor seinem Unterredner Petrus, was es mit dieser Fahrt nach Sizilien für eine Bewandtnis habe: 'Quod vero se ad Siciliam

duci testatus est, quid sentiri aliud potest, nisi quod prae ceteris locis in eius terrae insulis eructante igne tormentorum ollae patuerunt? Quae, ut solent narrare, qui noverunt, laxatis quotidie sinibus excrescunt, ut mundi termino appropinquante, quanto certum est illuc amplius exurendos colligi, tanto et eadem tormentorum loca amplius videantur aperiri. Quod omnipotens Deus ad correptionem viventium in hoc mundo voluit ostendi, ut mentes infidelium, quae inferni tormenta esse non credunt, tormentorum loca videant, quae audita credere recusant.'

In cap. 30 des IV. Buches der Dialoge steht folgende Geschichte: Ein Beamter, der in Sizilien die festgesetzte Abgabe (canon) an Getreide usw. einzutreiben hatte, wird auf der Rückfahrt nach Italien mit seinem Schiff an die Insel Lipari angetrieben. Während nun die Matrosen mit der Ausbesserung der Schäden beschäftigt sind, besucht er einen auf der Insel wohnenden frommen Mann, der ihm sagte: 'Wißt Ihr, daß der König Theodorich gestorben ist?' Auf seine Verwunderung darüber — denn sie hatten nichts davon vernommen — erwidert ihm der fromme Mann, es sei doch wahr, und erzählt ihm, am vergangenen Tage um die neunte Stunde sei der König zwischen dem Papste Johannes und dem Patrizier Symmachus einhergeführt und 'in hanc vicinam Vulcani ollam' geschleudert worden. Für 'ollam' lesen einige Hss. 'insulam' (Migne, Patres Latini, Series I, Tom. 77, p. 369), was von der griechischen Übersetzung (ibid.) bestätigt wird: *ἐν τῇ γειτνιαζούσῃ νήσῳ τοῦ βουλκάνου ἐν τῷ ὑποκαιομένῳ πυρί αὐτόθι ἐῤῥίφη.* Gemeint ist die Lipari benachbarte Insel Vulcano. Es scheint demnach, als ob die schwefliges Feuer ausspeienden Krater Siziliens und der umliegenden vulkanischen Inseln die Vorstellung von Feuerschlünden in Gestalt von Brunnen(schachten), aus denen mit den Flammen zugleich übelriechende Dünste aufsteigen und die zum Orte der Qualen führen, erzeugt oder doch genährt hätten.

In unserer Vision endlich gebieten die Engel dem Visionär, er solle seine Gesichte nur gläubigen ('credentibus') und in guter Absicht fragenden Menschen ('intentione divina interrogantibus') offenbaren, Spöttern ('insultantibus') aber vorenthalten. Ähnlich heißt es bei Beda in der Vision des Furseus (III, 19): 'Ordinem autem visionum suarum illis solummodo, qui propter desiderium compunctionis interrogabant, exponere volebat.' Und in der Vision Drichthelms (V, 12): 'Haec et alia, quae viderat, idem vir Domini non omnibus passim desidiosis ac vitae suae incuriosis referre volebat, sed illis solummodo, qui vel tormentorum metu perterriti, vel spe gaudiorum perennium delectati, profectum pietatis ex eius verbis haurire volebant.'

Was nun die altenglische Übersetzung anbelangt, so ist sie denn doch recht unbeholfen. Des Bonifatius' — freilich auch keineswegs

klassisches — Latein hat dem Übersetzer offenbar große Schwierigkeit gemacht. Dem lateinischen Periodenbau steht er ziemlich ratlos gegenüber: er zerhackt ihn, sucht sich oft mit einem nachhinkenden *and he sæde eac þæt* ... und dergleichen zu behelfen, reißt bedeutsamere Wörter, die er irgendwo unterbringen will, aus dem Zusammenhang, und so unterlaufen ihm denn gelegentlich auch böse Mißverständnisse.

Wie dem Übersetzer mit dem Latein, so scheint es dem alten Glossator stellenweise mit dem Altenglischen ergangen zu sein: glossiert er doch den Infinitiv *fleoȝan* (lat. volitasse) mit *'muscas'* und schreibt über das *ȝe* der Partikel *ȝena 'vos'*! Wenn man übrigens so gewöhnliche Wörter wie *þa* mit *qui* oder *illi, wiđ* mit *contra, buton* mit *extra* oder *sine, ȝe* mit *vos* verdeutlichen zu müssen glaubte, so läßt das doch auf eine sehr gesunkene Kenntnis des Altenglischen schließen. Das lateinische Original des ae. Textes hat der Glossator nicht vor sich gehabt.

Sprachlich zeigt der ae. Text überwiegend die Formen der jüngeren westsächsischen Schriftsprache. Doch nicht ausschließlich: so finden sich im besonderen viele *io* neben *eo*; ferner *ē* als Umlaut von *ēā* (*lēȝ, nēd-, cēȝan, stēmende, unȝehērsumnes,* neben *hȳran, -hȳrsum*); *ia* in *hiȝardlice* (neben *heardlice*), compar. *hiardran, ȝesiah* praet., *hiaf* subst. und Formen wie *spæce* (neben *spræce*), *ȝespecen*; *ȝesēȝe,* optat. praet. (daneben *ȝeseaȝe,* part. praet. *ȝeseȝen*; *meniu* (neben *meneȝo*); *hīo* (*hēo*) als nom. plur., *hiom* (*hēom*) dativ plur.; auch öfters *in* für wests. *on* und einmal *mid* mit dem Akkusativ (*mid ealne lichaman*). Einiges davon ist mercisch und kann einem Schreiber zu Worcester leicht aus der Feder geflossen sein, anderes nicht streng westsächsisch; aber die vielen *io* für und neben *eo,* und ganz besonders Formen wie *hiȝardlice, hiardran, ȝesiah, hiaf, meniu* sind charakteristisch fürs Kentische. Sollte das vielleicht auf eine ursprünglich kentische Vorlage deuten und sollte darin etwa auch der Grund für die obenerwähnte und sonst nicht wohl zu erklärende Übergehung der Geschichte vom Mercierkönig Ceolred zu suchen sein?

Bemerkenswert ist übrigens noch, daß sich dieselben sprachlichen Eigentümlichkeiten wie in unserem Text und ganz die gleiche Übersetzungstechnik auch in dem in der Handschrift vorhergehenden Leben des Malchus (nach Hieronymus) finden, so daß der Schluß auf einen Verfasser für beide Stücke naheliegt.

Die Cotton-Handschrift hat durch den Brand in den Blättern, auf denen unser Text steht, durch Risse, Sprünge, Falten, Löcher und geschwärzte Stellen arg gelitten. Ich habe versucht, mit Hilfe des lateinischen Originals und Berücksichtigung der Arbeitsweise des Übersetzers die Lücken zu ergänzen, und habe zur Bequemlichkeit des Lesers meine Vermutungen in Klammern gleich mit in

den Text gesetzt. Auch einzelne Fehler in der Handschrift, wo sie offensichtlich oder durch den gewöhnlichen Sprachgebrauch des Übersetzers als solche gekennzeichnet sind, habe ich im Texte verbessert und die betreffende Lesart der Handschrift in den Fußnoten angegeben.

Ich lasse nun den ae. Text mit dem lateinischen Original (nach Jaffé) folgen.

Her saȝað on þissum bocum þæt. domne. wynfriđ sende þis ȝewrit diu
ærost to þissu[m][1] leodum bi sumum preoste se wæs þraȝe ford fered. 7 ȝehwyrfde þa eft to his lichaman. he sæde [þæt he bicome][1] to þisse þeode. 7 þæt he spæce wiđ done preost. 7 he me rehte þa [wundorlica]n[2] ȝesihđe þa þe he ȝeseah þa he wæs buton lichaman. 7 þis he me rehte eall his aȝene worde. he cwæđ þæt him ȝecode þurh nedbade þæt his lichama wære seoc ȝeworden. 7 he wæs semninȝa þy ȝaste benæmed. 7 him þuhte þæt hit wære on þære onlicnysse þe him man þa eaȝan weccende mid þicce hrægle forbruȝde. 7 þa semninȝa wæs seo bewriȝennys onweȝ anumen. 7 þa wæs him ætywed on ȝesihđe ealle þa þing þe him næfre ær ȝeseȝen wæron ne onwriȝen. 7 him wæs æȝhwæt swiđe uncuđ þæs þe he ȝeseah. 7 þa æt nyxtan wæs eall seo swearte bewriȝennis aworpen fram his eaȝum. þa þuhte him þæt eall þes middaneard wære ȝesamnod biforan his lichaman ȝesihđe. 7 he seeawode eall folc. 7 ealle eordandælas. 7 sæstreamas under ánre ȝesihđe. 7 illi
him þuhte þæt þa enȝlas wæron swilce hiȝ byrnende wæron þa þe hine læddon ut of þam lichaman. 7 he ne mihte næniȝ þinȝa locian on hiȝ for þære micclan beorhtnesse þe hiȝ mid ymbseted wæron. 7 hiȝ sunȝon swiđe wynsumum stefnum. 7 swiđe ȝeswéȝum. 7 hiȝ cwædon. Domine ne in ira

---

Beatissimae virgini, imo dilectissimae dominae Eadburge, monastice normulae conversationis emeritae, Wynfrethus exiguus in Christo Iesu intimae caritatis salutem.

Rogabas me, soror carissima, ut admirandas visiones de illo redivivo, qui nuper in monasterio Milburge abbatissae mortuus est, et revixit, quae ei ostensae sunt, scribendo intimare et transmittere curarem, quemadmodum istas veneranda abbatissa Hildelida referente didici. Modo siquidem gratias omnipotenti Deo refero, quia in hoc dilectionis tuae voluntatem eo plenius liquidiusque, Deo patrocinium praestante, implere valeo. Quia ipse cum supradicto fratre redivivo, dum nuper de transmarinis partibus ad istas pervenit regiones, locutus sum; et ille mihi stupendas visiones, quas, extra corpus suum raptus, in spiritu vidit, proprio exposuit sermone.

Dicebat quippe, se per violentis egritudinis dolorem corporis gravedine subito exutum fuisse. Et simillimum esse collatione, veluti si videntis et vigilantis hominis oculi densissimo tegmine velentur; et subito auferatur velamen, et tunc perspicua sint omnia, quae antea non visa et velata et ignota fuerunt. Sic sibi, abiecto terrenae velamine carnis, ante conspectum universum collectum fuisse mundum: ut cunctas terrarum partes et populos et maria sub uno conspectu contueretur. Et tam magnae claritatis et splendoris angelos cum, egressum de corpore, suscepisse, ut nullatenus pro nimio splendore in eos aspicere potuisset. Qui iucundis et consonis vocibus canebant: Domine, ne in ira tua arguas me, neque in furore tuo corripias me. Et suble-

[1] Ergänzt nach Wanley. [2] Loch.

tua arguas me . neque in furore tuo corripias me.[1] þæt is. Drihten ne
arguas corripias
þrea þu us in þinnum yrre . ne þu us ne steor in þinre hatheortnysse. 7 he sæde þæt hiȝ hine abrudon up in þone lyft. 7 he ȝeseah fyr beornan ymb calles þyses middaneardes ymbhwyrfte. 7 se léȝ wæs ford blæstende mid swiðe únmætre micelnysse. 7 he wæs swiðe eȝeslic up astiȝende. 7 næs eall þes middaneard þa ic hine sceawode buton swilce he wære on anes cleowen[es][2] onlicnysse 7 eall his weorc. 7 ic ȝeseah þæt þæt fyr wolde blæstan ofer ealne middaneard . ȝif se enȝel ne sette cristes rodetacen onȝéan þam [fyre 7 þ][3]on*ne* ȝestilde hit. 7 se léȝ swidrode[4] on
intollerabiliter depressus
(fol. 144) micclum dæle. 7 ic wæs unaræfnedlice ȝeþræsted on minum[5] eaȝum for þisses[5] miclan byrnes eȝe. 7 me wæs ealra swidost seo ȝesihð forstynted[6] for þara scinendra ȝasta beorhtnesse. 7 þa æthrán þære beorhtan
protectus
ȝesihðe an enȝel minum heafde 7 ic weard þurh þæt ȝescyld 7 ȝesund ȝehealden fram þara léȝa sceaððiȝnesse. 7 he sæde on þære tide þe he wæs of his lich[am]an.[7] þæt þyder wære ȝesamnod of lichamum swa micel meneȝo ford feredra sawla swa he ne wende þæt calles mennisces cynnes nær[e]
innumerabilis
swilc unrim menego swilc þæt wæs. 7 he sæde eac þæt þær wære micel meniu æt awerȝedra ȝasta. 7 eac þam beorhtum enȝlum þe þ[æ]r[8] ȝeseȝene wæron . hiȝ hæfdon micel ȝeflit wið ða awyriȝdan ȝastas bi [þam earm][9]estan sawlum þe þær wæron út ȝonȝende of lichaman. 7 þa deoflu wæ[ron wreȝende][10] þa [s]awle 7 hiȝ wæron héapiende hiora synna pund on hi[ȝ 7 þa enȝlas wæron be]ládiende 7 lihtiȝende hiora synna. 7 se man sæde þæt he sylf ȝehyrde

---

vabant me — dixit — in aera sursum. Et in circuitu totius mundi ignem ardentem videbam et flammam immensae magnitudinis anhelantem et terribiliter ad superiora ascendentem, non aliter pene quam ut sub uno globo totius mundi machimam complectentem, nisi eam sanctus angelus, inpresso signo sanctae crucis Christi, compesceret. Quando enim in obviam minacis flamme signum crucis Christi expresserat, tunc flamma magna ex parte decrescens resedit. Et istius flammae terribili ardore intollerabiliter torquebar, oculis maxime ardentibus et splendore fulgentium spirituum vehementissime reverberatis; donec splendidae visionis angelus manus suae inpositione caput meum quasi protegens tangebat et me a lesione flammarum tutum reddidit. Praeterea referebat: illo in temporis spatio, quo extra corpus fuit, tam magnam animarum migrantium de corpore multitudinem illuc, ubi ipse fuit, convenisse, quam totius humani generis in terris non fuisse antea existimaret. Innumerabilem quoque malignorum spirituum turbam nec non et clarissimum chorum supernorum angelorum adfuisse, narravit. Et maximam inter se miserrimos spiritus et sanctos angelos de animabus egredientibus de corpore disputationem habuisse, daemones accusando et peccatorum pondus gravando, angelos vero relevando et excusando. Et se ipsum audisse, omnia flagitiorum suorum propria peccamina — quae fecit a iuventute sua et ad confitendum

---

[1] Der lat. Text mit fränkischen Schriftzeichen. [2] Ms. *cleowen*. [3] Sprung, nur der obere Teil der Buchstaben erkennbar. [4] Am unteren Rande *mitiguit*, als Glosse zu *swiðrode*. [5] Am Rande, undeutlich. [6] Ms. *forstynded*. [7] Nur der letzte Strich von *m* erhalten. [8] Nur *r* und der obere Teil von *þ* erhalten. [9] Loch. [10] Ausschnitt: am rechten Rande *awle* 7 *hiȝ*; etwas tiefer stehend, zwischen *wæ* und *awle*, *þa*; am rechten Rande der folgenden Zeile *láðiende* und als Glosse daneben *excus*.

ealle his[1] ȝodwrecnysse[2] 7 his aȝene synna þa þe he of his ȝioȝode ȝefremede odde *þæt* he on receleaste ȝefremode *þæt* he nolde his synna ándettan. 7 *þæt* he on oferȝitolness[e][3] ȝefremode odde *þæt* he eallunga nyste *þæt* hit to synne[4] odlenȝde. 7 ælc þara synna céȝde his aȝenre stefne wið *contra* *constanter* hine. 7 hio hine hiȝardlice þreadon. 7 anra ȝehwilc þara synna þe he of his inȝode ȝefremede on ænigum hade þær wæs ford ȝeboren on hiora midnesse. 7 hio wæron þus sprecende. sum cwæd. Ic eom þin ȝitsunȝ *illicite* *contra* þe þu unalyfedlice ȝeȝitsodest wið ȝodes bebodu. Sum cwǣd. Ic eom idel ȝilp þe þu mid mannu*m* ȝylplice ahofe. Sum cwǣd. Ic eom leasunȝ in þære þu ȝefirenadest þær þu wære liȝende. Sum cwǣd. Ic eom unnyt word þe þu idelice ȝespræce. Sum cwǣd. Ic eom ȝesihd þurh þa þu ȝefirenadest. Sum cwǣd. Ic eom ȝemanes.[5] 7 unȝehyrsumnes þær þu ealdum ȝastlicum mannu*m* unȝehyrsum wære. Sum cwǣd. Ic eom drupunȝ. 7 sleacnis. þe þu wære receleas in haliȝra ȝewrita ȝeornesse. Sum cwǣd. Ic *persecutus es* eom swiciende ȝeþoht. 7 unnyt ȝymen[6] þe þu odra manna lif eahtodest. 7 *extra* þin aȝen lif forlete 7 ic þe ofer ȝemet on cyrican. 7 buton cirican ȝebisȝode. Sum cwǣd. Ic eom slapolnis mid þam þu wære ȝeþricced *þæt* þu late arise ȝode to ándettenne. Sum cwǣd. Ic eom unnytnis.[7] 7 hiȝ him on sædon maneȝu þinȝ þissum ȝelic. 7 ealle þa þe he on his lifes daȝum lifiȝende ȝefremod[e 7 þa þ]e[8] he areceleasode to andettenne (fol. 144b) [m][9]aniȝe synna þær cirmdon swiðe eȝeslice wið hine þa þe he nǽfre ne wende *þæt* hio to synnu*m* odlenȝdon. 7 þa awyriȝdan ȝastas wæron ȝeswéȝe eallu*m* þam synnum. 7 hiȝ wæron hine swiðe heardlice wreȝende. 7 hiȝ wæron seceȝende ealle þa stowe 7 ealle þa tide þe hiȝ þa mándæde on

---

aut neglexit aut oblivioni tradidit vel, ad peccatum pertinere omnino nesciebat — ipsius propria voce contra illum clamitasse et eum dirissime accusasse. Et specialiter unum quodque vitium quasi ex sua persona in medium se obtulisse, dicendo, quoddam: Ego sum cupiditas tua, qua inlicita frequentissime et contraria praeceptis Dei concupisti; quoddam vero: Ego sum vana gloria, qua te apud homines iactanter exaltasti; aliud: Ego sum mendacium, in quo mentiendo peccasti; aliud: Ego sum otiosum verbum, quod inaniter locutus fuisti; aliud: Ego visus, quo videndo inlicita peccasti; aliud: Ego contumacia et inoboedientia, qua senioribus spiritalibus inoboediens fuisti; aliud: Ego torpor et desidia in sanctorum studiorum neglectu; aliud: Ego vaga cogitatio et inutilis cura, qua te supra modum sive in ecclesia sive extra ecclesium occupabas; aliud: Ego somnolentia, qua oppressus tarde ad confitendum Deo surrexisti; aliud: Ego iter otiosum; [aliud: Ego sum neglegentia et incuria, qua detentus erga studium divinae lectionis incuriosus fuisti]; et caetera his similia. Omnia, quae in diebus vitae suae in carne conversatus peregit et confiteri neglexit, multa quoque, quae ad peccatum pertinere omnino ignorabat, contra eum cuncta terribiliter vociferabant. Similiter et maligni spiritus, in omnibus consonantes vitiis, accusando et duriter testificlando et loca et tempora nefandorum actuum memorantes, eadem, quae peccata dixerunt, conclamantes probabant. Vidit quoque ibi hominem quendam, cui, iam

---

[1] Von *ealle his* nur der untere Teil sichtbar. [2] Ms. *ȝodwyrenisse*. [3] Ms. *oferȝitolness*. [4] Oder *synnum*? Vgl. unten, S. 22. Ms. *to synna*. [5] = *ȝemǽhnes*. [6] Ms. *ȝamen*. [7] L. *unnyt sid*? = iter otiosum. [8] Loch. [9] Linker Rand.

ȝedydon. 7 he þær ȝeseah eac sumne þara manna þe he ær ȝewund[ode][1] þa hwile þe he lifiȝende wæs. 7 se man lyfde þa ȝyt. 7 to ȝewitnesse his yfela
recende
he wæs þider ȝelæded. 7 sio wund wæs open. 7 *þæt* blod wæs stemende 7 he wæs ceȝende his aȝenre stefne. 7 he [w]æs hi[m][2] edwit ewedende. 7 [he wæs him witende (?) þæs][3] blodes ȝyte swide wælhreowlice. 7 he tealode. 7 héapode micel m[an] 7 þa ealdan feond trymedon 7 sædon *þæt*
excusabant *virtus*
he wære hira ȝew[ealdes. ac þa be]ladedon me min þa lyttlan mæȝ(e)nu[4] þa þe ic earma 7 unmed[ema æf]re[5] ȝedyde. Sum ewæð. Ic eom fæsten þe he his lichaman on aclænsode wið dam yfelan ȝeornissum. Sum ewæð.
fudit
Ic eom hluttor ȝebéd. *þæt* he ȝeat in drihtnes ȝesihde. Sum ewæð. Ic eom
infirmorum obsequium *infirmis*
untrumra þeȝnunȝ þa he mildelice siocum ȝedyde. Sum ewæð. Ic eom sealm sanȝ. þone he ȝode ȝedyde to bote his unnyttra worda. 7 swa him ceȝde
excusando
anra ȝehwilc þæra mæȝna 7 wæs hine beladiȝende wið his synnum. 7 þas[6] wæron eac miccliȝende þa enȝellican ȝastas. 7 me wæron þas mæȝnu
protegendo
bescyldiȝende þa þe her trymedon. 7 me wær[o]n[7] þa mæȝnu[8] miccle maran ȝeþuht þonne ic æfre wende *þæt* ic hiȝ on minum mæȝne ȝefremman mihte. 7 he sæde eac *þæt* he ȝeseaȝe on þissum nioderan middan earde fyrene seadas. 7 þa wæron swide eȝeslice úp blæstende. 7 he ȝeseah
muscas (!) *qui*
fleoȝan inȝemanȝ *þam* fyrenan leȝe þa earman ȝastas. þa wæron on sweartra fuȝela ónlicnessum. 7 hiȝ wæron hiofiȝende. 7 wépende. 7 ȝristbitiȝende mid menniscre stefne . hiora aȝene ȝewyrhtu.[9] 7 *þæt* andwearde wite. 7 hiȝ

---

in saeculari habitu degens, vulnus inflixit — quem adhuc in hac vita superesse referebat — ad testimonium malorum suorum adductum; cuius cruentatum et patens vulnus et sanguis ipse, propria voce clamans, inproperabat et inputabat ei crudele effusi sanguinis crimen. Et sic cumulatis et conputatis sceleribus, antiqui hostes adfirmabant: eum, reum peccatorum, iuris eorum et conditionis indubitanter fuisse. E contra autem — dixit — excusantes me, clamabant parve virtutes animae, quas ego miser indigne et inperfecte perigi. Quaedam dixit: Ego sum oboedientia, quam senioribus spiritalibus exhibuit; quaedam: Ego sum ieiunium, quo corpus suum contra desiderium carnis pugnans castigavit; alia: Ego oratio pura, quam effundebat in conspectu Domini; alia: Ego sum obsequium infirmorum, quod clementer egrotantibus exhibuit: quaedam: Ego sum psalmus, quem pro otioso sermone satisfaciens Deo cecinit. Et sic una queque virtus contra emulum suum peccatum, excusando me, clamitabat. Et has illi inmensae claritatis angelici spiritus magnificando, defendentes me, adfirmabant. Et istae virtutes universae valde mactae et multo maiores et excellentiores esse mihi videbantur, quam umquam viribus meis digne perpetrate fuissent. Inter ea referebat, se, quasi in inferioribus, in hoc mundo vidisse igneos puteos horrendam eructantes flamman plurimos. Et erumpente tetra terribilis flamma ignis, volitasse et miserorum hominum

---

[1] Loch. [2] Zwischen *he* und *wæs* Falte; nur *e, hi* und der untere Strich der *w*-Rune erhalten. [3] Großer Sprung im Pergament, der sich auch über die drei folgenden Zeilen erstreckt. Erkennbar nur der obere Teil eines *h* (?), *f, þ, f*. [4] Ms. *þæt lyttla mæȝen*. [5] Die Ergänzung *æfre* ist unsicher, erhalten ist nur *re* und darüber ein Akzentstrich. [6] Ms. *þas þe þe* (?). [7] Loch. [8] Von *þa mæȝnu* nur der untere Teil der Buchstaben erhalten. [9] Ms. *fyrhtu*.

ripa
ȝesæton hwilum lythwon on þæra seada ofrum. 7 hiȝ fiollon eft æfre
lugendo
heofiȝende in þa seadas. þa ewæd him án to of þam halȝan enȝlum. þeos lyttle rest ȝetacnad *þæt* ælmihtiȝ drihten syled þissum sawlum celnisse. 7 reste æfter þam toweardan domesdæȝe. 7 se man ȝehyrde under þam seaðum in þære nioðeran helle swiðe eȝeslice ȝránunȝe[1] 7 swiðe micelne wóp
lugentium
[þæra][2] hiofiȝendra sa[wla. þa ewæd him][3] tó an þæra enȝla. þeos ȝranunȝ (fol. 145) 7 þes wop þe þu her ȝehyrest in þisse nioðeran helle. *þæt* syndon þa sawla þe hiom næfre to ne cymð ȝodes seo árfeste miltse. ac hio seceall ewylmian se eca leȝ. 7 he þær ȝeseah eac sume stowe on[4] swiðe wudorliere fæȝernisse 7 þær blissode swiðe fægera sawla menigu. þa ladedon
gaudium
hiȝ hine *þæt* he come to hiora ȝefean. ȝyf him alyfed wære. þa com þanon swiðe micel sweȝ 7 se wæs on swiðe micelre swetnysse. þis þon*ne* wæs þæra eadiȝra ȝasta orod. þeos stow þon*ne* wæs be þan þa enȝlas him sædan[5] *þæt* hit wæs se mæra niorxna wanȝ. 7 he þær ȝeseah fyren[e] éa sio wæs ȝefylled mid wcallende pice.[6] 7 hio wæs call inneweard byrnende. 7 hio wæs on wundorliere fyrhtu. 7 þ[ær wæ]s[7] an treow ofer þa éa on bryeȝe onlicnysse. þon*ne* efstan þa halȝan sawla [to þære][8] brieȝe fram þam ȝemote þe hiȝ æt wæron. 7 hiȝ ȝyrndon *þæt* hiȝ ofer foren þa éa. þon*ne* ferdo[n] hiȝ sume swiðe anrædlice ofer þa brieȝe 7 sume hiȝ wurdon aslidene of þam triowe *þæt* hiȝ befeollan in þa tintreȝan éa. Sume hiȝ befiollan in fotes deopnesse. sume mid ealne lichaman. sume oðða eneowu. sume oððone middel. sume oðða helan. þon*ne* symble wæs þara sawla æȝhwilc biorhtre þon*ne* hio ær wæs syððan hio eft eoman up of þære piecnan éa. þa ewæd

---

spiritus, in similitudine nigrarum avium per flammam, plorantes et ululantes et verbis et voce humana stridentes, et lugentes propria merita et praesens supplicium; consedisse paululum, herentes in marginibus puteorum; et iterum heiulantes cecidisse in puteos. Et unus ex angelis dixit: Parvissima haec requies indicat, quia omnipotens Deus in die futuri iudicii his animabus refrigerium supplicii et requiem perpetuam praestiturus est. Sub illis autem puteis, adhuc in inferioribus et in imo profundo, quasi in inferno inferiori, audivi horrendum et tremendum et dictu difficilem gemitum et fletum lugentium animarum. Et dixit ei angelus: Murmur et fletus, quem in inferioribus audis, illarum est animarum, ad quas numquam pia miseratio Domini perveniet; sed aeterna illas flamma sine fine cruciabit. Vidit quoque mire amoenitatis locum, in quo pulche rimorum hominum gloriosa multitudo miro laetabatur gaudio; qui eum invitabant, ut ad eorum gaudia, si ei licitum fuisset, cum eis gavisurus, veniret. Et inde mirae dulcedinis fraglantia veniebat; quia beatorum alitus fuit ibi congaudentium spirituum Quem locum sancti angeli adfirmabant famosum esse Dei paradisum. Nec non et igneum piceumque flumen, bullicns et ardens, mirae formidinis et teterrimae visionis cernebat. Super quod lignum, pontis vice, positum erat. Ad quod sanctae gloriosaeque animae, ab illo secedentes conventu, properabant, desiderio alterius ripae transire cupientes. Et quaedam non titubantes constanter

---

[1] Ms. *eslic ȝranunȝ : eȝ* nicht mehr zu erkennen. [2] Nur einzelne Striche sichtbar. [3] Sprung: der untere Teil der *w*-Rune, der obere des *l* und *þ* erhalten. [4] *on* im Ms. vor *sume*. [5] Vom *æ* nur der erste Strich erhalten. [6] Ms. deutlich *wte* für *pice*. [7] Sprung: nur *þ* und ein schwacher Strich danach erkennbar. [8] Loch.

an enȝel to him bi þam feallendu*m* sawlum . þis syndon þa sawla þe æfter hinsiđe sumere arfæstre clænsunȝe bihofiađ 7 ȝodes miltsunȝe . þ*æt* hiȝ syn him wyrđe to brinȝenne. 7 he sæde þ*æt* he þær ȝeseȝe scinende weallas . þa wæron on micelre biorhtnesse. 7 on wundorliere lenȝu. 7 on órmættre heannesse . þa cwædon þa halȝan enȝlas . þis is sio haliȝe 7 sio mærlice
exultant
ceaster hierusalem . in þære ȝefeȝniađ symble þa eadiȝan sawla. 7 þa halȝan ȝastas. 7 þon*ne* þa sawla coman ofer þa éa þe ic ár biȝ sæde þon*ne* efstan hiȝ eallum mæȝne widđissa wealla . he þon*ne* sæde þ*æt*[1] hiȝ wæron swiđe beorhte scinende. 7 he sæde þ*æt* him wurde for þisse miclan beorhtnesse his eaȝena ȝesihđ forstynted . þ*æt* he næniȝ þinȝa locian ne mihte on þa beorh[t]nesse . sæde eac þ*æt* þær cumen wære sumes mannes sawul to þam ȝemote . se weard dead in abboddomes þeȝnunȝe. 7 sio wæs swiđe wlitiȝ ȝeseȝen . þa ȝeȝripon þa deoflu þa sawle. 7 hiȝ sædon þ*æt* hio wære hiora hlytes[2] 7 hiora anwealdes . þa andswarode him án of þam halȝan[3] enȝlum. 7 cw*æđ*. Ic eow nu ȝecyđe hrađe[4] ȝe earman ȝastas þ*æt* þios sawul [ne biđ eow][5]res ȝewealdes . þa mid þy þe þis (fol. 145b) ȝecweden wæs . þa com þær færlice micel heap swiđe hwittra sawla 7 þus wæron cweđende . þes abbod wæs ure ealdor 7 us ealle he ȝestrynde ȝode mid his lare. 7 he biđ alysed for þissum weorđe. 7 he ne biđ eowres ánwealdes . þa ȝefuhton þa enȝlas wiđđam deoflum.
eriperent
7 þa enȝlas þa ȝeeodon[6] on þa deoflu þ*æt* hiȝ ȝ*e*neredon þa sawle of þara
corripuit
weriȝdra[7] ȝasta anwealde . þa þreade se halȝa enȝel þa deoflu 7 cw*æđ*.

---

transibant. Quaedam vero labefactae de ligno cadebant in Tartareum flumen; et aliae tinguebantur pene, quasi toto corpore mersae; aliae autem ex parte quadam, veluti quedam usque ad genua, quaedam usque ad corpus medium, quaedam vero usque ad ascellas. Et tamen una quaeque cadentium multo clarior speciosiorque de flumine in alteram ascendebat ripam, quam prius in piceum bulliens cecidisset flumen. Et unus ex beatis angelis de illis cadentibus animabus dixit: Hae sunt animae, quae post exitum mortalis vitae, quibusdam levibus vitiis non omnino ad purum abolitis, aliqua pia miserentis Dei castgatione indigebant, ut Deo dignae offerantur. Et citra illud flumen speculatur muros fulgentes clarissimi splendoris, stupendae longitudinis et altitudinis inmensae. Et sanctos angelos dixisse: Haec est enim illa sancta et inclita civitas, caelestis Hierusalem, in qua istae perpetualiter sanctae gaudebunt animae. Illas itaque animas et istius gloriosae civitatis muros, ad quam post transitum fluminis festinabant, tam magna inmensi luminis claritate et fulgore splendentes esse dixit, ut, reverberatis oculorum pupillis, pro nimio splendore in eos nullatenus aspicere potuisset. Narravit quoque, ad illum conventum inter alias venisse cuiusdam hominis animam, qui in abbatis officio defunctus est; quae speciosa nimis et formosa esse visa est. Quam maligni spiritus rapientes contendebant sortis eorum et condicionis fuisse. Respondit ergo unus ex choro angelorum dicens: Ostendam vobis cito, miserrimi spiritus, quia vestrae potestatis anima illa probatur non esse. Et his dictis, repente intervenit magna cohors candidarum animarum, quae dicebant: Senior et doctor noster fuit iste, et nos omnes suo magisterio lucratus est Deo; et hoc

---

[1] Nur der obere Teil des durchstrichenen *þ* erhalten. [2] Am Rande: *particip.* [3] Nur der obere Teil von *ȝan* erkennbar. [4] Am Rande: *cito.* [5] Sprung. Wegen der Ergänzung vgl. 4 Zeilen weiter unten. [6] Ms. *ȝeoden.* [7] Das *e* durch untergesetzten Punkt getilgt und *a* von späterer Hand darübergeschrieben.

vos vos sine ite vos
Wite ȝe nu þæt ȝe ȝenamon þas sawle buton rihte . ȝewitað ȝena earman ȝastas nu in þæt ece fyr. 7 þa se enȝel þis ȝecweden hæfde . þa ahofan þa awyriȝdan deoflu swide ormætlicne hiaf 7 hiȝ wurpan hiȝ sylfe mid ewealmlicre flihte on þa byrn[endan sea]das.[1] 7 hiȝ coman eft æfter lyttlum fæce in þæt ȝemot 7 hiȝ flito[n bi][2] manna sawla ȝewyrhtum. 7 hiȝ fliton eac bi þara manna ȝewyrhtum þe in þissum life mislice lifiað. 7 he sæde eac [o]n[3] þa tid þe he wæs buton lichaman . þæt he mihte[4] sceawian þa men þa þe wæron mid synnum besmitene. 7 eac þá þe wæron mid halȝum mæȝnum ȝode þeowigende. 7 mid árfæstnyssum hæfdon ælmihtiȝne ȝod. 7
protecti
he ȝesceah þæt þa ȝodesmen wæron symble biscyldede[5] fram þam enȝlum. 7 þa enȝlas wæron to him ȝeþeodde mid sibbe 7 mid lufu. 7 he sæde bi þam mannum þe wæron ȝefylde mid manfullum synnum þæt þær
illi
wæron symble deoflu to þam ȝeþeodde. 7 he sæȝde þonne se man synȝode . odde on worde . odde on dæde . þæt þa deoflu þæt sinȝallice sædon þam wyrrestan deoflum. 7 þæt hiȝ hit brohtan mid hleahtre in hira midnesse. 7 he sæde þonne se man firnode þæt þa deoflu brohtan ælce synne on sundran
repente
þam odrum deoflum to ȝewitnesse. 7 he sæde þæt se diofol semninȝa
docuit
þa synne ȝelærde þone man 7 þæt he hiȝ eft semninȝa ȝecydde þam deoflum. 7 he sæde þæt he ȝeseaȝe ȝrindan[6] her on worulde an mæȝden on ánre eweorne[7] . þa ȝesiah hio liczan oþres mæȝdnes lorh wid hiȝ swide fæȝre awrittenne mid faȝum fæse . þa forstæl hio hine . þa wæron þa deoflu sona
gaudio
ȝefylled mid swide ormætlice ȝefean. 7 þær urnon sona fif þa wyrrestan deofla.
culpa
7 sædon þa stalu to scylde in þara odra deofla ȝemote. 7 hiȝ wreȝdon

---

pretio redemptus est, et vestri iuris non esse dinoscitur, et quasi cum angelis contra daemones pugnam inirent. Et adminiculo angelorum eripientes illam animam de potestate malignorum spirituum liberaverunt. Et tum increpans angelus daemones dixit: Scitote modo et intellegite, quod animam istam sine iure rapuistis; et discedite, miserimi spiritus, in ignem aeternum. Cum vero hoc dixisset angelus, ilico maligni spiritus levaverunt fletum et ululatum magnum; in momento et quasi in ictu oculi pernici volatu iactabant se in supra dictos puteos ignis ardentis; et post modicum intervallum emersi, certantes in illo conventu iterum de animarum meritis disputabant. Et diversorum hominum merita, in hac vita commorantium, dicebat se illo in tempore speculari potuisse. Et illos, qui sceleribus obnoxii non fuerunt et qui, sanctis virtutibus freti, propitium omnipotentem Deum habuisse noscebantur, ab angelis semper tutos ac defensos, et eis caritate et propinquitate coniunctos fuisse. Illis vero, qui nefandis criminibus et maculate vitae sordibus polluti fuerunt, adversarium spiritum adsidue sociatum et semper ad scelera suadentem fuisse; et quandocumque verbo vel facto peccaverint, hoc iugiter quasi ad laetitiam et gaudium aliis nequissimis spiritibus in medium proferens manifestavit. Et quando homo peccavit, nequaquam malignus spiritus sustinuit moram faciens expectando, donec iterum peccaret; sed singillatim unum quodque vitium ad notitiam aliorum spirituum offerebat. Et subito apud

---

[1] Nur einzelne Striche erkennbar. [2] Lücke. [3] Falte im Pergament. [4] *he mihte* sehr undeutlich. [5] Ms. *biscyldende*. [6] Pergament geschwärzt, nur *ȝ, r, dan* deutlich. [7] Nur *eweor* deutlich, das übrige geschwärzt.

þa stale to scylde. 7 sædon þæt *þæt* mæʒden wære fyrenful. 7 sæde eac þæt he þær ʒeseʒe sumes ealdes preostes saw[le][1] in micelre unrotnesse . se wæs lyttle ær d[e]ad. 7 þam he þeʒnade [sylf ær þan][2] on his feorhadle.[3] 7 he me (fol. 146) þa bead þa he wæs sweltende. *þæt* ic bæde his [lices brodor þæt he][4] friode þæt[5] mænnen for hine þæt wæs hiom bæm ʒ[emæne . þa ʒecydd]e[6] he hit him . ac his lices brodor for his ʒitsunʒe aʒæ[lde his be]ne[7] 7 nolde hiʒ ʒefyllan[8]. þa wæs his sawul on þære hextan sworetunʒe [7 wæ]s[9] wreʒende hire þone unʒetreowan brodor. 7 hio hefiʒlic[e] hine [þrea]de.[10] 7 þa þis wæs call þuss ʒespecen 7 ʒesceawod . þa bibudon þa mora cadiʒan enʒlas þæt his sawul ahwyrfde eft buton yldinʒe to his lichaman. 7 he þa ʒecyd[d]e[11] eall þæt him þær ætǽawed wæs ʒelyfedum mannum. 7 þam þe hit bismorodan . þonne forwyrnde he þam þære seʒenc. 7 sumum wife he ʒerehte hire synne . sio wæs cardiʒende in feor þiode. 7 he hire ʒecydde þæt hio mihte ʒearnian ʒif hio sylf wolde þæt hire wære ælmihtiʒ ʒod miltsiende. 7 sumum mæssepreoste he ʒerehte ealle þas ʒastlican ʒesihde . þæs mæsse-preostes nama wæs boʒia. 7 se hine ʒelærde þæt he þas ʒesihde mannum cydde. 7 he ʒecydde þam preoste þæt he wæs in for manefum wintrum cinctus biʒyrded for ʒodes lufan mid iserne ʒyrdelse. 7 næs him þæs næniʒ man ʒewita. 7 he sæde þa he eft sceolde to his lichaman. þæt he þa næniʒe odre[12] wiht swa swide onscunode on ealre þære ʒesihde þe he ʒeseah . swa his

---

hominem peccata suasit, et ilico apud daemones perpetrata demonstravit. Inter ea narravit, se vidisse puellam quandam in hac terrena vita, molentem in mola. Quae vidit iuxta se iacentem alterius novam colum sculptura variatam; et pulchra ei visa fuit, et furata est illam. Tunc, quasi ingenti gaudio repleti, quinque teterrimi spiritus hoc furtum aliis in illo referebant conventu; testificantes, illam furti ream et peccatricem fuisse. Intulit quoque: Fratris cuiusdam, qui paulo ante defunctus est, animam tristem ibi videbam. Cui antea ipse in infirmitate exitus sui ministravi et exsequias praebui; qui mihi moriens praecepit, ut fratri illius germano, verbis illius testificans, demandarem, ut ancillam quandam, quam in potestate communiter possederunt, pro anima eius manu mitteret. Sed germanus eius, avaritia impediente, petitionen eius non implevit. Et de hoc supra dicta anima per alta suspiria accusans fratrem infidelem et increpans graviter querebatur ...

Tum demum beati angeli praecipiebant ei, qui haec omnia, extra corpus suum raptus, spiritali contemplatione vidit et audivit: ut sine mora ad proprium rediret corpus; et universa, quae illi ostensa fuerunt, credentibus et intentione divina interrogantibus manifestare non dubitaret, insultantibus autem narrare denegaret; et ut cuidam mulieri, quae inde in longinqua regione habitabat, eius perpetrata peccata per ordinem exponeret et ei intimaret, quod omnipotentem Deum potuisset per satisfactionem repropitiari sibi, si voluisset; et ut cuidam presbitero nomine Beggan istas spiritales visiones cunctas exponeret et postea, quemadmodum ab illo instructus fieret, hominibus pronunciaret; propria quippe peccata, quae illi a spiritibus inmundis inputata fuerunt, confessa, supra dicti presbiteri iudicio emendaret; et ad indicium angelici praecepti presbytero testificaretur, quia iam per plurimos annos zonam ferream circa lumbos, nullo hominum conscio, amore Domini cogente, habuerat.

---

[1] Falte. [2] Ausschnitt am unteren Rande. [3] Am Rande darunter: *extrema*. [4] Großer Riß. [5] Nicht sicher zu erkennen. [6] Riß im Pergament. [7] Riß. [8] Ms. *ʒefyllen*. [9] Sprung. [10] Sprung. [11] Loch. [12] Oder *nænix oðer wiht*? Ms. *nænixre odru wiht*.

aȝenne lichaman . ne him nan þinȝ swa ladlic þuhte ne swa forsewenlic. 7 he næfre ȝestanc hiardran fúlnes[se][1] þonne him þuhte þæt se lichama stunce butan þam deoflum 7 þam byrnendum fyre þe he þær ȝeseah. 7 him þa wæs biboden þæt he[2] hwyrfde to his lichaman in dæȝred. 7 ær he eode of his lichaman æt þam forman háncrede.[3]

Proprium corpus dicebat se, dum extra fuerat, tam valde perhorruisse, ut in omnibus illis visionibus nihil tam odibile, nihil tam despectum, nihil tam durum foetorem evaporans, exceptis demonibus et igne flagrante, videret, quam proprium corpus ...

Iussus tamen ab angelis, primo diluculo redit ad corpus. Qui primo gallicinio exiebat de corpore ...

[1] Ms. *fúlnes*. [2] Sprung, nur der obere Teil des *h* erhalten. [3] Am Rande: *gallican*.

Bemerkungen zu einzelnen Stellen.

S. 38 6. Es ist schwer zu sagen, was sich der Übersetzer bei *nedbad* gedacht hat. Die gewöhnliche Bedeutung 'Notpfand, gewaltsam genommenes Pfand' gibt hier keinen Sinn. Wenn wir die lateinische Vorlage in Betracht ziehen ('Dicebat, se per violentis egritudinis dolorem corporis gravedine subito exutum fuisse'), so sehen wir, daß 'egritudo' wiedergegeben wurde mit *þæt his lichama wære seoc ȝeworden*. Dem 'corporis gravedine subito exutum fuisse' entspricht: *7 he wæs semninȝa þy ȝaste benæmed*. So bleibt also nur noch 'violens' und 'dolor' übrig. 'dolor' scheint ganz übergangen; beim 'violentis' der Vorlage mag dem Übersetzer etwas wie 'violentia' in den Sinn gekommen sein. Man erinnert sich der öfters belegten Phrase *nyde ȝebæded*, so daß *nedbad* hier etwa 'schwere (körperliche) Bedrängnis' oder dergleichen bedeuten könnte. Im bildlichen Sinne kommt das Wort auch in einer Homilie 'on the Harrowing of Hell', herausgegeben von H. Hulme, Mod. Phil. I, vor; s. E. H. Swaen, Engl. Stud. 49, S. 350.

S. 38 9. *bewriȝennys* = 'velamen'.

S. 39 14. *sceaðdiȝnes* = 'laesio'. scæddig ist bei Bosworth-Toller aus Ælfrics Grammatik (Zupitza 63, 15) belegt, wo die Hs. U *sceaðdig* bietet.

S. 39 22. *lihtiȝende*, 'relevando', von **lihtian* für *lihtan*.

S. 40 13. *drupunȝ* = 'torpor', von an. *drupa*. Hier ein ae. Beleg für das Wort.

S. 40 15 f. Hier scheint im Texte etwas in Unordnung geraten zu sein. Die Worte: *þa þu oðra manna lif eahtodest* (mit der Glosse *persecutus es*) . 7 *þin aȝen lif forlete* haben in der lat. Vorlage nichts Entsprechendes und passen auch nicht zum vorhergehenden *swiciende ȝeþoht* 7 *unnyt ȝymen*. Was in der Vorlage weiter unten, nach *Ego iter otiosum* steht: *Ego sum neglegentia et incuria* etc., ist in der Übersetzung ganz übergangen.

S. 40 17. *mid þam* auf *slapolnis* bezogen ('somnolentia, qua oppressus ...'); doch vgl. S. 42 13: *þeos stow be þan enȝlas sædon ...*

S. 41 6. *tealode*, zu *talian* (übersetzt lat. 'computare'), mit *u*-Umlaut.

S. 42 12. *swæȝ* beruht entweder auf einem Mißverständnis des Übersetzers oder einem Versehen des Schreibers; man würde, entsprechend dem lat. 'fragrantia' ('fraglantia'), *stenc* erwarten.

S. 44 4. *fliht* hier femininum.

S. 44 20. *lorh* als masculinum.

Greifswald. M. Konrath.

Dickens' Gebrauch der rhythmischen Prosa im 'Christmas carol'.

Rhythmische Prosa besteht nicht bloß in gleichmäßigem Wechsel von Hebung und Senkung durch eine beträchtliche Strecke sonst ungebundener Rede hin (Kettenrhythmik) oder in gleichmäßiger Wiederkehr irgendeiner Gruppierung von Hebung und Senkung (Parallelrhythmik). Würde dieses rein sinnliche Kriterium genügen, so müßte oft die gewöhnlichste Geschäftsrede durch ganze Satzreihen hin als rhythmische Prosa bezeichnet werden. So ist aber der Begriff nicht gemeint. Er setzt vielmehr voraus, daß die Rhythmisierung nicht etwas Zufälliges oder Willkürliches sei, sondern etwas Künstlerisches, ein Mittel zu besserer Hervorhebung poetischen Inhalts, eine organische Außenform für innere Gehobenheit. In solchem Sinne sprechen wir von der rhythmischen Prosa vieler Bibelstellen, besonders der Psalmen, der Ossiandichtungen, des Nietzscheschen 'Also sprach Zarathustra'. Natürlich ist solche Gehobenheit des Inhalts nur ein relatives Kriterium, durch dessen Hinzutritt das absolute Kriterium, nämlich die Wiederkehr der Hebungen und Senkungen in einer der obengenannten zwei Formen, ohne Zweifel etwas Vages erhält. Aber in allen künstlerischen Dingen ist mit einer gewissen Unbestimmtheit der Grenzen, mit einem sehr individuellen Element des Schaffens und des Auffassens zu rechnen. Verzichtet man darauf, die Zweckmäßigkeit in der Rhythmisierung der Rede mit zu beachten, so ist es fast unmöglich, bei den alltäglichsten Phrasen rhythmische Prosa zu vermeiden.

Mit richtiger Absicht hat Dickens im Xm C weit mehr als in irgendeinem früheren Werke das Prinzip verfolgt, aus gewöhnlicher, rhythmusloser Prosa da, wo das Übernatürliche hereinspielt, in Rhythmik und zugleich in eine gewähltere Rhetorik überzugehen; meistens ist es allerdings einfache Rhetorik, die sich nur durch Vornehmheit in der Wortwahl auszeichnet.

Dickens braucht dieses Stilmittel, um aus der Welt der Wirklichkeit, ja krasser Wirklichkeit, mit der seine Geschichte anhebt, den Leser glaubwürdig ins Traumhafte, Wunderbare und Bedeutsame hinüberzuschieben. Er verwendet es zuerst da, wo er bei Scrooges einsamem Abendessen ein unheimliches Rumpeln im Keller erwähnt; es ist das Vorspiel zur Erscheinung des Geistes. Niemals hatte Dickens früher einen Geist beschworen, höchstens düstere Regungen des Gewissens ausgemalt. Es war eine neue Aufgabe, der er sich hier unterzog, über die Wirklichkeit hinauszugreifen, und es ehrt sein Geschmacksgefühl, daß er hiezu auch einen neuen Redeton anschlug.

Die Kettenform, in der die Ankündigung von Marleys Geist beschrieben ist, wird durch eine Reihe blankversartiger Gebilde dargestellt; manchmal sind es drei oder vier Jambenpaare, manchmal auch sechs oder mehr, die durch eine geringe Unterbrechung der Rhythmik oder durch einen markanten Satzschluß voneinander geschieden sind:

> The cellar-door flew open with a booming sound,
> And then he heard the noise much louder on the floors below;
> Then coming up the stairs.
> 'It's humbug still!' said Scrooge. 'I won't believe it.'
> His colour changed though, when, without a pause,
> It came on through the heavy door,
> And passed into the room before his eyes.
> Upon its coming in, the dying flame leaped up,
> As though it cried, 'I know him! Marley's Ghost!'
> And fell again. (Ed. Tauchnitz, S. 24.)

Ähnliche Kettenformen begegnen bei der Ausmalung der visionären Tischszene im Hause des Schreibers Cratchit:

> At last the dishes were set on and grace was said.
> It was succeeded by a breathless pause,
> As Mrs. Cratchit, looking slowly all along the carving-knife,
> Prepared to plunge it into the breast;
> But when she did,
> And when the long expected gush of stuffing issued forth,
> One murmur of delight arose all round the board,
> And Tiny Tim, excited by the two young Cratchits,
> Beat on the table with the handle of his knife,
> And feebly cried Hurrah! (S. 67.)

Ebenso bei der Beschreibung der Allegorien von Ignorance und Want durch den Geist:

> 'They are Mau's,'
> Said the Spirit, looking down upon them.
> 'And they cling to me, appealing from their fathers.
> This boy is Ignorance. This girl is Want.
> Beware them both and all of their degree;
> But, most of all, beware this boy, for on his brow
> I see that written which is Doom,
> Unless the writing be erased. Deny it!' ...
> 'Slander those who tell it ye!
> Admit it for your factious purposes and make it worse!
> And bide the end!' (S. 84),

Auch in den Worten des erschütterten Scrooge an den Geist der zukünftigen Weihnacht:

> 'Ghost of the Future!' he exclaimed,
> 'I fear you more than any spectre I have seen.
> But as I know your purpose is to do me good,
> And as I hope to live to be another man from what I was,
> I am prepared to bear you company,
> And do it with a thankful heart.
> Will you not speak to me?' (S. 85—86),

in der Schilderung des Zimmers, in dem der Tote liegt:

A pale light
Rising in the outer air,
Fell straight upon the bed;
And on it, plundered and bereft,
Unwatched, unwept, uncared for,
Was the body of this man. (S. 94.)

Weitere Belege dieser Art bieten die malerische Beschreibung der wilden Heidelandschaft (S. 73), der Vorwurf, den der Geist der gegenwärtigen Weihnacht gegen Scrooge erhebt (S. 36—37), das feierliche Versprechen des bekehrten Scrooge an den letzten Geist (S. 103).

Die Parallelform dagegen in Ossianischer Gestalt ist selten zu beobachten, am ehesten in der Weise, daß zwei Redegruppen von je vier Füßen aufeinander folgen, z. B. in der Klage von Marleys Geist über seine Ketten:

'I *w*ear the *ch*ain I *f*orged in *l*ife' (replied the Ghost).
'I made it *l*ink by *l*ink, and *y*ard by *y*ard.
I *g*irded it *o*n of my *o*wn free *w*ill,
*A*nd *o*f my *o*wn free *w*ill I *w*ore it ...' (S. 27—28)

und in der Schilderung seines unsteten Daseins:

'... I cannot rest, I cannot stay,
I cannot linger anywhere ...' (S. 28);

Ferner in der Frage des in Seelenangst versetzten Scrooge an den Geist:

'But *w*hy do *s*pirits *w*alk the *e*arth,
And *w*hy do they *c*ome to *m*e?' (S. 27);

Auch in seiner Bitte an den Geist:

'Old *J*acob *M*arley, *t*ell me *m*ore.
Speak *c*omfort *to* me, *J*acob.' (S. 28.)

Doppelte Wiederholung einer rhythmischen Gruppe von vier Füßen ist zu beobachten, wo Dickens selbst beschreibt, wohin Scrooge von dem Geist der gegenwärtigen Weihnacht geführt wird:

Much they saw and far they went,
And many homes they visited,
But always with a happy end. (S. 82.)

Uberblickt man den Bau in diesen Hauptstellen mit rhythmischer Prosa — von den kürzeren und fraglichen Belegen abgesehen —, so ergeben sich für Ketten- und Parallelformen charakteristische Unterschiede.

Die Kettenform hat offenbar einen wesentlich epischen Charakter. Die Sätze dehnen sich vor uns, als wollten sie uns auf Flügeln der Phantasie hintragen. Der dramatische Blankvers lag dem Dichter im Ohr, aber seine Fünffüßigkeit ist vermieden; meist sind sehr lange Gebilde ausgesponnen. Nur ausnahmsweise ist der

Anfang ein trochäischer. Zweisilbige Senkung wird fast niemals eingeschoben; auch schwere Senkungen werden gemieden.

Inhaltlich erinnert das erste Beispiel dieser Kettenform — Ankündigung von Marleys Geist — an die Beschreibung, die zu Anfang des Hamlet von der Erscheinung des Vaters gegeben wird, und es ist wohl möglich, daß von dort die Anregung zu Dickens gelangte, für eine Weile zum Stil der Verstragödie sich zu erheben. Die zweite Stelle in Kettenrhythmik gemahnt insofern, als der Inhalt eine visionäre Tischszene ist, an Macbeth, und zwar in parodistischer Umformung. Jedenfalls hat Shakespeare, mit dem Dickens nicht umsonst sich so intim beschäftigt hatte, wesentlich geholfen, dieses halbe Versgewand ihm aufzudrängen.

Die Parallelrhythmik hat mehr lyrischen Charakter. Sie wird tatsächlich zum Ausdruck auffälliger Stimmungen verwendet. Häufig ist sie verbunden mit Wortwiederholung oder doch mit parallelem Satzbau, auch mit Alliteration. Da sie regelmäßig in vierfüßigen Gebilden auftritt, einmal sogar mit großer Annäherung an Endreim (*went* : *end* S. 82), haben eher die Verse der Hecate in Macbeth III, 5 und der Hexen daselbst auf Dickens gewirkt, als etwa die rhythmische Prosa des Ossian.

Man kann nicht sagen, daß diese Verwendung rhythmischer Prosa in Dickens' Manuskript im ersten Entwurf weniger ausgeprägt wäre als in seiner eigenen Korrektur oder in dem von Forster für die Presse besorgten Text. Von vornherein waren die Wunderszenen des Xm C in dieser gesteigerten Ausdrucksweise abgefaßt, und es lag Dickens fern, sein neues Kunstmittel im Übermaß bis zur Manierertheit zu gebrauchen.

Berlin-Steglitz. Fritz Fiedler.

Bemerkungen zu 'Adolf Toblers Altfranzös. Wörterbuch', Lieferung 1 und 2.

Zu der im Arch. f. n. Spr. 137, 83 begonnenen Anzeige der von E. Lommatzsch herausgegebenen Sammlungen Adolf Toblers zu einem Altfranzösischen Wörterbuche folgt hier die Fortsetzung, deren Abdruck der Raum dort nicht gestattete. In den unverändert gebliebenen Bestand derselben sind nur die Bemerkungen zur Präposition *a*, die zur Einschränkung des Umfanges der Besprechung damals fortgelassen worden waren, nachträglich eingefügt worden. Eine abweichende Meinung über einige Einzelheiten aus dem von Tobler gesammelten Stoffe wird zur Sprache kommen. Hinzu werden auch neben Godefroys Wörterbuch noch mögliche Ergänzungen zum Wortschatze, zu den Bedeutungen und zu den Wendungen, sowie dort, wo eine Vermehrung der dargebotenen Belege wünschenswert oder wenigstens nicht überflüssig erschien, weitere solche treten. Ein * bezeichnet Wörter, die Tobler nicht, Godefroy hingegen aufführt, ein ** solche, die keiner von beiden gibt; entsprechende Kennzeichnung hinzugefügter Bedeutungen unterbleibt. Chrétien de Troyes' Dichtungen sind im allgemeinen nur dann, wenn W. Foersters Wörterbuch zu diesen im Stiche läßt, angezogen. Einige Belege entstammen auch Denkmälern, die erst nach Toblers Heimgang herausgegeben worden sind; auch auf Texte des 15. Jahrhunderts wird hin und wieder herabgegangen, auch wenn manche unter den Zugaben aus diesen strenggenommen nicht in den Rahmen der Sammlungen Toblers (vgl. Lommatzsch, Einleitung S. 5 unten) gehören.[1]

a, s. m. Buchstabe *a*, auch: *'A' dist li prestre, 'a' dist li lous,* MFce, Fab. 81, 3; *Car a, qui est letre seconde De vo non* (sc. *Maria*), *senefie aïe Contre l'assaut et l'envaïe De l'anemi,* TrBelg. I, 208, 88; *Por ce seconde a, virge ..., Me deveis vos coper le corde Dont je suis asprement loyés,* ib. 212, 210.

bildl., auch: *Dieu ..., Qui nous fait si d'un a un b Que touz jours nous sommes gabé Et perdons tout* (Worte des Teufels), Mir. ND. 36, 579; (?) *Vous en saves l'a et avant,* Froiss., Poés. I, 192, 3566 (Scheler vergleicht dtsch. 'von A bis Z').

a! interj. klagend. als *haa*: *Haa, sire chevalier, je te requier merci,* Pr. Clig. 322, 20.

[1] Aus dem 15. Jahrhdt. weist A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 178 ff. u. 486 ff. in Ergänzungen zu Godefroy die neufranzösischen Wörter *abat* (als *ce qui abat*), *abject, abnégation, abord, abriter, abruption, acariâtre, activer, activité, adjuration* nach.

abwehrend: *'Ha!' fet uns autre, 'ne vos chaut. Leissiez cest truant ...'*, Gd'Angl. 591.

scheinheilig bewundernd: *'A, Deus sire!' fet li gupiz, 'tant par est cist oisels gentiz!'* MFce, Fab. 13, 13.

a praep. Nur weniges finde Erwähnung. Innerhalb der einzelnen Rubriken kann man häufig noch Scheidungen vollziehen.

1. lokal. Ankunftsort. Zu *a terre* 2, 3: *aler a terre* 'landen' Gd'Angl. 2409. Zu *a terre* 2, 4: *venir a terre* 'zur Erde sinken' (*pasmez*) Clig. 5766, 'absitzen' Graal C 8678; (im Kampfe vom Pferde fliegen) Erec 2206, Clig. 4065, 4940. Neben *a terre* 'zur Erde, zu Boden' (auch Clig. 1778, ChLy. 4493, ChCharr. 4313, Gd'Angl. 1469, 1715, MFceFab. 92, 5, Am. Am. 3024, JBlaiv. 1918, 4010, JCond. I, 359, 146 ...) gleich oft *a la terre*: Erec 3059, ChLy. 6271, MFceFab. 15, 30, Am. Am. 2973, JBlaiv. 512, 702, BComm. 1135, JCond. II, 16, 489 ...

Ziel (abstrakt), 2, 13 (vgl. 6, 3; 6, 18), hierher auch *Et ses cuers est en tel destrece, Qu'il ne set a quel fin il* (er) *viegne* (d. h. wie die Sache für ihn auslaufen möge), Julian 747; *issi que* ... (die Heiden) *de la malvaisi error venissant a la verai fin de religion*, Afr. Pr.-Leg. K 8, 8 und Wendungen wie *venir a victoire* Prior. Veg. 6127, 7256, *venir a naissance* Julian 3541, *venir a vaillance* 'sich Geltung erringen' TrBelg. II, 80, 35, *venir au repentir* 'Reue fassen' Erec 2538, ferner *venir a ce*: *Por qu'estes chenuz? Est uostre aaiges a ce venuz* (soweit gediehen) ? Ly. Ys. 2866, *venir a ce que* ...: *Pour le le honte que il avoit De che qu'il fu a che venus Que fameilleus estoit et nus*, Chastoiem. 2, 147; *car espoir qu'il venra A ce qu'il se repentira De son meffait*, Mir. ND. 14, 423, *vient a* ... und *ço vient a* 'es kommt zu etw., d. h. etwas kommt heran, tritt ein', *Tant que vint a la nuit oscure*, ChLy. 4838; Clig. 6164, *Tant que vint a la fin d'esté*, Clig. 1052; *tant* ... *que vint a l'anuitier*, ChSax. 1384; *tant* ... *que ce vint au chief de l'an* Abent. Gaw. (ed. H. O. Sommer, 1913) 67; *Quant vint a la tierce semainne*, Erec 2126; *quant vint a l'ajornee*, JBlaiv. 4217; *quant vint al quart jor*, Afr. Pr.-Leg. F 18, 3; *Quant vient au tens que* ..., Ly. Ys. 1945; *quant ce vint au desevrer*, Clig. 4384; *Quant vint au prendre le congié*, FlBl. 1168; *quant vient a l'esprouver*, ArtChev. 14; *Quant ce vint au chief de dis anz*, Gd'Angl. 1359; *quant ce vint au vespre*, Pr.-Julian XXII, 7; *quant ceo vint a l'assemblee*, MFceFab. 65, 41; *quant ce vint a son tens* (da sie gebären mußte), ChSax. 110; *quant ce vient a la saison Dou tournoi*, JCond. I, 200, 1028; *quant ceo vint al departir*, MFceElid. 935; *S'estoit venu a l'estovoir*, ChCharr. 5259; *Dire li vueil, puis qu'a ce vient* (es gilt dies), Mir. ND. 8, 897; auch mit *a* c. Inf. 'es kommt dazu, handelt sich, gilt': *quant vint as tables oster*, Clig. 3322; *et quant vient a ferir de pres et a bouter ou de glaive ou de quelconque autre chose*, ArtChev. 29 (lat. cum ad pila venitur); *puis qu'a ce faire vient*, Mir. ND. 22, 1165; *puis qu'a faire vient*, ib. 30, 1405 und vieles andere. Vgl. Zustand, Lage, 4, 15 ff.

Zu *a la montance*, 2, 19 s. Verm. Beitr. 3 ², 67 Anm.

Ort wo, ... 2, 21. Neben *cheoir a auc. as piez* 2, 40 auch ... *au pié*: *Or n'alez ja plus delaiant Qu'au pié ne l'an ailliez cheoir*, ChLy. 3977, ebenso bei *venir*, ib. 1862. *a une part* 'auf einer Seite, seitwärts, abseits': *Pres de cel munt a une part ... Une cité fist faire uns reis*, MFce, DAm. 11; *A une part, que il lo voie, Li ont son cheval estable*, Chev. a l'esp. 234 (das häufige *a une part* 'abseits, beiseite', auf die Frage wohin?, ist 5, 32 berührt). *a terre* 'am Boden' Gd'Angl. 1892, MFceFab. 52,23, Abent. Gaw. 127 ...; *a la terre*, dsgl., Erec 5065, Am. Am. 1547, Abent. Gaw. 40, 123 ... (zu 'zu Boden' s. oben). *a l'air* 'im Freien': *La fors a l'air vous deduires*, Chast. 12, 122. Zu *estre a auc.* 3. 10 ff.: *estre a Dieu* 'bei Gott sein': *Et teiz i at qui plorent por ce k'a deu ne sunt*, PoMor. 95 d.

Ort, dem man etwas entnimmt, dtsch. 'von, aus': *S'amie fera* (er) *l'es-*

previer Devant toz a la perche prandre, Erec 577, 813, 828; *A un leignier prent un grant fust,* Julian 1604; *Une foiz devoit il de l'aire al puc puisier,* PoMor. 70 a; *A la riviere n'ay pëu Puisier ... Goute d'yaue,* Mir. ND. 29, 2422; *Ci dit del lou e de l'aignel, Ki beveient a un duitel. Li lous en la surse beveit ...,* MFceFab. 2, 2; *pour boire a la fontaine,* DitRobDi. 176 a.

Zu *a ostel,* 3, 16, auch *a maison* 'zu Hause': *A maisun est e si se tapist* (ecce absconditus est domi), LRois S. 35 (Ler.); *S'amie remest a maisun,* MFceMil. 123; 'nach Hause': *Tant que jeo revienc a maisun,* MFceBiscl. 96; *Va a maisun,* MFceFab. 76, 83.

anhaften, hängen an, 2, 38, s. Verm. Beitr. 4, 37.

Anwesenheit unter einer Mehrheit von Personen: *Alez s'en est li chevaliers Mien escient tut as premiers,* MFceBiscl. 216.

Entfernungsmaß, 4, 27, als Maß bis zu welchem auch zu den Zielangaben gehörig. Weitere Wendungen: *desoz le pin trova Celui qu'ele ne cuidoit pas Trover a si petit de pas,* ChLy. 6668; *a combien Peut il pres estre? — A mains d'une liue, chier maistre,* Mir. ND. 25, 412; *Luinz de la porte al trait d'un arc,* MFceElid. 799; *et si les voyoient passer a un trait ou deux d'arc pres d'eux,* Journ. d'un Bourg. de Par. 1429, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 679 b; *A. ii. archies u a mains De la forest dont il issirent ...,* Veng. Rag. 3832.

Alarmrufe, 5, 43, auch. *Or ça trestuit a moi!* (los auf mich) ChCharr. 1188; *Or tost a lui!* Gd'Angl. 984; *A lui! fait il, sil me batez ...!* Purg. Patr. 2291; *a eulx! a eulx!* Pr.-Clig. 299, 14; *hareu! hareu! a cest tirant!* Judkn. 82, 68; *Or as chevaus por lui secorre!* Clig. 3549; *Or as chevaus!* BComm. 3749; *or as armes, seignor!* Graal C 5875; *Or as armes!* Mer. 5743; *Ore as armes sans plus atendre!* Julian 2149; *As armes!* Veng. Rag. 2681; *As armeç!* Pr.-Jul. XII, 1; *Or a l'assaut!* Gaydon 4568; *Bonnes genz, venez! a l'assault!* Mir. ND. 22, 1349; *Or a l'assaut!* Froiss. Poés. II, 421, LXXXVII; *en criant a l'assaut! et a l'arme!* Jean de Troyes 1465 bei Buchon, Chron. et Mém. I, 256 a.

Verkäuferrufe: *As pos! as pos!* Eust. M. 1072, 1082, 1113.

Richtung, Ziel des Trachtens, 6, 3, so auch *A vie parmenable bee L'ame n'a a el sa pensee,* Barl. 1822; *n'as pas, jou cuic, gardé A chou qui parant est defors,* ib. 1352; *Ne pren pas garde a ta voisine, Se son chief muche et encortine* (s. Aufmerksamkeit richten, achtgeben auf), Clefd'Am. 2265; *A ceu tent et a ceu t'enforce ke tu praignes deleit en nostre signor, Serm. Bern.* (F.) 156, 9; *Puis qu'a ce ta voulenté prise S'est, je n'y contrediray pas,* Mir. ND. 19, 1201. *avoir le cuer,* 6, 8, auch mit *a* u. Inf.: *A houneur conquerre et a pris Avoit le cuer,* JCond. I, 306, 108. Weitere Verba oder Wendungen mit *a* u. Inf.: *A lui garir ont grant antante,* Erec 5200; *Chasvuns a Dieu prïer avoit s'entente mise,* Jdnkn. 111, 22 d; *Li XXXIIII es* (sc. *chapitres*) *devise quele entente on doit mettre a faire les liburnes,* (Qua diligentia fabricentur liburnae) ArtChev. S. 162; *a penitence faire vous mettez* (Imp.), Mir. ND. 21, S. 247; *Et per le lox que cil an orent A meuz faire s'estudiarent,* Prior. Veg. 186; *Si ne met je pas m'estudie A dire que ...,* Froiss. Poés. III, 158, 4; *A querre m'arme s'efforsoient,* Reimps. 37, 12 in Oxf. Ps. S. 286; (conari) ArtChev. S. 5; (moliri) ArtChev. S. 133; *A Cliges* (unter den Lanzenstechenden) *esgarder estrive* (strengt sie sich an), Clig. 2912; *Onques en jour de son vivant Ne fu qu'il ne fust estrivant A mal faire,* Mir. ND. 14, 730; *ceulx qui sont en la vie active, qui contendent ci aval a detenir celle vierge* (sich anstrengen), Mir. ND. 26, S. 229. S. auch H. Soltmann, Franz. Stud. I, 378; 393; J. Soergel, Rom. Forschungen 14, 241 f.

Im besonderen zu *demorer, faire demore a ...* 'zögern zu', 6, 17: *demorer a* mit sbst. Inf.: *La dame demora molt au respondre,* Pr.-Jul. XXI, 6; ebenso rfl. *tarder: La rëine au dire se tarde,* Clig. 1575; *faire demor ...: Et cil ne voet faire demour A faire ce qu'il ot empris,* JCond. I, 319, 502;

delaier: *Et par cel jugement pot on vëir c'on pot bien perdre par delaier a requerre son droit,* Cout. Beauv. Cap. 9, 7; *vaz li dire Qu'a venir ne delaie mie,* Mir. ND. 16, 17; *detriier*: *Je ... Vous requier que ... ne nous detrïez A faire äide,* Mir. ND. 13, 547; *scjorner*: *Ne a ce faire ne sejorne* (Imp.), Prior. Veg. 7114; *tarder, targier* (bez. rfl.), *atargier*: *a prendre le salut de voz ames ne tardez,* Mir. ND. 21, S. 247; *A venir doiz un poy targier,* Clef d'Am. 3215; *Ne se targa pas a fäir,* Fab. Avian 350, 22; *et tu ki es tu ki ne t'atarzes a offrir?* Serm. Bern. (F.) 125, 30 (vgl. auch *A folie n'est pas tardi Cohars qui se prant a l'ardi,* Ly. Ysop. 1800); *metre* mit Zeitdauerangabe (das zweite Beispiel als einziges altfranzösisches auch bei Godefroy V, 316 c): *Trop a mis* (sie) *a li atorner,* Erec 2669;[1] *Trop avons mis A aler chez ma fille Anthure,* Mir. ND. 6, 241; *Je croi que trop lonc tens a mis A moi venir reconforter,* Chast. S. Gille 146; *Egar! que met tant a venir De la ou est ma chamberiere?* Mir. ND. 15, 666; *Sire, il m'est avis qu'avons mis Grant piece a revenir ici,* ib. 38, 662; *Quant Lanceloz s'öi nomer, Ne mist gueires a soi torner,* ChCharr. 3686; *faire longuement*: *Trop me fistes longuement, Amis, a mi proiier ent,* Ad. Halle XXXI, 3, 1. *demorer, tarder* (*se*), *sejorner a* c. J. belegt auch J. Soergel, Rom. Forschungen 14, 249.

Erreichtes Ziel ..., 6, 18, so auch: *estre ars a cendre* (zu Asche), Jdnkn. 121, 245. Wunschformeln: *ce soit a bon destin!* ChSax. 2706; *ce soit a mal ëur!* JBlaiv. 277; *ce soit a bon ëur!* Mir. ND. 7, 506; *a buen ëur!* Erec 2776, JBlaiv. 1204, Rönsch, Kindh. Ev. S. 61; *a mal ëur!* Gd'Angl. 676 (in F.s Anm. weitere Belege), Ferg. 122, 23.

Belauf: *D'andeus parz a trois çanz se content, Si furent par igal de nonbre* (sich belaufen auf), Clig. 2882; *As cans ont lor gens aesmés, A trois cens prisent lor armés* (schätzen auf), Julian 2400; ..., *s'eu i ot d'armez Bien .XXX., a tant les a esmez Li chevaliers, ne mie a mains,* Mer. 2254; s. Tobler s. v. *aesmer.*

Person, an die man sich wendet, 6, 28; zu *avoir auc. r. a auc.* 42 u. 50 ff.: *Regardez ou femme truissiez, A qui hoir masle avoir puissicz,* Mir. ND. 29, 6; zu *empetrer*, 7, 7, auch *conquerre*: *Et si despande l'or cuit et les mangons* (Art Goldmünzen), *Qu'il a conquis au riche roi Charlon,* Am. Am. 2551.

Gesellschaft, 8, 11, so auch *Repairiés est en son päis A che que il avoit conquis,* Chastoiem. 2, 90; *Le roy Loëy fist passer A grant navie outre la mer,* Eust. M. 2253 (neben *Une autre fois entra en mer Od grant navie por passer,* 2265); *prendre compaignie a auc.,* MFceFab. 11, 42, Chastoiem. 6, 66 (neben *od auc.* Barl. 1966); *prendre soistié a auc.: A luxure prenez soistié,* Dav. Proph. 221, 1141. Abschiedswunschformel: *alez a Dieu!* und *va a Dieu!* 'mit Gott, unter Gottes Geleit': *Alez a Deu qui vos conduie,* Graal C 1673; *A Deu alez, biaus sire!* Am. Am. 310; *Alés a Diu, car je m'en vois!* Veng. Rag. 5355; *Alez a Deu, dame!* Tr. Belg. I, 236, 329; *Alez a Dieu, mon chier enfant, Qui vous doint la venir a joie!* Mir. ND. 1, 1134; *Or alez donc a Deu, biaus sire!* ChLy. 4627; *Bien as deservi le congié. Or va a Dieu!* Chastoiem. 10, 92.

Zur Bildung eines Dativs, 9, 1. Zu Alex. 108 b, Z. 17, vgl. Sp. 3, 14. Nach Adjektiven: *cis nons Juliiens est comuns a toutes gens,* Pr.-Jul. XXVIII, 6; (der Teufel) *li pramist* (dem Adam) *si grant honur Que pers sereit al crëatur,* MFceFab. 53, 50; *Por ce s'il a vous n'est iveus En richeté et en lignie,* Tr. Belg. I, 131, 30; *li jone homme diligamment eslëu ... porront legierement en brief temps estre parail as bons chevaliers anciens* (iuniores ... veteres illos milites facile coaequabunt), ArtChev. S. 60; *La quinte meniere samblauble Est a la quarte,* Prior. Veg. 7409; *cumparez est*

[1] Die von Foerster, Krist.-Wb. 184 angegebene Bdtg. 'zuviel Zeit verwenden auf' trifft nicht zu.

as jumenz nunsavanz e semblanz est faiz a els, Oxf. Ps. 48, 12; *contraire est du tout son dit A ce que vous nous aviez dit,* Mir. ND. 31, 2529; *Buns Sirs est a tuz* (Bonus Dominus omnibus), Cambr. Ps. 144, 9 (vgl. *Certes, mes sires m'iert mult bons,* Tr. Belg. I, 233, 235); *Suefs li Sire a trestuz* (Suavis Dominus universis), Oxf. Ps. 144, 9; *Deu est a toutes genz soues,* Reimps. ib. S. 355; *Se il est pechierre de soi Et il soit soues a la gent,* Chastoiem. 21, 137; *Nostre sires est doulz et debonaires a touz,* Lothr. Ps. 144, 9; *se* (der König) *de son corps estoit nés bons et par defors Fust au pueple fel et malvais,* Chastoiem. 21, 143; *au pueple qu'il governoit Est crüels,* Chastoiem. 22, 6 (vgl. *Crüels lor a esté et fels,* ib. 74); *Tu dois tous jours faire ce qui est pourfitable a toi et nuisant a ton anemi,* ArtChev. S. 130; *ce sera Chose a toz moult profitauble Et moult bone et moult aidauble,* Prior. Veg. 8609; *Agaiz qu'as autres sont aidanz,* ib. 9930; *Dameldeu est a moi aidis,* Reimps. 117, 7 in Oxf. Ps. S. 340; *tel preiere Ki a la gent ne seit nuisable, E ki a deu seit acceptable* (Var. *pleisable*), MFceFab. 55, 15; *nulle chose n'est plus plus perilleuse a ceus qui folement cachent que ...,* Art Chev. S. 123; *Deus ..., a cui totes choses sont sozjetcs ..., a cui tota poesta est sojeta,* Afr. Pr.-Leg. D 27, 5; *gent qui ne sont obëissant a lor duc ne a lor chevctaincs,* ArtChev. S. 82; *a Deu n fud pas obedient,* LRois 289 (L.); *por ceu k'il* (sc. *nostre sacrefices*) *moens soit a deu acceptaules,* Serm. Bern. (F.) 140, 5; *Jo Marie ai mis en memoire Le livre de l'Espurgatoire En Romanz qu'il seit entendables A laie gent e cuvenables,* MFcePurg. 2300; *parler si raisnablement Que il seit plaisible a la gent,* MFceMil. 4; *totes choses ... Que a nostre ost sont necessaires,* Prior. Veg. 5475 u. a. Adjektiva mehr.

Besitzanzeigend, 9, 23. Zu *chape a moine* 9, 41: *chape a pastor,* Gaydon 7328; *chape a provoire,* Clig. 4682; *loges a pastours,* ArtChev. 156. *serf, teir,* Serm. Bern. (F.) 122, 7; *Li aver, li serf a l'avoir,* Tr. Belg. II, 255, *serjant a auc., a auc r.: et devient sers a l'anemin ki de luy se lait sormon-* 206; *N'estoit pas sers a son argent, Car ses argens si le servoit Que l'amor Dieu li deservoit,* Ruteb. (Jub.) III²; 249, 28; *Serjanz est a l'avoir, Li avoirs est ses sire,* PoMor. 502 d; *Car qui serf a pitié se moustre N'est pas serf, non,* Mir. ND. 20, 311 (oder als Adj. aufzufassen, wie in *Trop a esté a pechier serve,* Ruteb. II², 275, 339). Vor Sachbezeichnung auch: *Mes c'est li mireors au cucr* (sc. d. Auge), Clig. 712.

2. temporal. Zeitpunkt, in dem etw. eintritt ..., so auch: *a un jor* 'eines Tages', Clig. 2361, LRois 357 (cum esset quaedam dies), *a une nuit* 'eines Nachts' LRois 415, *a une matinnee* JBlaiv. 3340, *a un vespre* JBlaiv. 2066, *a un avespremcnt* HCap. 554, *au matin* ChLy. 428, (am nächsten Morgen) Erec 1428, *au matinet* Am. Am. 2798, (am nächsten Morgen) Julian 3918, *a la matinee* MFceYon. 301, *au main* Clig. 2760, (am nächsten Morgen) Erec 1430, *au soir* Veng. Reg. 2932 (vgl. Sp. 11, 19), *au vespre* Am. Am. 1073, *as vespres* (ad vesperas) ArtChev. 157, *a la vespree* Mir. ND. 4, 90, *hui main a l'esclairier* Am. Am. 3369, *a l'ajornee* JBlaiv. 2554, *a l'avespremcnt del jor* Barl. 1389, *a l'anuitier* Prior. Veg. 5078, *a l'anuitié* Barl. 5383, *a cel soir* Clig. 1557, *a cel ajornant* BComm. 2430, *Ce fu un venredi a nuit* Julian 2895, *a prima* Afr. Pr.-Leg. G 28, 6, *a tierce* Pr.-Julian XXIX, 4, *A prime e a tierce e a none E au vespre la saluez* JoiND. 1114, *a ore de prime* ChCharr. 2211, *a la prime sonnee* Am. Am. 2164, *a cele ore que prime sonne* Erec 2304, *a celle heure et a celle foiz* Mir. ND. 33, 737, *a ceste ore* LRois (L.) 370, *a ce jour d'ui* Mir. ND. 6, 90, *a droite ore* Barl. 1398; *a .iii. heures apres mynuit* Pr.-Clig. 296, 43; *au vendredi* Mir. ND. 2, 794; *a une feste* Clig. 2700, *a un quaresme* ChBaris. 60, *a la pentecuste* MFce Lanv. 11, *a pentecuste* MFceChvrf. 4, *a cest nöel* Julian 1421, *a cele feste qui ...* ChLy. 5 u. a.

Künftiger Zeitpunkt, 10, 37. Zu *a demain* 'für, auf morgen': '... *se je*

vif jusqu'a demain, Je ferai savoir a Gorvain Coment ma force est hui creüe', 'A demain soit! Cil en seront coart revoit Qui a demain vos en faudront', Meraug. 5579 (Var. *au d.*); *Cest mariaige ne quier ja refuser. A demain soit sans plus de demorer,* JBlaiv. 3540.

Zeitliches Entfernungsmaß, 10, 50, dsgl. *Savoir vous fas ..., Qu'a quinzaine de Penthecouste Les Senliz le tournoy sera,* Mir. ND. 29, 892 *Li jur est asis a un mois* (einen Monat, sc. von jetzt ab, gerechnet), Ipom. 7730; *Lur* (l. *Li jur,* vgl. Mussafia, Wiener Stzgs.-Ber. CXXI, XIII, S. 67) *est asis a quinzeine,* ib. 8018.

Nach Verfluß von, 11, 3: auch *A poi de ure estevus li ciels devint tout obscurs* (in, nach kurzer Zeit), LRois (L.) 319.

Zeit, in die etwas hineinfällt, 11, 7. Zu *a cel tans* 'damals': gleichbedeutend *a cel jor*: *A cel jor antre moi et vos Estiiens juenes et petites,* Erec 6288; *A cel jor, comant qu'il soit ores, Qui le chastel vosist defandre, Ne fust mie legiers a prandre,* Clig. 1238. Zu *a bien courte saison* 'innerhalb s. kurzer Zeit': *Et ariés tant d'onneur* (Land) *a bien courte saison Que de quatre royames croisteroie vo nom,* Bast. 4326; *Sathans perdera la droiture Que sur vos a a brief termine* (innerhalb kurzer Frist), Mir. ND. 1, 1123; *d'errer ne fineray Jusqu'a tant qu'au roy reseray, Et ce sera a terme court,* ib. 21, 141.

Zeitdauer, auf die sich etw. erstreckt, 11, 22, so auch *a piece* ('auf eine längere Weile hin', Tobler, Verm. Beitr. 2, 1) *a grant piece*: *Ne vous aroie a piece tous noumés,* Enf. Og. 4485; *a grant piece n'en fu li cuens retez,* Am. Am. 2062; *A moult grant piece i aurez gent deduit,* ib. 2560; *a grant pose* 'auf eine lange Weile hin': *Outre ne seront* (die Schafe über das Wasser) *a grant pose,* Chastoiem. 10, 93; *a tens* 'auf eine bestimmte Zeit': *Mais tant me dist li lamentans Qu'il n'estoit ilec* (im Purgatoire) *fors qu'a temps,* Mir. ND. 14, 1165; *a jamais* 'auf immer': *par quoi il esperoit d'en faire telle occision qu'il en seroit a james perpetuelle memore,* Pr.-Clig. 297, 3.

3. modal. Zu den adverbialen Ausdrücken, 12, 4, gäbe es viele nachzutragen, was hier unterbleibe.

au plus que ... Zu *au plus droit,* 12, 45: *Vers Karadigant s'averti Lucans tout au plus droitement,* Claris 14098.

Begleitender Umstand. *a bon vent,* 13, 9, vgl. Sp. 16, 50.

Reich vermehrbar wäre auch die Reihe *a ton talent* 'deiner Neigung entsprechend' 13, 37.

'nach, zu schließen nach' 14, 7, auch: *Mult fu malades a sun dit,* MFce Fab. 36, 4; *Mais molt sambloit bien a sa ciere Que chacëure avoit molt chiere,* Julian 853; *Quar il samble a vo parler Qu'il n'i ait pas courtoisie,* Tr. Belg. I, 60, 25; *car il m'est vis A la couleur de vostre vis Qu'estes tout sain,* Mir. ND. 21, 488.

'nach etwas als Vorbild': *a sa samblanche et a s'ymage Fist* (Gott) *homme,* Barl. 1548; *Pour chou ... A fait Dex l'omme a sa figure K'il connëust son creatur,* ib. 1600; *Faciamus hominem ad ymaginem et similitudinem nostram* (I Mos. 1, 26), *C'est a dire en la concordance: Faisons homme a nostre semblance,* Mir. ND. 20, 1155; *... fisrent li prince rommain lor navies a la fourme d'iceles* (ad earundem, sc. navium, instar classem ... texuerunt), ArtChev. 162; *... Refurent lors ainsi forgies Les nez des Romains ... A lor forme et a lor samblance,* Prior. Veg. 10263; *Puis* (plutei) *sont apelé uns instrumens fais a la samblance d'un hyaume ou d'un vaissel parfont* (plutei qui ad similitudinem absidis contexuntur), ArtChev. 147; *... Uns fers qui est aguz et lez Et corbes et est a l'instance D'une fauz et a sa samblance,* Prior. Veg. 11321.

'im Verhältnis zu, ...', 14, 19. Zu den ersten Fällen: *Tant en i ot* (an Heiden), *nus nes porroit nombrer, A .i. des noz en puet on .iii. conter,* Otinel 1615; *A un anoi que j'ai cent en auroie,* Froiss. Poës. I, 77, 845.

Merkmal zwei Sbst. verbindend, 15, 15. Determinativpron. an erster Stelle: *Celui a cele bande d'or Parmi cel escu de bellic,* ChCharr. 5794; *celui de joste ... a cel escu vert,* ib. 5803; *cez deus de lez A* (auf) *cez deus chevaus pomelés As eseuz d'or as lions bis,* ib. 5813; *a celui a le mance,* JCond. I, 193, 888.

Merkmal bei Vbn. (erkennen an, ...), 15, 29. Weitere Vba. oder Wendungen: *avoir conoissance: a ton gracieux maintien je ay ferme congnoissance que ...,* Pr.-Clig. 302, 9; *aparçoivre: Nos poons bien aparcevoir A ce qu'ele est et bele et sage Qu'ele est de mout jantil lignage,* Erec 4754; Fl. Bl. 107; rfl.: *Qu'aparceüe m'an sui bien As contenances de chascun Que de deus cuers avez fet un,* Clig. 2294; *aviser: Al cri a son oste avisé,* Julian 2549; *A la parole et as dis l'avisa,* JBlaiv. 3024; *prover* 'den Beweis für etw. finden an': *Bien le provai Au sanblant que an li trovai,* Charr. 4395. Zu *pert que,* 15, 52, persönl. *paroir: Mal pert a (= al) douz chant de la boche La dolour qui au cuer li toiche,* Ly. Ys. 2429. Fernere Belege für *entendre*: Clig. 3097 PB; Amad. 6028; für *savoir*: Mir. ND. 25, 1110; 33, 1736, für *paroir*: PoMor. 551 b; Ruteb. ed Jub.[2] I, 7, 44; Ly. Ys. 3491; *A la vostre oevre Est bien parant* (C, *parut* PM) *seloncu la letre Ke on vos doit fors de l'uis metre,* Barl. 2107, für *mostrer: Il moustre bien a sa maniere Qu'il est un vraiz fols et estouz,* Mir. ND. 33, 1484.

Preis, 17, 3, bei *achater: dui serf que li cucns ot norris Et achatez a deniers,* Am. Am. 2392, bei *avoir: Qu'aussi furent li mes plenier Con s'an êust buef a denier,* Clig. 5040; *Cil a qui li chevals esteit Otreie a l'autre qu'il l'avrcit Al pris que li huem le metreit Ki ...,* MFceFab. 47, 11; *A trois tournois y arons vin Et bon et gent,* Mir. ND. 35, 231.

'für, als', 17, 22 und 'zu, als', 18, 4: zur Auffassung s. Meyer-Lübke, Synt. § 403 f. Zu *savoir auc. a ...*, 17, 41: auch *savoir se a ...*: *Cele qui a mesfcte se savoit* (sich schuldig wußte), ChLy. 1789. Weitere Verba: *esmer: De tes paonaz* (Fußsoldaten) *bien armez Foison et as moillors asmez,* Prior. Veg. 6896; *conter: A ncant porroies conter Quangue tu dire me savroies,* ChCharr. 2744; *Por ce qu'a pris li iert conté,* ib. 3258; *Par felonie m'espargnas, Que ja ne t'iert a el conté,* ib. 4343; *jugier: Aincois lou jugomes a vice,* Dav. Proph. 233; *Nuns jugeroit ce a proesce,* Ly. Ys. 614; *reputer: Si que je le repute a fait,* Mir. ND. 14, 1299; *Ne la repute pas a greve* (die *penitence*), ib. 30, 897; *quanque me dis et ennonces Je repute et tiens a frivoles,* ib. 39, 625; *confermer: Conferme toutes ses paroles A voir,* Clef d'Am. 479; *esprover: Dame, nos avons esprové Cel cevalier al plus proudome Qui soit en l'enpire de Rome,* Julian 2260.

Bestimmung, Verwendung zu, als, 18, 4. Zu *avoir a feme, prendre a feme ...*, 18, 7 ff.: *avoir a per* (Gemahlin) ChLy. 5488, *avoir a moillier e a per* JBlaiv. 2600, *avoir a mari* Mir. ND. 4, 428; 21, 1417, *avoir a per et a mari* BComm. 2679, *prendre a espouse* Gaydon 9753, *prendre a moillier* JBlaiv. 2344, Enf. Og. 7902, *prendre a oissour* FlBl. 2100, 3128, *reçoivre a seignor* ChLy. 3653, *recoivre a feme* Erec 4701, *requerre a moillier* LRois 102, MFceFab. 73, 13, Mont. Rayn. I, 32, 238, *doner a feme* Clig. 6751, ChLy. 5702, *doner a espouse* DitRobDi. 234 b, *doner a signor* Pr.-Julian XX, 11, *otreüer a segnur* Ipom. 3860; ferner, vor Concr. u. vor Abstr.: *Un garçon ... Li a baillié a escuiier,* Gd'Angl. 1646; *Ainz le m'a anvoié a hoste Mes frere,* Graal C 5928; *Mut l'amereient a seignur,* Ipom. 6902; *Mut le desirent a seignur,* ib. 10450; *choisir a rei,* MFceFab. 19, 2; 12; *Et si est esprové a droit Qu'il* (sc. *li brans*) *vos a choisi au meillor* (sc. *chevalier*), Chev. a l'Esp. 763; *Sur tuz se fist lever a rei* MFceFab. 34, 11; *A toz biens fere s'atorna, Tant qu'a provoire s'ordena,* Jdnkn. 101, 312; *prendre a cumpaignun,* MFceFab. 37, 2; 70, 72; (zu einem Arzte) *dites moi, sire, Se vous vouldrics a apprentiz Prendre Panthalcon mon filz,* Mir. ND. 22, 38; *receivre a rei,* LRois 191; *en tel maniere qu'elle vous reçoive ... a son amy et a son che-*

valier, Abent. Gaw. S. 38; ..., *Si an trai a garant Macrobe,* Erec 6738; *Dieu et saint Piere Trai a garant que n'i ai courpe De morir,* Watr. 213, 457; *Verité en trai a garant,* JCond. II, 35, 1132; *et se les braies conquer, Cui en trairai a tesmoignage?* MRayn. I, 101, 111; ..., *S'en trai l'estoire a garantie,* Joufr. 3794; *Et veez encor icy ses armes que je emporte a tesmoing,* Abent. Gaw. S. 29; ..., *Si li mostra a antresaingne Les deus panz,* Gd'Angl. 2947; *Li drap de soie sont fors tret Et estendu a parement* (Schmuck), ChLy. 2341; *ne povons pas nostre estage Avoir au siecle a hiretage* (als dauernden Besitz, für immer), JCond. II, 67, 596; *si com il aviont a costume,* Afr. Pr.-Leg. K 17, 3; *Si cum a costume avoit,* Rönsch, Kindh.-Evang. 22, 26; *ainsi comme ilz avoient a coustume,* Abent. Gaw. S. 66; *si k'a constume avoit,* PoMor. 532 d; *ainsi qu'elles avoient a costume,* Abent. Gaw. S. 78; *Com chil qui ne l'avoit a us,* Chastoiem. 2, 99. Das Beispiel Sp. 18, 19 paßt nicht in den Zusammenhang.

Bestimmung, Verwendung für, zu, 18, 27. Diesen Sinn hat *a* auch in den letzten beiden Belegen des vorhergehenden Absatzes ('mit abstr.' 18, 22 wäre übrigens an seinem Orte nicht erst am Platze), dazu an Stellen wie *et a chiaus servent li dizenier qui sont establis a livroisons d'yaue,* ArtChev. S. 94; *Et l'an li a l'eve donee As mains,* Gd'Angl. 2565; *L'eve li donent a ses mains,* MFceLanv. 178.

Zwei Subst. verbindend, 18, 33, so auch *armëure a chevalier,* Clig. 6697; *les garnemenz a homme,* Mir. ND. 37, 1290; *cel habit a femme,* ib. 37, 1302; *pastures a cheval,* ArtChev. S. 141; *voie a cheval,* BCond. 209, 122; *dix chevaulx a somme,* Mir. ND. 36, 434; *pot a vin,* ib. 26, 288; *torchon a piez,* ib. 39, 377; *moulin a vent,* Journ. d'un B. de Par. 1411 bei Buchon, Chron. et Mém. I, 608 b; *chape a pluie,* Sp. 18, 38, auch Gd'Angl. 1632; MRayn. VI, 98, 100.

Nach Subst. mit Inf., 19, 4, auch *el seiscin lue ara chambra a desporter, el settem ara ... trois chambres a fenestres qui ferront el verger a acodar* (zetas aestivales ... triclinia accubitalia), Afr. Pr.-Leg. F 15, 14; *i. espital as povres norrir,* ib. K 29, 14; *Puis desarme le Saisne ... De la cote a armer et do vermeil escu,* ChSax. 3836; *dy qu'il m'envoie Un parement a armer gent Tout blanc,* Mir. ND. 33, 1931.

Nach Adj., 19, 10. *digne a ...* auch: *Li signifer portent les signes, Alauz* (v. *eslire*) *i sont, a ce sont dignes,* Prior. Veg. 2600; *le duc qui a ce dignes Est,* ib. 4590, auch mit *a* u. Inf.: Clefd'Am. 1004 (s. God.); *Sire, pas ne seroie Digne a vous deschaucier,* Chron. anglon. III, 195 (bei Ebeling, Auberee S. 64 zu V. 39).

Nach Adj. mit Inf., 19, 17. Das Beispiel aus SMagd. paßt nicht dorthin. In den beiden letzten Beispielen des Absatzes ist das Subjekt nicht wie in den übrigen das Ziel, sondern der Träger der Handlung, die die Infinitive angeben, welch letztere im ersten Satze Transitiva mit eigenem Objekt, im zweiten ein Intransitivum sind. Weitere Adjektiva gleicher Konstruktion: *c'est une oroison moult belle Et haulte a dire* (sc. *la kyricle*), Mir. ND. 40, 2244; *un chant ... Qui soit delictable a öir,* ib. 35, 1612; *femme ... a regarder deliteuse,* JCond. I, 244, 17; *Legiers est a ploiier* (sc. *nostres sires*), PoMor. 406 b; *Ne fust mie legiers a prandre* (sc. *li chastiaus*), Clig. 1240; *Li sois estoit legiere a clore,* Eust. M. 1340; *Nëis l'escorce et la racine En est* (sc. von der *neire espine*) *mult dure a depescier* (Var. *Est molt tresforz*), MFceFab. 49, 15; *Ne veez vos con cist fer sont Roit a ploiier et fort a fraindre?* ChCharr. 4621; *Vez cy choses fortes a croire,* Mir. ND. 14, 1215; *La chose est tant plus preciouse Come a trouer est plus penouse,* Ly. Ys. 2610; *Li fais est lais a escouter,* JCond. II, 184, 86; *C'est cler a voir,* Mir. ND. 4, 258; *tot ico laisem, per co quar trop seroit long a recontar,* Afr. Pr.-Leg. J 20, 14. Belege auch durch Soltmann, Franz. Stud. I, 405 und Hilding Kjellmann, La constr. de l'inf. dépendant d'une loc. imp. en fr., Upsala 1913,

S. 288 ff. Wie *lent a* u. Inf., Sp. 19, 37, so *isnel*: *car häyne de citoiens entre yaus est ignele a encliner soi a estre destruit de lor anemis* (nam civile odium ad inimicorum perniciem praeceps est), ArtChev. 101; Soltmann a. a. O.: Rou II, 4181.

Zweck, Ziel, 19, 39. so auch *a ren plus non est crestians mas que* ... (ad nihil aliud christianis est iunctus nisi ut ...), Afr. Pr.-Leg. M 60, 11. *a la fin que* c. Cj., Clefd'Am. 850, 1102; Bast. 4416 (nach Sch.s Vermutung, Hs. *a fin,* — 1); Mir. ND. 2, 880; 5, 845; 40, 2034; DitRobDi. 228 c; Froiss. Poés. 39, 1312, *a celle fin que* c. Cj., Clefd'Am. 991; Mir. ND. 1, 824; 38, 590; Froiss. Poés. I, 79, 901; Chd'Orl (Jann.) II, 1, 159 (Rond. 144), *a fin telle que* c. Cj., Mir. ND. 25, 1136; Journ. d'un Bourg. de Par. 1425 bei Buchon, Chron. et Mém. I. 669 a, *a fin que* c. Cj., DitRobDi. 217 b; (*afin que*) Mir. ND. 5, 85; 40, 2085, *afin de* c. Inf., Mir. ND. 7, 397; 32, 133; 34, 635; Froiss. Poés. III, 102, 25; (*a fin de* ...) ib. 123, 862. Zu *a que faire* ... ? 19, 45: *Et a que faire en retenroit Plus que mestier ne li seroit?* Chastoiem. 24, 181; *A quoy faire vous mentiroie?* Mir. ND. 33, 2032.

An die folgenden Abschnitte sei nicht mehr angeknüpft. S. zum Inf. nach *a* auch die Zusammenstellungen in den von Tobler oder oben angezogenen Arbeiten von Lachmund, Soltmann, Soergel und Kjellmann, außerdem Erw. Stimming, D. Acc. c. Inf. im Frz., Halle 1915, S. 101 u. 110.

a a a t i r, vb. rfl. mit dem Belege *Qui durement se sont de ce aaati Que* ..., BComm. 2161. Eine auffällige Zusammensetzung, wohl nur ein Erzeugnis des Schreibers, der vielleicht *Qui durement se sont de ce aati* (— 1) vor sich hatte. Als ursprüngliche Lesart ist denkbar *Qui durement se sont de ce entraati* (sich untereinander, gegenseitig vornehmen, anheischig machen).

a a i r i e r, vb. rfl., übertr. auch: *Si couvient le cors sivir Men cuer la ou i s'aaire,* AdHalle (ed. Berger) XXIV, 5, 2.

* *a a i s e m e n c e*, s. f., JCond. II, 17, 548; von God. im Vorwort zum 1. Bd. nachgetragen.

a a i s i e r, vb. trs., mit pers. obj. 'pflegen', *servir et aaisier auc.*: *Car bien doit li uns l'autre servir et aaisier,* ChSax. 2428; *Celle nuyt furent les .ii. cousins seruis et aeisié assez plus que s'il fussent en l'ostel le roy Artus,* Abent. Gaw. S. 11[1]; *Celle nuyt fu Gauuain seruis et aaisies de toutes les choses que ceulx de leans porent avoir,* ib. S. 25.

a ä i s o n, s. f. mit dem Belege *Clers et prestres et moines de grant aäison,* RMont. 93, 14. Tobler vermutet Irrtum für *aaisison* 'Pflege'. Auch *aorison* 'Beten, Beteifer, Frömmigkeit', vom intr. *aorer* abgeleitet, könnte gemeint sein; *or* wurde, wenn das *o* etwas klein geraten war, einem *a* ähnlich.

a a n c r e r, vb., tr., bildl. auch: *Donc li vueil je fere savoir Qu'il* (sc. *mes cuers*) *est dedenz li ancres,* Merang. 411 Var. intr. od. rfl. auch *Ses galies fist aancrer,* EustMoine 1955.

a a t e, adj., von Dingen auch: *Li ber la prist,* sc. *d'un sengler une espalle, si la manjat en haste. Il la fist tant, cum s'el fust mult aate,* Wilh.-Lied 1408[2] (Suchier 'biegsam, mürbe').

a a t i e, s. f. 'Eifer', *faire aatie* in *envers nous font aatie,* JCond. II, 25, 783 nach Scheler, und zutreffend, rivaliser, faire concurrence.

a a t i n e, s. f.: *par ahatines* auch Tr. Belg. I, 263, 612; *par grant aatine,* Watr. 26, 791.

a a t i r, vb. rfl. 'sich ereifern': Tr. Belg. II, 181, 138 stellt sich zu Gaydon 114, Sp. 33, 6, weitere Belege für *aatir se de* c. J. bei God. oder Wilh.-

[1] H. Oskar Sommer, Die Abenteuer Gawains, Ywains und Le Morholts mit den drei Jungfrauen, Halle 1913.

[2] H. Suchier, Les chançun de Guillelme, Halle 1911.

Lied 1400; Watr. 87, 122; 298, 88; das Beispiel aus Chron. Ben. zeigt objektloses trans. *aatir.*

'sich eifrig an etw. machen': *De tres crueuse plainte se va aatissant,* Bast. 3960.

'sich zum Kampfe entgegenstellen', auch *contre auc.,* ein Beisp. bei God., ferner *l'autre partie Qui contre lui est ahastie A grant bruit d'estrumens diviers,* JCond. I, 103, 192.

'sich gleichstellen', auch: *deu cuer ... A vous nous volons aatir,* JCond. II, 29, 927; hierher auch der Beleg, ib. II, 24, 777 (*envers auc.*) zu ziehen.

aati, pt. pf., adj. 'bedacht auf', auch mit *a* c. Inf.: *je te chasti Que ton cuer n'aies aati A desroi faire ne outrage,* Watr. 9, 252.

a a t i s e , s. f., eine dritte und vierte Stelle GLiége 5456, (*atise*) 26520.

a b a i , s. m., übertr. 'Schelten, Anfahren' oder 'Bedrohung': *Apries li ciens par abayer Fait le larron si esmayer Qu'il s'en fait paoureus et mas. Haus princes ..., Fai ensi que par ton abbay Soient li mauvais en esmai, Si qu'il ne t'osent aprocier,* JCond. I, 152, 45; *a ycel temps ... Aloit par Alemagne ... Une grant compangnie de gens de male aboy: On les nomoit Normans,* GLiége 21941 ('Bedrohung, Bedrängung', Scheler jedoch: de mauvais cri, mal famé).

a b a i e o r , s. m., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 180 (14. J.).

a b a i i e r , vb. intr. übertr. auch: *en lor languaige abaiant si benirent le grant seignor tot poissanz,* Makk. XV, 29; *jangler et abaiier* auch JCond. II, 72, 755; *abaiier vers auc.,* LRois (ed. Ler.) 129; *abaiier sur auc.,* Watr. 370, 102; (mit personfic. Abstr. als Sbj.) *Car Sëurtez ... Me fait hardi sanz esmaier* (sagt *Hardement*), *Et tu* (sc. *Orgueil*) *ne sez fors abaier Seur ton fumier et a la porte,* Watr. 348, 191.

a b a i s s i e r , vb. trs., objektlos: *plus essalcet la prosperiteiz ke n'abaisset li aduersiteiz de la necessitcit,* Job 318, 34.

mit sächl. Obj. 'herunterlassen, herabdrücken, niederlassen' auch: *selone ce qu'il les drescent ou abaissent* (sc. *les tres,* die Balken) *senefient ce que on fait* (erigere — deponere), JMeun., ArtChev. S. 84; *Quant l'on les abaisse ou asce* (sc. *les trez*), Prior., Veg. 4701; *quant on abaisse l'un chief* (des Balkens), *l'autre se hauce* (deprimere — erigere). JMeun., a. a. O. S. 152; Prior., Veg. 9622; *li vens contraires reflecist et abaisse les gavelos* (inflectit ac deprimit), JMeun., ib. S. 107; *Et li vanz contraires abaisse Les javeloz n'aler nes laisse,* Prior., Veg. 6431; *abaissiez lur hatereaz* (mit gebeugtem Nacken), Dial. Greg. 163, 14; *et lo haterel ... despitat abaissier a* (vor) *la creature,* ib. 163, 19; *abaisse la* (sc. *cele flaische*) *uisousement et si troueras queile chose ele at deuenz* (nach unten richten, umkehren, lat. inclinare), Dial. Greg. 84, 12; *abaissier le pont* bildlich in *Car par lui* (sc. *Salute,* Sallust) *n'est pas abaissiés Li pons de la haute science,* Hs. in Alexius S. 209.

'unterwerfen', etwas einem Zwecke (*auc. r. a* c. Inf.): *Les alkanz somunt a folie la force del cors, mais cant il l'abaissent a faire les pies oeures, si achatent guuangnes de pietcit,* Job 311, 22.

'beschwichtigen, zur Ruhe bringen': *Des! ... cest torment* (Sturm) *nos abeissiez,* Gd'Angl. 2361.

'zu Boden werfen, niederdrücken, unterdrücken, ablassen von' *por le mal abaissier,* PoMor. 327 d; *A son pooir doit abessier Le mal et doit verité dire,* JCond. II, 275, 258; *Par lui iert li tors abaissiez, Drois soustenuz et essauciez,* Watr. 203, 119; *l'error que nos cuidians que tu abaissases,* Afr. Pr. Leg. C 6, 10; *Por l'anuiouse guerre finer et abaissier,* ChSax. 84; *Leur loy* (der Heiden) *durement abessa et acrut la loy crestïenne,* JCond. II, 294, 176; *Parler* (sc. *doit du bien*), *le mal lessier Et les paroles abessier Dont preudons puet estre honnis,* Watr. 371, 130.

'(seine Ehre) herabsetzen': *Ja tant m'onor n' abaisserai, Se Dieu plaist,*

que sans vos m'en aille, Veng. Rag. 3070; (jmds. Wert) *ce sera chose qui plus abaissera ton pris,* Abent. Gaw. S. 93.

mit pers. Obj.: 'herabsenken, hinabstoßen' *Tu nos as abaissiet el liu d'affliction, si nos at couerz li umbres de mort,* Job 314, 20.

'erniedrigen' auch: *Dame, ... bien m'avez agaitié Et sormonté et del tout abaissié,* Am. Am. 2083; *Gloricx sire peres, ... Si me garde hui cest jor, que ne soie abaissiez,* ChSax. 3344; *Dunt ele n'ert desparagee Ne avilee n'abeissee,* Ipom. 2338; (der Esel zum Pferde) *Ores t'ai abaissie fortune, Ce est sa maniere commune,* Ly. Ysop. 2335.

rfl. 'sich senken': *J. petit est pansive, s'est ses vous abaissiez.* Ch.Sax. 3917; (mit sächl. Subj.) *ele* (die *terre*) *ne pot soustenir si grant fais, ainz füi* (gab nach) *et s'abaissa* (tanto ponderi solo cedente subsedit), JMenn, ArtChev. S. 151.

'zu Boden fahren': *Ainz qu'elle* (sc. *l'espee*) *fust a la terre abaissie, L'avoit li cuens et prinse et enpoingnie,* Am. Am. 1552.

'sich herablassen, erniedrigen' auch: *ki s'abaisset de son greit, il serat essalciez* (qui se humiliat exaltabitar), Serm. Sap. 295, 20; *Par tant couient ke la pense soi ellieuet ensi de sa saineteit, ke ele soniousement soi abaisset en humuliteit,* Job 307, 40; *Bele dame est, ne s'abaisseroit si!* Ad. Halle XVII, V, 4.

'sich legen' auch: *Maintenant s'est le duel et le cri abaissié,* Pr. Clig. 330, 25.

'sich neigen, untergehen (v. d. Sonne)': *Bien vees que solels s'abesse,* Veng. Rag. 1643; *Et ja soit ce que li solax s'abest,* Eust.-Leb. 65c.[1]

intr. 'sich senken' (v. Meere): *Une heure hausse, une autre abesse* (sc. *la mers*), Mir. ND. 29, 1806; (v. einem Körperteil) *Moult li abaisse et angoisse li ncs Et li retranche durement li parlers* (dem aussätzigen Ami), Am. Am. 2059.

'sich legen' auch: *Maintenant abeisse et acoise Par le pales tote la noise,* Clig. 5905 A; *Signurs ..., fetes noise abeiser,* BHaunst. 2258; *Vueillez pour nous a Dieu requerre Que l'orage qui* (l. *qu'i, i* = *il*) *fait abesse,* Mir. ND. 27, 1321; *comme elle sentist le tempz resioir, les venz abaissier et les oisillons chanter* Pr. Clig. 335, 5; *Car lors la tresgrant cruautey Et la tresgrant desloiautey Des forz venz est moult apaisie Et demoree et abaissie,* Prior., Veg. 10732; *Quant le gieu sera abessié Et ta dame ara delessié A chanter ou a caroler,* Clefd'Am. 1574 (oder refl.); *mais cella* (sc. *dolor*) *deves temer qui non a fin et qui non abaisse per nul temps* (exstinguitur), Afr. Pr.Leg. M 18, 11; *duchi que li forsenz de la persecucion fust abaissies* (ad persecutoris rabiem declinandam), ib. M 53, 21.

'sich neigen, untergehen' (v. d. Sonne): *Car li solaus abaissir uait,* Chev. II Esp. 9524.

'herunterkommen' auch: *Par soi mëisme s'aperçoit Que sa force est molt retrencie Et sa cors* (Hof) *est trop abaisie,* Barl. 9838: *Car vostre cors est abaisie De gent,* ib. 9870; *Por monter, non por abessier* (nicht damit es abwärts mit ihnen gehe), Prior., Veg. 2313; *Certes tous les preudommes du monde abaisseroient et avilleroient de uostre mort,* Abent. Gaw. S. 54.

abaliier, vb. (auch *Menganz, dormanz, abaloianz,* Prior. Veg. 5887: *il se vont abaloiant,* ib. 10001) ist kein selbständiges Zeitwort, sondern *esbaniier* in anderer Form.

abander, vb., vgl. *abrandor.*

abandon, s. m.: *d'abandon*: *chis s'en fuyt d'abandon,* Geste Liége II, 5995 (Sch.: à coeur-joie, de plein élan). *doner en abandon*: *Et le vous don* (sc. *mon cuer*) *Pour tous jours en abandon Tres liement,* Froiss. Poés. II, 52, 1772. *estre a auc. en abandon*: *c'est la fontaine Qui sourt clere et de*

[1] Andreas C. Ott, Das altfranzösische Eustachiusleben, Erlangen 1912.

grant randon Et est a tous en abandon (z. Verfüg. stehen), JCond. II, 309, 118; *Tant vous seront miculs soir et main Les fortunes en abandon,* Froiss. Poés. II, 182, 717.

** *abandone*, s. f. (wenn auch *-e* leicht zu beseitigen): *Point le blanc cheval de randonne, Entre yalz se fiert a abandonne,* Rich. 4920.

abandoner, vb. trans. 'darbieten, preisgeben, loslassen', ohne begleitenden Dativ der Person: *La nef tot de plain abandone* (der Schiffsführer) *Et la leisse toute an balance,* Gd'Angl. 2318; *en abandonnant lor gent* (ihre Streitkräfte entwickeln, vorgehen lassen, expositis copiis), JMeun, ArtChev. S. 145; *quant ... ont lor jant abandonnee,* Prior. Veg. 9099; *Et lors lor defendit l'antree Que jai estoit abandonee,* Prior. Veg. 9922; *Fame qui sa bouche abandone, Le soreplus de legier done,* Graal C 3825; *et habandonne la renne de son destrier,* Pr.-Erec 293, 14.

auc. r. a auc. r. 'etwas einer Sache preisgeben, aussetzen': *ansois est plus abandonnés a peril* (sc. *li passages de mer*) (discrimini propior), JMeun, ArtChev. S. 168; *Ainçois est plus abandonez A peril que a bien donez* (sc. *es nez li passages*, die Schiffahrt), Prior. Veg. 10739.

a auc. faire auc. r. 'freistellen': *Dieus, qui a l'omme vie donne, Bien faire et mal li abandonne; Auquel qu'il veut faire s'accort,* BCond. 212, 20.

a auc. auc. r. a faire 'überlassen': ... *qu'il vous vueille plaire ... Qu'en lieu de vous le coronnez* (euren Sohn) *Et du tout li abandonncz Vostre royaume a gouverner,* Mir. ND. 34, 888.

son cuer a auc. r. oder *a faire auc. r.* 'sein Herz, sich einer Sache hingeben': *Ains pensse ... A ce que grant don puist donner; A ce voit on abandonner Son cuer qui est en honnour duis,* JCond. II, 316, 86; *Et si vocliés abandonner Vo cuer a largement donner,* ib. I, 317, 461; *abandonner Son cuer a largement donner,* ib. II, 310, 149; *Si dois ton cuer abandonner A biel despendre et biel donner,* ib. I, 375, 129.

'aufwenden, in Tätigkeit setzen' auch: *large d'abandonner En armes la viertu dou cors,* BCond. 188, 22; mit *a* c. Inf.: ..., *Si abandonne son avoir A courtoisie et bonté faire,* JCond. I, 319, 506.

refl. 'sich darbieten, hingeben', absolut auch: *Car cascuns por lui s'abandone* (sich aufopfern), Julian 1540; *La contesse tant s'abandone Que devant ax trestos li done Un anel d'or* (sich gehen lassen, so weit gehen zu), ib. 2071; *Si* (derart) *li ot fait abandonner* (Refl.-Pr. fehlt wegen *li*) *Ses cuers ... Que dedens les .iii. ans premiers Tout son meule* (bewegl. Habe) *aleuwe et despense,* JCond. I, 321, 581; *Trop sui hardis Quant si plainnement m'abandonne Que mon cuer entirement donne Et l'arreste sus mon contraire,* Froiss. Poés. II, 56, 1884; *En bon espoir est ma plaisance nee, Qui ne me voclt nesunement guerpir. Ains s'est dou tout en moi abandonnee Et me semont de mon cocr resjöir* (sich frei entfalten, od. dgl.), ib. II, 204, 337.

que c. Cj.: *Et j'ottroy Perdre d'Espaigne la couronne. Biau sire, s'elle* (meine Frau) *s'abandonne Qu'avec li gisez charnelment,* Mir. ND. 28, 674.

en auc. r.: *Cui li cuers en ce s'abandone,* Prior. Veg. 8177; *Ki en largece s'abandone, Ja en richece ne morra,* Eles 378.

a c. Inf., sehr häufig, beispielsweise auch: Clefd'Am. 2906; JMeun, ArtChev. S. 14; Prior. Veg. 2664; 7348; 7446; 9982; Brakelmann, Chans. frç. S. 57, X, 36; JCond. I, 377, 184; Mir. ND. 21, 65; 40, 1181; Pr. Erec 290, 25; Pr. Clig. 326, 26.

de c. Inf. auch: *Je qui conoix ma propre enfermeteit ne m'ose mie abandoner d'entrer en cest puix,* S. Bern. (F.) 178, 8; *La ou Deu plait si s'abandone De l'ome faire riche ou povre,* Prior. Veg. 158.

'losstürzen, losstürmen' abs.: *Et va ferir Butor qi s'iert abandonez Pardevant toz les autres .ii. arpans mesurez,* ChSax. 3400.

~ *en* c. Plur. 'hinein in ...': *Et Juliens s'i abandone Es Turs,* Julian 2414; *Ens es Turs de plain s'abandone,* ib. 1730.

abandoné als adj., abs.: *Et Sarrasin se desrengierent, Qui lor vinrent abandonné,* JCond. I, 28, 1581; in der Liebessprache: *Trop sui abandonnee, ... Mais che fait bonne amours qui m'en donne doctrin,* Bast. 2630 (vgl. Schelers Anm. zu 2595); *je seroie trop habandonee se je requeroie ce dont j'ai este requise,* Pr. Clig. 290, 42; *Par terre fis ma destinee Set anz con garce abandonee, Que nus n'an aloit refusez* (sich preisgebend, *garce* ~ *ce* Buhldirne), Gd'Angl. 1152.

a auc.: *c'est un bourgeois Larges, a touz habondonné, Qui maint biau diner a donné,* Mir. ND. 35, 62.

vers auc.: *Car vers vous suie* (d. i. *sui ie*) *tous abandonés,* Aiol 1454.

a c. Inf.: *Lors cuers est plus habandoneis As biens liement rechevoir,* JCond. II, 34, 1088; *oz ordonee, A toz biens faire abandonee,* Prior. Veg. 6480 (ib. 3022: *de* c. Inf.).

** *abastardissement*, s. m., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 178 (14. J.).

abastir, vb. trs., auch: *De son fol plait, s'el l'abasti, El ne larroit por nul chasti,* Yder 5471.

* *abat*, s. m., s. A. Delboulle, ib. (15. J.).

abatëiz, s. m. 'Trümmer': (nach Zerstörung der Mauer durch die Belagerer) *L'on doit sanz delaier entandre Qui vuet l'abatëiz defandre En faire apres un mur autre,* Prior. Veg. 9726.

abatre, vb. trans. mit sächl. Obj., auch 'niederreißen': *Et doit l'on les maisons abatre,* Prior. Veg. 9728; *Wistasces ... a fait le palais abatre,* Eust. Moine 2146; 'fällen': *Et de ce mëisme se convient il garder que on ne taille ne ne soiece pas les tres si tost que li arbre sont abatu* (continuo ut dejectae fuerint trabes), JMeun., ArtChev. S. 163; *On ne doit au soier entandre Pes tantost qu'il (li trev) abatu sont,* Prior. Veg. 10383; 'mähen': *Et savons bien soier et batre: S'avez gangnages a abatre, Voulentiers en marchanderons Et si les vous abaterons Bien et tost, dame,* Mir. ND. 26, 202.

a. le bendel d'auc., a auc. übertr. 'jemandem die Binde von den Augen reißen, jemanden aus seiner Verblendung reißen': *si se pourpense* (sc. Agravain), *que s'il puet, il abattra de son frere* (sc. Gauvain) *cest bandel, car il m'a fait honnir et avillier ... quant il devant moy a enpris ceste aventure a mener a chief, qui suis ainsnes de luy et plus fors et plus vistes qu'il n'est ... Je luy feray cognoistre sa musardie' ...* (Er will ihn unerkannt unterwegs zum Zweikampf stellen) *'Et ainsi ... ly pourray ie legierement abatre cest bandel qu'il a si grant encommencie, car ie scay bien qu'il n'a ne le corps ne la force pour durer encontre moy',* Abent. Gaw. S. 98.

übertr. 'niederschlagen' auch: *Por tort lever et droit abatre,* Ipom. 9710: *Ha, dieux! voirement abates vous tout orgueil et exauleies humilité.* Abent. Gaw. S. 101; *se vous voulez Mon ennoy estaindre et abatre,* Froiss. Poés. III, 85, 16; *Ceste desputisons ki antre Te sera hui molt chier vendue, Se ta parole est abatue* (unterliegt), Barl. 6326.

'entreißen, entziehen': (der Sünder) *M'a dit* (mir, ND.) *que, se ne le sequeurs, Telle deshonneur me fera Que le nom il m'abatera De mere de misericorde,* Mir. ND. 8, 835.

mit pers. Obj. 'niederwerfen' auch: *abatre auc. a terre,* JBlaiv. 1918: 'sich selbst': *Et de son cop mesme s'abat,* Watr. 260, 923.

bildl. 'erniedrigen, herabsetzen': *Ki nos dex as por viex tenus Et par parler si abatus,* Barl. 7300; *Celle l'ahiert et semont et abat* (Lubias ihren Gatten Ami), *S'elle onques puet el le cunchiera,* Am. Am. 493; *Devant l'evesque s'en ala Lubias, Ami encuse et trebuche et abat,* ib. 2114.

'erlegen' auch: *Nous deux menons ma dame esbatre Aux oisiaux sauvages abatre,* Mir. ND. 37, 1322.

(?) refl. 'stürmen': *Tant* (soweit) *s'est Julïens abatus Que rescous a les abatus Qui al füir erent chëu,* Julian 1688 (Tobler ändert in *embatus*).

a b a u b i r, vb. trans., ~ *de cuer* auch: *Akres ce fu moult tost toute l'ost estormie Et la gens tourmentee et de cuer abaubie,* BComm. 1510; ~ *i d'auc. r.* 'verlegen um': *On demande mout souvent k'est amours, Dont mains on est dou respondre abaubis,* Ad. Halle XIII, I, 1.

a b c, s. m., auch: *en la fyn del abicee,* Nic. Bozon, Cont. Moralisés S. 161; *Li abecés par ekivoche et li significations des lettres* par Huon le Roi de Cambrai, hrsg. v. Art. Långfors, Helsinski 1911 (s. auch Långfors, Rom. 41, 237).

a b é, s. m. 'Trachten', *estre en abé de* c. Inf.: *Cardinal, evesque et abé Et maint autre sont en abé De prendre l'argent et haper,* JCond. II, 225, 60.

a b e l i r, vb.: *abelist a auc.* c. Inf.: *car moult m'abelli Lui öir, quant il m'aime tant,* Mir. ND. 17, 1134; *Et si li plot et abeli Especialment m'envoier A vous ...,* ib. 17, 1258; ~ *a auc. a* c. Inf.: Beispiele Sp. 21, 50.

** *a b e l i s s e m e n t,* s. m. 'Behagen, Gefallen': *Et souffreray en gré le huy Du peuple et l'escharnissement Et touzjours abelissement Aray a tel* (solch entbehrungsreiches) *vie souffrir* (Gefallen finden ...), Mir. ND. 17, 178.

a b e n g e, s. f., auch *valhissant une abenche,* Geste Liége 23941.

a b e r i e, s. f. 'Baumpflanzung', s. Ad. Tobler, Zeitschr. f. rom. Phil. V, 155.

** *a b e s t i i e r,* vb. rfl.: *Dont grandement m'abestioie,* Froiss. Poés. II, 3, 84 (Scheler: *s'avilir*).

a b e s t i r, vb. trans., auch: *Ces coquars prestres abetir Pour leur prestrise me cuidoient* (dumm machen), Mir. ND. 14, 298.

a b e v r a g e, s. m., '(sich) Tränken, Trinken': *Car de malvaise iaue li abruvaiges Est si con de venin l'usaiges,* Prior. Veg. 4224.

a b e v r e m e n t, s. m., auch: *Apres veult David tesmoingnier Le baillier et le despoillier Et aussi son abruvement,* Mir. ND. 20, 1229.

a b e v r e o i r, s. m., 'Trog' auch *li abuvroirs* (lat. hingegen aquatio 'Wasserholen'), JMeun., ArtChev. S. 95; *Li abruvaour voiremant Et totes choses ausimant Qui a nostre ost sont necessaires,* Prior. Veg. 5473.

a b e v r e r, vb., Inf. sbstviert: *De l'abruver dist il moult bel, sc. David,: Dederunt in escam meam fel* (vorher *abruvement*), Mir. ND. 20, 1233.

potiono, abuvrer, poissonner, Cath. Lille S. 100.

trans., objektlos: .... *si oste ja les seles Et forbist et estrille et aboivre et aaisse,* Aiol 6461.

abevrer auc. d'un boivre, d'un buvrage usw.: *Quant ele l'avra abevree D'un boivre qui la fera froide,* Clig. 5458; *tu fus au jour des noces abuvré d'un buvrage de tel vertu que ...,* Pr.-Clig. 337, 20; *en la meie sei abevrerent mei d'aisil* (in siti mea potaverunt me aceto), Oxf. Ps. 68, 26 (dsgl. Cambr. Ps.); *en ma sei m'ont abevré de vin aigre,* Afr. Pr.-Leg. E 11, 7; *En vostre testament nouvel, Crestïen, avez confessé Vostre Crist de femme estre né, ... De fiel et d'aizil abruvé,* Mir. ND. 20, 1207; *pour abuvrer Touz ses subgiz d'yaue delicieuse,* Mir. ND. 31, S. 254, Serv. II, 25.

bildl. auch: *et si serons aboureit del ruit de ton deleyt,* Serm. Bern. (F.) 110, 39; *De compunction l'abreuvas,* sc. *ton pueple,* Reimpsalter LIX, 3 in Oxf. Ps. S. 300; *vostre sens est grans et ymaginatis et abuvrés en tels oevres,* Froiss., Poés. I, S. 323 (Scheler: expert); *deus coers ... Si abuvrés de tout revel ... Que ...,* ib. II, 61, 2074; *Et si fort en sui abuvrés,* sc. *de ce mal, Que ...,* ib. II, 134. 4531; *je n'ai mie L'art ne l'arest sus tel ouvrage; Abuvré l'ai d'autre bevrage Et Nature aillours me l'adrece,* ib. II, 51, 1727; *Belle me seroit la journee, Se la pastoure a blons cheviaus Estoit de moi cnamouree Et de tel buvrage abuvree Que je sui pour l'amour de lui,*

ib. II, 329, 21; (das Mittel Subjekt:) *Il est en bons lieus refusé, Par ce vice qui tant l'abeuvre*, ib. III, 234, 6.

intr. 'sich tränken': *si que on y puet sëurement aler et abevrer* (ut aquatoribus biber praestetur accessus, den Wasserholern), JMeun, ArtChev. S. 144; *Si que l'on i puet suremant Aler abuvrer voiremant*, Prior. Veg. 9042.

refl., auch: *Ne nus ne s'i aboivre* (beim Stürzen in die Rhone) *qui* (od. *que*) *chier escot n'i pait*, ChSax. 2186 Var.; in Vbdg. m. *paistre se* auch *Si se veut paistre et abeuvrer Qu'il se puist ades enivrer*, 3 Ringe 373, 343.

** *abhorrer*, vb. trans., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 179 (14. J.).

abile, adj., *de* c. Inf.: *ceulz qui abile Sont de parler a toutes fins D'Amours et des meurs feminins*, Froiss., Poés. III, 176, 3.

* *abilement*, adv. (God. *hab.*, auch Compl.): *Ils saillent habillement sur pies*, Pr.-Erec 258, 42; *combien qu'ilz soient chutz, ilz sont habillement sallis sur pies*, Pr.-Clig. 316, 8; *Ilz se relievent habillement*, ib. 320, 25; *et habillement s'en va mestionner son huvrage*, ib. 329, 14.

abilité, s. f., auch: *Quant elle* (sc. *Humilité*) *voit qu'ilz sont en grace Par leur sens ou par leur bonté Ou par aucune habilité*, Froiss. III, 257, 2468; — *de* c. Inf.: *Les enfans aprent a aler Et lor donne l'abilité De parler par soutieveté*, ib. I, 98, 403.

abiliter, vb., s. auch Scheler, Gloss. zu Froiss. Poés.

abillement, s. m. 'Kleidung, Gewand'; 'Kleidungsstück', auch: *un rice abillement de drap d'or*, Pr.-Erec 286, 43; *puis se adouba de ses bons abillemens*, Pr.-Clig. 286, 1; *quant il fu atourné de ses habillemens*, ib. 292, 15; *manda a son escuier qu'il lui aportast sa robe chapeau chainture chaussez saullers et aultres abillemenz*, ib. 321, 5.

abillier, vb. trans.: *Designans fut nommeis, celui le pape abilhe*, Geste Liége 5785 (Scheler: investir).

abitacion, s. f. 'fleischlicher Verkehr, Beischlaf': *Et que a fame n'ëusce habitacion Ne compaingnie tel com avoir doit on*, Am.Am. 1198.

* *abitage*, s. m. 'Wohnung, Behausung': *A Dieu plaïse que ce* (der gesuchte Eremit) *soit cil Que je voy la en lieu [d']essil Devant son petit habitage*, Mir. ND. 17, 1229.

'Lebensgewohnheit': *Si est le meilleur que g'y voïe De touz terriens heritages Guerpir, Car de telz habitages A mainte ame male merite: Si vault miex que m'en desherite Et relenquisse tels deliz*, Mir. ND. 17, 160.

abiter, vb. intr. 'sich aufhalten, um jemdn. sein': *Et hons de nation vilaine ... entour prodome abiter Ne doit*, JCond. II, 191, 56; 'sich befinden' mit Abstr. als Sbj. auch: *Pour ce bien que* (= *qui*) *en lui abbitte*, JCond. I, 165, 62.

'fleischlich beiwohnen', mit dem Zusatz *charnelment*: *Saciez que ce saint homme ma dame espousa, Mes onquez charnelment a son corps n'abita*, Alexius Q 174b; *D'une moye suer se vanta Qu'a li charnelment habita*, Mir. ND. 28, 1720.

abitüer, vb. rfl. 'sich kleiden': *Puis qu'abituees nous sommes Et vestues con fussions hommes, Partir nous fault sanz faire noise*, Mir. ND. 37, 1313; *Lors abit de femme laissames, Comme hommes nous habituasmes*, ib. 3186.

* *abject*, adj., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 179 (15. J.).

* *ablatif*, s. m., s. A. Delboulle, ib. (14. J.).

** *ablüir*, vb. trans. 'abwaschen': *Ses mains et son viaire de claire eawe ablusit*, GLiége 10366.

* *ablution*, s. f. 'Abwaschung': *par ablution o vin chaut*, Mondev. Chir. 823; *par ablutions remollitives*, ib. 1567; *ablucion*, ib. 1616; 1683; *ablusions*, ib. 1624.

* *a b o l e r*, vb. trs., ‚6 'entflammt, erregt': *Li senescals de Bruges astoit tous abolleis*, GLiége 2273 Var.

'schreien?': *Et entre dois orent* (hörten sie) *une vois qui abolle*, GLiége 7637.

** *a b o m a b l e*, adj. 'verabscheuenswert': *De trestout le pechiet qui tant fut abomable*, GLiége 10663.

a b o n d a n c e, s. f. 'Überfluß', auch ... *qui donet avondanci a tot crestin* ... (tribuitque copiam, Unterhalt, omni Christiano), Afr. Pr.-Leg. M 53, 19; *avoir abondance de* ..., Prior. Veg. 4306; 5594; 5614; 8625; *a grant habundance*, Afr. Pr.-Leg. F 15, 18; *en a.: viandes enveia a els en abundance* (cibaria misit eis in abundantia), Oxf. Ps. 77, 29; *par a.: il n'est mie Fame en vie A qui de tant monteplie* (sc. *la plaisance*) *Qu'elle fait par habundance A moi selonc m'esperance*, Froiss. Poés. II, 300, 63; *outre a.* 'übergroß, ungewöhnlich': *sa beauté oultre habondance*, ib. II, 328, 56. Zu *d'abondance* s. auch Scheler, Gl. zu Froiss. Poés.

a b o n d e r, vb. intr. 'überfließen, überlaufen': *quant* (sc. *li fossé*) *soronder Comenceront et abonder De l'iaul et de la sorecrue*, Prior. Veg. 8750.

'heranströmen': *Et lors sont tuit apparoillié ... Por conbatre a la jant qu'abonde Et qui lor jant chacent a force*, Prior. Veg. 6598.

'reichen, sich erstrecken', auch: *Lors soit essise et ordonee L'aberge* (das Lager) *en forme quarree Ou en triangle ou en raonde, Selonc ce que la place abonde*, Prior. Veg. 5316.

'an Fülle zunehmen, wachsen, sich vergrößern': *Si abonde* (die zuerteilte Speise) *entre lor mains, Que cascuns fu saous et plains*, Drei Freunde 463; *Et li don abondent et croissent A cex qui adone l'ost descroissent Et s'an vont*, Prior. Veg. 2303; *Et plus y pense et plus m'abonde Vouloir et desir de l'avoir*, Mir. ND. 34, 294.

'sich mehren, zahlreich werden': *Les oeilles d'els fedunuses, abundanz en lur eissemenz* (oves eorum foetosae, abundantes in egressibus suis, πληθύνονται), Oxf. Ps. 143, 16; *Lor berbis sunt fructifians, En lor issues habundans*, Reimps. ib. S. 355.

'fruchtbar sein': *Ta femme en ta maison sera, Funt* (l. *Unt*) *come vigne habunderait*, Reimps. 127, 3 in Oxf. Ps. S. 348; vgl. *abondant*.

'überwiegen, gewaltig sein': *Car li travauz trop ne habonde De porter avec lui la fonde*, Prior. Veg. 1269.

'vorhanden sein, sich befinden' (mit Ortsbestimmung): *Li solaz* (Sonne) *qui est eaz dou monde, En cui toute clartey abonde*, Ly. Ysop. 362; *La sesieme compagnie habonde Et la septisme en ceste seconde* (sc. *bataille*), Prior. Veg. 3123.

'zu teil werden': *Cest signe pues vcoir toudis De ceulz qui chacent les richesses ... Et les grans honors de cest monde, Et com plus a homme en abonde, Plus s'i solasce et glorefie*, JCond. II, 54, 152.

'hinreichen, genügen': *Diablos ..., avondcisc tei co que tu as confondu la bona gent* (iam sufficiat tibi et confundere), Afr. Pr.-Leg. L 22, 5; *A rendre gracies per vostros beneficios neguna parolla de ma bochi no abonde* (ad referendas ... gratias nullus mihi oris sufficit sermo), ib. M 37, 6.

'mächtig sein, Kraft, Vermögen haben' auch: *Tant com chascuns est en ce monde, Il s'efforce a ce qu'il habonde A avoir des biens temporax*, Mir. ND. 21, 286.

trans. 'fließen lassen, ergießen': *Royne des cieulx ..., Vueillicz vostre grace habondcr En mon cucr, qui le puist monder Du grant pcchié*, Mir. ND. 4, 1132.

'in Fülle da sein lassen, spenden' und schlechthin 'spenden, verleihen': *Car Diex abonda leur viande; Cascuns a plus qu'il ne demande*, Manek. 7685; *Nus biens est, se Diex ne l'abonde*, ib. 4724; *celui qui fait croistre Les biens dessus terre et habondc, Qui seul gouverne tout le monde*, Mir. ND. 24, 664.

'vermehren, erhöhen': (Gott) *Vostre honneur acroisse et habonde, Mon seigneur chier,* Mir. ND. 27, 1667.

abondant, als adj. 'in Fülle vorhanden, gewaltig': *Car en Dieu est la pities grans Et redemptions habundans,* Reimps. 129, 7 in Oxf. Ps. S. 348.

'in Überfluß lebend': *Kar mult raemplide est la nostre aneme, reproce as abundanz e dcspisement as orguillus* (opprobrium abundantibus et despectio superbis, *τοῖς ἐὐθηνοῦσι,* vgl. Joh. Stöcklein, Arch. f. lat. Lex. 7, 230), Oxf. Ps. 122, 5; *Car nostre arme est moult remplie De despisement et d'envie; Reprochiers fu as habundans, As orguillous despiscmens,* Reimps. ib., in Oxf. Ps. S. 347.

'fruchttragend, fruchtbar': *La tue feme si cume viz abundant es lez de la tue maisun* (uxor tua sicut vitis abundans, in lateribus domus tuae, *εὐθηνοῦσα,* vgl. J. Stöcklein, a. a. O. S. 212), Oxf. Ps. 127, 3.

'überzählig': *Cil ... Doit entor lui toz jors avoir Chevaliers hardiz et vaillanz ... Et des abondanz doivent estre,* Prior. Veg. 6981 (= bons chevaliers sorhabundans, JMeun, ArtChev. 114, bonos equites supernumerarios, Veg.).

d'abondant, s. auch Scheler, Gloss. zu Froiss., Poés.

abondé, ~ d'auc. v. auch: *On voit trop le siecle habondé, Entre povres et entre riches, De chieres sauvages et niches, De quoi on voit chascun parer,* JCond. II, 220, 90; *avoir le cuer abondé de ...: Mais qui a le cuer abondé Des .ii.* (sc. *mestiers*), *on voit bien avenir Qu'il le font a honnour venir,* JCond. I, 105, 266.

a b o o t e r, vgl. auch *abaater.*

** *a b o r d,* s. m., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 180 (15. J.).

** *a b o r d e e,* s. f. 'Anhieb, Anfang': *puis couce la lance et de prime abordee il en tresperca l'un,* Pr.-Clig. 299, 15.

a b o s e r, vb. trs., vgl. God. *abouser, embouser.*

a b o t, s. m., vgl. God. *about.*

u b o t e r, vb. rfl., auch: *Li oeil Deu a ceauls qui le doutent, Qui s'i affient et aboutent,* Reimps. 32, 17 in Oxf. Ps. S. 282.

* *a b o t i r,* vb. intr., 'angrenzen an (*a*)', s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 180 (14. J.).

** *a b o u t o i r,* s. m., s. A. Delboulle, Rom. 31, 351.

a b r a c i e r, v. rfl., 'sich umarmen': *Des braz se sont entrabrachiez,* Meraug. 4610 T.

a b r a s e r 2., vb. trs., auch: *La iri de Deu abrase lo perdurablo fue d'enfer qui dure perdurablament* (aeternas gehennae ... flammas accendit), Afr. Pr.-Leg. J 28, 13.

bildl. auch: *toz abrasas d'iri s'en allet* (ira accensus), ib. J 28, 2.

a b r e g i e r, vb. trs. 'abkürzen' (übersetzt *abbreviare* auch JMeun, ArtChev. 72), (das Leben) auch: *Ei mort, ... Ne lessez pas pur ma richeise ... Que vus nen abreggez mun jur!* Ipom. 5248; *Li jorz de ceuz qui serant dampna sont abregié* (breviabuntur), Afr. Pr.-Leg. M 15, 9; 'verringern, verkleinern': *Por quele cause abregerent Les legions cil qui tant seurent* (Kapitelüberschrift, nachher in der Form *Apres cc la raison dions D'apetisier les legions*), Prior. Veg. 2009.

'beschleunigen': *Siques, pour mon fait abregier, G'iray prier, ains que plus tarde,* Froiss. Poés. III, 184, 14; *en attendant sa tresdesiree revenue que dieux veulle abregier,* Pr.-Clig. 317, 37; — Inf. sbstviert: *le plus beau sens qui soit en nostre fait c'est de l'abregier,* ib. 325, 24 (= *N'i a que ... del feire hastivement,* Clig. 5375).

'jmdn. schnell abfertigen, jmds. Angelegenheit schnell erledigen': (der König, im Begriffe, seine Pilgerreise anzutreten) *Seigneurs, il est maishui saison D'aler m'en, de vous prcng congié, Puis que tant vous ai abregié, Qu'avez regent,* Mir. ND. 34, 928; *Vous me chargicz d'un fait Qui n'est mie trop legier, Mais nient moins, pour vous abregier, Jc vous en diray mon avis,* ib. 39, 76; *Par aventure a cy aucun Qui nous en pourra de legier Un nommer,*

pour nous abregier, Souffisant home (der ein für den Kaiserthron geeigneter Mann ist)? ib. 38, 812. Denkbar auch intr. Bdtg., aber warum dann *vous, nous* dabei?

rfl. 'sich beeilen', *de* c. Inf.: *prient qu'il s'abregece de faire le sarcus*, Pr.-Clig. 328, 4.

* *abrenoncier*, vb. intr., 'entsagen': *Apres li demandet si el renonciave a totes les ydoles. El respondet: Abrenoncio* (abrenuntio), Afr. Pr.-Leg. M 51, 4.

* *abreviation*, s. f., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 180 (14. J.).

abriver, vb., *-é de* c. Inf. auch: *Et il en est outre passés, Cil qui de sivre est abrivés*, Ferg. 87, 13.

abroiier, vb. trs., 'in der Schlinge fangen, bildl. jmds. Meinung entkräften oder jmdn. ad absurdum führen?': *Ha, bele riens cortoise et debonaire, J'ai trop mespris ..., Quant guerredon cuidoie d'amors trere Autre qu'ades servir et deprïer; Car de legier me puet on abroier, Que tres bien doit grief mal souffrir et trere Cil qui d'amors a si bon essemplaire*, Gaut. Dargies XII, 12, S. 27 (Gl.: 'für "abrier". défendre, justifier?').

** *abroutir*, vb. trs., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 181 (14. J.).

abscondre, vb. rfl.: *droit a soilhe* (l. *solelh*) *abscon* (bei Sonnenuntergang), GLiége 4843.

** *abscons*, s. m., 'Versteck': *mettre se en abscons*, GLiége 37932 (Sch.: s'embusquer).

* *absconser*, vb. trs., GLiége 23012 (Sch.: cacher); *Tant que fondee fut Liege qui l'absconsat* (sc. *Tongres*), ib. 5911 (Sch.: éclipser, mettre dans l'ombre).

absence, s. f., auch: *nostri oil no sentiront nostra absenci, quar nos nos regarderem des euz del cuer*, Afr. Pr.-Leg. M 54, 22; *l'orloge ... les heures nous aprent ... En l'absense mëisme dou soleil*, Froiss. Poés. I, 53, 11; *Et miculs vous vaurra ce a faire secretement en l'absence de li qu'en le presence*, ib. I, S. 279.

** *absenser*, vb. rfl., 'sich entfernen': *Plusieur bon chevalier y pensent, Qui de leurs terres s'en absensent*, Meliador 3755.

absenter, vb. rfl., auch: *Mes se taist et de vous s'absente Et seuls a par soi se demente*, Froiss. Poés. I, 39, 1301; *Chascun qui pourra s'en absente* (sc. *de la forest de Longue Attente*), *Car l'entree en est perilleuse Et l'issue fort dangereuse*, Rond. des Graf. v. Nevers in Chd'Orl. (ed. d'Héric.) II, 163.

** *absentir*, vb. rfl., 'sich entfernen': *soy absentit*, GLiége II, 11189; JStavelot 99, 107 (nach A. Risop, Stud. z. Conj. auf *-ir*, S. 5, Anm.).

absolucion, s. f., auch: *et ge les assoudrai de cele absolucion dont Diex assolt ses apostres*, l'Erberie bei Rut. III, S. 188; *Proiiés a ma dame merchi En genous de tous les meffais ..., S'en querés absolution*, JCond. II, 10, 295; *Et se nuls d'amer se retrait, Devant ço k'il ait sun bon fait, En fin cil ert escumengé ... Asouz ert cil ki plus avra; A Credehulle a ma maison Chartre ai de l'absolucion*, Ipom. 10570; *Aurai je or absolucion?* Froiss. Poés. II, 61, 2089.

* *abstraire*, vb. rfl., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 182 (14. J.).

** *abstrus*, adj., s. A. Delboulle, ib. (14. J.).

abuissier, l. *abuissier*.

abus, s. m., 'Mißbrauch, übler Brauch': *ce seroit grant abus a vng fils de roial estre d'aler tout seul quant il le puelt faire autrement*, Pr.-Erec 269, 37.

** *abusecement*, adv., 'mißbräuchlich': *nous ne nous complaindons pas de ceste infortune abuseement*, Pr.-Clig. 330, 24.

a b u s c r, vb. trans., 'täuschen': *Je tien et croy que par raison Nous leur mousterrons clerement Qu'il sont abusé laidement Par ce Jhesu,* Mir. ND. 20, 1016; *a l'exaltation de la foy et l'instruction de ceux qui ont esté en ceste matiere deceus et abusés a l'occasion d'icelle femme,* Chron. Puc. d'Orl., bei Buchon, Chron. et Mém. I, 462 b; *une femme qui se faict appeller Jehanne la Puccelle ... a donné a entendre au simple peuple, pour le seduire et abuser, qu'elle estoit envoyee de par Dieu,* ib. 465 b; *il precede les hommes en beauté science et courtoisie, se* (l. *si*) *scroie bien abusee de le hair* (auf dem Irrwege sein), Pr.-Clig. 290, 19.

rfl. 'sich irren': *et ausi il ne s'abuscroit mie s'il me nonmoit amie,* Pr.-Clig. 294, 34.

a b u t e r, vb. trans. *Ces coquars prestres abetir Pour leur prestrise me cuidoient. Je croy qu'abuté ilz avoient Qu'amende n'oseroie d'eulx Prendre pour ce qu'estoient deux,* Mir. ND 14, 300 (Bonnardot: buter une idée en son esprit, croire fermement).

a c a r i e r, vb. trans., l. *acarer*, s. A. Tobler, Zeitschr. f. roman. Phil. IV, 375.

a c a t o n e r, vb. rfl., vgl. God. *aquastroner.*

a c c e p c i o n, s. f., 'Ansehung', auch: *En totes cestes choses est esgauz li dispensacions nostron seignor senz accepcion de persone* (absque personarum acceptione), Afr. Pr.-Leg. D 15, 28; (Gott) *qui vout salvar totes les genz qui croient en lui senz accepcion de persona* (sine personarum acceptione), ib. F 25, 15; s. auch A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 184.

a c c è s, s. m., 'Zutritt', auch: *Le roy si m'envoie savoir Se de parler pourra avoir Accès a vous,* Mir. ND. 39, 1665.

'Krankheitsanfall' auch: *la parole et la voiz M'afebloient trop malement. Je sui en accès vraiement, ... maine moy tost couchier,* Mir. ND. 36, 283; *Je vous vois ordener tandis Un colis de quoy humerez, Quant hors de vostre accès serez,* ib. 36, 340.

a c c i d e n t, s. m., auch: *sinthoma* (d. i. *symptoma*), *accident ou signe de maladie,* Cath. Lille 127; *et congnoist bien ad ce qu'elle leur voit souvent changier couleur que ce sont accidens d'amours procedans,* Pr.-Clig. 296, 19; *vostre paine est causee d'un accident d'amours,* ib. 309, 36.

a c c i d e n t e l, adj., s. auch A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 184.

a c c i o n, s. f., 'Handlung' auch: *es legions A toz jors plusours actions Que* (nom.) *letrez chevaliers requicrent,* Prior. Veg. 3296; *Doulx Jhesus, qui touz jours user Seulz a nous en toute accion D'amour et de dilcccion,* Mir. ND. 25, 627; *Et misent toutes nations Enclines a leurs actions* (die Römer), Froiss. Poés. II, 5, 136; *Pluisours imaginations A uns homs: ce n'est pas merveilles, Car il est de mouli actions Forgiés, qui ne sont pas pareilles, Mès diverses et despareilles* (Scheler: car il est formé par diverses influences), ib. II, 385, 3.

'Handlungsweise, Verhalten': ..., *Si le tienc* (sc. die *violette*) *a trop plus hautainne Et de trop plus noble action Que rose ne soit,* Froiss. Poés. II, 242, 241. S. ferner Schelers Gl. (manière d'agir, procédé).

a c e i n d r e, vb. trans., 'umgeben, umgehen, umflügeln', mit pers. Obj. auch: *quant ... convint Pompee ... bresier les achaintes dou mur dont Julius Cesar avoit achainte s'ost,* JMeun. ArtChev. S. 77; *se tes adversaires a plus grant multitude de gens que tu n'as, il porra achaindre la bataille au costé destre ou a senestre* (a lateribus aut dextram aut sinistram alam circumvenit), ib. S. 117.

bildl. auch: *Frans cuers gentius cslëus Pour toutes valours achaindre,* AdHalle XI, IV, 2.

intr. 'ringsum erscheinen': *Choisirent de Herupe la nobile compaingne, Dont lor fu bien avis que toz li mons açaingne,* ChSax. 2500.

a c e l e e m e n t, adv., 'verstohlen'. Anfechtbare Besserung aus *a cheleement*: *il passa la outre tot a cheleement,* God. Bouill. 158; *acheleement* ist

kein wahrscheinliches Wort. Es liegt wohl Verderbnis für *la outre trestot chcleement* vor. *tres* verlor sich nach der gleichklingenden Schlußsilbe von *outre*; *a celce* half dann mit seinem *a* die wahrgenommene Silbenlücke füllen.

acensir, vb. trans., übertr. auch: *Li valles se maintient ensi K'a nulle son cuer n'accnsi Deus ans puis que cil furent mort*, JCond. I, 309, 184; *Tu as trop ton cuer accenssi A avarisce*, ib. II, 315, 50.

acerin, adj., 'stählern, stahlgleich, fest wie Stahl', übertr. auf Menschen: ..., *S'assaillissent tuit enterin, Tuit agu et tuit acerin Lor enemis plus aigremant, Tuit frès, sanz point de lessemant*, Prior. Veg. 6660.

acertefiier, vb. trans., auch: *Mes mon esperit tres agu ... M'acertefie et dist tout oultre Et par pluisours signes me moustre Que c'est ma dame saus mentir*, Froiss. Poés. II, 57, 1948; *Car tout ensi l'Irès li signefie A son retour et li acertefie Ne plus ne mains*, ib. II, 213, 119.

acertener, vb. trans., mit sächl. Obj. auch: *Et mon voloir acertenai Au conseil qu'ele m'eut basti* (Gl.: certifier, informer), Contd'Am. 32, 5 (Beaum. II, 1, 247); *Tote voe'est il provee Chose et bien acertenee Que ...*, Prior. Veg. 10312; *Car il est bien chose provee Et de lonc tans acertenee Que ...*, ib. 10852.

auc. r. a auc., 'jemdm. etw. versichern': *Dites vous que la doy avoir Pour tout certain? — Oil, je le vous acertain*, Mir. ND. 19, 706; *Tu as, ce m'est avis, pesance Des maux qu'as faiz et repentance: Est il certain? — Sire, oil, ce vous acertain*, ib. 33, 1132; *Didier, c'est voir, je t'acertain, Que des bienfaiz que d'culz avons Loer Dieu pour eulz en devons*, ib. 36, 48; *Sire, pour voir vous acertain, Se bien sëurement savoie Que ..., Ce que j'en sçay vous en diroie*, ib. 17, 556.

mit pers. Obj.: *auc. d'auc. r.* (oder *auc. que*) auch: *Est il certain? — Oil, je vous en acertain*, Mir. ND. 33, 588; *apres ce qu'il eust esté acertené du fait de lui et de Fenice*, Pr.-Clig. 337, 46; *Alixandre doncques acertené par son enqueste que toux les milleurs chevaliers du monde estoient ... a la court du roy Artus*, ib. 284, 8; *comme il* (Cl.) *fust acertené qu'il* (d. König) *estoit assez pres d'illec*, ib. 318, 6; *je fui comptente de laissier mon pays et moy acertenee qu'il estoit de hault lieu et de bon hostel* (abs. Part.-Constr.) *de m'en venir avec luy en celle terre*, Pr.-Erec 291, 15.

acerter, vb. trans., auch *auc. r. a auc.* nach *Ce vous arai tost acerté*, BCond. 176, 31 B, wo Scheler jedoch irrige Verknüpfung von *asserter*, Frequentativ von *asserere*, 'affirmer, soutenir', mit *certus* durch den Schreiber annimmt.

acesmer, vb. trans., mit sächl. Obj.: *Et pour qu'il* (der Baum) *est acesmez D'azur ...*, Watr. 88, 167.

rfl., mit *de* u. sbstvtm. Inf.: *A cez parolcs se trest sus Li chevaliers, qui por joster A pris l'escu; de l'encontrer S'acesme*, Meraug. 2287. Paarungen: rfl. *acesmer et afaitier*, Veng. Rag. 1056 (*por* c. J.), *et atorner*, Ipom. 3164 (*de* c. J.).

achaabler, vb. trans., auch: *Ses fors bras sur euls tant desploie, Tous les achaable et desront*, Dame a la Lycorne 4967.

***achangonnir*, s. A. Delboulle, Rom. 31, 351; A. Thomas, ibid. 39, 221.

acharner, vb., *se a ...*: *en ce temps estoient les Arminacs plus acharnés a cruauté que onoques mais*, Journ. d'un Bourg. de Par. 1420, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 643 a. Zum rfl. s. auch A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 488.

achater, vb. trans., *auc. r. d'auc.* 'jmdm. etw. abkaufen' auch: *Panse que d'aus achatera Les robes, puis lor rendra*, Gd'Angl. 3251.

auc. r. a auc. 'jmdm. etw. abkaufen': *en verité le vos di ..., Que cest ceval jo l'achatai Loialment a un damoisel*, Julian 824.

ache, s. f., 'Eppich', auch: *selinum, unc herbe, ache*, Cath. Lille 125.

***acheminement*, s. m., 'Aufbruch': *Apres l'acheminement de la*

gente damoiselle Enide la reyne ... oncques plus joieuse ne fu, Pr.-Erec 263, 32.

achéminer, vb. trans., mit sächl. Obj. und Angabe des Ziels: *Le jour aquist la bienveillance De mainte gent par sa vigour, Qui ot jut lonctamps en langour, Or est garie et tierminee Et a honnour aceminee,* JCond. I, 193, 826. ~ *la voie* auch: *Sans arrest nous acheminames Devant nous la voie tout droit,* Watr. 258, 852.

achevir, vb. trans. *açovir,* Veng. Rag. 1519 ist *assevir, assovir* (Meyer-Lübke, E. W. 724, 734), zum Reim *açovie : pric* vgl. *pri : merchi,* Veng. Rag. 4293, *pri : issi,* ib. 5679.

achevir ist *eschivir* in *Si deit l'um achevir orgoil,* Ipom. 6367.

acidios, adj., 'träge' auch: *Hons accidieus n'a courage D'öir les biens nis recorder,* JCond. II, 224, 50.

acier, s. m., 'Stahl', bildl.: *Antre lui* (sc. *Baudöin*) *et Berart sont d'acier dur trempé,* ChSax. 3181.

'Stahlspitze der Lanze': *Parmi* (durch die Schilde) *en passent les acers Des bons espez clers e furbiz,* Ipom. 9558.

acliner, vb. trans., bildl. auch: *N'onques a soulas ne a feste Ne vous vi acliner la teste,* Watr. 219, 628.

a. son cuer a auc.: *Baudöins la regarde a cui son cuer acline,* ChSax. I.XIX u. Var. R (ed. Menzel S. 87).

rfl., abs.: *En orisons s'est aclinee,* Julian 2979; — *sor auc. r.*: *Sor le bordon est si fort aclinez Que les esclices fist contremont voler,* Gaydon 9918; — *joste auc., vers auc.*: *Sire, dist li dus Naimmes qui joste lui s'acline, C'est B. voz niés,* ChSax. 1622; *Et ses bras a son seignor rue* (sie), *Vers lui molt doucement s'acline, Si fait son duel sor sa poitrine,* Julian 3683.

übertr.: *Qu'a nule autre rien ne m'aclin Forsqu'a ma douce amie bele.* Salud'Am. (Zeitschr. f. rom. Ph. 24, 361) 91; *Jeo guidoue si halt munter, Or me covient a returner E acliner a ma nature* (od. intr.), MFceFab. 73, 81 Var.; *Baudöins la regarde a cui ses cuers s'acline,* ChSax. LXIX, u, Ms. A; *Aclines a bonne oevre toi, Gentis princes,* Watr. 143, 169; *Chascuns l'onneure et l'encline, Et li autres peules s'acline Vers lui pour son commant a faire,* JCond. II, 103, 6 (Scheler: montrer de l'empressement); — *a* c. Inf.: *Com plus est hons puissans vëus, Tant est ses pris plus bas chëus, Se il a mal faire s'acline,* Watr. 143, 168; *Dame, bien me doi acliner A faire tout vostre voloir,* ib. 271, 1264; *li firmamens s'acline A faire pape du dauffin,* ib. 303, 216; — *a ce que* c. Cj.: *Et priez Dieu ... qu'a ce se veulle acliner Qu'il vous otroit sa gloire fine,* Watr. 230, 1020; — *estre aclinez a* c. J.: *Tous li mons le* (fem.) *doit encliner, Quant a bien faire est aclinee,* JCond. II, 209, 189.

acliné 'untertan, gefügig': *Biax sire niés, vous arez ma contree, En poi de terme est la terre aclinee,* RCambr. 3651.

acoarder, vb. intr., auch: *Et quant Julïens la regarde Et voit que onques n'acoarde, ...,* Julian 4200.

rfl., auch: *Mes tous m'aloie acouardant,* Froiss. Poés. II, 190, 3499.

acoardir, vb. rfl., auch: *Julïens qui molt est hardis Ne s'est lors mie acoardis,* Julian 1594; *Et les hardis* (sc. *fach*) *acouardir,* JCond. II, 32, 1047; *tuntost s'en racouardi,* Froiss. Poés. II, 122, 4109.

trs. auch: *Les plus hardis acouardist* (sc. *amors*) *Et les plus couars enhardist,* BCond. 277, 251.

acoardi : avoir le cuer ~ : *S'il a le cuer acouardi, On ne li doit pas reprocier,* JCond. I, 301, 131.[1]

(Fortsetzung folgt.)

Berlin. G. Cohn.

[1] In Arch. 137, 84, Z. 32 v. o. l. 116, 111 statt 106, 111; ib. S. 88, Z. 21 v. o. ist die Stelle ChCharr. 4867 zu streichen.

Die Frage der Echtheit von Cyrano Bergeracs *Sonnenreise*. — Die *Sonnenreise* und die *Essays* von Montaigne.

(Schluß.)

Nur noch ein paar kürzere Parallelen bringen Gedanken aus den *Essays*, die auch schon in der *Mondreise* gebraucht waren: in der *Mondreise* wird (S. 142 meiner Ausgabe) erzählt, wie der Dämon des Sokrates Campanella lehrte, durch Nachbildung des Gesichtsausdrucks alle Gedanken der von der Inquisition Angeklagten in sich nachzubilden, ein Scherz, der auf materialistischer Anschauung beruht. In der *Sonnenreise* sehen wir Campanella (Jacob, 315 ff.) diese physiognomische Gedankenlesekunst praktisch ausüben. Er beantwortet Dyrconas Fragen, ehe sie gestellt sind, und erklärt (S. 316): *j'arrange toutes les parties de mon corps dans un ordre semblable au vôtre; car étant de toutes parts situé comme vous, j'excite en moi par cette disposition de matière la même pensée* etc. Auch Montaigne spricht in dem Kapitel *de la Physionomie* (III, 12) von den *traict et façon de visage, et ces lineaments, par lesquels on argumente aulcunes complexions internes et nos fortunes à venir*, ohne allerdings so weit zu gehen wie Cyrano, der die Anregung zu dieser 'praktischen Physiognomik' in erster Linie von Campanella selber erhielt, wie in einem späteren Aufsatz gezeigt werden wird.

Zu den Liebesäpfeln schreibt Cyrano: (Jacob 311) *Les pères et les mères, qui, comme vous savez, au gouvernement de leurs familles ne se laissent conduire que par l'intérêt, fâchés que leurs enfans, aussitôt qu'ils avoient gouté de ces pommes, prodiguoient à leur ami tout ce qu'ils possédoient, brûlèrent autant de ces plantes qu'ils en purent découvrir.* Hier steckt eigene Erfahrung, aber auch, wie in der *Mondreise*, Montaigne II, 8, *de l'affection des pères aux enfants* dahinter.

Neben diesen schon in der *Mondreise* in Rudimenten zu findenden Parallelen erscheinen in der *Sonnenreise* ein paar neue, darunter zwei überaus charakteristische. Ein paar nebensächliche Parallelen seien zuerst genannt: Montaigne treibt schon eine Art Sonnenkult. Unter den falschen Religionen, sagt er, *ie me feusse, ce me semble, plus volontiers attaché à ceulx qui adoroient le soleil,*

La lumiere commune
L'œil du monde ...

Ja, es konnte Cyrano zu seinen Beschreibungen anregen, daß Montaigne gleich darauf sagt: *c'est la piece de cette machine ... la plus esloignée de nous, et par ce moyen si peu cogneue.* Aus demselben Kapitel konnte er noch allerhand für seine Sonnenbewohner herholen: *Xenophones faict Dieu rond* — wie eine Kugel bewegt sich Dyrcona auf der Sonne (Jacob 258): *je roulois souvent comme une boule.* — *Epicure faict les dieux luisants, transparents* — so wird Dyrconas Körper vor Erreichung der Sonne durchsichtig: (Jacob 254) *nous etions, ma cabane et moi, devenu transparens* usw.

Von ganz anderer Bedeutung ist, daß Cyrano sich von Montaigneschem Geist, nicht bloß von seinen Exempeln beeinflussen ließ: einmal vermutlich in der Abschätzung von Gedächtnis und Verständnis, ein andermal sicher, wiederum mit wörtlichen Anklängen, in der Beurteilung des Gebets.

Montaigne ist wie Rabelais, wie alle Humanisten und wie wir es noch heute sind, ein Verächter der bloßen Erinnerung. Er will für ein Kind einen Erzieher: *qui eust plustost la teste bien faicte que bien pleine* (I, 25); er soll die scholastische Methode vor allem bessern: *On ne cesse de criailler à nos aureilles, comme qui verseroit dans un entonnoir; et nostre charge, ce n'est que redire ce qu'on nous a dict? ie vouldrois qu'il corrigeast cette partie ... Qu'il ne luy demande pas seulement compte des mots de sa leçon, mais du sens et de la substance ... Sçavoir par cœur n'est pas sçavoir; c'est tenir ce qu'on a donné en garde à sa mémoire*; was könnte man nicht noch alles anführen aus diesem großartigen Kapitel und aus dem vorhergehenden gegen die Pedanten: *Nous ne travaillons qu'à remplir la mémoire ... que disons nous? que jugeons nous? ... Autant en diroit bien un perroquet!*

Daß Cyrano, der sich gegen Autoritäten immer gesträubt hat, diese Kapitel mit Begeisterung las, liegt auf der Hand. Hier fand er: (I, 25) *Les principes d'Aristote ne luy soient principes ... La vérité et la raison sont communes à un chascun ... ainsi les pièces empruntées d'autruy, il les transformera et confondra pour en faire un ouvrage tout sien.* Das ist ja dann wohl auch Cyranos Arbeitsmethode geworden.

So mag das Kapitel folgende Sonnenszenerie beeinflußt haben: (Jacob 331 ff.) drei Flüsse gibt es dort, der breiteste das Gedächtnis, dann die Einbildungskraft, der schmalste die Urteilskraft. An den Ufern des Gedächtnisflusses stehen Elstern, Papageien usw. *qui gafouillent ce qu'elles ont appris.* Was sie am vorhergehenden Abend zu sich nahmen, geben sie am Morgen wieder von sich, so schlecht ist ihr

Magen. Dickflüssig scheint der Fluß, rollt dahin mit viel Spektakel. Tausend Echos wiederholen die Laute. Wesen bilden sich in ihm, die wie Frauen aussehen, andere *qui ont la tête cornue et carrée, et à peu près semblable à cette de nos pédans. Ceux-là ne s'occupent qu'à crier, et ne disent pourtant que ce qu'ils se sont entendu dire les uns aux autres.* Montaigne hatte gewettert: (I, 24) *nos pedantes* (sic) *vont pillotants la science dans les livres, et ne la logent qu'au bout de leurs levres, pour la degorger seulement et mettre au vent.*

Von dem Flusse der Einbildungskraft wurde schon oben erzählt, wie Cyrano in diesem einzelne seiner Ideen lokalisiert: *or portable, remores, salamandres.* Die Arme der Einbildungskraft und des Gedächtnisses verschlingen sich. Ist ein Arm des Gedächtnisses breiter, *il étaignoit aussitôt celui-là* und umgekehrt: ist der Arm der Einbildungskraft stärker, *il tarissoit celui de la Memoire. Proche de là coule d'une lenteur incroyable la Rivière du Jugement: son canal est profond, son humeur semble froide; et lorsqu'on en répand sur quelque chose, elle sèche au lieu de mouiller* usw. Bilder, die in ganz rabelesker Weise erfunden und Montaigne geistesverwandt sind, wenn sie nicht, was wahrscheinlich ist, durch ihn angeregt wurden.

So ist es nicht zu verwundern, daß sich beide noch in einem treffen, in der Verurteilung mechanischer Wiedergabe auswendig gelernter Gebete. *Il semble ...* sagt Montaigne (I, 56), *que nous nous servons de nos prieres comme d'un iargon, et comme ceulx qui employent les paroles sainctes et divines à des sorcelleries et effects magiciens; et que nous facions nostre compte que ce soit de la contexture, ou son, ou suitte de mots, ou de notre contenance que despende leur effect: car ayants l'ame pleine de concupiscence, non touchee de repentance ny d'aulcune nouvelle reconciliation envers Dieu, nous luy allons presenter ces paroles que la memoire preste à nostre langue, et esperons en tirer un expiation de nos fautes.*

Cyrano seinerseits läßt im *Plaidoyer* der Vögel über den Menschen sagen: *il lève en haut tous les matins ses yeux ... colle ses mains ouvertes, la pointe au Ciel, plat contre plat, ... se casse les jambes par la moitié, en sorte qu'il tombe sur ses gigots* (das ist in heiterer Art dargestellt, was Montaigne mit *contenance* bezeichnet) *puis auec des paroles magiques qu'il bourdonne, j'ai pris garde que ses jambes rompues se rattachent*[1] etc. (Jacob 287).

---

[1] Nach bourdonne ist wahrscheinlich eine Lücke. Zu Freimütiges wurde ausgelassen.

Der Vergleich mit dem Rezitieren magischer Formeln ist wohl von Montaigne genommen. Jedenfalls ist der Geist derjenige des Meisters.

Damit haben wir eine Übersicht über die Art und Weise, wie Cyrano Montaigne in der *Sonnenreise* benutzt hat. Eine systematische Durcharbeitung mag noch ein paar Entlehnungen fördern. Allein eine Stelle wörtlicher Entlehnung wie diejenige zu dem Thema *fortis imaginatio generat casum* sichert einmal, daß Cyrano Leser der *Essays* war und nicht nur indirekt von ihnen gehört hatte, sichert weiterhin, daß auch die anderen Parallelen nicht bloß Zufallsparallelen sind, sichert schließlich, daß die *Sonnenreise*, da sie in all diesem die gleichen Arbeitsmethoden wie die *Mondreise* zeigt, als echt angesehen werden muß. Da ich nun schon erkennen ließ, daß nicht alle Stellen echt sind, sondern daß mehrere die Tätigkeit stärkerer Redaktion erkennen lassen, so soll in einer Tabelle, die der Seitenzahl der Ausgabe Jacob folgt, alles bisherige zur Beurteilung der Echtheit einer Partie Erforschte eingereiht werden und zugleich Bedenken geäußert werden, wo solche angebracht sind.

5. Echtheit der einzelnen Teile der *Sonnenreise* und Spuren redaktioneller Tätigkeit.

Éd. Jacob, 205—237. Einleitung = echt. Es wird an das Ende der *Mondreise* angeknüpft, so wie es in den Handschriften sich findet, nicht aber an das von Le Bret stammende Ende der Drucke. Fast auf jeder Seite finden sich Varianten zu den Briefen (vgl. oben). Auch zur *Mondreise* und zum *Pédant Joué* Parallelen. Keinerlei Spuren redaktioneller Tätigkeit.

237—273. Die Reise zur Sonne = echt, aber vermutlich stark retuschiert. Keinerlei Parallelen zum Briefstil. Dagegen Weltanschauung durchaus gassendistisch: S. 240, 241. Das Feuer als Urprinzip, *le Soleil, cette grande âme du Monde*, stammt, wie in einem späteren Aufsatz gezeigt wird, von Campanella. Starke, zum Teil wörtliche Entlehnungen aus den *Essays* (*fortis imaginatio generat casum*). Auch der Tanz der Atome echt Cyrano. Dagegen ist wohl stilistisch von fremder Hand gefeilt und gelegentlich gefaßt worden. So scheint Jacob 259 unecht. Vgl. *mignardes langueurs*, den ungeschickten Übergang: *Tout cela veut dire, en deux mots, que je me couchai.*

Dagegen ist auf S. 261 kaum eine Lücke anzunehmen, wie Jacob dies tut.

273—296. *Histoire des Oiseaux* = echt, gelegentlich Beziehungen zu den Briefen, starke Parallelen zur *Mondreise*,

zahlreiche, zum Teil wörtliche Entlehnungen aus den *Essays*: *fortis imaginatio,* Freundschaft, Tod, Gebet usw. Im Gebet (Jacob 287) nach *paroles magiques qu'il bourdonne* vermutlich Auslassung des Herausgebers.

296—314. Baumreich = echt. Zahlreiche Parallelen zu den Briefen und zu Montaigne. Echt Cyranosche Erfindung.

314—321. Der Kampf vom Feuertier und vom Eistier = echt. Das Feuertier, der Salamander, bereits in den Briefen, die *Remora,* das Eistier, wird von Montaigne in den *Essays* besprochen und kommt mit einem Beispiel, das Montaigne zitiert, schon im *Pédant Joué* vor. Brun sieht in diesem Kampfe die verlorene *Histoire de l'Etincelle* Cyranos. Dies ist vollkommen unbegründet. Das Ganze eine Illustrierung zu Campanellas Lehre.

321—327. Begegnung mit Campanella = echt ... gelegentlich redigiert (S. 319 oben Lücke).

Von der Begegnung mit Campanella ab mehren sich die Entlehnungen aus dessen Werken. Es soll in einer besonderen Arbeit dargestellt werden, wie Cyrano Teile der Lehre des süditalienischen Dominikaners verarbeitete, und auch hier wird sich zeigen, wie dieser Einfluß durch das ganze Werk von der *Mondreise* an durchgeht, was ein letzter Beweis für die Echtheit des Schlusses ist.

327—333. Das Schlummerreich, die drei Flüsse = echt. Beziehungen zu den Briefen wie zu Montaigne. Hier sind es die *petits corps innés* der Sonnenbewohner, die durch die drei Flüsse umgeformt zu Sonnenstrahlen werden (Campanellasche Lehre + Gassendische Atomistik), die Erde bescheinen und auf sie die Wunderkraft der Flüsse übertragen: *il se laissent attirer aux plantes pour végéter; les plantes se laissent brouter aux animaux pour sentir; et les animaux se laissent manger aux hommes, afin qu'étant passés en leur substance, ils viennent à réparer ces trois facultés de la Mémoire, de l'Imagination du Jugement.* (Die drei Flüsse!)

335—336. Der Tod des Philosophen gibt kaum Anhaltspunkte zu seiner Beurteilung. Die Erfindung ist echt cyranoisch.

337—345. Das Liebesreich = echt: starke Entlehnungen aus Campanellas *Civitas Solis.*

345—347. Descartes.

Hier kommt nun der schwierigste Punkt: Descartes war der Gegner Gassendis. Ihm setzt Cyrano, der Gassendist, Essay-Leser, Anti-Aristoteliker, ein Denkmal!? Mancherlei spricht da-

für, daß die Stelle echt ist, mancherlei dagegen, eine Entscheidung ist a priori nicht zu fällen.

Für die Echtheit des Schlusses, der ja kein Abschluß ist, spricht, daß Cyrano in einer zweifellos echten Stelle sich als Leser Descartes entpuppt: in der *Sonnenreise* (218) stoßen die abergläubischen Bauern auf die *Physique* des Descartes: *quand ils aperçurent tous les cercles par lesquels ce Philosophe a distingué le mouvement de chaque Planète, tous d'une voix hurlèrent que c'étaient les cernes que je traçois pour appeler Belzébut.* In der Tat sind die *Principia* des Descartes voll solcher Holzschnitte. Aber die Bauern 'lesen' weiter (219): *à l'endroit dont je parle, il y a une figure de cette pierre métallique, où les petits corps qui se déprennent de sa masse pour accrocher le fer sont représentés comme des bras.* Mit diesem Zeichen habe man Pferde getötet. Ich habe die Figur in den *Principia* nicht gefunden, wohl aber zahlreiche Hände beim Experimentieren. Also Descartesleser ist Cyrano gewesen, daran ist kein Zweifel. Allein vom Leser zum Anhänger ist ein weiter Schritt. Die angeführte Stelle ist kein Zeugnis der Anhängerschaft; sie bedeutet: selbst die Figuren des zahmen, akademischen Herrn Descartes, der nicht im Geruche des Freidenkertums steht, werden für Zauberformeln gehalten.

Das stärkste Argument für die Echtheit ist, daß Descartes († 1650) als eben verstorben bezeichnet wird, was für den Redaktor, der erst gegen 1660 seiner Tätigkeit oblag, die Aktualität der Anregung nimmt.

Das wichtigste Argument, das gegen die Echtheit der letzten Seiten vorgebracht werden könnte, ist die Tradition, daß ein Cartesianer die *Sonnenreise* herausgab. Allein der Herausgeber hat wenig Spuren hinterlassen: in der *Sonnenreise* ist Cyrano der schärfste Gegner Descartes, keine der in den *Principia* vorgetragenen Descartesschen Lehren wird angenommen. Die *Sonnenreise* ist so uncartesianisch wie möglich. Und gerade darum wird man um so mehr geneigt sein, in den gelegentlichen cartesianischen Spuren eine Tätigkeit des Redaktors zu sehen.

Ohne hier systematisch vorzugehen, will ich doch die Hauptpunkte nennen, an denen Cyrano und Descartes Antipoden sind. Ich benutze die französische Übersetzung der *Principia*, die Descartes einleitete, also autorisierte:

Der Grundgedanke der *Sonnenreise*, wie sie uns vorliegt, mit ihrem Vogelreiche und ihrem Pflanzenreiche, mit ihrer ständigen Unterscheidung dreier Seelenstufen der *âme végétative* (= Pflanzen), *sensitive* (= Tiere) und *intellectuelle*, der menschlichen Seele, ist entgegengesetzt cartesianischer Denkweise; denn Car-

tesius dachte anthropozentrisch und machte die Tiere zu Maschinen. Aus diesem Rahmen soll in der *Sonnenreise* das Philosophenreich herausfallen. Ist es von Cyrano, so wollte er hier Gelegenheit zu einer Auseinandersetzung mit Descartes haben, die nicht zu dessen Gunsten ausfallen konnte, wenn sie erhalten wäre. Denn wie in der *Mondreise* — ich habe dies in meiner Einleitung gegen Brun, Loewenstein und andere gezeigt —, ist auch jede Seite der *Sonnenreise* anticartesianisch, vom Verlassen der Erde ab, wie ich nun zeigen will:

Cyranos Maschine beruht (S. 238) darauf, daß sich in einem Ikosaeder aus Kristall ein leerer Raum bildet; durch das *horror vacui* getrieben, dringt die Luft von unten ein, um den leeren Raum zu füllen, der sich aber immer erneuert, so daß der Kasten gehoben wird. Die Erklärung der Bewegung durch den leeren Raum, wenn auch in etwas anderem Sinne, ist gassendistisch. Vgl. S. 79 meiner Ausgabe. Cyrano bleibt in der *Sonnenreise* bei dieser Theorie; denn in der Nähe der Sonne geht die Reise viel langsamer (S. 255) *la matière en cet étage est fort déliée pour le grand vide dont elle est pleine etc.*

Die Leugnung des leeren Raumes ist eine Grundlage cartesianischer Denkweise. Der 16. Abschnitt II. Teils der *Principia* ist betitelt: *Qu'il ne peut y auoir aucun vuide au sens que les Philosophes prennent ce mot.* Cyrano kannte diese Theorie sehr wohl, denn vor der Begegnung mit Descartes läßt er sich in eine Diskussion gerade über diesen Gegenstand ein: (S. 325) *'Mais, lui* (Campanella) *dis-je, il me semble que ce Philosophe* (Descartes) *a toujours impugné le vide'* etc. Campanella antwortet, Descartes würde hierzu selber Rede und Antwort stehen, und verrät so den Sinn, den Cyrano der Begegnung mit Descartes geben wollte.

S. 240, 241 (Jacob) wird über das Feuer gesprochen: *ce que l'on nomme chaleur est une brouine d'atomes de feu.* Das Feuer ist ein Element, das aus besonderen Atomen gebildet wird. Dies ist, wie ich in meiner Einleitung (78, 78 [2]) ebenfalls gezeigt habe, gassendistisch. *Brouine* ist das in diesem Zusammenhang gebrauchte lukrezische *pruina* (frz. *bruine*). Descartes' Anschauung ist geradeso falsch, chemisch gefaßt, wie diese (vgl. Teil IV der *Principia* Nr. 80). Aber er würde nie das Feuer aus Atomen bilden lassen, da er die Atomlehre ja bekämpft, aus dem Grundsatz heraus, daß es für Gott nichts Unteilbares gibt: (II, 10) *Qu'il ne peut y auoir aucuns atomes ou petits corps indiuisibles.* Diese von Descartes stets geleugnete Atomlehre ist aber wiederum eine der Grundlagen, nicht nur der *Mondreise*, sondern auch der *Sonnenreise*; ich kann es unterlassen, Belegstellen anzuführen. Nur die eine sei abermals erwähnt: Dyrcona trifft einen wunder-

baren Baum auf der Sonne. Der Baum zerfällt in lauter kleine Männerchen (S. 261). Plötzlich, aus einem mit der Erzählung eng verknüpften Grunde, beginnen diese einen Tanz und bilden einen Jüngling, in denen der Sprecher als letzter (die Seele) durch den Mund schlüpft: *la liaison de toutes les parties qui achevèrent ce parfait microcosme se fit en un clin d'œil.* Der junge Mann erklärt, die *fortis imaginatio,* verbunden mit der puren Materie, bedingte ihren leichten Gestaltwechsel. Die Lösung des Rätsels aber, das längst von meinen Vorarbeitern gelöst wurde, vermittelt eine Stelle der Mondreise (vgl. S. 74 meiner Einleitung): aus den verschieden geformten Atomen entstehen die Elemente, das Feuer aus runden Atomen (S. 195 meiner Ausgabe) wie in der *Sonnenreise* (Jacob 241), das Feuer treibt die anderen Atome zur Bildung der Körper: *Un peu moins de certaine figure c'eût été un orme ...; un peu plus de certaines autres figures, c'eût été ... un moineau, un singe, un homme.* Daß hier die Ordnung von Epikurs Chaos zugrunde liegt, habe ich gezeigt. Cyrano faßt, vermutlich Gassendi folgend, diesen Bau aus Atomen ganz modern: *peut-être que notre chair, notre sang et nos esprits, ne sont autre chose qu'une tissure de petits animaux qui s'entretiennent, nous prêtent mouvement par le leur* etc. Ich brauche nicht auszuführen, daß der Tanz der Männerchen zur Bildung eines Jünglings nichts anderes ist, als die Illustrierung der oben angeführten Theorien. Diese echt epikurischen Theorien sind Descartes entgegengesetzt, einmal wegen der Atomistik, das andere Mal, weil hier Descartes streng bei dem Schöpfungsgedanken bleibt: (*Principia* I, 20) *Que nous ne sommes pas la cause de nous même, mais que c'est Dieu* — wogegen Cyrano ganz bewußt ketzerisch, vielleicht absichtlich gegen Descartes polemisierend, als der Jüngling wieder zerfallen und die Seele die Form einer Nachtigall annahm: *Ce Rossignol, créature de soi-même.*

Brauche ich noch zu erwähnen, daß Descartes die Bewegung der Erde leugnet: (*Principia* III, 19) *que je nie le mouvement de la terre,* Die Erde ruht in ihrem 'Himmel', mit diesem dreht sie (Tourbillons-Theorie). Natürlich ist diese Hypothese nur eine Umgehung, vielleicht eine Konzession an die Kirche. Aber Cyrano und Descartes sind auch hier Antipoden.

Und so ist es in allem, wenn sie sich auch in Einzelheiten, bald zufällig, bald auch auf Grund der Lektüre Cyranos treffen: die Sonne ist bei Descartes (III. 21) flüssig, das Feuer (ein Element!) braucht, wie bei Cyrano, keinen Gegenstand, an dem es brennt (III. 22; Cyrano ed. Jacob 241: *ce qui brûle n'est pas le feu, mais la matière où il est attaché; et que le feu du Soleil ne peut être mêlé d'aucune matière*). — Daß Descartes die Sonnen-

flecken (III, 32) sich um die Sonne drehen läßt = *une de ces petites terres qui voltigent à l'entour du Soleil* (Jacob 245), daß die Entstehung dieses *Macules*, wie schon Brun nachwies (*Thèse* S. 302), bei beiden gleich erklärt wird (*Principia* III, 94 ff.). Aber diese Sonne hat bei Descartes ein Zentrum (III, 61), bei Cyrano hat sie keins (Jacob 258), ein Umstand, der das Gewicht aufhebt, der Materie also auch diese Eigenschaft nimmt.

So ist also der Einfluß Gassendis noch allmächtig, auch die *Sonnenreise* beruht auf der gleichen philosophischen Anschauung wie die *Mondreise*. Ein paar Anregungen aus den *Principia* genügen nicht, die Behauptung zu stützen, Cyrano sei auf dem Wege, Cartesianer zu werden. In allem Wesentlichen ist er noch Anticartensianer, und die Besprechung mit dem Verstorbenen, wenn sie von Cyrano ist, hätte Kontroversen enthalten, wie das ja auch ganz deutlich aus den Seiten 325 ff. der Ausgabe Jacobs hervorgeht. Cyrano kann nicht seine Reise nach der Sonne auf dem Prinzip des leeren Raumes aufbauen und ihn auf der Sonne mit Descartes leugnen. Als sollte Descartes zum Erkennen seiner Irrtümer geführt werden. Hat das Cyrano etwa durchgeführt, und hat es der Herausgeber unterdrückt, eben weil es die herrschende Philosophie bekämpfte? Le Bret hatte in der *Mondreise* geschrieben: *Son Histoire de l'Estincelle & de la Republique du Soleil, où en mesme stile qu'il a prouué la Lune habitable, il prouuoit le sentiment des Pierres, & le raisonnement des Brutes, estoit encore au-dessus de tout cela.* Le Bret sagt kein Wort davon, daß die *Sonnenreise* ein Torso sei; wo ist die *Histoire de l'Estincelle*? Wenn sie Brun im Kampfe von Feuertier und Remora finden will, was ganz unwahrscheinlich ist, wo ist dann das Steinreich, die logische Fortsetzung des Pflanzenreichs? Le Bret kannte also vermutlich mehr, als 1662 herausgegeben wurde. Hinterließ Cyrano also das Werk als Torso, dann doch nicht in der Form und in dem Grade, wie es heute erhalten ist.

Resultate.

Die Vergleiche mit älteren Werken Cyranos, mit Montaignes *Essays*, Gassendis Lehren haben gezeigt, daß die *Sonnenreise* eine authentische Dichtung Cyranos ist. Auch die Beziehungen zu Campanellas *de sensu rerum* und zur *Civitas Solis* zeigen dies. Auch ihr Einfluß geht durch beide Romane. In einer späteren Arbeit soll dies noch gezeigt werden. Für die *Sonnenreise* ist die Hauptfrage schon ohne diese letzten Nachweise gesichert. 'Letzte Nachweise' ist nicht in dem Sinne gebraucht, als ob nun damit alles erschöpft sei, was Cyranos beeinflußte und was er

verarbeitet hat. Noch fehlt so mancher Nachweis für Einzelheiten, aber die Grundlinien sind gezogen.

Cyranos innere Entwicklung, die Haupteinflüsse, die diese bedingten, die Werke, die ihnen entflossen, kennen wir heute so gut, wie die Wissenschaft eine fremde, innere Entwicklung erschließen kann. Er hat kein Geheimnis aus seinen Ideen, aus seinen Studien gemacht. Sie flossen, allerdings immer von seiner Einbildungskraft umgeformt, dem Gesamtwerk assimiliert, in seine Dichtungen. Wörtlich, wenn es sich um Reden handelte, bis zum Punkte, bei dem die Wahrscheinlichkeit seiner Darstellung gelitten hätte. Da machte er sich dann kein Gewissen daraus, eine Anekdote, die Montaigne von sich und einem Greis erzählte, dem König Codrus anzudichten, oder von Cardan etwas zu zitieren, was in dessen Werken nicht zu finden ist.

Was lag daran? Er wollte *une œuvre d'imagination* schaffen; nicht ohne Sinn verlegt er auf der Sonne die von ihm umgestaltete Wirklichkeit und die Fabeln der Alten in den *fleuve d'Imagination*. Aber hinter seiner *Remora*, seinem *Feuertier*, seiner *Imagination* steckte Positives. Und hinter seinen Bildern bald antike, bald moderne Ideen. Weltanschauung vermittelte jede Seite fast seines Romans. Oft schrullig, oft heute verlassen, physikalisch, chemisch, mathematisch unmöglich. Oft aber auch überaus weitsichtig, modern, modernste Ideen vorausahnend, ohne daß man ihm einen Vorgänger weiß, wenn nicht Gassendi mündlich solche Gedanken verbreitete, die er sich hütete schriftlich auszusprechen.

Mut hatte Cyrano, nicht nur auf dem Paukboden. Er getraute sich die Dinge zu sagen, genau wie Montaigne, sein geistiges Vorbild. Entschlossen war er an der Wende der Zeiten den beiden großen neuen Parteien beigetreten, die den geozentrischen und anthropozentrischen Standpunkt der Antiken *ἄνθρωπος μέτρον ἁπάντων* wie der Kirche bekämpften. Hier focht er für die Grundlagen unserer heutigen Überzeugungen: die Erde ein verlorener Winkel, der Mensch die höchste Stufe einer Entwicklung, die Natur ein großes Wunderbares, bis zu einem gewissen Punkt Begreifbares. Das Ganze schwer denkbar ohne ein göttliches Wesen, das das All schuf und die Zügel hält — mit diesem All sich deckt. Denn All und Gottheit müssen ewig und unendlich sein (Campanella).

Fast zehn Jahre nun, seit der Entdeckung der Münchener Handschrift der *Mondreise*, habe ich Cyranos Werke zum Gegenstand meiner Forschung gemacht. Ich verdanke ihm die Freude wissenschaftlicher Funde, viele angenehme Stunden über seinen Werken, den Wegweiser zu den größten Geistern seiner Zeit. Er offenbarte mir, wenn nicht sein Innerstes, so doch wesentliche Seiten seines Inneren. So wird es eine schöne Pflicht, fröhlicher

Forschung frohe Zusammenfassung sein, ihm das Buch zu schreiben, das er verdient, und das besser wie eine Komödie oder die Arbeiten von Brun und Dübi, die nur äußerer Entwicklung galten, sein Wesen veranschaulicht. Diese Biographie zu schreiben, habe ich ein Recht, denn die wesentlichsten Seiten seines Denkens sind durch meine Arbeit erst geklärt worden, wie die Beziehungen zu Gassendi, die nur behauptet worden, die angeblichen zu Descartes, die sich auf ein Minimum reduziert haben; die Beziehungen zu Montaigne aber, die literarisch tiefsten und folgenschwersten, sind allen anderen entgangen. Diejenigen zu Campanella, nicht die losesten, werde ich demnächst aufweisen.

Das Recht aber, ihm einmal dies Buch zu schreiben, das sein Wesen erfaßt, nicht am Äußeren hängen bleibt, wird nach dem Gesagten zur Pflicht!

München. Leo Jordan.

Kleinere Mitteilungen.

Zu einem Briefe Goethes.

Auch Briefe haben ihre Schicksale, und die Herausgeber von Briefen wissen ein Liedchen davon zu singen, in welch liederlicher Weise Briefe herausgegeben, und namentlich darüber, wie einzelne Stellen aus Briefen zitiert werden. Ein recht charakteristisches Beispiel liegt in der neuen Veröffentlichung vor: 'Veröffentlichung des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen. Briefe an und von Johann George Scheffner, herausgegeben von Arthur Warda. Erster Band, erster und zweiter Teil. München u. Leipzig, Verlag von Duncker & Humblot, 1918.' W. Dorow, der bekannte Schriftsteller und Herausgeber von vielen Hunderten von Aktenstücken, beabsichtigte eine neue Hamann-Ausgabe. Zu dieser hatte er von Hamanns Freund J. G. Scheffner viel Material erhalten und wandte sich zu demselben Zwecke an Jean Paul, F. H. Jacobi und andere. Von letzterem erhielt er reichliches Material. In derselben Absicht ging er auch Goethe an. Dieser antwortete am 29. August 1818 mit einem Schreiben, das bei Dorow, Denkschriften und Briefe IV, 167 und danach zugleich mit Benutzung des Goetheschen, von Stadelmann geschriebenen Konzepts in der Weimarer Ausgabe, Bd. 29, S. 274 f., gedruckt ist. In diesen Fassungen (also nach dem Konzept und nach dem Original, welches letztere allerdings jetzt verschollen ist) lautet der Schluß: 'Von Hamann'schen Schriften besitze ich Manches, wovon ich ein Verzeichnis übersende, sobald ich nach Hause komme.' (Der Brief ist aus Karlsbad geschrieben.) Diese Stelle teilte nun Dorow am 9. November 1818 Scheffner mit (die oben angeführte Briefsammlung Bd. I, S. 165). Diese Mitteilung ist nicht ganz genau. Statt des Sätzchens 'wovon ich ein Verzeichnis übersende' heißt es nämlich 'und übersende ein Verzeichnis'. Dann aber folgt in dem Briefe Dorows an Scheffner noch die Stelle: 'Teile gern alles mit, was Sie noch brauchen können'. Hat Goethe nun wirklich diese Worte geschrieben? Eine bestimmte Antwort auf diese Frage wird man nicht leicht erteilen können, da, wie bereits erwähnt, das Original nicht mehr vorhanden ist. Im Konzept standen sie sicher nicht. Aber der Kenner Goethescher Briefe weiß gar wohl, daß Goethe in dem Mundum mancherlei hinzufügte. Andererseits aber muß man sagen, daß, wenn sich die Stelle wirklich im Original befunden hätte, kein Grund einzusehen wäre, warum Dorow sie nicht in seinen Abdruck aufgenommen haben sollte. Daher wird man wohl annehmen können, er habe sie absichtlich seiner Mitteilung an Scheffner beigefügt, und kann leicht einen Grund für diesen Zusatz vermuten. Dieser Grund könnte sein, daß der Schreiber Goethes Willfährigkeit Scheffner als mahnendes Beispiel vorhalten und ihn, der freilich schon vielerlei gegeben, veranlassen wollte, ihm alles anzuvertrauen, was er besaß. Ich will nicht so weit gehen, dieses eigenartige Verfahren Dorows geradezu als eine Fälschung zu bezeichnen, aber immerhin ist es ein willkürliches Umspringen mit einem Texte, das man in keiner Weise gutheißen kann. Natürlich ist es ein einzelnes Beispiel. Aber es ist so typisch für die Mitteilung von Briefstellen, daß es als ein warnendes Exempel hervorgehoben zu werden verdient.

Berlin. Ludwig Geiger.

Venantius Fortunatus und die ags. Elegien 'Wanderer' und 'Ruine'.

Im Jahre 569/70 schrieb der dem fränkischen Hofe nahestehende Fortunatus zu Poitiers für die thüringische Prinzessin Radegunde den lateinischen Versbrief 'De excidio Thoringiae' (Leos Ausg. 1881, S. 271 ff.). Er schildert die Zerstörung der Herrscherburg, den Fall der Mannen, das Walten der Fortuna, die Seefahrt der Flüchtigen über winterliches Meer und namentlich auch die Erinnerung an frühere Liebe zu einem väterlichen Freunde mit Küssen — in einer Weise, die manchmal bis auf Einzelheiten in den genannten Elegien wiederkehrt. Beigefügt hat der englische Dichter die Spezialangaben über Bath in der 'Ruine' und die Klage über die Zerstörung im ganzen *middangeard*, womit der 'Wanderer' wohl auf den Sturz der Angelreiche um 870 anspielt. Näheres in der 2. Aufl. meiner ags. Literaturgeschichte, bei deren Vorbereitung mir der Fund begegnete. Da der Dichter des Originals ein Geistlicher war, dürfte auch der ags. Nachahmer diesem Stande angehört haben. Der Theorie, wonach die ags. Elegien aus der germ. Totenklage hervorgegangen seien, geht es dabei nicht gut. Dagegen erweist sich das, was man für die Zusammenhänge der frühags. Literatur mit fränkischen Personen und Dingen vorgebracht hat, als sehr beachtenswert; so Imelsmanns Eadwacer-Forschung und die Beobachtung, daß die erste Redaktion der ags. Annalen mit einem Besuch des damaligen Westsachsenkönigs am Frankenhofe, wo die weltliche Geschichtschreibung blühte, zeitlich zusammenfiel.

Berlin. A. Brandl.

Ein staatsrechtlicher Satz Ælfrics aus lateinischer Quelle.

Aus einer zu Köln im 12. Jahrhundert angelegten Sammlung, die in einer Handschrift zu Trier um 1200 erhalten ist, gab Floß[1] ein ungewöhnlich langes Privileg Leos VIII. für Otto I. von angeblich 964 heraus, das einige Zeilen enthält über den vom Volke erwählten König und die Unmöglichkeit, daß es den einmal eingesetzten abschüttle. Diese lange Form erkannte Waitz[2] als weitere Verfälschung einer an sich schon unechten Urkunde,[3] die in kürzerer Form schon v o r Floß bekannt war. Giesebrecht[2] sah in dem Fälscher einen kaiserlichen Parteigänger aus der Zeit des Investiturstreites und wies darauf hin, daß der Satz 'niemand kann sich selbst zum König machen' usw. auch in der Streitschrift eines Kardinals gegen die Gregorianer[4] sich vorfindet. Fälscher und Pamphletist benutzen ferner gemeinsam das jenem Satze vorangehende *Concilium Toletanum VI.* von 638.

Jener staatsrechtliche Satz aber ist älter als das 11. Jahrhundert. Bereits 990 oder bald nachher übersetzte ihn nämlich Ælfric[5] als ein *bigspell* für seine Palmsonntag-Predigt. Dieser steht an sieben Punkten dem Texte der Streitschrift näher als dem der Urkunde.

[1] *Papstwahl unter den Ottonen;* Urk. 162; vgl. Darst. 103.
[2] Giesebrecht, *Gesch. d. Kaiserzeit* I (1863) 831.
[3] Jaffé-Löwenfeld, *Regesta pont. Rom.* n. 3704.
[4] Ed. Francke, *Mon. Germ. hist., Lib. de lite, imp. et pont. II* (1892) 422.
[5] *Homil.* ed. Thorpe I 212.

Kardinal um 1098.

Inprimis[1] quidem nemo[2] potest se ipsum regem facere, sed populus creat[4] sibi regem, quem elegit; · sed cum rex[5] ille fuerit factus et confirmatus in regno, iam habet[6] potestatem in hominibus,[7] et nullo[8] modo potest populus iugum eius de cervice sua repellere.

Ælfric.

Ne mæg nan man hine sylfne to cynge gedon. Ac þæt folc hæfd cyre to ceosenne þone to cyninge þe him sylfum licad; ac siddan he to cyninge gehalgod bid, þonne hæfd hé anweald ofer þæt folc, and hí ne magon his geoc of heora swuran asceacan.

Sachlich bemerkenswert scheint an der Übersetzung nur, daß der angelsächsische Mönch die Königsweihe als Bestätigung in der Regierung betrachtete.

Berlin. F. Liebermann.

Ansprache am Shakespeare-Tag im Deutschen Theater zu Berlin 1919.

In ruhigen Zeiten pflegt die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft in unserem klassischen Weimar den Tag zu begehen, an dem Shakespeare starb und wahrscheinlich auch geboren wurde. Solche jährliche Erinnerung an den fremden Dramatiker, von dem unser eigenes Poesietheater ausgegangen ist, die Menschenverkörperung Goethes und Schillers und Grillparzers und vieler neuerer Bühnendichter bis auf den heutigen Tag, ist uns so zur Gewohnheit geworden, daß wir sie auch diesmal, wo uns Weimar durch die Unruhen und Verkehrsschwierigkeiten versperrt ist, nicht missen mögen. Als eine Schar von Schönheitsfreunden lassen wir es uns nicht nehmen, am Shakespeare-Tage mit geistigen Blumen, mit einem Kranze dankbarer Erinnerung aufzuziehen und gegenüber allen materialistischen Strömungen uns als Verehrer des Ewig-Großen zu bekennen. Kein Lügenfeldzug englischer Presse soll uns davon abhalten und uns in Philister verwandeln. Wir empfinden tief die Grausamkeit, mit der viele unserer Kommilitonen noch immer von den Landsleuten Shakespeares in den Gefangenenlagern festgehalten werden, wo doch schon längst Deutschland die Waffen niedergelegt hat. Hinter Stacheldraht führen sie ein Leben, richtiger ein Vegetieren der Verödung und müssen vergessen, während wir uns über den Niedergang des Vaterlandes wenigstens durch angestrengte Berufsarbeit in Hörsaal und Seminar hinwegzuhelfen vermögen. Unerhört in der Weltgeschichte finden wir es, daß immer noch die Hungerblockade gegen unser Volk fortgesetzt wird, obwohl sich die Festung längst ergeben hat. Aber nicht mit dem modernen England der Politiker und Imperialisten haben wir es hier zu tun, sondern mit einem Dichter der Renaissance, dessen Genie der ganzen Welt angehört, und dem am meisten, der es am tiefsten ausschöpft. Unsere eigenen Klassiker sind uns heute gegenwärtig, wie sie aus den Dramen des Stratforders unser deutsches Poesietheater ableiteten, den Götz und den Faust, die Räuber und den Wallenstein, deren Nachfolger in ununterbrochener Reihe immer noch unsere Bühnen zieren, unsere Gebildeten erheben, dem Deutschen weltgeschichtliche Aufgaben vor Augen führen.

---

[1] I. q. *fehlt Floß.* [2] n. enim se i. po. *Fl.* [3] primum si. creavit r. *F.* [4] voluerat *F.* [5] fac. fuerat rex *ohne* et c. in r. *F.* [6] habuit *F.* [7] omnibus *F.* [8] iam non po. *F.*

Was könnte ich Ihnen in dieser Stunde Besseres bieten als einige von den Aussprüchen, die damals, als die deutsche Literatur in Maienblüte aufschoß, im unvergeßlichen Straßburg an der Seite von Erwins Münster der begeisterte Anreger Herder an Goethe richtete, um ihm Verständnis und Liebe zu Shakespeare ins Herz zu pflanzen. Uns drückt eine schwere Zeit; Müdigkeit und Verzagtheit wollen uns schier übermannen; mühsam wehren wir uns gegen die dumpfe Schlaffheit, die der schlimmste Begleiter des Unglücks ist. Da soll uns der Herold deutschen Literaturaufstiegs den Mut bestärken. Das Elsaß französisch zu wissen hat damals unsere Geistesführer nicht abgehalten, mit den Waffen des Ausländers Shakespeare die deutsche Poesie, bis dahin so ärmlich und kümmerlich, auf den Thron zu setzen. Das uneinige und zerrissene Deutschland vor anderthalb Jahrhunderten war imstande, eine Literatur zu schaffen, an der sich das ganze Volk in wenigen Jahrzehnten emporgerankt hat zu den Taten der Befreiungskriege. Ich verzichte also auf alle eigene Weisheit, indem ich Ihnen solche Sätze aus Herders Shakespeare-Aufsatz von 1771 und dessen endgültiger Fassung von 1773 einfach vorlese:

'Shakespeare, der Sohn der Natur, Vertrauter der Gottheit, Dolmetscher aller Sprachen und Leidenschaften und Charaktere, Führer und Verwickler des Fadens aller Begebenheiten, die menschliche Herzen treffen können' usw.

Dann ein Wort des gereiften, älteren Goethe aus Dichtung und Wahrheit:

Shakespeares Einfluß hat uns zu 'höheren, freieren und ebenso wahren als dichterischen Weltansichten und Geistesgenüssen vorbereitet und uns erst heimlich und mäßig, dann aber immer offenbarer und gewaltiger beherrscht. ... Ich habe jederzeit, was man zu seiner Ehre, zu seinen Gunsten, ja ihn zu entschuldigen gesagt, gern unterschrieben. Die Einwirkung dieses außerordentlichen Geistes auf mich ist früher dargestellt. ... Die Verehrung Shakespeares ging bei uns bis zur Anbetung.'

Genug der Sätze aus deutscher Vergangenheit. Wie damals, handelt es sich heute darum, die Geister straff zu halten und künstlerische Eroberungen zu machen. Noch lange ist Shakespeare in der Darstellung nicht ausgeschöpft. Es ist deutscher Ehrgeiz, anderen Völkern in der Ausmünzung seiner Gestalten und Gedanken voranzugehen. Vieles ist in diesem Theater schon in solcher Richtung geleistet worden. Unvergeßlich bleibt uns das Jahr, in dem hier Abend für Abend ununterbrochen nur der durch Schlegel und Tieck ins Deutsche umgewandelte Shakespeare auf der Bühne erschien. Doppelt warm danken wir es Professor Reinhardt, daß wir heute in diesen Räumen zu Gaste sein und solche Szenen aus Shakespeare sehen können, in denen seine derbere Komik Triumphe feiert. Schwank und Posse haben auf der englischen Bühne sich toller ausgetobt als auf unserer. Eine Keckheit und Tollheit steckt in den Shakespeareschen Rüpeln, die mit vollem Saft und voller Kraft herauszubringen noch zu den Aufgaben unserer Schauspielkunst gehört. Wir haben die Darsteller dazu; das wird sich bei der Aufführung zeigen. Möge solche gesunde Realistik sich weit bei uns verbreiten, um unserem Theater die Lebendigkeit, die Frische, auch den Übermut zu erhalten, der als Gegensatz zur Tragik das Theaterleben ergänzen muß.

Auch die Bühneneinrichtung der Shakespeare-Zeit besaß Vorteile, die für die heutigen Methoden der Aufführung noch nicht ganz ausgebeutet sind. In weiten Kreisen herrscht sogar noch der Glaube an den leeren Balkenboden, auf dem Shakespeare seine Dramen nur mit Hilfe des Dichterwortes

aufgeführt habe, und an das Brett, dessen Aufschrift jedesmal den Schauplatz der Handlung bezeichnet habe. Lichtbilder von den erhaltenen Skizzen, die wir von Londoner Bühnen der Shakespeare-Zeit besitzen, mögen die wirkliche Kenntnis von jenen Verhältnissen endlich in weitere Kreise tragen und vielleicht geschickte Originalgeister in unserer Mitte veranlassen, die Mittel zu neuen Shakespeare-Wirkungen zu entdecken.

Wir haben viel Demütigung, die unser Volk vor anderen Völkern erfahren hat, wieder gutzumachen; wir können es zur Zeit nicht besser tun, als wenn wir viel geschmähte Barbaren auf den Wegen der Kunst und Dichtung mutig vordringen und die anderen vielleicht mit Glück überholen.

Berlin. Hermann Kügler.

Eine Vorahnung von Flugzeug und U-Boot.

Der greise Fred. Harrison lenkt (in *Fortnightly Review*, March 1918, p. 328) die Aufmerksamkeit auf die epische Satire *Scribleriad*, die Rich. Owen Cambridge 1751 in Nachahmung der *Dunciad* Popes veröffentlichte. Darin wird ein Luftkampf beschrieben, den ein Kupferstich von Boitard illustriert:

> The one a German of distinguish'd fame:
> His rival from projecting Britain came.
> They spread their wings, and with a rising bound,
> Swift as the wind together quit the ground; IV, p. 137.

Das andere wissenschaftliche Wunder der Neuzeit sei das Unterseeboot:

> from the flood
> A bark emergent rose; with oars well-timed,
> Cut the smooth wave, and o'er the surface skimmed,
> Then sank again, but still her course pursu'd; II, p. 312.

Der Dichter zitiert in den Anmerkungen für beide technische Wunder die *Mathematical Magick* (1648) des Bischofs Wilkins, der ein Kollege Newtons und ein Schwager Cromwells war und selbst schon das Wort *submarine* anwendet.

Berlin. F. Liebermann.

Randnoten zu Emil Levys provenzalischen Wörterbüchern (Nr. 1—8).

1. Im Pet. Dict. verzeichnet Levy *asenhorar* (v. a.) und *asenhorir* (v. n.) 'dominer, maîtriser', nicht aber *asenhorivar* (v. n.). Letzteres begegnet in dem Gedichte des R. d'Aurenga *A mon vers*, Str. VIII. Anders nämlich als Rayn. Choix 5, 406 und MW. 1, 69, Str. II, wo der fragliche Vers 8 statt 7 Silben hat, wird die Stelle gemäß den Hss. *Aa*, die da *Ca seignoriu* aufweisen, lauten:

> Et es paraula certana
> C'a midonz laisset en patz
> C' aseignoriu vas totz latz

'und es ist bestimmt wahr, daß er (Gott) meiner Herrin ruhig überließ, überall zu herrschen'. *Aseignoriu* ist dann 3. Pers. praes. conj., und ein Verbum *senhorivar*, von dem *as.* das Kompositum wäre, verhielte sich zum Adj. *senhoriu* 'herrisch' etwa wie *aizivar* (refl. 'sich nähern') zu *aiziu* ('nahe').

2. Für *escobrir* setzt Levy, Sw. 3, 174 unter 1 frageweise die Bedeutung 'freimachen' an. Einen neuen Beleg für *escobrir* in ähnlichem Sinne scheint mir die letzte Strophe des Gedichtes B. Gr. 323, 1 (ed. Appel, P. Rogier, S. 98) darzubieten, deren gegenwärtiger Wortlaut den Herausgeber selbst, gemäß seiner Anmerkung S. 107 zu 5, 53, nicht befriedigt. Für den in Frage kommenden Vers das *que ses* aus *C* (*E*) mit *coberta* aus *ABQ* kombinierend, würde ich lesen:

E cobezetatz abrazec
Un' arsor, qu'es escoberta,
Don vezem manht ric abrazar

und übersetzen: 'Und Habgier entfachte eine Glut, die freigemacht ist (um sich gegriffen hat), von der wir manchen Reichen erglühen sehen.'

3. Der Satz aus R. Vidal, *So fo* 318, in dem das Wort *esvelh* dem Hrsg. Cornicelius 'dunkel' vorkommt und Levy, Sw. 3, 359a 'Schwierigkeiten bietet', ist wohl so zu deuten: 'Und ich werde euch sagen, was nicht alle euch sagen könnten, und frische in dieser Beziehung auf, was Giraut de Bornelh sagte, und rufe euch nachdrücklich ins Gedächtnis zurück ...' Statt *n'esvelh* könnte, da die Handschrift an der Stelle undeutlich zu sein scheint (s. Cornicelius' Varianten S. 55), im Original auch *resvelh* gestanden haben; vgl. die Var. *resveilhar* aus Hs. *e* zu Giraut de Bornelh Nr. 65, 1 *Per solatz revelhar*. Auch nfrz. *réveiller* und it. *risvegliare* begegnen im Sinne von 'erneuern, auffrischen'.

4. In den beiden Zitaten G. de la Barra 2 196 u. 1434 ist Levy, Sw. 5, 285 unter *mirar* 4 beide Male der Vers *Qu'om s'i pogra per cert mirar* 'nicht klar'. Gewiß ist davor je ein Punkt zu setzen, *que* als Frageadverb (s. Schultz-Gora, 'Zwei altfrz. Dichtungen' 3 II, 333 und meine 'Dichtungen d. Trobad.' Nr. 31, 58) aufzufassen und zu verstehen: 'Wie könnte man sich wahrlich darin spiegeln!' [1]

5. Für *natural* 12 'Angehöriger, Getreuer', Sw. 5, 365, kann wohl auch das durch Kannegießer, Gedichte S. 73 mißdeutete Geleit von Gr. 389, 18 als Beispiel dienen, das ich nach MW. 1, 72 und Hs. *V* (Arch. 36, 448) so rekonstruiere: *Mos vers venra* (*tenra*), *c'a·n fin e paus* (*V*: filipaus), *A Rodes, don son naturaus* und verstehe: 'Mein Vers wird seinen Weg zu (dem Grafen von) Rodez nehmen, dessen Getreuer ich bin, denn er hat dadurch (bekommt durch den Vers) Frieden und Ruhe.' Daraus ließe sich dann schließen, daß R. d'Aurenga, der Verfasser des Gedichtes, mit einem Grafen von Rodez befreundet war. [2]

6. *Ses orgolh* (Sw. 5, 520, 4) wird im ersten Beleg mit Appel 'ohne Überhebung' bedeuten, da ja, was nach Levy der Zusammenhang erfordert, durch *ses ganda* ausgedrückt wird. Im zweiten Beleg ist *ses orgolh* ebenfalls 'ohne Stolz'; man lese da *pair'e* und verstehe *sa e sal e ses orguelh*.

[1] Anders deutet diese Stellen Stimming, BBorn 3, S. 213 zu V. 26.

[2] Eine Gräfin von Rodez sollte Raimbaut in der *tornada* von Gr. 389, 8 direkt erwähnen (s. Appa, Poés. prov. inéd. S. 119/20 und Bergert, Damen, S. 121). Indes heißt es da nicht *ma chansos ... tengra vas Rodes a vos, comtessa*, sondern mit der bis jetzt allein die richtigen Reime *os, iva, ai*; *iva, ai* aufweisenden Hs. *C* (MG. 357) *vas Rodes en lai* ('dorthin' oder 'weg, fort'), während mit *comtessa* ein zweites Geleit beginnt.

7. Das Verbum *perdezirar* = afrz. *pardesirer* 'désirer extrêmement' und *perdeziraire*, Subst. oder Adj., 'einer, der zuviel wünscht' sind wohl in Levys Wörterbüchern noch nachzutragen. Bei Dejeanne heißt der ihm, gemäß der Anm. S. 218, unverständlich gebliebene V. 55 von Marcabrus Gedicht V· *Desirat per desiraire*. Gibt man dem Geleit die Gestalt: *Desirans perdesiraire A nom qui·n vol Amor traire*, so läßt sich verstehen: 'Ein begehrlicher Anmaßender (oder ein anmaßender Leidenschaftlicher) heißt derjenige, der die Minne daraus (aus ihrem Heim) herausholen will.' Zu *aver nom* mit dem Nom. des Nameus s. Schultz-Gora, Prov. E.-B.3, § 171, und zu *desirans*, für das in einer Vorlage vielleicht *desirāt* stand, Gir. de B., Nr. 7, 45: *Tan sui sobreja(u)zens e dezirans.*

8. Das bei Levy noch fehlende Verbum *pervaler* = afrz. *parvaloir* 'avoir une grande valeur' ist Jaufre Rudel 3, 58 zu entnehmen, wo Stimming, der einzigen Hs. *e* gemäß, *Bona es l'amors e molt per vau*, Jeanroy aber in seiner Ausgabe von 1915 zu Unrecht *pro vau* schreibt. In den Text gehört m. E. *pervau.*

Berlin. Adolf Kolsen.

Frz. *fleurs* = *fluores*?

Archiv 1917, S. 361, Anm. 1 will El. Richter frz. *à fleur d'eau* einerseits aus *flos* 'die Blüte, das Beste, das Oberste', anderseits aus *fluor* 'der an der Oberfläche schwimmende Ausfluß' erklären. Es wären also mehrere Etyma in eins zusammengelaufen, eine Möglichkeit, die schon Schuchardt theoretisch für möglich gehalten hat und El. Richter selbst wieder für *boche* (ZffSpr. 45, 131) erwägt. Dabei bemerkt El. Richter: 'Anderseits ergibt *fluor* ja ebenfalls *fleur* Ausfluß, Fluoreszenz: *fleur d'alun, de soufre* = "Schwefelblumen" drückt in einer Lautreihe beides aus. *Fleur de vin* "Schimmel" usw., alles, was an oder unmittelbar unter der Oberfläche schwimmt.' Etwas zurückhaltender drückt sich Meyer-Lübke, *Hist. Gramm. der frz. Sprache*[1], S. 112, aus: 'Nur *o-eu* scheint [im Hiatus] zusammengezogen zu werden: *fleur* 'Menstruation' FLUORE, doch ist das Wort erst seit dem 16. Jahrhundert belegt und gehört vielleicht nicht dem Erbwortschatz an.' Immerhin erscheint REW s. v. *fluor* 'Menstruation' rum. *florĭ* (letzteres wie auch im *Dicţionarul limbii romîne* s. v. *florĭ*), frz. *fleur*. Nun haben wir aber auch ein altprov. *flors* 'Menstruation', keineswegs ein **floŏrs*, span. *flor* 'Menstruation' (schon bei Nebrija und Oudin), ferner versteht man die rumänische zweisilbige Form *florĭ* nicht; endlich besitzen wir ein ital. *fiori* 'il mestruo' bei Francesco Redi (17. Jh., nach Petrocchi; vgl. abruzz. *fiuri* 'mestruo' Finamore, furbesco *fiore-frole* 'mestruo', Mirabella), das schon Littré als Beweis gegen die Etymologie *fluores* anführt, während Dict. gén., dem offenbar REW und auch Puşcariu im *Dict. limbii romîne* folgen, *fluores* annimmt, was nun wieder auf Du Cange zurückgeht, der s. v. *flores* sagt: 'Nostri *Fleurs* dicunt, non a floribus sed a *fluore*: ita enim ῥοῦν mulierum vertunt Latini Medici.' Nun

[1] Auch im Lat. ist eine Kontraktion von *flŭŏr* zu *flor* undenkbar (vgl. über die Nichtzusammenziehbarkeit von *ŭ* und *ō* Sommer, *Handb. d. lat. Laut- u. Formenl.*[2] S. 117). — Für ein vlt. *flore* aus *fluore* könnte man sich allerdings auf die Entwicklung von *quattuor, battuo, futtuo* und *tuum* berufen, die aber die Betonung ´ ⏑⏑ bzw. ⏑⏑ ´, nicht ⏑ ´ aufweisen.

ist aber frz. *fleurs* nicht erst aus dem 16. Jahrhundert belegt, wie Dict. gén. und REW angeben, sondern aus dem 14. Jahrhundert (Littré), engl. *flowers* ist nach *New Engl. Dict.* schon 1400 in dieser Bedeutung belegt, altprov. *flors* rückt uns noch weiter hinauf, und noch weiter das *flores* bei Michael Scotus († 1250, vgl. Du Canges Beleg: ... *quod Flos nominatur in vulgari, et Menstruum in Scriptura*).

Um also ein *fluor* als Etymon anzusehen, müssen wir hinnehmen: 1. daß keine zweisilbige *flo-or*-Form belegt ist, die unzweideutig für *fluor* spräche,[1] 2. daß ital. *fiore*, rum. *floŕ* und mlt. *flores* aus frz. *fleurs* umgesetzt wäre, was mit dem Datum des ersten Auftretens des mittellateinischen Wortes in Widerspruch steht. Dtsch. *Blume* 'Menstruation' (*Dtsch. Wb.* s. v. *blume*, 6: *ihrer blume fluß*) könnte ja übersetzt sein, worauf vielleicht auch die Zusammenstellung *blume* und *fluß* (wie *fleur* und *flueur* bei Ch. Estienne) weist. Ähnlich müßte es mit alb. *l'ul'e* 'Blume', 'Menstruation' stehen, das Treimer, *Mitt. d. rum. Inst.* I, S. 352 bespricht (nach seinen Worten '"Menstruation" ist eine anscheinend unverständliche Nebenbedeutung und lag aller Wahrscheinlichkeit nach auch in *l'ul'e* ursprünglich nicht drinnen' müßte auch angenommen werden, daß er an eine Lehnübersetzung nach rum. *floŕ* denkt).

Wir müssen uns also mit *flores* 'Blumen' als Etymon begnügen. Wie ist die Bedeutungsentwicklung zu erklären? Littré meint: 'ainsi dit parce qu'on a comparé les menstrues, à cause de leur couleur rouge, à une fleur.' Sicher ist, daß die von El. Richter angeführten *fleur d'alun, fleur de soufre* auf *flos* 'Blume' zurückgehen (*fleur de vin* vollends geht auf griech. *ἄνθος οἴνου* 'Kahm, Schimmel', lat. *flos vini* dass. zurück und vergleicht sich mit rum. *floŕ* 'Schimmel', kat. *florirse* 'schimmelig werden', neuprov. *flouri* 'moisi'). Man vergleiche, was M. Berthelot in der *Grande Encyclopédie* s. v. *fleur* VI sagt: 'Le mot *fleur* est employé par Dioscoride et par Pline pour désigner certains produits métalliques ou salins: *flos æris*, de cuivre ... *flos salis*, efflorescence saline ... Chez les alchimistes, le mot a pris un sens plus compréhensif et dans lequel intervient le double sens des mots *flos* et *ἄνθος*, qui désignent à la fois la fleur d'une plante et la couleur ou principe colorant d'une dissolution. C'est ce que montrent certains passages de Synérius. Il insiste notamment sur la sublimation des matières volatiles, appelées esprits ou fleurs des métaux, assimilées aux âmes des plantes et désignées par les noms de celles-ci, conformément aux principes de la nomenclature des prophètes egyptiens. Ce sont, pour nous, des oxydes et des sulfures sublimés et entraînés par les gaz, pendant les opérations chimiques. On dit encore fleurs aujourd'hui, dans un sens analogue aux alchimistes: *fleurs argentines d'antimoine, fleurs de zinc, fleurs de soufre* ... Les noms *fleurs de safran* et *safrans* désignaient diverses matières minérales colorées, des sulfures d'arsénic, par exemple ... Les *fleurs d'alun* sont l'alun de plume; les *fleurs de cobalt* sont une efflorescence minérale rose, annonçant les mines de cobalt. Rappelons encore que le mot *fleur* s'applique de nos jours au velouté des fruits, à la farine la plus fine, aux mycodermes qui se forment à la surface du vin et de la bière altérés, etc. Une fois le mot fleur prononcé, il était développé de toute manière, avec des sens métaphoriques. De même, dans d'autres passages, certaines substances minérales sont appelées *plantes* ou *herbes*; on assimile leur accroissement à celui des végétaux, et les teintures métalliques fugaces sont assimilées aux couleurs

végétales ... La connaissance de ces analogies et de ces assimilations est indispensable pour bien entendre les textes alchimiques.'

Aber von den alchimistischen Bezeichnungen der Minerale ist es weit zu der der periodischen Blutabsonderung des weiblichen Organismus, und schließlich leuchtet auch ein Vergleich des Menstruationsblutes mit einer Blume nicht von vornherein ein. Dozent Dr. J. Fischer, Direktor des Wiener Frauenkrankeninstituts 'Charité', weist mich auf Ploss, *Das Weib*[7] I, 338:

'Bei den Nayees in Malabar heißt das von einer Prinzessin während dieser Zeit ausgeschiedene Blut *tirrapickerdu*, das bedeutet heilige Blüthen.

Auch die Letten bezeichnen nach Alksnis die Menstruation mit dem Worte Blüthen (seedi), und danach ist auch einer ihrer Namen für den Uterus gebildet, nemlich *seedu mahte*, d. h. Blüthenmutter. ...

Das erste Eintreten der Menstruation wird ... von den Xosa-Kaffern das Aufknospen der Blume genannt (Kropf).

Der Serbe nennt sie die weibliche Blüthe. ...

Der getreue Eckarth [ein Hebammenbuch in Romanform 1715] spricht von einer Rosenblüth und von den rothen Amaranthen.'

Krauß' *Anthropophyteia* VI, 216 belegt für Šumadija (Serbien) *dobijati ružu* 'die Rose (= Periode) bekommen', VII, 286 für Pleternica (Slavonien) die Redensart 'ein Weib, das ihre Blume (*svoj cvit*) hat'.

Der letzte Beleg bei Ploss könnte auf die Farbe des rosa Menstruationsblutes anspielen,[1] sonst wird aber der Gedanke nicht abzuweisen sein, den Fischer mir nahelegt: Das Mädchen, das zu menstruieren anfängt, wird mit der aufblühenden Blume verglichen. Nicht nur der Dichtung (von Goethes 'Heideröslein' bis zu Bierbaums 'Rosen') ist das Mädchen eine Blume: das geläufige Wort *deflorieren*, mhd. *den bluomen nemen*, für 'entjungfern' heißt doch 'die Blume des Mädchens wegnehmen' (nämlich die Blume der Unberührtheit, vgl. ital. *fiore* 'perfezione virginale' bei Ariost etc. nach Diz. univ. ital.)! Bedenkt man, daß die weibliche Menstruation der Brunstzeit der Tiere entspricht, so wäre bei ursprünglichen Völkern eine Bezeichnung wie 'Blüte' sehr entsprechend. Fischer erinnert auch daran, daß für sexuelle Vorgänge gern Vergleiche aus dem Pflanzenleben angewendet werden (Leibesfrucht, *ἀφύω* 'zeugen' usw.). Ich möchte hier noch erwähnen, daß nach Krauß, VIII, 140 der Arzt A. Paréo ('Thesaurus Chirurg.', Frankfurt 1610, S. 532) bemerkt: 'ut flos fructum in plantis, sic in mulierum genere hic fluor foetus conceptionem solet praecedere.'[2] Wie auch Michael Scotus ausdrücklich be-

[1] Vgl. ein scherzhaftes deutsches *Frau von Rothenburg*, die neuprov. Redensart *lis Anglès an desbarca* 'se dit d'une femme qui a ses mois', *rouge coume un anglès* 'allusion à l'habit rouge des soldats anglais' (Mistral), ferner die von Krauß (VII, 93) noch erwähnten frz. *écraser des tomates, sauce tomate, passer la mer rouge, fleurs rouges, cardinales* (der Kardinalspurpur hat auch sonst die rote Farbe bezeichnen müssen: im Don Quijote wird *cardenal* von einer roten Wunde gebraucht, Rabelais spricht von *cardinaliser* beim Rotkochen von Krebsen) usw.

[2] Barbusse in dem eine Philosophie des Sexuellen darstellenden Roman *L'enfer* bezeichnet sogar den weiblichen Geschlechtsteil als 'Frucht' (S. 42): *Et ils avaient presque ce qu'ils voulaient, dans cette ombre ouverte, dans cette ombre nue, au centre d'elle, ... — dans cette ombre qui, au fond, est un fruit.* — Über einen — unsexuellen — Vergleich von Blüte und Mensch hat Lommatzsch *hier* 135, 170 aus Anlaß von afrz. *fleuri* gehandelt.

zeugt, hätten wir es also bei *fleurs* 'Menstruation' mit einer volkstümlichen Bezeichnung zu tun — im Gegensatz zu den aus Alchimistenkreisen stammenden *fleur d'alun, fleur de soufre.* Anderseits ist auch in diesen Kreisen jede rote Absonderung des menschlichen Leibes seit alter Zeit als 'Blüte' bezeichnet worden,[1] wie die von Fischer mir mitgeteilte Stelle aus Galen beweist, die sogar an eine lat. Lehnübersetzung *flos* 'Menstruation' (aus *ἄνθος*) denken läßt:

> *ἄνθεα: οὐ μόνον ταῦτα τὰ εἰς τὰ στέφανα, ἀλλὰ καὶ τὰ ἄλλα πάντα οὕτως ὀνομάζει καὶ τὰ σπέρματα δὲ ὡσαύτως ἐνίοτε καλεῖ, ὥσπερ καὶ ἐν τῷ δευτέρῳ τῶν γυναικείων, ἀλλὰ καὶ τὰ ἐρυθήματα, ὡς ἐν κωμικαῖς · καὶ πτύσματα δε ἀνθηρὰ τὰ ἐρυθρὰ καὶ ὕφαιμα λέγει ἐν τῷ ς' τῶν ἐπιδημιῶν.*

(*Γαληνοῦ τῶν Ἱπποκράτους γλωσσῶν ἐξήγησις* ed. Kühn XIX, 81). Als Repräsentanten der Blumen gelten wohl meist solche mit relativ einfachen Farben, daher als Blume *καὶ ἐξαχῆν* in volkstümlicher Rede entweder die Lilie als die weiße Blume (*fleur [de lis]*) oder die Rose als die rote erscheint. Daß die 'Menstruationsblumen' tatsächlich als Rosen aufgefaßt werden, zeigt außer dtsch. *Rosenblüth,* serb. *dobijati ružu* noch die Variante zu der Stelle des andalusischen Volksliedes:

> *Tendí 'r pañuelo 'n er arao*
> *Y me se yenó de rosas*

bei Rodríguez Marín *Cantos populares españoles* II, 101:

> *En un praito berde*
> *Tendí mi pañuelo;*
> *Como salieron, — mare, tres rositas*
> *Como tres luseros,*

wobei schon Demófilo (Coleccion de cantes flamencos 117) 'la costumbre que tienen los gitanos de presentar, al dia siguiente de la boda, la camisa de la desposada, para que las familias conocidas puedan cerciorarse de la virginidad de la ex-doncella'[2] zur Erklärung erwähnt hat. Vgl. auch span. *flores* = rote Blumen in der Bedeutung 'roter König, roter Schnupfen'.

Eine andere Frage ist es, ob *fluor* und *flor-* infolge ihrer Synonymität wie ihres lautlichen Gleichklanges nicht schon im Lateinischen des Mittelalters zusammengefallen sind: die Etymologie Isidors, der *flos* durch *fluor* etymologisiert (XVII, 6, 21), würde dafür sprechen. Dann stellten die romanischen Völker ein *flores* dar, das — unter dem Einfluß in der gleichen Richtung wirkender Volksanschauungen — irrtümlich mit *fluores* zusammengeworfen wurde. Ein etymologisches Wörterbuch, das die lautliche Vor-

[1] Vgl. heute auf eine mit Pickeln besetzte Nase: *deine Nase blüht, un nez fleuri de boutons,* gr. *ἐξάνθημα,* span. *flores* 'roter König, roter Schnupfen' oder (Nicéforo, 'Le génie de l'argot' S. 267) *Le printemps est de la bâte, tout est en fleur* 'annonce que l'une d'entre elles [les prostituées] est tombée malade et devra passer à l'hôpital'.

[2] Ähnliche Wertschätzung des Menstrualblutes in Deutschland: Strack, *Das Blut im Glauben und Aberglauben,* S. 30 führt den Satz der 'Hauß-Apothek' an: 'Bevorab wird die erste jungferliche Blume, auf dem Hemd oder einem Leinwand verwahret, in hohem Wert gehalten.' Vgl. span. *flor de la camisa* 'Menstruation'.

stufe der Wörter anführt, müßte daher *flores*, ein die Begriffsahnen buchendes Wörterbuch *fluores* als Etymon angeben. Umgekehrt scheint ja frz. *fleurs blanches*, kat. *flors blanques* 'weißer Fluß' ein nach *fleurs* 'Blumen' und 'Menstruation' ausgeglichenes *flueurs blanches* (= Leukorrhöe) zu sein (vgl. *le fleeur de sang* = la flueur de sang bei Jõnain, *Pat. saintong.*) und steht bei Maupas (vgl. den großen Larousse) im Wortspiel mit *fleurs* 'Blumen'. Zu diesen volksetymologischen Wortspielen hatte das Volk noch einen besonderen Grund: die euphemistische Verhüllungstendenz, die Nicéforo, *Le génie de l'argot*, S. 270 f. vortrefflich beschreibt:

'Le sang de la menstruation, ainsi que le sang de la défloration, est sacré, puisqu'il représente le sang de la race et puisqu'il contient un principe spirituel: l'âme du vivant (c'était aussi l'opinion des Juifs, des Romains, des Arabes). Il représente aussi le *totem*, c'est-à-dire l'ancêtre et le protecteur du clan, qui réside dans le sang de chaque individu. Quand le sang s'écoule, c'est l'être totémique, c'est un dieu, c'est ce qui est sacré, qui se répand; donc le sang est sacré, il est *tabou*. De là le rituel spécial surveillant et réglant l'effusion du sang de la part des membres du clan, et toutes les interdictions concernant soit le sang féminin, soit les objets et les gestes de la vie sexuelle ... Havelock Ellis a rappelé avec une grande justesse, au chapitre dédié à la *pudeur*, dans le premier volume de ses *Etudes de psychologie sexuelle* ... la répulsion qu'éprouvent les femmes, et même les hommes d'aujourd'hui, à prononcer le nom clair des menstruations. Le nom même de menses n'est-il pas déjà par lui-même un euphémisme, un doublet? ... Schuring (Parthenologia 1739 [1]) a donné la terminologie usitée pour désigner cette fonction, autérieurement au XVIIIe siécle. Chez les peuples latins et germaniques les femmes recouraient à des métaphores suggérées par le mot *fleur*, ‚parce que, dit-il, c'est la fleur qui présage la possibilité du fruit.' [2] Les paysannes allemandes l'appelaient *Rosenkranz* (couronnes de roses); nos dames italiennes contemporaines l'appellent *marchese* (marquis);[3] les françaises: *les anglais*, ou *les affaires*; les dames allemandes disent: *j'ai reçu une lettre*; les femmes du bas peuple en Italie, disent: *je suis empêchée*. ... Cette interdiction linguistique est tellement ancrée dans nos mœurs que, pour la plupart des cas, les mères elles-mêmes n'osent pas en parler à leurs filles. Plusieurs d'entre elles [junge Amerikanerinnen] furent même très épouvantées par la première apparition du sang — tout comme l'héroïne d'Edmond de Goncourt qui s'effraie — dans *Chérie* — de voir s'épanouir la fleur de sa puberté.[4]

[1] Desselben Autors *Gynaecologia* gebraucht sowohl *fluxus mensium* wie *fluor* für 'Menstruation'.

[2] Vgl. die obige Deutung, die übrigens in dem stilistischen Gebrauch der Wendung *la fleur de sa puberté* durch Nicéforo nochmals durchschimmert. Ähnlich schreibt Krauß VIII, 140 über den Brauch in Nicastro (Kalabrien), daß 'das Mädchen nur in dieser Zeit, welche *die aufgeblüte* [sic!] *Blume ihrer Jugend* anzeigt, den grünen Unterrock ablegt, um den scharlachroten anzuziehen, der den Verlobten (Bräuten) und den Ehefrauen gebührt.'

[3] Wohl Umdeutung aus *marca* 'Merkzeichen' (vgl. argotfrz. *marquise* 'Dirne' zu *marque*, dem mittelalterlichen Dirnenabzeichen, worüber zuletzt Danz t, *L'argot de la guerre*, S. 169).

[4] Euphemistisch werden auch 'Blumen' verwendet in der mir aus Schlesien bekannten Redensart *Blümchen pflücken* für 'urinieren': es handelt sich

Wir stehen hier vor der alten Frage, die Schuchardt in die für jeden Linguisten beängstigende Alternative 'Elementarverwandt oder geschichtlich verwandt?' gepreßt hat: der Bedeutungsübergang 'Blüte' > 'Menstruation' ist allenthalben durch die elementare Anschauung gegeben, durch elementares Schamgefühl auf weiten Gebieten nahegelegt — anderseits bietet sich in einer Sprache der Gleichklang *fluor-*, *flor-*. Welchem der beiden Umstände werden wir das romanische **flores* 'Menstruation' zuschreiben? Non liquet et non liquebit.

Nach dem Gesagten kann denn auch frz. *à fleur d'eau*, das übrigens nicht erst seit Rabelais, wie El. Richter angibt, sondern seit dem 14. Jahrhundert (vgl. Littré) belegt ist und dem ein ital. *a fior d'acqua*, span. *á flor de agua*, mall. *a la flor del mon* 'auf Erden', wörtl. 'auf der Erdoberfläche' *Rondayes mallorquines*, zur Seite steht, nur mit Littré als *flos* in der Bedeutung 'superficie' erklärt werden: *à fleur de* wie *à niveau de*. Es ist nicht auffälliger wie ital. *fior di latte*. Vielleicht gehört hierher der bei Froissart belegte Ausdruck *sus fleur de coursier* (God.), wenn er 'auf der Oberfläche des Zelters', nicht 'auf dem besten der Zelter' bedeutet. Fraglich ist, ob frz. *effleurer*, ital. *sfiorare* hier anzuführen ist (zu *fleur, fiore* 'Oberfläche'?): es wird nämlich wahrscheinlich 'entblättern, abstreifen' und dann 'oben hinstreifen' bedeutet haben (vgl. lt. *deflorare*).

Bonn. L. Spitzer.

Altprov. *lieis.*

Die Nebenform *l(i)eis* neben *l(i)ei* im Altprovenzalischen hat bisher eine ausreichende Erklärung nicht gefunden. Das *-s* ist noch nicht befriedigend erklärt, meint z. B. Schultz-Gora, Prov. Elementarb.3, S. 73, § 115.

Feststehen dürfte, daß die *-s*-lose Form die ältere ist. Der Boeci hat sie einmal, V. 253: *qui amor ab lei pren,* die *St. Fides,* V. 162: *fa estar de lei marritz,* dann aber schon V. 444: *Deus li reddet per leis la luz.* Ursprünglich Obliquus, ist *l(i)ei(s)* bald auch Subjektskasus geworden.

Die ältesten Grammatiken kennen die Form *lieis* weder als Nominativ noch als Obliquus. Die Leys dagegen behaupten (II, 224): 'Item havem *liey* o *lieys*. *Lieys* es tostemps del feminin e no ha plural, e deu hom dire en lo nominativ singular *lieys* ab *s* et en los autres cazes *liey* o *lieys*. quar lonc uzatges o regnier empero miels es dig en los oblics *lieys* can vocals se sec e *liey* can consonans se sec.' Tatsächlich kommt *lieis* fast immer für den Subjektskasus vor (doch auch *lei* bei Bern. Martí); aber die Forderung der Toulousaner, *lei* vor Konsonant und *leis* vor Vokal zu gebrauchen, wurde nicht eingehalten.[1]

Im Neuprov. ist *lieis*, ebenso wie *lui*, verschwunden, beide finden sich

---

aber um eine fiktive Beschäftigung, die zur Entschuldigung des Zurückbleibens einer Persönlichkeit angeführt werden mag (wie etwa das geläufige *sich die Hände waschen gehen* für 'auf den Abort gehen'), selbstverständlich hier ebenso spöttisch wie etwa im frz. Kriegsargot *téléphoner à Guillaume* 'aller à la selle' (Dauzat l. c. S. 142). — Die geläufigste deutsche Umschreibung für *Periode*, das nach meiner Beobachtung nur Männer, und *Menstruation*, das nur Ärzte gebrauchen, erwähnt Nicéforo nicht: *Unwohlsein.*

[1] Siehe Wilh. Bohnhardt, Das Personalpron. im Altprov. Marburg 1888 (Ausg. u. Abh. LXXIV), S. 12 u. 28.

nach Chabaneau[1] noch in Texten aus Limoges vom Ende des 15. Jahrhunderts, geraten aber vom Beginn des 16. Jahrhunderts an gänzlich außer Gebrauch.

Daß *l(i)ei* wie rum. *ei*, it. *lei* einem *illaei* entspricht, das *illui* nachgebildet ist, wird wohl heute von niemand bestritten.

Was aber ist *lieis*? Tobler, der ZRPh III, 159 *lei, lici* aus *illaec* erklärte, sah in *lieis*: *illaece*. Da aber *illaec* als Etymon nicht mehr in Frage kommt, fällt auch *illaece* von selbst.

Die ältere Annahme, es handle sich um *illae* + *ipsu*, hat in Ascoli, AGI XV, 314 u. 396—97 einen Verteidiger gefunden. Und diese Annahme stützt sich vor allem auch darauf, daß *lei(s)* auch mit geschlossenem *e* bindet;[2] doch sind solche Reime mit *ei* selten.[3]

Und müßte es nicht auffallen, daß eine solche Verbindung *illae* + *ipsu* nur im Provenzalischen auftritt, und noch dazu als unzweifelhaft jüngere Form?[4] Auch würde es merkwürdig sein, daß nirgend ein *illui* + *ipsu* daneben auftritt.

A. Thomas endlich erklärt Ro XII, 332 *lieis* aus dem Genitiv *illaeius*, der ein Seitenstück zu dem Gen. masc. *illius* wäre. Aber wieder wird man fragen: Weshalb kommt dieses *illaeius* (gegen das ja an sich nichts einzuwenden wäre, um so weniger, als es inschriftlich belegt ist) nur hier vor, noch dazu als jüngere Form, warum gibt es keine entsprechende Maskulinform, endlich, wie schon Meyer-Lübke, Rom. Gr. II, S. 95 einwendete: 'was soll ein Genitiv auf einem Gebiete, das den Dativ kaum kennt?'

Da es sich um eine ausschließliche Form der provenzalischen Dichtersprache handelt und da dieser mit lautlichen Mitteln nicht beizukommen ist, da endlich, was von größter Wichtigkeit ist, dem *lieis* kein **luis* entspricht, wird man versuchen müssen, die Form aus dem Provenzalischen selbst heraus zu erklären.

Das Pronomen bezieht sich in erster Linie und an unzähligen Stellen auf die angebetete Dame, den hauptsächlichsten Gegenstand, um den sich die ganze altprovenzalische Kunstlyrik dreht, und zwar dann, wenn von der Dame in der dritten Person die Rede ist. Wendet sich der Dichter an die Geliebte selbst, so gebraucht er, zumal es meist eine über ihm stehende Dame ist, fast ausnahmslos das ehrerbietige *vos*.[5] Ist es also nicht naheliegend, die Form *lieis* als eine Kreuzung der beiden Pronomina für die Geliebte *lei* × *vos* anzusehen? Mag diese Erklärung auch nicht tatsächlich beweisbar sein, so hat sie doch das eine für sich, daß sie die nur provenzalische Form mit den Mitteln des Provenzalischen deutet, daß sie begreiflich macht, weshalb neben *lieis* kein **luis* steht, daß sie eine Form der Kunstsprache aus den kulturellen Voraussetzungen dieser erklärt.

Charlottenburg. M. L. Wagner.

[1] Chabaneau, Gramm. limousine. Paris 1876. S. 178 u. Anm. 4.

[2] P. Lienig, Die Grammatik der prov. Leys d'amors, verglichen mit der Sprache der Troubadors, S. 43; Stengel, Die beiden ältesten prov. Grammatiken, S. 116.

[3] Lienig, a. a. O.; Crescini, Manuale2, S. 100, Anm. 1.

[4] Appel, Prov. Lautlehre (Leipzig 1918), § 54, scheint die alte Erklärung noch aufrechtzuerhalten, da er von *lieis* in dem Kapitel 'Ursprüngliche Doppelkonsonanz im provenzalischen Auslaut' spricht.

[5] Bohnhardt, a. a. O., S. 99.

Lat. *fundibulum* > **funibulum* und *intestinae* > *istentinae*.

Im REW 3583 führt Meyer-Lübke als romanische Abkommen von lat. *fundibulum* 'Trichter' an: prov. *(en)fonilh*, span. *fonil*, pg. *funil*, und fügt hinzu: '*-nd-* zu *-n-* ist als Katalanismus oder als Gaskognismus erklärbar, Ausgangspunkt also etwa Bordeaux, wozu auch die Verbreitung in den nprov. Mundarten paßt.'

Auffallend ist aber doch, daß die Form mit *-n-* so weit verbreitet ist, die ganze Pyrenäenhalbinsel bedeckt (aus dem Romanischen auch bask. *unila*, Diez, Wtb. 451) und daß dieselbe Form auch im Norden auftaucht. Denn mittelengl. *fonel*, das im Oxford Dictionary für das 15. Jahrhundert belegt wird (> ne. *funnel*) und breton. *founil* setzen doch wohl ein afrz. *fo(u)nil* voraus, wie schon Diez annahm.[1] Ist es wahrscheinlich, daß eine von Bordeaux ausgehende Dialektform sich die ganze Westromania erobert hat, ohne daß von der *-nd-*Form auch nur irgendwo Spuren geblieben wären?

Mir scheint es, daß eine schon für das Vulgärlatein anzusetzende Beeinflussung durch das entsprechende griechische Wort *χοιρίον* (ngr. *χοιρί*) vorzuziehen ist, die um so unbedenklicher ist, als griechisch-lateinische 'Wortehen' (um mich eines einst von Schuchardt geprägten Ausdruckes zu bedienen) nichts Seltenes sind. Man denke an einen so merkwürdigen Fall wie *συκωτόν* — *ficatum*.

Auch in der metathetischen Form *(i)stentinae* für *intestinae*, die reichlich belegt ist (Heraeus, Sprache des Petron. S. 41; Ahlquist, Stud. z. Mulomedicina Chironis S. 115, Anm. 1; Meyer-Lübke in Gröbers Grdr. I², S. 477, § 44) und im Südital. und Sardischen sowie im Altspanischen und in Tirol sich fortsetzt, sehe ich den Einfluß des gleichbedeutenden griech. *ἔντερα*. Für Meyer-Lübke, RG I, S. 483, § 582 war die Umstellung 'dunkel'. Dunkle Umstellungen, bei denen weder bestimmte lautliche Vertauschungen noch Einfluß von Suffixen in Frage kommen, sind aber meist solche, bei denen ein anderes Wort sich eingemischt und die Umstellung begünstigt hat, vgl. M.-L., a. a. O. § 583.

Zu beachten ist auch, daß es sich bei all den erwähnten Wörtern um Küchenausdrücke handelt; und daß auf diesem Gebiete der griechische Einfluß besonders stark war, ist bekannt.

Charlottenburg. M. L. Wagner.

Sobre el castellano *enhiesto*.

Como es sabido, la etimología *fastigium*, propuesta por Diez, Etym. Wört. 451, para las formas ibéricas y para el francés *faïste*[2] > *faite*, no ha tenido fortuna, y parece definitivamente aceptado como base de todas las formas francesas y españolas el alemán *first* 'altura'. Realmente ella parece asegurada por formas con *r*, como el antiguo francés *freste* y el provenzal *frest*.[3] Pero la cuestión no es saber si la voz germánica dió origen a algunas formas, sino si todas las formas románicas proceden de ella, o bien al lado

[1] Leider umfaßt die Karte *entonnoir* des AL nur den Süden.

[2] Ich kenne nur *fest* (*faist*), *feste*, s. Godefroy III, 710a, 710c, IX, 613c und REW. Nr. 3321. (Sch.-G.)

[3] Ein prov. *frest* ist recht problematisch, s. Levy, S.-W. III, 599. (Sch.-G.)

de los derivados germánicos subsisten formas de un origen latino. Desde luego no es imposible que un diptongo *ie* castellano se produzca de *i* original por influencia de etimología popular, como en *spiculu esplego espliego*, aunque este trato por ser anormal es indicio desfavorable para el origen germánico: *first* pudo dar en castellano **fest-o*, con reducción normal de *rs* > *s*, *y enfiesto* por atracción material de *fiesta*. Pero las formas de la península ibérica parecen referirse a una composición primitiva con *in*, y deben referirse a una forma adjetiva. En efecto los casos raros de *fiesto* se contienen en la frase *en fiesto*, que puede ser un análisis coincidente, como en el vulgar *mujer en cinta* 'embarazada' por *encinta incincta*. La misma forma sustantiva *enfesta* 'altura, cima' del portugués, debe tener un origen adjetivo, que se conserva en el aragonés, *monte enfiesto* 'alto, elevado' (Huesca). En los más antiguos textos españoles se nos descubre como base la forma *enfiesto* de valor adjetivo, por 'erguido, derecho': 'E quando [el Rey] se yrguiesse no dene pararse mucho *enfiesto* nin acorvado' *Partidas*, 11, 5, 4; 'Otro si que anden apuestamente, non muy *enfiestos* nin otrosi corvos' 11, 7, 8. El moderno castellano *enhiesto* y el leonés *enjiesto* conservan fielmente esta significación. El verbo *enhestar* castellano, como el salmantino *enjiestar* (Gabriel y Galán, *Extremeñas*, pág. 46) son formaciones a base de los adjetivos citados. Si, como parece, estos son el tipo primitivo, no sería absurdo admitir que pudiesen referirse a una base *infestu*. Es cierto que no hay pruebas seguras de un latín *infestu* que ofrezca la significación de 'levantado, erguido', pero la existencia de *fastus* y *fastigium* no haría absurda tal suposición. Aunque admitiésemos el distinto origen *bhrs* y *dhrs* de *fastgium* e *infestus* (Walde, *Lat. Wört.* s. v.), aún sería preciso aclarar oscuras relaciones, y ver si en las significaciones de *infestus* que nos descubren frases como *infestis pilis*, *infestis signis*, no hay, además de la idea de 'enemigo, hostil' otras ideas que pudieran ser la base del español *enfiesto enhiesto*, frecuentemente aplicado como en las frases latinas a armas, banderas, etc. 'erguidas, enarboladas, enhiestas'.

Zaragoza. Vicente García de Diego.

Berichtigung.

S. 109 Artikel *ghjamberluccu* Z. 3 lies disgiungerlo statt disgiungesto; Z. 6 l. *mammalucco* st. *mammalucca*; Anm. 1 Z. 2 l. *giammirgu* st. *giamonirgk*; S. 110 Z. 20 v. o. l. *jamuti* st. *jamuti*; Z. 22 v. o. l. G. Meyer st. H. Steyer; S. 234 Z. 12 v. o. l. Frommans Zeitschr. st. Frommann, *Zeitschr.*; Anm. 1 Z. 3 l. Meyer st. Müller.

Bonn. Leo Spitzer.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Jones, Daniel, An outline of English phonetics. Leipzig, Teubner (1908; the greater part was in print in July 1914). XII, 221 S. M. 10.

Das Buch will hauptsächlich einem praktischen Zwecke dienen, nämlich der Verhütung von Fehlern, die Ausländer zu machen pflegen, wenn sie Englisch sprechen. Bescheiden nennt es sich 'outline'. Tatsächlich ist es die vollständigste Anleitung zu genauer ne. Aussprache, die wir zurzeit besitzen, und vielfach fördert es zugleich die allgemeine Lautphysiologie sowie die anglistische Sprachgeschichte.

Als *standard* schwebt dem Verfasser die Aussprache vor, die man in den großen südenglischen Staatsinternaten hört. Und zwar unterscheidet er dabei zwischen Rezitation, Konversation und vertraulicher (familiar) Rede: erstere ist zu stattlich, letztere zu flüchtig; nur höfliche Umgangsrede soll gelehrt werden. All das ist einwandfrei. Es kommt dabei zum Ausdruck, was Oxford und Cambridge, Eton, Harrow und andere Schulen für die Spracheinigung der gebildeten Engländer in London vorgearbeitet haben. Die Bühne befleißt sich einer deutlicheren *elocution*, z. B. beim *r*; die Kanzel läßt sich Zeit zu viel mehr Wort- und Satzakzenten, wovon auf S. 96 f. eine Reihe Proben gegeben wird; bei rascher, formloser Verständigung aber fallen viele Vokale unter den Tisch, so daß von einem Satz wie *Won't you have another cup of tea* oft nicht mehr übrigbleibt als einige Geräusche, das Wörtchen *tea* und ein Frageton. Zu solch extremer Lautgestaltung rhetorischer oder unvollkommener Art mag der Nichtengländer allmählich durch den Gebrauch vordringen, denn ihre Grenzen sind subjektiv; aber die Mittelstufe bleibt naturgemäß die Hauptsache.

Indem sich Jones anschickt, die Hervorbringung der Laute zu beschreiben, geht er mit Recht wesentlich von Sweet aus. Fast zu sehr hält er sich an dessen allgemeine Zungendirektive *front, back, high, low* usw., die doch erst vom geübten Phonetiker frei getroffen werden und nur bei extremen Stellungen, aber nicht bei *mid* u. dgl., Klarheit geben. Soweit meine Erfahrung reicht, geht man praktischer vom nächstverwandten Laut kontinentaler Art aus, z. B. für *ɔ:* von *o:*, für den Vokal in *come* von dem in deutsch *kamm* oder franz. *femme, (ma)dame*, um dann möglichst einfach zur Produktionsweise des englischen Lautes überzuleiten; also von *so* zu *saw*, indem man die Zungenwurzel senken läßt, von *kamm* zu *come*, indem man eine leise Aufkrümmung des Zungenrückens verlangt. Dagegen lehrt Jones *ɔ:* in folgender gewiß viel umständlicherer Weise: 'The tongue is low down in the mouth and very slightly raised at the back, but not so high as the half open position ...; the lips are rounded so as to leave only a small opening ...; the soft palate is raised; the lip of the tongue is generally, though not necessarily, slightly retracted from the lower teeth; the lower jaw is lowered very considerably' (S. 82). Ich fürchte, trotz so vieler Worte wird ein deutscher Schüler da meist nur zu einem Mittelding zwischen *a:* und *ɔ:* gelangen, wie man es besonders in hannoverischen und bayrischen Dialekten hört. Jones hört ja gern auf einen vernünftigen Wunsch. — In manchen Dingen aber ist Jones auch über Sweet hinausgegangen. Statt Sweets *narrow* und *wide* gebraucht er *tense* und *lax*, was mir ein Fortschritt scheint. Für *ij* transkribiert er nach Passy *i:*, für *uw* entsprechend *u:*, indem er gegenüber der kontinentalen Gepflogenheit, diese Laute straff zu sprechen, schlaffe Vokalbildung einschärft; dann müßte freilich wenigstens bei *ɔ:* die stark abweichende Straffbildung des Engländers hervorgehoben werden. Bei *l(l)* vor Geräuschlaut oder im Auslaut fordert

Jones nicht Rückbewegung der Zungenspitze, sondern deren Anlegung an die Zahnschneiden verbunden mit einem *u*-Laut — Sweet sagte *a grunting sound*; ich werde fortan Jones folgen. Bei *w* schreibt Jones vor: *rounding and pushing forward the lips* und *raising the back of the tongue in the direction of the soft palate* (S. 64); da bleibe ich lieber bei Sweets Anweisung: '*u* mit Zurückziehung der Zungenwurzel'. Im übrigen weiß ich wohl, daß wir beide so ziemlich im Dunkeln tappen, bis uns einmal eine verbesserte Zungenphotographie deutliche Maße schafft.

Es ist dankenswert, daß Jones seine Vorschriften nicht bloß durch viele Photographien von Lippenstellungen erläutert, sondern auch durch solche von Palatogrammen. Experiment und Dokument gehören zum Hausrat gesunder Phonetik. Einen weiteren, sehr einfachen und lehrreichen Versuch möchte ich dazu vorschlagen, um *p* gegenüber *b*, *t* gegenüber *d* zu verdeutlichen. Tenuis und Media stehen einander nicht bloß als stimmlos und stimmhaft gegenüber (S. 25, 28), sondern bekanntlich auch dadurch, daß die Tenuis — selbst wenn sie nicht aspiriert ist — einen intensiven Luftdruck voraussetzt, die Media einen schwachen. Veranschaulichung: Glasröhrchen, aufgesetzt auf dünnen Gummischlauch, lotrecht gestellt und mit farbiger Flüssigkeit, z. B. tintigem Wasser, gefüllt; das andere Ende des Gummischlauches zwischen die Lippen (bei p, b) oder zwischen Zungenspitze und Vordergaumen (bei t, d) gesteckt; dann veranlassen *p* und *t* einen starken Ausschlag der Wassersäule in der Glasröhre, *b* und *d* einen ganz unbedeutenden. Besonders wichtig für 'genigliche Sachsen', deren Tenues meist sehr zaghaft sind.

Die allgemeine Lautphysiologie wird vielleicht am meisten auf einem Gebiete gefördert, für das bereits Jespersen ('Handb. d. Phon.'[2] 1912, S. 169 ff.: Assimilationen) viel gesammelt hat, nämlich durch die Darlegungen über Angleichung zusammenstoßender Laute. Die Gleitelaute, zu deren Kenntnis die Studien Scriptures über Grammophonkurven und Gutzmanns Beobachtungsmethoden vieles beitragen konnten, sind weniger beachtet. Die englische Sprachgeschichte gewinnt durch die Zusammenstellung der *o*-Wörter mit *u*-Aussprache wie *come* (S. 84 f. — ich weiß sie nirgends so vollständig aufgezählt), durch die reiche Materialsammlung über die Akzentlage bei zwei- und mehrsilbigen Fremdwörtern (S. 112 ff.) und namentlich durch das Kapitel über die Wörter mit zwei gleichen Akzenten, das mir, zusammen mit Jespersens Darlegungen (S. 220 ff.), für diese Frage grundlegend scheint. Nachtrag: man sagt immer *Oxford Street* mit nur einem Akzent auf dem ersten Wort, aber *Oxford Circus*, *Oxford Terrace* u. dgl. mit Hauptakzent auf beiden Wörtern. Bei 'Rhytmus' (S. 123 ff.) stellt sich die große Abneigung des Engländers heraus, zwei haupttonige Silben oder Wörter aufeinander folgen zu lassen: daher heißt es z. B. (*the ˌfellow is*) *goód for nóthing*, aber (*he is a*) *goód for nòthing fèllow*; auch *Ùpper Òxford Tèrrace*, *shórt-sighted mán* u. dgl. Für Satzmelodie, 'intonation', ist Jones ebenfalls sehr freigebig; viel mehr als Storm in 'English philology'[2] war; es wundert mich, daß bei diesem Material, das mit dem bloßen Ohr doch schwer abzuschätzen ist, die — allerdings unvollendeten — Forschungen von W. Effenberger (1908) unverwendet blieben.

Künftige Phonetiker werden sich auch mit der akustisch auskalkulierten Vokalhervorbringungsmaschine von Stumpf (Berliner Akad. d. Wiss. 1918) auseinanderzusetzen haben. Es ist dies der erste Apparat, von dem ich wirkliches *i*, *e*, *a* usw. gehört habe.

Die Leistung von Jones verdient aufmerksames Studium und weite Verbreitung. Je mehr der Leser bereits vom Englischen weiß, desto mehr wird sie ihm sagen.

Berlin. A. Brandl.

Anton Marty, Gesammelte Schriften, herausgegeben von Josef Eisenmeier, Alfred Kastil, Oskar Kraus. 1. Band, 1. Abteilung. Mit einem Lebensabriß und einem Bildnis. Halle a. d. S., Niemeyer, 1916. IX, 329 S. — 1. Band, 2. Abteilung. Schriften zur genetischen Sprachphilosophie. 1916. IX, 329 S. — 2. Band, 1. Abteilung. Schriften zur deskriptiven Psychologie und Sprachphilosophie. 1918. XXI, 364 S.

Ist eine Betrachtung des Gedankens, unabhängig von seinem sprachlichen Ausdruck, möglich? Marty beantwortet die Frage in bejahendem Sinne. Nach ihm gibt es ein Denken des Begriffsinhaltes vor und neben dem symbolischen Denken, dem Denken des stellvertretenden Zeichens. Diese Stellungnahme grenzt die Gebiete der Logik und der Grammatik deutlicher ab, als es bis jetzt geschehen ist, und gibt auch dem Philologen zu denken, der lernen muß, sein eigenes Gebiet der Ausdruckslehre von dem Gebiet der Urteilslehre zu trennen und der, wenn er diese Trennung scharf durchgeführt hat, manchen Erscheinungen des Sprachlebens gerechter werden wird. Verschiedene Form bedeutet noch lange nicht verschiedenes Denken. Martys Schriften gehen mit besonderer Vorliebe derartigen Fragen nach, und so wird auch der Philologe die Herausgabe seiner Gesammelten Schriften mit Freuden begrüßen.

Die erste Abteilung des ersten Bandes enthält ein Verzeichnis der von Marty veröffentlichten Schriften in zeitlicher Reihenfolge — es sind deren 29 —, von denen neun in dieser Abteilung abgedruckt werden, die aber für uns weniger Interesse[1] haben. Vorausgeschickt wird von Oskar Kraus eine lebensgeschichtliche Einleitung, die uns in liebevoller Weise ein Bild dieses mutigen, scharfsinnigen Denkers entwirft, der als Mensch so aufrichtig und so schlicht war und der sein körperliches Leiden und seine schwermütige Veranlagung in harter wissenschaftlicher Arbeit zu überwinden suchte. Einen eigenartigen Lebensweg ist er gegangen. Geboren 1847 in dem trauten Städtchen Schwyz, in der Stiftsschule zu Einsiedeln erzogen, am Seminar in Mainz weiter ausgebildet, empfing er die Priesterweihe, las im Herbst 1870 zum erstenmal die Messe und wirkte zu gleicher Zeit am Schwyzer Lyzeum als Professor der Philosophie; denn schon früh hatte er sich mit Philosophie beschäftigt und sich von dem Priester-Professor Brentano in Würzburg angezogen gefühlt, der ausschlaggebend auf ihn wirken sollte. Als Brentano 1873 seine Professur niederlegte, weil er aufhörte, gläubiger Katholik zu sein, wurde Marty tief erschüttert, und derselbe Wandel vollzog sich auch in ihm. Er promoviert in Göttingen, 1875 ist er schon Professor in Czernowitz, 1880 erfolgt seine Berufung nach Prag, wo er bis zu seinem Tode 1914 lebte. Wien war ihm versagt; seine Berufung dorthin scheiterte an seiner Vergangenheit. Seine Heimat, an der er, wie jeder Schweizer, mit aller Liebe hing, hatte er schon viele, viele Jahre nicht mehr gesehen.

In gedrängter Form gibt uns Kraus eine meisterhaft klare Übersicht der Werke und Schriften Martys.

Die zweite Abteilung des ersten Bandes enthält als Nr. X die 304 Seiten umfassende Abhandlung: 'Über Sprachreflex, Nati-

[1] Die drei polemischen Artikel über den Farbensinn (Nr. VII—IX) setzen Bekanntschaft mit seinem Buche 'Die Frage nach der geschichtlichen Entwicklung des Farbensinnes' (Wien 1877) voraus. Es schneidet ein Problem an, das den Literarhistoriker interessiert. Waren die Zeitgenossen des Homer blau- oder grünblind, weil Homer dieselben Worte für diese zwei verschiedenen Farben brauchte?

vismus und absichtliche Sprachbildung' (1884). Hier rollt er noch einmal die ganze Frage auf, die er in seinem Buche über den 'Ursprung der Sprache' 1875 schon behandelt hatte. Er wandte sich gegen die von ihm so benannte nativistische Theorie des Sprachursprungs. W. v. Humboldt hatte die Sprache als eine unbewußte Emanation des Geistes erklärt. Steinthal, Lazarus, M. Müller und Wundt brachten die Sprache unter die Gattung der Reflexbewegungen. Marty schloß sich den Empirikern wie Bleek, Whytney, Tylor, Geiger und Madvig an, die die Sprache aus dem Trieb und Verlangen nach Mitteilung erklärten, obschon er sich vor allem in der Methode von ihnen unterschied. Absichtliche, aber planlose Bildung schuf aus nachahmenden Bezeichnungsmitteln den großen Bau der Sprache. Die Zeichen wählte man sich nach dem Prinzip der Ähnlichkeit oder der Assoziation, wobei die Assoziationsvorstellung eine Hilfsvorstellung war, die auf die eigentliche Bedeutung hinweisen sollte; sie war selbst nur ein Zeichen, das Etymon oder, wie es Humboldt genannt hatte, die innere Sprachform. ('Wau-wau' weckt die Vorstellung des Bellens, die aber dazu dienen soll, die Vorstellung des Hundes zu bezeichnen. Das Bellen ist das Etymon, die innere Form.)

Das Problem der inneren Form hat Marty immer wieder beschäftigt, und es spielt in seiner Abhandlung über die subjektlosen Sätze, auf die wir nachher eingehen wollen, eine große Rolle. Auch sein großes Hauptwerk 'Untersuchungen zur Grundlegung der allgemeinen Grammatik und Sprachphilosophie' Band I (Halle 1908) befaßt sich eingehend mit der inneren Sprachform. Dieses große Werk, das sich die neuere Philologie bereits zunutze gemacht hat, wendet sich der wichtigen Aufgabe einer deskriptiven Semasiologie zu, wo bei der Spaltung von Stoff und Form die sprachliche Form als äußere und innere Sprachform und die letztere wiederum als figürliche und konstruktive unterschieden wird.

Die lange Abhandlung über Nativismus usw. setzt sich mit Wundt und auch mit dem bekannten Buche Pauls, 'Prinzipien der Sprachgeschichte', auseinander.

Die erste Abteilung des zweiten Bandes bringt als Nr. XIII die Abhandlung 'Über subjektlose Sätze und das Verhältnis der Grammatik zur Logik und Psychologie' (erster bis dritter Artikel 1884, vierter bis siebenter Artikel 1894—1895) und als Nr. XIV den Aufsatz 'Über die Scheidung von grammatischem, logischem und psychologischem Subjekt resp. Prädikat'.

Diese letzte Abhandlung schlägt vor, statt von einem grammatischen von einem scheinbaren Subjekt zu reden — denn der Ausdruck 'grammatisches Subjekt resp. Prädikat' beruht auf einer Übertragung der Bezeichnung der Teilgedanken eines Doppelurteils, die man Subjekt und Prädikat nennt, auf den sprachlichen Ausdruck. Marty untersucht die Fälle, die scheinbare Subjekte und Prädikate aufweisen. (Wunschsätze z. B. haben nicht Subjekt und Prädikat, weil sie Gemütstätigkeiten, nicht Urteile ausdrücken; ebenso erwecken Existentialsätze bloß den Anschein, Subjekt und Prädikat zu haben.) Er deckt uns aber auch Fälle auf, wo Subjekt und Prädikat tatsächlich gegeben werden, wo das eine oder andere dieser Gedankenelemente oder beide nicht durch diejenigen sprachlichen Ausdrücke repräsentiert sind, welche durch ihre übliche Form und Syntaxe dies prätendieren. Eine Diskrepanz also zwischen dem, was der Bedeutung nach Subjekt und Prädikat ist, und dem, was der üblichen sprachlichen Bezeichnung nach diesen Schein erweckt. In 'Alle Bäume meines Gartens sind fruchtbar' (d. h. 'alle A sind B') ist der Prädikatsbegriff 'un fruchtbar', d. h. etwas anderes als das Prädikatszeichen uns vortäuscht, etwas Negatives, nämlich 'nicht-B', da 'alle' eine doppelte Negation in sich schließt, wovon die erste zur Kopula, die zweite zum Prädikatsbegriff gehört, d. h. die Ausnahme wird geleugnet: Es gibt in meinem Garten Bäume;

unter ihnen ist nicht ein unfruchtbarer. Das 'fruchtbar' erweckt eine Hilfsvorstellung, von der man zum eigentlichen Prädikat 'unfruchtbar' übergeht.

Um es dem Leser zu ermöglichen, sich in Martys Gedankengänge einzufühlen, sei es gestattet, die Hauptpunkte seiner Abhandlung über die subjektlosen Sätze wiederzugeben.

Ausgangspunkt dieser langen Untersuchung war Miklosich, 'Die Verba impersonalia im Slawischen', K. Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse, Bd. XIV, 199—244 (1865), und 'Subjektlose Sätze', Wien 1883. Marty durchgeht alle bisherigen Erklärungen der Impersonalia und zeigt, wie man vergeblich versucht hat, dem 'Es' ein Subjekt einzuverleiben. Den Ausweg, solche Es-Sätze als Existentialsätze aufzufassen, wobei das Prädikat der Existenz und das Subjekt dem Nomen des Verbes gleichkommt — 'es sommert' gleich 'Sommer ist' —, verwirft er, da der Existenzbegriff nicht ursprünglich ist, sondern aus der Betrachtung des Urteils abstrahiert ist. Auch der Ausweg 'unvollständiges Urteil' hilft nicht. Marty tut nun den Schritt, daß er Sätze zugibt, die keine Zusammensetzung von Begriffen aussprechen und doch Ausdruck eines Urteils sind. Dies ruft einer neuen Definition des Urteils. Ein Urteil ist Anerkennung oder Verwerfung eines vorgestellten Inhalts. In kategorischen Aussagen (A ist B) wie in existentialen (A ist) wird durch 'ist' der Gegenstand anerkannt, durch 'ist nicht' verworfen, und zwar beim Existentialsatz explicite, beim kategorischen Satze implicite (dadurch daß ich in A ist B dem A etwas zuerkenne, anerkenne ich implicite auch das A). Die Unterscheidung von Subjekt und Prädikat (A B) ist nicht etwas dem Urteil Wesentliches. Notwendige Bestandteile für jede Aussage sind nur: ein Name, welcher eine gewisse Vorstellung erweckt, und ein Zeichen, welches das Vorgestellte als anzuerkennend oder verwerfend kundgibt (A ist). Diese Definition umfaßt die existentiale und die kategorische Formel. Weil aber die kategorische Redeweise bei uns überwiegt, hat man behauptet, jedes Urteil verbinde zwei Begriffe als Subjekt und Prädikat. Wenn also beim Impersonale 'Es regnet' kein Subjekt nachgewiesen ist, so hindert das nicht, daß es ein wahrhaftes Urteil ist. Eine nicht in Subjekt und Prädikat gegliederte Materie wird anerkannt.

Es gibt kategorische Aussagen, die nur scheinbar Subjekt und Prädikat enthalten. Dieser Schein ist Sache des sprachlichen Ausdrucks. Aus wahrhaft kategorischen entstanden scheinbar kategorische Aussagen.

Alles, was in kategorischer Form ausgesprochen wird, läßt auch eine einfachere Form des Ausdrucks zu, die existentiale, wo kein eigentliches Subjekt und Prädikat vorliegt. 'Jeder Schuldige ist unglücklich' = 'Es gibt keinen nicht unglücklichen Schuldigen'. Nun ist aber der Unterschied zwischen der kategorischen und der entsprechenden existentialen Ausdrucksformel nicht nur lautlich äußerlich, sondern auch innerlich. Woher kommt nun dieser innere Unterschied? Hier wirken gewisse begleitende, dem ästhetischen Vergnügen oder dem weiteren Verständnis dienende Nebenvorstellungen, die zu der die Bedeutung des Namens ausmachenden hinzutreten, die W. v. Humboldt als die innere Sprachform bezeichnet hat. Sie dient als Assoziationsband zwischen dem äußerlich wahrnehmbaren Zeichen und seiner Bedeutung, seinem psychischen Inhalt, der im Hörer herbeigeführt werden soll. Sie ist ein Hilfsmittel, das den Begriff des psychischen Zustandes, der die Bedeutung des Namens bildet, erwecken soll, ohne die Bedeutung selber zu sein, eine Mitbedeutung im weitesten Sinne des Wortes — also nicht nur eine Metapher, sondern ebenso eine sprachliche Form oder Anordnung, in ihrer Funktion ähnliche Zwecke wie die Metapher verfolgend. Es kann also in 'es regnet' als 'innere Form' die

Vorstellung eines tätigen Subjekts nebenher gehen. Die 'innere Form' faßt hier anders auf als die Logik. Deshalb hat es seine guten Gründe, warum man einfache An- und Aberkennungen nicht bloß im einfachen Existentialsatz, sondern auch in der kategorischen Formel ausdrückt.

Diese kategorische oder zweigliedrige Aussageform ist entstanden als angemessener Ausdruck für Doppelurteile. Ein solches liegt z. B. vor in: Diese Blume ist blau. Schon durch 'diese Blume' ist die Anerkennung eines Gegenstandes gegeben. Das erste Urteil liegt hier vor. Auf seiner Basis ist eine zweite Anerkennung gebaut, welche ohne die erste nicht denkbar wäre. Dieses zusammengesetzte Urteil läßt die Unterscheidung eines subjektischen und eines prädizierenden Teiles oder Teilurteils zu. Es liegen nicht zwei Begriffe, sondern zwei Urteile vor, wobei allerdings das zweite das erste involviert. Ein solches Doppelurteil kann nicht durch eine Formel wiedergegeben werden, die einem einfachen Urteil entspricht. 'Diese Blume ist blau' ist nicht: 'es existiert eine blaue Blume'. Der zweite Satz enthält ein zusammengesetztes Begriffsgebilde (blaue Blume), das erst sekundär in Reflexion auf das Urteil des ersten Satzes gebildet wurde. (Doppelurteile liegen immer vor bei Personal- und Demonstrativpronomen als Subjekt — auch bei Städtenamen: Prag = das Prag genannte.) Statt zweier affirmativer Urteile können auch eine Anerkennung und eine Verwerfung miteinaider verbunden sein: Alle Apostel sind Juden = Keiner der Apostel ist ein Nichtjude, d. h. Es gibt Apostel. Unter ihnen ist keiner ein Nichtjude ('Alle' involviert eine doppelte Negation, s. oben).

Die zusammengesetzte Natur der Gegenstände brachte den Menschen auf das Doppelurteil. Sobald er an einem Gegenstand irgendeinen neuen Teil entdeckt, bildet er ein Doppelurteil. Dazu liegt für ihn häufiger ein Anlaß vor als zum bloßen Anerkennen und Verwerfen. Dieser Anlaß tritt ein, sobald er einen Gegenstand analysiert, d. h. die Teile auf das Ganze bezieht. Hat er auf Grund solcher Doppelurteile prädikative Urteilssynthesen gewonnen, so reflektiert er auf sie und gelangt zu Vorstellungssynthesen. 'Dieses Rote ist rund' (Doppelurteil), woraus wird: 'Rundes-Rotes' (Vorstellungssynthese).

Bei der erdrückenden Häufigkeit der Doppelurteile gewann der für sie ausgebildete sprachliche Ausdruck, die kategorische Formel, das Übergewicht über jede andere Form der Urteilsäußerung und wurde zum eigentlichen Typus unserer Aussagen.

Man hat schon oft die Idee von Ding und inhärierender Eigenschaft als Wesen der kategorischen Aussageformel hingestellt. Dies beruhte aber auf einer Überschätzung oder falschen Einschätzung einer oft nebenherlaufenden Bedeutung — eben der inneren Form —, die fälschlich als Kern der Aussage betrachtet wurde. Die nackte Formel A ist B hat natürlich keine innere Form, und die Gefahr, in ihr eine Nebenbedeutung neben der Hauptbedeutung zu sehen, ist nicht vorhanden. Bei keinem Menschen könnte hier die Vorstellung der Inhärenz aufkommen. Hier wird einfach dem A zuerkannt. Anders steht es mit dem bedeutungsvollen Satz: 'Röte ist eine Farbe'. Hier inhäriert 'Röte' den Begriff 'Farbe'.

Man kann daher sagen: Als innere Form haftet die Dingvorstellung und die Vorstellung einer ihr anhaftenden Eigenschaft, Tuns oder Leidens unseren kategorischen Sätzen an, während sie das kategorische Urteil als solches nicht notwendig angeht. Am liebsten nehmen wir denjenigen Begriff ins Subjekt auf, der ein Ganzes auffaßt, und machen eine neu erfaßte, bisher unbekannte Bestimmung zum Inhalt seines Prädikats. Nun überwiegt gewöhnlich das Verhältnis von Ding und Eigenschaft derart, daß für uns das Ding, die Substanz, meistens als Subjekt,

das Akzidens als Prädikat auftritt. Der Subjektsname rückt deshalb das von ihm bezeichnete jedesmal unter das sprachliche Bild einer Substanz.

Ebenso wird die Eigenschaft im weitesten Sinne des Wortes zum Typus des Prädikats, vor allen Dingen die Relation des Tuns und Leidens, die wir bei psychischen und unbeseelten Wesen — oft in poetischer Auffassung — wahrzunehmen glauben, wodurch sich für uns die stehende Form von Aktiv und Passiv schuf, so daß das Verbum finitum zum notwendigen Element jedes Prädikats wurde. Die grammatischen Kategorien, die sich das häufige Verhältnis von Ding und inhärierendem Tun und Leiden geschaffen hatte, übertrugen sich irrigerweise auch auf Prädikationen, in denen dieses Verhältnis fehlte, und was dort logisch geforderte richtige Vorstellung war, sank hier zur inneren Sprachform herab — die Erinnerung an Ding und Eigenschaft verblieb, so daß der Grammatiker hinter jedem Subjekts- und Prädikatsverhältnis das reale Verhältnis von Substanz und Inhärenz witterte, während dies Verhältnis nur symbolisch bestand.

Ähnlich ist auch das Prädiziertwerden selber einer Bestimmung von einer anderen oft nur Bild und nicht Bedeutung gewisser Sätze. Es gibt pseudokategorische Aussagen, die einfache Urteile ausdrücken — sie prädizieren nur bildlich, der inneren Form nach —: 'Alle Dreiecke haben zur Winkelsumme zwei Rechte', was ein einfaches negatives Urteil in scheinbar kategorischer Form ist: 'Es gibt nicht ein Dreieck, das nicht zwei Rechte zur Winkelsumme hätte'. Oder man nehme die folgende einfache Anerkennung: 'Einige Waldbäume sind Koniferen', wodurch bloß die Existenz wirklicher Koniferenwaldbäume anerkannt wird. Der Ausdruck dieser einfachen Urteile ist einem kategorischen Satze täuschend ähnlich, und zwar nicht nur der äußeren, sondern auch der inneren Form nach. Wir haben beim Aussprechen symbolisch oder bildlich die Vorstellung des Prädiziertwerdens einer Bestimmung von einer anderen anerkannten. Zuerkennen und Absprechen war häufiger als einfaches Anerkennen oder Verwerfen, und deshalb wurden auch die Urteile letzterer Art in der Form der ersteren — mit ihrer syntaktischen Gliederung Subjekt-Prädikat — ausgedrückt.

Die Übertragung der kategorischen Syntaxe auf einfache Anerkennung dient in hohem Maße dazu, in angenehmer Weise die Aufmerksamkeit zunächst auf die Substanz zu lenken und von dort auf das Attribut. 'Einige Blumen sind gelb' fordert auf, sich zuerst unter den Blumen umzusehen und darunter gelbe wahrzunehmen. ('Es gibt gelbe Blumen' tut das nicht.) Daher ergibt sich auch so leicht die Täuschung, es sei hier nicht nur äußerlich und innerlich die Form von Subjekt und Prädikat, sondern auch wirkliche Zu- oder Absprechung einer weiteren Bestimmung an etwas bereits Anerkanntes vorhanden.

Bei 'Es regnet' ist die Entfremdung zwischen Aussageform und Bedeutung noch viel weiter gediehen. Hier liegt keine prädikative Vorstellung zugrunde. Der Schein der Kategorie entsteht, indem ein Verbum finitum in der 3. Person Singularis die Täuschung erweckt, als ob es ein pronomisches Subjekt und ein verbales Prädikat involviere, während es bloß den Namen eines Vorganges nebst dem Zeichen der Anerkennung oder Verwerfung involviert (es regnet). Bei 'Gott ist' ruft ein scheinbar bedeutungsvolles Verbum, das in Wahrheit zu einem Zeichen der Anerkennung resp. Verwerfung herabgesunken ist, den Anschein hervor, als ob es als Prädikatsname zu einem Subjekt hinzukomme. Unser 'bin, ist, gewesen' ist wohl aus einem wirklichen Prädikatsbegriff wie Stehen, Sitzen, Wachsen usw. hervorgegangen, dann zur Bedeutung des bloßen Seins im Sinne des Anerkanntwerdenkönnens verblaßt.

Neben die pseudokategorischen Sätze, die thetische (d. h. einfache) Urteile in ungewöhnlicher Form ausdrücken, stellen sich gewisse disjunktive und hypothetische Sätze. 'Entweder gibt es einsichtige Urteile, oder es gibt keine Wissenschaft' — 'Wenn es keine Evidenz gibt, so gibt es keine Wissenschaft'. Hier stehen wir vor einer einfachen Anerkennung[1] resp. Verwerfung[2], und nur in der Materie liegt eine Komplikation vor gegenüber einfachen Urteilen wie 'Es gibt evidente Urteile'. Diese disjunktiven und hypothetischen Sätze — wobei ein Urteil über eine disjunktive Materie stets affirmativ, ein Urteil über eine hypothetische Materie stets negativ ist — haben weder logisches Subjekt noch Prädikat und sind wie die Impersonalien usw. subjektlos.

Einigen wir uns dahin, daß wir sagen: 1. Impersonalien, Existential- und kategoroïde Sätze sind thetische Aussagen mit pseudokategorischer Form — 2. Subjektlose, disjunktive und hypothetische Sätze sind thetische Aussagen mit konjunktionaler Form (d. h. hier ist der anerkennende oder verwerfende Charakter nicht durch den Schein des Zu- und Aberkennens, sondern durch eine eigentümliche Konjunktion der Satzglieder ausgedrückt). Unbeschränkte Anwendung hat der Existentialsatz, der für den Inhalt jedes kategoroïden und impersonalen Satzes, für jedes in einer disjunktiven oder hypothetischen Aussage liegende Urteil den Ausdruck geben kann. Das engste Anwendungsgebiet hat die impersonale Formel, die im Deutschen besonders stark vertreten ist. Sache des Grammatikers ist es, festzustellen, welche Sprache diese, welche andere Sprache die andere Form anwendet.

Was hat der Philologe von diesen sprachphilosophischen Betrachtungen zu lernen? Gewiß sehr vieles, wenn ihm ein voll ausgebautes System der Urteilslehre vorläge. Hier haben wir es mit einem ganzen Werke über die subjektlosen Sätze zu tun. Eine Urteilslehre würde eine ganze Bibliothek umfassen, und aus dieser Bibliothek ließe sich mancherlei herausdestillieren, was für den Sprachforscher Betätigung verheißt. Dabei wird er sich aber nicht auf eine Sprache oder eine Sprachgruppe beschränken dürfen, sondern er wird über den Kreis der europäischen Sprachen hinausgehen müssen, um hier Übereinstimmung, dort Diskrepanz zwischen Urteil und Aussage feststellen zu können. Marty muß das auch tun, um mit ein paar spärlichen Beispielen aufwarten zu können.[3] Er greift zu Mistelis bekanntem Buche 'Typen des Sprachbaues'. Gelegenheit zur Anwendung der Martyschen Ergebnisse hat noch am ehesten der Dialektforscher, der beobachten kann, wie der Trieb nach Mitteilung die Möglichkeiten der 'inneren Sprachform' bewußt, aber planlos ausbeutet. Vorsicht gebieten dem Sprachforscher die Uneinigkeiten unter den Sprachphilosophen. Der eine oder andere Philologe hat schon versucht, sich Wundts Führung anzuvertrauen. Marty aber widerlegt so oft — vielleicht mit Recht — den berühmten Leipziger Psychologen. Wir aber fragen doch: Wo liegt die Wahrheit? Am Ende ist das Beste, was uns Marty hinterlassen hat, seine feine, gesunde Methode. Der Philologe wird sie anwenden, um das Brauchbare sich selber zu schmieden.[4]

z. Z. Basel. Bernhard Fehr.

[1] Sowohl A als B sind.

[2] Die Existenz von A ohne die Existenz von B ist nicht.

[3] Wie oft seufzt man über Martys abstrakten Ausführungen, wo ein einziges Beispiel erlösend wirken würde!

[4] Wie weit Martys sprachphilosophische von der philologischen Erörterung abweicht, zeigt ein Vergleich der Martyschen Abhandlung über die subjektlosen Sätze mit K. Brugmanns lichtvoller Arbeit: 'Der Ursprung des Scheinsubjekts "es" in den germanischen und romanischen

Alice Weil, Die Sprache des Gilles de Chin von Gauthier de Tournay (Laut- und Flexionslehre). Dissertation. Heidelberg 1916. 124 S. 8°.

Das wichtige Buch von Camille Liégeois über 'Gilles de Chin, l'histoire et la légende'[1] hat Fräulein Alice Weil leider nicht gekannt und natürlich auch nicht seine Besprechungen. Infolgedessen ist ihr Urteil über die Verfasser- und die Zeitfrage willkürlich und unsicher. Während Liégeois die 'Histoire de Gilles de Chin' für ein einheitliches Werk hält, nur daß Gautier de Tournay für die Darstellung der Kreuzfahrt des Helden ein älteres und kürzeres Gedicht von Gautier le Cordier benutzte und überarbeitete, haben J. Pirson, Zts. f. frz. Sprache u. Lit. 27 II 40 ff. und ich selbst in diesem Archiv CXIII 447 ff. übereinstimmend, obschon mit verschiedenartigen Gründen, nachzuweisen gesucht, daß nach V. 4903 eine wirkliche Kluft ist und ein neuer Mann eine neue Darstellung beginnt.[2] Noch weiter ist Ernest Langlois, Bibl. de l'École des Chartes LXV (1904) 203 ff. gegangen: nach ihm sind die Verse 4904—5487 von einem Unbekannten interpoliert, die letzten Verse 5488—5543 gehören wieder dem Verfasser der Verse 1—4903;[3] dieser, der eigentliche Dichter, nennt sich selbst V. 5528 und 5538 Gautiers de Tornai, wird aber von dem Interpolator V. 4904 Gautiers li Cordiers genannt und ist somit ein Gautier le Cordier aus Tournay. Die Ansicht des französischen Gelehrten halte ich jetzt für unbedingt richtig. Auch Frl. W. neigt, wie sie in ihrer ziemlich flüchtigen Einleitung[4] gesteht, der Annahme von zwei Teilen und zwei Verfassern zu, zieht aber nicht die selbstverständliche Folgerung, daß sie die beiden bei der Untersuchung der

---

Sprachen' (Berichte über die Verhandlungen der Kgl. sächs. Ges. der Wissenschaften zu Leipzig, phil.-hist. Kl., Bd. 69, Heft 5, 1917).

Es wird von beiden Gelehrten mehrfach das gleiche vorgetragen, aber in zwei ganz verschiedenen Zunftsprachen — verschiedene Form bedeutet noch lange nicht verschiedenes Denken! —, wobei allerdings Brugmanns Idiom uns das verständlichere ist. (Vgl. besonders Brugmann S. 8 und 24—25.) Die Hinzutretung des 'es' bei den Impersonalien — und um eine solche handelt es sich im Germanischen und Romanischen; denn einem 'es regnet' steht im Gotischen noch ein *rigneiþ* (ahd. *regenôt*) gegenüber — entspricht auch nach Brugmann der Befriedigung nicht eines semantischen, sondern eines formal syntaktischen Bedürfnisses (Martys 'innere [syntaktische] Form'!). Das 'es' in 'es regnet' ist — sagt Brugmann — ganz undeïktisch. (Marty sagt: Hier involviert 'es regnet' nicht pronominales Subjekt und Verbalprädikat, sondern bloß den Namen eines Vorgangs nebst dem Zeichen der Anerkennung). — Martys Erkenntnis: 'Verschiedene Form bedeutet noch lange nicht verschiedenes Denken' steht bei Brugmann als hübsches Gegenstück zur Seite: 'Gleiche Form bedeutet noch lange nicht gleiches Denken' mit dem schönen Beispiel: Es brennt: 1. auf der Straße gerufen, mit undeïktischem 'es' (nach Marty: Anerkennung eines Vorgangs in pseudokategorischer Form); 2. im Zimmer gesprochen, im Hinblick auf das Ofenfeuer mit außendeïktischem 'es' (Marty würde sagen: kategorisches oder Doppelurteil und damit sich deckende kategorische Syntaxe).

[1] Université de Louvain. Recueil de travaux publiés par les membres des conférences d'histoire et de philologie, 11e fasc., Louvain-Paris 1903.

[2] Ph. Aug. Becker, Literaturblatt 1904, 109 ff. hat die Grenze anders gezogen, mich aber keineswegs überzeugt.

[3] Langlois meint übrigens S. 208, man müsse auch in Gautiers Anteil mit der Möglichkeit unbedeutender Interpolationen rechnen.

[4] S. 7 verwechselt sie sogar Gröber mit H. Suchier!

Sprache, und wäre es auch nur zur Probe, auseinanderhalten müßte — und sie kann es auch ohne auffallende Widersprüche unterlassen. Der Unterschied ist eben, soweit die Laut- und Formenlehre in Betracht kommt, ganz gering; er zeigt sich aber in der Stilistik und der Reimtechnik wie in der Auffassung und Darstellung. Die Herkunft Gautiers ist durch seinen Namen gegeben, und auch der Interpolator stammt zweifellos aus derselben Gegend. Als Abfassungszeit bezeichnet Frl. W. mit dem Herausgeber, dem Baron de Reiffenberg,[1] das Ende des 13. oder den Anfang des 14. Jahrhunderts. Das ist viel zu spät. Ich habe hier ausgesprochen (S. 451), daß Gautier le Cordier etwa im letzten Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts gewirkt habe, der Interpolator, wie ich heute sagen würde, gewiß noch im ersten Drittel des folgenden. Von dieser Datierung abzugehen habe ich keinen Grund; im Gegenteil, ich finde sie durch die Betrachtung der Sprache und namentlich der Deklination bestätigt.

Mit großem Fleiße hat Frl. W. für die Untersuchung ein umfangreiches und brauchbares Material herbeigeschafft. Die richtige Beurteilung wird freilich durch mehrere Mängel erschwert. Zunächst durch jene Gleichgültigkeit gegen die Verfasserfrage. Sodann steht sie der veralteten Ausgabe, die auf Schritt und Tritt zu Besserungen auffordert,[2] nicht kritisch genug gegenüber. Endlich nützt es wenig, daß sie sich theoretisch klarmacht, daß die späte Hs. (1571) die Sprachformen des Originals unvollkommen wiedergibt: sie hätte schärfer zwischen Schreiber und Dichter unterscheiden und zu dem Zweck die Reime und die Ergebnisse der Silbenzählung mehr herausstellen sollen. Man wird gleich sehen, daß die Sprache bei ihr in einigen Punkten geradezu jünger erscheint, als sie in Wirklichkeit ist.

Nun eine Reihe einzelner Bemerkungen. (Ich bezeichne hierbei das interpolierte Stück mit J.) S. 12 ff. Die Verfasserin beginnt mit einem kurzen Abschnitt 'Metrik', der von Reim und Silbenzählung handelt und besser mit den späteren §§ 38 und 39 'Vokale in Hiatusstellung' verschmolzen worden wäre. *aroute* : *some* 3363 ist keine Assonanz; die Ausgabe hat richtig *arouté* : *sonné*. Unter den mit sich selbst reimenden Wörtern durfte nicht *roi* 2547 genannt werden; denn nur das erste *roi* kommt von r e g e m, das zweite von germ. r ē d s; l. *garir ne sevent roi*. Die Liste der Verse, die um eine Silbe zu kurz sind, ließe sich stark vermehren, und die vorgeschlagenen Besserungen sind nicht alle glücklich. V. 1830 l. *Mais Gilles de Cyn nequedent* (Hs. *quident*), *Son oirre atorne*, 1858 *Ensi que anuit* (*ains*) *le demaine*, 3951 *Si n'avoi[en]t autre desir*, 4046 *Molt i laiss[ier]ent grant tresor*.

Vokalismus. S. 17. Interessanter als die Schreibung *escherpe* sind mir *esprès*: *près* 5214 J, die offenbar für *espers* (s p a r s u s) und *pers* (p a r t e s) stehen. *gaignons* 2152 ist das Substantiv 'Hofhunde'; es ist also kein vortoniges Hiatus-*a* verstummt. Ein anderes Beispiel bringt Frl. W. nicht. Man könnte aus J zweisilbiges *gaagniet* 5475 anführen, wird aber vorziehen,

[1] Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg. recueillis et publiés ... par le baron de Reiffenberg, t. VII, Bruxelles 1847.

[2] V. 925 ist besonders merkwürdig und komisch entstellt. Bei einem Turnier in Maastricht ist auch der Graf von Jülich erschienen. *Ainc hom ne vit si bon tornoi. Li quens de Julers Adefroi Assanle a iaus o sa baniere, Tout le tornoi remet arriere Dusqu'au bosquet de la sapoie.* Hierzu bemerkt Reiffenberg: *On ne sera pas surpris qu'aucun comte réel de Juliers ne se soit appelé ainsi*, und Liégeois, der S. 26 mit gutem Recht ausführt, daß die meisten Nebenpersonen sich nicht identifizieren lassen, weil der Dichter über sie keine bestimmten historischen Kenntnisse habe, benutzt triumphierend diese Stelle, um die *ignorance* des Ärmsten festzunageln. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß einfach *a desroi* zu lesen ist.

zu lesen *Qui gaagniet ot, sil* (statt *si le*) *tint chier Li dus.* — Der § 2 'Palatal + *a*' ist zu kurz. Nachträge stehen unter *-ier* S. 91, *-iez* S. 105, *-ié* S. 114. Gegen S. 112 ist auch *-ierent* zu belegen mit *noierent* 2491 : *fierent*. Überhaupt scheint Bartsch' Gesetz durchaus befolgt. Ein Gegenbeispiel, das mir aufstieß, beruht auf falscher Herstellung von V. 2272 *a grans grés. Ains que li més soit reniés.* Die Hs. hat angeblich *reunies*; l. *remués*. — S. 19. Der Übergang von *ai* zu offenem *e* ist nur in geschlossener Silbe vor *s* nachzuweisen. Zu den wenigen Belegen kommt *a eslès* 914 (gänzlich mißdeutet) : *après* hinzu. Daß in *maufez, het* das *e* nicht aus *ai* entstanden ist, sollte die Verfasserin wissen. — S. 23. Dreisilbiges *taierme* 3605 für *terme*, angeblich das einzige Beispiel für Diphthongierung von gedecktem offenem *e*, ist kaum möglich; schon der Sinn verlangt an der Stelle *fors a ticrme*. Wenn die Erhaltung des vortonigen *e* von *merite, menestreil* usw. berichtet wird, an der niemand zweifelt, war ein Wort über *vrai* für *verai* erst recht angebracht. — S. 24. Daß in zweisilbigem *eurent, peurent, seurent* vortoniges Hiatus-*e* verstummt sei, ist mir unwahrscheinlich; dreisilbiges *seurent* 1615 ist abzulehnen, l. *Qu'il a preme[rai]ns ne le seurent.* Zweisilbiges *peussent* 5141 steht in J, hingegen *dust* 3602 (s. S. 119) ist nicht *dëust*, sondern *dut*. — In § 8 '*ę(ę)* + *l* + Konsonant' herrscht eine solche Verwirrung, daß dieses wichtige Stück Lautlehre nicht zur Geltung kommt. Es mag daher nachgetragen sein, daß außer *iaus* (*illos*; auch 543: *damoisiaus*) noch *ceviax* (*capillos*) 3595 : *biax* begegnet. — S. 25. Zu den wenigen Reimen, die *i* aus *ę* + *i* beweisen, könnte man außer *prise* (*pretiat*) 5400 J : *brise* wohl *ficre* (*feriat*) : *ocicre* (*occidere*) 3379 rechnen, wenn man es als *fire* : *ocire* ansieht (doch *refiere* 5099 J : *biere*); sonst müßte man *ociere* erklären wie *vierge, cierge*. — S. 27. *ficz* 1617 ist nicht *foiz*, sondern *fiés*. — S. 33. An Formen für locum wird nur *liu* angegeben, das nicht im Reime vorkommt; es war daher unbedingt *leu* 726 : *leu* (lupum) zu erwähnen. — Der § 27 'lat. *ǫ*' zeigt die Unklarheit und Unsicherheit einer Darstellung, die nicht methodisch zwischen Reim und Schreibung unterscheidet. Folgendes wäre etwa über das freie geschlossene *o* zu sagen gewesen. Die Schreibung *-or* ist viel häufiger als *-our*, und *-our* häufiger als *-eur*. Im Reime begegnen 1. zu *jor*: *jongleor* 4689 (übersehen), zu *jour*: *honour, coulour, errour, dolour* (erwähnt), zu *estor*: *poigneor* 5520, 2. zu *amor*: *sauveor, signor* und *dolor* 1894, zu *amour*, das mit *jour* reimt: *verdour, douçour, valour* und auch 1. Sg. Praes. Ind. *demour*, von der Verfasserin S. 98 vielleicht mit Recht als Analogieform betrachtet. Danach nehme ich an, daß -orem auf dem Standpunkt *-our* stand, aber noch nicht zu *-cur* geworden war, da sonst die Reime zu *jour, estor* und auch *amour* ausgeschlossen wären. Das einzige Beispiel für *-eur*, das ich gefunden habe, ist *vïeleurs* 449 : *entr'eurs*, d. h. *eus* (illos). Bemerkenswert ist auch, daß sich *aeurent* (adorant) 2843 mit *keurent* (zu *courre*) und *demeure* (sonst: *eure* 1844, *seure* 5056 J) mit *sequeure* paaren, und wieder *sekeurent* mit *eurent*. -osus erscheint in der Schreibung teils als *-ous*, teils als *-eus*. *convoitous* reimt mit *vous*, und dieses als *voz* mit *dous* (dulcis) 2894. Demgegenüber kann *hydeus* 3751 : *deus* (duos) nichts beweisen, wohl aber interessiert *preus* 1029 : *menestreus*; auch die Schreibung scheint stets *preus* zu sein, nur bezeichnenderweise *prous* 403 : *cevalerous. sous* (solus) reimt in J mit *dessous* 4953. Die Zahl der Reime von *ou* aus *ǫ* + *l* vor Konsonant mit *ou* aus sonstigem gedecktem *ǫ* ist größer, als man nach S. 39 denken sollte. — S. 41. Zu *un* möchte ich auf V. 5072 J verweisen: *descvrés Et desaamez et despars*, wo wahrscheinlich *desaounez* herzustellen ist, also *u* für *ü*. — S. 42. Wenn in V. 1491 *le conte de Ostarde voit* das *de* nicht elidiert ist (aber V. 870 *li quens d'Ostarde*), so mag das daran liegen, daß *Hochstaden* ursprünglich durch *Hostarde* wiedergegeben war. — S. 44 ff. An die Elision eines *-cs* vor Vokal glaube ich nicht. V. 37 *grandez espaulez et pis lé* ist kein Beispiel; *eust* 5238 J ist bestimmt

= *eut*, l. *S'eut il tant plaiez et pointurez En cors, en nerz*; 4767 würde ich lieber *tornés* einsetzen. — Daß *e* in *ajue* 4190, *joie* 332 verstummt wäre, ist irrig. Auch ist das mittlere *e* von *tornoiement* in der Lesart der Hs. V. 4732 mitgezählt. (Die Änderung des Herausgebers war überflüssig, aber in den beiden vorhergehenden Versen muß man eine kleine Umstellung vornehmen: *Si vinrrent as rens tout ensamble. Mesire Gilles, ce me sanle, Asanle le tornoiement.*) — Die sieben Fälle von 'Diärese' sind alle zu streichen. *brisié* 640 ist *brisie*, ebenso *envoiez* 1703 = *envoïez*, *puie* 477 = *puïe* : *apuie*; *puest* 4347 = *pëust*, *puent* 4834 < p o t e n t bieten metrisch keine Schwierigkeiten; *iert* 482 fasse ich als *i ert* auf; V. 321 hat schon Reiffenberg *Dont il i avoit* (Hs. *ot*) *a fuison* gebessert. Umgekehrt kommt zweisilbiges *nient* oft genug vor.

Konsonantismus. S. 47. *ostez* 5079 J : *costez* wäre das einzige Beispiel im Reime für Schwund des *l* nach *e* aus *a*; es handelt sich aber um *óstes* : *cóstes*. — S. 48. Übergang von *ǫl* + Konsonant zu *au* zeigt wahrscheinlich auch *saus* (s o l d o s) 2961; wenigstens vermute ich, daß die richtige Lesart ist *faitez prendre vers cendax Pour a couster plus de cent sax* (*fax*). — S. 54 ff. Zu *c* § 46 und 47 vermisse ich die richtigen Reime *lance* : *brance* 4418 und *lance* (Hs. *mance*) 640, *acointance* 605, *connissance* 1055 : *mance* 'Ärmel', *tence* : *detrence* 5414 J, *justice* : *rice* 3639, *Anthiocc* : *force* 'Gewalt' 3843 und *face* (f a c i a t) 139 : *sace* (s a p i a t), nicht *face*, wie Hs. und Ausgabe haben. — S. 63. Für Erhaltung eines isolierten *t* im Auslaut zeugt auch ein zweiter Reim. nämlich *liet* (l a c t u m) 1366 : *siet* (s e d e t). — S. 64. Für Verstummen von *s* vor stimmhaftem Konsonant führt die Verfasserin den Reim *septimes* : *witismes* an, der natürlich nichts besagt; dagegen fehlt ihr (Imper.) *ditez* : *venistez* 3218, wo *s* vor *t* gefallen ist. — Verstummen von *s* im Auslaut beweist nicht einer der S. 65 paradierenden Reime. Statt *dis* 77 : *Remi* ist die alte Form *di* < d i c o einzusetzen, ebenso 1565 N. Sg. *mor[s]* : *desconfors*, 5237 J *li haubers fu sacie[z]* : *saciez* (s a p i a t i s); *aver* 4920 : *laver* hat nichts mit a d v e r s u s zu tun, schon weil die beiden *e* nicht reimen würden, ist vielmehr a v a r u m; 4536 *sali en pied* : *ne fu pas liés* ist *en piés* zu bessern. — S. 67. *widen*t, d. h. *vuident* 5422 J : *cuident* ist kein Beleg für *v* > *w*.

Die alte Deklination ist ausgezeichnet erhalten. Die wenigen Ausnahmen, die Frl. W. S. 69 anführt, sind nur scheinbar. *ramentëu* 500 : *vëu* ist Neutrum, *sacié* wurde eben richtiggestellt, N. Sg. *venu* 4658 steht im Versinnern. Anderseits finden sich tatsächlich einige Fälle, die sich teils sofort als Fehler des Abschreibers herausstellen: 2068 N. Pl. *chevalier[s]* : *baisier*, teils mit einiger Gewalt zu beseitigen sind: 3885 N. Pl. *miller[s]* : *chevalier[s]*, 3044 l. *est ... voisin[s]* : *Sarrazin[s]*, und wohl auch 1907 l. *haitie[z]* als N. Sg. : *por ses pitiez* (Hs. *sa pitié*), teils eine besondere Erklärung verlangen. — S. 71. Daß *conte* für *quens*, *signor* für *sire* eintreten könnte, beweist keine der 4 bzw. 10 (!) Stellen, auch nicht V. 1043, wo *au castel Le gentil conte de Duras. Venus estoit* zu interpungieren ist. — S. 72. Analoges *s* im Obl. Sg. von Femininen der ehemaligen lateinischen III. Deklination beruht nur auf Einbildung. *verités* 555, *pitiés* 3181 sind Nominativ, und *amistez* 2893 ist Plural. — Auch geht aus den Beispielen nicht hervor, daß der Obliquus als Vokativ gebraucht würde: *signor* ist stets N. Plur., über *roi* 2548 habe ich eben gehandelt, statt *amis* ist 2464 zu lesen *A nus n'en set conte tenir.*

Pronomina. S. 81. Für *lui* soll man einige Male *li* treffen. In Wirklichkeit ist *li* da Femininum. Auch kann keine Rede davon sein, daß für den Singular *il* 'häufig' *i* stünde oder gar (S. 82) für den Plural; denn von den Belegen ist höchstens *fait i* 1086 in Erwägung zu ziehen.

Die Konjugation ist ausführlich und ansprechend dargestellt. S. 102. In der 1. Sg. Praes. Ind. von I überwiegen nach Frl. W. durchaus die *e*-losen

Formen. Das ist noch zu wenig gesagt. Von den aufgezählten Formen mit *e* ist nicht eine gesichert. *demeure* 4969 J steht vor Vokal; *presente* 5250 J : *rente* ist Konjunktiv; die übrigen sind 3. Sg. Praes. Ind. — S. 106. Auch die Statistik der Formen des Sg. Praes. Konj. in I stimmt nicht. An älteren Formen ohne *e* führt die Verfasserin ein halbes Dutzend an, wozu mindestens noch hinzukommen *consaut* (consiliet) 838 und 2075 : *faut* und *avoit* 1704 (zu *avoïier*, Text *amoit*, Hs. *amit*) : *avoit* (habebat). Von den jüngeren mit *e*, die in der Mehrzahl sein sollen, lasse ich nur 1. Sg. *abasse* und *presente* (in J), zögernd auch 3. Sg. *mesvoie* und *esgarde* gelten; *mainiete* 3118 ist verlesen für *malmete*. — S. 107. *mele* 123 ist *met le*, französisch *la*, wie Reiffenberg richtig erkannte. — S. 117. *destroit* hat nichts mit *destruire* zu tun, und S. 121 *vaus* 1257 (valles) nichts mit *valoir*.

Königsberg i. Pr. Alfred Pillet.

E. Gamillscheg und L. Spitzer, Die Bezeichnungen der Klette im Galloromanischen. Mit einer Karte. Halle, Niemeyer, 1915. (Sprachgeographische Arbeiten. 1. Heft.)

Ich habe kürzlich im Archiv[1] in schematisierender Weise festzustellen versucht, wie sich die onomasiologischen Verhältnisse in einem kolonisierten und sprachlich überwältigten Lande gestalten. Wenn wir die dort gewonnenen Gesichtspunkte auf die Bezeichnungsgeschichte der Klette (Lappa) anwenden, so können wir sagen:

1. Es ist wahrscheinlich, daß die Klette in den vorromanischen Sprachen und Mundarten Frankreichs nicht einheitlich benannt war; denn als Unkraut hatte sie keinen, als nicht angebaute Heilpflanze, soviel sich nach den Angaben von Gamillscheg und Spitzer vermuten und soweit sich das historisch Festgestellte auf die vorromanische Zeit übertragen läßt, nur einen verhältnismäßig geringen Verkehrswert. Dazu kommt, worüber sich die Verfasser nicht genügend Rechenschaft abgelegt zu haben scheinen, daß die Klette, wenn wir auch hier die heutigen Verhältnisse in die Vergangenheit projizieren dürfen, nicht überall in Frankreich vorkam oder häufig genug auftrat, um allgemein beobachtet und benannt zu werden. Die Karte bardane des Atlas linguistique zeigt im Nordwesten und im Südosten Nordfrankreichs zahlreiche Fragezeichen, die vereinzelt auch anderswo vorkommen, aber in Südfrankreich vollständig fehlen.[2]

2. Es ist aus den oben angeführten Gründen nicht anzunehmen, daß das lateinische *lappa*, vorausgesetzt, daß dies überhaupt der einzige importierte Name der Klette war, überall in Frankreich bekannt wurde. Es ist vielmehr zu vermuten, daß einerseits vorromanische Namen der Klette, wo solche vorhanden waren, sich zum Teil recht lange erhielten, daß anderseits die Neubenennung mit lateinischem oder anderem Sprachmaterial gleich einsetzte und daß erst im Verlaufe der Entwicklung die offizinelle Verwendung der Blätter, Früchte und Wurzeln der Klette von gewissen Kultur-

[1] 136 (1917), 109 ff.

[2] Ich selbst kenne, trotzdem mir die Flora von Bern und Umgebung ziemlich gut vertraut ist, Lappa nicht, wohl aber Galium aparine, das hierzulande den Namen Klette trägt und von dessen Früchten jedes Kind weiß, daß sie an den Kleidern hängen bleiben. Fischer, *Flora von Bern und Umgebung*, bezeichnet Galium aparine als gemein, Lappa major und minor als hie und da vorkommend. Das stimmt durchaus zu den Fragezeichen des Atlas im schweizerischen Mittelland. Für den Jura allerdings gibt Ch.-M. Godet, *Flore du Jura* Lappa, und zwar speziell Lappa minor, als sehr gemein an.

zentren aus die Bildung von kleineren oder größeren einheitlichen Benennungsgebieten ermöglichte. Im letzteren Falle handelt es sich um mehr oder weniger gelehrte Mediziner-, Apotheker- und Drogistenausdrücke wie *bardane, napolier, herbe aux teigneux, bouillon noir* usw., wohl auch *lappe*, neben denen sehr wohl lokale Bezeichnungen weiterbestehen konnten.[1]

Es werden somit schwerlich je in Frankreich (das gilt besonders für Nordfrankreich) so ausgedehnte einheitliche Benennungsschichten existiert haben, wie sie Gamillscheg und Spitzer rekonstruieren möchten. Wenn sie auch S. 76 sich gegen den Vorwurf verteidigen, bei der Rekonstruktion einer nordfranzösischen kletto-, einer südfranzösischen lappa-Zone den absichtslos gesammelten Materialien Gewalt angetan zu haben, so liegt doch eine nicht zu billigende petitio principii darin, daß sie z. B. S. 34 sagen, es falle schwer, in dem Vielerlei, das der Norden Frankreichs heute für die Bezeichnung der Klette biete, die ehemalige Einheit zu erkennen.

Im übrigen haben die Verfasser den die Aufgabe der Interpretation ungemein erschwerenden Doppelcharakter der Karte bardane richtig erkannt: die Karte weist größere zusammenhängende Benennungsgebiete auf oder verrät ein mehr oder weniger zusammenhangloses Wuchern lokaler Benennungen, je nachdem bei der Namengebung der offizielle oder der Unkrautcharakter der Pflanze im Vordergrund stand, je nachdem sie allgemein bekannt oder wenig beachtet war. Da, wo sich größere Gebiete feststellen lassen, suchen die Verfasser aus ihrer Form und Lage Rückschlüsse zu ziehen. Überzeugend weisen sie nach, wie in Südfrankreich die Verwendung des Stammes lapp- für die Bezeichnung der Königskerze und des Sauerampfers die Verwendung für die Klette ausschließt oder zur Anfügung unterscheidender Suffixe und Zusätze zwingt. Sie zeigen an einer Reihe von instruktiven Beispielen, daß, wie Gilliéron seit Jahren lehrt — auch der tüchtigen Arbeit von Merian[2] über die französischen Namen des Regenbogens sei in diesem Zusammenhang gedacht —, die Volksphantasie nicht so unabhängig schöpft, wie man oft glauben möchte. Der Anstoß kommt vielmehr häufig von außen, sei

[1] Es ist für die Methodik der Pflanzennamenforschung von Wichtigkeit, sich daran zu erinnern, daß nur eine sehr beschränkte Zahl von Pflanzennamen allgemein bekannt sind. Die einheimische Tradition wird zum großen Teil durch einheimische Pflanzenkenner aufrechterhalten, die sich aus beruflichen Gründen oder aus Liebhaberei besonders dafür interessieren. Anderseits kennen gerade solche Leute auch nichteinheimische Ausdrücke. Daher das Nebeneinander von lokalen und provinziellen oder schriftsprachlichen Benennungen und ein häufiges Abweichen von der lokalen Lautgebung. Vgl. z. B. in P. 150 u. 69 (lothringisch) der K. bardane ein *queue de renard*, das mit den einheimischen Reflexen von *queue* nicht übereinstimmt. Für Huflattich gibt Haillant, *Essai sur un patois vosgien* S. 574 neben lokalem [*tacon*] ein provinzielles *taconnet* (vgl. *Atl.* K. 1345 tussilage) etc. Umgekehrt verzeichnet der Atlas für Klette das doch wohl recht vrbreitete *herbe aux teigneux* nicht. Sprachgeographisch äußern sich diese Verhältnisse darin, daß die Benennungsgebiete bei Pflanzen in viel höherem Maße übereinandergreifen als anderswo, und daß die Kontakterscheinungen hier besonders häufig auftreten.

Wo die dialektische Tradition überhaupt unsicher geworden ist, leidet die Pflanzenbenennung natürlich besonders stark. Den etwas simplistischen, eine wissenschaftliche Untersuchung ausschließenden Ausspruch von Bruneau (*La limite des dialectes wallon, champenois et lorrain en Ardenne*, S. 13) 'Presque toutes les plantes sont nommées au hasard' werden aber doch wohl Gamillscheg und Spitzer nicht ganz ernst nehmen, trotzdem sie ihn S. 34 zitieren.

[2] Basler Diss. Halle 1914.

es, daß die metaphorische Bezeichnung des Nachbardialekts nachgeahmt, vergröbert oder übertrumpft wird (*Wolfskamm* für 'Weberkarde' zieht *Katzenkamm, Schweinekamm, Zaubererkamm*; *Wolfskamm* für 'Klette' sogar *Hurenkamm* nach sich;[1] das [*tire-poils*][2] von P. 967 der K. bardane wird zum [*pouille-poils*] von P. 966[3]), sei es, daß die sinnlose Form des Nachbars sinnvoll ausgedeutet (*lappe* zu *nappe* wegen der Form der Blätter, *apolier* < *napolier* zu [*appilleur*] wegen des Anhaftens der Frucht) oder eine an sich bedeutsame verdeutlicht oder korrigiert wird (*nappe* wird durch *feuilles de nappe* ersetzt, das den Benennungsgrund deutlicher zum Ausdruck bringt, *nappe* durch *napperon* korrigiert), sei es, daß man in ein formales Wortelement eine konkrete Vorstellung hineindeutet (*peignelot* wird durch *peigne au loup* ersetzt), oder sei es endlich, daß die Identität der formalen Elemente bei benachbarten Formen einen Zusammenhang anzunehmen zwingt (*japisson, grattisson, coutisson, bourrisson, gafaron*).

Wenn wir bedenken, daß die Karte 112 (bardane, capitules de bardane) weder für die Klette noch für die Klettenköpfchen vollständig ist, daß die Bezeichnungen für die Pflanze und diejenigen für ihre Blumenköpfchen zum Teil voneinander abweichen, zum Teil übereinstimmen, daß die Klette wegen der Form und Größe ihrer Blätter, wegen ihrer offizinellen Verwendung usw. mit anderen Pflanzen, die Köpfchen besonders wegen der Eigenschaft des Anhaftens mit anderen Blumenköpfchen oder Früchten verwechselt oder daß sie nach denselben Merkmalen benannt werden, daß endlich die oben angedeuteten geographisch bedingten Benennungsimpulse auch von diesen im allgemeinen Habitus oder in einzelnen Merkmalen der Klette ähnlichen Pflanzen ausgehen können (so von Galium aparine und Dipsacus fullonum) — wenn wir das alles überlegen, so haben wir eine Idee von den Schwierigkeiten, die sich der Interpretation der von den Verfassern gewählten Atlaskarte entgegenstellen, und werden es begreiflich finden, wenn sie nicht überall zu einer befriedigenden Lösung gelangt sind. Daß einzelne Fragen auf verschlungene Nebenpfade führen, wird unten bei der Besprechung von [*lietter*] angedeutet. Wie weit man bei derartigen Arbeiten im Aussprechen von Vermutungen gehen soll, die mehr von dem lebhaften Geist und von der neugierigen Kombinationsgabe der Verfasser zeugen, als daß sie sich auf beweiskräftige Argumente stützten, mag Geschmacksache sein. Ich hätte wohl manches beiseite gelassen, was mehr geistreich als überzeugend ist, unterlasse es aber, in den nun folgenden Einzelbemerkungen all die Fragezeichen zu kommentieren, die ich an den Rand meines Rezensionsexemplars gesetzt habe. Ich könnte sonst leicht in Versuchung kommen, Erklärungen vorzuschlagen, die ebenso subjektiver Natur wären wie manche unter denen der Verfasser.

Zu S. 7. P. 339 der Karte bardane (nicht 359!) besitzt *bardön* f. = *bardane*, vgl. K. 376 belle dame : *bel dö m*. Mit dem *bardona* von Diefenbach hat also die Form nichts zu tun, und die Vermutung eines *bardon* nach *chardon* ist gegenstandslos.

Zu S. 10. Über die Glossengeschichte von *glis, glitis* 'Klette' möchte man gern mehr erfahren. Das Wort klingt merkwürdig an *gletteron* an.

S. 14. Daß *nappe* 'Tischtuch' der Fortexistenz von *nappe* 'Klette' geschadet habe, ist doch wohl kaum anzunehmen. Die beiden Begriffe stehen zu weit voneinander ab, als daß sie zu Konflikten Anlaß gäben.

Zu S. 19, Anm. 1. Warum das *lapi* von P. 976 der Karte bardane etwas anderes sein soll als lapathium resp. mit Einmischung von lappa[4] lappathium oder mit Suffixtausch lappaceum, ist mir

[1] Ga. u. Spi. S. 51. [2] In eckigen Klammern französierte Dialekttypen.
[3] Vgl. Cerlogne 231 *picillé* 'lausen'.
[4] Wegen der lautlichen Entwicklung von -athium (resp. -aceum)

nicht verständlich. *lape, lapi, lāpe* 'Rumex' ist in den frankoprov. Mundarten der Westschweiz weitverbreitet, vgl. *Atl.* K. 1657 patience, Bridel 219 *lampé, lappé,* Odin, Blonay 310 *lâpe* (waadtl. volksfranz. *lâpé*), Vionn. 161 *lape. lapē* habe ich auch in Leysin notiert. Hierher wohl auch das *lape* in P. 60 der Karte 206 céleri. Apium erscheint im Wallis und im Aostatal als *apio.* Vgl. Atl. ling. K. 206 céleri, Bridel 15 und Cerlogne 80 *apio,* Leysin und Blonay *atso.*

Zu S. 27. Ob das [*patterasse* (*faterasse*)] der K. molène, das [*pattes*] f. pl. der Karten tussilage, molène und bardane ursprünglich, wie Gamillscheg und Spitzer meinen, von *patte* 'Tatze' oder, wie v. Wartburg, *Litbl. f. germ. u. rom. Phil.* 37 (1916) 123 vermutet, von *patte* 'Lumpen' ausgehen, ist ohne ein eingehenderes Studium, vor allem der Karte tussilage und speziell des Typus *pas d'âne* und seiner Abkömmlinge, kaum zu entscheiden. Heute wird *patte* in den Namen der genannten Pflanzen offensichtlich teils als 'Pfote', teils als 'Lumpen' aufgefaßt. Bemerkenswert ist der Parallelismus zwischen dem [*feuilles de nappe*] der Karte bardane und dem [*feuilles de patte*] der Karten molène (P. 933) und tussilage (P. 942), dem [*feuille de tacon*] der Karte tussilage (P. 130), die alle die Großblättrigkeit der fraglichen Pflanzen als charakteristisches Merkmal auffassen,[1] geradeso wie das lothr. *tacon* und das frkprov. *taconnet* 'Huflattich'[2] zu *tacon* 'Flicken', wobei man beachte, daß *taconnet* von einem *patte*-Kranz umgeben ist.

Zu S. 29. Ich habe in Pral, d. h. in der Nähe von P. 982 (der übrigens wie der stark französierte P. 972 und der stark piemontisierte P. 992 provenzalisch und nicht südostfranzösisch spricht, wie immer wieder behauptet wird) *napulije* notiert. Von den Deformationen, die das Wort erlitten hat, ist die volksetymologische Anlehnung an *piliare in P. 972 bemerkenswert. Das dort belegte *apiñou* ist = [*appilleur*].[3] [*Appiller*] in der Bedeutung 'ergreifen', 'kleben' etc. ist im Frankoprovenzalischen und in den Westalpen verbreitet. Vgl. die Karten 1581 gluant (P. 978, 975, 963),[4] 389 dénicher (P. 979) des *Atlas ling.*[5], Fankhauser, *Val d'Illiez* 141, Anm. 2 *apəñi,* Cerl. Valdost. *apeillé,* Const. u. Dés. sav. *apəñe* etc., Brachet sav. *appellier,* Puitspelu lyonn. *apio,* vielleicht auch *appeillir,* Ravanat Grenoble *appiâ,* Mistral *apiha, apilha* etc.

Wenig überzeugend ist der Rekonstruktionsversuch eines französischen *lappul(l)a-Gebietes.[6] Auch die Begründung des Typus *lappūl(l)a befriedigt nicht. *napolier* ist nur in den Waldensermundarten und in dem Gebiete von Briançon (P. 971), das sprachlich gewöhnlich mit den Waldensermundarten zusammengeht, zuverlässig belegt. Die *napolier*-Belege, die anderswoher stammen, machen durchaus den Eindruck verschleppter

---

vgl. K. 171 bras. Die Regelmäßigkeit der Resultate in der Schweiz spricht für eine recht alte formale Vermischung von lapathium und lappa. Doch möchte ich die Möglichkeit der Erhaltung von *p* in lapathium unter gelehrtem Einfluß nicht ausschließen.

[1] Es ist übrigens bezeichnend, daß sich Tschirsch in seinem *Handbuch der Pharmakognosie* II, 1, 218 veranlaßt sieht, die Unterschiede in den Blättern dieser Pflanzen besonders festzustellen.

[2] Vgl. *napperon* 'Klette' zu *nappe.*

[3] Formal wäre auch [*appilloir*] möglich; -atorem und -atorium fallen in diesen Mundarten zusammen. Vgl. *Arch. glott.* 11, 335 und *Studi romanzi* 10, 33 f.

[4] In P. 955 (Savoie) hat wohl *peñe* das Fragezeichen nicht verdient.

[5] Vgl. [*empiller*] im Wallis auf der Karte 455 empoigner.

[6] Zugunsten der Verfasser sei noch auf P. 814 (H. Loire) *grapuva* der Karte gratteron hingewiesen.

Wörterbuchformen, die für eine sprachgeographische Untersuchung keinerlei dokumentarischen Wert besitzen.

napolier finde ich bei Rob. Estienne, *Dict. fr.-lat.* 1549 nicht, sondern erst in der Neuauflage von Thierry (1564), und zwar ausdrücklich mit dem Zeichen versehen, das die Beifügungen von 'M. Jehan Thierri & plusieurs aultres sçauants personnages' andeutet.

Zu S. 31 f. Der geographische Zusammenhang zwischen den Typen [*lappeux*],[1] [*lippeux*], [*limpeux*] der K. 1581 gluant des *Atlas ling.*, die ihrerseits von *lipa, lepa, lüpa* 'lecken' (Mistral) nicht zu trennen sein werden, verbietet, das Verbum *lapper* in der Bedeutung 'klebrig sein', wie wir es im Champagnischen und Burgundischen finden,[2] von lappa abzuleiten.[3] Dagegen mögen der Stammvokal und die sekundäre Bedeutungsentwicklung 'kleben' > 'ergreifen' (refl. 'sich an etwas machen' etc.), wie sie das Burgundische und das Bourbonnais aufweisen,[4] dem Anklang an lappa zu danken sein. Umgekehrt ist *lappe* 'Klette' im Bourbonnais wohl eben gerade durch *lapper* gehalten worden.

Zu S. 32 ff. Den Abkömmlingen von drauoca sei beigefügt: Leysin *lə drutse* f. pl. 'Petasites vulgaris'.

Zu S. 38 f. Daß *gletton* auf frankoprov. Gebiet mit dem Typus [*lietter*], [*alietter*] in Verbindung gebracht worden ist, unterliegt keinem Zweifel. Zur Verbreitung von [*lietter*] mit der Bedeutung 'binden', 'anbinden', 'befestigen' etc. vgl. *Atl.* 767 lier les gerbes, Bridel 226 *liettha* 'tordre; attacher, accrocher', ebenda 200 *hlletta, gletta, lietta* 'tordre; prendre, attraper; lier, attacher', Hérém. 110 *ɦeta*, Vionn. 182 *deta*, Val d'Ill. 142 *đetä*, Leys. *đɛ ɑ*, Häfelin Freibg. 176 *liɛttâ* 'saisir', Blon. 325 *ɦɛtâ*, Const. Dés. 249 *lieta* 'lier, attacher, coller'.

Mit Präfix ad-[5]: Bridel 10 *allietta* 'attacher, lier, coller agglutiner, avoir de l'inclination pour quelqu'un', Odin, Blon. 12 *aɦɛtâ* 'adhérer, agglutiner', dazu das Beispiel *la ɦ tala l ah t ei-z âɦõ k õ pou pâ s' è deferɛ* [la liettelle elle aliette aux haillons qu'on peut pas s'en défaire] = 'le grateron s'attache [de telle façon] aux vêtements qu'on ne peut pas s'en défaire'.

Von den Ableitungen ist Leys. *đɛtõ* 'Strick zum Anbinden der Kühe' bemerkenswert, das zeigt, wie nahe Berührungspunkte *gletton* (*gl* > *ɦ*!) mit [*lietter*] hatte.

Das von Cornu zitierte *lietála* 'Klette' (so, nicht *lietáta* ist S. 39 Anm. offensichtlich zu lesen; korrigiere dort auch Nevey in Vevey) findet man in dem oben aus dem Wörterbuch von Blonay zitierten Beispiel. Siehe dort auch S. 325 unter *ɦɛtala* = 'Lolch' und 'Klebekraut' (Galium aparine). Vgl. Brid. 226 *liettala* s. f. 'glouteron, gratteron Galium aparine' (Lavaux).

Es ist der lautliche Übergang *gl* > *ɦ*, der *gletton* in den Bannkreis von [*(a)lietter*] gezogen und die Wortbildung neu angeregt hat. Die Typen [*(a)lietton*], [*(a)liette*],[6] [*liettelle*] sind also neben die kletto-Formen mit Einmischung von Verben wie *gratter, gripper, grapper* etc. zu stellen.

---

[1] Dieses bei Tarbé II, 80 belegt. *lipeux* finde ich bei Mège, *Souv. de la langue d'Auv.* S. 156 mit der Bedeutung 'gras, visqueux, gluant, filandreux'.

[2] Vgl. Tarbé, Baudouin, Chambure. Barbier, *Rev. l. r.* 51, 273 zitiert auch Lalanne poitev. *lapai* 'saisir, empoigner, coller', was ich nicht kontrollieren kann.

[3] Nicht weit von dem *lapo* von P. 841 der K. limon findet sich *lipon*. Vgl. Mistral *lapo, làpio, loupa* 'boue, vase' etc., *lapoun* 'limon, vase', *limpo, limpoun* in derselben Bedeutung.

[4] Chambure, Duchon, Choussy.

[5] Von einer lautlichen Erklärung von *a-* in *aɦɛtõ* etc. kann nicht die Rede sein.

[6] [*liette*] in P. 977 der K. 1584 gratteron; vgl. ähnlich neben einem

Das sav. *agñeta* 'englué' und *agñɛ̨tā* 'gluant' der K. 1581 gluant gehört zu dem von Constantin und Désormaux S. 11 aus derselben Gegend verzeichnten *agñəta* 'coller, accoupler, attacher', zu dem das zitierte Wörterbuch *agñətō* stellt = 'tête épineuse du chardon, de la bardone ou autres plantes semblables, dont les enfants aiment à se servir comme projectile'. Von dem eben erwähnten Verbum *agñəta* nicht zu trennen ist das ebenfalls savoyische *gñəta* (Const. Dés. 207) 'attacher, accoupler, mettre sous le joug'. Daß der Anlaut *gñ* hier lautlichen Fluktationen zwischen *gñ* und *ñ* zu verdanken ist, wird durch die Form *gñō* 'Gemüse' (Const. Dés. 208) nahegelegt, anderswo *ñō* (Const. Dés. 249, vgl. Bridel 226 *liong* etc.). Doch ich gerate in ein Dickicht, das zu lichten nicht Aufgabe einer Rezension ist. Ich weise nur noch darauf hin, daß die Rückbildung von *ñ* anscheinend bis zu *gl* gehen kann; so erklären sich *glətañe* s. f.[1] 'lanière de cuir servant à assujétir le joug sur la tête des bœufs; cordon de cuir servant à lacer la chaussure' (Const. Dés. 207) und *agleti* 'coller' (Const. Dés. 11), und es fällt neues Licht auf den Anlaut von *gloɲe*, das man nun kaum mehr mit Gamillscheg und Spitzer S. 72 als Kontaminationsprodukt von *gletō* + *loɲe* wird ansehen wollen.[2] Anderseits geht aus dem Gesagten hervor, daß nicht nur ein sav. *gñetō*, sondern selbst ein *gletton* (P. 954 der K. bardane) das Anhaften (T. *lietter*) als Vorstellungsbestandteil enthalten kann.

Was zu S. 41—45 anschließend an amarifolium gesagt wird, steht größtenteils in der Luft.

Zu S. 44. Der Vergleich mit den Karten 552 fer und 1371 ver zeigt, daß es sich bei *amel* 'Galle' nicht um eine Kontamination *amer* + *fiel*, sondern um lautliche Entwicklung handelt.

Zu S. 48, Anm. 1. *kawe* kann nicht [*qucuc*], höchstens eine Ableitung davon sein.

Zu S. 51. Der für Ostfrankreich charakteristische Ableitungstypus von *peigne* sowohl in der Bedeutung 'Weberkarde' als in der Bedeutung 'Klette' ist [*peignot*],[3] nicht [*peignon*], das nur in P. 132 (und P. 59?) der Karte bardane vorkommt, wo die Nasalierungsverhältnisse besonderer Untersuchung bedürfen. Damit fällt der Erklärungsversuch für [*glette*].

Zu S. 59, Anm. 1. Daß der Bedeutungsübergang 'Klette' > 'lästiger, zudringlicher Mensch' naheliegt (vgl. Bonhote, neuch. *pignet* 'importun, ennuyeux', it. *lappola* etc.), wird niemand bestreiten wollen. Trotzdem gehört venez. *lapio* 'lästiger Mensch' (REW 4903), wie eine Durchsicht der ostoberitalienischen Dialektwörterbücher ergibt, nicht zu lappa 'Klette', sondern zu [*lappare*] 'schwatzen', 'trödeln', 'zaudern'. — Eine Spezialuntersuchung der Wörter vom Stamme lapp- würde sich lohnen. Die Bedeutungsentwicklung älterer Typen kreuzt sich hier mit stets imminenten onomatopoetischen und lautsymbolischen Neuschöpfungen.

Zu S. 67. Das *kokaku* von P. 196 (Wallonie) ist nicht *calcaculum, sondern höchstens *calca-in-culum und entspricht dem *cok-è-kou* von Forir Liège,[4] das in der Bildungsweise an das ebenfalls von

[*grippon*] ein [*grippe*] bei Dottin, Bas-Maine, neben *gratt(er)on* ein [*gratte*] in P. 296 der K. gratteron, dem das [*lappe*] des Zentrums zu [*lapper*] durchaus entspricht.

[1] Vgl. auch *grətañə*, das an das *gerteñ* von P. 916 der Karte bardane erinnert.

[2] Vgl. Leys. *dɔɲe*, Vionn. 54 *dɔɲə*, Frankhauser, Val d'Illiez 93 *dɔ̈ɲə* mit weiteren nützlichen Angaben.

[3] Dieser Typus reicht bis ins Neuenburgische, für das Bonhote, *Gloss. neuch.* 180 *pignet* 'fruit du glouteron ou de la bardane' verzeichnet. *-et* und *-ot* fließen bekanntlich in Ostfrankreich zusammen.

[4] Vgl. K. 456 emporter P. 196 *apwarte* gegenüber dem *epwarte* der Nachbarpunkte. Vgl. K. 465 j'entends.

Forir verzeichnete *pontt-è-kou* = [*point-en-cul*] zum Verbum *pontt* 'piquer' erinnert. Ob man das erste Element von *cok-è-kou* zu Sigart Mons *cõquier* stellen darf, bleibe dahingestellt. Liège (Forir), Verviers (Remâcle) *piskou* 'bardane', das Gamillscheg und Spitzer, soviel ich sehe, nicht anführen, gehört zum Verbum *pissî* 'pincer', ist also gleichgebildet wie *gratte-cul*. Forir verzeichnet endlich auch *pochett*, bei Sigart = convolvulus.

Auch sonst ließe sich noch dies und jenes nachtragen, wovon ich nicht weiß, ob es bei Rolland steht, den ich hier nicht zur Verfügung habe, und ob es die Verfasser absichtlich beiseite gelassen haben.

Die Zahl der kleinen Irrtümer und Druckfehler sowohl im Text als auf der beigegebenen Karte übersteigt das landesübliche Maß. Sprachgeographische Arbeiten bedürfen einer außerordentlich sorgfältigen Korrektur. Für ein Register wäre der Leser sehr dankbar gewesen.

Zum Schlusse sei noch einmal ausdrücklich gesagt, daß die Arbeit, trotzdem sie zu manchen Einzelaussetzungen Anlaß gibt, eine tüchtige Leistung ist, daß die Verfasser mit frischer Energie eine schwierige Aufgabe richtig angepackt und manches Problem zu einer glücklichen Lösung gebracht haben. Die sprachgeographische Betrachtungsweise ist für sie nicht bloß eine statistische Feststellungsmethode, sondern ein verfeinertes Arbeitsinstrument für die Gewinnung historisch-biologischer Erkenntnisse.

Bern. K. Jaberg.

Walberg, E., Quelques remarques sur l'ancien français 'ne garder l'eure que ...'. S.-A. aus Filologiska föreningen i Lund (Språkliga uppsatser IV). 1915. 15 S.

Schon vor ziemlich langer Zeit war man auf die Wendung *ne garder l'eure que* ... aufmerksam geworden, hatte nicht wenige Belegstellen beigebracht und war auch hier und da zu einer Erklärung fortgeschritten, aber es kam darauf an, weitere Umschau zu halten, d. h. eine viel größere Zahl von Beispielen zu sammeln, an allen Stellen den Sinn genau zu prüfen und, auf dieser Unterlage fußend, zu einer möglichst allseitig befriedigenden Deutung des Ausdrucks zu gelangen. Man darf wohl sagen, daß E. Walberg dies in dem vorliegenden, leider nicht bequem zugänglichen und auch nicht gerade sehr übersichtlichen Aufsatze unternommen hat, wiewohl der Titel auf weniger schließen läßt und es S. 2 bescheiden heißt: *peut-être ne sera-t-il pas inutile ... d'ajouter quelques remarques supplémentaires à ce qui a déjà été écrit là-dessus.* Allerdings scheint mir auch jetzt noch keineswegs das letzte Wort über den Gegenstand gesagt zu sein.

Es befremdet zunächst, daß bei der S. 1—2 angeführten Literatur fehlt: Bischoff, Der Konjunktiv bei Chrestien S. 87, die Anmerkung zu II, 86 der 1. und 2. Auflage meiner 'Zwei altfranz. Dichtungen', sowie die Bemerkungen von Ebeling (zur 1. Aufl.) in der Zs. f. franz. Spr. XXV 2, 34 und Alfred Schulze (zur 2. Aufl.) ebd. XXXIX 2, 173—174. Hinzugefügt sei hier gleich als später dazugekommen meine erweiterte Anmerkung in der 3. und 4. Auflage (1916, 1919) und für das Provenzalische meine 'Provenzalische Studien' (Schriften der Wissenschaftlichen Gesellschaft in Straßburg 37. Heft, 1919) I, 75 zu 60, 3.

Was Gestalt und Konstruktion betrifft, so erfahren wir durch W., daß auch *ne garder quel*[1] *ore* einmal begegnet, womit das prov. *non gardar cora* (s. meine 'Prov. Stud.' a. a. O.) zu vergleichen ist, ferner, daß man im Alexander-Roman auch *ne g. que l'eure que* ... findet, an welcher

[1] Das folgende *mais tut tens l'atendez* (Hs. *lentendez*) zeigt deutlich, daß nicht etwa *que l'ore* zu schreiben ist.

Stelle fünf andere Handschriften das gewöhnliche *ne g. l'eure* bieten, zwei aber *ne g. mais l'eure* und drei weitere *ne g. ne mais l'eure* aufweisen; hierher stelle ich noch Guillaume le Maréchal 11 647—48: *Si que je ne gardoe l'ore Ne mais que il me corust sore*, wo *ne g. l.* schon wie eine zusammengewachsene Verbindung erscheint. Des weiteren wird ein *esgarder le hurre* mit *kant* + Konjunktiv und Indikativ (s. das zweite Verb) aus dem Théophile-Mirakel festgestellt: ich verweise noch auf *regart l'eure que terre pour mes pechiez m'engloute* (Rustebuef ed. Jubinal III, 314, V. 14), wo freilich die andere Hs. *ne gart l'eure* hat. Für *l'eure* erscheint an einer Stelle auch *le terme*; auf beide Ausdrücke zusammen trifft man, wie ich hinzufüge, bei Rustebuef III, 272, V. 690: *Ne garde l'eure ne le terme Que vif deable estranglé l'aient.* Auch *ne* begegnet im *que*-Satz; zu dem S. 8 zitierten Beispiel gesellt sich noch: *que ne gars l'eure qu'en mor ne verse* (Monmerqué et Michel, Th. franç. S. 522). — Was Tempus und Modus angeht, so sehen wir, daß im Hauptsatz das Futurum steht und zugleich im Nebensatz der Indikativ mehrfach auch des Futurums, aber auch einer anderen Zeit; ingleichen findet sich der Konjunktiv bei vorangehendem Futurum. Den beigebrachten Beispielen (unter ihnen auch eins mit *si* für *que*) schließe ich an Jehan et Blonde 4122—23: *Cha! vous ne garderes ja l'eure Que li quens et sa gent venrront*, und eine weitere Stelle, die im *que*-Satz den Indikativ zeigt und im Hauptsatz das Präsens: *ne garde l'eure que cil vient* (Eracle 5896). — Endlich begegnen zwei Hauptsätze nebeneinander, von denen der zweite unsere Wendung enthält. Den drei S. 5—6 beigebrachten Stellen[1] füge ich hinzu Montaiglon-Raynaud, Rec. gén. d. fabl. I, 250: *Je vi ore vostre seignor Qui revendra, je ne gart l'eure*, und weiterhin ein Beispiel, wo *on ne garde l'eure* mit *que* angeschlossen ist: *la Mort vient que on ne garde l'eure* (Sprichwörtersammlung des Mielot ed. Ulrich in Zs. f. frz. Spr. XXIV, 191, No. 177); auch sei in diesem Zusammenhang noch gleich eine Stelle namhaft gemacht, welche ein aus unserer Wendung gewonnenes Substantiv *l'eure-garde* aufweist, das mit *se doner* verbunden ist: *Tres chiere dame, il l'esconvient Que un petit encore endurez. L'eure-garde ne vous donrez, Que Dieu si grant bien vous fera Qu'a joie vous delivrera* (Th. franç. S. 552).

Hinsichtlich der Bedeutungen hätte W. sich klarer und bestimmter ausdrücken können. Er bemerkt zwar im ganzen richtig, daß *ne garder l'eure que ...* bedeutet *'s'attendre à ce que tel événement se produise d'un moment à l'autre, prévoir qu'il se produira sous peu'*, und führt eine Reihe von Beispielen dafür auf, die ich hier nicht vermehren will,[2] wendet sich dann aber nicht entschieden genug gegen die Meinung von Perle und Nyrop, die aus dem ursprünglichen Sinn 'nicht auf die Stunde achten, wo' den von *'chercher à l'éviter', 'l'attendre tranquillement'* (*comme expression d'une forte résignation*) herleiten, sondern sagt nur: *dans plusieurs des passages cités jusqu'ici le calme résigné indiqué par MM. Perle et Nyrop est bien incertain.* Auch muß es befremden, daß es S. 6 wieder nur heißt: *de quelques-uns de ces exemples il ressort avec toute évidence que la locution ne signifie pas simplement 's'attendre à, prévoir tel événement' mais que celui-ci doit arriver d'un instant à l'autre*, während es heißen mußte, daß dies aus allen deutlich hervorgeht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere Redensart in den allermeisten Fällen nichts anderes bedeutet als 'jeden Augenblick einer Sache gewärtig sein', 'jeden Augenblick darauf gefaßt sein müssen'. Beachtenswert ist dabei, daß sehr oft der

[1] Auch das S. 7 unten aus Rustebuef angeführte Beispiel gehört hierher.

[2] Es seien immerhin ein paar neue Fundstellen genannt: Rom. d'Alix. S. 11, V. 31, Tournoiement Antecrit V. 264, Th. franç. S. 394 u. 593, Rec. gén. d. fabl. II, 106.

Inhalt des *que*-Satzes etwas für das Subjekt Peinliches darstellt; daraus erklärt sich, daß die Wendung sich zuweilen stark dem Sinne von 'fürchten' nähert, wie in dem Beispiel, das W. S. 7 aus dem 'Atre perilleus' anführt, ja geradezu 'fürchten' heißt, wie an den beiden, hier (s. vor. Seite) erwähnten Stellen, an denen sich *ne* im *que*-Satze findet. Die eben genannte Bedeutung 'jeden Augenblick auf etwas gefaßt sein müssen', die durch den Zusammenhang an mehreren Stellen gefordert wird, liegt ganz besonders vor in den Fällen, wo die Wendung als zweiter Hauptsatz auftritt, s. hier auf voriger Seite; sie setzt voraus, daß, wie *n'avoir garde, n'avoir paor, doutance* auch 'nicht Furcht zu haben brauchen' heißt, *ne garder l'eure* auch 'nicht auf die Stunde zu achten brauchen' bedeuten konnte, und dafür spricht noch deutlich die Stelle aus G. de Beaulieu *vous ne gardez quel ore mais tut tens l'atendez*, wo *ne garder* zweifellos 'nicht zu achten brauchen' heißt. — Eine zweite, weit seltenere Bedeutung, die W. feststellt, nachdem ich schon in der 2. Auflage meiner 'Zwei altfranz. Dichtungen' (1911) auf sie hingewiesen hatte, ist 'es mit etwas eilig haben', 'es nicht erwarten können', 'es lebhaft wünschen'. Allerdings wäre von den vier Belegen, die er aufführt, nach seiner Meinung nur einer entscheidend. Das ist nicht ganz richtig. Die Stelle aus dem 'Cor. Loëis' scheidet freilich aus, wenn man mit Langlois der Lesart von A folgt, was der Zusammenhang gebietet, und weiter gehört die Stelle aus dem Trojaroman nicht hierher, wohl aber liegt unser Sinn an der Mousket-Stelle (Fortune hat es eilig, das Oberste zu unterst zu kehren) fast ebenso deutlich vor. wie Montaiglon-Raynaud. Rec. gén. II, 90: *Sa queste et ses deniers en trait; Ne garde l'eure qu'i[l] l'ait fait, Moult forment se haste et esploite.* Hinzufügen kann ich noch einen ebenfalls ganz sicheren Beleg aus Aliscans: *Cil pautonier qui sont de pute orine Je ne gart l'ore j'en face decipline* (G. d'Orange ed. Jonckbloet S. 339, V. 4704—05, in der Ausgabe von Wienbeck-Hartnacke-Rasch V. 4453—54). — Eine dritte Bedeutung formuliert W. S. 10 nicht genauer, sondern sagt nur: *c'est qu'on se laisse surprendre par l'événement, qu'il arrive sans qu'on s'y attende*, also 'unversehens'. Von den angezogenen Beispielen sind die beiden letzten abzutrennen, denn es liegt hier nicht, wie W. meint, eine *'fusion'* vor, sondern wir haben es, wie schon der Konjunktiv zeigt, nur mit dem ersten Sinne zu tun. Die übrigen Stellen, denen sich die hier oben angeführten aus Jehan et Blonde und Eracle zugesellen, weisen alle den Indikativ im *que*-Satze auf. Prüft man an ihnen aufmerksam den ganzen Zusammenhang, so sieht man, daß bei G. Alexis eine Übersetzung mit 'unversehens' sich rechtfertigen läßt, wie sie denn auch an der Stelle aus Mielot (s. hier oben) das natürlichste ist, aber an den anderen Stellen heißt es m. E. geradezu 'bald'; eine nähere Begründung würde hier zu weit führen, und ich will nur bemerken, daß dieser Sinn besonders deutlich an den Beispielen aus Blancandin und Eracle zutage tritt.

Was nun die Hauptsache, die Erklärung der verschiedenen Bedeutungen, betrifft, so kann man sich mehrfach mit Walberg, soweit wie er sich deutlich äußert, nicht einverstanden erklären, am ehesten noch, wenn er zu der ersten und häufigsten bemerkt: *cette locution veut dire d'abord, ne pas faire attention au, ne pas se soucier du moment où tel événement se produira, d'où 's'attendre à ce qu'il se produise d'un moment à l'autre.* Bischoffs Auffassung 'ich kann nicht einstehen für den Zeitpunkt . . ., weil dies eben jeden Augenblick stattfinden kann' ist, wie ich hier zurückgreifend anschließen möchte, unhaltbar, und ich wundere mich, daß sie eine Art Beifall bei A. Schulze (Zs. f. frz. Spr. XXXIX 2, 174) gefunden hat, der im übrigen mit Recht Ebelings Erklärung 'sich vor der Stunde nicht zu hüten brauchen, sie ist schon da' (Zs. f. frz. Spr. XXV 2, 34) zurückweist. Gar nicht befriedigt Försters Glossierung im Crestien-Wörterbuch für die Erec-Stelle 2993 'ich kann den Augenblick nicht berechnen, nicht voraussehen'. Ich habe schon in der 1. Auflage meiner 'Zwei altfranz. Dichtungen'

gesagt: 'auf die Stunde nicht achten, daß das Betreffende geschehe', d. h. 'jeden Augenblick darauf gefaßt sein'. Das deckt sich ungefähr mit dem, was Walberg bemerkt, und wenn ich nicht den Beifall von Ebeling und Schulze fand, so liegt dies wohl daran, daß ich 'Stunde' nicht gesperrt gedruckt oder 'bestimmte' nicht in Klammern hinzugefügt hatte; in der dritten Auflage glaube ich mich klarer ausgedrückt zu haben, und ich sage jetzt noch deutlicher in der vierten: 'nicht auf die Stunde, d. h. nicht auf den bestimmten Zeitpunkt achten' (ein solcher ist nicht gegeben), daher 'jeden Augenblick des Eintretens eines Geschehnisses gewärtig sein', oder auch 'jeden Augenblick darauf gefaßt sein müssen'. Mit anderen Worten, ich betone das *l'eure* und verstehe es als 'eine bestimmte Stunde', 'einen bestimmten Zeitpunkt', und daß es dies heißt, wird m. E. durch das Danebenstehen einerseits von *terme* und andererseits von *ne garder quel eure* (s. die Beispiele oben) bestätigt. Mit dem gleichen Sinn haben wir es auch in den vereinzelten Beispielen zu tun, wo im Hauptsatz kein *ne* steht (s. oben), oder wo wir *ne g. que* (*mais, ne mais* [1]) finden. Auch hier liegt zwar keine gegebene, festgesetzte Stunde vor, aber sie ist gleichsam in der Phantasie des Sprechenden vorhanden, weil er sie immer vor sich sieht, sie ihm deutlich vor Augen steht, er die Stunde erwartet, in der das Bedrohliche eintreten wird (Indik.) oder eintreten kann (Konj.).

Wie lassen sich nun mit der ersten, häufigsten Bedeutung die beiden anderen 'es eilig haben mit' und 'bald (unversehens)' vereinigen? Ich fasse zunächst die letztere ins Auge, für die Walberg mit *c'est qu'on se laisse surprendre par l'événement* gewiß keine richtige Erklärung gibt, und schicke zur größeren Deutlichkeit eine Stelle aus dem Escoufle 7668 ff. (Walberg S. 10) voraus: *Les puceles en ont ëu Tel pitié que cascunne en plore. Mais els ne garderont ja l'ore Que cil plour a ris tourneront; Que jou cuit bien qu'eles verront Par tans en la cambre tel rage Qu'ainc puis ... N'ot tant de joie ne tant ris en un ostel.* Es ist zu beachten, daß an allen Stellen der Indikativ steht und das Eintreten eines Geschehnisses gar nicht in der Vorstellung des Subjekts liegt, sondern nur vom Schriftsteller als sicher hingestellt wird. Wenn letzterer nun im Hauptsatz, der meistens das Futurum zeigt, *ne garder l'eure* gebraucht, so will er sagen, daß die betreffende Person auf die Stunde des Eintretens gar nicht zu achten, sich darum gar nicht zu kümmern braucht (an allen Stellen ist *ne g. l.* = 'nicht auf den Zeitpunkt zu achten brauchen'), da das Eintreten selbst nicht nur gesichert ist, sondern auch nahe bevorsteht, näher als sie es ahnt. So kommt es zu den Bedeutungen 'bald' und zuweilen 'unversehens'; letzteres drückt Chrestien im Yvain 2661—62 auch mit *savoir l'ore* aus: *Ja, ce cuit, l'ore ne savra Qu'esperance träi l'avra.* — Was den anderen nur dreimal belegten Sinn angeht 'es eilig haben mit', 'es nicht erwarten können', 'es lebhaft wünschen', so kann ich Walberg nicht zustimmen, wenn er S. 8 meint, von der ersten Bedeutung zu dieser sei die Entfernung nicht groß, ja, ich finde gar keinen Weg dahin. Auch sagt er nicht, wie er sich diesen Übergang vorstellt, dagegen gedenkt er einer anderen Entwicklungsmöglichkeit: 'ne pas tenir compte de l'heure' [fixée], d'où 'ne pas attendre que l'heure soit venue', 'avoir hâte de faire une chose', allein diese ist doch sehr gezwungen und nichts weniger als überzeugend, denn der Betreffende denkt ja gerade an nichts anderes als den Zeitpunkt, wo er mit etwas fertig sein, oder etwas Ersehntes eintreten könne, man erwartet also ein *il garde l'eure*. Ich sehe nicht, wie man aus unserer Wendung selbst zu einer plausiblen Erklärung gelangen kann; im besten Falle bliebe immer der Sprung von einem *ne pas tenir compte de l'heure* [*fixée*] zu einem *ne pas attendre que l'heure soit venue*, und so zweifle ich denn nicht, daß sich eine andere

[1] Auch *mais fors* mit *n'atendre* im Hunbaut 2128—29: *Si que cil n'atent mais fors l'eure De morir sans autre confort.*

Ausdrucksweise eingemischt hat, nämlich das häufige *ne cuidier veoir l'eure que* + Konj. 'etwas lebhaft wünschen', von der Walberg S. 14 in anderem Zusammenhang spricht. Den von ihm zusammengetragenen Belegstellen füge ich noch hinzu: Rom. de Renart ed. Martin I, 84, V. 2994, Philomena 460, Clef d'amors 3219, Rom. de la poire 2585 (formal etwas abweichend) und Floire et Blancheflor 2104, vgl. Jaufre I, 131 b: *Ni cuia la sazon vezer Que ab ella puesca parlar.* Ich meine also, daß *ne garder l'eure* von *ne cuidier veoir l'eure* beeinflußt wurde und zuweilen die Bedeutung des letzteren annahm. Den gleichen Sinn hat das italienische *non veder l'ora*, das W. S. 13 unter Hinweis auf Entsprechendes im Spanischen und Rätoromanischen in dankenswerter Weise berührt. Angeschlossen sei noch Rovetta, La signorina S. 355: *non vede l'ora di cacciarsi in letto*, sowie eine andere Stelle bei demselben Autor: *non vedeva il momento d'essere a Genova*, und bemerkt sei, daß schon Goldoni, Un curioso accidente II, 8 sagt: *non vedo l'ora di veder fremere, di vedere a disperarsi Riccardo*, während Boccaccio, um Gleiches auszudrücken, *gli parve mille anni che ...* gebraucht (Decam. III, 6; IV, 2; V, 8). Freilich begegnet die Wendung schon bei Giordano Bruno, Candelaio IV, 5, aber hier in einem ganz anderen, geradezu entgegengesetzten Sinn: *Ho inviato alla botteca di Consalvo il mio garzone per certa polvere, et non vede ora di venir. Bisogna ch'io vi vadi*, d. h. 'er hat keinerlei Eile', eigentlich wohl: er sieht nicht, findet nicht eine Stunde, wo er zurückzukehren hat. Auch im Altfranzösischen kommt übrigens einfaches *ne veoir l'eure* (*le jor*) vor, so Rec. génér. d. fabl. I, 212, II, 106, aber es heißt da nur 'die Stunde nicht erleben'.

Schließlich sei noch ein Irrtum berichtigt, der sich im Rec. gén. d. fabl. II, 106 vorfindet. Dort sagt die Dame: *Faites le bien, si vos levez, Que mes sires vient du tornoi*; das darauffolgende *Par cele foi que ge vos doi, Ge ne gart l'eure que il viegne* wird nun von den Herausgebern als Rede des Guillaume aufgefaßt. Wäre dies richtig, dann müßte der letzte Vers dem Zusammenhange gemäß heißen: 'es ist mir ganz gleichgültig, ob er kommt', 'ich mache mir nichts daraus', ein Sinn, den *ne garder l'eure* sonst niemals hat. Es ist jedoch alles bis *eschaperez* Rede der Dame; die beiden Striche, die die Wechselrede anzeigen sollen, sind zu beseitigen, und damit erhält unsere Wendung wieder ihre gewöhnliche Bedeutung.

Jena. O. Schultz-Gora.

Dantis Alagherii De monarchia libri III rec. Ludovicus Bertalot. Friedrichdorf in monte Tauno apud Francofurtum apud editorem. 1918. 111 S. 8°. 2 M., für Seminare und ähnliche Studiengesellschaften bei 6 und mehr Abzügen 1,60 M.

Dieselbe Handschrift Bini, die Bertalot aufgefunden, und mit deren Hilfe er die Abhandlung Dantes De vulgari eloquentia in vielfach verbesserter Gestalt 1917 im Selbstverlage herausgegeben hat, enthält auch eine gute Abschrift der drei Bücher De monarchia. Auf Grund dieser Lesart und der Lesart weiterer elf Handschriften und unter Zuhilfenahme der Übersetzung Ficinos, der Editio princeps und der kritischen Ausgabe Wittes ist der Text neugestaltet. So durchgreifende Änderungen wie bei der Vulgaris eloquentia konnte man hier nicht erwarten, da der Text in den bisher bekannten Handschriften schon gut überliefert war. In einzelnen Kleinigkeiten ist aber doch manches gebessert, z. B. gleich I, 1, 1 *quos ad amorem*; II, 1, 17—18 die Herstellung von Wittes *uitio* und *unico* usw., und die Satzzeichensetzung ist einer gründlichen Neuordnung unterzogen. Das Lesartenverzeichnis ist beschränkt; die Abweichung einer einzelnen Handschrift, selbst wenn es sich um eine der vier handelt, die noch aus dem 14. Jahrhundert stammen, ist nicht immer angeführt. Daher kommt es wohl, daß

man an manchen Stellen über die abweichende Lesart Wittes weder bei diesem noch bei Bertalot Auskunft findet. So I, 3, 33 W *hoc etiam*, B *hoc*; I, 3, 35 W *sic et*, B *sic etiam*; I, 15, 19 W *est*, B *sit*; II, 5, 98 W *putavit*, B *putat*; III, 6, 4 W *ut*, B *quod*; III, 9, 76 W *esset*, B *est*; III, 9, 86 W *pacem mittere*, B *mittere pacem*; III, 10, 54 W *eo*, B *ea*. In der Rechtschreibung befolgt Bertalot den Grundsatz, den er in seiner Ausgabe der Vulgaris eloquentia befolgt hat, ohne ihn weiter zu begründen. In Fußanmerkungen werden die Quellen Dantes kurz angegeben. Leider fehlen aber jegliche Verzeichnisse, wie sie jener Ausgabe beigegeben wurden. Immerhin ist es aber sehr erfreulich, daß man Dantes wichtige Schrift jetzt in einer so sorgfältigen, gut gedruckten und billigen Ausgabe lesen kann.

Halle. Berthold Wiese.

Dr. Werner von der Schulenburg, Ein neues Porträt Petrarcas. Eine Studie über die Wechselwirkung zwischen Literatur und bildender Kunst zu Beginn der Renaissancezeit. Bern, Francke, 1918. 64 S. Lex.-8° und 4 Tafeln. M. 10.

Verfasser macht den ganz verunglückten Versuch, den Krieger auf der Miniatur Simone Martinis in der Virgilhandschrift Petrarcas als ein Bildnis Petrarcas zu erweisen. An zwei dünnen Fäden reihen sich die Beweisgründe auf. Das von de Nolhac entdeckte Petrarcabild, meint Verf. zunächst, kann nicht ähnlich sein, denn es stimmt nicht zu anderen gleichzeitigen Darstellungen, und Petrarca war auch nicht so schön, sondern eher häßlich. Ich sehe nun keinen so großen Unterschied in den verschiedenen Miniaturen und Bildern, die Anspruch auf Echtheit haben, von dem Bilde in der Franz von Carrara gewidmeten Handschrift der De viris illustribus. Weiter ist es nicht richtig, daß sich Petrarca selbst für häßlich erklärt hat. Er sagt in dem Briefe ad posteros: 'Forma non glorior excellenti, sed quae placere viridioribus annis posset: colore vivido, inter candidum et subnigrum, vivacibus oculis ...', und die S. 19 aus De contemptu mundi angeführte Stelle besagt wegen des asketischen Charakters der Schrift nichts; im Gegenteil liest man zwischen den Zeilen, daß Petrarca sich für hübsch hielt. Boccaccio, der Petrarca doch genau kannte, sagt von ihm: 'Forma venustus, facie rotunda atque decorus', und Filippo Villani: 'Fuit poeta aspectu pulcher et venerabilis, statura procerus, hilari facie et lineamentis, proportionata venuste ...' Ganz verkehrt ist aber die Erklärung des Namens Silvanus, den Petrarcas Freunde ihm scherzweise gaben: 'Gewichtige literarische Quellen zeigen nämlich, daß Petrarca in der Zeit seiner Mannesjahre nicht nur in seiner Lebensführung, sondern auch in seinem Äußeren sogar etwas Faunisches gehabt hat. Die Freunde nannten den Einsiedler von Vaucluse scherzweise Silvanus: "Multi ex nostris in omni sermone saepius me Silvanum quam Franciscum vocant", schreibt der Dichter harmlos an seinen Bruder, farm. X, 4.' Es handelt sich um den bekannten Brief, in welchem Petrarca-Silvius seinem Bruder-Monicus den Sinn der Ekloge Parthenias erklärt und von dem Namen sagt: 'Nominum ratio haec est: primi quidem tum quia in silvis res acta est, tum propter insitum ab ineunte aetate urbis odium amoremque silvarum, propter quem multi ex nostris in omni sermone saepius me Silvanum quam Franciscum vocant.' Silvanus bedeutet also, wie Verfasser hätte sehen müssen, wenn er die Stelle gelesen hätte, und wie auch aus de Nolhac zu erkennen war, wie Silvius nur der Liebhaber der Einsamkeit.[1]

[1] Das beweist auch die zehnte Ekloge über den Sturz eines Lorbeerbaumes, den Verfall der Dichtkunst und den Tod Lauras, in der Petrarca sich Silvanus nennt, und vgl. auch Boccaccio in seiner Vita: 'Nam quamquam solitudine ... delectatur, quod ipsemet in quadam ecloga sua,

Diese Auffassung des Verfassers leitet nun aber zu dem zweiten Teile seiner Arbeit über, der eine Miniatur Simone Martinis mit 'faunischem' Gesichtsausdruck als realistisches Petrarcabild zu erweisen sucht. Zunächst wird behauptet, daß der römische Hauptmann auf der Kreuzigungstafel dieses Malers ein Selbstbildnis des Künstlers sei, denn das S. P. in der Fahne bedeute nicht etwa, wie gewöhnlich, senatus populusque romanus (Q. R. sind verdeckt), sondern Simon pinxit. Dazu sollen noch um den Kopf die Buchstaben S. A. S. P. stehen und Simon a Sena pinxit bedeuten. Ich erkenne sie nicht und finde *a* statt *de* auffällig. Unter allen Umständen ist die Deutung nicht sicher. Die Gesichtszüge dieses Bildes werden nun in der aus dem 17. Jahrhundert stammenden Kopie eines Gemäldes aus der Sainte Chapelle in Paris wiedergefunden, welches den Besuch des späteren Königs Johann von Frankreich bei Clemens VI. in Avignon (1342) darstellt. Der Mann, welcher dem Papste in des Herzogs Namen ein Diptychon in senesischer Art überreicht, soll somit Simone sein, und folglich soll auch das überreichte Bild von ihm herrühren. Ich finde keine große Ähnlichkeit zwischen beiden Gesichtern. Dieselben Züge soll nun endlich auch noch der Servius auf der bekannten Miniatur Simones in Petrarcas Virgilhandschrift tragen, so daß auch diese Figur ein Selbstbildnis des Malers wäre. Diese Miniatur ist nämlich nach Verf. allegorisch zu fassen, und ihre von Petrarca in lateinischen Versen beigegebene Erklärung, daß Servius Rittern, Landleuten und Hirten Virgils Werke erklärt, ist nur der wörtliche Sinn, die schöne Hülle; der eigentliche Sinn ist, daß Servius-Simone dem Ritter (Scipio)-Petrarca in Virgil-Petrarca seine eigene künftige Dichterkrönung zeigt. Denn der Dichter trägt die verklärten Züge des Ritters, und dessen Erstaunen ist auf die Erkenntnis, sich sich selber gegenüber zu sehen, zurückzuführen. Daß dieser Dichter aber Petrarca ist, wird so erwiesen: 'Und ehe die Einladungen (zur Dichterkrönung) von Rom und Paris angelangt waren, malte er dem Dichter für seinen Vergil die eigene bevorstehende Krönung, eine höfliche, freundschaftliche Schmeichelei, ein Entgegenkommen des zarten Malers gegen den aktiven Dichter. Petrarca wird im Kostüm des Scipio Africanus dargestellt, des Helden seines Krönungsepos, des Eroberers Afrikas, mit den Löwenköpfen an den Knien. Aber nicht nur weil er Schöpfer Scipios ist, läßt sich Petrarca von Simone so darstellen, sondern als wiedergeborener Scipio. Petrarca ist Scipio usw.' (S. 42.) Weiter heißt es S. 43: 'Mit dieser Verherrlichung seiner Persönlichkeit als Scipio auf der Miniatur ist der Eitelkeit Petrarcas aber noch nicht Genüge getan. Auch von Vergil steckt ein Teil in ihm' usw. Auf eine Wiedergabe der Gedanken, wie auch die eigenhändige Eintragung Petrarcas über Lauras Tod vor der Miniatur mit dieser Allegorie in Zusammenhang zu bringen ist, verzichte ich. Es sind noch größere Hirngespinste als die vorherigen Ausführungen. Die philologische Vorbereitung des Verfassers ist übrigens viel zu dürftig; er beschränkt sich eigentlich darauf, einige Stellen aus Körting und de Nolhac auszuschreiben. Man versteht daher nicht, was die zahllosen Literaturangaben S. 5—10 sollen, die dazu zum Teil ganz ungenau sind. Das aus de Nolhac stammende Zitat S. 19 gehört nach S. 20, wo es ebenso verstümmelt wiederholt ist. In den Literaturangaben fehlt Corazzinis Ausgabe der Briefe Boccaccios bezeichnenderweise. Überzeugungstreue kann man der Arbeit nicht absprechen, aber Überzeugungskraft.

Halle. Berthold Wiese.

---

cui nomen Argus, testatur amplissime se posterum Solivagum ac etiam Sylvium vocitando, fuit tamen et est homo moribus et loquela civilis ...' (Ausgabe Solerti S. 260).

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. Organ des Vereins für österreichische Volkskunde in Wien. XVIII. Jahrgang, 1917. 5. bis 6. (Schluß-) Heft. Mitte Februar 1918. Wien, Gerold & Co., 1918. [L. von Führer: Bilder aus Sekular, Velika, Plav und Gusinje (mit 5 Abbildungen). — R. Kühnelt: Das Weib in Montenegro. — A. Dachler: Alte deutsche Siedlungen im nordöstlichen Italien (mit 9 Grundrissen).]

Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts (Neue Folge der ‚Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte'. Schriftleitung: Prof. Max Herrmann). Berlin, Weidmann, 1916. VI. Jahrgang, 1. Heft [E. Schwabe, Der Methodiker Joh. Rhenius (1574—1639). Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte von Melanchthons lateinischer Grammatik. — R. Stölzle, Schulerinnerungen eines Würzburger Jesuitenzöglings aus den Jahren 1755—63]. — 2. Heft [E. Körner, Erasmus Alber als Pädagog. — A. Arnheim, Die 'Musicomastix' des Elias Herlicius. — R. Köhler, Das höhere Schulwesen im Herzogtum Anhalt bis zum Jahre 1910]. — 3. Heft [F. Boehm, Antike Kinderspiele. — A. Herr, Die Bücherverzeichnisse der ehemaligen Schlaggenwalder Lateinschule. — A. Schnizlein, Schulgeschichtliches aus Stipendiatenbriefen]. — 4. Heft [Quellen und Abhandlungen: B. A. Müller, Zur Ikonographie Jakob Wimpflings. — R. Stölzle, Pestalozzi und die bayrische Regierung im Jahre 1802. — S. Aschner, Der deutsche Unterricht und die Romantik].

Litt, Th., Geschichte und Leben. Von den Bildungsaufgaben geschichtlichen und sprachlichen Unterrichts. Leipzig, Teubner, 1918. V, 194 S. M. 3,60. [Der Titel läßt Gutes erwarten. Wer sollte in dieser Zeit allgemeinen Umsturzes nicht aus dem Studium der Vergangenheit Lehren für die riesigen Aufgaben der Gegenwart erhoffen? Je weitere Schichten der Bevölkerung in einem demokratischen Gemeinwesen zur Teilnahme an der Regierung gelangen, desto notwendiger wird historisch-politische Massenbildung. Was ist das Ziel des Verfassers? Im Kapitel 'Normen der Gegenwart' bezeichnet er es als 'geistiges Gesamtgebilde', als 'Aufgeschlossenheit des Mitfühlens' und handelt von der Eingliederung alles Einzelwissens in dies 'historische Ganze', S. 182. Das ist die Denkweise eines Humanisten, der neben der Welt lebt. Der Engländer hat die Geschichte als das Erziehungsmittel für die Jugend zur Führung und Förderung seines Staates ausgebaut. Er hat damit seine Massen zu nationaler Gewissenhaftigkeit und zu umsichtigem sozialen Wissen gebracht. Werden wir auf die Dauer uns den Luxus einer so abstrakten Bildungsschönheit gestatten können? Und mit wie vielen Worten hat unser wohlmeinender Autor seine schönen Träume, die an transzendentale Philosophie erinnern, vorgetragen! Das Drucken scheint immer noch zu billig.]

Lenz, Max, Für die Hamburgische Universität. Zugleich eine Kritik der Gegner. Hamburg, Broschek, 1918. 51 S. 4°. [Ein Geschichtschreiber des Universitätswesens stellt hier aus genauer Kenntnis der Verhältnisse die Schwierigkeiten dar, die sich in der größten Hafenstadt Deutschlands der Ausbildung des Hochschulwesens entgegenstemmen. Ein Geist unmittelbarer Nützlichkeit und regionaler Beschränktheit werde überall fühlbar. Nicht einmal die Vertreter der neueren Sprachen würden sich in dem ihnen zugedachten Rahmen wohl fühlen können. Mit ganz anderem Verständnis für humanistische Dinge haben die Frankfurter die Universitätsfrage gelöst.]

Sachse, Arnold, Die Kriegsmaßnahmen der preußischen Unterrichtsverwaltung: I. Die Erhaltung der Schulen; II. Sorge für die Lehrer und ihre Zukunft; III. für die Familien der Lehrer; IV. Unterricht und Erziehung; V. Benutzung der Schule; VI. Zukunft der Schüler; VII. Fortsetzung der friedlichen Tätigkeit. (Internationale Monatsschrift, XI, 10. S. 1153—1196.) Leipzig, Teubner, 1917.

Mitteilungen des Vereins der Freunde des humanistischen Gymnasiums, hg. vom Vereinsvorstand, redigiert vom Schriftführer S. Frankfurter. Wien, Fromme, 1918. Heft 18. 104 S. [Das Heft beginnt mit einem warmen Nachruf auf den Grafen Stürghk als früheren Uiterrichtsminister Österreichs und ist auch mit dessen Bilde geschmückt, in begreiflicher Erkenntlichkeit dafür, daß der Graf während seiner Amtstätigkeit die klassischen Studien möglichst gefördert hat. Dies Verdienst kann auch die Neusprachler erfreuen. Zu bedauern ist nur, daß er gleichzeitig die anglistischen Studien beschränkte, indem er eins der österreichischen Ordinariate für englische Philologie dauernd zu einem Extraordinariat zurückschraubte. — Weiterer Inhalt: W. Brecht, Klassisches Altertum und neueste deutsche Dichtung, S. 25—45. — L. Mitteis, Antike Rechtsgeschichte und romanisches Studium, S. 56—78. — Sitzungsberichte. — Zeitungsausschnitte].

Haberlandt, M., Völkerkunde. X. Allgemeine Völkerkunde. Mit 39 Abbildungen. (Sammlung Göschen, 73.) Leipzig, Göschen, 1917. 138 S.

Sieben-Sprachen-Wörterbuch: deutsch, polnisch, russisch, weißruthenisch, litauisch, lettisch, jiddisch, hg. im Auftrage des Oberbefehlshabers Ost. Leipzig, Spamer, 1918. 420 S. [Unter erschwerenden Umständen in der Kriegszeit entstanden, als Nebenarbeit nach der laufenden Beschäftigung der Übersetzungsstelle, ohne wissenschaftliche Hilfsmittel und ohne die Möglichkeit, Fachleute zu dauernder Mitarbeit heranzuziehen. Die Worte sind aus dem täglichen Gebrauch des Lagerlebens geholt und dafür bestimmt. Bescheiden erbittet der ungenannte Verfasser die wohlwollende Nachhilfe kundiger Leser.]

Muhieddin, Ahmed, Türkischer Sprachführer. Taschenwörterbuch für Reise und Haus. (Meyers Sprachführer.) Leipzig, Bibl. Institut. 267 S.

Neuere Sprachen.

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. (Vierteljahrsschrift der Schweizerischen Gseellschaft für Volkskunde, hg. von E. Hoffmann-Krayer und A. Rossat †.) XXII, Bd. 1, 2. Mit 12 Tafeln. Straßburg, Trübner, 1918. 128 S. Ausgegeben 1. 8. 1918 [L. Rütimeyer, Weitere Beiträge zur schweiz. Ur-Ethnographie aus den Kantonen Wallis, Graubünden und Tessin. Dazu Anhang: F. Fankhauser, Zu tessinisch *torba* 'Speicher'. — A. Rossat, Les 'Fôles'. VIII. — S. Meier, Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt. II, III. — Miszellen. — Bücheranzeigen. — Bibliographie 1917].

Beiträge zur Literatur- und Theatergeschichte, Ludwig Geiger zum 70. Geburtstag (5. Juni 1918) als Festgabe dargebracht. Berlin, B. Bahr, 1918. XVI, 486 S. [Auf der ersten Seite feiert Fulda den Jubilar als 'redlichen Sucher' und 'redlichen Finder'. Dann charakterisiert ihn der Herausgeber Heinrich Stümcke, der hierbei im Namen der Gesellschaft für Theaterfreunde auftritt, als beliebten Hochschullehrer, emsigen Forscher, vielseitigen Schriftsteller und Herausgeber. Seinem Wunsche, dieser Kriegsband möge dem Vorkämpfer der Renaissance und Gegenwartsliteratur (dem auch das Archiv viele Beiträge verdankt), eine dauernde Erinnerung sein und zugleich von Deutschlands ungebrochener Kraft zeugen, kann man sich nur wärmstens anschließen. — Die Beiträge sind chronologisch geordnet und beginnen mit einer Studie von G. Ellinger über Georg Fabricius, der an der sächsischen Fürstenschule zu St. Afra in Meißen wirkte und

1545—52 drei lateinische Oden drucken ließ, dazu Reisegedichte über Italien und Straßburg, Hymnen und Engelslobgesänge. Seine reformatorische Lebhaftigkeit, seine Vorliebe für Vergleiche aus dem Landleben, seine Anlehnungen an Horaz werden hervorgehoben; dann auch die Eigenschaften seines dichterischen Freundes Adam Siber (1516—84), der als Rektor der Fürstenschule zu Grimma vorstand und sich mehr über häusliche und lokale Vorkommnisse verbreitete. Der individuelle Ton der Goethezeit soll von derlei neuliterarischen Dichtern ausgegangen sein (S. 12). War nicht schon Walther von der Vogelweide individueller? — Am meisten habe ich gelernt aus dem zweiten Beitrag, worin F. Liebermann die Anschauungen Shakespeares von Staat, Gesellschaft und Kirche aus dessen 'Heinrich VIII.' herausschält. Das Stück behandelte Halbvergangenheit; die Kämpfe lebten den Leuten, zwischen denen Shakespeare aufwuchs, noch in der Erinnerung; die Ergebnisse hatten seine Lebensform gemodelt: da ist eine besonders deutliche Parteinahme des Dramatikers zu erwarten. Liebermann findet seine Anschauung von der Sittlichkeit der höheren Gesellschaft selbständig, tief und düster (S. 14), wie sie eben ein Menschenbeobachter gewinnt, der mit mächtigen Adligen und leitenden Geistern persönlich verkehrt hat. Shakespeare hat nicht so sehr den König selbst, sondern vielmehr die zwei von ihm 'schmählich ins Unglück gestürzten Personen', Wolsey und Katharina, fein porträtiert. Die Staatsangelegenheiten, die laut Prolog den Hauptinhalt bilden sollten, werden im Drama nicht entfernt so fühlbar wie etwa bei Schiller. Mehr als in seinen früheren Königsdramen hält Shakespeare hier die hundert kleinen Einzelzüge seiner Quelle fest, viel mehr als es jemals Goethe getan hat. Anderseits vermeidet es dieser objektive Künstler, seinen Personen 'Ideen' in den Mund zu legen; er bevorzugt mit der Wirklichkeitstreue eines Modernen 'die gemischten, gebrochenen Farben der Charaktere', hatte wohl auch besondere Rücksicht auf Hof und Beamte unter seinen Zuhörern zu üben. Am Charakter des Königs hat der Dramatiker die nach englischer Nationalsitte bewährte äußere Form bei tyrannischer Handlungsweise, also die 'höfische Falschheit' festgehalten. Manche dunkle Flecken, obwohl sie geschichtlich beglaubigt waren, hat er fortgewischt: eheliche Untreue, Habgier, Blutgerichte aus Religionsgründen. Da er früher Richard III. und Johann Ohneland nicht schonte, hat er wohl auch hier nicht aus Monarchismus so gehandelt, sondern eher aus Rücksicht auf den Begründer der anglikanischen Kirche und den Großvater der populären Königin Elisabeth; als Cäsarist hätte er Heinrich weit übermenschlicher hinstellen müssen. Staatsrechtliches Denken hätte ihn veranlassen müssen, Heinrich wegen Mangels eines Erben von Katharina abrücken zu lassen. Individuelles Seelenleben ging ihm vor. An Wolsey dagegen hat Shakespeare mit 'genialem Ahnen' die staatsmännische Größe erkannt und sie seinen Tadlern gegenüber angedeutet; er sah namentlich, daß Wolsey das europäische Gleichgewichtsspiel mit England als Zünglein an der Wage begann. Gutgläubig übernahm er aus seiner Quelle das angebliche Doppelspiel Wolseys mit dem Papste als Ursache seines Sturzes; tatsächlich ist dies weder erwiesen noch wahrscheinlich. Cromwell wird nicht wegen seiner Förderung der Kronmacht und Verwaltung, sondern nur als kirchlicher Reformator gefeiert; Shakespeare zeigt sich hier ebenso der alten Kirche abgeneigt wie in 'Heinrich V.', wo er die Bischöfe einen Krieg als Abhilfe gegen ein antiklerikales Parlament anzetteln läßt. Daß Thomas Morus als Blutzeuge für römischen Katholizismus starb, wußte um 1613 jeder Engländer; Shakespeare wünscht ihm Ruhm übers Grab hinaus, verschweigt aber seine Hinrichtung, offenbar um den König oder die Anglikaner zu schonen. Den Adel bewundert er wegen seiner feinen Form, seiner Würde im Unglück, seiner Ritterlichkeit; er hat keine demokratische Ader; die 'heilige Königin' empfiehlt sterbend, ihre Hofdamen nur an

Adlige zu vermählen. Dieser Hofadel der Tudors erstrebte nicht mehr mittelalterliche Landeshoheit, sondern nur Einfluß auf einen starken Monarchen, was Shakespeare offenbar besser findet. Shakespeare weiß, daß Suffolk Schwager des Königs war, der ihn deshalb beim Vornamen anredet: Kenntnis höfischer Etikette! Die Gier des Adels nach Klostergut mußte er auch kennen — er verschweigt sie aber 'in adelsfreundlicher Absicht' (S. 30). Aber er läßt den ersten Adligen des Reiches an unsittlichen Hochverratsprozessen teilnehmen, und — wohl im Hinblick auf Burghley — zieht er für höchste Staatsämter das Talent dem Geblüt vor. Kein Wort für Parlamentsfreiheit! Das Volk erscheint ihm als Begaffer einer Hofzeremonie. Aber das Handwerk zu erhalten ist staatsnotwendig, und eine drückende Steuer für das Volk hebt Heinrich auf Bitten der Königin auf. Völlig fern lag es Shakespeare, die Reformation als Ausfluß völkischen Tuns zu betrachten. Dagegen erkennt er bereits die Macht der öffentlichen Meinung: Heinrich schmeichelt den Londonern und gibt ihnen trügerische Kunde über seine Scheidung. Buckingham wünscht dem König Volksliebe; Wolsey erhielt sie durch seine Aktion gegen Buckingham. — Juristische Schulung verrät Shakespeare nicht, wohl aber Belesenheit in staatsmännischen Schriften; sein Heinrich straft sowenig wie der historische jemals mit formloser Willkür. Ans Köpfen war jene Zeit gewöhnt; Anna unterhält ihren Heinrich damit über Mittag! 'Blutig und grausam' läßt er nur den Bischof nennen, der unter Maria die katholische Gegenreformation lenkte; Marias Hinrichtungen wenigstens hat Shakespeare deutlich mißbilligt. Rechtskorruption hat Shakespeare überhaupt gut durchschaut, und zwar selbständig, mit dem gesunden Gefühl eines Laien; er hat auch Heinrichs Schamlosigkeit bei Bestrafung eines Unrechts, das er selbst gewünscht hatte, bloßgestellt. Doch fordert er nicht bessere Einrichtungen; ihm genügt die Gnade des Despoten; er war kein politischer Reformator. Kein Haß oder Hohn gegen die katholische Hierarchie an sich und das Ehescheidungsrecht des Papstes wird laut. Er verherrlicht Katharina, er verherrlicht Elisabeth, und zwar letztere nicht bloß in der als unecht angezweifelten Weissagung am Schluß; er hat namentlich ihr Geburtsjahr anachronistisch nach den Tod der Katharina verlegt, um ihre Legitimität absolut sicherzustellen. Selbst die Mutter der Elisabeth, Anna, nennt er — im Widerspruch zur Geschichte — sanft und allgemein beliebt. Daß gerade der vom Dramatiker verehrte Cromwell sie vernichten half, ist unterdrückt, ihre historische Koketterie nur schwach angedeutet. Cranmer, von katholischer Seite als 'Lutherischer Erzketzer' geschmäht, ist ihm Ideal eines Bischofs, trotzdem ihm in Wirklichkeit bedenkliche Schwächen anhafteten; vielleicht schätzte Shakespeare sehr hoch seine Verdienste um die geistige Erziehung. Im ganzen ist das Drama eine Studie über Falschheit; aus Liebe zu England ruft dies der Dramatiker selbst den höheren Ständen seines Landes zu. — Selten gewährt ein Quellenvergleich so tiefe Einblicke in die Shakespearische Seele. — Im nächsten Artikel erzählt P. Expeditor Schmidt, wie der lateinische Schulmeister Hartmann im Jahre 1602 Hoftheaterdirektor in Dresden werden wollte; ein Kuriosum. Es folgt Droeschers Festrede auf den 200. Geburtstag Glucks, an dem zumeist die Stilfortschritte hervorgehoben werden. Muncker gibt Nachträge zu seiner Ausgabe von Klopstocks Oden (1889); Klaar schildert die österreichische Uraufführung von Lessings 'Nathan', die zu Preßburg 1785 stattfand und, wie es scheint, auch der erste Nathan-Erfolg war. — Anfänge von Maler Müllers Berühmtheit verfolgt L. Fränkel. Lauter dankenswerte Bausteine. — Mehrere gute Artikel handeln über Goethe. Rullmann setzt auseinander, wie sich der Weimarer Geh. Rat zur Reformationsfeier auf der Wartburg 1817 stellte. Goethe bewunderte die Persönlichkeit Luthers, wünschte aber doch die Feier vom 22. Oktober auf den 18. verlegt, als auf den Tag der Schlacht

bei Leipzig, denn letzteres Fest sei, weil auf alle Deutschen bezüglich, doch ein höheres (S. 106). Er begann selber eine Kantate dafür zu dichten, von der wir zwei Strophen besitzen, die allerdings gar nicht konfessionell klingen:

Was soll all der Prunk bedeuten?
Regt er nicht der Seele Spott?
Wenn wir in das Freie schreiten,
Auf den Höhen, da ist Gott.

Auf den Höhen, rein umsäuselt,
Wie es sich auch fügen mag,
Wenn das Lockenhaar sich kräuselt,
Knaben, Mädchen, hier ist Tag.

Als dann die Freiheitsreden der Studenten von Preußen und Österreich zu Vorstellungen beim liberalen Großherzog Karl August benutzt wurden, hat es der greise Goethe leider unterlassen, seinen Fürsten in der Öffentlichkeit zu verteidigen. Knebel gegenüber mißbilligte er 'den garstigen Wartburger Feuerstank'. Er riet, das von einem der Redner herausgegebene Oppositionsblatt 'Iris' zu verbieten, worauf jedoch Karl August nicht einging. — J. Landau weist nach, daß Goethe bereits an eine Wasserstraße zwischen Donau und Rhein, sowie an einen von den Engländern zu erbauenden Suezkanal dachte (1827). Etwas wie die Sommerzeit hat er 1786 in Italien erwogen, die Erörterung von Friedensbedingungen, bevor noch der Krieg beendet ist, als Träumerei bekämpft (1810). v. Westerholz geht dem wechselnden Urteil Goethes über Shakespeare als Bühnendichter nach, Fritz den Erstaufführungen des 'Faust' an rheinischen Bühnen, und E. Wolff bringt beachtenswerte Gründe dafür vor, daß der Plan des Wilhelm Meister, den 'Hamlet' für das Theater zu bearbeiten, erst nachträglich in den Meister-Roman eingeschoben wurde, als Reflex von Goethes späterer Theaterleitung. Goethe und Schiller in gegenseitiger praktischer Beurteilung erscheinen im Artikel von Kilian über ihre Bühnenbearbeitungen des 'Egmont'. Einen Bericht über Goethes Totenfeier für Schiller in Lauchstädt 1805 teilt Scheidemantel mit, und zwar aus einer Hs. von A. L. Bucher (dem Vater des Bismarckischen Bucher) im Weimarer Schillerhaus 1859. Schiller allein kommt zum Wort in einer Skizze von Petsch über das Verhältnis des 'Tell' zu Shakespeares 'Julius Cäsar'. — Die weitaus größere Hälfte des Bandes wäre noch zu besprechen übrig. Sie gilt überwiegend der modernen Theatergeschichte: Ifflands Beziehungen zur Stuttgarter Hofbühne, P. A. Wolff und Weimarer Theaterzuständen, Kotzebue, der Volksbühne am Münchner Isartor, der ältesten deutschen Schauspieler-Pensionskasse, Bauernfeld und Saphir, Haases Anfängen und Shakespearerollen, Gutzkow und der Birch-Pfeiffer, Brachvogel und Devrient, Hebbel, Anzengruber, auch Ibsen. Hervorgehoben sei, was Stahl über Kean als einen tableaugewaltigen Vorläufer der Meininger berichtet; in 'Richard II.' hat er eine ganze Szene vor dem 4. Akt eingeschoben, um — nach Andeutungen Yorks im 5. Akt — den Einzug des gestürzten und des aufstrebenden neuen Königs vorzuführen (S. 441). Merkwürdig ist endlich die Selbstkritik, mit der sich Dingelstadt, von dem wir bisher ungedruckte Briefe durch O. Francke bekommen, 1875 über seine Weimarer Aufführung der Königsdramen aussprach: 'In der letzten Aprilwoche (23. bis 30.) hoffe ich, an dem dermalen recht hell strahlenden Himmel des alten Burgtheaters das Siebengestirn der Shakespearischen Königsdramen im Zusammenhang heraufzuführen: das Werk meines Lebens, das ich zu gutem Teile mein eigen nennen darf' (S. 419). Den tiefen Eindruck, den er mit solcher Erneuerung seiner Weimarer Hauptarbeit bei den Wienern machte, konnte ich 1876 noch selbst beobachten. — Wie könnte man jede Einzelheit nennen, ohne zu ermüden?

So sei nur noch bemerkt, daß Fontane in Briefen, die Pniower mitteilt, über Echtheit und Urform von Volksliedern 'höchst ketzerische Ansichten' verrät: 'die bewiesensten Formen würden noch immer keine bindende Kraft für mich haben'. Er findet die 'sogenannten Echtheitszüge alter Lieder mitunter sehr schön', aber durchaus nicht immer. Das beste Kriterium sei 'eine feine Zunge für derlei Dinge'. Im allgemeinen sei ja das Ältere auch das Bessere. Aber wer andere als wissenschaftliche Zwecke verfolge, müsse es doch 'vermeiden, seinen überfeinten Geschmack in Widerspruch mit dem Geschmack des Publikums zu bringen'. Er selbst zitiere alles 'nur um Ton und Stimmung willen' (S. 181). So geschrieben in Berlin im Jahre 1879, als die Nibelungenkritik Lachmanns und die Beowulfkritik Müllenhoffs im Mittelpunkt der germanistischen Formung standen. Scherer wußte damals in Gesprächen den dichterischen Standpunkt Fontanes bereits vollauf zu würdigen; Müllenhoff ließ sich durch keine dichterischen Eigenempfindungen von seinen philologischen Methoden abbringen; jeder der drei Männer vertrat in seiner Art ein berechtigtes Prinzip, und wer in ihre Sphäre hineingeriet, konnte für die Sache viel lernen. A Brandl.]

Brandis, C. G., Beiträge aus der Universitätsbibliothek zu Jena zur Geschichte des Reformationsjahrhunderts. (Zs. des Vereins f. thüringische Gesch. u. Altertumskunde. Neue Folge, 8. Beiheft.) Jena, G. Fischer, 1917. 84 S. M. 2. [Für Hamletforscher ist der Artikel über den Namen Wittenberg bei den Humanisten, S. 24—26, von Interesse; um den Namen volltönender zu machen, schrieb man ihn auch Wittenburg; man übersetzte ihn mit Leuc-oris, Albi-oris, Leucorium; man wollte ihn durchaus von einem *mons candens* herleiten, der in die Elbe vorspringe. Romanisten werden den Artikel 'Die Pflege des Französischen am Hofe der sächsischen Kurfürsten Ernestinischen Stammes' gern lesen. Für Deutschphilologen sind Verse auf Friedrich den Weisen und die Fürstenbilder im Schlosse zu Wittenberg abgedruckt.]

Sigmann, Luise, Die englische Literatur von 1800—1830 im Spiegel der zeitgenössischen deutschen Kritik. (Anglistische Forschungen, hg. von Hoops, 55.) Heidelberg, Winter, 1918. 318 S. M. 12,50. [Eine nützliche Zusammenstellung, allerdings mit einem überwiegend negativen Ergebnis, denn außer Scott und Byron haben die englischen Poeten der untersuchten glänzenden Periode wenig Gehör in deutschen Landen gefunden, und das vorwiegend nur bei unproduktiven Geistern. In England war man um dieselbe Zeit umsichtiger.]

Kindermann, Heinz, Hermann Kurz und die deutsche Übersetzungskunst im 19. Jahrhundert. Literarhistorische Untersuchung. Suttgart, Strecker, 1918. 70 S. M. 2. [Von den anderen deutschen Übersetzern des 19. Jahrhunderts wird zwar nur weniges im Vorbeigehen bemerkt, von Kurz selber jedoch eine recht lesbare Übersicht gegeben. Er hat, vielfach vom finanziellen Knüppel getrieben, aus den verschiedensten Sprachen übersetzt: Äschylos, Shakespeare, Ariost, Lamartine, Byron, Cervantes, Gottfried von Straßburg; von einem Eigenstil, wie z. B. Schlegel in der Shakespeare-Übertragung nach Goethe ihn schuf, kann man da nicht reden. Am Grunde dieser Tätigkeit lagen einige Anregungen von Goethe sowie der Trieb der Romantiker zum Erotischen, die Beweglichkeit eines süddeutschen Geistes und der Einfluß schwäbischer Literaturkenner wie Rapp; inwiefern Kants Ästhetik und Hegels Lehre von einer Familiengemeinschaft der europäischen Völker hereinspiegelten, ist nicht ganz klargelegt. Für die Art des Übertragens verwendet Kindermann Umschreibungen, die eine lebhafte Sehnsucht nach charakteristischen Textproben wecken. Mehrfach erwähnt er auch Handschriften, ohne jedoch Proben daraus zu geben. Immerhin gibt die Schrift eine Ahnung vom Streben unserer Großväter, aus der geistigen Enge des Biedermeiers herauszuwachsen zu einem freien Umblick über

die pochende Gegenwartswelt. Es ist auch bezeichnend, daß Kurz vom Altgriechischen ausging, um dazu nie mehr zurückzukehren, daß er auf dem Gebiet der romanischen Renaissance sein Bestes leistete, und daß er nichts schwerer fand, als mhd. Verssprache gut zu modernisieren.]

Germanisch.

Kauffmann, Friedrich, Deutsche Grammatik. Kurzgefaßte Laut- und Formenlehre des Gotischen, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutschen. 7. Aufl. Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun), 1917. VIII, 128 S. Br. M. 2,80, geb. M. 3,60.

Neckel, Gr., Studien zu den germ. Dichtungen vom Weltuntergang. (Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie, 1918, 7. Abh.) Heidelberg, Winter, 1918. 52 S. ['Sämtliche Weltbrandmotive des nordischen Ragnarök sind fremder, südöstlicher Herkunft, zur Völkerwanderungszeit durch Goten entlehnt ... Dagegen fehlt in ihnen der Gedanke, der dem germ. Ragnarök die Eigenart gibt: die Überzeugung, daß man gegen die vernichtenden Mächte bis zum letzten Blutstropfen kämpfen muß.']

Sievers, Eduard, Die altschwedischen Upplandslagh nebst Proben formverwandter germ. Sagdichtung. I: Einleitung (Sächs. Ges. d. Wiss., Phil.-hist. Klasse. XXXV, 1. VII, 262 S. Mit 3 Fig. im Text. 4°. Leipzig, Teubner, 1918 [Vorbemerkungen. — A. Zum Gang und zur Methode der Untersuchung. B. Zur Gebietsumschreibung und zur Benennung. C. Zur Sprachform und Metrik. I. Sprachliches. II. Metrisches. D. Zu den Texten. Von außerskandinavischen Denkmälern sind benutzt die ags. Gesetze des Ine, Alfred und Aepelred. Eine Klage um Land aus Liebermanns 'Gesetzen', Restitudinio, 2 Urkunden, die Annalen, Ælfric, dessen eigene Stimme S. 211 beschrieben wird, und Sprüche des Catos, ferner einige friesische Stücke].

Dresdner, Albert, Nordische Staats- und Kulturprobleme. Deutsche Rundschau 44, H. 3, S. 302—328. Berlin, Paetel.

Niederländisch.

v. Ziegesar, Niederländischer Sprachführer mit besonderer Berücksichtigung der flämischen Mundart. Taschenwörterbuch für Reise und Haus. Leipzig, Bibl. Institut, 1918. VI, 277 S. Geb. M. 3. [Das Vorwort betont, daß das Niederländische, auch von den Flamen, als Schriftsprache gebraucht wird, da leider das Flämische infolge der langen Vernachlässigung nicht den Schliff aufweise, den das nördlichere Niederländisch gewonnen hat. Der deutsch-niederländische Teil des Glossars ist ausführlich, der niederländisch-deutsche nur ganz kurz. Beigaben, Zahlwörter, Münzen und Gewichte, Briefmuster, geographische Namen, Speisen und Getränke und kurze Flexionslehre.]

Deutsch.

Wasserzieher, Ernst, Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, Dümmler, 1918. XXXII. 158 S. [Der Verf. liebt unsere Sprache, bis zur Verachtung des Englischen, das er als einen bloßen 'Mischmasch' bezeichnet; aus dem Plattdeutschen, speziell aus Reuter, hat er reichlich zitiert. Von seinen Lehrern Kluge und Trautmann hat er eine rechte Freude am Etymologisieren übernommen; er verzeichnet nicht bloß das unmittelbare Etymon, sondern bei heimischen Wörtern auch gern ags. oder an. Parallelformen, sogar Verwandtschaft mit dem Lateinischen, Griechischen, Italienischen, ferner bei geborgtem Gute die Zeit des Eindringens. Das Buch hat wissenschaftlichen Wert und linguistische An-

regungskraft. Vorangestellt sind dem Glossar große Listen von deutschem Erbgut, von Lehn- und Fremdwörtern, die überdies nach dem Jahrhundert der Aufnahme gruppiert sind, von rückgewanderten Wörtern, wobei z. B. Halsberg als Verderbnis von ahd. *diu halsberge* durch französische Zwischenstufe noch angeführt werden konnte; ferner tautologische Zusammensetzungen wie Bibelbuch, Diebstahl; Eigennamen, die zu Gattungsnamen wurden — erg. Baedeker; gelungene Verdeutschungen und Verdrängung deutscher Wörter durch ausländische; Volksetymologien; ehrlicherweise auch dunkle Wörter. Da und dort mag man zweifeln, wie dies bei einem so weiten Stoff natürlich ist; im ganzen ist es gute Arbeit.]

Jiriczek, Otto L., Seifriedsburg und Seyfriedsage. Eine Sagenstudie in Archiv und Gelände. Archiv des hist. Vereins für Unterfranken und Aschaffenburg, LIX (1917). 67 S. [Unweit der Saale, die bei Gemünden in den Main fällt, liegt das Dörfchen Seyfriedsburg, das in den Urkunden zuerst 1057 auftaucht. Zu diesem gehörte im 15. Jahrhundert ein 'Hoff zum Seufritz', dessen Umwallungsreste noch heute sichtbar sind; es dürfte sich um ein frühmittelalterliches Refugium, eine 'Volksburg' handeln, die man später als Viehgehege benutzte. Eine nahe Wiese unten an der Saale ist seit 1524 mit dem Namen 'Am Lindwurm' bezeugt. Nun wurde der Ortsname Seifriedsburg auf die Fluchtburg übertragen, als hätte sie einen Erbauer namens Seufritz gehabt; dieser Name wieder veranlaßte die Annahme, ein Sauhirt namens Fritz habe sie einst besessen; und jetzt gesellte sich das Motiv dazu — wohl durch Bänkelsang oder Siegfriedslieder —, daß der Hirt durch den Fund eines Steins sich Unverwundbarkeit errang, so daß er im Kriege viele Schätze gewinnen konnte, sowie daß er später als Ritter einen Lindwurm erlegt habe. Die Anknüpfung des Liedes an den Flurnamen erfolgte zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert. Aber es ist auch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß die Flurnamen 'Seyfridsburg' und 'Lindwurm' selbst aus der Sage heraus entsprungen waren, weil die Lage und Beschaffenheit der Gegend dazu einlud. Vorsichtig, mit Umsicht jede Spur in Archiv, Gelände und Sprachgeschichte verfolgend, ist der Verfasser dem Problem nachgegangen, dessen Bedeutung weit über das Lokale hinausgeht, denn ähnlich wie hier mag es anderwärts zugegangen sein, wo Heldensage an Ortsnamen haftete und später durch Sagenberichte wieder aufgefrischt wurde, z. B. bei der Heimesage in Innsbruck-Wilten, auf die der Verf. im Vorwort direkt verweist.]

Baesecke, Georg, Einführung in das Althochdeutsche. (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, begr. von Adolf Matthias. II. Bd., 1. Teil, 2. Abt.) München, Becksche Verlagsbuchhandlung, 1918. XI, 285 S. Geb. M. 13,50.

Dar kloane Catechismo von z'Béloseland, vorträghet in z'gaprécht von Siben Kameün un a viar halghe gasang. In seminárien von Pádebe, 1842. (Manuldruck: F. Ullmann, Zwickau, Sa.) 39 S. Verth Kreüzer T. [Ende Juni 1915 veranlaßte die italienische Heeresleitung die Räumung der deutschen Sprachinsel Sette Communi auf dem Hochplateau von Asiago. Darauf ließ die Leipziger Verlags- und Kommissions-Buchhandlung, Leipzig-Reudnitz, Ranftsche Gasse 10, den Faksimiledruck des sg. Kloanen Catechismo, als das letzte Literaturdenkmal der Sprachinsel, für 5 M. — statt wie bisher um 20 M. — verkaufen. Der Text liest sich wie lebendiges Althochdeutsch. Germanisten sehr zu empfehlen.]

Suchier, Wolfram, Dr. Christoph Philipp Hoester. Ein deutscher kaiserlich gekrönter Dichter des 18. Jahrhunderts. Borna-Leipzig, R. Noske, 1918. 112 S. Geh. M. 2.

Briefe von und an Lenz, ges. und hg. von Karl Freye und Wolfgang Stammler. Bd. I 331 S., Bd. II 312 S. Leipzig, Kurt Wolff, 1918. Geh. M. 18, geb. M. 24.

Lienhard, F., Einführung in Goethes Faust. (Wissenschaft und Bildung, 116.) Leipzig, Quelle, 1918. 116 S. [Die 1. Aufl. erschien 1912; jetzt liegt bereits die 3. vor. Mit Recht freut sich Lienhard im Vorwort, daß man sich mitten im Weltkrieg mit Goethes Faust noch eingehend beschäftigt. 'Bewußter als zuvor halten wir uns eben durch den Weltkrieg an das, was wir als unser im tiefsten und trautesten Sinne des Wortes empfinden.' Einen Kommentar wollte er nicht bieten; 'meine Einführung legt den Schwerpunkt auf den Sinn der ganzen Dichtung.' Nicht als ein Philologe, sondern als ein Mitschriftsteller plaudert er über Goethe, um gebildete Leser mit dessen Lebenskern vertraut zu machen.]

Höniger, R., Das Deutschtum im Ausland vor dem Weltkrieg. 2. Aufl. (Aus Natur und Geisteswelt, 402.) Leipzig, Teubner, 1918. 131 S. [Der Sinn ist unberührt geblieben, die Literaturangaben jedoch bereichert. Das inhaltsreiche Büchlein, das einen der notwendigsten Bildungs- und Unterrichtsgegenstände für jeden Deutschen behandelt, und zwar mit ausgedehntestem Sachwissen und in vornehmem Stil, verdient breiteste Beachtung.]

Weiser, Christian F., Das Auslanddeutschtum und das Deutsche Reich. Betrachtungen und Vorschläge. Gotha, Perthes, 1918. 72 S. [Weiser, bekannt durch eine Studie über Shaftesbury, hat lange in Amerika gelebt und stellt zunächst vielen deutschen Unterlassungssünden bei der Pflege unseres Volkstums die Rührigkeit der angelsächsischen Propaganda gegenüber. Das Ideal der deutschen Persönlichkeit sieht er in der Verbindung von Einheit, Freiheit und Wahrhaftigkeit; die angelsächsische Philosophie dagegen sei auf das Nützliche und den Erfolg eingestellt und führe daher nicht zu wahrer Freiheit. Eingehend wird die Tätigkeit englischer Missionen S. 27/28 geschildert: 'Wir haben mit Trauer und mit Empörung erleben müssen, wie englisch-amerikanische Kirchen und Missionen über die ganze Erde hin eben jenen Geist christlicher Liebe und Versöhnlichkeit, den sie zu vertreten vorgaben, gröblichst verletzten, so daß die Gesellschaft der Quäker sich zu einem feierlichen Protest veranlaßt sah.' Für die Zukunft schlägt Weiser die Gründung zahlreicher Stipendien vor, um die Auslanddeutschen mit dem Mutterlande in engerem Kontakt zu halten, ferner eine Organisation der Rückwanderung, parlamentarische Vertretung für die Auslanddeutschen und hierfür sogar ein eigenes Reichsamt; endlich gründliche Erziehung unseres Volkes zu welt- und kulturgeschichtlichem Denken durch eine besondere Vortragseinrichtung des 'Vereins für das Deutschtum im Auslande'.]

Englisch.[1]

Anglia. XLI, Neue Folge XXIX. 4. Heft. 2. Jan. 1918 [Keim, H. W., Aepelwold und die Mönchreform in England. — Westergaard, E., A few remarks on the use and the significations of the prepositions in Lowland Scotch. — Holthausen, F., Zu me. Romanzen: V. Amis und Amiloun. VI. Ipomadon. VII. Le bone Florence of Rome].

Beiblatt zur Anglia. XXVIII. 10. Heft. Okt. 1917 [Ia. Ekwall: Roberts.

[1] Der Mentor-Verlag wünscht den Abdruck folgender Berichtigung: 'Im Archiv Band 137, Heft 1/2, S. 122/23 befinden sich in der Besprechung von Holthausens Etymologischem Wörterbuch Bemerkungen über das Grieb-Schröersche Wörterbuch, die geeignet sind, den Mentorverlag, G. m. b. H., in dessen Verlag das Wörterbuch seit mehr als zehn Jahren erscheint, aufs ärgste zu diskreditieren. Ich bedauere diese Angaben, von deren Grundlosigkeit ich mich überzeugt habe. Der Rezensent.'

Die Buchhandlung Asher & Co. berichtete am 26. Februar 1919: 'Grieb-Schröer wird neuerdings von Langenscheidt wieder ausgeliefert, 2 Teile zu je 12 M.'

The place names of Sussex. — Liljegren: Wood, The form and origin of Milton's antitrinitarian conception. — Eichler: Erzählungen und Essays von William Yeats. Übertragen und eingeleitet von F. Eckstein. — Görnemann: Salomon, Der britische Imperialismus. — Liebermann: Morsbach, England und die englische Gefahr. Vortrag, geh. in Göttingen 2. 3. 1917. — Ib. Liebermann, Zur Geschichte des englischen Hasses gegen deutsches Wesen. — Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten: 12. ne. *jump*. 13. Irish 'an old game resembling backgammon. 14. me. *crot, crote* 'a particle, bit, atom. 15. ne. *skin*. — Björkman, Berichtigung. — Holthausen, Zu Gorboduc. II. Karpf: Die neuphilologische Lehrerbibliothek. Zusammengestellt von einem bayrischen Neuphilologen]. — 11, November [Ia. Groth: Stahl, L. Tiecks Shakespeare-Studien. Zwei Kapitel zum Thema: L. Tieck und das alte englische Theater. Caro: Mill, On liberty and the subjection of women. — Emerson, English traits. — Günther, A manual of English pronunciation and grammar for the use of Dutch students. — Ib. Björkman, Zur Haveloksage. — Rooth. Der Name Grendel in der Beowulfsage. — II. Caro: English fairy tales. Selected and arranged by L. Kellner. — Nursery rhymes. Selected and arranged by L. Kellner. — Mellin: Aschauer, Neuer Lehrgang der englischen Sprache für Mittelschulen und verwandte Lehranstalten. — Trenité, Drop your foreign accent. — Dinkler, Englische Gedichte und Lieder]. — 12, Dezember [Fehr: Fausler, The evolution of technic in Elizabethan tragedy. — Cohen, The ballade. — Björkman: Kriger, Schwierigkeiten des Englischen. — Poutsma, A grammar of Late Modern English. — Holthausen: Liebermann, Die Gesetze der Angelsachsen. — Ib. Zachrisson, Some notes on early English nicknames]. — XXIX, 1, Januar 1918 [Ia. Hoops: Liebermann, Die Gesetze der Angelsachsen. — Fehr: Brown, Shakespeare and the horse. — Liljegren: M. L. Bailey, Milton and J. Boehme, a study of German mysticism in 17th century England. Chauvet, La religion de Milton. — Ib. Fehr, Die Erforschung des modernen Englands (1880—1914). Praktische Ratschläge für Anglisten. II. Mitteilungen]. — 2, Februar [Ekwall: Holthausen, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. Schöffler, Chauceriana. *Saue. Graynes de Paris*. — Fehr, Die Erforschung des modernen Englands (Fortsetzung)]. — 3, März [Ia. Förster: Geiriadur Cymraeg a Saesneg. Spurrell's Welsh-English dictionary, edited by J. B. Anwyl. — Geiriadur Saesneg a Cymraeg. Spurrell's English-Welsh dictionary, edited by J. B. Anwyl. — Björkman: Günther, English synonyms, explained and illustrated. — Ib. Holthausen, Zum englischen Drama. 1. Zu King Lear I, 2, 162. — 2. Zu J. Thomsons 'Edward and Eleonora'. — Ekwall, A note on i- mutated primitive English a before l followed by a consonant. — Fehr, Die Erforschung des modernen Englands (Fortsetzung). — Fehr, Eine bisher unbeachtete Funktion der progressiven Form? II. Neue Bücher. III. Mitteilungen: Liebermann, Zum *ubi sunt?*-Motiv]. — 4, April [Ia. Kellner: Götz, Die komischen Bestandteile von Shakespeares Tragödien in der literarischen Kritik Englands. — Eichler: Wende, Über die nachgestellten Präpositionen im Ags. Ib. Fehr, Die Erforschung des modernen Englands (Fortsetzung)]. — 5, Mai [Ia. Viëtor: Morte Arthure. Mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar hg. von E. Björkman. — Lange: Cummings, The indebtedness of Chaucer's works to the Italian works of Boccaccio. — Horn: Hutton, W. Hogarth. — Hogarths Aufzeichnungen: seine Abhandlung Analyse der Schönheit ergänzt durch Briefe und autobiographische Erinnerungen, übertragen und hg. von M. Leitner. — Ekwall: Hilmer, Schallnachahmung, Wortschöpfung und Bedeutungswandel auf Grundlage der Wahrnehmungen von Schlag, Fall, Bruch und derartigen Vorgängen, dargestellt an einigen Lautwurzeln der deutschen und der englischen Sprache. — Eichler: Casement, Gesammelte Schriften, 2. — Schmitz, Englands politisches Vermächtnis an

Deutschland durch B. Disraeli, Lord Beaconsfield. — Ib. Holthausen, Zum ne. Drama. 1. Zu der Komödie Patient Grissill. 2. Zu Chettle's Hoffman. — Holthausen, Zu dem me. Gedicht 'De arte lacrimandi'. I. Zum Text]. — 6, Juni [Western: Deutschbein, System der ne. Syntax. — Zachrisson: Stichel, Die englische Aussprache nach den Grammatiken Peytons (1756, 1765). — Caro: Cooper, The last of the Mohicans. — Ib. Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten. 16. ne. *sand-asp.* 17. *slcac.* 18. me. *shamm* 'shame'. — Fehr, Die Erforschung des modernen Englands (Schluß). — II. Neue Bücher].

Språk och stil. (Tidskrift för nysvensk språkforskning.) Sjuttonde årgången. Förster — andra häftet. Uppsala, Akademiska Bokhandeln, 1917. 95 S.

Koch, John, Angelsachsen und Engländer. Konservative Monatshefte, Jahrg. 76, 2, S. 83—91. [Ergebnis: 'So sehen wir im heutigen Engländer — vielleicht mehr noch im Nordamerikaner — eine Wesensart ausgeprägt, die ihn merklich von den Angelsachsen unterscheidet, deren Abkömmling er sich nur mit geringem Rechte nennt.']

Deutschbein, Max, Sprachpsychologische Studien. Köthen, O. Schulze, 1918. 40 S.

von Glahn, Nikolaus, Zur Geschichte des grammatischen Geschlechts im Me. vor dem völligen Erlöschen des aus dem Ae. ererbten Zustandes. Mit besonderer Berücksichtigung der jüngeren Teile der Peterborough Chronik sowie südöstl. und einiger anderer südl. Denkmäler. (Angl. Forschungen, hg. von Joh. Hoops. Heft 53.) Heidelberg, C. Winter, 1918. VIII, 104 S.

Sir Degrevant, hg. von Karl Luick. (Wiener Beitr. 47.) Wien, Braumüller, 1917. VII, 139. [Die eine der beiden Handschriften, Thornton, war bisher nicht voll gedruckt, sie ist hier samt der zweiten, einem Cambridge-Ms., synoptisch wiedergegeben, was einem bloßen Lesartenverzeichnis entschieden vorzuziehen ist. Beigaben: Kurze Beschreibung der Handschriften und des Inhalts; Liste der Eigennamen und der im Ne. fehlenden Wörter mit einfacher Übersetzung.]

Vettermann, E., Die Balen-Dichtungen und ihre Quellen. (Beihefte z. Zs. f. rom. Philol. 60.) Halle, Niemeyer, 1918. X, 311 S. M. 14, im Abonn. M. 12. [Bis S. 84 als Leipziger Diss. 1914 erschienen. Die neuen Kapitel behandeln die Vorgeschichte von Malorys Text, der wesentlich auf der Balaain-Erzählung in einem Huth-Ms. des Brit. Mus. beruht. Diese franz. Quelle stammt selbst wieder aus einer dritten Redaktion der *Suite de Merlin*, eines angeblichen Werkes des Robert de Boron; genannte Redaktion ist wesentlich in einer spanischen Übersetzung vorhanden, genannt *Demanda del sancto Grial.* Vettermann versenkt sich dann tief in die keltischen und die altfrz. Elemente, aus denen der Balen-Text des Pseudo-Robert zusammengesetzt wurde. Diese Forschungen machen einen soliden Eindruck; um die Darstellung zu klären, sind zweimal Zusammenfassungen gemacht, S. 188 und am Ende. Wir haben es nicht mit originaler, sondern mit epigonenhafter Dichtung zu tun, die dem Unterhaltungsbedürfnis der Rittergesellschaft mit sehr werig Wirklichkeitssinn nachkam. Der walisische Nationalstolz des Galfred von Monmouth ist darin nicht mehr zu spüren. Ein englisches Empfinden ist noch nicht bei Malory hineingekommen, obwohl dieser Lancaster-Vasall mitten in der Selbstmordzeit des englischen Feudaladels schrieb, sondern erst bei Tennyson, dem angehenden Imperialisten, neben dem Swinburne fast wie ein bloßer Ästhet sich ausnimmt.]

Reschke, Hedwig, Die Spenserstanze im 19. Jahrhundert. (Anglist. Forschungen, hg. von Hoops, 54.) Heidelberg, Winter, 1918. VIII, 198 S. M. 8. [Die Einleitung handelt über Entstehung und Wesen der Spenserstanze und deutet auf die Ergebnisse voraus. In der ersten Hälfte des

19. Jahrhunderts war der Gebrauch der Spenserstanze meist mit Nachbildung von Spensers Stil verknüpft; so bei Wordsworth, Coleridge, Southey, Tighe, Hunt, Keats, Reynolds, Hood, Holm, Tennyson. Aber Byron im 'Childe Harold' schlug eine freiere Richtung ein, und ihm folgten Shelley, Campbell, Scott, Hogg u. a. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ist dann die Stanze fast aufgegeben — sie war ein zartes Kind der Romantik.]

Reuning, Karl, Das Altertümliche im Wortschatz der Spensernachahmungen im 18. Jahrhundert. (Quellen und Forschungen 116.) Straßburg, Trübner, 1912. [Die Studie ist bei Prof. Horn (Gießen) gearbeitet, und zwar nach der Liste der benutzten Bücher im Eingang noch ohne Kenntnis von Traugott Böhmes Schrift über die Spensernachahmungen, Palästra. Sie beginnt mit Prior, 1706, und reicht bis Thomas Warton, 1777. Manche Dichter, wie Mickel und Downman, haben Dutzende von Wörtern geborgt; es sind nicht die bedeutendsten Geister. Pope und Akenside hielten sich origineller. Auf die Beschreibung der borgenden Autoren folgt die der geborgten Wörter; eine Tabelle veranschaulicht die Zeit und den Grad ihrer Altertümlichkeit. Als Anhang sind zwei einschlägige Dichtungen abgedruckt, die man sonst in Deutschland schwer bekommt: 'An original canto of Spenser', 1713 von einem ungenannten Verfasser, und 'The seasons', 1751 von Mendez.]

Schöttner, Adolf, Über die mutmaßliche stenographische Entstehung der ersten Quarto von Shakespeares 'Romeo und Julia'. Dissertation. Leipzig, Koehler, 1918. VI, S. 229—340. (Erscheint in der Zeitschrift 'Archiv für Schriftkunde', 1. Jahrg., 6. Heft. Wegen Personalmangels in der Druckerei ist die Seitenzählung der Zeitschrift beibehalten worden.)

Shakespeare in deutscher Sprache, hg., zum Teil neu übersetzt von Friedrich Gundolf. X. Band. Berlin, Bondi (1918). 432 S. [Trotz der Kriegsnöte ist Gundolfs Übersetzung jetzt bis auf zwei Bände fertig geworden, und weder die an die Kelmscott Press erinnernde Schönheit des Druckes noch die poetische Führung des Textes hat gelitten; nur der Umschlag ist nicht mehr in Leinen oder Leder ausgeführt, sondern durch einen Noteinband ersetzt, auch der Preis ist etwas erhöht worden. Perlen von Shakespeares Lustspielen sind in diesem 10. Bande vereint: Sommernachtstraum, Cymbelin, Sturm, Wintermärchen. Als Probe sei die bekannte Stelle aus Sommernachtstraum V, 1 über die Phantasiegewalt der Poesie mitgeteilt, links nach Schlegel, rechts nach Gundolf:

Ich glaubte nie an diese Feenpossen
Und Fabelei'n. Verliebte und Verrückte
Sind beide von so brausendem Gehirn,
So bildungsreicher Phantasie, die wahrnimmt,
Was nie die kühlere Vernunft begreift.
Wahnwitzige, Poeten und Verliebte
Bestehn aus Einbildung. Der eine sieht
Mehr Teufel, als die weite Hölle faßt:
Der Tolle nämlich; der Verliebte sieht
Nicht minder irr: die Schönheit Helenas
Auf einer äthiopisch braunen Stirn.
Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,

Ich kann nicht glauben
An solche Ammen-mär und Elfenfabel.
Verliebte und Verrückte haben Hirne
So siedend, Sinne so erfinderisch, daß sie
Mehr sehen als der kühle Kopf begreift.
Der Narr, der Liebhaber und der Poet
Sind ganz aus Einbildung gemacht. Der sieht
Mehr Teufel, als die weite Hölle faßt:
Das ist der Narr. Liebhaber, grad so toll,
Sehn auf der Mohrenstirn Helenens Reiz ...
Des Dichters Aug', in schönem Wahnsinn rollend,
Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd hinab,

Blitzt auf zum Himmel, blitzt zur Erd' hinab,
Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luftige Nichts und gibt ihm festen Wohnsitz.

Und wie die schwangre Phantasie Gebilde
Von unbekannten Dingen ausgebiert,
Gestaltet sie des Dichters Kiel, benennt
Das luftige Nichts und gibt ihm festen Wohnsitz.

Es tut wohl, daß Gundolf, so sehr er in den einleitenden Versen seine Verbesserungskunst gebraucht und Shakespeare mehr in die Rhetorik der Renaissance umstimmt, doch Schonung walten läßt, sobald er zum klassisch gewordenen Spruch vom schönen Wahnsinn gelangt, durch dessen innere Pracht allerdings bereits Schlegel zu einer höheren Tonart gehoben war. Solcher Beispiele ließen sich mehrere anführen. Glückauf zur baldigen Vollendung!]

Grünewald, Wilhelm, Der Formenbau der englischen Bibel (authorised version 1611). Diss. Gießen 1917. Mainz, Philipp von Zabern. X, 37 S. [Beschreibung der Formen mit Vergleich derer von Chaucer nach ten Brink, Caxton nach Römstadt, Spenser nach Liese und Boehm, Shakespeare nach Franz.]

Spranger, Eduard, Shaftesbury und wir. Internat. Monatsschrift XII, 12. 1917. S. 1477—1504. Leipzig, Teubner.

Jacobson, Anna, Charles Kingsleys Beziehungen zu Deutschland. (Anglistische Forschungen, hg. von Joh. Hoops. Heft 52.) Heidelberg, C. Winter, 1917. VIII, 100 S.

Fischer, Walther, Die persönlichen Beziehungen R. M. Milnes', ersten Barons Houghton, zu Deutschland, unter besonderer Berücksichtigung seiner Freundschaft mit Varnhagen van Ense. Habilitationsschrift. Würzburg, Triltsch, 1918. IX, 92 S. [Die Gedichtsammlung 'Palm leaves' von Milnes 1840 war keine besondere Leistung, wie Fischer richtig bemerkt; mit Grund hat er sie auf S. 6 ff. mit einigen Proben und Werturteilen abgetan. Von den Versen 'Plight of youth' sagt er, daß sie an Keats gemahnen: vielleicht auch an Shelleys 'Euganean Hills'? Was Milnes aus dem Deutschen, besonders von Platen, Goethe und Heine, übersetzt, hat wesentlich stoffliche Bedeutung. Am interessantesten ist er durch seine persönlichen Beziehungen mit hervorragenden Schriftstellern und Politikern. Fischer hat dafür neues Material beigebracht. So brachte Milnes 1850 den deutschböhmischen Freiheitskämpfer Moritz Hartmann mit Carlyle zusammen, über den dann Hartmann berichtet, daß er einen 'Schatz von Humor, Weisheit und Poesie' in sich trage, daß er aber von der Bewegung von 1848 'gewaltig erschrocken' sei, als wäre er 'ein nervenschwacher deutscher Professor oder Hofrat, und sieht Gott und die Zivilisation zugrunde gehen, wo beide sich doch nur offenbaren', S. 63. So erhalten wir in loser Form eine Reihe literarischer und staatsmännischer Einzelheiten. Am Schluß kommt Fischer noch auf das berühmt gewordene Gespräch zwischen Kronprinz Rudolf und Milnes über Österreich-Ungarns Ausdehnung nach Saloniki 1880 zu sprechen.]

Aronstein, Ph., George Meredith. II. (Internationale Monatsschrift XII. 4, S. 403—426; III, IV, des. 5, S. 487—500.) Leipzig, Teubner, 1918.

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors. Leipzig, B. Tauchnitz. Je M. 2,50:

Vol. 4524. Earl of Chesterfield, Letters to his son.

„ 4525. R. W. Emerson, The conduct of life.

Fehr, B., Erforschung des modernen Englands (1880—1914). Praktische Ratschläge für Anglisten. (Sonderabdruck aus 'Beiblatt zur Anglia', Bd. 29.) 79 S. Halle. M. Niemeyer, 1918.

Yeats, W. B., Das Land der Sehnsucht (The land of heart's desire), ein dramatisches Märchen in einem Aufzug, aus dem Irischen übertragen von F. Weekley und E. L. Stahl. (Englisches Theater in deutscher Übertragung, hg. von Stahl, 1.) Düsseldorf, Schrotsdorff, 1911. 18 S. [Die Übersetzung liest sich fließend. Es ist ein Verdienst, dies schöne anglo-irische Stück, das 1913 englisch bei der Weihnachtsfeier des Englischen Seminars Berlin aufgeführt wurde, unserem Volke nahegelegt zu haben. Ein Schlußwort von anderthalb Seiten weist hin auf den Gesamtcharakter der modernen anglo-irischen Dichtung, die bisher leider fast nur durch Shaw bei uns bekannt wurde.]

Dibelius, Wilhelm, Die Sinn Feiner in Irland. (Internat. Monatsschrift XI, 12, S. 1409—1424.) Leipzig, Teubner.

Krüger, Gustav, Unenglisches Englisch. Eine Sammlung der üblichsten Fehler, welche Deutsche beim Gebrauch des Englischen machen. 2. stark verm. Aufl. Dresden, Koch, 1918. XII, 246 S. [Deutsche, französische, lateinische und neuenglische Ausdrücke werden in alphabetischer Ordnung durchgenommen und auf ihre Verwendung in moderner englischer Sprache hin erläutert: manchmal nur in Form einfacher Übersetzung, meist durch Aufzählung idiomatischer englischer Phrasen. Nicht die Fehler, sondern das Richtige findet man im allgemeinen zusammengestellt, auf Grund der Erfahrungen, die der Verfasser in einem 25jährigen Unterricht gemacht hat. Nicht die Anlage, sondern der Umfang hat sich bei dieser Neuauflage verändert; er will nicht korrigieren, sondern von vornherein warnen.]

Brandeis, A., und Reitterer, Th., A first Englisch primer. With a diagram showing the organs of speech, and a table of the English coins. Mit Erlaß des k. k. Ministeriums für Kultur und Unterricht vom 20. Juni 1917 zum Unterrichtsgebrauch an Realgymnasien allgemein zugelassen. 2. verb. Aufl. Wien u. Leipzig, F. Deuticke, 1917. VII, 105 S. Geb. M. 2,40. [Mit *nursery songs* beginnt die Aussprachlehre, mit Sätzchen aus dem Schulleben der Flexionsunterricht. Der Anfänger soll bereits den Phrasenvorrat des täglichen Lebens gewinnen, so daß ihm die Fremdsprache von vornherein zur Unterrichtssprache werden kann. Mit sorgsamer Steigerung leitet ihn das Buch zu eigener englischer Rede, zu einigem Wortreichtum, zur Kenntnis von England, zu Essays. Es ist ein mit Liebe und Geschicklichkeit hergestelltes Elementarbuch, das dem praktischen Sinn der österreichischen Anglistik Ehre macht.]

von Loebell, G., Englisch-deutsches Militär-Taschenwörterbuch zur Vorbereitung für militärische Prüfungen. Nach der englisch-französischen Ausgabe von Meyer-Griffith deutsch mit Erweiterungen bearbeitet. Berlin-Schöneberg, Langenscheidt. 137 S. Preis 1 M. [Der Inhalt beschränkt sich naturgemäß auf militärische Ausdrücke und Phrasen und ist nach den englischen Hauptwörtern alphabetisch geordnet.]

Englisches Tornisterwörterbuch mit genauer Angabe der Aussprache. 4. Aufl. Berlin-Schöneberg, Mentor. 198 S. 12°. [Inhalt: Englische Ortsnamen, S. 6—7; Kleine Karten von England, London und Londons Umgebung; Maße, Gewichte und Münzen, letztere mit Abbildungen, Zahlwörter, Telegraphenschlüssel für Zimmerbestellungen in Gasthäusern; Aussprachezeichen, S. 25—27; Das Wichtigste aus der Flexion, S. 28—40; Wörterverzeichnis, geordnet nach dem Deutschen und unter Beifügung von Phrasen; Gespräche, S. 155—187. Offenbar für die Bedürfnisse des vordringenden Soldaten berechnet, der sich deutlich und sehr höflich ausdrücken will; Gebote der Gesundheitspflege im Felde. Das Büchlein hat gewiß in den englischen Gefangenenlagern gute Dienste geleistet. Etwas genauere Winke für richtige Aussprache hätte seine Handlichkeit kaum beeinträchtigt.]

Zu Lessings Aufsatz Romulus und Rimicius.

Matthias Claudius besprach in seinem 'Deutschen, sonst Wandsbecker Bothen' 1773 Lessings ersten Beitrag 'Zur Geschichte und Litteratur, aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolffenbüttel'. Die Anzeige fehlt in den gesammelten Werken von Claudius.[1] Vollständige Exemplare der Zeitschrift sind bekanntlich sehr selten,[2] und so wird eine Wiedergabe der Besprechung, welche ich auf der Lübecker Stadtbibliothek mir ausgeschrieben habe, nicht unwillkommen sein. Sie lautet:[3]

'Baco sagt irgendwo, daß es den Leuten, die Kopfs genug hätten, selbst Systeme zu erfinden, sehr schwer falle dies Talent zu verläugnen, und blosse Beobachter des Systems der Natur zu werden, als wozu ein minderes Talent auch gut genug wäre. Als Herr Lessing Bibliothekar ward konnte einem so etwas ähnliches einfallen, was wird er, der selbst so gut kann, sichs eben so sauer um das werden lassen, was die andern gekonnt haben? Herr Lessing hat indess durch die angezeigte Schrifft [sic!], und schon vorher gewiesen, dass man Unrecht hatte, wenn man sich so was ähnliches einfallen ließ, und daß er es nicht allein verstehe, seine Gelehrsamkeit gelegentlich mit zu seinem Privat-Nutzen zu gebrauchen, wie in den Briefen antiquarischen Inhalts etc. sondern daß er auch genug Freund der Litteratur sey, um sich keine Mühe und keinen Fleiss verdriessen zu lassen, das Wolfenbüttelsche Horn des Überflusses recht in seine Hand zu fassen, und zum Vortheil der Gelehrten ohne Ansehn der Persohn und der Litteratur überhaupt auszuschütten, und daß die Familie der Galosti's ihn daran nicht hindre.'[4]

'Was von Lessing kommt hat allemal einen entschiedenen Werth', schrieb Zoega am 16. Dezember 1778,[5] und Lessings Biograph Erich Schmidt sagt: 'Auf Lessings Vermächtnis weisen die besten Männer und Gelehrten mit gehobener Hand.'[6] Lessings Verdienste um die Geschichte der Fabel haben bisher keine Würdigung erfahren, seine Arbeiten sind zum Teil der Vergessenheit anheimgefallen, Fortschritte über ihn hinaus in manchen Fragen, welche ihn beschäftigten, nicht gemacht, zum Teil müssen die neueren Arbeiten als Rückschritte bezeichnet werden.[7]

---

[1] Vgl. Wolfgang Stammler, Matthias Claudius (1915) S. 54 A. 65.

[2] Auch in dem Exemplar der Hamburger Stadtbibliothek fehlt diese Anzeige.

[3] 1773 Nr. 27. Dienstags, den 16. Februar. St.B.Lübeck, Philol. germ. 4°, 3310.

[4] Reiske wünschte Lessing Glück, wie er 'den entsetzlichen Wirrwarr, den der verdammte Franzose ... gemacht hatte, so meisterhaft auseinandergesetzt und den so verfitzten Knaul so behutsam und so glücklich entwickelt'. Hempel XX 2, 667, vgl. K. Borinski, Lessing II (1900) S. 24.

[5] Welcker, Zoegas Leben I, Klassiker der Archäologie II (1912) S. 99.

[6] E. Schmidt, Lessing I[1] (1884) S. 2.

[7] So die Inhaltsangabe Danzel-Guhrauers über Lessings Aufsatz 'Romulus und Rimicius'. (Gotthold Ephraim Lessing, 2. Aufl. von W. v. Maltzahn und R. Boxberger, II [1881] S. 336): 'Romulus und Rimicius haben

So wurde 1912 die lateinische Äsop-Übersetzung des Leonardo Dati aus dem Codex Rhedigeranus 60 herausgegeben.[1] Daß Lessing diese Handschrift benutzt hatte, war dem Verfasser unbekannt geblieben. Der Codex ist deutlich und gut geschrieben. Lessing hat meist ihn richtiger gelesen als der neue Herausgeber, wie folgende Übersicht erweist:

	Cod. Rhedig. 60	Lessing	Tacke
Praef. 12	iubes	iubes	iube
Epim. 4	latina	latina	latine
Epim. 6	latina	latina	latino
XXIII 4	exalet	exalet	exalit

Nur das Corrarum der Überschrift — *corrar̃* steht im Rhedigeranus — hat Lessing stillschweigend in Corrarium geändert, mit Recht, denn Dati hat seine Fabeln dem Gregorio Corraro gewidmet, der auch eine — noch nicht gedruckte — Sammlung lateinischer Fabeln — vermutlich zwischen Februar 1431 und Oktober 1433 — herausgab.[2] — Nachdem Lessing im Dezember 1763 in Breslau 'griechische und lateinische Handschriften der Bibliothek zu St. Elisabeth ohne nachweisbaren Ertrag studierte'[3] — freilich sind sie für uns doch nicht ohne nachweisbaren Ertrag, wie angedeutet, geblieben, und es erscheint schwer verständlich, wie die Hinweise Lessings dem Breslauer Herausgeber entgingen —, hat Lessing in Wolfenbüttel sich intensiv mit der Geschichte der äsopischen Fabel beschäftigt. Freilich ist er mit dieser Geschichte nach seines Bruders Ausdruck nicht zustande gekommen.[4] Aber in dem Aufsatz über Romulus und Rimicius liegen uns doch Ergebnisse seiner Forschungen vor, wie sie nur ein Lessing und nur in Wolfenbüttel liefern konnte. Diesem Aufsatz gelten die folgenden Bemerkungen, welche nur dem Verständnis und der Erklärung von Lessings Worten dienen sollen.

Lessing liefert den Nachweis, daß 1. Romulus in Steinhöwels Äsop, welchen der Franzose Nevelet Rimicius nannte, ein Romulus sei, 2. Rimicius mit Romulus nichts zu tun habe, 'daß er weder Romulus ist, noch den Romulus auch nur herausgegeben'. Die Verwechslung von Romulus und Rimicius geht auf Nevelet[5] zurück. Er hat Steinhöwels Äsop benutzt, welcher lateinisch und

beide den Äsop aus dem Griechischen in lateinische Prosa übersetzt und mehr oder weniger verstümmelt.' Romulus als Übersetzer aus dem Griechischen? Da scheint Lessing für die Lessingforscher vergeblich gearbeitet zu haben. In der Ausgabe von Boxberger (Deutsche National-Literatur, Bd. 68 I S. X) erscheint Romulus als Bearbeiter äsopischer Fabeln.

[1] O. Tacke, Rhein. Mus. LXVII (1912), S. 276—301.

[2] Rhein. Mus. LXX (1915) S. 385—387.

[3] E. Schmidt, Lessing 1^1 (1884) S. 451.

[4] Lessing, Vermischte Schriften II S. XXXII.

[5] Mythologia Aesopica 1610. Vgl. S. 142, A. 2.

deutsch die vier Bücher des Romulus enthält, dann Extravagantes, 17 Fabeln aus der Übersetzung des Rimicius, 27 aus Avian und — wenn man will, als Anhang — 23 Fabeln des Petrus Alphonsi und Poggius.[1] Wenn Nevelet Deutsch gekonnt hätte, wäre die Verwechslung unmöglich gewesen, da Steinhöwels Vorrede deutlich von einem 'leben des hochberümten Fabeldichters Esopi uß krichischer zungen in latin durch Rimicium gemachet' ... und von 'Fabeln, die etwan Romulus von Athenis synem sun Thiberino uß kriechischer zungen in latin gebracht, hatt gesendet', spricht.[2] Auch die Schlußschriften, welche Steinhöwel den einzelnen Sammlungen hinzugefügt,[3] hätten Nevelet über den wahren Sachverhalt aufklären können. Trotzdem geht die Verwechslung des Romulus und Rimicius weiter, als selbst Lessing gemerkt hat.

Es handelt sich um die Fabel von dem Fuchs und den Trauben. Die antiken Fassungen der Fabel[4] dürfen für unseren Zweck unberücksichtigt bleiben, sie stimmen in allem Wesentlichen miteinander überein. Dagegen ist die Fassung in Steinhöwels .Sammlung zu vergleichen mit Romulus, unter dessen Fabeln sie Steinhöwel am Anfang des vierten Buches aufgenommen hat, und mit der lateinischen Übersetzung, welche Rimicius von der alten äsopischen Fabel nach einer griechischen Handschrift gemacht hat.[5]

Der Vergleich auf S. 140 lehrt, daß in der Tat hier unter den Romulus-Fabeln eine Übersetzung des Rimicius erscheint. Ob eine Verwechslung Steinhöwels vorliegt oder schon früher die Rimicius-Fabel in das Romulus-Corpus geriet, können wir nicht mit Sicherheit entscheiden. Die Abweichungen in Auslassungen, Zusätzen und Umstellen einzelner Wörter überschreiten nicht das Maß, welches wir in den anderen Rimicius-Fabeln bei Steinhöwel finden.[6] Auffallend ist, daß Steinhöwel der Fabel kein Promythion hinzugefügt hat, wie er es bei fast allen Rimicius-Fabeln getan hat. Unter den Romulus-Fabeln haben nur Fab. 1 und 21, die sich an das Proömium anschließen, 71 und 72, wo bei Romulus die Überschrift fehlt, aus der Steinhöwel seine Promythien zu

[1] Vgl. unten S. 145—148.

[2] Vgl. unten S. 145.

[3] Vgl. unten S. 148, A. 1, 2.

[4] Aesop f. 33 Halm, 33b, Babrius 19, Phaedrus IV 3, Romulus IV 1 (Thiele S. 50—53). — Nachweisungen gibt Robert, Lafontaine 3, 11 und Kurz zu B. Waldis Esopus III 73 (S. 133—134).

[5] Rimicius Fab. 85.

[6] Von Rimicius stammt das eigenartige Morale der Fabel: Fabula significat, quod prudentis est fingere se ea nolle, quae consequi non posse cognoscit, die uns bei Lafontaine wieder begegnet III 11: Fit-il pas mieux que de se plaindre. Während in der Fabel Äsop (F. 33 Halm) und Phaedrus (IV 3) übereinstimmen, weichen sie in dem Morale voneinander ab.

Steinhöwel, fab. 61.
Text.

Fabula prima de vulpe et uva.

Vulpes cum racemos uvarum plenos ac maturescentes prospiceret, cupida de illis manducare, omnem viam
et saltandi et scandendi *est machinata, qua illos* habere *posset.*

Sed cum omnem viam frustra temptasset, nec desiderio satisfacere quevisset, mestitiam vertens in gaudium ait: Racemi illi adhuc nimium sunt acerbi;
si habere possem, nollem comedere.

Fabula significat, quod prudentis est fingere, se ea nolle, que consequi non posse cognoscit.

Steinhöwel, fab. 61.
Übersetzung.

Die erst fabel von dem fuchs und dem truben.

Ein fuchs lieff für ain hohe winreben und sach daran hangen zytig truben; deren begeret er ze eßen
und suochet mangerlay weg, wie im die truben werden möchten, mit klimmen und springen.
Aber sie stuonden so hoch, daz sie im uit werden mochten. Do er das merket, lieff er hinweg und verköret syne anfechtung und lust zuo den truben in fröd und sprach: Nun synt doch die truben noch süwr. Ich wölte sie ouch nit eßen, ob ich sie wol möchte erlangen.

Dise fabel bedütet, daz ain wyser man sol sich laßen bedunken, er wölle und müg des nit, daz er nit gehaben mag.

Romulus IV 1.

Verbis maturet facinus, qui non potest viribus. De qua re audi fabulam.

Fame coacta vulpis uvam sursum pendentem aspexit in alta vinea.

Ad quam pervenire volebat alto gradu se extendens.

Quoticns hoc voluit, adtingere sursum non potuit.

Irata dicitur dixisse: 'Nolo te acerbam et immaturam', et quasi nolens eam tangere abiit.

Ita qui nihil facere possunt, verbis tantum se posse et nolle ostendunt.

Rimicius, fab. 85.

De vulpe quadam.

Vulpes cum racemos[1] *uvarum plenos* iam *ac maturescentes prospiceret, cupida de illis manducare, omnem viam machinata est, qua illos* comprehendere *posset.*

Sed cum omnem viam frustra tentasset, nec desiderio satisfacere quivisset, mestitiam vertens in gaudium ait: Racemi illi adhuc nimium sunt acerbi.

Adfabulatio.
Fabula significat, quod prudentis est fingere se ea nolle, quae consequi non posse cognoscit.

[1] racemus Dorp.

nehmen pflegt, und — auffallenderweise — 77 kein Promythion. In den übrigen Fabeln hat Steinhöwel nur zweimal die Überschriften des Romulus nicht genau wiedergegeben.[1]

So ist die Verwechslung von Romulus und Rimicius nicht erst, wie Lessing meinte, durch Nevelet veranlaßt worden.

Als Lessing in Wolfenbüttel seine Fabelstudien wieder aufnahm, wandte er sich zunächst der eigenhändigen Abschrift des Codex Divonensis durch Gudius zu. Es ist der Codex Gud. 182 quart. der Wolfenbütteler Bibliothek. Noch einen anderen Codex des Romulus besaß Gudius, den ehemals Weißenburger, aus dem Kloster St. Peter und Paul zu Weißenburg im Elsaß stammend, jetzt in Wolfenbüttel, cod. Gud. 148.[2] Gudius nennt ihn 'Sciassianum Rimicii codicem. Lessing bekennt seine 'Unwissenheit, warum Sciassianum. Mir fällt — so schreibt er — weder ein Ort noch ein Gelehrter ein, nach welchem er diese Benennung führen könnte'. Wer von dem Leben des Marquard Gude weiß, wird leicht vermuten können, welcher Name sich hinter dem rätselhaften Sciassianum verbirgt: Samuel Schars,[4] der reiche Holländer aus dem Haag, dem Gude sich 1659, als er von Frankfurt a. M. nach Holland kam, angenehm und unentbehrlich zu machen wußte, mit dem er 1660—1664 Frankreich und Italien auf der Suche nach Büchern und Handschriften durchreiste, mit dem er bis 1671 in Holland lebte, der ihm 1671 nach Rendsburg folgte. In den lateinischen Briefen der Zeit wird Schars Schassius genannt, seine Bibliothek mit vielen seltenen Büchern und Handschriften vermachte er an Gude.[5] Also wird Gude Schassianum Rimicii codicem geschrieben haben.

Ausgehend von den Handschriften des Gudius, weist Lessing nach, daß der Romulus des Steinhöwel, den Nevelet und seine Nachfolger Rimicius genannt hatten, ein Romulus ist. Der zweite

[1] Steinhöwel 28, vgl. Romulus II 9. Steinhöwel 39, vgl. Romulus II 20.

[2] Österley, Romulus (1870) S. XII ff.

[3] Bursian, Allg. deutsche Biogr. X 88; Beck, Zeitschr. d. Ges. f. Schleswig-Holsteinische Geschichte XXVI (1896) S. 165.

[4] Vgl. Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte XXVI 165 f., 192, III 16 f.; Jahrbb. I 26, Archiv f. St. u. K. G. V 564. Über das Schassische Stipendium Provinzialberichte 1798 Heft 3, 268, 1811 Heft 4, 379. — Diese Zitate verdanke ich Herrn Professor N. A. Schröder in Hadersleben.

[5] Peter Axen schreibt an Christian Daum 10. Februar 1677: 'Ne nescias, hic liber est ex Bibliotheca nobilissimi et optimi viri Samuelis Schassii, qui ante annum aut siquid supra est, in vicinia arcis Gottorpicae mundo seculoque digressus est, postquam memoratum Gudium, fidissimum Achatem suum, testamento ... heredem instituerat' (Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte Bd. 26 (1896) S. 166 A. 7). — Der literarische Nachlaß Gudes befindet sich in den Bibliotheken zu Wolfenbüttel (Handschriften), Kopenhagen und Rendsburg (Bücher), vgl. Hermann Gidionsen, Katalog der sog. Gudeschen Bibliothek, Rendsburg 1902, S. III.

Teil des Aufsatzes bringt den Nachweis, daß Rimicius mit Romulus nichts zu tun hatte. Lessing benutzt den sog. Aesopus Dorpii, eine Fabelsammlung aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts von dem holländischen Theologen Martin Dorpe.[1] Es sind 100 Fabeln, welche Rimicius aus einer griechischen Äsop-Handschrift in das Lateinische übersetzt hat. 1610 gab Nevelet 148 Fabeln in seiner Mythologia Aesopica[2] als nunquam hactenus editas heraus. Da die Übersetzung des Rimicius damals bereits sehr oft herausgegeben war, nahm Lessing an, daß die Rimicius-Fabeln nicht zu den 148 neuen Nevelet-Fabeln gehörten, sondern alle den älteren, sog. plaundeischen Fabeln entnommen seien. Lessing erkannte dann, daß 'unter den hundert Fabeln des Rimicius mehr denn dreißig' waren, 'welche allein unter den Neveletschen vorkommen'. Es sind 35 Fabeln des Rimicius, die bei Nevelet gedruckt sind, aber noch nicht in der Accursiana[3] vorkommen.

Rimicius:	2	17	20	24	26	27	31	34	38	39
Halm:	8	6	31	42	76[b]	88	103	311	113	316[b]
Rimicius:	42	43	45	47	53	54	57	60	62	63
Halm:	128	100	200[b]	413	353	204	233	262	249	240
Rimicius:	65	70	71	72	78	82	84	85	86	87
Halm:	274	287[b]	292	304	334	16(b)	63	33	350[b]	356
Rimicius:	88	89	95	96	97					
Halm:	420[b]	123	153	366	425					

Als Bonus Accursius zuerst daranging, den griechischen Äsop — non doctorum hominum sed rudium ac puerorum gratia,[4] wie es in der Schlußschrift heißt — herauszugeben, hat er eine andere Handschrift benutzt als die, welcher Rimicius sich für seine Übersetzung bediente. So sind diese Fabeln erst viel später im Urtext ediert worden, während sie in der Übersetzung längst bekannt waren.[5]

'Das nunquam hactenus editae des Nevelet — fährt Lessing fort — muß also nur von dem griechischen Texte gelten. Wenn es auch noch von diesem gilt! Doch davon anderswo.' Lessing ist hierauf nicht wieder zurückgekommen. Doch es läßt sich wohl

[1] Vgl. S. 143.

[2] Vgl. S. 138, A. 5. Auf dem Titelblatt spricht Nevelet nur von 136 unedierten Fabeln. Es sind 148 (Fab. 150—297, p. 212—231).

[3] Bonus Accursius, vgl. Bernhardy, Röm. Litgesch. S. 113 Nr. 80, Hübner, Corpus inscriptionum Latinarum II p. VII, Gardthausen, Hermes VII 168, K. Sudhoff, Mitteilungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften XVI (1917) Nr. 1. Über seine erste Äsop-Ausgabe vgl. Münch. Mus. II (1914) S. 260, 268.

[4] Hausrath, Untersuchungen ... (1894) S. 248 A. 1.

[5] Folgende Fabeln sind bei Valla und Rimicius übersetzt, fehlen bei Accursius: Rim. 24 = Valla XI, 27 = XII, 31 = XIV, 34 = XVII (vgl. Münch. Mus. II 248 Anm.), 78 = XXVII.

mit ziemlicher Sicherheit vermuten, an welchen Druck er gedacht hat, als er die obigen Worte schrieb: die Ausgabe des Robert Stephanus von 1546.[1] Nicht weniger als 26 Fabeln dieses Druckes fehlen nämlich in der Accursiana:

Steph.:	22	23	24	25	26	28	29	30	31	36
Halm:	21	61	403	100	56[b]	82	85	83	33	88
Steph.:	37	38	39	48	49	50	51	53	58	59
Halm:	291	77[b]	92	113	181	159	123	366[b]	271	316[b]
Steph.:	60	61	62	63	64	65				
Halm:	128	368	394	12[b]	103	382[b]				

Von diesen Fabeln stehen bei Nevelet unter den nunquam hactenus editae z. B. Nr. 29, 30, 31, 36, 37, 60, 61, 64; bei Nevelet fehlt Nr. 28; neun dieser Fabeln sind von Rimicius übersetzt und so 64 Jahre vor Nevelets Mythologia gedruckt worden:

Rimicius:	85	27	43	31	38	89	42	39	96
Halm:	33	88	100	103	113	123	128	316[b]	366
Steph.:	31	36	25	64	48	51	60	59	53

Lessing hat die lateinische Übersetzung des Rimicius in der Sammlung des Dorpius benutzt. Einen Frankfurter Druck von 1587 in 8° hatte er vor sich. Für die Sammlung des Dorpius sind grundlegend die Nachweise von W. Braune, die Fabeln des Erasmus Alberus (Neudrucke 104—107; 1892), doch irrt er, wenn er den Frankfurter Druck von 1587 als die letzte nachweisbare Ausgabe bezeichnet. Neun spätere Ausgaben habe ich in Paul und Braunes Beiträgen Bd. 42 (1917) S. 316 Anm. 1 aufgezählt, auch der Druck Bassani 1775[2] ist ein Aesopus Dorpius; die letzte Ausgabe ist 1802 in Madrid[3] erschienen.

Nevelet kannte den Rimicius aus Steinhöwels Sammlung. Dieser hat in sein Corpus 17 Fabeln des Rimicius aufgenommen. Es sind nur solche Fabeln aufgenommen, welche in den vorangegangenen Sammlungen des Romulus und der Extravagantes nicht enthalten sind.[4] Lessing hat diese Fabeln aufgezählt: 'Nämlich die 2., 3., 5., 7., 10., 15., 18., 21., 40., 43., 53., 68., 70., 74., 90., 97. und 100. nach der Ordnung des Rimicius.' Lessing folgt hierbei nicht der Reihenfolge, in welcher Steinhöwel die Fabeln gegeben hat, auch die Verweise in Österleys Ausgabe von Steinhöwels Aesop sind verwirrt.[5] Es entsprechen sich:

[1] Vgl. E. Grawi, Die Fabel vom Baum und dem Schilfrohr, Diss. phil. Rostock (1911) S. 53—59.

[2] Fock, Ant. Katal. 340 S. 81 Nr. 2507.

[3] Lockwood, Harvard Studies XXIV (1913) S. 68.

[4] Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 42 (1917) S. 318.

[5] Bibl. d. literar. Vereins CXVII, Stuttgart 1873. Er nennt Steinhöwel 104 = Rimicius 18 (statt 21), St. 105 = R. 21 (statt 40), St. 114 = Wendunmuth 1, 172, wo Rimicius 18 zu nennen war.

Steinh.:	98	99	100	101	102	103	104	105	106	107
Rim.:	2	3	5	7	10	15	21	40	43	53
Halm:	8	7	45	14	32	66	27	15	100	353
Steinh.:	108	109	110	111	112	113	114			
Rim.:	68	70	74	90	97	100	18			
Halm:	296[b]	287[b]	308	351	425	56[b]	98			

Um den Irrtum des Nevelet aufzudecken, hat Lessing eine genaue Analyse von Steinhöwels Äsop gegeben. Über den ältesten Druck orientieren jetzt F. Wegener, Die Zainer in Ulm, ein Beitrag zur Geschichte des Buchdrucks im 15. Jahrhundert, Straßburg 1904 (= Beiträge zur Bücherkunde des XV. und XVI. Jahrhunderts, Bd. I) S. 40—41 Nr. 45 und E. Rosenthal, Die Anfänge der Holzschnitt-Illustration in Ulm. Diss. phil. Halle 1912, S. 39—69. Lessing bestimmt die Erscheinungszeit von Steinhöwels Äsop auf 1476 bis 1484. Zwischen 1474 und 1484 hat E. Grawi, Die Fabel vom Baum und Schilfrohr, Diss. Rostock 1911, S. 98, den Druck datiert, 'about 1475' G. Keidel, A manual of Aesopic fable literature (Baltimore 1896) S. 11 Nr. 17, zwischen 1475 und 1480 Ph. Strauch, Allg. deutsche Biographie XXXV S. 733, zwischen 1476 und 1480 H. Österley, Romulus (1870) S. X und W. Braune, Die Fabeln des Erasmus Alberus (1892) S. XXX. — 1482 ist ein Nachdruck von Gerard Leeu (Keidel S. 15 Nr. 56) erschienen, also sind alle späteren Datierungen hinfällig: Steinhöwel hat seine Sammlung gewidmet 'dem durchlüchtigsten fürsten und herren, herren Sigmunden, herczogen zuo Österrich'.[1] 1477 wurde dieser Erzherzog, also muß der Äsop spätestens in diesem Jahre vollendet sein. Es ist ausgeschlossen, daß in der Widmung der richtige Titel nicht angegeben wurde, und die Widmung ist der Beweis des Abschlusses der Arbeit, bevor die Bücher gedruckt wurden, sogar das Zeichen der Edition.[2]

Den Inhalt des Steinhöwelschen Äsop gibt Lessing 'Stück vor Stück mit aller Genauigkeit' an. Auf der zweiten Seite beginnt Steinhöwels Vorbericht, dessen Anfang Lessing ausschreibt. Er ist dabei zum Teil genauer zu Werke gegangen als selbst Österley, der Herausgeber von Steinhöwels Äsop.[3] Zeile 4—12 hat auf meine Bitte hin der Münchener Bibliothekar Dr. Rudolf Pfeiffer aus dem Exemplar der Hof- und Staatsbibliothek[4] ausgeschrieben.

[1] Steinhöwel, Äsop S. 4 Österley.

[2] Rhein. Mus. LXX (1915) S. 387 A. 2, Th. Birt, Kritik und Hermeneutik (1913) S. 318 f.

[3] Ich sehe hier ab von den Angaben, die Léopold Hervieux in den Fabulistes Latins I (1884) S. 373 gegeben hat; in anderem Zusammenhange komme ich darauf zurück.

[4] Signatur 2° Inc. s. a. 7x. Vgl. Hain 330. Reichling IV 101, Keidel, Manual of Aesopic literature (1896) S. 30—31 Nr. 17.

An folgenden Stellen stimmt Lessings Angabe mit der Kopie Pfeiffers gegen Österleys Ausgabe überein:

Zeile	Lessing	Österley	Pfeiffer
5	in	im	in
8	romulus von athenis	Romulus von Athenis	romulus von athenis
10	Aldefonsy	Aldefonsii	Aldefonsy
10	poggy	Poggii	poggy
11	mitt	mit	mitt
11	hainrico	Hainrico	hainrico
11	stainhöwel	Stainhöwel	stainhöwel

An anderen Stellen weist Lessings Abschrift geringfügige Abweichungen[1] von dem Druck auf.[2]

Lessing bespricht dann kurz die Äsop-Biographie, dann die vier Bücher des Romulus mit den hinzugefügten Fabeln des Anonymus,[3] die er mit Recht als einen versifizierten Romulus bezeichnet. Die von ihm zitierte Deventer Ausgabe des Esopus moralisatus enthält den Anonymus, sie ist Nr. 103 in Keidels Manual (S. 20). der aber ein Wolfenbüttler Exemplar nicht kannte (S. 44).

Auf den Romulus folgen die 17 Extravagantes, 'so wenig in dem Geschmacke des Äsopus, von so abenteuerlicher gotischer Erfindung, daß sie auch nicht einmal Äsopisch heißen können, geschweige daß sie von dem Äsopus selbst sein sollte'. Damit sind die Fabeln gut charakterisiert, was um so mehr anzuerkennen ist, weil Steinhöwel selbst den äsopischen Ursprung dieser Fabeln ausdrücklich behauptete,[4] nur ihr Verhältnis zu dem Romulus Monacensis ist Lessing unbekannt geblieben. — Es folgen die 17 Fabeln des Rimicius, von denen bereits oben die Rede war.

[1] Z. 5 gemacht statt gemachet, Z. 7 dasselb statt das selb, Z. 7 etvan statt etwan, Z. 8 Thiberio statt Thiberino, so auch die von Österley benutzten Romulus-Handschriften, Z. 8 krichischer statt kriechischer, Z. 9 hett statt hatt, Z. 11 Doctore statt doctore. An allen diesen Stellen stimmt Österleys Druck mit Pfeiffers Abschrift überein.

[2] Bis Z. 12 reicht Pfeiffers Abschrift, im folgenden variieren Lessing und Österley:

Zeile	Lessing	Österley	Zeile	Lessing	Österley
12	sondern	sunder	15	-österrich	Österrich
13	dess	des	16	ergetzlikait	ergeczlikait
14	Durchlüchtigsten	durchlüchtigsten	16	enpfahen	enpfachen
15	hertzogen	herczogen	16	och	ouch
15	zu	zuo	16	nutzlich	nuczlich

[3] Hg. von Hans Draheim, Aesopus Latinus. Progr. Berlin 1893.

[4] S. 192 Österley: Extravagantes Esopi antique sequuntur, S. 242 Registrum extravagantium Esopo ascripturum. Die Extravagantes gehören zu den Esopi fabule, von denen die Schlußschrift des Romulus (S. 191 Österley) spricht.

Lessing erkannte, daß Rimicius aus einer vielfach abweichenden Sammlung äsopischer Fabeln übersetzte. In der Tat läßt sich nachweisen, daß Rimicius' Vorlage am nächsten dem Codex Vindobonensis hist. Graec. 130[1] stand, der zur Gruppe des sog. Casinensis gehört.[2] In der Anmerkung weist er auf einen damals noch unbekannten Äsop-Codex in Augsburg[3] hin. Zuerst hatte ihn Heusinger erwähnt, nicht in seinen Phaedrus- und Äsop-Ausgaben,[4] sondern in der Vorrede seiner 1736 erschienenen Ausgabe von Juliani Caesares. Herausgegeben sind diese Fabeln des Augustanus von E. G. Schneider Saxo, Breslau 1812; er benutzte dazu die Abschrift des Augsburger Codex, welche Ernestine Reiske 1772 für Lessing angefertigt hatte.[5]

Den Rest des alten Ulmer Druckes hat Lessing 'mit ein paar Worten abgefertigt'. Und doch gibt der folgende Satz noch Anlaß zu zwei Bemerkungen: 'Denn alles, was er noch enthält, siebzehn Fabeln des Avianus und dreiundzwanzig Fabeln oder vielmehr Histörchen aus dem Adelfonsus, Doligamus und Poggius, insgesamt mit deutschen Übersetzungen, das kann zu meinen gegenwärtigen Übersetzungen nun weiter nichts dienen.'

[1] Vgl. Fedde, Über eine noch nicht edierte Sammlung äsopischer Fabeln, Gymn.-Progr. Breslau 1877, A. Hausrath, Untersuchungen über die Überlieferung äsopischer Fabeln (Leipzig 1894) S. 284.

[2] Es entsprechen sich nämlich:

Rimicius	1—17	= Vindobonensis	1— 17
„	18—26	= „	25— 33
„	27—53	= „	38— 64
„	54	= „	66
„	55—56	= „	68— 69
„	57	= „	71
„	58—61	= „	73— 76
„	62	= „	78
„	63—64	= „	80— 81
„	65—69	= „	83— 87
„	70	= „	89
„	71—72	= „	91— 92
„	73—75	= „	94— 96
„	76—77	= „	98— 99
„	78—90	= „	101—113
„	91	= „	115
„	92—94	= „	117—119
„	95—96	= „	121—122
„	97—99	= „	128—130

Rimicius 100 (= Halm 56b) ist im Vindobonensis nicht enthalten.

[3] Jetzt Monacensis 564.

[4] So Boxberger, D. N. L. 68 I S. 198. Heusinger erwähnt den Codex nach seiner Ausgabe der Caesares in der Dissertatio de Aesopi fabulis no. 4 und in den Neuausgaben des Hudsonschen Äsop 1756 und 1776, vgl. Aesopi fabulae ed. Schneider (1812) S. XI.

[5] Jetzt sind die Fabeln des Augustanus am bequemsten zugänglich in C. Halms Ausgabe (in der Bibliotheca Teubneriana), nur hat Halm Varianten

Zunächst spricht Lessing von 17 Fabeln des Avianus, es sind aber 27 in Steinhöwels Äsop enthalten.[1] Der Irrtum Lessings läßt sich leicht erklären. Unmittelbar vor den Fabeln Avians steht in Steinhöwels Äsop fol. 201a 2 Registrum earundem; dieses Register umfaßt 17 Fabeln, und daher wird Lessing die Zahlangabe entnommen, wobei ihm entging, daß es sich auf die vorhergehenden Fabeln des Rimicius bezieht, während das Verzeichnis der Avian-Fabeln fol. 225b, 226a 3 folgt. Vollends erklärt sich

allzu spärlich notiert. Die Fabeln des Augustanus entsprechen folgenden Halmschen Nummern:

0	1	2	3	4	5	6	7	8	9	
—	5	8	7	9	11	12	16	19	45	0
39	27	42	23	43	33	14	46	28	32	1
37	24	35	22	31	29	25	47	58	59	2
300	56	48	203b	49	64	55	57	70	417	3
72	38	98b	74	76	79	82	348	85	83	4
88	96	95	103	214	110	112*	107	111	86	5
90	101	97	117	221	311	301	309	144	75	6
179b**	67	116	289	363	128	126	129	127	(367)	7
15	293	44	323	194	185	115	194	343b	137	8
140	147	331	217	146	166	52	145	134	2	9
155	200b	138	151	173b	154	149	150	148	161	10
160	295	167	169	171	186	184	189	191	192	11
193	195	201	204	212	199	213	207	201b	197	12
202	226	233	231	218	229b	235	237	249	248b	13
246	262	250	251	257	247**	254	260	256	259	14
264	268	274b	276	270	275b	271b	284	240	273**	15
236	287	290	291	294	296	94b	306	308	316	16
313	97b	130	315	115b	329	322	177b	324	321	17
377b	319	335	334b	336	327	330	326	342	340	18
100b	180	346	345***	347	350	351	357	358	362	19
368	369	372	370b	378	373	353b	352	382	385	20
71b	392	393	179c	397	366	398	183	153b	397b	21
408	409b	407	412b	420	418b	421	334b	415	419	22
424*	425									23

[1] Steinhöwel f. 115—141 = Avian 1—3, 5—9, 11, 13—15, 17—20, 22, 25—29, 31, 33, 35, 41—42. Einige Fabeln des Avian hat Steinhöwel ausgelassen, weil er schon aus dem Romulus dieselbe Fabel in seine Sammlung aufgenommen hatte:

Avian 16 de qurcu et harundine f. Steinhöwel 80 (cf. E. Grawi S. 100).

Avian 24 de venatore et leone f. Steinhöwel 75 = Romulus IV 17.

Avian 34 de cycada et formica f. Steinhöwel 77 = Romulus IV 19.

Zu dem Auslassen der übrigen Fabeln müssen andere Gründe den Steinhöwel bestimmt haben.

[2] S. 260 Österley. An das Register schließen sich die Fabeln des Avian (S. 261 Österley): Aviani fabule sequntur. Es ist fol. 201b, nicht 146b, wie bei Österley steht.

[3] S. 293 Österley.

* Bei Halm fälschlich S. 46. ** Bei Halm fehlt der Hinweis.
*** Bei Halm fälschlich als S. 265, es ist S. 193 = Nevelet 265.

Lessings Irrtum aus der Art, wie Steinhöwel den Romulus-Fabeln fol. 60ª, 82ª, 104ª, 130ª[1] die Register vorangesetzt hatte.[2]

Endlich spricht Lessing von 23 Fabeln des Adelfonsus, Doligamus[3] und Poggius. Steinhöwel hat nach dem gekürzten Avian noch 23 Fabeln seinem Corpus hinzugefügt; davon stammen 15 dem Petrus Alphonsi, 8 dem Poggius.[4] Eine Fabel von 'Doligamus' ist nicht dabei. Den Namen 'Doligamus' hat Lessing Steinhöwels Vorrede entnommen, wo die Rede ist von 'mer ettlich der fabel Aviani, auch Doligami, Aldefonsii und schimpfreden Poggii und anderer'.[5] Daß keine Fabel des 'Doligamus' bei Steinhöwel stehe, hat Lessing, dessen Untersuchung in Wahrheit schon ihr Ende gefunden hatte, nicht bemerkt. So hat er sich auch nicht die Frage vorgelegt, wer hinter diesem rätselhaften Worte sich verberge. Daß es sich um eine Fabel aus der Lamia des Angelo Poliziano handle,[6] nachzuweisen, muß einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben.[7]

---

[1] S. 77, 107, 137, 172 Österley.

[2] Dagegen bei den Extravagantes folgt das Register am Schluß (fol. 186b = S. 242 Österley), wie bei Rimicius und Avian. Die Fabeln des Adelfonsus und Poggius sind ohne Register geblieben.

[3] Dafür 'Deligamus' der Druck von 1773.

[4] Vgl. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache 42 (1917) S. 317 A. 2.

[5] S. 4 Österley. — Vgl. S. 146.

[6] Vgl. vorläufig Berl. philol. Wochenschr. 1917, Sp. 1376.

[7] Zu Lessings Beurteilung des Anonymus Nilantiantiis vgl. E. Grosse, Fleckeis. Jahrbücher Bd. 105 (1872) S. 781.

Kjelstrup-Victoriabad (Nordschleswig). T. O. Achelis.

August Wilhelm Schlegel
in seinen Beziehungen zu englischen Dichtern und Kritikern.

Wenn Schlegel in England zu Ansehen und Ruhm gelangte, so verdankt er dies in erster Reihe Frau von Staël, die in ihrem berühmten Buche ihm und seinem Bruder Friedrich freigebig Lob gespendet hatte (Th. II, Kap. 31). Aber auch er selbst hat das seinige dazu getan, um jenseits des Kanals bekannt zu werden, zunächst durch seine wiederholten Besuche in London und seinen Verkehr mit den geistig hochstehenden Schichten der Gesellschaft, dann aber vor allem durch seine literarischen Leistungen. Von seiner Shakespeare-Übersetzung konnten freilich nur die allerwenigsten mit Sachkunde sprechen, so sehr sie auch gepriesen wurde; insbesondere aber waren es seine Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur, die seinen Ruf als Kritiker und Literaturkenner ersten Ranges begründeten. Das englische Publikum lernte sie zuerst aus einer französischen Übersetzung, bald danach auch aus einer englischen (von John Black, 1815) kennen. In späteren Jahren führten ihn seine indischen Studien, die wir hier beiseitelassen müssen, wiederholt nach England und verbreiteten sein Ansehen in den Kreisen der Gelehrten.

Daß Schlegel schon während seines Aufenthalts in Göttingen mit dort studierenden Engländern in Berührung kommen mußte, begreift sich leicht. Indessen ist uns nur der Name eines von ihnen bezeugt. Es war Josiah Dornford, der dort den juristischen Doktorgrad erwarb und dann ein Hauptwerk des Staatsrechtslehrers Johann Stephan Pütter (Historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reiches) ins Englische übersetzte. Die Verbindung zwischen ihm und Schlegel wurde auch später noch aufrechterhalten. Am 22. August 1790 schreibt Dornford an ihn:[1] 'I often regret I did not pass the young years of my life at Goettingen instead of Oxford, because an ambitious mind is gratified there by being reputed studious, whilst with us a man who devotes his time to books is too frequently treated with contempt.' Sein andauerndes Interesse an den Göttinger Verhältnissen erweist er durch seine Fragen nach den Professoren, bei denen er verkehrt hat: Heyne, Michaelis, Schloezer, Lichtenberg. Von Bürgers dritter Heirat hat er durch einen Freund gehört, der ihm erzählte: 'That one of his (B.s) poems

[1] Dieser wie die meisten folgenden Briefe liegen ungedruckt in der öffentlichen Bibliothek zu Dresden. Für die Erleichterung bei der Benutzung bin ich der Verwaltung zu Dank verpflichtet.

proved an arrow in the breast of his present Lady, and that a similarity of genius was occasion of their union.' Um Neuigkeiten aus Deutschland zu erfahren, hält er Hamburger Zeitungen; auch bittet er Schlegel um Besorgung verschiedener Bücher, wie Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, Büschings 'Account of the king of Prussia' und den ersten Band von Pütters Geschichte der Universität Göttingen. Ebenso wünscht er die Göttinger gelehrten Anzeigen allwöchentlich zu erhalten. Man sieht, Dornford hätte sich nach Maßgabe seiner Interessen wohl geeignet, ein Mittler zwischen beiden Nationen zu werden. Leider starb er schon in jungen Jahren (1797).

Interessanter als diese Beziehungen sind diejenigen, welche Schlegel mit Benjamin Beresford verbanden. Beresford war ein Geistlicher, der sich in Berlin niedergelassen hatte, wo er Unterricht in seiner Muttersprache erteilte. So wurde er auch der Lehrer der Königin Luise und ist es, wie aus ihren Aufzeichnungen hervorgeht, bis zum Jahre 1804 geblieben.[1] Er scheint sich sehr bald mit dem Studium der deutschen Literatur befaßt zu haben, dessen Ergebnis in fünf Publikationen vorliegt: 1) The German Erato, or a collection of favourite songs translated into English with their original music (2. Aufl. 1798). 2) The German Songster, or a collection of favourite airs with their original music (Berlin 1798). 3) A collection of German ballads and songs with their original music, done into English by the translator of the German Erato (Berlin 1799). Dazu kommen noch zwei englische Chrestomathien: 4) Elegant extracts in prose (1800) und 5) Elegant extracts in verse selected from the best poets (1801) nebst der Übersetzung einer Erzählung von J. J. Engel (The Goddesses, 1796). Die drei erstgenannten Übersetzungen stehen, wie man sieht, insofern einzig da, als sie zugleich mit der dazugehörigen Musik erschienen sind, deren Melodie Beresford seine Werke angepaßt hat. Da ihm viel daran liegen mußte, seine Bücher vom Publikum beachtet zu sehen, suchte er die Bekanntschaft mit einem der angesehenen Kritiker, wie es Schlegel damals schon war, und traf mit ihm in Dresden (September 1798) zusammen. Bei dieser Gelegenheit legte er es Schlegel nahe, über die obengenannten Bücher eine Rezension zu verfassen. Dieser erfüllte seine Bitte und besprach die beiden ersten in der Jenaer Literaturzeitung 1798 (Nr. 365), die 2. Auflage der Erato und Nr. 3 ebenda 1799 (Nr. 217).[2]

Diese Rezensionen sind so anerkennend wie nur möglich. Schlegel ist erfreut, einige Blüten unserer Poesie mit leichter

[1] Vgl. B. Krieger, Hohenzollernjahrbuch XIV, 165.
[2] Wiederabgedruckt in seinen Sämtlichen Schriften XI, 324, 403.

Hand auf englischen Boden verpflanzt zu sehen. Der Forderung, in dasselbe Silbenmaß zu übersetzen, wofern sich die Sprache demselben nicht ganz weigert, ist Beresford aus eigenem Antrieb nachgekommen, worauf er sich in seinem ersten Briefe (11. September 1798) etwas zugute tut. Er hat nach Schlegels Ansicht in der Überwindung der Schwierigkeiten eine seltene Leichtigkeit und ein entschiedenes Talent gezeigt. Es muß ihm hoch angerechnet werden, daß er auch die weiblichen Reime, soweit es der Bau der englischen Sprache zuließ, wiedergegeben hat. Freilich kann der Kritiker auch mit einem leisen Tadel nicht zurückhalten, indem er sagt: 'Jede Sprache hat ihr Konventionelles, und die heutige englische Poesie ist gewiß nicht frei davon. M. B. hat aber dergleichen fremdartigen Einmischungen so wenig Raum gelassen, daß wir ihn selbst zu schweren Unternehmungen auffordern möchten, wie die Übertragung ganz einheimischer und originaler Romanzen, z. B. Goethes Fischer und die Erzählung vom Harfner in Wilhelm Meister.' Dieser Aufforderung ist Beresford in seiner dritten Sammlung nachgekommen. Auch diesen Liedern gegenüber kargt Schlegel nicht mit seinem Lobe, äußert aber zugleich wieder einige Bedenken, die mehr in der Sache selbst liegen: 'Wenn es nicht möglich war, ihnen ihre ganze Schmucklosigkeit und Einfalt zu lassen, weil fast jede veränderte Wendung, wozu der metrische Zwang nötigt, schmükkend ausfällt, um das Schwache und Prosaische zu vermeiden, so zweifeln wir doch, ob an den meisten Stellen noch mehr Treue möglich war.' Diesen Bedenken werden wir uns anschließen und betonen müssen, daß Beresford sich nur allzu oft von dem herkömmlichen pseudoklassischen Stil der damaligen englischen Dichtung beherrschen läßt und daher den volksliedmäßigen Ton verfehlt. Es sind besonders die verblaßten und konventionellen Epitheta, die unseren Anstoß erregen. So entspricht z. B. in Goethes 'Veilchen': Auf der Wiese — in the lonely mead; an ihrem Busen — on her virgin bosom. In Mignons Lied: Es stürzt der Fels und über ihm die Flut — broken rocks oppose the headlong flood. In Claudius' Rheinlied: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben — on Rhine's fair banks the envied clusters grow, u. a. m. War in diesen Fällen der Übersetzer, wie Schlegel richtig bemerkt, dem Zwang des Metrums erlegen, so ist als weitere Schwierigkeit zu erwägen, daß er seine Worte, wie oben erwähnt, der schon vorliegenden Melodie unterordnen mußte; nur in ganz wenigen Fällen ist die Komposition später als die Übersetzung (z. B. Reichardts Musik zur Lenore). Auch in der Auswahl seiner Vorlagen ist Beresford nicht immer glücklich gewesen. Neben Goethe, Schiller, Voß, Hölty, Matthisson, Stolberg stehen Namen wie Müchler, Overbeck und Sander. Auch

Anonyma kommen vor, deren Verfasser sogar Schlegel unbekannt waren, dabei ein Gedicht, dessen Übertragung die Königin selbst gewünscht hatte. Wozu endlich Gedichte von Bouflers und Alborghetti in eine solche Sammlung aufgenommen sind, fragt man vergeblich. Sollen wir unabhängig von Schlegels Meinung kurz unser Urteil formulieren, so werden wir sagen müssen, daß Beresford zwar eine gründliche Kenntnis des Deutschen und eine achtbare metrische Gewandtheit verrät, daß er aber des tieferen poetischen Gefühls ermangelt und daher seiner Vorlage nur selten nahekommt. Immerhin übertrifft er die allermeisten englischen Übersetzer seiner Zeit. Das einleuchtendste Beispiel hierfür ist seine Version von Bürgers Lenore. Auch hier folgt er genau dem Metrum des Originals (nur daß er die weiblichen Reime fast durchweg durch männliche ersetzt), und schon dadurch mußte es ihm gelingen, seinen Landsleuten Ton und Geist der Ballade näher zu bringen, als es viel berühmtere Übersetzer, wie William Taylor und Walter Scott, erreicht hatten, um von anderen zu schweigen.

Von Beresfords weiteren Schicksalen wissen wir so gut wie nichts. Aus seinen Briefen an Schlegel erfahren wir nur, daß er sich in Berlin durchaus nicht wohl fühlte und wiederholt, wenn auch ohne Erfolg, bemüht war, eine andere Stellung zu erhalten. So schreibt er an Schlegel (29. April 1800): 'As I think I have already told you, I get money enough here, and if there be any honour in teaching royal personages, I have enough of that too. — But royalty is not very generous here, and altho' Berlin abounds in enlightened people among the middle rank, yet it is a wretched residence on account of its environs for a lover of nature, and besides, everything here gives way to the noble art of destroying the human race, for learning is nothing and the army every thing.' In demselben Briefe spricht er noch von einem Vertrage, den er mit Kotzebue abgeschlossen hat, wonach er in Zukunft dessen Stücke übersetzen sollte. Wie weit dies gediehen ist, kann ich nicht angeben. Ich weiß nur noch von einer Übersetzung des Lebens des Generals von Ziethen von Frau von Blumenthal (1804).

Wir gehen mehr als ein Dezennium weiter, das in Schlegels Leben eine sehr bewegte Epoche darstellt. In diese Jahre fallen seine Scheidung von Karoline, sein Eintritt in den Dienst der Frau von Staël, seine erste italienische Reise, sein Aufenthalt in Paris, endlich seine Verbannung durch Napoleon und die Flucht mit Frau von Staël durch Österreich und Rußland nach Schweden. Nun erschien er nach dem Sturz des Korsen zum erstenmal in London, um Frau von Staël nach Frankreich zu geleiten. Er traf hier eine glänzende Gesellschaft. Es waren da Alexander I.

und Friedrich Wilhelm III. mit großem Gefolge, darunter Hardenberg, Metternich, Nesselrode, Blücher und der Kosakenhetman Platoff. Die Begeisterung der Londoner, denen doch die zahlreichen Gäste allmählich zur Last fielen, schildern zeitgenössische Berichte und Memoiren recht anschaulich. So spricht auch Byron von den Fremden in einem Briefe an Moore (Letters and Journals III, 93) und spart nicht mit satirischen Bemerkungen. Ob Schlegel ihn schon damals oder erst in Coppet kennengelernt hat, läßt sich nicht bestimmt sagen, da von seinen Briefen aus dieser Zeit nichts erhalten ist. Wohl aber darf man annehmen, daß er nicht verfehlt hat, Thomas Campbell aufzusuchen, den er von früher her kannte und der wohl der einzige unter seinen dortigen Bekannten war, mit dem er in ein freundschaftliches Verhältnis getreten ist. Campbell war im Jahre 1800 in Deutschland gewesen, und sein Biograph Cyrus Redding berichtet darüber (Memoir of Th. C. I, 54): 'In Germany he made an intimacy with Augustus William Schlegel. On the visits of Schlegel to this country he was the constant guest of the poet, who had a very high idea of him as a man.' Allerdings setzt er hinzu: 'Never were two men more dissimilar. Schlegel was talkative enough upon every subject connected with literature and showed at times no small share of the vanity of successful authorship. His friend Campbell was the very reverse of this.' Nun ist es aber nicht schwer, zu zeigen, wie viel gemeinsame Interessen die beiden Freunde hatten. Campbell bewunderte gewiß an Schlegel nicht nur die Gewandtheit des erfahrenen Weltmannes, sondern auch seine gründliche Gelehrsamkeit und den ausgeprägten kritischen Sinn; beiden war die Begeisterung für die englische Literatur, insbesondere für Shakespeare eigen.

Über Campbells Reisen in Deutschland ruht ein gewisses Dunkel. Wir wissen zunächst nichts Genaues über den Weg, den er von Hamburg nach Regensburg genommen hat. Über den Rückweg sagt sein zweiter Biograph Beattie (Life and letters of Th. C. I, 312), daß er über Amberg, Nürnberg, Baireuth, Leipzig, Braunschweig, Lüneburg geführt habe. Freilich widerspricht er sich bald danach (p. 342), wo er sagt: 'Of his movements between his quitting Ratisbon and that of his arrival at Altona (Oct.—Nov.) no distinct traces have been discovered.' Ich bin geneigt zu glauben, daß die erste Angabe richtig ist, und ferner, daß Campbell auf seiner Rückreise Jena berührt und dort die Brüder Schlegel kennengelernt hat. Wie würde sich sonst die Bemerkung Reddings (I, 152) erklären, Campbell sei auf seiner zweiten Reise nach Deutschland bis Wien gekommen, 'where he saw for the last time, after an interval of many years, his friend Frede-

rick Schlegel?' Daß er ihn zuerst in Göttingen gesehen habe (p. 153), ist natürlich ein Irrtum. Auf der Rückreise von Wien blieb Campbell eine kurze Zeit auch bei August Schlegel, der inzwischen in Bonn Professor geworden war. Bei dieser Gelegenheit entstand sein Gedicht 'The brave Roland' (ed. Hill S. 241) nach einem Ausflug, den er mit seinem Freunde auf den Drachenfels gemacht hatte. Es behandelt die bekannte Sage von Nonnenwerth und ist zweifellos von Schillers Toggenburgballade angeregt. Übrigens ist der Ursprung einer Reihe von Campbells Gedichten auf diese deutschen Reisen zurückzuführen. Ich nenne hier außer dem bekannten 'Hohenlinden': The Name Unknown, in Imitation of Klopstock (l. c. 302, anscheinend eine Paraphrase der Ode 'Die künftige Geliebte'); The Soldiers Dream (S. 142); Lines on leaving or scene in Bavaria (S. 324); Drinking Song of Munich (S. 337); Ode to the Germans (S. 349); Lines suggested by the statue of Arnold von Winkelried (S. 419).

Die beiden sind dann im Jahre 1814 noch einmal in Paris zusammengewesen. Campbell war wie so viele seiner Landsleute bald nach dem Friedensschluß dahin geeilt, um die Reize der französischen Hauptstadt zu genießen. Aus den Unterhaltungen, die sie damals gepflogen, erfahren wir, daß Campbell seinen deutschen Freund zwar für ungemein gelehrt und geistreich erklärte, aber auch für einen Phantasten, für einen Visionär und für viel zu mystisch. Offenbar hat ihm Schlegel hier das Programm der deutschen Romantik entwickelt, für das Campbell seiner ganzen Geistesrichtung nach das nötige Verständnis nicht aufbringen konnte. Auch auf philosophischem Gebiet konnten sie sich nicht einigen, da Campbell den Standpunkt der schottischen Philosophie vertrat und über Kant nicht hinausgelangt war, während Schlegel von Fichte und Schelling beeinflußt war.

Schlegel ist später noch zweimal in England gewesen, 1823 und 1832. Bei der ersten Reise handelte es sich für ihn darum, die finanzielle Unterstützung der Ostindischen Gesellschaft bei der Herausgabe von Sanskritwerken zu gewinnen. Hierbei hatte er aber nicht viel Glück, da die Gesellschaft sich damit begnügte, auf zwölf Exemplare zu subskribieren, worüber Schlegel seinem Unmut in bitteren Worten Luft machte. Über eine Episode dieses ersten Besuchs erhalten wir einen interessanten Bericht aus der Feder des obengenannten Redding (l. c. I, 230). In einer Gesellschaft im Hause von Colburn (dem Verleger des New Monthly Magazine, das von Campbell und Redding gemeinsam redigiert wurde) erwähnt Schlegel gesprächsweise, wie England ebenso wie die Waren auch die Worte aus allen Ländern der Welt eingeführt habe. Selbst das *Hurra* der Kosaken sei hier eingebürgert worden. Campbell bemerkt hierauf, *hurrah* sei ein alter englischer

Ausruf,[1] und die anderen stimmen ihm bei. Es zeigt sich aber schließlich, daß Schlegel recht hatte. Redding fügt hinzu: 'Schlegel was a most instructive and entertaining companion upon literary topics, of which the extent of his knowledge and accuracy were surprising, and yet he showed nothing of the pedant, but was in society much the man of the world. Yet there was conceit, a little self-consequence, a taint of vanity about Mme de Staël's idol.'

Über Schlegels letzten Aufenthalt in London (1832) wissen wir wenig. Bemerkenswert ist hier allenfalls sein Briefwechsel mit Abraham Hayward. Dieser bittet ihn um Beihilfe bei den Noten zu seiner Faust-Übersetzung, ferner um einen Nekrolog über den eben verstorbenen Goethe, was Schlegel wegen seiner unmittelbar bevorstehenden Abreise und wegen der ihn zu Hause erwartenden Arbeitslast ablehnt. Er verweist Hayward deswegen auf Carlyle, den dieser vorher bei ihm eingeführt hatte. Er scheint aber auf den jungen Schotten keinen tieferen Eindruck gemacht zu haben, denn er erwähnt ihn weder in seinen Schriften noch in seinen Briefen.

Was schließlich noch Campbell betrifft, so war er zwar 1825 noch einmal in Bonn gewesen, indessen hatten sich die Beziehungen zwischen beiden Dichtern allmählich gelockert. Als Redding sich im Frühjahr 1836 nach Schlegel erkundigte, beklagte es Campbell, daß eine Abkühlung zwischen ihnen eingetreten sei. Redding hebt noch einen Gegensatz zwischen ihnen hervor, der auf politischem Gebiet lag und die Entfremdung erklären könnte. 'Campbell', sagt er a. a. O. S. 54, 'was unconstrained and free in his political sentiments. Schlegel had mingled too much among the despotic nobles of Germany to talk of politics or find fault with things that were.'

Nicht so freundlich wie zu Campbell gestaltete sich Schlegels Verhältnis zu Byron.[2] Wenn nicht, wie früher angedeutet, in London, so trafen sie sich jedenfalls 1816 in Coppet unter dem gastlichen Dache der Frau von Staël. Byron berichtet in einem Briefe an Rogers vom 29. Juli 1816 (Letters and Journals III, 341): 'Schlegel is in high force, and Mme de Staël as brilliant as ever', woraus man allenfalls auf eine frühere Bekanntschaft schließen kann. Man versteht es ohne weiteres, daß die beiden Dichter nicht harmonieren konnten, wie überhaupt in dem dortigen Kreise die Zwistigkeiten nicht aufhörten; Frau von Staël hatte alle Mühe, das 'genus irritabile vatum' richtig zu behandeln und miteinander zu versöhnen. Der englische Aristokrat, der auf seinen Dichterruhm mit Recht stolz war, wird dem Deutschen,

[1] Nach dem Oxford Dictionary ist der erste Beleg von 1686!
[2] Vgl. hierzu Eimer, Angl. 36, 313 ff.

der doch auch sehr beachtenswerte literarische Leistungen aufzuweisen hatte, nicht immer mit der Rücksicht begegnet sein, die der eitle und empfindliche Schlegel erwarten durfte. Seine abhängige Stellung im Hofstaat der Frau von Staël war auch nicht dazu angetan, ihm Byrons besondere Achtung zu verschaffen. Dieser äußert selbst später in einem Briefe an Murray (4. August 1821): 'He took a dislike to me, because I refused to flatter him in Switzerland, though Mme de Broglie begged me to do so, because he is so fond of it. Voilà les hommes.' Daß sie sich öfters über literarische Themata unterhalten haben, ergibt sich aus einer anderen Briefstelle (L. & J. V, 333): 'I remember having some talk with Schlegel about Alfieri, whose merit he denies. He was also wroth about the Edinburgh Review of Goethe,[1] which was sharp enough, to be sure. He went about saying, too, of the French — 'I meditate a terrible vengeance against the French — I will prove that Molière is no poet' (was er bereits in seinen Wiener Vorlesungen zu tun versucht hatte). Auch nachdem sich die beiden getrennt hatten, um sich nicht wiederzusehen, fand sich Anlaß genug zur Verstimmung. Da war im Jahre 1818 in Blackwood's Magazine (Bd. III, 227) bei Gelegenheit einer Besprechung des 4. Gesanges von Childe Harold gesagt worden, Byron könnte einige Gedanken darin aus Schlegels Elegie 'Rom' entlehnt haben. Gegen diese Vermutung wendet sich Byron mit aller Schärfe in dem oben zitierten Briefe an Moore vom 2. August 1821 und versichert, er habe die betreffende Stelle aus der Elegie bei Blackwood, wo eine Übersetzung mitgeteilt ist, überhaupt zum erstenmal gesehen; außerdem verstehe er ja kein Deutsch. Nun ist es wirklich unglaublich, daß Byron je eine Anleihe bei Schlegel gemacht haben sollte, und der Kritiker denkt selbst nur an ein zufälliges Zusammentreffen der Gedanken. Schlegels Elegie ist übrigens kein bedeutendes Werk; einem neueren Literarhistoriker gilt sie als 'eine Dichtung voll gelehrter Kälte und metrischer Künstelei'.

Aber es sollte noch schlimmer kommen. Thomas Moore war im Mai 1821 Schlegel in Paris in einer Gesellschaft beim Herzog de Broglie begegnet und schrieb über sein Gespräch mit ihm folgendes in sein Tagebuch: 'Had much talk with Schlegel in the evening, who appears to me full of literary coxcombry. Is evidently not well inclined towards Lord Byron; thinks he will outlive himself and get out of date long before he dies. Asked me if I thought a regular critique of all Lord B.'s work and the system on which they are written, would succeed in England.

[1] Es handelt sich um eine Kritik von 'Wahrheit und Dichtung' im 12. Bd. der Review.

and seems inclined to undertake it.' (Journ. & Corresp. III, 235.) Unzweifelhaft hat Moore über diese Unterredung an Byron berichtet, und dieser schreibt nun voll Zorn an Murray (L. & J. V, 337): 'They write from Paris that Schlegel is making a fierce book against me. What can I have done to the literary Colcaptain of late Madame? I, who am neither of his country nor of his horde? Does this Hundsfoth's intention appal you? If it does, say so. I don't me: for if he is insolent, I will go to Paris and thank him. There is a distinction between *native* criticism, because it belongs to the Nation to judge and pronounce on natives; but what have I to do with Germany and Germans, neither any subject nor any language having anything in common with that country?' In einem weiteren Briefe vom 7. August (ibid. S. 339) kommt er noch einmal auf Schlegel zurück und fragt auch später bei Moore seinetwegen an. Da aber die bewußte Kritik nicht erschien, so ist die unerquickliche Angelegenheit im Sande verlaufen. Schlegel hat sich aber doch noch in unschöner Weise an Byrons Andenken vergangen, indem er in späteren Jahren zwei salz- und witzlose Epigramme gegen ihn losließ (Sämmtl. Werke II, 174. 215). Übrigens hat auch Byron mit seinem Spott gegen Schlegel nicht immer zurückgehalten. In einem Briefe an Murray (Lett. & Journ. IV, 161) flicht er die Verse ein:

> 'Some say she [Mme de Staël] died a Papist; some
> Are of opinion that's a *hum*.
> I don't know that, the fellow Schlegel
> Was very likely to inveigle
> A dying person in compunction
> To try the extremity of unction.'

Dabei ist aber wohl zu beachten, daß diese Äußerung in einem Privatschreiben steht, also nicht zur Veröffentlichung bestimmt war. An der Behauptung Byrons ist natürlich kein wahres Wort.

Was Wordsworth und Coleridge angeht, so ist nur von einer einmaligen kurzen Begegnung zu berichten. Die beiden Dichter hatten im Sommer 1828 eine Reise durch Belgien gemacht[1] und waren darauf als Gäste im Hause des Kaufmanns Aders in Godesberg eingekehrt, vermutlich von Crabb Robinson empfohlen, der in London mit der Familie Aders viel verkehrte. Die Kunde von der Anwesenheit so berühmter Männer drang sogleich nach Bonn, und viele Professoren beeilten sich, sie aufzusuchen, unter ihnen Niebuhr und Schlegel. Von der Unterhaltung, bei der Coleridge nach seiner Gewohnheit das Wort führte, während Wordsworth den schweigenden Zuhörer abgab, wird folgendes berichtet: 'Schlegel praised Scott's poetry, Cole-

[1] Vgl. Knight, Life of Wordsworth III, 137.

ridge decried it, stating that no poet ever lived of equal eminence whose writings furnished so few quotable passages [ein etwas fadenscheiniges Argument]. Schlegel then praised Byron, Coleridge immediately tried to depreciate him. Ah, said he, Byron is a meteor which will but blaze and rove and die, Wordsworth there is a star luminous and fixed.' Über diese Äußerungen kann man sich nur verwundern. Bei Schlegel mag der Wunsch vorhanden gewesen sein, den Gästen etwas Freundliches zu sagen, was (wenigstens in bezug auf Byron) nicht einmal aufrichtig zu sein brauchte; bei Coleridge hingegen wäre man geneigt, an bloßen Neid gegen glücklichere und erfolgreichere Dichtergenossen zu glauben, wenn man nicht auch berücksichtigen müßte, daß er sich in seinem ganzen Wesen und Streben scharf von ihnen unterschied. Es mag noch erwähnt werden, daß sich in der Dresdner Sammlung ein inhaltlich unbedeutender Brief von Wordsworth an Schlegel befindet (vom 2. April 1834), worin er ihm einen jungen Freund empfiehlt und von dem besonderen Vergnügen spricht, das ihm der nur kurze Verkehr mit Schlegel gewährt hat.

Erfahren wir nun auch nicht, wie Wordsworth und Coleridge über Schlegel geurteilt haben, so ist ein anderer englischer Dichter, Walter Savage Landor, in dieser Hinsicht desto mitteilsamer. Schlegel hatte bereits die 'Imaginary Conversations' kennengelernt, die ihm Julius Hare aus Cambridge am 14. April 1824 zugesandt hatte.[1] Nun kam Landor selbst im Jahre 1832 auf der Rückreise nach Italien in Gesellschaft von Hare nach Bonn und besuchte dort Schlegel. Was er dann aber über ihn sagt, ist voll von Spott und tiefer Enttäuschung. Er ist erstaunt einen solchen Mann vor sich zu sehen, der ihm einen so tiefen Einblick in Shakespeares Wesen gewährt hatte. Nun schreibt er von Frankfurt aus an Crabb Robinson (20. Oktober 1832): 'At Bonn I met Mr. William Schlegel. He resembles a little pot bellied pony tricked out with stars, buckles and ribands, looking askance from his ring and halter in the market for an apple from one, a morsel of bread from another, a fig of ginger from a third and a pat from every-body. ... The next day I saw the honest Arndt, who settled the bile this coxcomb of the bazaar had encited.' (Robinson, Diary, Remin. and Corresp. II, 134.) In seinen Letters and unpublished Writings (S. 225) berichtet Landor

[1] Schlegel muß im Jahre 1823 in Cambridge gewesen sein, wo er besonders im Trinity College sehr gefeiert wurde. Darauf bezieht sich ein Brief des Rev. Adam Sidgwick vom 10. Januar 1845 (auch dieser in der Dresdner Sammlung enthalten). Darin versichert er Schlegel: 'Every member of our Society, from the highest to the lowest, would receive with honour one who, like yourself, has done so much honour to our greatest poet and to our national literature.'

des weiteren über den schönen Abend, den er bei Arndt verbracht, und über die Freude, die es ihm und dem greisen Dichter bereitet habe, als Vorübergehende ein vaterländisches Lied von ihm sangen, das damals schon zum Volkslied geworden war. In einem Gedicht an Schlegel, das dieser gewiß niemals zu sehen bekommen hat, drückt er nochmals wie oben seine Geringschätzung für ihn aus. Man würde auch zu weit gehen, wenn man annähme, daß sich zwischen dem temperamentvollen englischen Landedelmann und dem gealterten deutschen Professor irgendwelche Harmonie hätte herausbilden können.

Über das Verhältnis Schlegels zu Sir James Mackintosh, dem bekannten Essayisten und Parlamentarier, können wir kürzer hinweggehen. Während Frau von Staëls Aufenthalt in London war Mackintosh häufig in ihrer Gesellschaft und ihr ständiger Tischnachbar ('I am generally ordered with her to dinner, as one orders beans and bacon', äußerte er darüber scherzhaft). Wir wissen, daß sie große Stücke auf ihn hielt, und so erklärt es sich, daß er bereits im September 1814 in Coppet erscheinen durfte, von wo aus er mit Schlegel und Sismondi Voltaires Landsitz in Ferney besuchte. Aus seiner Korrespondenz mit Schlegel ist nur ein Brief bemerkenswert. Campbell hatte ihm zwei Hefte von Schlegels 'Indischer Bibliothek' gegeben, und nun schreibt er: 'I have now read with great pleasure your remarks together with Mr. Bopp's comparison of the Sanscrit with Greek and Teutonic. They leave me no doubt of an opinion I have long entertained that these three ancient and extensive languages flow from the same source.' So war wenigstens an einer Stelle das richtige Verständnis für die indogermanische Sprachwissenschaft angebahnt. Einige Jahre später war Schlegel aufgefordert worden, in London Vorlesungen zu halten, sei es über die Geschichte der schönen Künste, sei es über das alte und neue Indien; sie sollten dann in Buchform herauskommen. Mackintosh fiel es zu, die Sache zu vermitteln, aber der Plan zerschlug sich, weil kein Verleger sich für das Buch finden wollte und die Zeitverhältnisse, insbesondere die Agitation für die Reformbill, hindernd im Wege standen. —

Weiterhin würde es sich jetzt darum handeln, den Einfluß zu bestimmen, den Schlegel bei den englischen Dichtern und Kritikern ausgeübt hat. Hier ist der Umstand hinderlich, daß es an Vorarbeiten fast gänzlich fehlt; auch wären eine Reihe von Zeitschriften und Büchern einzusehen, die zur Zeit unzugänglich sind. An einer wichtigen Stelle ist allerdings die Arbeit getan, und zwar gründlich. Es betrifft dies Coleridge und seine öffentlichen Vorträge, speziell über Shakespeare. In bezug auf seine Abhängigkeit von Schlegel sind die verschiedensten Ansichten geäußert worden. Schon gleich nach seinem Tode hat Thomas de

Quincey (Werke ed. Masson II, 140) den Vorwurf des Plagiats gegen ihn erhoben — freilich zunächst nur wegen seiner Benutzung von Schelling —, und nach ihm noch verschiedene andere, wogegen ihm auch eine Reihe von Verteidigern erstanden ist. Zu diesen gehört vor allem Brandl in seiner Biographie Coleridges (p. 426), der vieles mit der Nachlässigkeit des Dichters sowie mit der Unstetigkeit seines äußeren und inneren Lebens zu entschuldigen sucht. Aber auch er muß zugestehen, daß mancher Paragraph der Biographia Literaria einfach ein Abklatsch von Maaß oder Schelling ohne genaues Zitat, manches Kapitel seiner gedruckten Vorlesungen ein Abklatsch von Schlegel ohne jede Quellenangabe ist, abgesehen von den schier unzähligen Entlehnungen freierer Art. Man braucht allerdings die Idee von seiner Abhängigkeit von anderen nicht zu übertreiben; ähnliche Gedanken können gemeinsamer Quelle entstammen, manches auch dem Geist der Zeit, und doch kann man mit Herford zugeben, daß Coleridge in seiner Shakespearekritik der besser gegliederten Formulierung der Gedanken bei seinem deutschen Vorgänger gefolgt ist, daß dieser, kurz gesagt, sein Meister war.

In neuerer Zeit ist die ganze Frage noch einmal genau untersucht worden in einer Dissertation der University of Wisconsin (The indebtedness of S. T. Coleridge to A. W. Schlegel von A. A. Wehnholtz, 1907). Die Verfasserin stellt hier wohl zum erstenmal eine große Anzahl von einzelnen Stellen bei beiden Kritikern nebeneinander zum Vergleich, zeigt dann Coleridges Verfahren, wie er ganze Kapitel und Abschnitte in einem einzigen Satz gleichsam kondensiert, und wie ein ganz neuer Ton in seine Vorlesungen hineinkommt, seitdem er das Buch von Schlegel kennengelernt hat. Das geschah im Januar 1812, nachdem er schon acht Vorlesungen der zweiten Serie hinter sich hatte. Von da an tritt Schlegels Einwirkung je länger, je mehr zutage.

Bei dem Interesse, das Campbell für Schlegels Person wie für seine Leistungen empfand, wird es nicht wundernehmen, daß er sich auch in seinen Schriften gelegentlich mit ihm beschäftigt. Dies geschieht in dem einleitenden Essay zu seinen 'Specimens of the British Poets' (S. 153). Dort wendet er sich gegen Schlegels Behauptung, Shakespeare habe in seinem Wirken niemals die Einheiten verletzt, wenn man sie richtig und weitherzig auffasse. Campbell dagegen meint, es kämen in ihnen Dinge vor, die sich mit den Grundsätzen der dramatischen Kunst nicht mehr vereinigen lassen. Wenn z. B. im 'Wintermärchen' Perdita als neugeborenes Kind und später als erwachsen auf die Bühne komme, so könne man keine Einheit mehr in dem Stück erkennen und müsse zu der Annahme seine Zuflucht nehmen, daß Shakespeare hier die Kunst mit Füßen trete. 'When I am left to infer', fährt

er mit leicht erkennbarer Ironie fort, 'that all this is right on romantic principles, I confess that there principles become too romantic for my conception.' Campbells Kritik erscheint hier etwas flach. Er übersieht ganz, daß das Stück ein Märchendrama ist, wodurch dem Dichter schon eine größere Freiheit und weiterer Spielraum gelassen wird. Wichtig ist ferner, daß Perdita zuerst gar nicht handelnd auftritt, so daß sie im weiteren Verlauf des Dramas fast wie eine neue Person betrachtet werden kann. Auch muß ohnehin zwischen dem 3. und 4. Akt eine längere Frist verstreichen (die Zeit als Chorus vermittelt hier den Übergang), um Leontes' Reue und Sinneswandlung zu motivieren. Campbell steht eben noch unter dem Druck der klassizistischen Doktrin, den er nicht abschütteln kann, und ist außerstande, dem Fluge des Genius zu folgen.

Wesentlich polemisch verhält sich auch Hazlitt Schlegel gegenüber. Dieser hatte in seinen Vorlesungen über die Oper u. a. gesagt (Werke V, 67 ff.): 'In der Oper ist die Poesie nur Nebensache: sie wird unter ihren Umgebungen fast ertränkt. ... Diese Anarchie der Künste, da Musik, Tanz und Dekoration durch Verschwendung ihrer üppigsten Reize sich gegenseitig zu überbieten suchen, ist das eigentliche Wesen der Oper usw.' Dazu bemerkt Hazlitt in einer Kritik von Mozarts 'Cosi fan tutte' (abgedruckt in 'A View of the English Stage', p. 235): 'The foregoing remarks give the best account wo have seen of that splendid exhibition, the Italian opera. These German critics can explain everything, and upon any occasion make the worse appear the better reason. Their theories are always at variance with common sense, and we shall not in the present instance undertake to decide between them. There is, however, one thing we shall venture to decide, which is that the feelings of the English people must undergo time very elaborate process, before they are thoroughly recouciled to the union of different elements etc.' Hazlitt ist nun von jeher ein mürrischer und galliger Charakter gewesen, und hier zeigt er sich in seinem wahren Lichte. Da er den Deutschen nicht widerlegen kann, so räsoniert er über ihn und schweift dann zu einer geringschätzigen Kritik des englischen Publikums ab. Unlogisch ist er obendrein, denn wenn Schlegel von der italienischen Oper 'the best account' gegeben hat, so können die Theorien der deutschen Kritik schwerlich 'at variance with common sense' sein.

Nicht viel anders macht er es in einem zweiten Fall bei einer Kritik über Measure for Measure (a. a. O. S. 165). Hier sagt er von Schlegels Beurteilung des Stückes: 'This is a very poor criticism of a very fine poetry, but we are not in a humour (even if we could) to write a better.' Da er also selbst sein Unvermögen gesteht, so ist er in keinem Fall ernst zu nehmen.

Glücklicherweise hat es in England noch Schriftsteller gegeben, die wohlwollender und gerechter urteilten als Hazlitt. Richard Hengist Horne, ein Kritiker und Dichter von Ruf, der gerade die zweite Ausgabe von Schlegels Vorlesungen besorgt hatte, schreibt an ihn am 16. Juni 1840, nachdem er von der weiten und schnellen Verbreitung des Werkes und vom Gefühl der Dankespflicht des englischen Publikums gesprochen, folgendes: 'I enclose a copy of another newspaper (the Atlas), that you may see the Present state of criticism among us, with reference to contemporaries; for although the sympathizing tone of this paper is not at all a fair general specimen of our press in England; yet in absence of personalities it may be considered such — the contrary having almost always been the case, until your lectures gradually taught our critics to assume a higher and more abstract tone of disquisition.' Dies stimmt im großen und ganzen zu der Auffassung von der Aufgabe des Kritikers, wie sie Schlegel (Ges. Werke VII, 26) gelegentlich entwickelt hat.

Zusammenfassend wird man etwa sagen können, daß Schlegel im Grunde mehr auf die Gelehrten und Kritiker (und durch sie mittelbar auf die gebildeten Kreise) als auf die Dichter gewirkt hat. Diese, die ihm an Fülle der Produktion und durch ihr poetisches Talent überlegen waren, lehnten seine romantischen Theorien ab. Jene dagegen ließen sich durch seine umfassende Gelehrsamkeit ebenso bestechen wie durch seine gesellschaftliche Gewandtheit. Jedenfalls hat er zur Mehrung und Festigung des deutschen Ansehens in England erheblich beigetragen.

Berlin. Georg Herzfeld.

John Keats
im Lichte der neuesten Forschung

Wiederum steht John Keats im Vordergrund unseres literarischen Interesses. Seine Lebensgeschichte ist wiedererzählt und seine Dichtung aufs neue gewürdigt worden in einem Buche, das selber ein Lebenswerk ist.[1] Schon 1887 hat Sidney Colvin in der *English Men of Letters Series* seine kleine Keatsbiographie veröffentlicht. Heute liegt sie uns als dickleibiges Buch vor. Große Stücke sind sich wesentlich gleich geblieben und nur durch ausgiebigeres Zitieren und Einschieben von Zwischenbemerkungen erweitert worden. So bieten die rein biographischen Kapitel nicht viel Neues. Wir hören von Keats' feiner Beobachtungsgabe, von seinem sinnlichen Entzücken in Berührung mit der Natur, wenn wir einen Blick in die so äußerst wertvolle Severnbiographie[2] von W. Sharp werfen: eine Windwelle streicht über die Gräser, und Keats ersteigt den Zauntritt, um das Schauspiel zu betrachten, und ekstatisch ruft er aus: 'Die Flut, die Flut!' Wir erfahren noch mehr über Leigh Hunt, seine literarische Cockneymanier und sein *Rimini*, die Verwässerung von Dantes Paolo und Francesca-Episode. Auch das Haydonprofil wird noch etwas schärfer gezeichnet als in dem kleineren Buche. Das berühmte *immortal dinner*, an dem der betrunkene Lamb den würdevollen Wordsworth reizte und kränkte, wird breiter und behaglicher dargestellt. Dankbar sind wir für einige Auszüge aus den interessanten Winterbriefen 1817—1818, die Keats' Dichtertheorie enthüllen, wo wir z. B. die Äußerung finden, die Poesie müsse durch feine Übertreibung, nicht durch Eigenart überraschen: *poetry should surprise by a fine excess, and not by singularity.* Eingehend wird die zeitgenössische Kritik des *Endymion* wiedergegeben und *Blackwood's Magazine*, das den berüchtigten Artikel gegen Keats brachte, seinem literarischen Ton und seiner ganzen Tendenz nach gewürdigt oder richtiger gegeißelt. Das Verhältnis zu Fanny Brawne wird ausführlich dargestellt. Es gibt wohl kaum eine bemerkenswerte Einzeltatsache in diesem kurzen Dichterleben, die in dieser Biographie nicht berücksichtigt worden wäre.

Doch in dem biographischen Element liegt — für uns wenigstens — nicht der Hauptwert des Buches. Sidney Colvin hat den kritischen Teil von Grund aus umgearbeitet und gewaltig bereichert, und der Literarhistoriker wird sich neugierig diesen Kapiteln zuwenden, um zu sehen, was es Kostbares für ihn zu ernten gibt. Er wird aber auch bei der reichlichen Keatsliteratur der letzten Jahre wieder Umschau halten, um durch Vergleichen und eigene Betrachtung zu einem selbständigen Urteil über Keats und seine Kunst zu gelangen.

1. Gedichte 1817.

Zunächst ein paar Worte über die Gedichte des Jahres 1817. Sie zerfallen in Sonette und Episteln. Beide zeigen dieselbe Grundnote: Entzücken an der Schönheit der Natur, Lebendigkeit des Empfindens, Freude am Fabulieren und an der Kunst.

[1] Sidney Colvin, *John Keats. His life and Poetry, his friends, critics and after-fame*, London, Macmillan, 1917 (Neudruck 1918). XX, 600 S.

[2] *Life and Letters of Joseph Severn* by W. Sharp, 1892.

Die Sonette sind ohne hohe Leidenschaft, einfacher, aufrichtiger Ausdruck persönlicher Gefühle, der nur gelegentlich vereinzelte Taktgruppen herrlichster Wortkunst aufweist. Eine Ausnahme bildet das Sonett auf *Chapman's Homer*, ein Meisterstück der Heiterkeit und Konzentration, ein Bild mit weltenweitem Ausblick, das das literarische Entzücken an *Chapman's Homer* in der historischen, romantischen Gestalt des Cortez sichtbar macht, der neue Weltteile entdeckt, dessen Entdeckungsfreude zurück zum jugendlichen Entzücken am homerischen Epos die Brücke schlägt.

Die Gedichtsammlung enthielt nicht das prächtige Leandersonett, das Keats am 16. März 1816 nach James Tassies Pastellreproduktion einer Gemme dichtete. Wie früh betätigt sich bei ihm die bildende Kunst als Anreger! Wie prächtig kompakt ist der Schluß: *see how his body dips Dead-heavy; arms and shoulders gleam awhile; He's gone: up bubbles all his amorous breath.*

Unter den Episteln und reflektierenden Stücken, die im zehnsilbigen Reimpaar geschrieben sind, steht die Sendung an Felton Mathew vom November 1815 als ein metrisches Erzeugnis da, das ein spontan sich entwickelndes Endglied einer längeren Kette ist, die bis zu den Elisabethanern zurückreicht, die das zehnsilbige Reimpaar auf zweierlei Weise verwendeten, entweder nach dem geschlossenen System, wo Reim- und Sinnschema sich glatt deckten und neben epigrammatischer Schärfe sehr leicht Eintönigkeit sich einstellen konnte, oder nach dem verschobenen System, wo Reim- und Sinnschema sich durchkreuzten und der Vorteil der Freiheit gelegentlich durch den Nachteil rhythmischer Schwäche aufgehoben wurde. Marlowe und Spenser huldigten dem ersten, Drayton, Chapman, Donne, Ben Jonson, William Chamberlayne dem zweiten System. Eine glückliche Vereinigung beider Arten finden wir bei William Browne und George Sandys, dem Übersetzer von Ovids Metamorphosen, einem Werke, das Keats sehr wohl kannte. Später, unter der Restauration, galt die Regel, wenigstens die Einheit des Reimpaares zu achten, d. h. den Satz am Ende des zweiten Verses abzuschließen, während Milton immer noch die gemischte elisabethanische Anordnung vorzog. Die geltende Regel befolgten: Drummond of Hawthornden, Sir John Beaumont, Marvell, Waller, Katherine Philips. Cowley brachte Abwechslung durch gelegentliche Einführung des Zwölfsilbners, Dryden durch Ausdehnung des Reimes auf drei Verse. Pope streifte alle diese Variationen wieder ab und brachte den Grundsatz der strengen Übereinstimmung von Reim- und Satzschema und der Regelmäßigkeit der Zäsur zu einer Herrschaft, der die drei folgenden Dichtergeschlechter sich beugten. Gegner des Prinzips erstanden in Joseph und Thomas Warton, Thomas Gray, Chatterton, Macpherson, Blake. Die ernsthafte Abkehr vom Popeschen Prinzip kam durch Coleridge, Wordsworth und später durch Scott. Das heroische Reimpaar hielt sich aber immer noch in der Opposition, bei Rogers, Crabbe, Campbell, bei Byron in seinem *Corsair* und *Lara*, während Leigh Hunt den Versuch machte, durch Vermischung mit Triplet und Alexandriner und durch die Verwendung der elisabethanischen Doppeltendenz das heroische Reimpaar zu verbessern.

Da kommt Keats und schreibt seine Epistel an Felton Mathew. Er greift wieder zurück auf William Brownes *Britannia's Pastorals*, weil er dort das leichtfließende Verspaar mit reichlichen weiblichen Reimen vorfand. Seiner Stimmung nach ist das Gedicht Ovidisch mythologisch

romantisch. Mathew war einst eine wilde Blume an dem Bache der Poesie, Diana pflückte ihn und warf ihn in den Fluß, ihrem Bruder Apollo zum Opfer, der ihn in einen Stieglitz verwandelte, aus dem ein schwarzäugiger Schwan geworden ist, den Naiaden ernähren.

In demselben Metrum geschrieben sind das durch Hunts *Rimini* angeregte *Calidore* und die beiden Stücke, die dem ganzen Bande seinen Wert verleihen: *Sleep and Poetry* und *As I stood tiptoe*, Präludien über des Dichters Bestrebungen. *Sleep and Poetry* zeigt Keats' Begabung, aktive Eigenschaften in die Dinge hineinzuschauen und die passiven Attribute zu verdecken. Der Wagenlenker, dessen wildtrabende Rosse über Wolken und Hügel jagen an tausend Visionen vorbei, ist Sichtbarmachung der Phantasie. Die Visionen verschwinden, wie die wahre Dichtung in England nach Spenser und Milton schwand, um der mathematischen Poesie des 18. Jahrhunderts Platz zu machen, gegen die sich Keats in schroffen Worten wendet. Wenn er die neue Zeit begrüßt, so kann er sich aber doch nicht mit allen ihren Erscheinungen einverstanden erklären. Die *ugly clubs* sind nach Sidney Colvin Byrons orientalische Verserzählungen.

In *I stood tiptoe* werden schöne Naturbilder als symbolisch verwandt mit gewissen dichterischen Stilarten erkannt. Wie Oliver Elton sagt, ist die Natur selber eine Gedichtsammlung, und der Mittsommernachtstraum ist ein unerforschter Wald. Jedes Naturbild entspricht einer bestimmten Dichtung und jede Dichtung einem bestimmten Naturbild; denn was im Dichter dieselbe Stimmung erwecken kann, ob Naturbild oder Gedicht, ist sich wesensverwandt:

> In the calm grandeur of a sober line,
> We see the waving of the mountain pine;
> And when a tale is beautifully staid,
> We feel the safety of a hawthorn glade.

Ich kann mir keine tiefer grabende, dem Dichter näher kommende Erklärung dieses Präludiums vorstellen als die, welche uns in dem aus künstlerischer Intuition entstandenen Aufsatz der Mary Suddard[1] gegeben wird, deren wunderbare Reife auch Sidney Colvin an anderer Stelle anerkennt. Wo wie bei diesem Dichter die seelische Identität von Natur und Dichtung — oder sagen wir Mythus — als selbstverständlich gefordert wird, wird der Mythus selber zum individuell dichterischen Erlebnis, und die schon vorhandenen alten Mythen müssen sich ihm auf gewisse Naturstimmungen, die er selber rekonstruieren will, einstellen. So reizt es ihn, die seelische Identität von Natur und Dichtung herzustellen in jenen alten Fabeln von Cupido und Psyche, von Pan und Syrinx, von Narcissus und Echo, von Cynthia und Endymion, und so malt er die entsprechenden Landschaften mit ihren Stimmungen. Wie reizend ist das Narzissusnaturbildchen!

Der Stil weist jetzt schon die in *Endymion* so häufig auftretenden abstrakten Nomina auf, die sinnenfällige und die Phantasie angenehm erregende Eigenschaften bezeichnen: *quaint mossiness of aged roots — pure, deliciousness — pillowy silkiness of clouds.*

An literarischen Einflüssen macht sich Wordsworth bemerkbar —

[1] Keats' *Prelude, a Study of the Poems of Keats up to Endymion* (*Studies and Essays*, Cambridge, University Press, 1912). Ich habe das Buch im Beiblatt zur 'Anglia' 26 (1915) 70—80 eingehend besprochen.

darauf hat zuerst der poeta laureatus Robert Bridges in seiner Einleitung zu John Keats' Gedichten in der Ausgabe von G. Thorn Drury hingewiesen —, Wordsworth, der in seinem vierten Buche der *Excursion* sich darüber klar zu werden versucht, wie gewisse Vorstellungen griechischer Mythologie entstanden sein mögen. Gerade jene Stelle Wordsworths bespricht Keats kurz nachher mit einem Freunde. Übrigens zeigt auch *Sleep and Poetry* eine innere Verwandschaft mit einem Wordsworthschen Gedicht, nämlich mit *Tintern Abbey*. Allerdings erscheint Keats neben dem mehr nachdenkenden und erklärenden Wordsworth als der eigentlich anregende, die Phantasiebilder mitteilende Dichter.

2. Der Theoretiker der Romantik.

Im Jahre 1817 beschäftigt sich Keats mit ästhetisch-philosophischen Fragen, wie ein Brief vom 22. November 1817 uns darlegt. Keats erklärt hier den Gegensatz zwischen Sensationen (*sensations*) und Gedanken (*thoughts*), wobei die Sensationen nicht rein körperlich, sondern geistig aufgefaßt werden als *intuitions of the mind*, wie S. Colvin sagt, d. h. als unmittelbares Erkennen ohne Denken. Der Dichter ruft aus: Oh, um ein Leben der Intuition viel eher als des Denkens! (*Oh for a life of Sensations rather than of Thoughts!*) Mit 'Sensationen' arbeitet — so müssen wir wohl das dazwischenliegende, nicht ausgedrückte Gedankenglied ergänzen — die Imagination, von deren Zuständigkeit er innerlich überzeugt ist. Und was sie als Schönheit erfaßt, muß Wahrheit sein. Ein Gleichnis macht es uns klar. Adam träumte — nach Miltons *Paradise Lost* VIII, 288—311! — und fand beim Erwachen den Traum bewahrheitet. Er sah, wie die glorreiche Gestalt Gottes aus seiner eigenen Rippe ein Geschöpf erschuf, und er erwachte, und Eva, die Schönheit, stand neben ihm.

Man wird sich daran erinnern, daß die *Imagination*, die Keats hier verherrlicht, ein Schlagwort jener Tage ist, und wird wohl sicher gehen, wenn man annimmt, daß hier unser Dichter auf seine Art das oft erörterte literarkritische Thema Wordsworths und Coleridges, *Fancy and Imagination*, anfaßt. Die *Fancy* hat Keats hier fahren gelassen. Daß ihn aber jene geistvolle Tüftelei — und etwas Besseres ist jene Erörterung nach Saintsbury in seiner *History of Literary Criticism* nicht, da Saintsbury zwischen *Fancy* und *Imagination* keinen Unterschied sehen kann — kurz vorher auch beschäftigt hat, zeigt eine Äußerung, die wir einem Briefe aus dem Frühjahr 1817 entnehmen (bei Sidney Colvin 165), wo er sagt, Erfindung (*invention*) sei der Polarstern der Poesie, Einbildungskraft (*fancy*) sein Segel und Bildungskraft (*imagination*) sein Steuer. Dies klingt wie ein deutliches Echo der Vorrede, die Wordsworth zu seiner Gedichtsammlung des Jahres 1815 geschrieben hatte, wo er für den Dichter sechs Hauptfähigkeiten gefordert und unter Punkt 4 und 5 *Imagination, Fancy, Invention* aufgezählt hatte. Die viel feinere Quelle, aus der übrigens auch Wordsworth für seine Begriffsunterscheidung von *Imagination* und *Fancy* geschöpft, nämlich Coleridges Theorien, die vor 1815 gesprächsweise in literarischen Kreisen herumgeboten wurden und 1817 in dem genialen Durcheinander der *Biographia Literaria* im Druck erschienen, kannte er nicht. Coleridge hatte die Unterscheidung in Jean Paul Richters 'Vorschule der Ästhetik' gefunden und von dem heute vergessenen G. Maaß in dessen 'Versuch über die Einbildungs-

kraft' (1797) den Gedanken der Bildungskraft als Attribut der Genialität übernommen. Dies verschmolz sich jetzt mit der bei ihm schon längst fertigen Vorstellung von Schellings Ineinsbildung, die Coleridge mit seiner bekannten Freude an griechischen Neuprägungen eisemplastische Fähigkeit nannte. Keats hat Coleridge nur einmal gesehen, zwei Jahre vor seinem Tode. Nachdem der junge Dichter dem alten die Hand gedrückt und schon fürbaß gegangen war, sagte der Philosoph von Highgate: 'In dieser Hand lag der Tod' (bei Sidney Colvin 348). Die zerstreut liegenden philosophischen Äußerungen Keats' tragen ganz und gar die Kennzeichen des jungen typischen Romantikers an sich, klingen sie doch wie die Fragmente Hardenbergs, wenn sie auch jene mystische Tiefe nicht erreichen, die Novalis eignet. Aber das philosophische Fabulieren scheint in England ebensogut wie in Deutschland die Krankheit des Romantikers gewesen zu sein. '[Sie] schwelgen im Genuß eines Symphilosophierens, das sich meist durch bloße Anspielung und oft mit Überspringung vieler Zwischenglieder versteht, wobei es ziemlich unwesentlich erscheint, ob jeder immer ganz präzis anzugeben vermochte, was der andere meinte. Da sie alle dialektisch äußerst begabt sind, das Fernliegende analogisch verknüpfen, gefühlte Zusammenhänge bildlich oder mit den Mitteln eines ganz anderen geistigen Gebietes auszudrücken sich gewöhnt haben, so entsteht eine Kunstsprache, ein Jargon wenn man will, der eigentlich nur ihnen selbst völlig verständlich ist und in dessen Entfaltung bis in die paradoxesten Konsequenzen hinein sie sich gefallen.'[1] Man wird gut tun, diese Worte auch bei der Beurteilung der englischen romantischen Dichterphilosophen zu beherzigen. Die Kantische straffe Systematik dürfen wir bei ihnen nicht suchen.

3. Endymion.

Die hohe Wesenheit, die Keats wie Coleridge in der Imagination erblickt, spielt nun bei der Schaffung seines großen Gedichtes *Endymion* eine wichtige Rolle, handelt es sich doch hier darum, eine nackte Tatsache endlos zu erweitern und mit Poesie zu erfüllen. Zwei schaffende Kräfte sind beständig an der Arbeit: das Entzücken an der Natur und im besonderen das abnorme Sympathieverhältnis des Dichters zum zauberhaften Mondschein und — die Freude am alten Mythus der Cynthia und des Endymion, wie ihn ältere englische Dichter vermitteln konnten. (Hier flossen ja überhaupt die Quellen, aus denen Keats seine Kenntnis der Antike und ihrer Mythologie schöpfte, was Lemprières *Classical Dictionary*, Tookes *Pantheon* und Spences *Polymetis* allein ihm niemals zu spenden vermocht hätten.) Unter dem Sympathieeinfluß wird der Mond schließlich zum festen Symbol der Schönheit, jenem Prinzip, das beziehungslose Dinge in göttlicher Gemeinschaft zu verbinden weiß. Der Endymionmythus wird jetzt zu einem Gleichnis, das uns von den Abenteuern der Dichterseele erzählt, die sich auf die Suche macht nach dem Geist der wesentlichen Schönheit. Es ist der Miltonsche Adamstraum, der sich bewahrheitet: denn die Schönheit wird zur Wahrheit.

[1] Ich entnehme diese Worte der soeben erschienenen Straßburger Dissertation eines reifen, hochbegabten Menschen, der infolge eines schweren Leidens, das er sich als Armierungssoldat zuzog, 1916 starb: S. Elkuss, 'Zur Beurteilung der Romantik und zur Kritik ihrer Erforschung', München, Oldenbourg, 1918.

Keats las aufmerksam Fletchers *Faithful Sheperdess* und Michael Draytons Gedicht *The Man in the Moon*, in dem dieser sein älteres Stück *Endimion and Phoebe* wieder verwendet. Das Einsetzen des großen Epos mit dem Panfest, die Reise Endymions durch geheimnisvolle Regionen auf Erden und in der Luft, durch Flüsse und Meere mit Naiaden und Nereïden und durch Wiesen mit Hamadryaden, dürfte auf Drayton zurückgehen, dessn Cynthia einen Mantel trägt, dem wohl auch Glaucus' Zaubermantel bei Keats nachgebildet worden ist.

Der Geist des Ganzen ist elisabethanisch. Ein Reichtum an nebensächlichen Schönheitselementen überflutet diese Phantasiewelt. Der Sinn für strenge Auswahl, Klarheit und Einfachheit fehlt. Sandys englischer Ovid mit seinem üppigen Kommentar liefert zahlreiche mythologische Parallelismen und damit ebensoviel Gelegenheiten zum Abschweifen. Shelleys *Alastor*, der die Fahrt der Dichterseele im Menschen erzählt, zeigt Keats, wie durch das Epos der symbolische rote Faden zu ziehen ist, den zwei Lesergenerationen unter der wuchernden Blumenstickerei aus den Augen verloren haben. Vergleichung mit früheren Gedichten und mit den Briefen hat es den Kritikern ermöglicht, den Faden wieder einigermaßen freizulegen. Hier hat E. de Sélincourt in seiner Einleitung zu John Keats' Gedichten (Muses Library Edition XVIII—XXIX, Methuen and Co.) schön vorgearbeitet und den Hauptgedanken herauskristallisiert: die Dichterseele sucht sich die ideale Schönheit. Dieses allegorische Hauptmotiv begleitet das ethische Motiv, daß jene Sehnsucht nicht in selbstsüchtiger Absonderung, sondern nur in reinigender, tätiger Sympathie mit den Leiden anderer gestillt werden kann. Damit verbindet sich weiterhin der Glaube, daß die Leidenschaft für die vielen einzelnen irdischen Schönheitserscheinungen im Grunde genommen eins ist mit der Sehnsucht nach der transzendentalen wesentlichen Schönheit. Verwickelt sich also der Held in Liebesabenteuer, so wird er seiner hehren Ritterpflicht nicht untreu.

Im ersten Buch merkt man sich zur Beleuchtung der symbolischen Erklärung die mystischen Traumflüge Endymions, in denen ihm das Einswerden mit seiner Göttin beschieden wird, deren nächste Wirkung aber ist, daß jede andere Lust ihren Geschmack verliert und zu Asche wird.

Das zweite Buch wertet alles große starke Lieben, das wir mit den Namen Julia, Imogen, Hero, Pastorella verbinden, höher als das Sterben von Weltreichen. Mit Recht! Ist doch jenes große Lieben Abglanz jener Liebe, die die Sonne und die anderen Gestirne bewegt. Die unterirdische Halle, die der Dichter betritt, erinnert an Beckfords *Vathek*. Es folgen Erscheinungen, deren symbolische Bedeutung im größeren Rahmen der gewählten Allegorie nicht zu erkennen ist: Adonis' Winterschlaf und Venus' Herabsteigen zu ihm, die Vision der Erdgöttin Kybele, der Aufstieg einem diamantenen Geländer entlang, das schließlich in Nichts endet — hier schimmern deutliche Erinnerungen an den im 18. Jahrhundert beliebten *Voyage d'Anténor* durch —, der Besuch der unerkannten Cynthia und die Liebesnacht in der Jasminlaube — von gelegentlicher sinnlicher Unfeinheit,[1] die Oscar Wilde in seinem Gedicht *Charmides* angeregt hat.[2]

[1] Vgl. dazu auch Sibylla Geest, 'Der Sensualismus bei J. Keats'. Diss. Freiburg i. B., 1918.

[2] Vgl. mein Buch über Wilde 146—7.

Im dritten Buche erfassen wir leicht den durch das Labyrinth führenden Ariadnefaden. Die Hauptgestalt des Glaucus will symbolisch verstanden sein. Keats nahm sie aus Ovid und stellte sie in eine modifizierte Tausendundeine-Nacht-Welt hinein. Endymion soll den von Circe zur Strafe für seine Sinnlichkeit für tausend Jahre in die Fesseln des Alters geschlagenen Glaucus befreien, ihn, der einst mitleidvoll vergeblich versuchte, einen alten Mann zu retten, und dem nur ein Stab und eine Pergamentrolle, die Worte des Trostes und der Weisheit enthielt, in der Hand zurückblieb. Wird er alle Geheimnisse der Natur erforschen und alle in den Wellen ertrunkenen Liebenden im Heiligtum beisetzen — so las er in der Rolle —, so soll einst ein Erlöser ihm nahen. Endymion — er ist der Retter — zieht mit ihm zum Heiligtum der Toten. Glaucus' Zaubermantel wird ihm umgelegt, und mit dem Stab und der in kleinste Stücke zerrissenen Rolle vollendet er den Zauber. Der Tod ist überwunden. *Death fell a weeping in his charnel-house.* Die Toten erwachen, und mit ihnen die Liebe, und schwellenden Blumen gleich ertönt süße Musik. Der Zauberritus erinnert an gewisse Erzählungen in Tausendundeiner Nacht. Der Bann wird gebrochen durch Betröpfeln mit Wasser und Murmeln von Formeln. Im tiefen Meeresgrund war das Betröpfeln nicht angängig; Keats verwandelt es in das Bestreuen mit kleinen Pergamentfetzen. Erlösergeschichten mit zauberhaftem, ethischem Hintergrund scheinen mir immer verdächtig. Liegt hier nicht auf englischem Boden die am Ende des 18. Jahrhunderts in der deutschen Literatur so oft beobachtete Beeinflussung durch die Freimaurerei vor?

Und nun die Lösung des symbolischen Rätsels! Die Seele des Dichters — die die Vereinigung mit der Urschönheit erstrebt — muß sich für ihren hohen Beruf rein machen von aller Selbstsucht durch Mitgefühl mit menschlichem Lieben und Leiden und durch Erwerbung reichlicher Erfahrung und philosophischer Weisheit. Diese Läuterung beginnt mit Endymions Begegnung mit Glaucus, dessen Geschichte ihm offenbart, wie das Aufgeben reiner um unreiner Liebe willen und sinnliche Erniedrigung schwer bestraft wird. Glaucus übermacht Endymion sein ganzes Erbe — sein Mantel fällt buchstäblich auf ihn —, übermacht ihm sein teuer erkauftes Wissen, das ihn befähigt, den toten Liebenden Unsterblichkeit zu verleihen.

Im vierten Buch beginnt der Kampf zwischen göttlicher und irdischer Liebe in Endymions Seele sich auszutoben. Die Klage des verlassenen indischen Mädchens dringt an sein Ohr. Er entbrennt in Liebe zu ihm und weiß nicht, ob er seine himmlische Göttin vergessen darf. Da verkündigt Merkur das Ende des Widerstreites. Zwei schwarze Rosse — die Rosse der Phantasie — entsteigen der Erde, die Merkur berührt. Mädchen und Schäfer reiten empor in die Region des Schlafes. Wieder entzückt ihn ein herrlicher Traum, der sich beim Erwachen bewahrheitet. Diana neigt sich über ihn, neben ihm liegt das indische Mädchen. Wieder zögert er zwischen beiden und fühlt doch, daß er beiden treu ist. Diana verschwand, und der Ritt mit dem Mädchen geht weiter. Sie sinkt, ihr Pferd stürzt erdenwärts, und er reitet allein, verlassen von den Verkörperungen beider Leidenschaften, reitet ins Land der Apathie. In höchster Höhe verklingt in der Ferne der Dianische Festgesang. Sein Pferd trabt tiefer zum grünen Erdenhügel, auf dem das indische Mädchen ruht, dem er jetzt ewige Treue schwört in Beteuerungen, die Ovids Metamorphosen XIII 810—840 als An-

reger verraten. Sie aber verzichtet, da sie weiß, daß Liebesfreude ihr nur beschieden sein könnte auf Kosten des Todes ihrer beider — was wohl heißen soll, daß der Sterbliche, der den Geist der Poesie und dichterischen Schönheit liebt, sich mit bloßer irdischer Freude nicht zufriedengeben darf.

Schließlich treffen wir Endymion wieder im alten Opferhain der Diana mit seiner Schwester Peona und dem indischen Mädchen. Feierlich verzichtet er vor ihnen auf irdische Freude, um der himmlischen nicht verlustig gehen zu müssen. Da erglänzt beim letzten Lebewohl das Mädchen in strahlender himmlischer Schönheit als Cynthia, seine göttliche Geliebte. Die Fahrt ist zu Ende, das Geheimnis gelöst. Das indische Mädchen war bloße versteckte Verkörperung der Cynthia. Endymions irdische Leidenschaft, voll menschlichen Mitfühlens und Schmerzes, war immer eins mit der himmlischen Leidenschaft, die genährt wurde von dichterischem Streben und seelischer Sehnsucht nach dem Schönen. Beide sind in ihrer Steigerung unzertrennbar, und der gekrönte Dichter und der gekrönte Liebende sind ein und dasselbe. Diese Erkenntnis aber bleibt denen verschlossen, die wie Peona von der Poesie nichts wissen.

Was die Technik betrifft, so ist der elisabethanische Einschlag besonders groß. Spenser, William Browne, Drayton, der junge Shakespeare, Fletcher, der pastorale und lyrische Ben Jonson, der Chapman des Homer und der Sandys der Metamorphosen waren die hauptsächlichsten Anreger. Das Metrum zeigt die doppelten oder weiblichen Endungen nicht mehr in dem früheren Umfange, das geschlossene Reimpaar tritt nicht allzu häufig auf, Reim- und Satzschema bewegen sich frei. Chapmans Fehler, durch die Reimechos sachlich fernliegende Ideen sich hereinbefehlen zu lassen, vermeidet auch Keats nicht. An geistigen Unfeinheiten fehlt es nicht.

Keats' Stärke liegt in der Fähigkeit, schöne englische Naturszenen in noch schönere Bilder des antiken Lebens übergehen zu lassen. Das 18. Jahrhundert hatte mit einer nicht mehr mitempfundenen Mythologie gearbeitet und durch seine trockenen Personifizierungen die Leblosigkeit der Abstrakta womöglich noch vertieft, statt das Leben ihnen einzuhauchen. Es glaubte mit bloßem etikettierenden Erwähnen und der Anwendung großer Anfangsbuchstaben das Geheimnis der Personifikation ergründen zu können. Diesen toten Gestalten mußte die Romantik eine lebendige Seele schenken. Dazu hat keiner in höherem Maße beigetragen als Keats.

Die beiden Höhepunkte der Lyrik sind der Panhymnus und das Lied des indischen Mädchens.

Mit dem ersteren wird man gern Champmans Übersetzung des Homerischen Hymnus an Pan und Ben Jonsons Hymnus in seiner Masque *Pan's Anniversary* vergleichen. Bei den Elisabethanern entsprang der Sinn für die Hirtendichtung der dem Engländer angeborenen Liebe zum ländlichen Leben mit seinen Freuden und dem renaissanceischen Entzücken an klassischer Poesie. Derselbe Geist lebt in Keats neu auf, aber in dem romantischen Gefühl für die Segnungen und Tätigkeiten der Natur und der Ahnung der großen Geheimnisse, die hinter ihnen verborgen liegen, wunderbar gesteigert.

Das Lied des indischen Mädchens ist eigenartiger als der Hymnus, phantasievoller, musikalischer. Indische Romantik, zauberhafte Wortassoziation, griechische Schönheitsvision und nordische Wildheit finden sich in ihm vereinigt. Mit der Besingung des Leides — das ja den

schönen Dingen ihre höchste Wesenheitssteigerung verleihen kann — fängt es an, klingt dann in den Kubla-Khan-Ton um, der nachher in die laute Musik des Bacchantenzuges übergeht in Form eines Wechselgesangs zwischen dem fragenden indischen Mädchen und den chorisch antwortenden Mänaden und Satyrn.

Die Rubenssche Üppigkeit der Formen und Farben, die Keats bei der Ausmalung des Zuges verwendet, erinnert, den Motiven nach, an bildhafte Darstellung: keuchender Tiger und Leopard, asiatische Elefanten, gestreifte Zebras, Alligatoren und schuppige Krokodile mit lachenden Kindern auf ihrem Rücken, die mit spielzeugartigen Rudern und Segeln einhergleiten! An Titians Bild des Bacchus und Ariadne in der Nationalgalerie hat man schon längst als Anreger gedacht. Aber dort fehlen Tiger, Leopard und Elefanten. Viel eher dürfte hier die Reliefdarstellung eines Bacchantenzuges auf einem Sarkophag, die Haydons Gönner, der Herzog von Bedford, aus der Villa Aldobrandini nach seiner Woburn Gallery bringen und dort aufstellen ließ, eine visuelle Wirkung auf Keats' Sinne ausgeübt haben. (S. Colvin gibt uns eine Wiedergabe dieses Reliefs.) Hier sehen wir Leopard und Panther und einen Elefanten, der einen indischen Gefangenen auf seinem Rücken trägt. Die Kinder aber auf dem Krokodilrücken sind sicher jenem auf dem Krokodil sitzenden Pygmäen nachgebildet, der auf dem Sockel der bekannten vatikanischen Gruppe des ruhenden Nils spielt — eine Nachbildung war Keats leicht zugänglich —: Zwergruderer sah er auf gewissen Reliefs der Townley-Sammlung im Britischen Museum. Das Ganze ist organisch-harmonische Verbindung von Eindrücken verschiedener Kunstformen. — Griechischer Mythus, persönlich erlebt und künstlerisch verwoben mit den dem Dichter vertrauten Naturerscheinungen, dem blühenden Bohnenfeld, dem vom Purpurmohn durchleuchteten Ährenmeer, dem von Farnkraut beschatteten Bachesufer, dem Wald der Eichen und Haselstauden, der Heide mit Ginster und Stechpalme, dem Blumenland des Gänseblümchens und der Seerose: in dieser Welt steht der Keatssche Bacchus.

4. Die vollendeten Gedichte der Jahre 1818—19.

Großes bringen uns die beiden Jahre der Reife, 1818—1819, und hier empfiehlt es sich, zwischen den fertigen Gedichten und den großen Fragmenten zu unterscheiden.

Die *Ode to Fancy* verdankt ihre Anregung einer Verherrlichung der Phantasie durch Fuller in seinem *Holy State*, die Lamb in seinen *Specimens* dieses Schriftstellers wiedergibt und die Hunt in seinem *Reflector* druckt. Auf diesem gegebenen Stickboden flicht Keats seine reizenden Blumenornamente ein.

Der *Pot of Basil* behandelt die Erzählung Nr. 5 des vierten Tages in Boccaccios *Decamerone*, und zwar in der Ottava Rima, deren Technik Keats nach Edward Fairfax' Tassoübersetzung *Godfrey of Bulloigne* erlernt. (Ein Exemplar dieses Buches wurde nach Keats' Tode in dessen Bibliothek gefunden.) Auf Fairfax greift er direkt zurück, ohne sich um Freres und Byrons spätere Experimente zu bekümmern. Die Geschichte des Mädchens ist bekannt, das den Leichnam des von ihren Brüdern erschlagenen Geliebten im Walde wieder ausgräbt, das Haupt mitnimmt und

in einem Majoranblumentopf verbirgt, die Blumen mit ihren Tränen benetzt und, nachdem die Brüder ihr den Topf entwendet haben, dahinsiecht und stirbt. Boccaccios reizvolle Prosaerzählung hat Keats nach dem Vorbild der ihm vertrauten Geschichte von Chaucers *Troilus and Criseyde* poetisch verziert und romantisiert. Wie sein mittelenglischer Meister unterbricht er die Erzählung, um die Liebe, die Musen und den Leser anzurufen. Ein Prachtstück ist der Spruch an die Melancholie in seinen drei Variationen. Das abstoßende Morbide, das Ausgraben der Leiche, das Hineintun des Hauptes in den Topf, wird zur Schönheit potenziert; denn Keats kannte schon die Baudelairesche Theorie der qualitativen Potenzierung in einer weniger auffallenden Gewandung: *The excellence of every art is its intensity, capable of making all disagreeables evaporate from their being in close relationship with beauty and truth* (bei S. Colvin 393, der leider nicht angibt, wo Keats' Ausspruch steht). Im *Pot of Basil* ist ein Element hinzugekommen, das wir in Keats' bisherigen Dichtungen vermissen, das Interesse an seelischen Vorgängen.

Die bezaubernde Romanze *The Eve of St. Agnes* stützt sich auf die volkstümliche Vorstellung, daß am 20. Januar, am St.-Agnes-Abend, ein Mädchen seinen zukünftigen Liebhaber sehen kann, wenn es fastend und nie rückwärtsblickend zu Bette geht, auf dem Rücken schläft, die Hände über seinem Haupt auf das Kissen gelegt. Ben Jonson spricht davon in seinem *Satyr* und Robert Burton in seiner *Anatomy of Melancholy*. Auch Brands *Popular Antiquities* geben darüber einen eingehenden Bericht. Mit dieser abergläubischen Sitte hat Keats das Montecchi-und-Capulettí-Motiv verbunden. Der kühne Freier dringt in die feindliche Festeshalle ein. Viele Einzelheiten, die Keats verwendet: Versteck unter Mithilfe der alten Dienerin im Kabinett neben der Jungfrau Kammer, Eindringen in ihr Zimmer während ihres Schlafes, Verschwebung der wirklichen Rittererscheinung in das Traumbild, das dem einschlafenden Mädchen erscheint, Liebesglück und Flucht finden wir alle beieinander in Boccaccios früher Novelle *Il Filocolo*, einer ungeschickten Umarbeitung des altfranzösischen *Floire et Blancheflor*. Allerdings bleibt es ein Rätsel, wie der des Italienischen nicht mächtige Keats von dieser Erzählung, die ihm in keiner englischen Übersetzung zur Verfügung stehen konnte, Kenntnis erhalten haben soll.

Der 'St.-Agnes-Abend' ist die Dichtung des Eindrucks und der Stimmung par excellence. Ein paar Schlagworte können den geheimnisvollen Zauber, der diese Romanze umwebt, andeuten: Winternächtliche Stille, Schatten, Dunkelheit, Mondschein, Heimlichkeit, Verzauberung, Tasten, Träumen, Flüstern! Die Grundnote des Ganzen ist webende Stille, pulsierende Ruhe. Keats hat eine neue Stufe seiner Kunst erreicht, die sich in einer neuen Stilart bekundet. Eindrücke werden durch den geübten Wortkünstler melodisch besungen und geheimnisvoll sichtbar gemacht und durch diskret mitklingende Obertöne bildlich erweitert. Aber das stilistische Stadium der punktierten Linie im impressionistischen Endymion ist überwunden, und eine wohlgeführte Handlung verbindet jetzt die Punkte zum Ganzen. Daneben fühlen wir, daß Keats mit einem neuen Problem ringt, dem der Bewegung, und da er, im Gegensatz zu Shelley, nicht motorisch veranlagt war, so erregt seine Lösung unser besonderes Interesse. Wenn wir von der motivisch gegebenen Handlungsbewegung absehen, so scheint er uns der Schwierigkeit dadurch entgangen zu sein, daß er an

Stelle der Bewegung etwas Verwandtes gesetzt hat. Man kann von seiner Dichtung nicht sagen: Alles bewegt sich.[1] Man kann aber wohl sagen: Alles lebt! Genauer betrachtet: hier ist ein Schwellen, ein Atmen! Seine Welt ist visuell, aber ihr Farbengewand ist ein stets errötender und erbleichender lebendiger Duft, und Farbe und Wohlgeruch gehen ineinander über. Dies wird uns beim Lesen der 24. Strophe klar mit ihren bunten Glasmalereien, die Keats mit den [duftigen] Farbenflecken eines Nachtfalters vergleicht (*As are the tiger-moth's deep-damask'd wings*) und mit ihrem Wappenschilde, der errötet vom Blut der Königinnen und Könige (*a shielded scutcheon blush'd with blood of queens and kings*), wodurch die Farbe zu schwellen und zu atmen beginnt, kommt und geht. In der 36. Strophe geht Porphyros reale Erscheinung in Madeleines Traum über, wie die Rose, die ihren Duft mit dem des Veilchens verschmelzt. Ähnlich sind auch die Juwelen zu beurteilen, die Madeleine in der Entkleidungsstrophe sich abnimmt. Der Dichter nennt sie 'erwärmt' — im Englischen noch aktiver in dem Ausdruck *her warmed jewels* — und verleiht ihnen dadurch das Attribut des Lebens, des Erglühens. Keats wußte, daß Stimmung alles zur Einheit verschmelzen muß und daß dieser künstlerischen Wahrheit die Wahrheit des Konkreten geopfert werden darf. Seine toten Gegenstände beginnen im gewünschten Stimmungstone mitzuschwingen, so daß alle Dinge in Harmonie denselben Gesang erheben. Die starren Standbilder der Schloßkapelle werden durch die Gefühle des alten betenden frommen Mannes, der sie in kalter Wintersnacht schlotternd in die Sinne aufnimmt, unserm Empfinden mitgeteilt.

Eng verknüpft mit dem großen Ereignis seines Seelenlebens, seiner Leidenschaft zu Fanny Brawn, sind die beiden Gedichte *La Belle Dame sans Merci* und *Lamia*. Das erstere, motivisch zur Klasse der *Thomas-Rymer*-Balladen gehörend — die Feenkönigin, die alle zu Sklaven macht —, bringt so recht die peinigende Gewalt der Geliebten zum Ausdruck. Keats hat die Gestalt der kalther zigen Frau im paradiesischen Garten, deren Erinnerung alle Liebhaber melancholisch macht, in den *Nouveaux Contes Orientaux* des Grafen Caylus gefunden. 'Wie habe ich bei dieser Erzählung an Dich gedacht, Liebste!' schreibt Keats an Fanny Brawne.[2]

Damals, als er die süße Bitterkeit der Liebe kostete, las Keats auch

[1] Dies im Gegensatz zu S .Colvin, der 399 sagt: *He never writes for the eye merely, but vivifies everything he touches, telling even of dead and senseless things in terms of life, movement, and feeling.* Die Betonung von *movement* ist unglücklich. Die Ausdrücke *vivifies* und *feeling* treffen das Richtige. Colvin hat den Satz unverändert aus seinem kleineren Buche übernommen. Im Jahre 1887 aber beschäftigte sich der Literarhistoriker mit derartigen Problemen noch nicht ernsthaft. — Ebenso halte ich es nicht für glücklich, wenn Colvin S. 115 von Keats' Phantasie spricht, die immer aktive und dynamische Eigenschaften in den Dingen entdecke. Das Wort 'dynamisch' könnte leicht mißverstanden werden; denn Keats ist nicht motorisch. — Eine unübertroffene ästhetische Beurteilung des *Eve of St. Agnes* gibt Mary Suddard a. a. O. 57—85: *Keats' Style as exemplified in the Eve of St. Agnes.* Die obigen Ausführungen verdanken ihr viel.

[2] Sehr schön und überzeugend ausgeführt von L. Schücking in der Festschrift für Viëtor (Marburg 1910), 289—295, leider gar nicht berücksichtigt von Colvin.

Burtons *Anatomy of Melancholy*. Die Heilung der Liebesmelancholie zog ihn besonders an. Das Heilmittel konnte er dort allerdings nicht kennenlernen. Wohl aber fand er dort die seine eigene Lage symbolisch beleuchtende griechische Geschichte von der Schlangenfrau *Lamia*, die mit dem korinthischen Jüngling Lycius glücklich in ihrem Zauberschloß dahinlebt, bis die kalte Weisheit des Apollonius den Zauber bricht. Schon hier merken wir, wie Keats allmählich den Sensualismus überwindet, um zu einer Gedankenlyrik vorzudringen, nachdem auch sein Intellekt durch die Ideen der Schönheit und Wahrheit erwärmt worden war.[1] Das Studium Drydens und Miltons mag ihn in diese Richtung gewiesen haben. Den neuen Weg einzuschlagen bedeutete aber für ihn eine künstlerische Überwindung; denn für ihn handelte es sich nicht darum, wie für Wordsworth, eine ursprünglich magere Kunst zu bereichern, sondern mit seinem Reichtum ökonomisch zu verfahren. Die Eindrücke drangen in solcher Üppigkeit auf ihn ein, daß er über ihnen nicht zur Meditation gelangen konnte. Schließlich aber errang er sich einen Intellektualismus, der dem Sinnlichen und Emotionellen immer noch genügend Raum übrigließ. Die Einleitung zu *Lamia* bedient sich eines reinen, bloß erklärenden Stiles. Wer aber so schreiben konnte, hatte nach Mary Suddard das Geheimnis aller Stilkunst gelöst.

Jetzt ist Keats auch imstande, meditative Oden zu schreiben. Hier sind ihm zwei Meisterstücke gelungen, die Ode an eine griechische Urne und die Ode an den Herbst.

In der *Ode to a Grecian Urn* verherrlicht Keats nicht ein bestimmtes Beispiel griechischer Vasenkunst, sondern eine ideelle Vase, die sein Dichtersinn aus den Eindrücken von mehreren Kunstwerken zur Einheit verwoben hat. Die Opferszene mit dem bacchischen Tanz deutet auf die Sosibiosvase,[2] von deren Abdruck in dem vierbändigen Werke *Musée Napoléon* Keats selber eine Nachzeichnung entworfen hatte, die noch erhalten ist. Der hier dargestellte Tanz ist griechisch heiter und feierlich. Die wilde Ekstase, die Flöten und Zymbeln, die rasende Verfolgung der Keatsschen Urne sind Erinnerungen nicht an die Sosibiosvase, sondern an Poussingemälde und an Bacchische Vasen wie die der Townley-Sammlung des Britischen Museums und der Borghesischen Vase des Louvre. Der zum Himmel brüllende bekränzte Stier, der Festtagsmorgen und die leere Stadt, deren Bewohner alle beim Opferfeste sind, gehen auf Claude Lorrains Bild 'Apollos Opfer' in der Leigh Court Collection zurück. Schon im Jahre vorher lag Keats dieses Bild vor dem inneren Auge, als er in einem Briefe an Reynolds sich in Versen über eine 'Titiansche' Opferdarstellung erging, wobei er Claude mit Titian verwechselt hatte (Colvin 264). Die Eindrücke wurden verstärkt durch Erinnerungen an die Opferzüge des Parthenonschen Frieses.

Der Dichter spekuliert über die dargestellten Personen und religiösen Sittenhandlungen und über die Beziehungen der bildenden Kunst zum Leben. Schnell durchgleitet er bildhafte Gedankenreihen. Frage verfolgt Frage in ebenso vielen Bildern. Im Kernpunkt steht die ästhetische philo-

[1] Vgl. Geest a. a. O. 63 und Sélincourt a. a. O. XXXI.

[2] Vgl. darüber den sehr gelehrten Aufsatz von Paul Wolters, *Archiv* CXX, der sich auf den rein archäologischen Standpunkt stellt.

sophische Lehre, daß das Leben seine Realität mit dem Preis des Reifwerdens und Verfallens bezahlt, während die Kunst auf die Zeiterfüllung verzichtet und sich damit die Schönheit als bleibendes Gut zu eigen macht. Sie überwindet das Werden und erhebt es zum Sein. Grau ist somit das Leben, grün der Kunst goldner Baum. Schließlich mündet alles aus in der ihm durch den Miltonschen Adamstraum gewordenen Erkenntnis, daß die von der Imagination erfaßte Schönheit die Wahrheit ist — diesmal künstlerisch zusammengedrängt in der metabolischen Gleichung: *Beauty is truth, truth beauty.* Das Thema dieser Keatsschen Ode ist in der englischen Literatur später noch einmal angefaßt worden von Oscar Wilde, der sich in seiner Themabearbeitung im *Critic as Artist* zur klangreichsten Melodie emporschwingt, deren er fähig war. Er flicht das Keatsthema als schönen Mittelsatz in eine längere Sonate ein, zu der die Dekadenz ihm die Motive geliefert hatte.

Im September 1819 weilt Keats in Winchester. Da dringt ihm — er gesteht uns das brieflich — die 'Wärme' des herbstlichen Stoppelfeldes in die Sinne, und von den Sinnen geht der Weg zu den Worten der Herbstode, die nun ihrer Entstehung gemäß wieder viel sensualistischer und weniger meditativ ist als die anderen Oden. Es ist wieder das geheimnisvolle Schwellen und Atmen des St.-Agnes-Abends, das um Ausdruck ringt, allerdings nicht in Dunkel und Kälte, sondern in farbiger Üppigkeit und Wärme. Dazu teilt sich uns das menschliche Nahesein einer Gestalt mit, des Herbstes. Hier liegt ein ganz eigenartiger Fall der Personifikation vor. Colvin nennt die Ode — wohl im Hinblick auf diese Personifikation — ein durch und durch griechisches Stück, also ein Beispiel Keatsscher Mythusneubildung. Keats verläßt aber hier den gewöhnlichen Weg, die englische Landschaftserscheinung in schon fertige, stark menschliche Mythusgestalten übergehen zu lassen. Er schafft eine neue Gestalt; schafft sie nach zum Teil ganz primitiver Methode. Wenn sein Herbst, einem Ährenleser gleich, sein schwerbeladenes Haupt über den Bach neigt, so wird einfach das Sichtbare der Natur durch Ähnlichkeit der Form — hinüberbeugender Ast gleicht dem gebückten Manne — als menschlich aufgefaßt und personifiziert. Hier ist der Herbst wenigstens sichtbare — allerdings nicht stark menschliche — Gestalt. In den anderen Verkörperungen entzieht er sich eigentlich ganz unserem Blick. Nur auf dem Scheunenboden verfestigt er sich einen Augenblick zu schwachen Umrissen. Seine Haare heben sich sanft im Wind der Kornschwinge. Sonst sehen wir nichts von ihm. Er ist uns stets nah, aber wir erkennen und berühren ihn nicht. Darin liegt geradezu der Reiz dieser Ode, die uns in warmes Fühlen mit einem Wesen bringt, dem geheimnisvollen, stillen Reifen und Schwellen am Abend des Jahres. Aber ein Beispiel griechischer Mythusbildung ist sie eben nicht, und von 'plastischer' Personifikation kann hier keine Rede sein.[1] Plastisch ist die dargestellte Natur, nicht aber die daraus erdachte Gestalt. Keats verharrt in der Wiedergabe einer Naturstimmung, die ein gewisser Mythus verlangt, wie er es so hübsch in seinem Präludium für die Narzissus- und Echofabel gezeigt hat, wo ganz einfach die einsame Blume über den Bach sich neigt. Das Ganze bleibt aber Blume, und wir sehen den Narzissus nicht. Keats

[1] Geest, a. a. O. 57, erwähnt den Herbst in ihrem Kapitel 'Plastische Personifikationen'.

erdenkt nicht schöpferisch neue interessante Personifikationen wie sein Zeitgenosse Shelley, der im *Alastor* 'Schweigen' und 'Dämmerlicht' als Zwillingsschwestern in einsamem Tale Mittagswache halten läßt. Hier liegt der Akzent auf dem Menschlichen. Plastisch allerdings konnte auch Shelley nicht sein. Die plastische schöpferische Personifikation kommt erst mit D. G. Rossetti.[1]

5. Die großen Fragmente der Jahre 1818—19.

Dieselbe Auffassung beherrscht auch das große Fragment *Hyperion*, ein mythologisches Kolossalfries. Keats faßte den großen Plan, den Sturz des Hyperion durch Apollo, des Oceanus durch Neptun, des Saturn durch Jupiter, den Kampf der Giganten zur Wiederherstellung von Saturns Herrschaft und andere, von den alten Dichtern nur schwach angedeutete mythologische Ereignisse darzustellen. Als nächste Quelle kommt in Betracht die Ode Ronsards an seinen Freund Michel de l'Hôpital (Ronsards Werke gingen nachweislich durch Keats' Hände). Die Ode, die sich zum Teil auf Hesiod und Horaz stützt, in höherem Maße aber Ronsards eigene Erfindung ist, erzählt die Geburt der Musen, ihre Erziehung durch Memoria, ihren Wunsch, Jupiter zu sehen, ihrer Mutter Zusage, ihre unterseeische Reise nach dem Palast des Oceanus, wo Jupiter beim Feste thront, ihren Gesang vor ihm über den Streit des Neptun und der Pallas um den Boden Attikas und über den Kampf der Götter und Riesen.

Dem ganzen Epos unterschob Keats symbolische Bedeutung: die Verdrängung einer älteren roheren Kultur durch eine feinere, menschlichere, die künstlerische und ethische Kräfte höher schätzt als rohe Naturgewalt. Für die epische Behandlung des großen Themas leuchtete ihm ein Vorbild, Miltons 'Verlorenes Paradies' mit seinem Pathos besiegter Götter. Wie Milton, so erweckt auch Keats unser Mitgefühl auf der 'falschen' Seite des Hyperion (der Miltons Satan entspricht), und nun mußte er den sympathischen Hyperion stürzen gemäß dem Naturgesetz, das er in dem symbolischen ethischen Nebenmotiv verteidigt, daß die besten und höchsten Wesen noch besseren und höheren Wesen weichen müssen. Wie konnte Keats da weiterfahren, nachdem er schon auf die Darstellung des heroischen Themas, des Sturzes der alten Götter — mit Ausnahme des Hyperion —, verzichtet hatte! Denn sein Epos fängt mitten in der Handlung an. Konnte er Hyperion stürzen und dann den weniger interessanten höheren Apollo vorführen? Keats fühlte sich nicht dazu fähig und brach ab.

In diesem Stück wuchtigster Kunst, das er jemals gemeißelt hat, bleiben die geschaffenen Gestalten, was sie vorher bei ihm auch waren, Erscheinung dieses Lebens, nicht das Leben selber der Dinge. Wohl bestrebte er sich, das Einssein der alten Götter mit den großen Naturgewalten darzustellen, aber es ist auffallend, daß er die volle Identität selten erreicht, sondern mit der bloßen Vergleichung arbeitet. Wie spricht Saturns Tochter? Keats vergleicht ihr Sprechen mit einer Woge flutender Luft, die hohe, ehrwürdige Eichen in sommerlicher Sternennacht durchrauscht, die — Saturns Aufnahme ihrer Worte soll jetzt gezeichnet werden — ewig nur träumen können. Die Worte des Enceladus dröhnen gleich

[1] Vgl. meine 'Entwicklungsgeschichte des Swinburneschen Symbolismus' in meinem Buch über Wilde 84—92.

schwermütigen Wellen in Felsenhöhlen. Dem 'Herbst' gleich — aber noch mehr verflüchtigt — ist Coelus, unpersönlich und doch seiend, eine Stimme bloß, die Wesenheit der Winde und Fluten. Hier ist Identität erreicht, aber die Verkörperung ist aufgegeben. Plastisch und menschlich gestaltet sind nur die von der griechischen Kunst schon längst gemodelten neuen bekannten Götter, also Apollo, der in der Morgenröte einherschwebt, den Weidenbäumen eines Flüßleins entlang, bis zu den Knöcheln in den Lilien des Tales watend.

Die Miltonsche Grandezza ist Keats am besten im zweiten Teile gelungen, wo die gefallenen Götter in ihrer Verbannungshöhle in ohnmächtiger Raserei majestätisch toben, den Engelrebellen gleich in Miltons 'Verlorenem Paradies'. Der Höhepunkt wird erreicht in der Rede des Oceanus. Auch der Eingang des Epos ist echt miltonisch: Saturnus im traurigen, schattigen, tiefen Tale, das wohl eine Erinnerung an die Fingals-Höhle auf der Insel Jona mit ihren purpurschwarzen Basaltsäulen ist, die Keats auf seiner schottischen Reise besichtigt hatte. Miltons Manieriertheiten — lateinische Inversionen und anderes (darüber vgl. Sélincourt) — werden übernommen, aber allmählich flaut der Miltonsche Kraftstil ab, und Keats gleitet in den Stil der Jakobitischen Dichter und in seine frühere Manier über. Er scheint das schmerzlich empfunden zu haben, und auch aus diesem Grunde gibt er das Epos auf und schreibt noch einmal im *Eve-of-St.-Agnes*-Ton ein kleines Romanzenfragment: *The Eve of St. Mark*, eine metrische Anempfindung an Chaucers Rosenroman und Haus der Fama, das die Keime zu jenem Stil treiben läßt, den William Morris später in *The Man born to be King* und *The Land East of the Sun* zur Reife bringen wird. Die Präraffaeliten sahen in diesem Gedicht das vereinigt, was sie suchten: frische Naturbeschreibung und — ebenso wie in *La Belle Dame Sans Merci*, Rossettis Lieblingsstück — Verjüngung mittelalterlicher Kunst, die im Markusabend gar nicht zu finden ist, denn der hier geschilderte Sonntagabend will vielleicht mittelalterlich sein, ist aber von typisch modern-englischer Sonntäglichkeit.

Als ob er mit dem Dichter des *Don Juan* die Wette aufnehmen wollte, schrieb Keats in der Ottava Rima das Fragment *Cap and Bells or the Jealousies*, eine soziale Satire, zu der ihm Sothebys Übersetzung des Wielandschen Oberon einige witzige Abenteuer geliefert haben mag. Die Einsicht, daß er hier eine seinem Wesen nicht entsprechende Tendenz verfolgte, ließ Keats mit dem Gedicht nicht zu Ende kommen.

Immer noch plagt ihn der Hyperionentwurf, und noch einmal fängt er an, den Stoff zu gestalten. Er ändert den Text in so unglücklicher Weise um, daß man lange glaubte, *Hyperion* II sei ein erster Versuch zu dem größeren schon besprochenen Fragment. Er schickt dem Ganzen eine symbolische Vision voraus, die den Einfluß von Dantes *Purgatorio* — in Carys Übersetzung zugänglich — verrät. Moneta (Mnemonsyne) weiht den Dichter in die Lebensgeheimnisse ein: er erklimmt eine Stiege, um der Reinigung entgegenzugehen, hört Weisheit und zeigt Ergebenheit. Symbolisch betrachtet, schreitet der Dichter vorwärts und aufwärts von einfacher Weltlust — in den Sommerfrüchten verkörpert — zur geistigen Vision der Natur. Ein Altar steht vor ihm, und eine Stimme ruft ihm zu, zur Höhe emporzusteigen. In Schmerzen tut er es und lernt, daß nur der Sterbliche, der sich der menschlichen Leiden beständig bewußt ist und

Weisheit sucht, den Gipfel der Vollendung erreichen kann. Rätselhafte Andeutungen folgen. Moneta erklärt dem Dichter, daß der Naturtempel ein Überbleibsel der alten Götterwelt ist, und hebt an, ihm als Vision den Sturz der alten Götter zu erzählen, was Keats schon als Epos in *Hyperion* I dargestellt hat. Aber auch jetzt verläßt den Dichter die Kraft und die Lust, weiterzufahren, und er bricht ab. Es ist die Ahnung des Todes, in dessen Hauch die Farbenpracht der Lebensdichtung erblaßt und eines nur zurückläßt — symbolisch —: die Heiligkeit des Schmerzes. Der bedrückte Keats wird gegen sich selber ungerecht und desavouiert seine eigene jüngere prächtig sensualistische Dichtung.

Zurzeit Basel. Bernhard Fehr.

Goethes 'Braut von Corinth' in Frankreich.

Der Stoff, der der 'Braut von Corinth' zugrunde liegt, geht auf eine der Wundergeschichten zurück, die Phlegon aus Thralles in Lydien, ein Freigelassener Hadrians, für diesen Kaiser, den Tertullian curiositatum omnium explorator nennt, im 2. Jahrhundert n. Chr. aufgezeichnet hat. Der Anfang der Geschichte fehlt, doch ist er leicht zu ergänzen:[1] Philinnion, die Tochter des Demostratos und der Charito, die schon in kühler Erde ruht, gesellt sich in Liebe dem Gast ihrer Eltern, Machates. Die Amme überrascht sie. Sie teilt ihre Entdeckung der Herrin mit, die aber am nächsten Morgen niemanden mehr bei Machates findet. Auf ihr dringendes Flehen gesteht ihr M., daß ihre Tochter bei ihm gewesen sei, und verspricht, sie in der nächsten Nacht rufen zu lassen, wenn sie wieder erschiene; so finden die Eltern ihre Tochter bei ihm. Unter den bitteren Klagen, daß die Eltern ihr nicht drei Nächte gegönnt hätten, stirbt sie zum zweitenmal. Die Bewohner des Städtchens finden in dem geöffneten Sarg einen Ring und die goldene Schale, die ihr Machates in der ersten Nacht geschenkt hatte. Auf die Anordnung des Wahrsagers wird der Leichnam nicht wieder in die alte Erde gelegt, sondern außerhalb der Stadt beerdigt. Machates gibt sich vor Schmerz selbst den Tod.

Goethe lernte diesen Stoff aus einem der zahlreichen Sammelwerke kennen, in denen diese wunderbare Mär nacherzählt wurde, nämlich in dem 1668 erschienenen *Anthropodemus Plutonicus, d. i. Eine neue Weltbeschreibung, von allerley Wunderbaren Menschen von Johannes Praetorius*, wo das 7. Kapitel *Von gestorbenen Leuten* handelt und Philinnions Geschichte enthält (vgl. Erich Schmidt, 'Goethe-Jahrbuch' IX).

Der aufmerksame Leser der Goetheschen Dichtung sieht leicht, worin die Änderungen hauptsächlich bestehen, die mit dem rohen Stoff vorgenommen sind. Sie sind zunächst technischer Natur: mit straffer Konzentrierung wird das Interesse nur auf drei Personen gelenkt: die Mutter, die Tochter, den Gastfreund; und die Begebenheit spielt sich in einer Nacht ab, nicht wie bei Phlegon und Praetorius in zwei aufeinanderfolgenden. Vor allem aber hat Goethe den Stoff gedanklich erweitert und vertieft: er hat einen Gegensatz hineingebracht, der nicht ursprünglich in ihm lag; in das Schicksal der beiden Liebenden läßt er den Kampf zweier Weltanschauungen eingreifen: das Christentum

[1] Vgl. 'Rheinisches Museum' 32, 329 (Rohde); 'Blätter für literar. Unterhaltung' 1892, 609 f. (Immisch).

mit seinem Verzicht auf die Befriedigung der Wünsche des Herzens hat das den Sinnen freudig zugewandte Heidentum zu unterjochen gesucht, die Macht der Liebe aber überwindet selbst im Tode allen Widerstand.

In Frankreich scheint man zunächst in der Dichtung eine gegen die Kirche gerichtete Tendenz gesehen zu haben. Deshalb wohl möchte selbst Mme de Staël, wie sie in ihrem Buche *de l'Allemagne* (Ausgabe Paris, Fermin-Didot, S. 174) sagt, weder den Zweck des Gedichtes noch das Gedicht an sich verteidigen, wenn ihr auch die darin waltende Phantasie ungeheuren Eindruck macht: die Mischung von Liebe und Grausen, die furchtbare Verbindung von Tod und Leben. *Il y a comme une volupté funèbre dans ce tableau, où l'amour fait alliance avec la tombe, où la beauté même ne semble qu'une apparition effrayante.* Und wenn sie auch die Kunst bewundert, mit der in der Liebesszene jedes Wort einen stets stärker werdenden Schrecken einflößt und das fürchterliche Wunder andeutet, ohne es gänzlich zu erklären, kommt sie doch zu dem Schluß, daß ein reiner und strenger Geschmack vieles in dieser Dichtung tadeln müsse, und daß von den kleineren Werken der berühmten deutschen Autoren dies das einzige wäre, gegen das der französische Leser Einwendungen zu machen hätte.

Noch deutlicher drückt sich ein Jahrzehnt später ein eifriger Katholik, der Baron von Eckstein, in den sehr streng konservativen 'Annales de la littérature et des arts' vom Jahre 1824 aus (XVI, 55). Er sagt da von der 'Braut von Corinth': *Ballade pleine de beautés poétiques, mais d'une profonde immoralité ... Le poète y peint le paganisme à son déclin, sous les couleurs les plus intéressantes, et fait de la naissance du christianisme le tableau le plus rembruni: quelle que soit la licence poétique, elle ne va pas jusque-là.*

Aber es war anderseits etwas in der Ballade, was sie dem Kreis der Romantiker höchst anziehend machen mußte. Goethe hatte die Dichtung in seinem Tagebuche 1797 (6.—9. Juni) mehrere Male als 'das Vampyrische Gedicht' bezeichnet. Stefan Hock hat es in seinem Buche *Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur* (Berlin 1900) sogar wahrscheinlich gemacht, daß es dieses Motiv des Vampirischen war, was sich ihm, wie er sagte, *vierzig bis fünfzig Jahre lebendig und wirksam im Innern*[1] erhalten hatte, und daß man auf falscher Fährte ist, wenn man annimmt, daß er damit die Geschichte von Machates und Philinnion gemeint habe. Es ist wohl einleuchtend, daß sich der

[1] Hempelsche Ausgabe XXVI, 1. 352 in dem Aufsatz 'Bedeutende Fördernis durch ein einziges geistreiches Wort', aus dem Jahre 1822.

in früher Jugend vernommene Bericht von den Vampiren verbunden hat mit der Gespenstergeschichte des Phlegon, und daß so auch Goethes Worte zu verstehen sind, daß sich 'die Bilder (seines Innern) immer umgestalteten, doch ohne sich zu verändern, einer reineren Form, einer entschiedeneren Darstellung entgegenreiften'.

Gerade dies Schauerlich-Gespensterhafte, das Mystisch-Wunderbare, das somit die Keimzelle der Goetheschen Dichtung bildet, war das, was die Männer um Victor Hugo lockte und zog. Ein Stoff wie der der 'Braut von Corinth', der Liebe und Tod in Verbindung brachte, mußte von Führern und Gefolgsleuten der Romantik als ein Stoff nach ihrem Herzen betrachtet werden, denn er brachte auch die Lehre des Meisters zur Geltung, daß die wahre Poesie in dem Einklang der Gegensätze zu suchen sei.

In der vorderen Reihe dieser Modernen stand zum mindesten im Anfang der Bewegung Emile Deschamps (geb. 1791 in Bourg, gest. April 1871 in Versailles). Er war 1823 einer der Begründer ihrer Zeitschrift, der 'Muse française', und ließ 1828 ein Werk, 'Études françaises et étrangères', erscheinen, dessen fünf schnell aufeinanderfolgende Auflagen seinen Erfolg erwiesen. Es enthielt eine wichtige Vorrede, die neben der zu Victor Hugos 'Cromwell' als Manifest der neuen Richtung betrachtet werden kann. Denen, die in einem Einfluß ausländischer Literatur auf die heimische eine böse vaterlandslose Gesinnung sehen, ruft er hier die beherzigenswerten Worte zu: *Quant aux vieilles indignations nationales, à ces gothiques haines de l'étranger, à qui prétendrait-on imposer aujourd'hui avec toute cette patrioterie littéraire? La France est trop forte et trop riche pour être jalouse et injuste.* Unter den Gedichten aus dem Deutschen befindet sich dort neben Schillers 'Glocke' und dem 'König von Thule' die erste Übersetzung der 'Braut von Corinth' in französischen Versen. — Wir werden sie später genauer betrachten. —

Das Interesse an der 'Braut von Corinth' erhält sich auch nach der Zeit der Romantik, nur der Blickpunkt wird ein anderer. Nicht mehr das Phantastisch-Schauerliche fesselt die Zeit nach der Mitte des 19. Jahrhunderts und die Dichter, die ihr dienen, man wendet sich eher allgemeinen Ideen zu als individuellen Empfindungen, und so wird der Konflikt der beiden Religionen als das Wichtigste in der Ballade angesehen. Hatte doch Leconte de Lisle, um den sich eine Gruppe junger Dichter scharte — die sogenannten Parnassiens —, in seinen *Poèmes antiques* und *Poèmes barbares* eine Musterung aller Religionen, aller Götterlegenden in wunderbar vollendeten Versen abgehalten; bei ihm kann man alle Formen finden, in denen die Menschheit ihr Ideal, des Lebens Zweck und Ziel zu finden glaubte, und in denen sie

sich über die Kürze des Daseins und die Trostlosigkeit des Zweifels hinwegzutäuschen suchte. Im rein Gedanklichen, in der Gegenüberstellung von Christentum und Heidentum, berühren sich einige Gedichte Leconte de Lisles mit dem Stoff der 'Braut von Corinth', wenn ich auch nicht an einen direkten Einfluß der deutschen Ballade auf diese Dichtungen glaube. Unzweifelhaft (weil er es selbst ausgesprochen hat) ist jedenfalls Anatole France in seinem dramatischen Gedicht *Les Noces Corinthiennes* von Goethe angeregt. Er nennt das Gedicht rührend, geheimnisvoll und tief und sagt dann: *J'ai repris à mon tour et développé cette vieille histoire, car je n'ai rien trouvé qui peignît mieux le déclin des Dieux antiques et l'aube chrétienne dans un coin de la Grèce.*

Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die französische Literaturwissenschaft an die Dichtung herangetreten. Ernst Lichtenberger hat in seinen *Poésies lyriques de Goethe* das Rembrandtsche Halbdunkel, in das Goethe die Gestalt der Braut hüllt, und das den Leser ebenso wie den jungen Athener im ungewissen darüber läßt, ob er es mit einem Gespenst oder einer Lebenden zu tun hat, damit erklärt, daß mit absichtlicher Symbolik das Kloster dem Grabe gleichgesetzt sei, um recht eindringlich darzutun, wie die Rechte der Jugend und der Liebe von den Gelübden, die Priester und Nonnen ablegten, verletzt würden. *Elle confond sans cesse dans ses paroles et dans sa pensée le moment de sa consécration et celui de son trépas, parce qu'en effet ç'a été pour elle le même instant.*

Daß dies richtig ist, glaube ich nicht. Wie erklärte es sich dann, daß die Geliebte nichts vom Weizenbrot nimmt, wenn wir das nicht als symbolisch dafür annehmen sollten, daß sie nicht mehr den Lebenden angehört? Vor allem, wie würde sonst das Bild des Vampirischen in die Erscheinung treten, daß der Geliebte dem Tode geweiht ist, da er sie berührt und da sie ihm Lebensblut entzogen hat? Das charakteristische Merkmal für die Vampire ist es ja, daß sie Tote sind, die zur Nachtzeit aus ihrem Grabe steigen, um das Blut der Lebenden zu saugen. Für das Erfassen des wesentlichen Gedankens der Dichtung aber scheint es mir gar nicht von großer Bedeutung zu sein, ob wir uns, wie Lichtenberger, die Braut als lebend und nur symbolisch tot, oder, wie wohl alle deutschen Erklärer, als tatsächlich aus dem Grabe steigend zu denken haben. Goethe hat absichtlich einen Schleier darübergeworfen, aus dem die Idee des Gegensatzes zwischen den Ansprüchen der Natur und den eingebildeten Satzungen der Menschen, des Kampfes zwischen den selbstsüchtigen Beweggründen des Einzelnen und der alles überwindenden Liebe deutlich hindurchschimmert.

Dieses Wesentliche hat Lichtenberger richtig gesehen, wenn wir auch Bedenken erheben müssen in einer Einzelheit, die er vielleicht für wichtiger nimmt, als sie mir in Wirklichkeit zu sein scheint.

Auch Übersetzungen sind Erklärungen; wer übersetzt, interpretiert zugleich. Sehen wir uns einige dieser französischen Übersetzungen an. Mir lagen drei in Prosa und eine in Versen vor. Von diesen ist wohl die wichtigste die letztere, die Emile Deschamps in seinen schon erwähnten *Études françaises et étrangères* 1828 herausgab. Unter dem 14. März 1830 berichtet Eckermann, Goethe habe einiges in den ihm zugesandten Studien von Emile Deschamps gelesen, und er fügt hinzu: *Die Übersetzung der 'Braut von Corinth' lobte er als treu und sehr gelungen.* Wer darauf genauer die Übersetzung nachprüft, muß sich über die Anspruchslosigkeit Goethes verwundern und kann sich die Milde der Beurteilung nur daraus erklären, daß die Huldigung der jungen Dichter Frankreichs (wie wir aus Eckermann und anderen Quellen wissen) Goethe innerlichst beglückte, daß ihn die Verehrung und Liebe, mit der sie ihn als ihr geistiges Oberhaupt erklärten, nachsichtig gegen ihre Schwächen machte. Die Sendung von Gedichten war von einem Briefe begleitet, der, wie Eckermann sagt, mit liebenswürdiger, herzlicher Freiheit geschrieben war und Goethe zu dem Ausspruch veranlaßt: *Man blickt in den Frühling eines schönen Gemüts.*

Deschamps hat Strophen von sechs Alexandrinern mit dem Reimschema a b b a c c gewählt; daß er mit der Biegsamkeit des Originals in der Form nicht wetteifern wollte, war nicht unklug. — Wir können aber nicht vorübergehen an inhaltlich schiefen Wendungen, die dem Leser eine ganz andere Vorstellung geben als die Goetheschen Verse. Dazu hat den Übersetzer zuweilen die Not des Reimes und nicht selten der Wunsch verführt, was ihm im Original vorlag, deutlicher zu machen. So gibt Deschamps in höchst ungeeigneter Weise der zweiten Schwester eine Charakterisierung, von der Goethe nichts hat. Bei ihm heißt es:

Mich erhältst du nicht, du gute Seele!
Meiner zweiten Schwester gönnt man dich.
Wenn ich mich in stiller Klause quäle,
Ach, in ihren Armen denk' an mich.

Daraus macht Deschamps:

Oh bon ange, jamais tu ne m'approcheras!
A ma seconde sœur, au cœur simple et crédule,
On te marie, et moi, dans ma froide cellule,
Je dois languir ... Ami, pense à moi dans ses bras.

Man sieht hier: die Erfindung einer leichtgläubigen Schwester ist durch den Reim von *crédule* auf *cellule* herbeigerufen worden.

Eine noch stärkere Verheerung des Sinnes hat die Reimnot in der vorletzten Strophe angerichtet, wo sich Deschamps den an dieser Stelle ganz unsinnigen Ausruf *Il m'aime!* leistet; man vergleiche nur: die Braut sagt bei Goethe:

Schöner Jüngling, kannst nicht länger leben!
Du versiechest nun an diesem Ort.
Meine Kette hab' ich dir gegeben,
Deine Locke nehm' ich mit mir fort.
Sieh sie an genau,
Morgen bist du grau,
Und nur braun erscheinst du wieder dort.

Dafür heißt es in der von Goethe so gerühmten Übersetzung von Deschamps:

Jeune Grec, tu ne peux vivre longtemps encore,
Tu vas languir ici: je t'ai donné ma chaîne;
Et j'emporte avec moi dans ma prison de chêne;
Ta boucle de cheveux, tardif et vain trésor!
Regarde-là-Demain tu blanchiras, et même
Tu ne reparaîtras brun que là-bas ... Il m'aime!

Neue Strophe: *Il pâlit.*

Man hat häufig den Eindruck, daß die zarteste poetische Andeutung des deutschen Verses gar nicht in eine einigermaßen gleichartige französische Fassung gebracht werden kann. Liegt es an der zu starken Neigung zum Rhetorischen, die in der französischen Seele herrscht, oder an dem Streben nach allzu deutlicher Klarheit, die jeder Unbestimmtheit widerstrebt? Nietzsche, der ja ein sehr feines Stilgefühl hat, scheint auch die Empfindung gehabt zu haben, daß die lyrischen Töne der französischen Sprache nicht liegen. So schreibt er an Gersdorf am 21. Juli 1875: *Hast Du Schurés 'Le drame musical' gelesen? ... Für mein Gefühl ist alles Französische zu beredt und, bei Behandlung solcher Dinge wie der Musik, etwas zu lärmend und öffentlich.* Zwei oder drei Beispiele mögen dies deutlich machen.

Und sie kommt und wirft sich zu ihm nieder:
Ach, wie ungern seh ich dich gequält!
Aber ach! berührst du meine Glieder,
Fühlst du schaudernd, was ich dir verhehlt.

Und nun die Übersetzung:

Elle y vint près de lui. Mon Dieu, que j'ai regret,
Dit-elle, d'attrister ainsi tes fiançailles.
Mais hélas! touche un peu mes membres ... tu tressailles!
Tu connais maintenant mon funeste secret.

Wirkt dieser Imperativ *touche un peu mes membres* nicht wie die erkältendste Prosa und hier geradezu komisch?

Oder man stelle der meisterhaften Knappheit, mit der Goethe

die innigste Umarmung in drei Worten malt, die Weitschweifigkeit des Übersetzers in dem Schluß der Strophe gegenüber, in der es bei Goethe heißt:

Heftig faßt er sie mit starken Armen,
Von der Liebe Jugendkraft durchmannt:
Hoffe doch, bei mir noch zu erwarmen,
Wärst du selbst mir aus dem Grab gesandt!
Wechselhauch und Kuß!
Liebesüberfluß!
Brennst du nicht und fühlest mich entbrannt?

Bei Deschamps:

Il l'enlève et la serre entre sès bras nerveux,
Avec toute l'ardeur de la mâle jeunesse,
'Il faut sous mes baisers que la chaleur renaisse,
Fusses-tu de la tombe envoyé à mes feux!
Brûlez, torrens d'amour! douce et cuisante extase.
Tiens, tiens, ne sens-tu pas tout mon corps qui s'embrase?'

Was wird erst aus der keuschen Schilderung dessen, was die Mutter an der Tür erlauscht, bei dem überdeutlichen Franzosen!

Bei Goethe:

Horchet an der Tür und horchet lange,
Welch ein sonderbarer Ton es sei:
Klag' und Wonnelaut
Bräutigams und Braut
Und des Liebesstammelns Raserei.

Bei Deschamps:

Elle écoute longtemps un murmure de plainte,
De rires effrénés et de vagues refus,
Et ces mots inconnus et ces accents étranges,
Ces cris que l'homme emprunte aux voluptés des anges!

Auch die Prosaübersetzungen zeigen diese Mängel: das Rhetorische wandelt den dichterischen Ausdruck in etwas Hausbackenes um, und die Neigung, recht deutlich und klar zu sein, bringt Zusätze, die dem Charakter der Dichtung widerstreben, und weist auch — besonders in den älteren, noch zu Goethes Lebzeiten erschienenen Übersetzungen — Auslassungen auf bei Stellen, die der Franzose seinem Landsmann nahezubringen wohl verzweifelte. 1825 kam ein Bändchen in dem bekannten Verlage Panckoucke heraus: *Poésies de Goethe, traduites pour la première fois de l'allemand par Mme E. Panckoucke.* Quérard schreibt allerdings in seinen *Supercheries littéraires dévoilées* (2. Aufl. 1870 III, 24) den liebenswürdigen Gästen des Hauses Panckoucke die Arbeit an diesem Bändchen zu. Aubert de Vitry (1765—1849) und namentlich dem geschickten Loève-Veimars (1801—1854).

Eduard von der Hellen stellt es als wahrscheinlich hin, daß das Goethesche Gedicht 'Ein Gleichnis' (aus dem Jahre 1828) in der Abteilung 'Parabolisch' von dieser Panckouckschen Über-

setzung veranlaßt sei. Ich erinnere an diese Verse, weil sie auch Goethes Freude an Übersetzungen seiner Werke und ein Lob erklären. das nicht immer gerechtfertigt erscheint.

Jüngst pflückt ich einen Wiesenstrauß,
Trug ihn gedankenvoll nach Haus;
Da hatten von der warmen Hand
Die Kronen sich alle zur Erde gewandt.
Ich setzte sie in frisches Glas,
Und welch ein Wunder war mir das!
Die Köpfchen hoben sich empor,
Die Blätterstengel im grünen Flor;
Und allzusammen so gesund,
Als stünden sie noch auf Muttergrund.
So war mir's, als ich wundersam
Mein Lied in fremder Sprache vernahm.

Wie die poetische Einfachheit des Dichterwortes hier in verständnisloser Rhetorik erstickt wird, dafür diene nur ein kleines Beispiel: *Bleibe, schönes Mädchen* gibt Mme Panckoucke wieder durch *Ne t'éloigne pas, femme céleste.* Treue der Übersetzung dürfen wir hier nicht suchen. Wer würde wohl die Verse *Aber bei dem wohlbestellten Essen Wird die Lust der Speise nicht erregt* wiederfinden in den Worten: *Ces soins affectueux ne peuvent triompher des vagues inquiétudes dont l'âme du jeune homme est agitée.* — In dem Streben, den Leser immer über den Zusammenhang aufzuklären, fühlt sich dieser Übersetzer — traduttore, traditore — genötigt, dem Jüngling schon in der ersten Erwiderung auf die Worte des Mädchens die Ahnung aussprechen zu lassen, daß er es mit der ihm bestimmten Gattin zu tun habe. Bei Goethe heißt es bekanntlich:

Hier ist Ceres', hier ist Bacchus' Gabe,
Und du bringst den Amor, liebes Kind!
Bist vor Schrecken blaß,
Liebe, komm und laß,
Laß uns sehn, wie froh die Götter sind.

Daraus macht die unter dem Namen Mme Panckoucke gehende Übersetzung:

Daigne partager avec moi les dons de Cérès et de Bacchus; ta vue inspire l'amour! Pourquoi pâlir ainsi d'effroi? ne serais-tu pas l'épouse, que le ciel m'a destinée? Viens, ô ma bien aimée! reste près de moi, fais moi goûter la félicité des dieux.

Mancher Zusatz läßt sich sogar quellenmäßig belegen; so wenn Mme Panckoucke oder ihr Gewährsmann bei der Wiedergabe der Verse *Gierig schlürfte sie mit blassem Munde Nun den dunkel blutgefärbten Wein* übersetzt: *Elle porte avec avidité à ses lèvres pâles le vin, que goûtent les ombres, un vin couleur de sang.* Ein Jahrzehnt vorher hatte schon Mme de Staël bei der umschreibenden Darstellung unserer Dichtung (die nur

teilweise zur wörtlichen Übersetzung wird) hierbei diese Hinzufügung gemacht. Es heißt dort (*De l'Allemagne* 2, 13): *elle boit avidement d'un vin couleur de sang, semblable à celui que prenaient les ombres, dans l'Odyssée, pour se retracer leurs souvenirs.*

Die modernen Prosaübersetzungen, die ich gesehen habe, erlauben sich allerdings nicht solche Freiheiten; die von Camille Benoit, die Anatole France im Anfang seiner *Noces Corinthiennes* mitteilt, ist als 'treu' zu bezeichnen. Aber auch hier scheint mir die Wahrnehmung nicht uninteressant zu sein, wie selbst in Kleinigkeiten die französische Anschauungsweise allem Unbestimmten auszuweichen sucht. Goethe hatte V. 152 f. nur gesagt: *Wie mit Geists Gewalt Hebet die Gestalt Lang und langsam sich im Bett empor.* Alle französischen Übersetzungen bringen das Deckengewölbe hinein, bis zu dem sich die Gestalt hebt, als ob die Phantasie für dieses Steigen der Gestalt eine Stütze brauchte; so heißt es schon bei Mme de Staël: *la jeune fille grandit jusqu'à la voûte comme une ombre.* bei Mme Panckoucke: *elle grandit lentement jusqu'à la voûte.* bei Deschamps: *Longtemps et lentement grandit jusqu'à la voûte,* und bei Benoit: *sa statue s'élève longtemps et lentement du lit à la voûte.*

Auch in der Wiedergabe der Verse 162 und 163 findet man sich einer communis opinio gegenüber. Es heißt dort bei Goethe:

Aber aus der schwerbedeckten Enge
Treibet mich ein eigenes Gericht.
Euer Priester summende Gesänge
Und ihr Segen haben kein Gewicht.

Die Worte 'ein eigenes Gericht' glaubte ich immer so auffassen zu müssen, daß sie selbst sich das Recht zuschreibe, die 'bange Klause' zu verlassen, wozu dann der Gegensatz die Nichtigkeit dessen wäre, was die Priester anordneten. In allen Übersetzungen aber wird 'das eigene Gericht' als eigentümlicher, sonderbarer Urteilsspruch verstanden, was ja dem deutschen Sprachgebrauch auch gemäß wäre; so heißt es bei Mme de Staël: *Une maladie funeste m'a poussée hors de ma froide demeure*; bei Panckoucke: *La justice divine m'a fait sortir du cercueil*; bei Deschamps: *Mais un arrêt fatal de ma sombre demeure me tire*; Lichtenberger umschreibt diese Stelle: *Pour avoir violé malgré elle les lois de la nature, elle est condamnée à sortir de sa tombe à chercher le fiancé et à sucer le sang de son cœur*; und auch bei Benoit: *Mais je suis poussée par un arrêt singulier hors de mon étroite demeure.*

Nach einer längeren Beschäftigung mit dem Gedicht glaube ich nicht mehr an die Richtigkeit meiner bisherigen Auffassung. Was mich dazu bestimmt, ist nicht der Umstand, daß die fran-

zösischen Übersetzungen untereinander und auch mit drei englischen, die ich verglichen habe, übereinstimmen.[1] Auch daß das Grimmsche Wörterbuch unter 'Gericht' unsere Stelle für die Bedeutung 'Verhängnis, Fügung der Götter' in Anspruch nimmt, machte mich zwar schwankend, konnte mich aber nicht überzeugen, weil es im Wörterbuch als einziger Beleg für diese Bedeutung angeführt war. Zwei Momente aber scheinen mir die Auffassung, der ich früher widerstrebte, zu stützen: die Worte bei Phlegon, wo das Mädchen sagt: *Οὐ γὰρ ἄνευ θείας βουλήσεως ἦλθον εἰς ταῦτα;* und vor allem das Wesen des Vampirs, wie es in dem Volksglauben lebte. Das Verhängnis zwingt ihn, gerade die der Vernichtung zu weihen, die er am meisten liebt, seine Angehörigen auf Erden. So erfüllt die Braut von Corinth willenlos das Gebot der Götter. So heißt es auch in Byrons 'Giaour':

But first, on earth as vampire sent,
Thy corse shall from its tomb be rent:
Then ghastly haunt thy native place,
And suck the blood of all thy race.

In der Übersetzung Wohlbrücks lauten die Verse:

Nun gehst du, ein grausiger Leichnam, einher,
Bestimmt, dich vom Blute derer zu nähren,
Die dich am meisten lieben und ehren.

Wer als Deutscher die französischen und englischen Übersetzungen der 'Braut von Corinth' miteinander vergleicht, der wird sich des Eindrucks nicht erwehren können, daß der Unterschied mit den Worten 'wesensfremd' und 'verwandt' zu bezeichnen wäre. Die Stärke der französischen Sprache liegt auf einem anderen Gebiete, und die Kunst, die poetischen Schöpfungen anderer Kulturvölker sich zu eigen zu machen, steht bei weitem nicht so hoch wie bei uns. Die festgefügte Tradition der Lebensweise mag wohl auch in die französische Sprache zuviel konventionellen Charakter hineingelegt haben, der auf die tiefere Empfindung störend wirkt. Muß doch selbst ein Goethescher Lyrik so verständnisvoll gegenüberstehender Mann wie Ernest Lichtenberger den Vers des Mailiedes *O Mädchen, Mädchen, wie lieb' ich dich* wiedergeben mit: *O jeune fille, jeune fille, que je t'aime*, und für die Zeilen aus dem Fischer: *aus dem bewegten Wasser rauscht ein feuchtes Weib hervor* die Übersetzung

[1] 1) Paul Dyrsen, 'Goethe's Poems' (London 1878): From its (the grave) cold and darkness am I coming Back to life and light, that is my fate! — 2) Edgar Alfred Bowring, 'The Poems of Goethe' (New York 1881): But from out my coffin's prison-bounds By a wondrous fate I'm forced to rove. — 3) W. Edmondstowne and Sir Theodore Martin, 'Poems and ballads of Goethe', 3e edition (Edinburgh and London 1907): Fearful is the weird that forc'd me hither From the dark-heap'd chamber where I lay.

geben: *du sein de l'onde émue, une femme humide sort avec bruit.* Klar und deutlich, aber wie wenig poetisch!

Indes, wir tun vielleicht nicht recht, französische Übersetzungen mit Philologenaugen zu lesen; und Goethe hat wohl von einem anderen Standpunkt aus die 'Faust'-Übersetzung von Gérard de Nerval und die der 'Braut von Corinth' von Emile Deschamps gelobt: er hat als Franzose, nicht als Deutscher gelesen — rühmt er doch schon von Stapfers Übersetzung des Faust, daß sich *dieses Gedicht in der französischen, alles erheiternden, der Betrachtung, dem Verstande entgegenkommenden Sprache schon um vieles klarer und absichtlicher ausnehme.*

Höher zu veranschlagen als Übersetzungen einer Dichtung ist der Einfluß, der durch selbständige Werke im fremden Lande bezeugt wird.

Noch in die Zeit der Hochflut der Romantik versetzt uns eine Novelle von Théophile Gautier, *La Morte amoureuse,* auf die Yovanovitch in seinem Buche *La Guzla de Prosper Mérimée* (Paris 1911) S. 319 hinweist. Es ist kein Kunstwerk, diese vampirische Novelle, wenn sich auch hier, wie sonst, dieses Dichters eigentümliche Begabung nicht verleugnet, malerische Wirkungen durch die Sprache zu erzielen.

Die Furcht vor dem Banalen und der Wunsch, den Philister in Staunen zu versetzen, hat wohl hier Gautiers Feder geführt; so herrscht in dieser Novelle wilde Phantastik statt dichterischer Phantasie, mühsam gekünstelte Erregung statt wahrer Empfindung. — Die Rollen der beiden Liebenden sind vertauscht, wenn wir mit Yovanovitch einen Einfluß der 'Braut von Corinth' annehmen, die Geliebte ist Gottesleugnerin, er ein Priester, der im Augenblick, wo er die Weihen erhält, die Buhlerin Clarimonde zum erstenmal erblickt, und der von nun an den Gedanken an sie in alle heiligen Handlungen verwebt, die ihm sein Amt in einem entlegenen Dorfe auferlegt. Da wird er eines Nachts zu einer Sterbenden auf abenteuerlichste Weise geholt, es ist natürlich die Geliebte. Wie er noch die Sterbegebete sagt, da verwirrt ihn die Schönheit der Toten, und er drückt einen Kuß auf ihren Mund. Er erweckt sie dadurch für einen Augenblick zum Leben, während ihm die Sinne schwinden. Er verfällt in eine längere Krankheit. Nach seiner Gesundung nimmt er sein Amt wieder auf und glaubt schon vor jedem Eingriff in sein persönliches Leben sicher zu sein, da erscheint ihm Clarimonde in all ihrer Schönheit und reißt ihn wieder in den Strudel der Empfindungen. *Ich habe lange auf mich warten lassen,* so spricht sie zu ihm, *und du hast glauben müssen, ich hätte dich vergessen. Aber ich komme aus weiter Ferne und aus einem Ort, von dem noch niemand zurückgekehrt ist; es ist weder Mond noch Sonne in dem*

Lande, aus dem ich bin, weder Raum noch Schatten, weder Weg noch Steg, kein Boden für die Füße, keine Luft für Flügel, und doch bin ich hier, denn die Liebe ist stärker als der Tod, und sie wird ihn schließlich überwinden. Sie möchte ganz ihm angehören und ist auf Gott eifersüchtig, dem seine Liebe mehr gehöre als ihr. Da läßt er sich hinreißen, sie mit der Versicherung zu trösten, daß er sie ebenso liebe wie Gott. Er wolle sie begleiten als ihr erklärter Liebhaber, wohin sie ihn führen wolle. Von dieser Nacht an beginnt für ihn ein phantastisches Doppelleben, das eines Priesters und das eines Lebemannes, ohne daß er weiß, wo die Wirklichkeit anfinge und wo der Traum endige.[1] Drei Jahre führt er dieses Leben, da entdeckt er Clarimondes Geheimnis, als er einst den Schlaftrunk, den sie ihm täglich reicht, unbemerkt verschüttet hat. Er sieht, während sie ihn schlafend wähnt, wie sie seinen Arm entblößt, eine Nadel hineinstößt und einen Tropfen Blut aus ihm saugt, indem sie leise murmelt: 'Schlafe, mein einziges Glück. Da du mich noch liebst, darf ich nicht sterben; ich werde dir nicht wehe tun, ich werde von deinem Leben nur so viel nehmen, als ich brauche, um das meine nicht verlöschen zu lassen.' Nun peinigen ihn noch mehr die Qualen, die sein priesterliches Gewissen ihm bereitet. Ein Amtsbruder rettet ihn. Er führt ihn an das Grab Clarimondes; sie öffnen den Sarg und finden die Leiche noch unverwest. Als aber der Körper mit Weihwasser besprengt ist, zerfällt er in Staub. Jetzt endlich ist der Priester in ihm von dem Zusammenleben mit dem vornehmen Edelmann und Geliebten befreit. Aber der Friede seiner Seele ist teuer erkauft; noch immer sehnt er sich nach Clarimonde.

Wenn bei dieser phantastisch-wirren Dichtung Gautier auch möglicherweise von Goethes Balladenstoff beeinflußt worden ist, so muß man doch die Behauptung desselben Forschers Yovanovitch (eines Serben, der lange in Frankreich gelebt hat) durchaus ablehnen, daß diese Einwirkung auch in den Versen zu spüren sei, die *Les Taches jaunes* betitelt sind. In diesem lyrischen Gedicht will der Dichter nur eines toten Liebchens gedenken; und indem er in der Nacht auf seinem Körper gelbliche Flecken beobachtet, erinnert er sich des Volksglaubens an Vampire und fragt sich, ob die jung Verstorbene ihm etwa die Küsse erstattet habe, die sie ihm noch schulde.

Soulevant de ta main frêle
Le couvercle du cercueil,
Est-ce toi, dis, pauvre belle,
Qui la nuit, franchis mon seuil?

[1] Man wird an Novalis 'Hymnen an die Nacht' erinnert:

Ich lebe bei Tage — Voll Glauben und Mut
Und sterbe die Nächte — In heiliger Glut.

O mon amour la plus tendre,
De ce ciel où je te crois,
Reviendrais-tu pour me rendre
Les baisers que tu me dois?

Für die nachromantische Zeit gibt Baldensperger in seinem Buche *'Goethe en France'* (1904) und in einer *Bibliographie de Goethe en France* (1907) an. daß ein Gedicht von Leconte de Lisle *Hypatie et Cyrille* aus dem *Poèmes antiques* v. J. 1852 und *Julie et Trébor* von André Lefèvre aus einer Gedichtsammlung *La Flûte de Pan* v. J. 1863 von Goethes 'Braut von Corinth' angeregt seien, ohne, wenigstens von der letztgenannten Dichtung, mehr als in einem Satz darüber zu sagen, daß der Konflikt der beiden Religionen dort entwickelt werde. Baldensperger lenkt leider mit dieser Literaturangabe auf eine falsche Fährte, denn in der Sammlung *La Flûte de Pan*, die mir in dankenswerter Weise von der Straßburger Universitäts- und Landesbibliothek (Cd VII i) geliehen wurde, findet sich kein Gedicht, das den Titel 'Julie et Trébor' führte. Es ist ein Dichter (geb. 1834), der, wie alle Parnassiens, Goethe kennt und zitiert, der auf Griechenland als unsere Mutter hinweist und das Christentum als etwas Poesiefeindliches und Düsteres anklagt. Zur 'Braut von Corinth' aber im Speziellen konnte ich keine Beziehungen unter den Dichtungen der 'Flûte de Pan' entdecken.[1] Es gibt noch eine Gedichtsammlung von André Lefèvre: *La Lyre intime* (Paris 1864). Diese habe ich bisher noch nicht auftreiben können.

Ebensowenig glaube ich, daß Leconte de Lisles Gedichte, die den Hypatiastoff behandeln, aus einer Anregung durch die Goethesche Ballade hervorgegangen sei. Die Sammlung der *Poèmes antiques* erschien übrigens in demselben Jahr, in dem jenseits des Kanals Charles Kingsley mit seinem Roman *Hypatia* das Alexandria des 5. Jahrhunderts wiederaufleben ließ mit der neuplatonischen Philosophin Hypatia als der Vertreterin des absterbenden griechischen Heidentums und mit dem Bischof Cyrillus, auf dessen Anstiften die fanatisierten Massen die edle Verkünderin der alten Götter ermorden. In den wundervoll ziselierten Versen des Gedichts, das *Hypatie* betitelt ist, preist der Dichter diese Heldin, deren großes Herz das Schicksal der besiegten Göt-

[1] Im Stoff berührt sich mit dem Motiv des Vampirischen *Le Lac Enchanté* (S. 223—226). Eine Jungfrau der Luft ist zu den Söhnen Kains herabgestiegen, gesellt sich zu den Jünglingen, um selbst einen Körper zu erhalten. Vergeblich. Sie zerfließt immer in Luft. Da sucht sie ein Erzgießer, von Begierde erfüllt, in eine Form zu gießen, an Stelle einer Frau entsteht eine Göttin. Die Menschen, die ihr opfern, werden von unersättlicher Begier gepackt: *La rage les déchire et non pas le remords; d'un œil fascinateur elle guette sa proie. Dans tout homme qui passe elle espère un amant. Elle sourit à sa victime et l'entraîne au fond de l'abîme pour l'aimer éternellement.*

ter teilen wollte und sie vor Schmähungen schützte, die, als das Unwetter die Welt des Glaubens ihrer Ahnen zum Wanken brachte, den hehren Olympbewohnern in die Verbannung folgte wie Antigone dem Ödipus, um sie mit ewiger Liebe zu umhüllen: im Herzen des Poeten solle sie weiterleben und den Hymnus der heiligen Schönheit singen.

L'homme en son cours fougueux t'a frappée et maudite,
Mais tu tombas plus grande! Et maintenant hélas!
Le souffle de Platon et le corps d'Aphrodite
Sont partis à jamais pour les beaux cieux d'Hellas!

Dors, ô blanche victime, en notre âme profonde,
Dans ton linceul de vierge et ceinte de lotos;
Dors! l'impure luideur est la reine du monde,
Et nous avons perdu le chemin de Paros.

Der Dichter hat den Stoff noch einmal aufgenommen in einem dramatischen Gespräch *Hypatie et Cyrille.* Die Szene spielt unmittelbar vor der Ermordung Hypatias, und Cyrillus will sie retten, indem er sie bekehrt. Beide Anschauungen werden mit den glänzendsten Waffen des Geistes verteidigt. Den siegesgewissen Worten des Bischofs, daß ihre Götter im Staube vor dem siegreichen Christentum lägen, antwortet sie stolz bescheiden: 'In meinem Herzen leben sie.'

Tes Dieux sont en poussière aux pieds du Christ vainqueur!
Ne le crois pas, Cyrille! Il vivent dans mon cœur ...
Tels sont mes Dieux! Qu'un siècle ingrat s'écarte d'eux,
Je ne les puis trahir puisqu'ils sont malheureux.

Die Gesinnung in beiden Gedichten ist sicherlich dem Ideenkreis verwandt, der in der Goetheschen Ballade mächtig ist. Aber Leconte de Lisle hat sie auch sonst häufig ausgesprochen, nicht selten in weit schärferer Tonart und weit radikaler, als es wohl Goethe genehm gewesen wäre. So sagt er in der Vorrede zu seinen *Poèmes et Poésies* 1855: *C'est dans ses créations intellectuelles et morales qu'il faut constater la puissance de la poésie grecque. Or les deux épopées ioniennes, le Prométhée, l'Œdipe, l'Antigone, la Phèdre, contiennent à mon sens, ce qui sera éternellement donné à l'esprit humain de sentir et de rendre ... Les figures idéales, typiques, que celui-ci a conçues, ne seront jamais ni surpassées ni oubliées. Elle ne pourront qu'être reproduites avec des atténuations nécessaires. Depuis il n'y a rien d'égal.*

Um von 'Hypatia' zu der 'Braut von Corinth' eine Brücke zu schlagen, genügte doch wohl nicht das Motiv des tragischen Gegensatzes zwischen dem absterbenden Heidentum und dem aufkommenden Christentum und die Parteinahme für die Besiegten. Es müßte dann noch mindestens hinzukommen, daß dieser Kontrast in die Erscheinung bei zwei Liebenden tritt, die in die Tragik des Konflikts hineingerissen werden.

Dies aber ist der Fall bei einem bedeutenden Kunstwerk, das unzweifelhaft unter der Anregung von Goethes Ballade entstanden ist, dem dramatischen Gedicht von Anatole France *Les Noces Corinthiennes.*[1] Diese Dichtung ist 1876 entstanden, also zu einer Zeit, wo sich der etwa 30jährige Dichter Anatole France als Bewunderer Leconte de Lisles und Verehrer der Schönheit des plastischen Verses unter die Parnassiens eingereiht hatte, und zu einer Zeit, wo Ernest Renan schon den größten Teil seiner *Origines du christianisme* hatte erscheinen lassen.

Das, was Goethe in den Stoff hineingebracht hatte, nämlich den Kampf zweier Weltanschauungen, der heidnischen Sinnenfreude und des christlichen Jenseitsgedankens oder im weiteren Sinne den Zusammenstoß der berechtigten Ansprüche der Natur mit den beschränkten Satzungen der Menschen, das war hier bei dem Franzosen auf ein fruchtbares Erdreich gefallen und hat eine schöne Blüte hervorgebracht. Was indes Goethe in dem Stoffe vorfand, das Phantastisch-Schauerliche, das Geheimnisvoll-Vampirische, war nicht zum Keimen gekommen. Ein scharfer Wind, der aus lateinischer Richtung blies, scheint dieses Samenkorn weggeweht zu haben.

Bei der großen Ausdehnung, die Anatole France seinem Werke gab — es sind drei Akte eines Dramas —, konnte er die Vorgeschichte der Goetheschen Ballade in einer Handlung vorführen und viele Einzelheiten motivieren, wo der deutsche Dichter dem Balladencharakter gemäß der Phantasie des Lesers die Erklärung überlassen hat. Eine kurze Inhaltsangabe möge dies veranschaulichen.

Daphne, die Tochter des braven Winzers Hermas von Corinth, ist unter dem Einfluß ihrer Mutter und des edlen Bischofs Theognis Christin geworden, aber ihrem Geliebten Hippias, trotzdem dieser dem alten Götterglauben anhängt, treu geblieben. Eben als er auf eiliger Fahrt durch Corinth gekommen ist und gelobt hat, sie später als Gattin heimzuführen, hat sie ihm noch den Schwur ewiger Liebe erneuert. Da eröffnet ihr Kallista, die Mutter, die seit langem krank ist und auf einer Bahre hereingetragen wird, den Entschluß, sie Christus als Nonne zu weihen, wenn das Wunder der Heilung sich an ihr vollzöge. Trotz der rührendsten Einwendungen der Tochter tut sie das Gelübde, ja, sie gerät über diesen Widerspruch in solche Aufregung, daß sie wie tot zu Boden sinkt. Voll Angst um das Leben der Mutter unterwirft sich Daphne dem Verlangen, allem Irdischen zu entsagen. So

[1] Ein anderes Drama desselben Stoffkreises, *La Fiancée de Corinthe* von E. Mikhael und B. Lazare (Paris, 1888), auf das mich Max Herrmann aufmerksam machte, ist im Buchhandel vergriffen und war auf keiner deutschen Bibliothek aufzutreiben.

weit führt uns der erste Akt; der zweite bringt Hippias wieder nach Corinth, von wo er unter dem Schutze von Artemis und Aphrodite die Geliebte nach der Heimat führen will. Freudig heißt Hermas ihn als seinen zukünftigen Eidam willkommen; sieht er in ihm doch einen verständigen, tatkräftigen Jüngling, der auch die alten Bräuche ehrt. Er verheimlicht ihm indes nicht die Veränderung, die mit seiner Braut geschehen ist: sie scheine ihm von einem Dämon geschüttelt und stehe unter dem Einfluß des galiläischen, den Gatten und Hochzeitsgesängen feindseligen Gottes. Der Jüngling begibt sich zur Ruhe und tröstet sich vor dem Einschlafen mit dem Gedanken, daß der galiläische Gott, dem er doch nichts zuleide getan habe, ihn auch nicht hassen könne. Während seines Schlafes erscheint Daphne, die, bevor sie für immer die Klosterzelle betritt, in der Stille der Nacht die alten geliebten Stätten ihrer Jugend aufsuchen will. Hippias erwacht und glaubt, sie sei von einem Gott ihm gesandt. Daphne kämpft mit sich, bittet ihn, sie zu meiden; er aber versteht ihre Angst nicht und hört erst jetzt von dem Gelübde, dem die Geliebte sich opfern will. Vor seinen glühenden Worten kann sie sich nicht retten, die Wogen ihrer Empfindung schlagen über ihr zusammen, und sie ist bereit, ihm in seine Heimat zu folgen; sie wollen sich der Mutter zu Füßen werfen und ihr Mitleid erregen. Da tritt Kallista mit einer Lampe herein, in dem Glauben, eine Sklavin im Zimmer des heidnischen Gastes zu finden; unter Verwünschungen jagt sie ihn aus dem Hause.

Aber Daphne trägt der Amme auf, ihm nachzueilen und ihm zu sagen, er solle sich bei Einbruch der nächsten Nacht im Grabgewölbe ihrer Ahnen einfinden. Dort trifft sie ihn — das ist der dritte Teil des Dramas. Er will sie gleich auf ein Schiff mitnehmen, fügt sich aber ihrem Wunsche, erst von dem mitgebrachten Brot, Salz und Wein, dem Hochzeitsmahl, zu genießen. In ihren Wein hat sie Gift gegossen, da sie weder dem Gott noch dem Freund untreu werden will. Sie stirbt in seinen Armen, da der edle Bischof Theognis zu spät kommt, um das Gelübde der Mutter zu lösen. Hippias aber will zusammen mit der Leiche der Geliebten auf einen Scheiterhaufen zu den alten Göttern auffliegen.

Man sieht, nicht nur die andere Form, die dramatische, hat das Gespenstische aus dem Stoff hinausgewiesen, sondern auch der anders gerichtete Geist, der ihn aufgenommen hat. So ist es kein Problem mehr, ob man es mit einem Lebenden oder einer Toten zu tun hat, ausdrücklich ist das Kloster dem Grabe gleichgesetzt: Daphne motiviert ihr Erscheinen im Schlafgemach des Hippias in einem Monolog mit den Worten:

Puisqu'il me faut vivante abandonner la vie,
Je saluerai ce monde à qui je suis ravie.

Diese lateinische Klarheit geht unserem Empfinden für Poesie sogar zu weit, wenn der Dichter die sterbende Daphne in der letzten Szene sagen läßt:

Sachez par moi combien l'amour a du pouvoir,
Retenez ce qu'hélas! je vous donne de voir,
Et contez mon malheur pour que jamais les mères
N'obligent leurs enfants à des noces amères.

Ebensowenig wird einem aufmerksamen Leser die eigentümliche Verschiedenheit des Standpunktes entgehen, den Goethe und Anatole France gegenüber den streitenden Weltanschauungen des Götter- und Christenglaubens einnehmen. Daß der deutsche Dichter ganz entschieden auf der Seite des antiken Heidentums steht, ist unzweifelhaft. Bei dem Franzosen ist zwar die Teilnahme an dem Geschick der Liebenden, das ihnen der Fanatismus des neuen Glaubens bereitet, durchaus fühlbar, aber doch ist seine nachsichtige Liebe auch den Anschauungen der Christen in seinem Drama gewidmet. Der Bischof Theognis ist als ein milder und weitherziger Mann dargestellt, der Daphne zur Braut Christi nur segnen will, wenn sie sich freudig hingibt, und der das Gelübde der Mutter löst und sie dem Geliebten antraut, als er wahrnimmt, daß eine irdische Leidenschaft in ihrem Herzen wohnt. Ja, selbst Kallista ist von einem alles verstehenden und somit alles verzeihenden Dichter gezeichnet. Ihr Fanatismus hat sie blind gemacht, aber ihr Glaube hebt sie sittlich. So läßt der Dichter sie in der letzten Szene ihre fromme Ergebenheit, die doch auch etwas Großes hat, bezeugen:

Je suis mère, et mon cœur est percé d'une épée.
Éclaire-moi, mon Dieu, si je me suis trompée;
Punis-moi, mon Seigneur, si j'ai failli ...
Tu m'as pris mon enfant: que ta main soit bénie.

Die Seele des Dichters ist heidnisch und christlich zugleich oder, wenn man will, weder das eine noch das andere. So ist es vielleicht schon zuviel gesagt, wenn man das Wort 'Teilnahme' gebraucht. Dieser Dichter ist weniger mit seinem Gemüte als mit seinem philosophischen Denken bei der Betrachtung der Leidenschaften, die uns Glück und Leid bringen, beteiligt. So ist er ohne Zorn und ohne Feindschaft. — Die Eigentümlichkeit seiner Skepsis besteht darin, daß er alles glaubt, weil er nichts glaubt, oder weil er alles für möglich hält. Daher ist es wohl charakteristisch für den Dichter, wenn er den Heiden Hippias sagen läßt (I, 3):

Et je crois, car mon cœur est ni léger ni vain,
Qu'en Jésus, roi des Juifs, quelque chose est divin.

Wie prägt sich die kindliche Sicherheit derer aus, die in ihrer Gewöhnung, die Natur ringsumher mit Gottheiten zu bevölkern, in Christus weiter nichts als einen jungen Rivalen der alten im Be-

sitz befindlichen Götter sehen! So tröstet sich Hippias, als ihm die Gefahr droht, das Mädchen zu verlieren, mit dem Gedanken, daß er jenem jungen Unsterblichen doch nie etwas zuleide getan habe: *Il ne peut me haïr: je ne le connais pas* (II, 7). Bei Goethe kommt es nie dazu, daß der der alten Religion noch treue Jüngling über die neuen Vorstellungen, die das Christentum in die Welt gebracht hat, seine Verwunderung ausspräche. Er redet als Hellene von Bacchus, Ceres, Amor, von den frohen Göttern, aber er hat in der Ballade nicht die Gelegenheit, seine Stellung gegenüber den Nazarenern, um mich eines heidnischen Ausdrucks zu bedienen, darzutun; das wäre ja auch unkünstlerisch gewesen. In dem dramatischen Gedicht des Franzosen legen sich die Heiden Hermes und Hippias jede Abweichung von ihrer frohen Lebensanschauung in naivster Weise so aus, daß ein Gott oder ein Dämon in der Seele des anderen mächtig sei, der ihren Verstand verwirre. So behauptet bald der eine, bald der andere von Daphne oder von Kallista:

Peut-être un Dieu agite et trouble ta raison (II, 4),

oder es klagt Hermas von seiner Tochter:

Un démon est en elle et dompte son cher cœur (II, 6).

Und Hippias kann sich ihr verändertes Wesen nicht anders erklären, als daß er meint:

Certes, un Dieu t'aveugle à qui ta main n'offrit
Ni vin pur, ni gâteaux de miel et de farine (II, 7).

So ergibt sich in dem französischen Drama mannigfach eine Vermischung heidnischer und christlicher Vorstellungen, wie sie der Dichter später noch virtuoser in seinem Roman 'Thaïs', namentlich in der Darstellung des Banketts vorgeführt hat. Schon im ersten Akt, wo Hippias die Geliebte bittet, sie solle Hesperos anrufen, daß er ihm eine glückliche Fahrt gewähre. Sie aber, die Christin, deren Phantasie indes noch angefüllt ist mit den alten Göttern, antwortet, sie werde Jesus anrufen, der auf dem Meere wandelte, worauf er etwas erschreckt mahnt:

Ma Daphné, gardons nous des paroles légères,
N'invoquons point les Dieux des races étrangères,
Car la terre natale et nos bois et nos cieux
Sont encore palpitants du souffle de nos Dieux.

Wegen seines Todes setzt er den neuen Gott dem Adonis gleich, den Aphrodite beweint, oder er nennt ihn Hermes:

parce qu'il a conduit
Le peuple vain des morts par les champs de la Nuit.

Wie sehr indes trotz dieser Nuancen in der Auffassung des Ganzen Anatole France unter dem Banne des Goetheschen Kunstwerkes gestanden hat, das beweisen nicht wenige Entlehnungen einzelner Ausdrücke und Wendungen oder Motive, von denen die ursprüngliche Quelle nichts hat. Wir beschränken uns nur

auf wenige Zeugnisse: 'der alten Götter bunt Gewimmel' finden wir wieder in der Zeile

S'il est vrai qu'à la voix l'essaim des Dieux s'envole,

wir vernehmen ein Echo der Verse 61—63:

Opfer fallen hier Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört

in den Worten Kallistas (I, 4):

Je ne lui promets pas de sanglante victime,
Tu recevras, ô Christ, mon holocauste intime.

Was die Braut bei Goethe sagt (171/73):

Doch kein Gott erhört,
Wenn die Mutter schwört,
Zu versagen ihrer Tochter Hand

ist hier dem das Mädchen tröstenden Hippias in den Mund gelegt (II. 2):

Non, Daphne, les Dieux bons n'écoutent pas la mère
Qui défend que sa fille à l'époux souhaité
Apporte le trésor de sa virginité.

Und ebenso muß hier Hippias die Worte sprechen, die ganz an die Bitte, die bei Goethe die Tochter an die Mutter richtet, anklingen, und mit denen beide Dichtungen schließen. In der deutschen Ballade heißt es:

Einen Scheiterhaufen schichte du!
Öffne meine bange, kleine Hütte,
Bring' in Flammen Liebende zur Ruh!
Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht,
Eilen wir den alten Göttern zu.

Bei Anatole France gelobt Hippias:

J'abattrai les grands pins et les chênes des bois,
Afin qu'un seul bûcher nous consume à la fois;
Et confiés tous deux à la flamme brillante
Dans un même réseau de fidèle amiante
Nous nous envolerons, loin d'un monde odieux,
Sur l'étincelle auguste, au sein profond des Dieux.

Goethe hat nicht selten und, wie es scheint, auch gern darauf hingewiesen, daß er den Franzosen 'einen großen Teil seiner eigenen Bildung verdanke' (Eckermann 14. März 1830; 24. November 1824; 1. Juni 1826). Er hat es ihnen reichlich zurückgezahlt. Die Wirkung, die von ihm auf Frankreich ausging, ist noch bei weitem nachhaltiger und stärker gewesen. Hier, in den 'Noces corinthiennes', haben wir es mit einem Dichter zu tun, der sich freudig und aufrichtig auf einen Meister beruft, der aber die ursprüngliche Bestimmtheit seines Ichs und seiner nationalen Tradition wohl zu bewahren weiß.

Berlin-Lichterfelde. Felix Rosenberg.

Zur
Interpretation von I. Creangă's Harap Alb.

(Schluß.)

Seite **44.** 8 fehlt *şi*: 'selbst'. — 9 *făcînd aşa de frumuşel*: 'was für schöne Gesichter er macht'? ('es', wie W. übersetzt, müßte wohl durch *o* ausgedrückt sein) vgl. *a face urît* Gl. s. v. stropşesc ('ein unfreundliches Gesicht machen'?). — 13 *m'a fi aşteptînd*: richtig 47 10 (auch Gr § 112, 1). — 16 *voînice*; s. oben 10 28. — 20 *v'a ieşit un sfînt din gură*: passender 'ihr habt da ein goldenes Wort gesprochen'. — 25 *gene*: 'Augenwimpern'; übrigens hat ja Ochilă ein einziges Auge! — 32 *tata flămînzilor*: warum nicht 'Vater der Hungrigen'? vgl. Gr Übung 56. — 33 *că*: wohl 'daß'. — Seite **45.** 4 *împărăţie*: s. oben 15 22. — 6 *din partea mea*: vgl. oben 6 32. — 9 *s'a hotărît*: meine Gewährsmänner beziehen es zum Subjekt *Luminarea Sa* (vgl. 44 18).[1] — Ebenda *îndeseacă*: passender 'fleißig (*des* 'häufig') servieren zu lassen'. — 11 *dă-i cu cinstea*: es handelt sich nicht um das den bewirteten 'Leuten' gemachte Präsent; *dă-i* ist das von Tiktin I 501b oben verzeichnete allgemeine Adhortativum, 'los darauf' (neugriech. *δός του: κ'ἐμεῖς δ. τ. γέλοια* 'et nous de rire'), also hier etwa 'frisch gezecht'; der zwischen *cinste* und *ruşine* in anderer Bedeutung ('Ehre' — 'Schmach') obwaltende Gegensatz dient als Wortwitz. — 17 *v'aŭ mas şoareciĭ în pîntece*: feststehende Redensart der Bedeutung 'Wolfshunger haben' (Tiktin II 986a-b, G. II 97 8, id. Pm 43 15, Gl s. v. masul). — 18 u. 21: der Parallelismus der beiden *numaĭ de* hätte gewahrt werden können. — 23 *cu mine*: ist nicht ausgedrückt ('werdet ihr mit mir Unannehmlichkeiten haben', vgl. EG 66 9; 'schlecht ankommen' Car. Mom. 248 11). — 30 *las' dacă*: hätte etwa einer Anmerkung bedurft, = 'warte nur [ruhig] zu, ob'; andere Belege Cr 87 3, 100 23 f., 154 1, 156 24. — 33 *înghiţea nodurĭ*: 'ärgerte sich im stillen', wo das bei verhaltener Gemütserregung reflexiv eintretende gewaltsame Schlucken gemeint ist (Cr 127 29, 171 10, 268 5; vgl. Al. 556, G. III 146 26, MnT 68 18); davon ist merklich verschieden 'eine Pille verschlucken' = 'eine bestimmte Unbill schweigend ertragen', was *a înghiţi găluşca* (Cr 116 19, Al. 1079 oben, Mor. 47 3) oder *gutuĭa* (mit Artikel!) heißt. — 31 *nu ne prea punem*: der Konstruktion mit *cu* dürfte eine Bedeutung wie 'wetteifern' entsprechen, vgl. Tiktin III 1280a sub b 'sich auf e. Kampf, Disput einlassen' (cf. Al. 499, 1532, Sad. Dur. 152 23). — Seite **46.** 2 *în casă*: 'ins Haus' (verschieden *acasă*!). — 3 fehlt *în sfîrşit*: vgl. oben 26 7. — 4 *ţăloviţe*: speziell

[1] Ganz derselbe Fall Cr 197 29.

'Färsen'. — 5 *cum*: 'so wie, wenn'. — 6 *steclesc*: *stecli* (*sti-*) ist ganz allgemein (nb. *strălucì*) der eigentliche Terminus für 'glänzen', objektiv 'erglänzen lassen', z. B. *banìĭ ìntre degete, ochìĭ* ('mit den Augen blitzen'); von Augen heißt reflexives *sticli* 'sich heften' (*către malul drept al vălceleĭ* Odobescu, Op. compl. ed. 'Minerva' 1906, I 90 unt.), dementsprechend (*ochìĭ*) *sticliţĭ* (z. B. *pe cer, la stele* Ispir. Leg. 359 30) 'starr geheftet'; sonst 'starr' vom Blick (in Leidenschaft, schwerem Rausch, Wahnsinn, Tod) = *sticlos* (in der Bedeutung 'glänzend' bei EG. 47 6, 56 2) oder *ca de sticlă*. — 7 *bolborosì*: 'undeutlich oder verworren sprechen', vgl. Cr 74 5, Al. 179, Nuv. um. 60 21 ('radebrechen': mühsam und fehlerhaft), *borboroseală* Mor. 75 21. — 8 fehlt *măcar*: 'auch nur'. — 11 *să nu vă puneţi mintea* usw.: Erklärungen der Redensart geben Tiktin II 988b, Zanne VII No. 16173, indessen genügt keine der Gesamtheit der Belege; vielleicht etwa 'jmd. etwas anhaben, zusetzen, sich mit jmd. einlassen, sich über jmd. hermachen'? S. (außer oo. cc.) Cr 44 17, 122 9, 223 10, Ispir. Leg. 382 11, MnT 300 17, Sima in BTr VII² 9 16, wohl gleichbedeutend *a-şi prinde m. cu cn.* Märg. in BTr XXXI 15 9. — 12 *al vostru ŭe dracul*: enthält nichts von einer (ironischen) Besorgnis; es droht mit Tätlichkeiten, etwa nur 'es ergeht euch schlecht' (Belege Cr 109 23, Adam 77 25). — 16 fehlt *doar*: 'ja doch'. — Ebenda *nu şagă*: schon ganz verblaßt, etwa nur 'wahrhaftig', vgl. Cr 237 9; ebenso *nu glumă* Cr 66 30. — Ebenda *de*: besser 'halt'. — 19 *crîmpotit*: sowohl nach Gl als auch nach Tiktin entspricht 'zerfetzt', eigentl. 'zerfleischt', vgl. noch Cr 167 4! — 23 *ìnfulicat*: 'verschluckt' würde mit dem folgenden *forfăcat* 'zerkaut' (s. hier unter 24) ein *ὕστερον πρότερον* bilden; indessen kann sich das vielleicht auch anders verhalten, da *ìnfulica* nicht gerade nur 'verschlucken' bedeuten muß, vgl. Adam 72 20 *Băĭetanu ... ìnfulică în spinare leşul capreĭ*, Grig. D. h. 66 24 *căpiţa de fîn, pe care o ìnfulicase supt coriltirul arabaleĭ* ('aufladen'?). — 24 *forfăcat*: eigentlich 'mit der Schere schneiden', fig. 'nagen, kauen', vgl. Cr 268 8. — 26 *sorbiturĭ*: 'Schluck' (weniger als ein 'Zug', der doch auch lang und ausgiebig sein kann). — Seite **47**. 1 *tocmaĭ*: hier 'bis', wie es auch zeitlich 'erst' bzw. 'bereits', 'noch' zu bedeuten pflegt; bei dieser Bedeutung ergibt sich ungezwungen die richtige Beziehung zu *auzind* (nach der Übersetzung zu *ŭese!*); Beispiele a) lokal: Cr 42 26, 253 20, Al. 1576, Grig. D. h. 185 16 *se întorceaŭ de departe, t. din Ţarigrad*, 195 10 *veneaŭ credincioşiĭ t. din fundul ţărĭĭ muscăleşti*; G. Zt. 14 3 *se auzea t. la noĭ*; b) temporal: Cr 230 8, Al. 1578 *Cît te-am aşteptat! De ce n'aĭ venit ... t. de alaltăĭerĭ?* Grig. D. h. 173 13 *t. peste alţĭ cîţĭva anĭ ... am putut să urmăresc firul povesteĭ*, G. III 47 27 *t. la urmă* 'erst ganz zuletzt', ibd. 51 15 *Voiŭ începe ceva mai de departe, t.* ('noch') *de pe când aveam vîrsta de şase anĭ* usw. — 4 *pe capul mĭeŭ*: richtig (hier noch viel notwendiger) nach der Anm. 49 16. —

6 fehlt *și* 'auch'. — 7 fehlt *ĭar*: 'wieder'. — 9 *treaba*: vgl. oben 40 32. — 12 *voĭnice*: vgl. oben 10 28. — 13 *cam*: 'ziemlich'; jedenfalls ist mit *jumătate* nicht das Maß des Unwillens angegeben, s. Anm. (dieselbe Redensart schon 9 20 f.). — 13 *ĭa*: s. Kap. II unter 1 20. — Ebenda fehlt *mai*: 'noch'. — 14 *s'o luați*: muß genau mit 2. Plur. und konsekutiv übersetzt werden, 'daß ihr sie ... nehmen solltet'. — 15 fehlt *ĭa*: 'wohlan'. — 18 *și* (fehlt) *ceva treabă*: 'auch einige Arbeit (zu leisten)', in aus- und nachdrücklichem Gegensatz zu *mîncat, băut*. — 21 fehlt *fir de fir*: 'ein Körnchen nach dem andern, jedes K. für sich'. — 21 f. *Nu cumva*: 'daß ich nicht etwa'. — 26 *întrebuințat*: warum nicht 'angewendet'? — 28 *treaba*: vgl. oben 40 32. — 29 *cum vor ști*: scil. *a și-l bate!* vgl. Cr 135 9, 205 27, 217 26. — 34 *măcar că ĭe*: siehe oben 21 9. — Seite **48.** 1 *firele*: 'die Körner'; Ochilă spricht von den Körnern, wie er sie tatsächlich vor sich sieht, nicht von einer theoretischen Möglichkeit (die entsprechende Übersetzung des Nebensatzes ist eben auch falsch). — 2 fehlt *numaĭ*: 'geradezu, rein', vgl. Cr 220 13. — 8 *avea strînsă*: siehe Kap. II. — 12 *pe sub pămînt*: 'auf unterirdischen Wegen' ('aus dem Boden heraus' würde *de s. p.* lauten); das Vb. regens ist *curge* Z. 10, 'kamen' also zuviel. — 13 fehlt *de*: 'so daß'. — 20 *nu alt-ceva*: s. Kap. II. — 21 *cu nepus în masă*: s. Kap. II. — 26 *par'că*: 'schienen' ist hier geradezu widersinnig; 'als ob' (wie 46 24), 'gleichsam'. — 30 *mai știu ĭeŭ?* 'kann ich es etwa wissen? was weiß ich?' — 32 *ĭa*: 'wohlan'. — 34 *se duce*: 'hingeht' (nicht 'kommt'!). — Seite **49.** 1 *indeplinise ... porunca*: 'Befehl erfüllt'. — Ebenda *se umple*: s. unten 54 8. — 2 *pricină*: 'Prozeßgrund', *a căuta p. cuĭva* 'benörgeln', chercher querelle; auch Cr 62 25, 122 18, 377 11. — 13 *nu-ĭ împărți*: s. Kap. II. — Ebenda *ați*: 'habt ihr'. — 14 *să trăiți* (auch schon 47 8): eine schon wesentlich verblaßte Höflichkeitsformel verschiedenster Verwendung, zum Gruß, zum Dank, zur Belobung, besonders aber von seiten Niedergestellter (beim Militär, z. B. Beld. Ch. 19 15, 24 12: *t.* 'zu Befehl'); 'zu dienen' (so etwa hier), 'mit Verlaub', 'melde gehorsamst'. — 15 *mai multă*: hat vollen komparativen Sinn. — 16 *urgie*: hier ganz bestimmt 'Unheil', vgl. Cr 112 5, 163 19. — 20 fehlt *măcar* 'selbst', cf. 21 28. — 21 *zmintiți*: richtiger 'aufregt' (wie 11 17). — 22 *v'ați dus pe copcă*: der Kaiser könnte kaum verhöhnend von Falle sprechen, solange sich sein Plan noch nicht bewährt hat; das 'Eisloch' bezeichnet eher das unheilbare Verderben, dem H. A. und Genossen im Falle eines Mißerfolges verfallen; zur Rechtfertigung des Präteritums von zukünftiger Handlung vgl. 45 22 (Gr § 123, 2). — 24 *încurcați*: besser 'verlegen' (vgl. 52 3), in der Klemme'. — 25 fehlt *încă*: 'wieder (auch)'. — Ebenda *un*: 'ein'. — 26 *ba încă*: vgl. oben 41 3. — 27 *săgeata de noapte și dracul cel de amăzăți*: eine — in erster Hälfte

adaptierte[1] — Reminiszenz aus Ps. 91 (90), 5-6. — 28 *nu*: 'nicht mehr' würde allenfalls auf den Kaiser passen, hier ist indessen *dracul* Subjekt. — Seite **50.** 3 *a draculuĭ*: 'die verflixte', als Attribut. — 7 f. *la urma ĭeĭ* kann wohl überhaupt nicht 'nach ihrer Spur' heißen; es scheint aber, entsprechend seiner Stellung zu *aduce* allein bezogen, eine vernünftige Deutung zuzulassen: 'auf den von ihrer Fußstapfe bezeichneten Fleck, auf ihren ursprünglichen Standort, (nach Hause) zurück'. Vgl. G. II 84 (zweimal) *a se întoarce la u. sa.* — 10 *strîmbĭ*: 'umdrehen' ('zudrücken' hieße *strîngĭ*). — 10 f. *să se înveţe ea de altă dată*: wörtlich — wie ich glaube, als Ironie unmittelbar verständlich — 'daß sie es lerne (recte: verlerne) ein anderes Mal (Belege von *de a. d.* s. Rezension S. 224 Anm. 2, auch G. II 12 30)' usw. — 14 *în dosul pămîntuluĭ*. Da mich W.s Übersetzung nicht befriedigen konnte, erhielt ich von Herrn T. Pamfile folgende Erklärung: Denkt man sich die Erde (volkstümlich) als eine auf Wasser (Weltmeer) schwebende Masse (Scheibe), so wäre die Ortslage an dem gegen das Wasser hinabfallenden Erdenrande 'hinter der Erde'. — Ebenda *subt umbra ĭepureluĭ*: 'unter dem Schatten des (nicht: eines!) Hasen' mag schwerlich jemanden so völlig befriedigen; *umbra ĭepureluĭ* wird hier — wie die weitere Beziehung auf *toate buruĭenele* Z. 17 noch erhärtet — ein Pflanzenname sein, der einer Asparagusart (s. Z. C. Panţu, Plantele cunosc. pop. Rom., 1906). — 18 *zbr*: Interjektionen dieser Art (die vorliegende speziell an *zbura* angelehnt), die eine Bewegung symbolisieren, ersetzen gegebenenfalls auch schon ein verbales Prädikat (vgl. in beiderlei Hinsicht *zbr* usw. Z. 23 f.); daher war einerseits die Ergänzung eines solchen unnötig (desgleichen 'flog sie' Z. 23), ist anderseits in specie unrichtig ('war' statt 'flog' o. ä.). — 24 fehlt (erstes) *şi*: 'auch'. — Ebenda *tocmaĭ*: vgl. oben 47 1. — 26 *căcĭ*: war in der weniger üblichen Bedeutung (noch Cr 51 22) besonders zu kommentieren; vgl. Tiktin s. v. II, DAc. s. v. I 2⁰). — 29 *găbuĭeşte*: 'ergreift' ist zu wenig, wesentlich ist dabei auch das Finden; also etwa 'erwischt' (vgl. 21 10, Cr 7 19, 43 8, 193 1). — 33 und 34 fehlt *milă*: 'Gnade'. — 34 *ĭeraĭ să ne dăruĭeştĭ*: 'wollen' gehört nicht zum eigentlichen Inhalt des Ausdrucks *ĭera(m) să*, der entweder 'es war bestimmt, ich sollte' u. dgl. oder 'es war daran, daß' besagt; in letzterer Bedeutung kann er okkasionell mit 'ich wollte gerade' übersetzt werden, hier genügt einfaches 'du hättest uns ... beschenkt' (vgl. 51 12 'wäre gewesen'). — Seite **51.** 2 *ce ĭeştĭ*: wie 14 26 (Anm.). — Ebenda *am*: lieber pluralisch, da Ochilă seines Gefährten, der die Prinzessin eben erst ergriffen, nicht vergessen dürfte. — 3 (*tras o*) *durdură*: besser 'geschwitzt' — vor Mühe und Sorge (v. Gl). — Ebenda *ĭa ... haĭ*: ersteres wieder nur

[1] Bei Gaster, Chrestom. roum. (1891) I 286: *săĭata ce zboară dzua.*

allgemein auffordernd, 'wohlan', während erst *haĭ* die Aufforderung als auf eine Bewegung abzielend spezifiziert ('nun aber lieber vorwärts' usw.); dieses möchte ich übrigens als einen Befehl an die Prinzessin auffassen entsprechend dem Umstande, daß die ganze Rede eine Auseinandersetzung mit ihr ist und gerade ihre rechtzeitige Repatriierung das einzige und brennende Interesse des Augenblicks darstellt. — 11 *prisoseşte*: 'in Überfluß vorhanden ist'. — 12 *amar*: mag der Wortfigur zuliebe mit 'unangenehm' übersetzt sein; indessen soll man wissen, daß es eigentlich mit *vaĭ* 'wehe' synonym ist (daher auch *vaĭ şi a.*). — 18 *să-şĭ ĭa f. pe samă*: 'auf sein Konto, in Empfang nehmen'. — 21 fehlt *ĭar*: 'wieder'. — 23 *treaba*: s. oben 40 32. — 26 *tot*: 'genau' ist zu stark; *t. un* heißt ohne besonderen Nachdruck 'derselbe' (eigentlich 'immer der eine'), 'gleich', vgl. *totodată* 'zugleich'. — 29 *de pe capul mĭeŭ*: bezeichnet Entfernung aus der Lage *pe c. m.*, letztere verstanden im Sinne von 47 4 (vgl. auch G. Zt 116 unt., id. III 114 8, MnT 270 unt.), also — stilistisch trivialer — 'mir vom Halse weg'; ganz analog stellt sich auch der andere mir bekannte Fall Cr 190 23 (*ĭa-l de pe c. m.*).[1] — 30 *ĭacă* (*mă duc*): 'siehe', '(ich gehe) da'. — 31 *după mine*: mit Rücksicht auf die Situation nicht 'hinter mir her', sondern '(komme dann) mir nach'. — *ferice ... va fi*: 'wird dir wohl sein' (gleich subjektlos, vgl. z. B. Cr 16 19). — Seite **52.** 3 *în încurcală*: 'diese' ist da zuviel. — 5 fehlt *maĭ*: 'noch weiter'. — Ebenda *tulburat*: 'erregt, innerlich bewegt' (vgl. Cr 45 6, 100 19, 115 23, 245 22, Negr. 44 4, 58 12, Beld. Ch. 106 10, Vlah. Nuv. 175 4). — 16 fehlt *şi*: 'selbst'. — 26 fehlt *odată*: 'sofort'. — 33 *ovilit şi sarbăd*: 'matt und blaß'. — Seite **53.** 10 fehlt *stăĭ*: 'halte an, warte doch'. — 13 f. *unde se bat munţiĭ* usw.: s. weiter unter Z. 24 f. — 21 *pe sus ... pe jos*: instruktiv Al. 486 (*pe jos* 'in geringer Höhe'). — 23 fehlt (das erste) *maĭ*: Komparativ! — 24 f. *de se odihneaă* usw.: 'und die B. auf e. einzigen A. ruhten'; W.s Übersetzung — mit dem präsentischen 'zu ruhen scheinen (!)' — sieht ganz wie eine allgemein gemeinte Beobachtung über die 'Mittagsruhe der Natur' aus; dahingegen handelt es sich ganz offenkundig (auch schon Z. 13 f.) um die auch sonst (z. B. Ispir. Leg. 126 f., Sb. 26 12, 56 12, 64 35, 101 28) den Zugang zum Lebenswasser u. dgl. bewachenden 'Symplegaden'. — 25 *se repede*: 'stürzt sich dazwischen' (nicht 'darauf'). — 29 *o ĭa*: 'tritt ihr entgegen', frz. aborder (mit Angabe der Behandlung: *cu binele, cu binişorul* Cr 7 26, 56 2, 11, 59 25, *cu răul* Cr 56 10, *cu măgulele* auch Cr 74 19), eigentlich 'her-

[1] Dahingegen verdient wohl die Angabe Phil. SL. 84 (§ 15 des III. Kap.), es hieße 'um Gottes willen' (etwa analog zum franz. beteuernden *par mon chef*?), mit Rücksicht auf die Umstände, unter denen sie gemacht wurde (in Polemik, also vielleicht improvisierend, in gewisser Hinsicht unter Suggestion der widersprochenen Meinung), keinen unbedingten Glauben.

nehmen, packen'. — 30 *adă*: verdiente besondere Anmerkung als Imperativ zu *da* (desgleichen noch Cr 46 2, 87 5), vgl. DAc. I/1 49 b; wohl scheint es auf solche Fälle beschränkt zu sein, wo eine gebende Bewegung, ein 'Hergeben' vorliegt. — 33 fehlt *haĭ*: 'wohlan'. — 33 f. *nu maĭ sta la îndoĭală*: 'zögere doch nicht'. — 34 *are să fie bine*: 'es wird wohl stehen (um usw.)' — nämlich deutlich subjektlos (ganz wie *vaĭ* usw. 8 7, 15 32) Tiktin I 188 b sub *η*. — Seite **54.** 1 *stăpînă ta*: reiht sich bezüglich des artikellosen Verhaltens den Gr § 38 Anm. 1 angegebenen Fällen an. — 3 *n'are să fie bine*; s. oben 53 34. — 6 *cu hapca*: nur 'mit Gewalt' (Sez. V 97, Sad. Instig. 103 16, 104 22). — 8 *s'a umplut* (*de b.*): 'erfüllte sich (mit Fr.)'. — 9 *ce-ţi ŭe bună?* Subjekt ist *turturica*; es ist nicht notwendig, *bună*, das sonst allerdings mehrfach neutral gebraucht wird (vgl. Tiktin I 240 sub 11 b), auf ein 'es' zu beziehen; gleiche Redensart Cr 9 24, 41 21. — 10 *aleĭ*: besser 'o weh', vgl. Phil. SL 49 (§ 55). — Ebenda *ce-mĭ ŭeştĭ*: vgl. die Anm. 14 25. — *vîndut*: 'verraten'; *vinde* ist der eigentliche Terminus für den Begriff (vgl. madj. el-árulni), für den sich *trăda* als Neologismus eingebürgert hat; vgl. Negr. 17 25, 31, 36 33, 40 8, 109 29, Ispir. Leg. 214 2, Sad. Instig. 139 12, id. Ist. 209 22, G. Zt 151 V. 14; in einer Kriegskorrespondenz des arader 'Românul' vom 12/25. September 1914: *Foc a face ŭe oprit, căcĭ ... focul ne ar vinde ascunsul nostru.* — 20 fehlt *şi ŭel*: 'ebenfalls'. — 23 *cît*: besser 'wie lange'. — 25 *năzdrăvanul*: s. oben 39 33. — 27 fehlt *căcĭ*: 'denn'. — 27 f. *prinde bine la ceva*: genauer 'kommt für etwas zustatten, ist zu etwas gut', vgl. 10 15. — 30 *ŭa*: s. oben 20 15. — 33 *cît maĭ merg*; s. oben 11 2. — Seite **55.** 2 *vină 'ncoace*: 'Anmut' (z. B. Ispir. U. Sf. 91 unten *Afrodita o împresură de nurĭ şi de vino'ncoace*; 118 16 *avea ... şi pe vino'ncoa*; Volkslied bei G. II 141: *Nicĭ-o v. n'are*). — 5 *maĭ*: s. oben 13 9. — 7 *întîĭ*: Anfänger, die das Wort z. B. nur nach Gr 89 kennen (wo *d'întîĭŭ* zu streichen sein wird: aus *de în-* wird *din-* über *de'n*), werden sich mit der Form nicht zu helfen wissen; vgl. Tiktin I 69 b. — 9 fehlt *maĭ*: '(sonst) noch', *la noĭ*: 'bei uns'. — 12 *nu-ĭ vorbă*: besser etwa 'allerdings'. — 14 fehlt *poate*: 'vielleicht'. — 15 *maĭ*: 'fast'; *venea*: 'mochte' — 18 *maĭ ştiŭ ŭeŭ*: vgl. oben 48 30. — 27 *dinainte s'ar păzi*: s. Kap. II. — 30 *că vine şi* (fehlt) *H. A.*: 'daß auch H. A. kommt' ('kommt' = 'ist unterwegs'); vgl. *drumul o fi fost ... lung şi ostenicĭos şi de cînd vine, o fi flămînzit* Mn R 86 9. — Seite **56.** 1 *icnea*: richtiger (vgl. die Anm.) 'schnaubte'. — 2 *numaĭ*: 'nur'; 'noch' ist zuviel (entspräche richtig einem *nu se maĭ g. decît la r.*). — 4 *şi ŭeĭ*: 'auch sie'. — 16 *de ceea ce* usw.: 'über dem, was'. — 21 fehlt *îndată*: 'sofort', *şi ŭel*: 'gleichfalls'. — 25 *dîndu-ĭ drumul*: 'läßt ihn los'. — Ebenda fehlt *de acolo*: 'von dort'. — 34 *mult şi bine*: formelhaft (also nicht *b.* 'tief'), vgl. G. III

152 21 *ar fi dus m. şi b. dorul ademenitului* und den Beleg bei Tiktin I 187b Z 14 ('so viel, als man mag'). — Seite 57. 2 fehlt *iar*: 'wieder' (mit Rücksicht auf 15 11-13). — 5 *totodată*; 'zugleich'. — 6 *şi apoi dă Doamne bine*: 'und nun ging es los' (vgl. den Beleg bei Tiktin II 499b oben, auch I 188a sub 7a, Cr 5 29, Adam 212 11, ferner MnT 18 12, 208 2, 346 23; *să dea Dumnezeŭ bine* G. Zt. 40 4, id. Pm 61 11, 207 12). — 8 *le*: 'ihnen zu'. — 13 *în samă băgaţi*: 'geachtete'. — 14 *buzunar*: 'Tasche' ('Beutel' = *pungă*).

Kap. II: Zu Weigands 'Anmerkungen'.

1 1: Zwischen (*d*)*zice că* und *ci-că* muß man, wenn auch der Stamm *gič-* belegt ist, nicht unbedingt *gice-că* postulieren; auch genügt es, die ursprüngliche Formel mit einfachem *zice* statt des reflexiven anzusetzen, vgl. oben unter 37 13 (persönliches *ci-că* 30 14). — 1 9: Nach der Auffassung des DAc. I/1 283b 12 wäre *aşa* nicht zurückweisend-konklusiv, sondern korrelativ mit *de*; *venì împrejurarea*: 'es traf sich (so)', wörtlich 'die Umstände entwickelten sich (so)', vgl. oben 38 29. — 1 20: *ìa* ist hier nicht = 'schau' (wie etwa 4 7, vgl. oben!), sondern allgemeines Adhortativum, = 'wohlan, nun, ... doch', eventuell gar nicht zu übersetzen; ähnlich bei Jussiv 1. Sing. 48 32, Plur. 24 13, 31 25, 45 34, 47 15, noch öfter ebenso bei Imperativ, z. B. 41 21, 26 (cf. Tiktin II 746a sub 2°). Ebenso bulgarisch, z. B. A. Konstantinov, Baj Ganju (ed. Weigand, Leipzig 1908) 10 28, 29, 25 3, 5, 9. *Vorbă*: 'Rede'. — 2 1: *şi* ist hier ebensogut 'addierend' wie etwa in der Wortgruppe *împăratul Verde, frate-m. şi m. v.*, nur gehört naturgemäß — wohl auch im Rumänischen — dieser Typus der Verknüpfung mehr in Apposition und Prädikat (ebenso Sb 137 39 *soţia mea şi sora ta*). Eine 'explikative' Verwendung in der Bedeutung 'nämlich' gibt es schlechtweg nicht; über die Anm. 22 23 vgl. unten — 2 24: Man merke wohl, daß *cît pe ce* durch die Übersetzung 'wie viel ... daran' nicht aufgeklärt ist; *pe ce* heißt ja gar nicht 'daran' (auch nicht 'zu dem', Anm. 20 1)[1]; im übrigen würde *ĭera*, wenn es ausgedrückt wäre, entweder vor *cît* (so Cr 75 5, 84 7) oder nach *ce* (so 9 2, 25 32, Cr 35 22, 135 16, 142 24) stehen. — 3 5: *vîrît*: 'hineingesteckt' ('gezogen' = *tîrît*!). — 3 8 l. (ie). — 3 14: Für *mila Domnuluĭ* machen sonstige Belege aus Cr (neben 95 7 sowie 348 15 namentlich 394 7, auch MnT 165 12) die Bedeutung 'Gott sei Dank' wahrscheinlich, wo der Kontext jedesmal von Überfluß, Ausreichen, Wohlergehen spricht; Bedeutungswandel wie bei franz. merci (Dieu). — 3 20: *tăia* 'abschneiden', refl. 'gewaltsam, vorzeitig zu Ende kommen'; es soll nicht an Kreuzweg gedacht werden;

[1] Statt *cît pe ce* ist auch (*cît*) *p'aci* üblich (z. B. G. II 81 3, Car. Mom. 247 30, 261 22, 404 7).

vgl. *a ieşit haĭta de cini dela m. d. c. şi i-a tăĭat drumul luĭ coategoale,* Caragiale, O noapte furtun. I 1 (gegen Ende). — 4 16: 'denn' ist verschrieben statt 'daß'; — bezüglich *maĭ* vgl. Kap. I unter 14 5. — 4 17: 'Eschlein' heißt — von der Ähnlichkeit der Blätter — der Diptam ('fraxinella' auch mehrfach bei den Botanikern des Westens). — 4 21 (24): soll natürlich nicht verstanden werden, daß *războĭŭ* 'Krieg' an sich modern wäre, sondern die Umdeutung nur speziell in dem Sprichwort. — Über **7** 2 *scîrba,* 7 13 *se'ngăduĭe* vgl. Kap. I. — 8 7 f.: Hierher gehörte die Anm. über *păcatul* 21 31; *are să fie* ist eine auch sonst (z. B. 6 6, 11 f., 53 34) geläufige Futurform, das Ganze aber nicht so sehr als Verwünschung wie vielmehr als Drohung gemeint, deren Ausführung der Sprechende auf sich nimmt. — 8 20: *pedestru* ist tatsächlich altrumänisch (möglicherweise also dialektischer Archaismus?). — **9** 10, 13: in Z. 10 liegt Dativ vor.

11 11: W. selbst setzt in der Übersetzung 'von klein auf' hinzu (vgl. *m'am trezit de mic* Sb 151 4); tatsächlich wird *a se trezi* der Sinn von 'Bewußtsein erlangen, als Kind aufwachsen' zugrunde liegen, es ist hier nicht (wie 3 22) einfach mit *a se pomeni* 52 8 synonym, vgl. G. III 29 20 *De cum m'am trezit* ('soweit meine Erinnerungen zurückreichen'); EG. 21 3: *S'a tr. în câmpiile întinse* usw. = 'Er wurde geboren'; Mor. 79 15 *gol şi sărac cum se trezise pe lumea asta*; MnT 231 2 *niște păstorĭ simplĭ carĭ de cum s'aŭ trezit, tot pe lîngă vite aŭ petrecut* 'von Geburt auf' (im übrigen auch *pomeni* in diesem Sinne: *Se pomenise la moară, crescuse la moară* usw. Slav. P. 35 13 — acht Zeilen vorher: *Iel se trezise la moara luĭ B., unde-l lăsase mătcă-sa*). — 11 18 *săŭ*: genau 'Talg' ('Fett' = *grăsime*). — **12** 4: *răŭ* (*cu ~, fără ~*) ist wohl neutral. — **13** 4: Ein Beleg wie *m'am îngrijat ş'am dus vergile luĭ bĭetul părinte O., c'o da de şugubină* Vlah. III 63 2 f. lehrt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, daß *duc* 1. Sing. sein muß; die Bedeutung der Redensart gibt Zanne (von dem sonst die W.sche Anm. inspiriert scheint) I No. 1226 mit 'a-ĭ purta grija' an, was zu unseren Belegen bestens paßt (Damé s. v. vargă übersetzt 'je te plains'). — **14** 13: Der Bedeutung 'unerfahren' wird 'Gänschen, Entlein' (so 30 2) zugrunde liegen. — **15** 32: zu *are să fie* vgl. oben unter 8 7 f. — **16** 19: wörtlich 'was mir widerfahren ist'. — **17** 19: Die vernunftmäßige Erklärung des Ausdrucks *pĭatra seacă* erübrigt sich durch Vergleichung der Stelle MnT 336 8 *să-l caute pretutindenĭ, de ar fi* [*bărbatu-săŭ*] *chĭar şi 'n pĭatră* [!] *seacă*. — **18** 5: *înainte* nach *de* mit Zeitbestimmung heißt 'weiterhin' (richtig übersetzt 14 33, 15 14). — **19** 17: Daß das Verhältnis der beiden *cum*-Sätze zueinander als parataktisch zu denken sei, glaube ich nicht, der erste wird vielmehr dem andern untergeordnet (temporal) sein; gleichgeartete Fälle belegt Tiktin I 324 b sub 4, vgl. noch Sad. Ist. 152 9, id. Morm. 10 21 f., 244 19, id. La noĭ 58 18, 188 17 f., id. P. s. 62 15. — **20** 1: genügte auf Anm. 2 24 hinzuweisen.

21 22: direkt 'ärgere dich nicht' (Jussiv nach Gr 114 f.). — **22** 5 f.: *tot* 'doch'; der Sinn ist sonst: errettet mich mein Stern diesmal, wo alles auf mein Verderben zusammenzuspielen scheint, nachher wäre ich betreffs meines weiteren Lebens (*zile*, in Gegensatz zu Tod, vgl. Kap. I unter 31 5) desto mehr beruhigt, als ich eben darin ein Zeichen besonderer Fürsorge des Schicksals erblicken müßte. — 22 8: Ich glaube nicht, daß wir Anlaß (und Recht) hätten, in die stehende Redensart *curg gîrlă* einen Nebensinn (vom Vergehen des Stromes) hineinzulegen, der ihr sonst nicht zukommt; es soll wohl tatsächlich nur das massenhafte Heranströmen (vgl. Cr 235 15, Beld. MM 28 21 f., Sad. Dur. 21 19, G. III 210 22 *Rimele îi c. g.*, Mor. 90 19; gleichbedeutend *c. fuĭor* Mor. 80 17) der Unbilden ausgedrückt werden. Daß dieser in Wirklichkeit nicht erfreuliche Gedanke an Stelle und in der Form einer Beruhigung (wie etwa: 'dann wird alles gut enden') vorgebracht wird,[1] ist wieder als Ironie zu verstehen (vgl. im I. Kap. *dar* 23 24); übrigens dürfte der ganze Spruch von *capul* ab der Volksüberlieferung angehören, vgl. Adam 76 12 f., G. Zt 245 4 f., Mor. 23 1 (Zanne kann ich nicht mehr einsehen). — 22 13: Für *face pe obraz* liefert mir H. T. Pamfile das Beispiel: *Mă clevetești? Am să ți-o fac pe o.* (*am să te clevetesc și ieĭ de o pildă*) — und paraphrasiert unsere Stelle mit *i-aș fi făcut după obrazul luĭ* ('gemäß, entsprechend seinem Gesichte, Gebaren'); eine ähnliche Bedeutung nimmt auch Tiktin an, da er (II 1073a) die Stelle 42 28 übersetzt 'wie ihr's verdient'; um 'Heimzahlung' handelt es sich auch in den Belegen Cr 156 5, 166 4. — 22 23: Über das 'explikative' *și* vgl. das oben zur Anm. 2 1 Bemerkte; diesmal heißt es 'auch', während das eigentlich Eigentümliche in der Vorausnahme des Subjekts mittels *ĭele* besteht, die natürlich von *și* unabhängig ist.[2] Die Bedeutung der Ausdrucksweise gibt Tiktin s. v. *el* (3) — für die meisten Fälle passend — mit 'schon' an; insgemein erscheint das Prädikatsverb lebhaft hervorgehoben; weitere Belege: 26 23, 38 27, 44 17, 46 1, 47 12, mit präsentischem Vb. 26 7, 54 8, Cr 37 13, 81 27, 94 14, 264 9, 269 12, 395 8, bei Präteritum HA 40 14, Cr 264 11, 272 23, bei Gerundium Cr 229 20. — **23** 3: Cr 184 28 erscheinen mehrere *luceferĭ* zugleich (in einem gewissen Gegensatz zu den *stele*) an demselben Abendhimmel, ähnlich in Eminescus IV. Satire, V. 75; es handelt sich etwa um andere Planeten, wohl auch Fixsterne, die zeitweilig zugleich mit der Venus sichtbar werden bzw. bleiben. — 23 17: Über 'nämlich' als angebliche Bedeutung von *și* (die hier übrigens schlechtweg nichts erklären könnte) vgl. wieder das zur Anm. 2 1 Bemerkte. Die hl. Sonntag drückt mit *vaĭ de mine* ('um Gottes willen'; vgl. Sad. Morm. 182 19, Ispir. Leg. 85 22) nur ihren

[1] In stilist.-grammat. Hinsicht vgl. 3 15.
[2] Die falsche Formulierung schon auch Gr 175 Anm. 2.

eigenen Affekt unmittelbar aus, will nicht — was eigentlich erst 'Spott' wäre — die Seufzer Harap Albs parodieren. — **30** 16. Tiktin s. v. versteht *pungă* als Vokativ (tatsächlich müßte man als Objekt — zu einem fehlenden *scoate* o. dgl. — die artikulierte Form erwarten). Der Sinn, in dem das Sprichwort hier steht, wird dadurch immer noch nicht klar. Nach Zanne V No. 12604 hat es neben anderen auch die Bedeutung: Fă singur dacă poţi; das hieße: Möge es der Bartlose nur selbst versuchen! Mit Rücksicht auf den Nachdruck, mit dem Harap Alb die Worte *de unde ştiĭ* aus Z. 8 wörtlich zitiert (augenblicklich bildet denn auch dieses 'Wissen' seine nächste Sorge), läge es nahe, das Sprichwort mit spezieller Beziehung auf dieselben zu deuten, etwa so: Die Zumutung, ich solle wissen, wo die Prinzessin zu suchen sei, erinnert an die lächerlich empörende Klausel, mit der an den gewissen Pungă (unter diesem Namen wird wohl sonst — worauf es aber hier nicht ankommt — der personifizierte Geldbeutel, der Mensch nach seiner Zahlungsfähigkeit verstanden werden) die Einladung zu Tische ergangen war: *dacă ţi-aĭ a. de-a.*; wie hier Sache des Gastgebers, so wäre es dort diejenige des Bartlosen, die erste Voraussetzung seiner Einladung (das Mahl) bzw. seines Auftrages (Kenntnis der Adresse) selbst zu schaffen, ich bin es ebensowenig wie der Pungă imstande.[1]

31 7 *fă*: 'gebäre' (der eigentliche Ausdruck für den Begriff). — **32** 3: Parömiologische Metaphern sind auf konkrete Fälle nur ihrem Gesamtinhalt, nicht ihren Einzelheiten nach anzuwenden; so kommt es hier nicht darauf an, Harap Alb dem Teufel gleich, sein Pferd aber als ein Höllenwerk hinzustellen, sondern einzig auf das Zusammentreffen einer konzentrierten Anstrengung (*cetatea*, Intrigen des Bartlosen) und besonderer Verwicklungen (*războĭul dracului*), die ihr entgegentreten. Was W. weiter zwischen Klammern anführt, ist in dem Sprichwort auch nicht angedeutet. — 32 17: *cela* ist (auch schon nach der Übersetzung!) nicht einfach synonym mit *acel*, vgl. Tiktin I 9a sub 4 (und zu Gr 75 Anm. 2 die Korrektur bei Phil. SL 49 § 59!); *ceea lume* Cr 210 1, *cela rînd* 201 17. — **34** 32: Wie die Übersetzung 7 17 beweist, kann 'es scheint' auch entsprechen, da ja alle diese Ausdrücke verblaßt sind; sonst bezeichnet *pe semne* einen motivierten Anschein, *par'că* ein individuelles Dünken; es gibt Fälle, wo sich beides berührt. — **36** 21: Die Verwen-

[1] Ein Korrespondent, dem ich auf dem Gebiete der Creangă-Interpretation besondere Autorität beilegen mußte, hatte die Stelle folgendermaßen verstanden: *'Poftim* etc. — erheiternd, *dacă* etc. — betrübend; da sich Harap Alb, aus einer Gefahr errettet, wie über eine Einladung freute, hop! wirft ihn des Bartlosen neuer Auftrag in Trauer zurück, gerade als ob ihm gesagt würde: *Dacă* etc.' Ich führe diese Interpretation, die durch den Satz Z. 23 f. suggeriert sein wird, nur als Dokument an.

dung des Ausdrucks *boţ* erinnert an *b. cu ochĭ* Cr 56 18, 57 7, die Figur *b. chilimboţ* an *leŭ-paraleŭ* (HA 51 18), *făt-logofăt* (Ispir. Leg. 62 17, Tiktin II 611 a, DAc. II/1 74 b sub 3), an *măr-dulumăr* Sb 30 12, *lemne-odolemne* ibd. 320 22, auch in BTr XVI[2] Rätsel 47 [Dreschflegel] und 49 [Leiter], (*purcel*) *lins prelins* Sb 26 10, (*mreană*) *albă codalbă* ('weiß geschwänzt') ibd. 118 14; die angenommene Herleitung von madj. *külön* wäre aber erst durch den Nachweis ungarischer Zusammensetzungen gleicher Art zu stützen, die zu fehlen scheinen (an rumänisch *chilin* < külön läßt sich wohl nicht anknüpfen); *boţit*: 'zusammengekauert, geknüllt'. — 36 26: Tiktin II 662 b übersetzt 'nie und nimmer' ('ja, Kuchen'); zur Erklärung vgl. auch Zanne VI No. 13809 (13654, 13937: adică de unde nu-i); bei Adam 127 9: *Aĭ fost tu la Plevina, măĭ prăpăditule? — din gard.* — **38** 9: Ob *gură*, das wohl die Bedeutung 'Schreien, Geschrei' u. ä. (s. Tiktin s. v. sub 4⁰, Cr 259 14) anzunehmen pflegt, auch (wie etwa madj. *ajak*) 'Sprechweise, Sprache' heißen könne, wäre erst zu erweisen. Daß Schlangen in großer Dürre schreien, mag vielleicht im Volke geglaubt werden; die Angabe *în gura broaşteĭ* wäre eine Anspielung auf die Redensart (z. B. Adam 121 1 f.) *a ţipa* (*striga*) *ca broasca în gura şarpeluĭ*, und zwar scherzhafte Umkehrung wie z. B. Cr 140 2 (die 'Emendation' bei Zanne I No. 1365 ist natürlich ein Irrtum). — **40** 7 *de nu ĭ-ar murĭ mulţĭ înainte*: wörtlich 'mögen nicht viele vor ihm sterben', sondern er vor anderen, d. h. ehestens (wie weiter spezifiziert wird); ein volkstümlicher Scherz, den Creangă noch sonst anbringt: Cr 133 19, 136 30. — **40** 29 *ac de cojoc*: eigentlich wohl 'das jeweil Passende, das richtige Mittel'; vgl. G. II 67 4 *am ĭeŭ ac de c.. şi pentru aceasta!* Mor. 91 unt. *am ĭeŭ ac de cojocul tăŭ; am ĭeŭ ac de c. lor* [sc. *al şoarecilor*] ... *şi slobozĭ mĭţa prin casă* Mold. in BTr XXX 6 11; *ar fi găsit ĭel ac pentru cojocul sătenilor* ('hätte sich mit ihnen zu helfen, an ihnen zu rächen gewußt') Slav. in BTr XXVIII 4 2.

41 30. *Nu trebuĭe* wird man gemäß den zwischen 'notwendig' und 'zweckdienlich' obwaltenden begrifflichen Beziehungen = 'nutzt (hilft) nichts' halten dürfen. (Von der Bedeutung 'von keinem Nutzen sein' aus entwickelt sich auch die 'keinen Wert für jmd. haben, nicht lieb sein', s. J-B d. 75 2, 99 5, 510 6, s. 218 8; ferner etwa [von einem unglücklich Liebenden] *Din inimă se 'ntrista, Nimica nu-ĭ trebuĭa* ['freute'], *Nice bea nice mînca* Trimb. 20 3; *de cumva nu le ar trebui* ['sie möchten'] *femeĭe în fruntea ţerĭĭ, ĭe gata a se coborî de pe tron de bună voĭe* Märg. in BTr XXXII 33 16; dann auch: *că ĭeĭ moarte ĭĭ trebuĭe, dar pe altul ... ba* ['eher den Tod als einen andern zum Gemahl'] I. T. Mera in BTr XIX 19 10 [die nämliche *pe*-Konstruktion ibd. 19 1: *că ĭeĭ nu-ĭ t. pe altul*]. — *Ţigan de laĭe* hat nichts mit *laĭŭ* 'schwarz' zu tun; *laie* Sbst. = 'Horde

nomadisierender Zigeuner' (Tiktin). — **42** 4: ergänze 'von dir' (im Text *-ți*). — **47** 27: zu beachten, daß Creangă *patima* als *de*-Objekt nach *vedea*[1] noch zweimal (Cr 81 8, 260 20) verwendet, sonst aber kein anderes Wort, gleichsam als wäre die Konstruktion eben nur mit diesem erstarrt; oder ließe sich möglicherweise eine eventuell individuelle Reminiszenz aus religiöser Lektüre annehmen? — **48** 8: nicht nur wie ein Adj. behandelt, sondern auch in adjektivischer (prädik.) Funktion (*avea* 'hielt', vgl. 52 7 'trug'), speziell in diesem einen Ausdrucke noch Cr 149 7, 210 19, 255 17; ähnlich *aŭ ... adunați 600 de lei* Sad. Instig. 109 12, ... *adunate citeva parale* 112 6. — 48 14: entgegen der angedeuteten Herleitung von ⌊*bucată* aus einem Vb. **buc* ist erstens die -ATA-Bildung nicht spezifisch rumänisch, und auch das gem.-roman. BUCCATA setzt nicht notwendig ein BUCCARE voraus. — 48 20: *nu altceva* (auch *nu alta*) heißt schon geradezu 'förmlich, nur so' (Tiktin s. v. *alt* I 2 b: geradezu, rein, völlig). — 48 21 l. *nepusă*, allerdings auch *cu nepusa'n masă* MnT 18 11, 22 25 (*nepusă*), 123 19, 187 12, Grig. P. r. 166 27. Die Bedeutung hier vielleicht am ehesten 'nolens volens' wie Cr 212 6, 263 21, MnR 4 5 *Înșfăcă cu n. 'n m.* (auf Befehl, nach einigem Weigern) *căldarea în spate* (sonst 'mit Gewalt', 'rücksichtslos', vielleicht wohl auch 'plötzlich' MnT 187 12). — **49** 13: in erster Linie, weil es nicht übertragbar ist, vgl. Cr 119 28 f. *nu ți-a lua nime din spate* usw.; MnT 294 14 *cu nime nu putea să împărțească*, ibd. 305 17 *n'ar fi putut î. cu nime.*

51 29: zu *ducéți-vă* war auf Gr 113 (Anm. sub 4) hinzuweisen. — **55** 16: *acolea* vielfach von gebürtigen Rumänen (auch Moldauern) als Synonym mit *acolo* gedeutet (was es sonst auch ist, vgl. etwa Sb. 78 39 *de-a sări cu țel pînă în nouri și de s'a isbi de acolea jos*), wie ja der Spruch selbst auch mit *acolo* tradiert wird (Mor. 22 5, G. II 8; V. Alecsandri Poesii pop. ale Românilor 1866, 339: *Fugă încolo* ['weg']; an unserer Stelle OJ *acole* mit mold. *è* st. *ea*); daß es tatsächlich 'hier' bedeuten bzw. nächste Nähe angeben kann, lehren Belege wie J-B. d. 400 *Bibi, bade, de acolea* (nahezu 'Rühr' mich nicht an!'); Sb 162 10 (beim Begegnen) *cine te aŭ adus pe a.?* Gr. I. Alexandrescu in B 31 15: *In cerdac? D'apoĭ ce să vedeți de a.?* (während die Unterredung gerade *în cerdac* stattfindet, s. 30 16). — **55** 27 *dinainte s'ar păzi*: 'würde sich im voraus (cf. 5 17, 6 27) in acht nehmen': dasselbe Sprichwort Cr 167 23 f. = Gr 163. — **56** 12: l. Impt.

[1] *R. venea Dela stînă cîte odată Să-ți mai vadă* ('besuchen') *de al său tată Și de mă-sa* Trimb. 13 12.

Brünn. H. Jarník.

Kleinere Mitteilungen.

Tiecks Shakespeare-Buch: ein neuer Fund.

Ludwig Tiecks nie vollendetes Buch über Shakespeare, der größte Plan und die kläglichste Enttäuschung seines Lebens, reicht in seiner Konzeption in die früheste Zeit des Dichters zurück, da er als Göttinger Student Friedrich Nicolai, den Buchhändler und Freund Lessings, kennen lernte. Tieck hatte, wie er fünfzig Jahre später berichtet, mit größtem Eifer Shakespeare und die dramatische Dichtung seiner Zeit studiert, und das Ergebnis dieser Arbeiten erbot sich Nicolai, dessen Geschäft neue Verlagsartikel dringend nötig hatte, zu verlegen. Im Jahre 1796 kündigt daher Tieck im Anhang zu seiner Bearbeitung des Sturms sein Werk an, das erste jener langen Reihe von Ankündigungen, die bis zuletzt unerfüllt blieben. Alles, was Köpke in den nachgelassenen Schriften veröffentlichen konnte, waren ein paar Kapitel der Einleitung, einige ganz skizzenhafte Entwürfe, ein paar Briefstellen und ein Stück aus einem alten undatierten Kommentar: im ganzen 63 Druckseiten. Dies und ein Wust von Kollektaneen, Abschriften und zerstreuten Notizen auf der königlichen Bibliothek in Berlin blieben die einzigen Zeugnisse von Tiecks Arbeit.

Dieser Bestand kann nun in nicht unbeträchtlicher Weise ergänzt werden durch ein Manuskript in Tiecks Hand, das sich auf der Berliner Stadtbibliothek befindet, und auf dessen Vorhandensein Herr Max Herz in Berlin mich im Jahre 1914 aufmerksam machte.

Der Shakespeare-Übersetzer Eschenburg hatte in seinem Ergänzungswerke 'Über Shakspeare' 1787 seine Unzulänglichkeit dem großen Gegenstande gegenüber zugegeben und gesagt, um Shakespeares Genie hinreichend darzustellen, 'wäre nun freylich ein, bloß aus dem Gesichtspunkte des Geschmacks gefaßter, Kommentar über alle seine Schauspiele und über deren einzelne Stellen nöthig'. Der junge Tieck fühlte sich der Aufgabe gewachsen und beschritt den gewiesenen Weg: die neu gefundene Handschrift ist ein solcher Kommentar, auf 313 eng beschriebenen Seiten Klein-8° mit 19 Seiten Nachtrag. Das Ganze ist in einen braunen Lederband gebunden. Die Datierung ergibt sich aus mehreren Umständen. Ein Brief Tiecks an Bernhardi aus dem Herbst 1793 fordert den Freund zu einem Briefwechsel über Shakespeares Dramen in der Reihenfolge ihrer Entstehung auf. Der Brief ist auf demselben Papier geschrieben wie der Kommentar. Bei der Besprechung des Hamlet sind Tieck die Ausführungen Wilhelm Meisters noch nicht bekannt. Das Bruch-

stück des Kommentars, das Köpke im Nachlaß vorfand, setzt er in das Jahr 1795, und das wird als Grenze nach vorn anzunehmen sein.

Die äußere Gestalt des Buches verrät schon, daß es kein von Anfang an planmäßig angelegtes und konsequent durchgeführtes Werk ist. Vielmehr zeigt die Zahl der den Bemerkungen zugrunde liegenden Texte, daß Tieck zu verschiedenen Zeiten, mehr oder weniger unregelmäßig und wohl je nach Gelegenheit und Laune an seine Arbeit ging. Von den 21 Stücken, die der Kommentar bespricht, sind 12 nach der Ausgabe von Eschenburg, 4 nach dem Nachdruck dieser Ausgabe, die, von Prof. Eckert herausgegeben, 1780 in Mannheim zu erscheinen begann, 4 nach dem englischen Texte der Ausgabe von Steevens, die 1785 in dritter Auflage erschienen war, während das letzte im Kommentar nur bis zu einer Einleitung gediehen ist, aus der sich kein Text feststellen läßt. Bei allen Stücken hatte Tieck die Steevenssche Ausgabe zur Hand. Das Moment, das die Gestalt des Kommentars bestimmt zu haben scheint, ist die Anordnung der Stücke, welche in chronologischer Reihe aufeinander folgen. Die Chronologie ist die, welche Edmund Malone in einem Aufsatz aufgestellt hatte, den Steevens im ersten Bande seiner Ausgabe von 1785 abdruckte, und der Eschenburg für einen gleichen Aufsatz im Buche über Shakespeare als Quelle gedient hatte.[1] Zweifelhafte Stücke, darunter auch 'Titus Andronicus', die Malone in seiner Tabelle mit aufgenommen hatte, zeichnet Eschenburg in seinem Buche durch fetten Druck aus. Tieck hat sie in dem Kommentar fortgelassen, so daß die von Tieck besprochenen Dramen in folgender Reihenfolge stehen:

S. 1	Verlorene Liebesmüh.
1—4	Heinrich VI., 1. Teil.
4—7	Heinrich VI., 2. Teil.
8—9	Heinrich VI., 3. Teil.
9—11	Die beiden edlen Veroneser.
11—22	Ein Wintermärchen.
22—27	Ein Sommernachtstraum.
27—44	Romeo und Julie.
44—45	Die Irrungen.
45—72	Hamlet.
72—84	König Johann.
84—106	Richard II.
106—133	Richard III.
133—146	Heinrich IV., 1. Teil.
147—172	Der Kaufmann von Venedig.
172—198	Ende gut, alles gut.
198—229	Heinrich IV., 2. Teil.
229—267	Heinrich V.
267—292	Viel Lärm um nichts.
292—312	Wie es Euch gefällt.
313	Die lustigen Weiber von Windsor.
1—19	Nachträge.

Bei den ersten Stücken ist der Kommentar knapp gehalten und beschränkt sich auf kurze Bemerkungen über Text und Charaktere. 'Liebesmüh'. 'Heinrich VI.' und die 'Veroneser' sind so

[1] An Attempt to Ascertain the Order in which the plays attributed to Shakspeare were written. Zuerst in Steevens' Ausgabe 1778; Eschenburg, Über Shakspeare, S. 247.

behandelt. Das 'Wintermärchen' und der 'Sommernachtstraum' geben schon Anlaß zu weitläufigeren Anmerkungen, und von 'Romeo und Julia' ab sind alle Stücke ausführlich besprochen. Nur die 'Irrungen' sind sehr knapp behandelt, während von den 'Lustigen Weibern' nur eine Einleitung da ist. Die ersten Stücke werden ohne Plan kommentiert; bei den letzten ist eine bewußte Einteilung der Besprechung nach Akten und Szenen bemerkbar, und bei den 'Lustigen Weibern' deutet die Überschrift 'Einleitung' auf eine beabsichtigte noch durchgreifendere Disposition der folgenden Ausführungen hin. Diese im Laufe der Arbeit wachsende formale Durchbildung scheint die zum Drucke notwendige nochmalige Umarbeitung des Ganzen anzukündigen. Darauf deuten auch der unvermittelte Anfang der Handschrift sowie die Bemerkungen im Nachtrag, die an verschiedenen Stellen dem Hauptteil eingefügt werden sollten.

Tieck beginnt meist mit einigen einleitenden Bemerkungen über die Datierung des Stückes und seine Quellen. Die Charaktere werden besprochen, so wie sie im Verlaufe der Handlung erscheinen. Dazwischen folgen Bemerkungen philologischer und ästhetischer Art, die zum Teil spontan, sehr oft aber durch die Anmerkungen hervorgerufen sind, die Johnson und die übrigen englischen Kommentatoren dem englischen Texte beigefügt haben. Am Schluß erfolgt dann eine allgemeine Betrachtung und ein Hinweis auf etwaige spätere Bearbeitungen oder Übersetzungen des Stückes. Diese Normalform im Verfahren des Kommentators wird aber häufig durchbrochen durch längere Exkurse über theoretische Fragen und sonstige Gegenstände, welche der Text oder die Anmerkungen anregen. In diesen Exkursen sind die Keime enthalten, aus denen wohl die Aufsätze hervorgehen sollten, die Tieck im Anhang der 'Sturm'-Bearbeitung versprach. So wird beim 'Wintermärchen' einiges über die Mischung des Komischen und Ernsthaften im Schauspiel gesagt und eine Theorie der Leidenschaften und besonders des Komischen entwickelt. 'Romeo und Julia' gibt den Anlaß, über Leidenschaft und Charakterzeichnung in Haupt- und Nebenpersonen zu sprechen. Beim 'Hamlet' werden Wahnsinn und Verrücktheit definiert. 'König Johann' veranlaßt einen Exkurs über das historische Schauspiel und Ausführungen über das Verhältnis der Leidenschaft zum Charakter. 'Richard III.' bietet Gelegenheit, sich über Illusion und die Darstellung von Bösewichtern im Drama sowie über Weißes Trauerspiel auszulassen. In die Besprechung des 'Kaufmanns von Venedig' ist eine Übersicht über die Geschichte des Theaters in Europa und besonders in England sowie ein Diskurs über die Einheiten eingeschaltet. Unter 'Ende gut, alles gut' entwickelt Tieck seine eigene Ansicht über die chrono-

logische Anordnung der Shakespeareschen Stücke, und schließlich vergleicht er bei Gelegenheit von 'Wie es euch gefällt' die moderne mit der alten englischen Komödie. Dabei ist es aber immer bei kurzen Skizzen aus dem Stegreif geblieben, ohne daß ein Thema konsequent durchgearbeitet wäre.

Tiecks kritischer Standpunkt ist bedingt durch die Forderungen der lebendigen Bühne und beruht auf den Errungenschaften der 'Hamburgischen Dramaturgie'. Wenn man von der großen Menge der philologischen Bemerkungen absieht, so kann man Tiecks Unternehmen als eine Dramaturgie des Shakespeare bezeichnen. Wo Lessing stehen blieb, wollte Tieck einsetzen. Durch Lob und Tadel, manchmal mit unerschrockenster Offenheit vorgetragen, durch Vergleichen der Stücke untereinander und mit den Dramen Goethes und Schillers, durch Kontrastierung mit den Zugstücken der deutschen Bühne und nicht zuletzt durch Herbeiziehen von Shakespeares Zeitgenossen werden die starken und schwachen Seiten des großen Dramatikers hervorgehoben. Daß dabei das Hauptgewicht auf das Technische gelegt ist, daß die Illusion und die Mittel zur Wirkung auf das Publikum eine große Rolle spielen, ist nicht zu verwundern, und Herdersche Erkenntnisse konnten da wenig Platz finden. Über die Ästhetik der englischen Klassizistik war der junge Tieck zwar schon hinaus; mit heftigem Spott weist er Johnsons Bemerkungen zornig zurück. Daß aber an ihm selber noch Stücke seiner Berliner Schale haften, ist nicht zu verkennen. Immerhin, wie sein Buch in der Shakespeare-Philologie der erste selbständige deutsche Versuch seiner Art darstellt und als solcher über die nur vermittelnde Arbeit Eschenburgs ein gewaltiger Schritt vorwärts war, so zeigt auch sein Streben über die Grenzen des Rationalismus hinaus, daß auch er ein Erbe der Zukunft war.

H. Lüdeke.

An Prof. Frederic J. Carpenter, Barrington, Illinois.

Herr Kollege!

Als Ihnen das jüngste Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft als einem Mitgliede ordnungsmäßig zuging, haben Sie es am 15. Sept. d. J. nicht bloß zurückgewiesen, sondern brieflich dazu erklärt: 'Americans desire no further traffic with an unrepentant and unreconstructed Germany.'

Hat Ihnen der 'Friede' noch nicht klargemacht, welche Raub- und Eroberungssucht gegen Deutschland, das seit seiner Gründung den Frieden Europas gehütet hatte, diesen Krieg herbeiführte? Im Namen der Freiheit und Selbstbestimmung werden Millionen Deutsche ungefragt, 'wie Schafe' — ich zitiere heilige Versicherungen Ihres Präsidenten —, unter Fremdherrschaft gezwungen. Und da sollen wir bereuen, daß wir uns wehrten?

Niedergerungen durch vier Fünftel der Welt, mußten wir sogar die Handelsschiffe und Werftanlagen ausliefern, nach dem Waffenstillstand

noch eine lange Hungerblockade nach der anderen aushalten, auf viele der eigenen Bodenschätze verzichten und durch nie erhörte Finanzmaßregeln auch die Zufuhr fremder Rohstoffe verlieren. Wenn wir aber nach alledem uns nicht augenblicklich rekonstruieren, so geben Sie uns einen Fußtritt.

Herr Kollege, das Kriegsglück hat gegen uns entschieden, aber wir sind Männer, und wenn man uns im Unglück noch derart beleidigt, so sprechen wir rückhaltlos!

Sie durften am wenigsten gegen Deutsche so losziehen. Als Sie vor sechzehn Jahren das Magdalenenspiel von Wager herausgaben, war Ihnen das Unglück passiert, daß Ihnen ein paar hundert Verse verschlüpften. Ich hatte vorher eine Abschrift des Originals im Britischen Museum genommen, fand beim Nachlesen den Mangel heraus und hätte die Sache triumphierend an die große Glocke hängen können. Statt dessen schrieb ich Ihnen im stillen eine Karte, so daß Sie selbst durch einen Neudruck den Fehler ausbessern konnten. Damals haben Sie nicht auf 'traffic' mit uns verzichtet. Herr Kollege, Ihr Gedächtnis ist kurz.

Noch gibt es eine Geschichte, hoch über aller Weltmacht der Entente, und vor ihrem Forum soll dieses Beispiel festgehalten werden, bis zu welchem Grade ein Mann der Wissenschaft politische Leidenschaft in den Tempelhain rein humaner Arbeit hereinstürmen läßt. O Saulus!

A. Brandl.

Byroniana III.

Der Verfasser des Uriel.

Schon in meiner Dissertation[1] habe ich bemerkt, eine eingehende Vergleichung des Uriel[2] mit Henry John Urquharts Poems Sacred and Classical[3] habe es mir wahrscheinlich gemacht, daß Urquhart auch der Verfasser des Uriel sei Leider ist meine Hoffnung, über Urquhart, der in den gewöhnlichen Nachschlagewerken nicht verzeichnet ist, außer den auf Seite 78 meiner Dissertation angeführten Notizen noch weitere beibringen zu können, unerfüllt geblieben, da noch vor dem Kriege mehrere Briefe an den Vikar nach Fleet unbeantwortet geblieben sind und später durch den Krieg weitere Nachforschungen auf englischem Boden unmöglich waren. Vielleicht ist die Vermutung am Platze, daß Henry John Urquhart ein Bruder des bekannten Schriftstellers und Politikers David Urquhart ist. Der Zeit nach wäre dies möglich: Henry John ist 1798 geboren, David 1805. Beide studierten ferner zu Oxford. Zudem trägt der Politiker den gleichen Vornamen, David, wie der Vater Henry Johns. Der gewiß nicht alltägliche Vorname David ließe auf Verwandtschaft schließen.

[1] Lord Byron im Spiegel der zeitgenössischen englischen Dichtung. Erlangen 1915.

[2] Uriel, a Poetical Address to Lord Byron, written on the continent: With notes, containing strictures on the spirit of infidelity maintained in his works. An examination into his assertion, that 'If Cain is blasphemous, Paradise Lost is blasphemous'. And Several other Poems. London: Printed for the author, By R. Clay, Devonshire Street, Bishopsgate; and sold by Hatchard and Son, Piccadilly; and Burton & Smith, Leadenhall Street. 1822.

[3] London 1845.

Nun vergleiche man folgende Gegenüberstellung:

Uriel. Uriel.	Poems sacred and classical. Urquhart. Lines written on Lord Byron, in early youth, S. 123—126.

Beide haben die Gegenüberstellung:

What fiend could urge you on, what muse the song begin? S. 10, Str. XVIII, Z. 9.	*What Demon prompts, — what angel tunes thy lay?* S. 123, Z. 10.

Beiden ist die Erde ein Tränental, das Byron noch mehr verdüstert:

Has not vice played full havoc with our bliss? S. 15, Str. XXIX, Z. 3.	*And, oh! if deep-sworn hatred's dark crusade To little havoc of our peace has made.* S. 125, Z. 2.

Beide bezeichnen sich in ihrem Kampf gegen Byron als namenlose, unberühmte Jünglinge:

His [sc. the author's] *name can add nothing ..* etc. Preface, S. IX, X.	*A nameless stripling deign to heed or hear.* S. 123, Z. 17.

Beide gebrauchen den beliebten Vergleich mit dem Kometen, und zwar nicht wie alle übrigen als den der glänzenden Lichterscheinung, also in rühmendem Sinne, sondern im Sinne eines unheimlichen, verderbenbringenden Elementes:

[*The meteor*] *darted forth destructive light.* (S. 62, aus dem Gedicht *The Star of the Legion of Honour.*) Vgl. überdies Uriel, S. 18, Str. XXXIV; S. 3, Str. IV.	... *meteor-fire from Hell.* S. 124, Z. 18.

Beide bitten Byron, sein höhnisches Lächeln einen Augenblick zu lassen und ihnen Aufmerksamkeit zu schenken:

Pause and examine-spurn not with a sneer. S. 5, Str. IX, Z. 5.	*Byron! one hour without thy withering sneer.* S. 123, Z. 16.

Beide beklagen den Mangel seiner Vaterlandsliebe:

Why is your muse thus dead to patriotic worth? Have you forsworn the region of your birth? S. 9, Str. XVII.	... *dread foe to Britain's injur'd isle.* S. 125, Z. 9.

Beide sind in ihrer Jugend und nur in dieser Verehrer Byrons:

I viewed your early mountings with delight. S. 3, Str. V, Z. 7.	*To thee ... though early lov'd and long.* S. 124, Z. 3.

Als Zeitpunkt dieser jugendlichen Schwärmerei für Byron lassen sich beidemal die Jahre kurz vor 1819 ausmitteln:

Der Verfasser des Uriel schreibt seine Epistel 1822. Da er Byron bekehren will, hat er sich von blinder Schwärmerei für B. sicher schon einige Jahre losgesagt.	Urquhart schreibt seine *Lines* nach 1819. Auch er hat sich um diese Zeit bereits von Byron losgesagt. Da er 1798 geboren ist, hat sein Alter bei der Abfassung mindestens 21 Jahre betragen (*early youth*).

Bei beiden scheint Cain den Anlaß gegeben zu haben, daß ihr religiöses Empfinden verletzt wurde:

Der Verfasser des Uriel schreibt seine Epistel gegen Cain.

In Urquharts Lines lassen sich die Verse, die den Grund seiner Entfremdung von Byron angeben, sehr gut auf Cain deuten:

Our fetters loosen, when thy scornful line
Breathes gay derision on the word divine.

S. 126, Z. 5—6.

Bei beiden läßt sich aber noch nach dieser Entfremdung Interesse für Byrons Poesie nachweisen, und zwar in der speziellen Form von Variationen Byronscher Erzeugnisse:

Der Verfasser des Uriel dichtet im gleichen Bande mit der Epistel Uriel eine Variation, betitelt: *The Star of the Legion of Honour*, S. 61. Byrons gleichnamiges Gedicht s. Coleridge III, 436.

Vgl. folgendes bei Urquhart: *From the play of the Corsair, set to Music*, S. 128; *Variation of the Corsair*, S. 129; *Extract from the Corsair*, S. 132; *Medora's Song*, S. 102.

Beide sind tiefreligiöse Gemüter.

Ihr religiöses Empfinden und Denken ist in allen Nuancen genau das gleiche.

Beide loben Gott mit Vorliebe in Hymnen:

Morning and evening, in the watches of night, and in the revolving hours of each succeeding day, let him join all nature in the hymn of praise. Preface, S. VI. Vgl. auch den zahlreichen Gebrauch der Worte *hymn* und *prayer*.

Hymn on awaking, S. 34; *Hymn on going to bed*, S. 33; *Hymn*, S. 79, 146. Vgl. auch die *Prayers* S. 104, 121, 142, 144, 155, 158.

Beide sind Verfasser von Dichtungen religiösen Charakters:

Vgl. die *other poems*.

Vgl. die *sacred poems*.

Auf den völlig gleichartigen Geist, wie er aus diesen Gedichten weht, möchte ich besonders hinweisen. Ich kann denselben an dieser Stelle nicht genauer analysieren; überdies wird nur die Lektüre der rein lyrischen Stimmungen, wie sie in den Gedichten zum Ausdruck kommen, einen absolut überzeugenden Eindruck hinterlassen. Ich möchte hier nur die allerhäufigsten, immer wiederkehrenden Gedanken berühren.

Der Gedanke an das Weltgericht:

Vgl. z. B.: *Summon him at his judgment bar t'appear*, S. 19, Str. XXXVII, Z. 8. Vgl. S. 39, Str. LXXVII, 6; S. 14, Str. XXVI, 9 und andere.

The Lord who saved and summon'd thee. S. 94.
And conscience half forgets her Judge on high.
S. 124, Z. 14.

Der Tod als Heimgang des Menschen:

Vgl. S. 15, XXIX, 9; S. 72, Z. 1; S. 70 und andere.

S. 237: *Man goeth to his long home.* S. 94: *The courts of praise are now the home above* und andere.

Beide besitzen eine ausgesprochene Vorliebe für das Alte Testament:

Vgl. die Zitate aus den Propheten des Alten Testaments, Preface, S. VI; desgl. die zahlreichen Stellen S. 109. Vgl. die Strophen 39—41, 48—54.

Vgl.: *The Prophet Bards of God disperse*
Our dark idolatry of Byron's verse.
S. 126, Z. 7—8. Vgl. S. 237, 239, 170.

Bei beiden gipfelt diese Vorliebe im Propheten Isaias:

Isaiah's harp had echoed to thy own etc. S. 40, Str. LXXVIII. — *Our spirit turns to rapt Isaiah's lyre.* S. 126, Z. 9.

Vgl. die Zitate Preface, S. VI; S. 110. Vgl. überdies S. 59, 60, 61, 67, 68. — Vgl. S. 180.

Beide behandeln dichterisch Themata aus der Leidensgeschichte Christi:

The Crucifixion. S 63. — *On the nativity of Christ.* S. 1. *The Resurrection of Christ.* S. 48.

Weitere gemeinsame, oft wiederholte Gedanken sind: das Schuldbewußtsein des Sünders (Urquh. S. 19, 151 u. a., Uriel S. 63), die Heiterkeit und Ruhe des in Gott starken Christen, der Gedanke an den Tod, das Weltende; das Ausklingen ihrer Dichtungen auf Verzeihung, Erlösung. Beide sind auch gute Kenner des Neuen Testaments, aber die Neigung zum Zitieren aus dem Alten herrscht vor.

Beide gebrauchen dieselben Lieblingswörter:

Z. B. *To gild* S. 40, Str. LXXIX, Z. 8; S. 7, Str. XIII, Z. 8 u. oftmals. — *To gild* S. 102, Z. 3; S. 125, Z. 3; S. 125, Z. 12.

Ebenso: *to blaze, melt, dispel, crimson, wither, Calvary, Saviour, Cherub, Eden, Seraph* (*song, choir*) (bis zur Ermüdung oft!).

Beide sind Verehrer der griechischen Antike:

Vgl. Strophe VI, S. 4. — Nach einer Notiz in The Gentleman's Magazine, Bd. LXXXIX, I, S. 355 erhält Urquhart den Sir Roger Newdigate's Prize für The Iphigenia of Timanthes (abgedruckt S. 198).

Endlich scheint mir auch der Name Uriel (vgl. Miltons Poetical Works, Globe edition, III. Buch; Buch Henoch, 20. Kapitel) eine versteckte Anspielung auf den Namen Urquhart zu enthalten.

Die Annahme, daß Urquhart der Verfasser des Uriel ist, hat nach vorstehender Gegenüberstellung viel für sich; ein absolut sicherer Beweis wäre erbracht, wenn sich nachweisen ließe, daß Urquhart um 1822 auf dem Kontinent weilte (vgl. die Bemerkung im Titel des Uriel: *written on the continent*); dieser Nachweis war mir bisher aus äußeren Hindernissen nicht möglich; indessen gewinnt er gerade durch die Vermutung, daß Henry John ein Bruder des Politikers gewesen sei, sehr viel an Wahrscheinlichkeit, da auch der Politiker wiederholt langausgedehnte Reisen auf den Kontinent unternommen hat.

Frankenthal. Fr. Bader.

Huracan von der Hell.

Im 'Viertzehenden Buch der rechten Historien vom Amadiß auß Franckreich' (1590) wird im 11. Kapitel eins der in den Ritterbüchern üblichen Abenteuer erzählt. Auf einer Insel sind Agesillan und Arlanges gegenüber einer Übermacht von mehr als 40 Rittern und 6 Riesen in schwerste Bedrängnis geraten, aus der sie aber durch die zufällige Notlandung der Helden Florisel, Rogel, Falangis und Anaxartes befreit werden. Nachdem die Ritter noch zwanzig bewaffnete Bauern getötet haben, wurden sie 'einer alten Riesin / so zwey kleine junge Kinder vnter jhren Armen truge / vnd

auß einem Saal gienge innen / Welche kein einig wort redet / sondern schrye vnd heulet jämmerlich / gienge demnach zu allerhöchst in das Schloß / auff einem Gange / vnd stürtzt sich selbsten herunter zu todt ...' Es wird des weiteren von diesen Riesenkindern erzählt: 'Vnd ob sie gleichwol noch keines Jahrs alt / wahren sie doch so groß / daß man jhnen wohl zehen hette zurechen mögen. Diese Kinder nun befahlen sie einer Riesin / so inn der Insel ware / sie zu ernehren vnd zu aufferziehen. Es were aber viel besser gewesen / sie hetten die getödt: Dann als sie zu jhren Tagen kamen / vnd starck wurden / haben sie den Griechischen Printzen vnseglich viel schaden zugefügt ...'[1]

Diese unbestimmte Andeutung späterer Ereignisse hat dem Fortsetzer Gelegenheit geboten, anzuknüpfen. Das ist geschehen im 22. Buche des Amadis, im 18. und 19. Kapitel. Hier tauchen diese beiden Riesen auf der Insel des Unglücks wieder auf, wohin der Herzog von Lancaster und der Graf von Suffort, die nach Trapezunt wollen, verschlagen worden sind. Die Ankömmlinge werden von den beiden Riesen als Kinder der Mörder ihrer Eltern erkannt, es kommt zu Kämpfen, die ungefähr parallel zu denen in Buch 14, Kap. 11 verlaufen: d. h. Erfolge der Gelandeten, schließlich Not infolge Übermacht, unerwartete Landung von Waffengefährten, Sieg, Sturz der überlebenden Riesinmutter in den Schloßgraben.[2]

Von Interesse ist der Name, den der eine der Riesen in diesem Abenteuer des 22. Buches hat: er heißt Huracan von der Hell, sein Bruder Dagobaradan. Die Jahreszahl, die das 22. Buch des Amadis trägt, ist 1594. Damit ist ein um mehrere Jahrzehnte älterer Beleg für das Bekanntwerden des span. huracan in Deutschland gegeben als der bisher älteste, aus Hofmannswaldau nachgewiesene.

Bevor der Name des Riesen genannt wird, berichtet der Anfang des 18. Kapitels folgendes von der Ausfahrt der beiden Helden, des 'Hertzogs von Lancastre' und des 'Graffen von Suffort': 'Nach dem / vnnd wie sie nun von dem alten König Amadis erlaubnuß erlanget / vnnd nach abgelößten Schiffen jhn das hohe Meer sich gelassen / hat es nicht lang angestanden / daß ein solches vngestüm schrecklich gewitter sich erhaben / daß auch selber jre Schiffpatronen / Meerleut vnd Piloten / jhres lebens vnd aller wolfart verzweiffelten / vnd des gentzlichen vndergangs sich versahen / dan in veder Segel / Mastbaum / ruder / noch regierung gantz geblieben / sondern alles ward zurissen / zerbrochen / verführt vnd zu grund gericht / also daß sie in die dritte wochen / ohne einige hoffnung zuentrinnen / auff solchem wütenden Meer / nach des Winds vñ der wasserwogen gefallen / sind hin vnnd wider geworffen vnnd zerstreuet worden: biß auß sonder Gottes schickung dz Schiff / dariñen der Hertzog von Lancastre vnd Graff vō Suffort vorhandē / gleich mit dē tag morgēs frühe / an einer lustigē jnsel (welche alsbaldt von den Schiffleuten / die jnsel des vnglücks / dariñen der grausamste Rieß vnnd Tyrann Huracan von der Hell / sampt seinem Bruder Dagobaradan / herschete / zu sein / erkandt ward) eingelassen vnd ankommen.'[3]

Nun ist Unwetter und Sturm ein immer wieder gern angewendetes Mittel im Ritterbuche, um die Handlung bequem mit unerwarteten — nur allzu erwarteten! — Abenteuern anfüllen zu können. Gerade der Kapiteleingang

[1] A. a. O. p. 108 und 109. [2] A. a. O. p. 399 ff. [3] A. a. O. p. 400 f.

ist der Lieblingsplatz für eine Meerfahrt mit Hindernissen. Gleichwohl erscheint nach dieser Unwetterschilderung, die im 22. Buche jedenfalls die ausführlichste ist und besonders heftige Einzelheiten ausmalt, das plötzliche Auftreten des Namens Huracan nicht zufällig, d. h. ohne Beziehung auf das Vorhergehende. Der Autor kannte nicht nur das Wort, sondern auch die damit bezeichnete Sache. An dieser Überzeugung darf auch die Ähnlichkeit anderer Riesennamen im gleichen Buche nicht irremachen, wie Horruon (Kap. 10), Horradin (Kap. 42), Haramatan (Kap. 47), ebensowenig die anklingenden Namen des Schlosses Huracker (Kap. 54) und des Grafen Urquian (Kap. 7). Das in großer Menge benötigte Namenmaterial schaffen sich die Verfasser der Amadisbücher — jedenfalls der letzten —, wenn ihnen gerade keine klassische Reminiszenz einfällt, fast so skrupellos wie ein moderner Fabrikant, der lateinische oder griechische Wortstämme mit den Endungen *-ol, -in, -gen* usw. versieht und seine Waren damit bezeichnet. Natürlich werden auch im Amadis bedeutungsvolle Stammsilben ausgenutzt, an welche dann stereotype Endungen treten. So gibt es (nach Gargantua gebildet) Gargasan, Gargorox, (nach Uterpandragon) Bandragon, Dondragon usw. In Horruon, Horradin steckt sicher der Stamm von *horrisus*. Die Endung von Horradin erinnert an Konradin oder Saladin. Huracker ist als Zusammensetzung ohne weiteres deutlich. Haramatan, Urquian wie Dagobaradan und Safiraman mögen mit ihrer Endung weniger spanisch als vielmehr orientalisch (persisch) erscheinen sollen, bei Dagobaradan (wie der Bruder Huracans heißt) hat sicher der Name Dagobert, den die letzten Amadisbücher einem der Prinzen gegeben haben, Pate gestanden. — Eine derartige phantastische Neubildung, deren Zufallsergebnis Huracan gewesen wäre, darf man dagegen nicht annehmen.

Vielmehr haben wir Huracan in jenen Kreis spanischer und amerikanischer Namen hineinzubeziehen, zu dem es gehört. Spanische und alte hispanisierte Namenformen sind der Heimat des Amadisromans entsprechend auch den letzten Büchern nie ganz fremd geworden, wenngleich 'klassische' Namen, eventuell aus französischem Material hergestellte Namen antiken oder spanischen Aussehens (Plaisantina), vorherrschen. Eine besondere Gruppe bilden jene spanischen Namen, die sich auf amerikanische Verhältnisse oder auf die Zeit der Entdeckungen beziehen. Das 23. Buch verlegt einen Teil der Abenteuer in die unbekannte India und handelt vom peruanischen König Artabaliba, von der Königin Zarzaparilla, von Guacanarillo, von Cuscon. Auch das 22. Buch nennt Bermuda (Kap. 62), den Herzog von Panama (Kap. 46), ein Pferd aus Nicaragua (Kap. 49), und es taucht darin ein Prinz Magellan (Kap. 53) auf, natürlich eine Erinnerung an den berühmten Weltumsegler († 1521). Eine genauere Sichtung des Namenmaterials ergibt vielleicht noch manches mehr.

Diesem spanisch-amerikanischen Namenschatz des E. B. D. J., der sich allerdings bekanntlich nur als 'Übersetzer' des 22. und 23. Amadisbuches ausgibt,[1] muß man den Namen Huracan zuschreiben. Man ist dazu berechtigt, weil in den Berichten der Reisenden, wie es scheint, seit der Mitte des 16. Jahrhunderts, das neue Wort auftritt: zuerst in Spanien (Oviedo, Hist. de las Indias soll auf den karibischen Ursprung des Wortes hin-

[1] Über seine und die übereinstimmende Angabe des 24. Buches an anderem Orte bald Näheres.

weisen),[1] seit 1555 als spanisch-portugiesische Vokabel bei den britischen Seemachtrivalen nachweisbar (Eden, Decades 21),[2] vielleicht gleichzeitig auch bei den Franzosen gebraucht,[3] nach der Mitte des 17. Jahrhunderts erst bei den Holländern und in Deutschland zu belegen.[4] Ob der Ursprung karibisch[5] oder sonst ein anderer sei — jedenfalls gehört *huracan* dem Zeitalter der Entdeckungen an und damit dem überwiegend spanisch-portugiesischen Kulturkreise jenes Zeitalters.

Der Name unseres Riesen aus dem 22. deutschen Amadisbuche heißt vollständig: Huracan von der Hell.[6] Wir müssen uns wieder in den letzten Amadisbüchern umsehen, ob sich ähnliche Namen sonst darin finden. Gelodan von Moldanien, Roldan von Paris, Noromit von Galinde sind anderer Art, ebenso die Pseudonyme: feuriger Ritter, grüner Ritter u. dgl. Näher schon steht ein Riesenname wie Rustan der Starck (Buch 22, 47) oder Sandix der schwartz (Buch 22, 48). Und ganz nahe stehen ihrem formalen Charakter nach: Florian von der Brucken und die bekannten Namen Amanio und Hercules vom Gestirn. Immerhin liegt in der Benennung Huracan von der Hell (also: von der Hölle) eine seltenere Prägungsart vor. Willkür des Romanschreibers bleibt dabei nicht völlig ausgeschlossen. Indessen mag recht wohl denkbar sein, daß die Zeiten der Entdeckungen zuerst in größerem, eindrucksvollerem Umfang den Schiffsmann die schweren Unwetter des Atlantischen Ozeans, insbesondere etwa Wirbelstürme und Wasserhosen, kennen und fürchten gelehrt haben. Enger Vertrautheit mit Tier, Natur, Naturerscheinung u. dgl. entspringt leicht personifizierende, mythosartige Anschauung. Kurz und gut, wenn Hatzfeld-Darmest., Dict. gén. als ältesten französischen Beleg: aus dem 16. Jahrhundert 'Les haurachans[7] et borrasques du diable' (P. de Loyer in Delboulle Rec.) anführt — eine Stelle, die ich leider so wenig wie die späteren, kaum noch hergehörigen Zitate (uracan, uragan) selbst in ihrem Zusammenhang kontrollieren konnte[8] —, wenn 1605 bei Shakespeare im King Lear III, 2, V. 2 'Rage, blow, You cataracts and Hyrricano's, spout'[9]

[1] Vgl. Littré unter *ouragan*, wo die frz. Übersetzung (1556) zitiert ist. Das span. Original ist zuerst 1526, dann 1535 u. ö. vermehrt und verändert erschienen (nach Brunet, Manuel du Libraire t. IV, Paris 1863). — Das Dicc. de la lengua cast. t. IV (1734) zitiert unter *huracan* nur den Herrera (Hist. Ind. 2, lib. 6, cp. 13), der jünger ist.

[2] Vgl. Murray, N. E. Dict. V unter *hurricane* und *hurricano*.

[3] Hatzf.-Darmest., Dict. Gén. gibt an: 'XVIe siècle'.

[4] De Vries en Kluyver, Wordenboek d. Nederl. Taal XI (1910) gibt für orkaan' den ältesten Beleg aus dem Jahre 1657. — Uhlenbecks Annahme (Paul u. Braunes Beitr. 20, 41 ff.), Brandts 'Leven van de Ruyter' (1687) schöpfe 'orkaan' aus Rocheforts 'Hist. nat. et mor. des Isles Antilles' (1658) — die durch H. Bullaert 1662 übrigens auch ins Niederl. übersetzt war —, verliert durch die älteren Belege bei De Vries en Kluyver einen Teil von ihrem Werte.

[5] Kolumbus entdeckte die Kariben auf seiner zweiten Reise, 1495.

[6] Die französische Ausgabe des 22. Amadisbuches (1615) bietet S. 281 ff. diese Episode. Doch lautet der Name stets Huracan ohne Zusatz.

[7] Siehe ähnliche Formen fürs Englische bei Skeat, Et. Dict. (1910), p. 282 und besonders bei Murray, N. E. D.

[8] Delboulles Recueil ist — jedenfalls bis 1913 — noch nicht erschienen.

[9] Quarto$_1$ und Q.$_2$ (1608): You caterickes, & Hircanios spout ...;

und 1606 in Troilus and Cressida V, 2, V. 172: 'Not the dreadful spout Which shipmen do *the* Hurricano call ...'[1] begegnet, und nun 1594 das 22. deutsche Amadisbuch den Riesen Huracan von der Hell bringt, so könnte man nach diesen nördlichen Belegen der drei Länder urteilen, es habe im ausgehenden 16. und im beginnenden 17. Jahrhundert bei weiteren Kreisen und besonders bei den Amerikafahrern selbst die Neigung bestanden, sich den huracan wie einen teuflischen Meeresdämon, jedenfalls als eine Ausgeburt der Hölle vorzustellen. Da ältere Beispiele (s. besonders Belege bei Murray) das span. *huracan* sachlich gebrauchen, mag in der Wendung zu mehr persönlichem Gebrauch eine jüngere Entwicklung vorliegen, die vielleicht spezifisch nordwesteuropäisch (britisch?) ist,[2] indem hier das Wort deutlicher als im Iberoromanischen als fremdes gefühlt wurde und im Verein damit die entsprechende Vorstellung als 'Unikum' stärkere sinnliche Eigenschaften entfalten mochte. — Nicht lange danach begegnen freilich im 17. Jahrh. derartige Belege für eine lebhafte Vorstellungsweise nicht mehr.

Als dann von neuem und mit größerem Erfolg als durch den Amadis der *huracan* = 'Orkan' über das Niederländische in die deutsche Sprache dringt, liegt, wenn man dem Fingerzeig des Grimmschen Wörterbuches folgt, eine solche lebendigere, personifizierende Anschauung beim Gebrauch des Wortes ebenfalls anfänglich weniger vor als in einer späteren Zeit, in der größere, neuer Mythenbildung fähige Dichter, namentlich Jean Paul und Lenau, es in einer Weise zu verwenden verstehen, als handle es sich um eine Erscheinung, die sich das Volk fast so leibhaftig vorstelle wie die Fata Morgana oder die Mesnie Hellequin. Man könnte ähnlich an eine besondere Leistung Shakespeares denken (zumal da er gegenüber sonstigem Gebrauch des Wortes — wie auch Drayton an einer Stelle — bei *hurricano* die Wasserhose und nicht den Wirbelsturm an sich im Sinne hat. Aber er beruft sich auf die shipmen. Vielleicht würde auch das nicht allzu schwer wiegen, böte nicht in den beiden anderen angeführten Belegen der gleichen Zeit der Anschluß an den kirchlichen Vorstellungskreis (Hölle, diable) mehr Gewähr für eine verbreitete Anschauung. — Etwas Derartiges fehlt der reinliterarischen Entwicklung des deutschen 'Orkan' durchaus. — Für eine volkstümlich verbreitete Anschauung ist eine weitere Stütze die bei aller Phantastik doch recht geringe Orginalität des Verfassers des 22. Amadisbuches, der schwerlich anders als unter dem Eindruck irgendeiner ihm von außen her zugekommenen Vorstellung gerade für den Riesen Huracan und sonst keinen anderen den Zusatz 'von der Hell'[3] gewählt hat.

Halle a. d. S. W. Mulertt.

Q$_3$: Hercantos; Folio$_1$: Hyrricano's; F.$_{2-4}$: Hurricano's. — The Cambr. Shakesp. VIII, p. 97 (1895) und sonstige moderne Ausgaben schreiben hurricanoes.

[1] Erstes Quarto (1609): Vvich Shipmen do the hurricano call ...

[2] Die deutsche Form *Huracan*, die dem span. *huracan* völlig entspricht, läßt sich lautlich nicht durch die englischen (s. Murray), höchstens durch die französischen Formen vermittelt denken (vgl. Dict. Gén.).

[3] Der volle Name erscheint nur bei der ersten Nennung, sonst stets Huracan schlechthin. — Wort und Begriff 'Hölle' ist in den letzten Amadisbüchern trotz deren Ausdehnung selten. Ich entsinne mich nur, in Buch 24, Kap. 77 und 82 — auch für Riesen und für Kampf mit Riesen — die Ausdrücke 'Hellische Geyster' und 'Hellische metzig' gelesen zu haben.

Ein provenzalisches Sprichwort.

Die beiden letzten Verse der von Hs. P überlieferten und im 'Archiv' 50, 274 abgedruckten Cobla *Nuls homs non deu* (Gr. 461, 181) lauten:

Mas ses acho dis lo proverbis plans:
Qe fai son pron non ereza sas mans.

Kolsen, 'Zwei provenzalische Sirventese nebst einer Anzahl Einzelstrophen' (Halle 1919) bemerkt dazu S. 22 Nr. 22, daß Cnyrim, 'Sprichwörter' S. 35 no 364 *non ereza sos mans* schreibt, fragt mit Recht, wie dies zu verstehen sei, und schreibt seinerseits: *Qi fai son pron no·n negrejan sas mans* 'Wenn einer einen Schnitt macht, werden seine Hände davon nicht schmutzig'. Die Änderung in der zweiten Hälfte des Verses ist sehr gewaltsam.[1] Zwar belegt Raynouard einmal *negrejar* aus dem Elucidari, aber es kann nicht zweifelhaft sein, daß man nur eine leichte Änderung vorzunehmen, nämlich *oreza* für *ereza* zu lesen hat, falls nicht vielleicht *oreza* schon in der Hs. steht. Aber auch in dem ersten Teile des Verses braucht für *Qe* nicht *Qi* gesetzt zu werden, wenn die Hs. wirklich *qe* aufweist, denn beziehungsloses *que* für *qui* begegnet auch sonst, s. 'Zs. f. rom. Phil.' XXVII, 599, Anm. 1 und 'Archiv' 136, 333. Der ganze Vers muß daher lauten: *Qe fai son pron, no'n oreza sas mans* 'Wer das tut, was ihm Vorteil bringt, beschmutzt deshalb seine Hände nicht'. Das Sprichwort selber ist mir sonst im Provenzalischen nicht begegnet, dagegen trifft man es im Norden an in den 'Proverbes au vilain' ed. Tobler Nr. 11, V. 7 in der Form *qui fait son prou, ne cuit sa main*, während die Fassung in den Hss. Fβ mit *ne congie sa main* und diejenige in einer lateinischen Predigt mit *ne solle ses mains* (s. die Anmerkung von Tobler) genau zu der provenzalischen stimmt.

Jena. O. Schultz-Gora.

Cleomades-Fragmente.

Die Geringschätzung, der die Literatur des Mittelalters im Zeitalter der Renaissance und des Humanismus verfiel, hat einen weit größeren Verlust mittelalterlicher Handschriften verschuldet als die folgenden Jahrhunderte, in denen die alten Kodizes Gegenstand des bibliophilen oder antiquarischen Interesses, später der gelehrten Forschung wurden. Zeugen dafür sind die zahlreichen Einbände von Drucken der Inkunabelzeit und des 16. Jahrhunderts, zu denen Teile von zerschnittenen Pergamenthandschriften als Umschläge, Schutzblätter, Falzen, von Papierhandschriften als Pappen der Deckel Verwendung gefunden haben. In die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts ist denn auch der Untergang einer wertvollen Pergamenthandschrift von Adenets Cleomades zu setzen, von der ich jüngst in der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin spärliche Bruchstücke in dem Einband der 1530 in Paris gedruckten Reden und Briefe des Juristen und Philologen Christophe de Longueil[2] (1488—1522) gefunden habe. Dem Drucke

[1] Auch die Änderungen, die K. in den schlecht überlieferten Versen 4 und 6 der Strophe angebracht hat, sind recht starke, ohne daß sich ein zufriedenstellender Sinn ergibt.

[2] Christophori Longolii Orationes ... Eiusdem Epistolarum libri quatuor ... Accuratione, typis et impensis Jodoci Badii Ascensii, in inclyta Parrhisiorum Academia 1530. Standnummer des Berliner Exemplars: Xh 2451.

gleichzeitig ist sowohl der Ledereinband, dessen blinde Deckelpressung von mehrfachen, ein freies, mit wenigen Lilienstempeln geziertes Mittelfeld umrahmenden Borden in typischer Renaissanceornamentik gebildet wird, als auch die zweimalige Eintragung *Langlois* auf dem Titelblatt, in der wir wohl die Hand des ersten Eigentümers erkennen dürfen. In den Besitz der ehemaligen Königlichen Bibliothek gelangte der Druck durch den Kauf der Spanheimschen Sammlung (1701). Ezechiel Spanheim hat als brandenburgischer Gesandter in Paris (1680—89, 1698—1701) einen sicher nicht geringen Teil seiner bedeutenden Bücherschätze gesammelt; man darf vermuten, daß er damals auch die Orationes des Longolius erworben hat.[1]

Die Fragmente der Handschrift bestehen aus zwei Pergamentstreifen (16,3 × 6,1 cm), die zur Befestigung der Heftfäden zwischen Deckeln und Buch eingefalzt waren. Der eine Streifen, dem Blattrand der sehr breitrandigen Handschrift entstammend, ist völlig unbeschrieben. Die seitlichen Ränder und Ecken des anderen sind beschnitten, das Schriftfeld aber, der obere Teil eines zweispaltig beschriebenen Blattes, ist in seiner ganzen Breite (14 cm) erhalten, und zwar von jeder Spalte die ersten acht, zusammen also 32 Verse. Sie entsprechen den Versen 5271—5278, 5299—5306, 5327—5334, 5355—5362 der Ausgabe von van Hasselt.[2] Die Übereinstimmung der verlorenen Handschrift mit der Arsenalhandschrift in der Verszahl, die durch die gleichmäßigen Lücken von je 20 Versen in dem Fragment wahrscheinlich ist, vorausgesetzt, ergibt sich als Gesamtzeilenzahl der ursprünglichen Spalte 28, als die Höhe des Schriftfeldes 14 cm. Die mittelgroße, kräftige Buchschrift zeigt die Hand eines Schreibers, dem die Klarheit des Schriftbildes genügte, der aber keine Regelmäßigkeit und schöne Gestaltung der Züge erstrebte. Die Verse sind abgesetzt, ihre Anfangsbuchstaben gleichmäßig vorgerückt, die größeren Abschnitte beginnen mit abwechselnd roten und blauen Initialen von doppelter Zeilenhöhe, die durch kalligraphische, auf dem Rand sich verlaufende Schnörkel verziert sind.[3]

Der Cleomades-Roman liegt in einer guten Überlieferung vor. Mehrere Handschriften gehen noch in das 13. Jahrhundert zurück und dürfen so als annähernd gleichzeitig mit der Entstehung des Gedichtes[4] gewertet werden.

[1] s. F. Wilken, 'Geschichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin', Berlin 1828, S. 54 ff., 185. — Aus Spanheims Besitz stammt auch das von Marie de Gournay, der Freundin und Verehrerin Montaignes, handschriftlich durchkorrigierte Exemplar der Folioausgabe seiner Essays (Paris 1635), welches H. Morf kürzlich als Eigentum der Berliner Bibliothek wiedererkannt hat; s. Sitzungsbericht der Berliner Akademie, Jg. 1917, S. 517.

[2] Li Roumans de Cléomadès par Adenès li Rois. Publié par A. van Hasselt. Bruxelles 1865.

[3] Die Pergamentstreifen sind nun von dem Druck getrennt und als Ms. Gall. 8° 34 der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek inventarisiert.

[4] Letztes Viertel des 13. Jahrhunderts, nach 1280 und wohl bereits vor der Ernennung Roberts II., des Grafen von Artois, zum Regenten von Sizilien (1285) und dem Tode König Philipps des Kühnen (1285). s. A. Bovy, Annales de la Société d'archéologie de Bruxelles T. X (1896) S. 458. Gröber im Grundriß der romanischen Philologie II. 1. S. 780, beide indes in den chronologischen Angaben nicht völlig zutreffend. — Die Handschriften sind in zeitlicher Folge, die auf die Angaben der Kataloge sich stützt: 13. Jh. Arsenal 3142, Bibl. Nat. 24 404 — 13.—14. Jh. Bibl. Nat. 24 430 — 14. Jh. Bibl. Nat. 1456 — 14.—15. Jh. Bibl. Nat. 24 405 — 15. Jh. Bibl. Nat.

Die Handschrift der Arsenalbibliothek gilt seit P. Paris als wahrscheinlich unter den Augen des Dichters entstanden.[1] Die treffliche Wiedergabe der in ihr enthaltenen Miniatur, welche Adenet vor seinen Gönnerinnen kniend darstellt, und der sie begleitenden Verse in H. Suchiers Geschichte der altfranzösischen Literatur (2. Aufl. 1913, S. 211) gestattet einen bequemen Vergleich des Schriftcharakters beider Handschriften. Das paläographische Bild der Berliner Fragmente (B) ist zweifellos das altertümlichere. Nicht nur herrscht, um nur die für die zeitliche Bestimmung wichtigeren Buchstaben zu vergleichen, in B durchaus das alte a mit dem überragenden, oben nach links gekrümmten Schaft vor, neben dem nur ganz vereinzelt die späteren Formen sich finden: das doppelstöckige a und das Sack-a, bei dem die Ausbuchtung die Höhe des Schaftes erreicht und sich mit ihm vereinigt hat, auch bei t überschreitet der Schaft nie die Linie des auch nach links kräftig ausladenden und so t von c deutlich trennenden Querbalkens, im Wort- und Versauslaut erscheint nur das lange ſ, der i-Strich findet sich nur, wenn der Buchstabe neben n oder u steht. Die Arsenalhandschrift dagegen kennt nur das doppelstöckige a, der Schaft des t ist regulär über den Querbalken erhöht, neben dem langen ſ findet sich auch das runde im Auslaut, in der Kennzeichnung des i durch den Strich ist der Schreiber viel weniger sparsam — alles Merkmale, die an sich auf eine jüngere Hand deuten und aus denen man eine frühere Datierung von B ableiten möchte, wenn nicht, wie immer bei der Anwendung paläographischer Kriterien, die Rücksicht auf individuelle und lokale Eigenart des Schreibers und der Schule, die Möglichkeit einer archaisierenden Schreibung infolge minder starker Neigung, der neuen Schriftmode zu folgen, Vorsicht geböten. Jedenfalls liegt in B das Fragment einer Handschrift des 13. Jahrhunderts vor, vielleicht der ältesten Cleomades-Handschrift überhaupt.

Die neuen Bruchstücke geben Anlaß, den Text van Hasselts an zwei Stellen zu bessern: 5273 *au roi Carmant* und 5357 *saisist l'oreillier*; die einzige fehlerhafte Lesart von B der Arsenalhs. gegenüber — 5357 *Si une* — ist von dem Rubrikator durch Wahl der falschen Initiale verschuldet. Alle übrigen Varianten, die ich in den Anmerkungen genau verzeichne, sind rein sprachlicher Art. Trotz der Kürze der Fragmente läßt sich nicht verkennen, daß nichtfranzische Eigentümlichkeiten, die auch für die Sprache Adenets gesichert sind,[2] stärker hervortreten als in der Arsenalhs.: in der fast regelmäßigen Verwendung von s für ausl. z, die auf den pikardischen Schwund des Dentals in der Verbindung ts hinweist, wohl auch in du 5274) und in der Bevorzugung von o, gegenüber z, dou[3] und ou (eu) der Arsenalhs.

19 165, Bern 238. Die von Gröber a. a. O. noch angeführte Hs. Bibl. Nat. 12 561 (15. Jh.) ist dagegen, wie dem Katalog zu entnehmen ist, nicht Adenets Gedicht, sondern eine der Prosaauflösungen, die P. Paris, Histoire littéraire de la France T. XX (1842) S. 718, erwähnt.

[1] P. Paris a. a. O. S. 710; Hasselt a. a. O. S. XXVII; A. Scheler in der Ausgabe der Enfances Ogier (Bruxelles 1874) S. VIII; H. Suchier a. a. O. S. 211.

[2] Vgl. Bovy l. c. XII (1898) 23 ff.; F. Abée, Laut- und Formenlehre zu den Werken des Adenet le Roi, Dissertation, Halle 1905.

[3] Zu du, dou vgl. G. Rydberg, Kritischer Jahresbericht der roman. Philologie VI, 1, 225.

In dem nun folgenden Abdruck sind die Auflösungen der Abkürzungen durch kursive Schrift, Ergänzungen durch eckige Klammern gekennzeichnet.

Ra:

5271 'Car ai*n*z p*ar* lui ne vi*n*t nul ior
Fors q*ue* tout b*ie*n *et* toute honor.'
Ai*n*si au roi Carma*n*t p*ar*loient
Du meillor *con*fort *qu*'il sauoie*nt*.
5275 Mais cil *con*fors sa*m*bloit petis
Au roi. Lors s'est de là p*ar*tis;
[Ca]r il n'ert pas aseürés
[Que cil confo]rs fust ve*r*ités.[1]

Rb:

B*ie*n vit q*ue* il n'estoit pas liés;
5300 Lors cuida q*u*'il fust deshaitiez.
'Q*u*'est ce, Sire, fait il, k'auez?
V*ous* me sa*m*bles touz esfreés.
Ai*n*z mais e*n* tel poi*n*t ne v*ous* vi;
M*ou*lt e*n* ai le cuer esmari.'
5305 Dist li rois: 'Mal aues gardée
[Clarm]o*n*dine. Mar la ui née.'

Va:

5327 *Com*munaume*n*t dedens e*n*trere*n*t.
Les trois damoiseles trouuere*n*t;
Q*u*i dormoie*n*t, ce leur sambloit;
5330 *Et* qua*n*t le lit sa fille voit
Li rois, *et* pas ne l'i trouua,
Seur le lit de duel se pasma.
Q*u*ant les damoiseles ce uire*n*t,
E*n* plora*n*t mo*u*lt tost se uestire*n*t.

Vb:

5355 Aussi q*u*'eles fusse*n*t deruées,
Se sont seur le lit adentées.
Si une saisist l'orelier
Et le pre*n*t fort à enbracier
Et l'autre le cueurechief pre*n*t
5360 *Et* le baise piteuseme*n*t;
La tierce aërt le couue*r*t[or].
Là demenoient tel [dolor] ...

Ausgabe von van Hasselt: 5271 ains, jour — 5272 honnour — 5273 à roi — 5274 Dou meilleur — 5277 asseürez — 5278 veritez — 5299 liez — 5302 samblez tous effréez — 5303 Ainc — 5305 avez — 5327 dendenz — 5357 Li une saisi l'oreillier — 5358 embracier.

Berlin. Karl Christ.

Zum *Planch* des Bertran Carbonel.

Es versteht sich, daß das Verfahren von C. Fabre, in dem Klagelied des B. Carbonel *S'ieu anc nulh temps* von den beiden Namensinitialen *p G* der Hs. (R) das *p* einfach zu streichen und für *G* ein *C* einzusetzen, das nunmehr = Cardinal sein soll, ein ganz willkürliches ist, aber auch Bertoni ist kürzlich im 'Archivum romanicum' II, 252 ff. sehr in die Irre gegangen.

[1] Die in Klammern stehenden Buchstaben sind völlig, von den übrigen der letzten Zeile die unteren Hälften dem Beschneiden zum Opfer gefallen. Das gleiche gilt auch von den letzten Zeilen der übrigen Abschnitte.

wenn er mit Bestimmtheit behauptet, in der Hs. stünde gar nicht *G*, sondern *s*, und wenn er ein vermeintliches *p s* auf Pons Santolh (de Tolosa), den Schwager des G. de Montanhagol deutet. Einmal wird der Name Pons nicht mit *p* abgekürzt, und noch viel weniger der seltene Name Santolh mit *s*, dann aber ist der Umstand außer acht gelassen worden, daß bei B. Carbonel auch Gr. 82, 9, V. 49, 54 (Appel, Ined. S. 78) *Peire Guillems* begegnet, sowie daß auch Gr. 82, 18 die Anfangsbuchstaben *P. G.* erscheinen[1] (Appel, Ined. S. 82), und drittens ist es nicht richtig, daß in der Hs. ein *s* steht. Bertoni hat nicht genau zugesehen, sonst hätte er schon auf der photographischen Wiedergabe, die er von der Stelle beibringt, bemerken müssen, daß andere krause *s* der Hs. wesentlich anders aussehen als sein in Frage kommendes, und daß überdies der Schreiber am Anfang der Wörter ein langes *s* zur Anwendung bringt. Die Sache liegt einfach so, daß von einem Stück des linken Bogens des *G* (die Druckerei besitzt keine Letter für die Form des großen Buchstabens, wie sie in den Hss. erscheint) die Tinte verschwunden ist, wahrscheinlich infolge von Herüberwischen mit den Fingern von seiten der Benutzer der Hs. Ergänzt man die Lücke des Bogens, so erscheint sofort das *a*, das bekanntlich im Süden wie im Norden die gewöhnliche Abkürzung für *Guillem, Guillaume* ist. Vermutlich war zur Zeit Raynouards, der ohne weiteres *G* las (Choix V, 99), der Buchstabe noch ganz intakt.[2] Es ist mithin klar, daß es beim alten zu bleiben hat, nur daß man wegen des Versmaßes das *p* nicht in *peire*, sondern in *peir* (also *en Peir Guillem*) aufzulösen hat, welche Form, wie das schon Springer bemerkt hat, auch sonst bei den Trobadors begegnet. Auch in der Wissenschaft gibt es eine Geschäftigkeit, die hysterisch anmutet, und die nur vom Übel sein kann.

Jena. O. Schultz-Gora.

Italienisches zum Tartuffe.

In Band 134 dieser Zeitschrift habe ich darauf hingewiesen, daß *tartuffo* schon vor Molière in Italien in der Bedeutung von Betrüger gebraucht wurde. Daneben gab es eine weibliche Form *tartuffa*, von der keines der mir zugänglichen italienischen Lexika Notiz nimmt. In dem *Petrarchista* des Ercole Giovannini, zum erstenmal gedruckt Venedig 1623, wohl aber wesentlich früher verfaßt, heißt es auf S. 142: *Non dite nulla, che rassembra li pensieri, atti, e parole d'amore alle Tartuffe*. Die inhaltliche Erklärung der Stelle, die einem angeblichen Traum Petrarcas entstammt, würde zu weit führen; es genügt hier, daß *amore alle Tartuffe* eine auf materiellem Interesse beruhende Liebe bedeutet. Der Zusammenhang sowie das am Rand vermerkte Stichwort *Tartuffe* beweisen, daß es sich um einen damals bekannten und gebräuchlichen Ausdruck handelt.

Tartuffe selbst steht in enger Verbindung mit dem *Pedante*, von dem Gabriello Simeoni in seinen 'Satire alla berniesca' (Torino 1549) sagt:

[1] Ob der hier geschmähte P. G. mit dem *p G* des *Planch* identisch sei, ist ein kleines Problem für sich, über das sich Springer, 'Klagelied' S. 63 verbreitet hat.

[2] Man vergleiche damit die Tatsache, daß in den Briefen Rambauts Tobler vor Jahren verschiedene Stellen ganz anstandslos hat lesen können, die jetzt auch mit der Lupe nicht mehr zu erkennen sind; dies gehört in das Kapitel der sorglosen, weil nicht genügend beaufsichtigten Behandlung von Manuskripten durch die Benutzer von Hss. der Nationalbibliothek.

Di natura è il pedante aspro e villano,
implacabile, avaro, e discortese,
crudel, superbo, sospettoso, e vano.
Prima s'acconcia in casa per le spese,
poi quel Margutte ognun si caccia sotto,
e del tutto è padrone in men d'un mese.

In *Cene* II, 7 des Grazzini (Lasca) wird der Pedant in ähnlicher Weise wie der Held der Molièreschen Komödie in die Falle gelockt, und *Cene* II, 8 erzählt von einem Priester, *il più tristo e maggiore ipocrita*, der aus der Bloßstellung seiner Liebespläne durch List und Geistesgegenwart als *mezzo santo* hervorgeht. Die *Cene*, verfaßt um 1560, wurden erst 1743 zum ersten Male gedruckt, sie kommen also als Quelle Molières kaum in Betracht, sie beweisen jedoch, daß er mit Bausteinen arbeitete, die in Italien längst vorhanden waren. Zum Verständnis des *Tartuffe* ist es von Wichtigkeit, daß der italienische *Pedante* im Laufe des 16. Jahrhunderts aus einer komischen und belachten Persönlichkeit zu einer gefürchteten und gehaßten geworden war, die, wie schon aus der Schilderung Simeonis hervorgeht, mehr aus Herrschsucht als aus Lüsternheit handelt.

Berlin. Max J. Wolff.

Von Goethe über Heine zu Victor Hugo.

In einem Paralipomenon zur 'Campagne in Frankreich 1792' hat Goethe sich notiert: 'Marseiller Marsch Te Deum der Franzosen'; diesen Einfall benutzte er in der an die 'Campagne' anschließenden 'Belagerung von Mainz', wo er (Weimar. Ausg. 33, 308; Jub.-Ausg. 28, 246) von der Marseillaise als dem 'revolutionären Te Deum' spricht; vgl. G. Roethe, *Goethes Campagne in Frankreich 1792*, Berlin 1919, S. 228, Anm. 1. Offenbar gefiel dies Wort und der darin enthaltene Vergleich Heine; er vertauschte behend die beiden Glieder und charakterisierte in seinen Aufsätzen 'Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland' Luthers 'Ein feste Burg ist unser Gott' als 'die Marseiller Hymne der Reformation' (Elster 4, 200). Diese Aufsätze waren bekanntlich ursprünglich für ein französisches Publikum bestimmt und zuerst in der *Revue des deux mondes* 1834 erschienen. Hier wird sie vermutlich auch Victor Hugo gelesen haben; denn mehr als dreißig Jahre später lesen wir in seinem Buch über *Shakespeare* (*Edit. Hetzel in 16°*, p. 73): *Le choral de Luther est un peu une marseillaise.*

Berlin-Halensee. Erich Loewenthal.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Friedrich Gundolf, Goethe. 3., unveränd. Aufl. Berlin, Bondi, 1917. VIII, 795 S.

Odi profanum vulgus et arceo — Horazens Vers steht zwar nicht Wort für Wort, aber immerhin recht deutlich am Eingang von Gundolfs Goethewerk: er wird umschrieben durch die Worte, mit denen der Verfasser Art und Ziel seines Buches darlegt. Keine Biographie im gewöhnlichen Sinne will er geben; nur insofern er sich im Kunstwerk ausdrücke, habe ja der Künstler, wolle er als solcher zu Recht seinen Namen tragen, Dasein; außerhalb seiner Kunst gebe es nicht nur kein wissenschaftliches Recht, sondern nicht einmal eine wissenschaftliche Möglichkeit, sein Leben zu erfassen. So ganz anderer Art sei nämlich das Erleben des Künstlers als dasjenige des 'unkünstlerischen Menschen (in unserer Welt also des Bürgers aller Stände), daß sein Erleben und der Ausdruck seines Erlebens (beides ist wesentlich eines) von diesem nie verstanden werden' können. Eigentlich sollte man erwarten, daß so mancher, der diese Begrüßung auf S. 2 liest, auf die übrigen fast 800 Seiten verzichtet, weil sie ja doch über seinen Gesichtskreis hinausgehen müssen; zum Glück bezeichnet aber 'Bürger' im hier angewandten Sinne etwas, was heute um Gottes willen niemand mehr sein will; jedenfalls ist als erfreuliche Tatsache festzustellen, daß von dem 1916 erschienenen Buche im folgenden Jahre schon eine dritte Auflage (5. und 6. Tausend) vorlag und daß nach Zeitungsberichten 1918 auch diese schon wieder vergriffen war. Nun, wir wollen nicht darüber spekulieren, ob die Zahl der Goetheverehrer jenseits des Bürgertums schon so groß ist, um aus sich heraus einen solchen Erfolg zu tragen, oder ob dieser nicht etwa gerade durch den verachteten Bürger zustande gebracht worden ist, der es trotz aller harten Worte nun einmal nicht lassen kann, sich als 'Bildungsträger' zu betätigen. Wenn wir uns schon erlauben, die priesterlich wegweisende Gebärde des Verfassers nicht gerade an ihrem Orte zu finden an der Schwelle eines Buches, das sich doch einmal an die Öffentlichkeit wendet, so ist der Erfolg, den es trotzdem gefunden hat, jedenfalls verdient.

Was Gundolf will, läßt sich nicht besser sagen, als es auf seinem Titelblatt in einem Worte zu lesen ist; es handelt sich für ihn darum, darzustellen, was 'Goethe' ist. Das ist ein viel ehrgeizigeres Ziel, als sich der Biograph steckt, der 'Leben und Werke' seines Helden zu erzählen und zu erklären verheißt: der hat den Faden des Lebens, und, Perlen gleich, folgt an ihm ein Werk dem anderen. Nach Gundolf kann man so nicht hoffen, einem Künstler in seinem Wesen nahezukommen; die Vorfälle seines Lebens können uns nur insofern angehen, als in ihnen und durch sie sich etwas von seinem eigentlichen Sein offenbart — im übrigen aber sind die eigentliche Offenbarung seines Wesens seine Werke. In ihnen lebt er, in ihnen allen, wenn auch nicht in jedem in gleicher Weise, am meisten dort, wo seine Kunst sich die vollkommenste Form geschaffen hat. So gilt es denn überall, Zufälliges vom Notwendigen zu scheiden, zum eigentlichen Kraftzentrum vorzudringen; ungemein anziehend sind da die methodischen Ausführungen (S. 9 bis 28), die der eigentlichen Darstellung vorausgeschickt werden, an sich und in ihrem Gegensatz zu dem, was man gemeinhin Goethephilologie nennt. All die Freude des Philologen am Unedierten, an der Frage der Quellen, an der Durchleuchtung der Umwelt ist für Gundolf etwas von der Sache Ablenkendes; wer Goethe erkennen will, hat seine Gespräche, seine Briefe, seine Werke, und unter diesen sind die unmittelbarsten Zeugen seines Ichs die Werke, weil und insofern sie der reinste Ausdruck des Künstlers Goethe sind. Das mag hier fast selbstverständlich klingen, weil der Berichterstatter

kürzen und zusammendrängen muß; wer den ganzen Gegensatz dieses Werkes zur philologischen Goethebiographie ermessen will, lese die Ausführungen selbst nach — hier genüge es, um den Unterschied wenigstens anzudeuten, darauf hinzuweisen, wie sorglich die Biographen die Entstehungsgeschichte jedes einzelnen Werkes darzulegen pflegen, Gundolf dagegen drängt hin zum fertigen Werk als dem vollendeten Ausdruck des künstlerischen Wollens, frühere Stufen ziehen ihn eigentlich nur an, wenn sie als in sich bestehende Werke aufzufassen sind (*Urfaust, Theatralische Sendung*), und als solche werden sie dann besprochen, nicht um ihrer selbst willen, sondern insofern sie Aufschluß geben über das innere Leben dessen, der hinter ihnen steht, des Künstlers Goethe.

Jeder bisherige Biograph hätte wohl gesagt, daß das auch sein Ziel sei; Gundolf wird nicht müde, in immer neuen Wendungen zu betonen, daß, wer Goethes 'Leben und Werke', sein 'Leben und Schaffen' darzustellen unternehme, schon durch die Art, wie er sich sein Thema stelle, sich selbst und andere in bester Absicht irreführe. Werke und Schaffen *sind* ja das Leben. Wie wir die Pflanze nur in ihren Lebensäußerungen, in ihrem Grünen, Blühen, Früchtetragen und Verwelken haben, so den Dichter nur in dem, was wir als sein Wirken besitzen; nur von diesem aus können wir uns ihm also nähern, nur als Schaffender geht er uns an, alles andere ist als gleichgültig zu betrachten. Kann man es deutlicher sagen als mit der scharfen Gegenüberstellung dieses Satzes: 'Goethe hat nicht die Friederikenlieder gedichtet, weil ihm Friederike begegnet ist, sondern weil Friederikenlieder in ihm schwangen, hat er die Friederike gesehen'? Gundolfs Einfühlungskunst, sein ästhetisches Empfinden, all sein Wissen um Goethe wird nun in den Dienst der einen Aufgabe gestellt, Goethes Dichtungen als den Ausdruck seines Seelenzustandes, seines Wesens und Trachtens zu verstehen und verstehen zu lehren — soviel man also bei ihm von dem nicht findet, was man sonst in Biographien sucht, so ehrgeizig ist doch sein Bestreben, den ganzen, den vollen Goethe zu geben, von den ersten Äußerungen erwachenden Selbstbewußtseins bis zum letzten Hauch des Olympiers. Als Biographie haben wir also dennoch sein Werk anzusprechen, freilich als Biographie besonderer Art: über Vorgänge von Goethes äußerem Dasein wird sich hier niemand Rats erholen können, niemand wird hier auch auf seine Rechnung kommen, der sich erst einführen lassen will in die Kenntnis seiner Werke, aber mit allem Nachdruck, aller Ausführlichkeit wird gezeigt, wie sich der einzige Deutsche, in dem 'eigenes Schicksal, eigene Schöpferkraft, eigene Gestalt' zu völliger Harmonie gelangt sind, in seinen Werken offenbart.

So hätte Gundolf denn gar nicht zu betonen brauchen, daß er für einen engeren Kreis schreibt. Wenn derjenige, der die Punkte fassen will, an denen Goethe am meisten seine Gestalt gibt, den Dichter als Ganzes erlebt haben muß, so muß auch derjenige, der einer solchen Darstellung folgen will, schon das seine getan haben, muß sich mit der dichterischen Persönlichkeit Goethes vertraut gemacht haben. Hier ist denn der Punkt, wo ein Wort einzulegen ist für die Goethephilologie. Von vornherein: Gundolf ist keiner von denen, die ihr Böses nachsagen, aber sie ist ihm einigermaßen gleichgültig als eine Betrachtungsart, die möglich, ja notwendig nur dann ist, wenn man die Kunst als individuelle, willkürliche Beschäftigung betrachtet — für ihn ist sie freilich nichts weniger als das, sondern ursprünglicher Zustand des Menschentums, ihre Werke sind nicht Auslösungen, Abbildungen, Erläuterungen eines individuellen Lebens, sondern Ausdruck, Gestalt, Form der Künstlerpersönlichkeit. Recht und Notwendigkeit seiner Betrachtungsweise ergibt sich aus dieser Anschauung, das ganze Buch legt überdies Zeugnis dafür ab, daß Gundolf der Mann seiner Aufgabe ist, und jeder wird ihm dankbar sein für das Werk, das er dem Volke Goethes darbringt. Aber trotzdem — wäre diese Aufgabe lösbar gewesen ohne die

lange, hingebende Arbeit der Goethephilologie mit ihren Ausgaben, Biographien, Erklärungen, ohne die Durchleuchtung der gesamten Umwelt Goethes? Gundolf redet keiner schöngeistigen Schwärmerei das Wort: 'Die Exaktheit und Reinlichkeit ist selbstverständliche Voraussetzung jeder wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Werke des Genius' — vergessen wir nicht, daß die Goethephilologie auch für Gundolf einen beträchtlichen Teil des Materials bereitgestellt hat, auf Grund dessen er nun seine Betrachtungsweise durchführt. Und ebenso hat sie auch Gundolfs Leser vorgeschult, mag das auch einem guten Teil von ihnen unbewußt sein, aber die Sache ist doch die, daß von diesen Lesern nur gar wenige ihr Verhältnis zu Goethe ausschließlich auf der Lektüre der Ausgabe letzter Hand aufgebaut haben.

Wenn nun Gundolf ohne die Goethephilologie sein Buch kaum zu schreiben vermocht hätte, so geht er doch nicht Wege, die diese ihn hätte weisen können; seine Arbeit beruht auf liebevollem Einfühlen in Goethes Dichtung und darüber hinaus in die Bedingungen hoher Künstlerschaft. Hinter Goethe erscheinen die Gestalten Dantes und Shakespeares, denen er an Genie ebenbürtig ist, die aber unter ganz anderen, wesentlich günstigeren Bedingungen schufen als er: noch gab es zu ihrer Zeit keine Bildungswelt, die sich zwischen Künstler und sinnlich unmittelbare Welt trennend einschob, noch war also nicht zu scheiden wie bei Goethe zwischen Ur- und Bildungserlebnis. Für die Erkenntnis des schaffenden Dichters ist also wesentlich, ob sein Werk Gestaltung eines Urerlebnisses ist, ob und wieweit Bildungselemente im Feuer seiner Kunst umgeschmolzen und mit dem Urerlebnis eins geworden sind oder aber ihrerseits den Charakter des Werkes teilweise, vielleicht auch vorwiegend bestimmen. Neben die stofflichen Kategorien treten formale: der Künstler findet sich lyrisch, symbolisch oder allegorisch mit seinem Stoff ab, was mit der Einteilung in Dichtungsgattungen nichts zu tun hat. Dies ist das Schema, das sich Gundolf für seine Betrachtungsart geschaffen hat, und Vorbedingung des Gelingens ist, daß dies neue Schema neue Erkenntnis übersichtlich macht. Das Ziel ist erreicht; Gundolf darf sich rühmen, daß er seine Leser auf seinem Wege in den innersten Bezirk Goethes führt — man wird anderswo eingehendere Würdigungen der Werke als Einzelerscheinungen in literargeschichtlicher oder ästhetischer Hinsicht finden, nirgends ist aber der Gesichtspunkt, sie als notwendige Erzeugnisse Goethes, als Ausdruck seines jeweiligen Seins zu erkennen und erkennen zu lehren, so folgerichtig und erfolgreich durchgeführt. Wieder darf man dabei nicht bibliographische Vollständigkeit verlangen: es ist leicht begreiflich, daß jene Erzeugnisse, die mit Goethes Innerem kaum etwas zu tun haben, die Gundolf glücklich als einen Teil seiner höfischen Amtspflichten bezeichnet (Festspiele, Maskenzüge, Gelegenheitsverse), nur gerade gestreift werden; nicht viel mehr bleibt übrig für jene Dichtungen, die nicht aus der Fülle des Ichs geflossen sind, sondern sich als bewußte Versuche darstellen, einer bestimmten Form Herr zu werden (*Achilleis*, die Episteln), oder aber als Gegenwirkungen auf wichtige Zeitereignisse und damit als Mittel zu bestimmten Zwecken (die Revolutionsdichtungen, *Des Epimenides Erwachen*). Aber selbst Hauptwerke wie *Eymont, Hermann und Dorothea*, ja auch *Götz von Berlichingen* müssen sich mit verhältnismäßig geringerem Raum begnügen, wenn und weil in ihnen Bildungs- und Urerlebnis nicht zu vollkommener Einheit verschmolzen sind — dabei ist denn die Art, wie Gundolf in jedem einzelnen Fall das Verhältnis erörtert, ungemein anziehend und reizvoll. Umgekehrt spielt bei anderen Werken, die sich als reine Erzeugnisse Goethischen Erlebens darstellen, Umfang, selbst ästhetische Vollendung keine bestimmende Rolle: die Wichtigkeit der physiognomischen Fragmente, von denen man sonst kaum hört, wird erkannt und überzeugend dargelegt, die *Wanderjahre*, die Alterslyrik bieten nicht geringeren Aufschluß zur Erkenntnis des Goethischen Seins als *Iphigenie* oder *Tasso*.

Gundolfs Buch ist ein Werk aus einem Gusse; man braucht natürlich nicht jede Einzelheit anzunehmen, aber nicht auf sie kommt es an, sondern auf die Betrachtungsart, und diese zwingt dazu, dem Verfasser von seinem einmal angenommenen Standpunkt aus zu folgen. Kann man seinen Standpunkt aber ablehnen? Dazu sehe ich keine Möglichkeit — wir werden freilich nicht sagen, daß dies Buch nun das Muster sämtlicher künftiger Dichterbiographien zu sein habe. Ein solches Buch kann als notwendig gelten, aber es wird es nur sein können auf Grund einer reichen vorangegangenen Entwicklung des Dichterstudiums; wie es vorliegt, erscheint es jedenfalls als ein Triumph scharf durchdachter, wissenschaftlicher Methode: kein Kapitel ist wegzunehmen, ich wüßte keins hinzuzufügen, ohne den stolzen Bau in seinen einheitlichen Linien zu gefährden. Wohl aber wird man auf einige Stellen hinweisen dürfen, an denen Gundolfs Art als besonders fruchtbar geworden erscheint.

Wenn mit Goethe etwas Neues, Einzigartiges in unsere Literatur seinen Einzug hielt, so muß das sich von vornherein bei den Schöpfungen zeigen, die als der erste Ausdruck seines eigentlichen Seins zu gelten haben; ein neues Erlebnis muß sich in ihnen offenbaren, und da neuer Wein nicht in alte Schläuche gegossen werden kann, muß dies neue Erlebnis auch in Sprache und Rhythmik neuen Ausdruck finden: diese Verbindung macht Gundolf schier greifbar anschaulich, wie er überhaupt für die Charakteristik von Art und Entwicklung der Goethischen Lyrik im engeren Sinne auf allen Stufen von der ersten Regung neuen Gefühls im Leipziger Liederbuch bis zur erschütternden Tragik der Marienbader Elegie die fruchtbarsten Gesichtspunkte gibt. Als Probe auf das Exempel muß es sodann für ein Werk wie dasjenige Gundolfs gelten, ob es die Einheit des Goethischen Wesens, ein notwendiges Werden und Wachsen auch da nachweist, wo man nur allzuoft von einem Bruch der Entwicklung geredet hat. Natürlich ist die Theorie von dem Goethe 'diesseits von Weimar' als dem eigentlichen, dem deutschen Goethe nicht erst von Gundolf widerlegt worden, natürlich hat schon vor ihm das beste Bemühen der Biographen der Aufgabe gegolten, seine Haltung gegenüber den großen geschichtlichen Ereignissen und Erscheinungen seiner Zeit verständlich zu machen. Trotzdem darf man sagen, daß gerade diese Abschnitte Gundolfs geeignet sind, in alledem ein für allemal eine tiefe Notwendigkeit aufzuzeigen, ein Verhalten, das mit dem innersten Wesen Goethes zusammenhängt, das nicht anders gedacht werden kann, wenn Goethe Goethe bleiben soll. Eine Notwendigkeit mußte es ferner sein, wenn alles ausgeschieden wurde, was als äußeres Erlebnis oder äußere Beziehung kein Verhältnis zum Kern Goethischen Wesens erlangte, dafür um so anschaulicher Ereignisse und Personen zu beleuchten, die schicksalsvoll für ihn wurden. Hier dürfen wir eine künstlerische Meisterschaft Gundolfs bewundern: er weiß Charaktere mit wenigen Strichen lebendig vor Augen zu stellen, er versteht die Wendepunkte, die bedeutsamen Erlebnisse in seiner Auffassung eindrucksvoll herauszustellen: Herder und Lavater, Frau von Stein und Christiane, Karl August und Napoleon, um nur einiges herauszugreifen, sehen wir in ihrer Bedeutung für Goethe, lernen sie erkennen als Teile seines Schicksals.

Die Eigenheit des Buches prägt sich auch in seiner Sprache aus. Ein starker Formwille beherrscht sie: sie soll den Gedanken des Verfassers bis ins letzte ausdrücken, und dazu muß sie hergeben, was sie an sinnverwandten Ausdrücken hat, damit in ihrer Summe sicher der vollständige Begriff enthalten sei. Er häuft gern die Adjektiva, um den Inhalt des Substantivums auszuschöpfen, er liebt die Antithese, den veranschaulichenden Vergleich; selbst das einzelne Wort muß dazu dienen, indem er gern durch die Trennung der Bestandteile (vgl. S. 61 Be-griffe, 112 um-schaut) die zugrunde liegende Anschauung hervortreten läßt. Bis auf die Zeichensetzung erstreckt sich in

Weglassung und Neueinführung dies Streben — das Ergebnis ist eine Sprache, die gewiß nicht immer einfach ist, die vielleicht auch hier und da einen preziösen Anflug hat, die aber wirkt wie ziseliert. An edlen Stoff ist feine und feinste Arbeit gewandt — wie immer gehört Verständnis, ja einige Kennerschaft dazu, sie ganz zu würdigen. Wer davon aber etwas mitbringt, der wird Gundolf für sein Goethebuch danken.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

W. J. Keller, Goethe's estimate of the Greek and Latin writers as revealed by his works, letters, diaries, and conversations. (Bulletin of the University of Wisconsin — Philology and Literature Series vol. 6, no. 1.) Madison (Wisconsin) 1916. 191 S. 40 Cents.

Um der Arbeit gerecht zu werden, muß man hervorheben, was sie will: nämlich bequem und vollkommen sachlich alle wichtigeren Äußerungen Goethes über die antiken Literaturen und ihre Autoren sammeln und zusammenstellen. Es handelt sich also nicht um ein Seitenstück zu dem Buche von Maaß (*Goethe und die Antike*), sondern um ein zweifellos recht mühsames, reichlich Geduld forderndes Unternehmen, das sich aber mit einem verhältnismäßig recht bescheidenen Ziele begnügt. Der Verfasser hat Goethes Werke in ihrem ganzen Umfang gelesen, hat sich jede Stelle, wo von griechischer und lateinischer Literatur oder von einem griechischen oder lateinischen Autor die Rede ist, ausgezogen, hat seinen Zettelvorrat dann geordnet (I Griechische, II Lateinische Literatur, Ia Epische Dichtung, Ib Frühe lyrische Dichtung usw.) und führt dann in den einzelnen Abschnitten in zeitlicher Reihenfolge die betreffenden Schriftsteller mit dem, was Goethe von ihnen zu sagen hatte, vor. Auf bloße Erwähnungen wird in Anmerkungen verwiesen, benutzt ist die Weimarer Ausgabe; eine chronologische Übersicht, die zeigen soll, an welchen antiken Schriftstellern Goethe zu den verschiedenen Zeiten seines Lebens besonderen Anteil nahm, ist hinzugefügt, ebenso ein natürlich unentbehrliches und die Arbeit erst brauchbar machendes Namensverzeichnis.

In der Tat, dies Namensverzeichnis ist die Hauptsache, und es wäre zu wünschen gewesen, daß in ihm nicht nur die Seite verzeichnet wäre, die dem betreffenden Autor gewidmet ist, sondern daß jede Seite angegeben wäre, wo er überhaupt erwähnt wird, denn Goethe nennt manchmal mehrere Namen gleichzeitig, und so hat auch Keller Wiederholungen nicht vermeiden können. Aber auch wie es ist, ermöglicht das Verzeichnis, Goethes Äußerungen über einen beliebigen Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber nachzuschlagen und festzustellen, wann und bei welcher Gelegenheit er ihn erwähnt. Das ist freilich auch alles. Gewiß sind viele dieser Goethischen Urteile anziehend und bedeutend, gewiß sind auch an und für sich manche nicht unwesentlichen Feststellungen zu machen, so über den Einfluß zeitgenössischer Übersetzungen auf Goethes Anteilnahme an bestimmten Schriftstellern, über die geringe Rolle, welche die Historiker (abgesehen von Plutarch) und die Redner spielen, aber all das geht ziemlich wirkungslos vorüber, weil eben ein Klassiker nach dem anderen aufmarschiert und über der langen Reihe mit ihren teilweise einförmigen Charakteristiken die Übersicht verlorengeht.

Nun, diese Dinge hängen damit zusammen, daß Keller eben nicht ein Buch zum Lesen, sondern zum Nachschlagen gibt, und in einem solchen mußte Vollständigkeit erste Rücksicht sein. Was er als Ziel sich gesteckt hat, ist erreicht, und als Ergänzung zu dem erwähnten Werke von Maaß soll uns seine Arbeit recht sein. Freilich nur als Ergänzung; ausschließlich wird man aus dem, was man bei Keller liest, ein Urteil über Goethes Stellung gerade zu den wichtigsten antiken Autoren nie aufbauen dürfen —

dafür ist eine Darstellung des Einflusses, den die Antike im ganzen, einzelne Schriftsteller im besonderen auf seine Dichtung ausgeübt haben, unerläßlich. Oder ist denn, um nur eins herauszugreifen, die Tatsache der „*Römischen Elegien* nicht ganz anders bedeutsam als die ganz nichtssagenden Äußerungen über Tibull (S. 169) und die, abgesehen von der einen durch Knebels Übersetzung, also zufällig, hervorgerufenen, nicht viel bedeutenderen über Properz? Sogar über die Zeit, in der dieser oder jener Autor im Vordergrunde stand oder vernachlässigt wurde, läßt sich nach den von Keller herangezogenen Quellen nicht abschließend urteilen. So heißt es z. B. (S. 26), daß Homer zeitweilig in den Hintergrund getreten sei; nur zwei Tassostellen, die wahrhaftig über Goethes Beschäftigung mit dem großen Epiker nichts sagen, sollen das Schweigen brechen, erst gegen Ende des Jahres 1793 erwache wieder das Interesse an ihm. Dazu ist doch zu sagen — und das gilt ziemlich allgemein für ähnliche Feststellungen —, daß man wohl nur behaupten kann, zu anderen Zeiten habe Homer tätigere Teilnahme bei Goethe gefunden, mit seiner Schätzung hat das aber nichts zu tun. Soundso oft wissen wir von Goethes Beschäftigung mit einem antiken Schriftsteller zu dieser oder jener Zeit ja nur durch eine zufällige briefliche oder mündliche Äußerung; wäre diese Äußerung nicht getan oder uns nicht überliefert worden, so hätte es dann sehr nahe gelegen, Folgerungen zu ziehen, die doch unberechtigt wären. Was die Behauptung anlangt, daß erst gegen Ende 1793 Goethe wieder Teilnahme für Homer zeige, so darf man daran erinnern, daß im ersten Vierteljahr 1793 *Reineke Fuchs* geschrieben wurde, dessen 'homerischen Ton' Schiller (Brief an Körner vom 12. 6. 1794) hervorhob. Also: aus Kellers Zusammenstellungen ist es wohl erlaubt, positive Folgerungen zu ziehen, negative setzen große Vorsicht voraus und bedürfen genauer Nachprüfung.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Il Codice Vercellese con omelie e poesie in lingua anglosassone, per concessione del ven. Capitolo Metropolitano di Vercelli, la prima volta interamente riprodotto in fototipia, a cura della Bibliotheca Vaticana, con introduzione del Prof. Dott. Massimiliano Foerster dell'Università di Lipsia. Roma, Danesi, 1913. [60 l.]

Es ist kein Produkt des völkertrennenden Krieges, sondern ein Werk, das im letzten Friedensjahr noch ein deutscher Forscher in Verbindung mit einem italienischen Domkapitel und mit der päpstlichen Bibliotheksverwaltung geschaffen hat zur Förderung des Studiums der ältesten Literatur der Engländer: also ein internationales Werk im besten Sinne des Wortes. Man sieht nur eben bei diesem internationalen Charakter, der durch das päpstliche Wappen auf dem Einband symbolisiert wird, nicht ein, warum der deutsche Professor, wenn er im Auftrag der päpstlichen Bibliothek ein Werk herausgibt, italienisch schreiben muß. Es ist doch am allerwenigsten für Italiener bestimmt, sondern fast ausschließlich für Deutsche, Engländer und die kleineren germanischen Völker; nur diese beschäftigen sich mit angelsächsischer Literatur. Warum hat also der deutsche Bibliothekar der vatikanischen Bibliothek nicht erreicht, daß der deutsche Professor seine Arbeit, die hauptsächlich für Deutsche bestimmt ist, auch deutsch drucken lassen darf? Das ist die peinliche Frage, die sich jedem unparteiischen Leser aufdrängen wird. Das internationale Latein als Sprache des Papstes hätte man doch eher erwartet als das beschränkt nationale Italienisch.

Und dieser Schönheitsfehler wird noch verstärkt durch die in italieni-

schen Publikationen ja nicht seltene Unart der Übersetzung der Eigennamen: daß auf dem Titel statt Max Förster ein Massimiliano Foerster erscheint, hätte vielleicht doch verhindert werden können. Aber diese üble Gewohnheit führt dann zu ärgster Inkonsequenz im Buche selbst: neben dem Massimiliano steht fröhlich S. 55, 56, 57 Max Förster, neben Giacomo Grimm S. 11 steht Jacopo Grimm S. 53; nebeneinander stehen Giorgio Filippo Krapp und Carl Richter auf derselben Seite. Ich selbst muß mich als Volfango Keller S. 11 wiederfinden. Vielleicht ist in dieser Hinsicht unser Geschmack durch den Krieg erzogen worden; jedenfalls glaube ich nicht, daß in Zukunft der deutsche Gelehrte so leicht auf seinen deutschen Namen verzichten wird.

Es tut mir leid, daß ich mit diesem Protest die Besprechung des prächtigen Werkes beginnen mußte: er betrifft aber ja nur das äußere Kleid. Über das Werk selbst dürfen wir uns ohne Einschränkung freuen. Wir hatten ja schon ein Faksimile der wertvolleren Teile des berühmten Codex, da Wülker 1894 die poetischen Texte in photographischer Wiedergabe veröffentlichte. Diesmal bekommen wir außerdem auch die Predigten, die das Manuskript enthält. Leider ist aber auch diesmal nur ein auf die Hälfte verkleinertes Faksimile zustande gekommen, die stolze Größe des Originalbandes können wir nur aus einer Probeseite erkennen. Das ist auch aus paläographischen Gründen zu bedauern, aber die Kosten wären natürlich viel höher gewesen, und so wollen wir dankbar sein für das, was uns hier geboten wird. Es ist die erste altenglische Sammelhandschrift, die vollständig faksimiliert vorliegt. Und das Faksimile ist vorzüglich gelungen und, abgesehen natürlich von einigen im Original verwischten Stellen, äußerst scharf.

Die Einleitung ist ja von Max Förster schon vorher in deutscher Sprache in der Festschrift für Lorenz Morsbach, Halle 1913, abgedruckt worden, die Änderungen sind ganz geringfügig, und zumeist wird man in der deutschen Fassung den authentischen Text sehen dürfen. Sie ist auch von einer besseren Druckerei hergestellt als die durch viele Druckfehler verunzierte italienische Form. Man wundert sich, daß für ein solches Monumentalwerk die Typen þ und ð nicht zu beschaffen waren, so daß sie durch th und dh aufgelöst werden müssen. Das führt auf S. 17 direkt zu einer grotesken Wiedergabe: *David* ist im Manuskript abgekürzt als dd mit einem Abkürzungsstrich darüber; bei Hochbuchstaben wird dieser regelmäßig durch die Hochstriche hindurchgezogen, so daß auch die Reproduktion in der deutschen Fassung als dd nicht korrekt ist; hier aber wird daraus *dhdh*! Das soll die Kontraktion (Synkope) von David sein? In diesem Abschnitt der Abkürzungen hat der italienische Drucker sonst überall die Abkürzungsstriche einfach weggelassen. —

Das erste Kapitel behandelt das Äußere des Manuskripts, das zweite das Datum und den Schriftcharakter. Natürlich hat Max Förster recht, wenn er gegen meine Datierung (Reallexikon der germ. Altertumskunde s. v. Angelsächs. Schrift) 'etwa 970 bis 980' einwendet, daß eine so genaue Zeitbestimmung aus dem Schriftcharakter unmöglich sei. Die Schrift wechselt nicht mit den Jahren, sondern mit den Generationen. Und doch wird man sagen können, daß im einen Jahrzehnt jene, im nächsten diese Schrift herrscht. Mehr kann eine solche Datierung daher auch nicht bedeuten, als daß der Schriftcharakter dem im genannten Dezennium herrschenden entspreche. Und wenn ich für die ae. Sammelhandschriften die Reihenfolge 1. Exeter-Ms., 2. Vercelli-Ms., 3. Cædmon-Ms., 4. Beowulf-Ms. aufgestellt habe, so kann das gewiß auch die Chronologie der Schreibschulen, nicht der Handschriften selbst, bedeuten. Immerhin war es nötig, einmal eine so genaue Unterscheidung der Schriftzüge zu versuchen: wenn das Resultat durch andere Mittel korrigiert werden kann, um so besser. — Was den

Abkürzungsstrich für Nasale betrifft, so ist die Angabe S. 17 etwas ungenau: 'occorre in fine di parola, ma s'incontra anche nel mezzo' ('gelegentlich auch im Wortinnern'); in Wirklichkeit begegnet er nur am Silbenschluß, nie am Silbenanfang: die Silbe, nicht das Wort, ist dabei maßgebend. — Die Kopula wird fast immer durch die tironische Note ausgedrückt; 'wo sie ausgeschrieben ist, erscheint sie bald als *ond*, bald als *and*'. Auch das ist wohl, soweit sich nach den angeführten Beispielen urteilen läßt, nicht genau. Vielmehr steht *ond* im Andreas (7 mal), in der Elene (3 mal) und in den Homilien 2 (2 mal), 5 (2 mal) und 23; *and* dagegen in den Homilien 6 (2 mal), 7 (2 mal), 8, 9 (4 mal), 14 und 21. Das sieht also so aus, als ob die Unterscheidung aus den Vorlagen stammte. Oder sollte der Schreiber — Förster erkennt mit Napier nur einen einzigen Schreiber an — vielleicht zuerst *ond* (fol. 10—52), dann *and* (fol. 54—112), endlich wieder *ond* (fol. 130—135) geschrieben haben? Man wird auch dies nicht von vornherein für unmöglich erklären wollen. — Weiterhin ist der Satz 'La lunghezza d'una vocale è indicata a quando per mezzo d'un apice a punta' doch nach meiner Untersuchung der Akzente in den angelsächsischen Handschriften (Prager Deutsche Studien 1908) nicht mehr haltbar. Ein Verweis auf diese Arbeit ist im italienischen Text wohl aus Raummangel weggelasen worden. In solchen Wörtern wie im Andreas, on-árn, círm, écg, gód (deus) — das 11 mal so vorkommt —, hósp, hýgd, ís (est), lóf, órd, wég, ún-fyrn, ún-hwilen, wél, wíne, ge-wít, oder in der Elene, ác (sed), lóf, kann der Akzent doch keine Länge bedeuten.

Die Sprache des Manuskriptes, die das 3. Kapitel behandelt, stimmt mit der des Worcesterer Schreibers Wulfgeat überein, wie sie Dunkhase in seiner Jenenser Dissertation (1906) sehr genau untersucht hat. Aber Förster hat wohl recht, wenn er vermutet, daß dieser Mischdialekt, westsächsisch mit mercischer Beimischung und einzelnen kentischen Formen, die Schriftsprache der Klöster auf mittelländischem Boden überhaupt sein werde. Immerhin meint er, daß die Sammlung sehr wohl unter Bischof Oswald von Worcester geschrieben sein könne. Aus Worcester sei das Ms. dann vermutlich im 11. Jahrhundert entweder direkt oder auf dem Wege über Würzburg oder Fulda nach Vercelli gekommen. Die Hypothese, daß Kardinal Guala im 17. Jahrhundert die Hs. nach Italien gebracht habe, wird mit Recht zurückgewiesen. Auf das 5. Kapitel, Notizie e publicazioni del ms., folgt endlich als 6. die ausführliche Inhaltsangabe, die eine Anzahl interessanter Bemerkungen zu den 23 Predigten und 6 Dichtungen der Sammlung enthält.

Es ist eine gediegene Ausgabe, und wir möchten nur wünschen, daß uns die anderen altenglischen Sammelhandschriften bald in ähnlicher Weise zugänglich gemacht würden.

Münster i. W. Wolfgang Keller.

Richard Rolle's Meditatio de passione Domini according to ms. Uppsala C 494 edited with introduction and notes by Harald Lindkvist (Ph. D., Uppsala). Uppsala, Akad. Bokh.; Leipzig. Harrassowitz. A. u. d. T. Skrifter utgifna af K. Humanistiska Vetenskaps-Samfundet i Uppsala. [Band] 19:3. [1917.] 78 S.

Die zur Andacht während der Passionswoche bestimmte mittelenglische Schrift des 1349 zu Hampole bei Doncaster verstorbenen Einsiedlers war bisher aus Ullmanns und Horstmanns Drucken nach Cambridger, in südlichen Dialekt umgearbeiteten Handschriften veröffentlicht. Lindkvist druckt den schwedischen Kodex unter Vergleichung jener Editionen zuerst;

er hat ihn erst bestimmen müssen, da diesem das erste Blatt, vermutlich mit Verfassernamen, fortgerissen ist. Er nennt den Dialekt der Hs. ostmittelländisch, dem Suffolkisch Bokenams nahe, jedoch mit Spuren des reinen Nordenglisch, das der Verfasser schrieb, und setzt die Schreibung der Hs. um 1405. Sie wanderte nach Schweden durch den Diplomaten und königlichen Büchersammler Sparfwenfeldt (den Erwerber des Angelsächsischen Evangeliars Codex aureus), 1655—1727, zeigt aber auf S. 1 den Vorbesitzer: *Christiani Ravii Berlinatis.* Dieser 1613 geborene Berliner Rave war Oxforder, dann Uppsalaer Professor und starb als Orientalist zu Frankfurt a. d. O. 1677. — Richards Text gewinnt durch den Neudruck inhaltlich wenig; aber für die Sprachgeschichte ist dieser wichtig, wie L.s Anmerkungen und die Einleitung über Dialekt und Beziehung der 3 Hss.' zeigen. So führt z. B. die Variante statt *fanding* späteres *temptacioun* ein, statt *hold* (Feste, Kerker) *hous*, statt *atwynne* (Nordischem entlehnt) *asundir.*

Richards Verfasserschaft, durch die Cambridger Hss. bezeugt, scheint nicht zu bezweifeln. Freilich klingt hier ein ekstatisch-mystischer Ton, anders als in Richards mehr verstandesmäßigen Werken. Und L. hält Ullmanns Beweis der Echtheit für nicht bündig. Dieser stützt sich nämlich darauf, daß Dialekt, Stil und Geist in dem sicher Richard gehörigen *Prick of conscience* übereinstimme mit denen im langen Gedicht *Speculum vitae*, das in der einen Cambridger Hs. der Meditation voraufgeht und ebenfalls Richards Namen trägt. Madden und Horstmann legen nun aber *Speculum*, gemäß anderen Hss., vielmehr Wilhelm von Nassington bei. Und selbst wenn jene Rubrik fürs *Speculum* richtig ist, folgt daraus die Richtigkeit nicht auch für die *Meditatio.* — Horstmann und L. sehen keinen Grund zum Zweifel, obwohl manche Schrift Richard falsch beigelegt worden ist.

Die Einzelbeschreibung der Heilandsleiden in der Meditation erinnert an *Ureisun* und *Wohunge*, ed. Morris *Old Engl. homilies.* Die Abfassungszeit setzt L. wie Horstmann an; er fürchtet, daß dieser bloß aufs Kriterium nördlichen Dialekts hin Richard zu viele Schriften und überhaupt eine zu wichtige literarische Rolle zuschreibe.

Als Richards Muster nennt L. des (vielleicht nur sog.) Bonaventura *Meditationes vitae Christi*, die Horstmann in einem anonymen Lincolner Kodex ins Englische übersetzt fand. Diese Übersetzung stimmt nach L. in Stil und Charakter mit Richards Meditation, der jenes Original gekannt hat und selbst der Englische Bonaventura benannt worden ist. L. findet, Richard entlehnte den Titel *Pricke of conscience* aus Bonaventuras Worten *stimulus conscientiae*, in dessen *Incendium amoris.* — Die Biographie Richards und Bibliographie seiner Werke allgemein wird, zumeist aus Horstmann, überblickt und manches ergänzt, so z. B. daß die Meditation noch 1905/06 ins heutige Englisch modernisiert erschien.

Von eigenem Werte sind die Seiten 19—23 über Schwedens Mystik im Mittelalter, besonders die lateinischen Hss. des Birgittenklosters zu Vadstena, für das Clemens Maydeston im Tochterstift Syon in Middlesex den jetzt Uppsalaer Kodex von Walter Hiltons *Scala perfectionis* abschrieb; Hilton zählt zu Richards berühmtesten Jüngern. [Dieses Werk steht um 1510 im *Catalogue of the libr. of Syon mon.* ed. Bateson, wo auch Wichtiges über diese schwedische Kolonie.] Alle 6 jetzt in Schweden liegenden Hss. von Werken Richards — außer der hiermit edierten — lauten lateinisch, stammen aus Vadstena und gehören jetzt Uppsala. Eine enthält auch *Mag. Joh. Berton Confutatio Lollardorum.* Bereits im 14. Jahrhundert ward Richard in Schweden gelesen.

Im Anhang steht *Officium de s. Ricardo*, das bisher nur aus englischen Hss. gedruckt war, aus einem Uppsalaer Kodex. Lies S. 76 Z. 5 v. u. *preparatoria*; letzte Z. *articulis.*

Der Herausgeber verdient den Dank nicht bloß der Erforscher des Mittelenglischen, sondern auch der Kirchen- und Literarhistoriker für den sorgfältigen Druck und die umsichtige Einleitung.

Berlin. F. Liebermann

Bernhard Fehr, Studien zu Oskar Wildes Gedichten. (Palästra 100.) Berlin, Mayer & Müller, 1918.

Die vorliegende Schrift ist gedacht als eine Art Einleitung zu einem größeren Werke, das die Prosaschriften und Dramen von W. behandeln und seine Kunsttheorie und Stellung zur Weltliteratur kritisch beleuchten soll. Schon in einer Reihe von kleineren Aufsätzen, die als Späne von der Werkstatt abfielen, hatte der Verfasser seine große Belesenheit in der modernen englischen und französischen Literatur bewiesen, so daß man von vornherein wertvolle Ergebnisse erwarten durfte. Das Thema war dankbar insofern, als wissenschaftliche Untersuchungen über Wilde bisher nur spärlich vorlagen, auf der anderen Seite aber ein vortreffliches Hilfsmittel 1914 erschienen war in der *Bibliography of Oscar Wilde* von Stuart Mason. Eine ganze Reihe von Feststellungen, zu denen Fehr gelangt, waren nur möglich auf Grund der von Mason mitgeteilten früheren Fassungen der Gedichte. Einige wichtige Fingerzeige bot auch die Schrift von Turquet-Milnes: The Influence of Baudelaire in France and England (London 1913). Aus eigener Anschauung darf ich wohl sagen, daß man in englischen wie deutschen Schriftstellerkreisen besser über Wilde Bescheid wußte als bei den Vertretern der Wissenschaft. Die größere Vertrautheit jener Kreise mit neuerer Literatur, vor allem französischer, bewirkte, daß man sich dort über den Grad der Originalität von Wilde und die Herkunft seiner Ideen im großen und ganzen im klaren war. Es genügt vielleicht, in diesem Zusammenhang auf das Urteil von Symons (Studies in Verse and Prose 1904, S. 127) und von Watts Dunton zu verweisen, von denen der letztere bereits erklärte, daß die Gedichte Wildes *with all their cleverness, were almost entirely imitative and derivative verses;* Watts Dunton wies auch bereits auf die Nachahmung von Milton, Wordsworth, Keats, Rossetti und Swinburne hin und stellte fest, daß in den Essays jeder Gedanke von einem früheren französischen oder englischen Schriftsteller herstamme (vgl. Hake and Compton-Rickett: Life and Letters of Theodore Watts-Dunton, 1916). Aber noch fehlte das zuverlässige Bild, das nur der wissenschaftliche Nachweis im einzelnen bringen kann. Zeigen doch gerade die vorliegenden Untersuchungen von Fehr in lehrreicher Weise, wie wenig oft die Angaben auch der nächsten Freunde von Wilde, z. B. die von Roß, der objektiven Kritik standzuhalten vermögen.

Fehrs Schrift nennt sich 'Studien zu Oskar Wildes Gedichten', womit der Verfasser offenbar andeuten will, daß er ein allseitig abgerundetes Bild von dem Dichter Wilde nicht zu geben beabsichtigt. In der Tat würde ein solches auch eine andere Methode voraussetzen. Fehr geht zwar chronologisch vor, so daß er die Entwicklung des Dichters im Auge behält, aber er legt das Schwergewicht nicht auf die Person und Eigenart von W., sondern auf die Frage nach den literarischen Einflüssen. Das hat gewisse Nachteile im Gefolge. Geht man von der bloßen Tatsache der Entlehnung aus und vermeidet man die Fragestellung nach den Gründen, warum der Dichter sich gerade diesen Vorlagen zuwandte, so wird man ihn ganz unwillkürlich mehr oder weniger in das Licht eines wahllosen Plagiators rücken, auch wenn man im Punkte des Plagiats recht weitherzig ist. Um diese Klippe ist auch F. nicht herumgekommen. Er sieht z. B. ganz richtig, daß wir von Anfang an in dem dekorativen Stil die Eigenart Wildes zu sehen haben

und daß alles andere doch nur periodische Zutat ist, aber er verliert diese Tatsache immer wieder aus den Augen und macht sie nicht zum Ausgangspunkt bei der Frage nach dem Charakter der Entlehnungen. Wir erfahren wohl, was Wilde den Präraphaeliten oder Baudelaire verdankt, aber nicht, warum er gerade diese Dichter sich zum Vorbild nimmt und warum er gerade diesen oder jenen Zug übernimmt.

Unter diesem Gesichtspunkt wird uns die Tatsache, daß schon in den frühesten Arbeiten von W. sich der Ästhet kundgibt, wichtiger erscheinen als die dort zutage tretenden Entlehnungen. Schon an seiner jugendlichen Übertragung aus Aristophanes läßt sich feststellen, daß es die zierenden Bilder und die Beiworte sind, die ihn anziehen; zum Teil verfolgen sie ihn sein ganzes weiteres Leben hindurch. Auch bei seiner jugendlichen Schwärmerei für den Ritus der katholischen Kirche wird man wohl mehr Gewicht auf W.s ästhetische Veranlagung legen müssen als auf die Eindrücke, die er durch den Übertritt eines Studiengenossen und seine Reise nach Italien empfing. Ebenso läge es nahe, aus der wichtigen Feststellung, daß schon vor der Beeinflussung durch die Franzosen in dem Schluß von *San Miniato* (1875), eine eigenartige Verbindung zwischen seelischer Mystik und sinnlicher Sünde sichtbar wird, weitgehende Schlüsse für den späteren W. zu ziehen.

Die einschneidenden Einflüsse beginnen in dem Augenblick, wo W. in den Bannkreis der Präraphaeliten gerät. Wir möchten vermuten, daß F.s Darlegung dieser verschiedenartigen, aufeinanderfolgenden Einflüsse für so gut wie erschöpfend gelten darf. Selten wird man bei einer literarhistorischen Untersuchung in so hohem Grade das Gefühl haben, daß das Gebäude eines Dichters so bis auf die kleinsten Bausteine und das gesamte Handwerkszeug bloßgelegt wird. Um so erstaunter sind wir aber, zu sehen, wie eng im Grunde der Kreis ist, innerhalb dessen sich Wilde bewegt. Setzt er sich doch fast nur zusammen aus den bekanntesten Lyrikern und Schriftstellern des 19. Jahrh., die der ästhetisierenden Richtung angehören: von Engländern Keats, Elisabeth Barrett Browning, Tennyson, Rossetti, Matthew Arnold, Fitzgerald, Pater und Swinburne, von Franzosen Gautier, Baudelaire und Flaubert. Das waren in den siebziger und achtziger Jahren in der Schriftstellerwelt so allgemein bekannte Namen, daß wir uns keinen Augenblick darüber wundern, wenn die Zeitgenossen sich von dem offenkundigen Nachahmer abwandten. Am stärksten kommt dies auf seiten der Präraphaeliten und Swinburnes zum Ausdruck, die Wilde einfach als ihren Affen empfanden. Wie F. richtig herausfühlt, ist es W. nicht gelungen, diese verschiedenartigen Einflüsse fugendicht zu verschmelzen. Da es sich dabei fast ausschließlich um solche Werke handelt, die einen ausgesprochen ästhetisierenden Anstrich zeigen, möchte ich im Gegensatz zu Fehr glauben, daß eine solche Verschmelzung einem leichter schaffenden Dichter als W. ohne weiteres hätte gelingen können.

Aus den vielen überzeugenden Ausführungen kann im folgenden nur weniges hervorgehoben und besprochen werden. Mit sicherem Gefühl weiß Fehr den Spuren von Rossetti, Morris, Tennyson und Hood bis 1879 nachzugehen. Die Anklänge an Rossetti, die auch noch in späten Dichtungen auftauchen, ließen sich wohl noch vermehren. So möchte ich auf die *Symphony in Yellow* hinweisen, wo der Reim *bridge* : *midge* in ganz ähnlicher Gedankenverbindung wiederkehrt wie in der 6. Strophe der *Blessed Damozel*. Der Einfluß Swinburnes beginnt vielleicht schon früher, als F. ihn anzusetzen sich getraut. So möchte ich nicht nur mit F. eine Einwirkung von Swinburnes Ballade *The King's Doughter* auf Wildes *Dole of the King's Doughter* annehmen, sondern auch eine Einwirkung von Sw.s Gedicht *Madonna mia*, das in den *Poems and Ballads* dem obengenannten Gedichte unmittelbar vorausgeht, auf W.s *La Bella Donna Della Mia Mente*.

In überzeugender Weise wird nachgewiesen, wie Wilde des künstlerischen Eindrucks willen die Daten seiner Gedichte ändert, unter anderem etwa vorgibt, ein in England entstandenes Gedicht in Italien verfaßt zu haben. Das ist ein Zug von Künstlereitelkeit, wie er sich ähnlich bei Pope oder Victor Hugo findet, ein Zug, den man nicht allzu tragisch nehmen darf. F., der seinem Autor gegenüber nicht frei ist von ironischer oder selbst feindseliger Stellungnahme (vgl. besonders die Bemerkung über den 'dicken Wilde' auf S. 125), geht hier in seinen Schlußfolgerungen wohl etwas zu weit. Wenn der Dichter in der *Impression de Voyage* die ursprünglich gebrauchten Worte *sweet honied Hours* einige Jahre später verwandelt in *those dear Hellenic hours*, so tut er das kaum, um vorzuspiegeln, daß schon 1877 der Hellenismus sein Christentum zu unterwerfen begonnen habe (was niemanden interessiert hätte), sondern er trifft die Änderung einfach aus der Stimmung heraus, die ihn 1880 nach der griechischen Reise beherrschte. Ebensowenig möchte ich ohne weiteres auf 'Mache' schließen, wenn der Dichter im Jahre 1877 als seine großen Meister Browning, Keats, Marlow, Dante und Milton hinstellt. Wenn F. an der Nennung von Browning, Marlow und Milton Anstoß nimmt, so ist einmal dagegen einzuwenden, daß Gedichte von Wilde aus jener Zeit existiert haben mögen, die uns nicht erhalten sind, zum anderen auch, daß Wilde von diesen Dichtern Einwirkungen erfahren haben kann, die sich bei ihm nicht dichterisch umsetzten. Es ist schlechterdings nicht einzusehen, welche Vorteile ihm die Nennung gerade dieser Namen bringen konnte. Daß ein Werk wie Marlows *Edward the Second* mit seinen Anspielungen auf Hylas, Ganymed, Hephaestion, Patroclus und Alkibiades ihn schon damals stark beeindrucken mußte, ist angesichts eines Gedichtes wie *Wasted Days* mehr als wahrscheinlich. Ebenso können wir uns ohne weiteres vorstellen, daß die hinreißenden Worte, die Marlows Faust an Helena richtet, ihn bei seinem Interesse für diese Figur gefesselt haben. Man vergleiche dazu die Helenastrophe im *Garden of Itys*. Dazu käme noch Marlows dekorativer Stil, vor allem in *Hero and Leander*. Als Beleg dafür, daß W. um diese Zeit tatsächlich unter dem Bann von Milton steht, möchte ich den *evening star* am Schluß von *Ravenna* anführen, der (*doth gleam afar*) *and bid the shepherd bring his flock to fold*; das ist ein Echo des *Star that bids the Shepherd fold* in Miltons Comus (v. 93).

Zwischen 1877 und 1879 erfolgt bei Wilde der Übergang von der christlichen Romantik zur hellenistischen Sinnlichkeit. Ein ausführlicher Exkurs orientiert den Leser über die Eigenart des jungen Swinburne, der für eine Reihe von Jahren für Wilde zum beherrschenden Vorbild wird. Hervorgehoben seien besonders die Ausführungen über die Sapphischen Motive bei Swinburne und über sein Verhältnis zu Baudelaire. Ob es die Einwirkung von Victor Hugo war, die Swinburne zum Freiheitskämpfer machte, möchte ich dahingestellt sein lassen angesichts der starken heinischen Tradition, die so viele englische Dichter des 19. Jahrhunderts sich für die Freiheit unterdrückter Völker, wie der Griechen, Polen, Italiener und Armenier, begeistern ließ. Von feinem Stilempfinden zeugen F.s Ausführungen über den Gebrauch des Symbols, das von der einfachen Personifikation sich durch die plastischen Attribute scheidet. Die große Rolle, welche die Personifikation bei Sw. und seinen Nachahmern spielt, rechtfertigt F.s eingehende Untersuchung gerade dieser Frage, die er schon in seinem inhaltsreichen Aufsatz über Oskar Wildes 'The Harlot's House' (Archiv f. n. Spr. 134) angeschnitten hatte. Bezweifeln möchte ich allerdings die Richtigkeit der bisher vorhandenen Ansichten über die Entwicklungsgeschichte dieses Symbolismus, die zumeist Dante und Shakespeare als Ausgangspunkt nehmen. Bedeutsamer noch scheint mir die Rolle zu sein, die Petrarca und seine italienischen und englischen Nachahmer gespielt haben.

Die Dichter der englischen Renaissance sind voll von Personifikationen jeglicher, auch plastischer Art,[1] und an sie eher als an Dante scheint mir die ganze Tradition, innerhalb deren auch Swinburne steht, anzuknüpfen. Auch das Vorbild von Keats dürfte für die Dichter des 19. Jahrhunderts stark in Betracht kommen, wie die Stelle im Endymion (II, 335 ff.) veranschaulichen mag:

> Obstinate silence came heavily again,
> Feeling about for its cold couch of space
> And airy cradle.

Doch bedarf das ganze Problem der Personifikation in der modernen Dichtung noch genauerer Untersuchung. Als Erbe Sw.s übernimmt W. einmal inhaltlich ein christenfeindliches Demokratentum, zum anderen formal die Personifikation, wobei es bei seiner ganz anders gearteten visuellen Veranlagung zu den seltsamsten Verrenkungen kommt. Nebenher geht von Anfang an der mit starken Farben auftragende dekorative Stil, der in späterer Zeit gern mit verfeinerten, seltenen Farbenattributen arbeitet, über deren Stammbaum sich manches Interessante sagen ließe. Über *amber* als Farbenbezeichnung möchte ich an anderer Stelle im Zusammenhang handeln; hier sei nur bemerkt, daß der starke Gebrauch von *amber, silk, silken, rich* und *honied* auf Keats zurückgehen dürfte; *pomegranate*, das Byron bereits gelegentlich zur Schilderung der Hautfarbe verwendet, hat Wilde in seiner Anwendung auf den Mund offenbar von Gautier übernommen (vgl. Mad. de Maupin: *le sultan caresse sa favorite en sa présence, et la baisse sur la bouche de grenade*). Durchaus überzeugend wirkt die Ansicht (S. 106), daß *Ave Imperatrix* Swinburnes Gedanken von der republikanischen Weltmission Englands widerspiegelt; um so mehr glaube ich, daß man von einer Beeinflussung durch Polybius absehen darf.

Bedeutsam für die Entwicklung W.s als Künstler ist der Nachweis, wie er unter dem Einfluß von Gautier und Baudelaire lernt, das Große in der Natur in kleine Gegensätze der Kunst umzusetzen:

> The moon is like a yellow seal
> Upon a dark blue envelope.

Von Keats und Gautier lernt er (S. 109), an äußere Gegenstände, vor allem Natureindrücke, weitabliegende Visionen anzuknüpfen. Überaus sorgfältig ist die Analyse der größeren Gedichte. Schon das erste von ihnen, *The Burden of Itys*, zeigt ein Nebeneinander der mannigfaltigsten Einflüsse, so durch Matthew Arnold, Swinburne, Elizabeth Barrett Browning und Meredith. Nur scheint es uns ein Unrecht gegenüber dem Dichter zu sein, wenn man auf diesen Analysen das ästhetische Urteil aufbaut. Das fällt mir besonders auf bei einem Gedicht wie *The Garden of Eros*, wo gewiß ein Widerspruch vorhanden ist zwischen dem durch die erste und letzte Strophe gebildeten Rahmen, der eine Juninacht vorführt, und der dazwischenliegenden Blumenpoesie, deren Einzelheiten sich nicht immer mit der Jahreszeit des Sommers und der Nachtstunde in Einklang setzen lassen. Aber deshalb darf man doch die Schilderung der Blumenschar nicht eine bloße Künstelei

[1] Genaueres in meiner Abhandlung über 'Umfang und Ursprung der poetischen Beseelung in der englischen Renaissance bis zu Philip Sidney' in Engl. Stud. 50. Eine Personifikation wie die folgende bei Sidney reicht in ihrer Versinnlichung des Abstrakten bereits an Rossetti, Swinburne und Wilde heran: *But while all men made the joy of their eyes speake for their hearts towards Daiphantus: Fortune (that belike was bid to that banket, and ment then to play the good fellow) brought a pleasant adventure among them.*

nennen, so wenig wie einen der wundervollen Blumenkataloge bei Spenser, wo auch dem relativen Empfinden keine Rechnung getragen wird. Worauf es allein ankommt, ist die Stimmung, in die der Leser durch die Fülle des Schönen und Seltsamen versetzt werden soll. Ob diese Blumen geschaut sind, ist gleichgültig gegenüber der suggestiven Kraft, die von ihrer üppigen Schilderung ausgeht. Den zwischen Tränen lachenden April brauchen wir kaum als Pater-Hegelschen Nachklang aufzufassen; das Lachen zwischen Tränen ist seit Homer nicht wieder aus der Literatur verschwunden.

In einem einzigen Gedichte wie *Panthea* werden Einflüsse von Fitzgerald, Pater, Swinburne, Shakespeare und Tennyson (*Lotus-eaters*) nachgewiesen. Ob wir an Gautiersche persische Farbensymphonie zu denken haben, wenn der rote Mund der Geliebten sich zu einer Rose wandelt, die blauen Augen zu taubeperlten Glockenblumen usw., ist mir zweifelhaft; es läge vielleicht näher, an Ovidische Klänge oder Nachklänge zu denken. *Humanitad* entpuppt sich als eine Synthese von Matthew Arnold, Shelley, Pater, Swinburne, Morris und Baudelaire; *Charmides* steht in erster Linie unter dem Zeichen von Keats' Endymion. — Bei Wildes Auffassung der Helena wäre vielleicht auf Huysmans' recht ähnliche Auffassung hinzuweisen (vgl. die von Walter Fischer in Engl. Stud. 51, S. 46 zitierte Stelle).

Weniger überzeugend als die Nachweise moderner Einflüsse wirken die Hinweise auf elisabethanische Literatur. So vermag ich aus dem Gedicht *Under the Balcony* keinerlei elisabethanische Klänge herauszuhören (S. 155), ebenso keinen Sonettenton, sondern nur das auch von F. hervorgehobene balladenhafte Element. Daß Shakespeare in 'Venus und Adonis' ein wirkliches Gemälde beschreibt (S. 172), ist trotz Sarrazin wenig glaubhaft.

Gut gelungen ist auch die Darlegung der farbenmelodischen Gedichte der achtziger Jahre, die unter dem Einfluß der Eindruckskunst von Whistler entstanden. Recht aufschlußreich ist die Analyse von *The Harlot's House*. Zweifelhaft ist mir allerdings, ob es zweckmäßig ist, dieses Gedicht, das ganz auf Bewegung und Stimmung eingestellt ist, mit den malerischen Dichtungen in engen Zusammenhang zu bringen; stehen doch die Farbentöne darin lediglich im Dienst der durch andere Faktoren erzeugten Stimmung. Merkwürdigerweise wird trotz der dichterischen Farbensymphonien die Frage nach einer etwaigen synästhetischen Veranlagung W.s nicht angeschnitten. Das ist um so auffallender, als wir in dem ersten Zitat aus Kipling, das Fehr S. 175 als Probe von dichterischem Impressionismus anführt, einen deutlichen Fall von Synästhesie vor uns haben: 'Die Sonne traf das Wasser mit ihrem Licht so heftig, daß man glaubte, das Meer müsse jetzt wie ein poliertes chinesisches Trommelbecken ertönen'. Das erinnert sofort an das bekannte, wohl auch synästhetisch empfundene Bild Kiplings von der Sonne, die sich wie Donner erhebt. — Ob in dem kleinen Gedicht *Jardin des Tuileries* der schwarze, laublose Baum im Winter, der nicht Blüten treiben will, wenn lebensprühende Kinder ihn erklettern, etwas mit dem grünenden Stabe Tannhäusers zu tun hat, ist mir zweifelhaft.

Trotzdem der starke Einfluß, den Huysmans und Flaubert auf W. ausgeübt haben, längst bekannt war, gelingt es Fehr doch, auch auf diesem Gebiete einige hübsche Entdeckungen zu machen, indem er nachweist, daß für die Situation in W.s *Sphinx* eine Szene in Huysmans' *A Rebours* den Ausschlag gab, und daß eine Menge von Einzelheiten den Traumgesichten des heiligen Antonius bei Flaubert entstammen. Den Einfluß von Poes *Raven* auf den Aufbau des Gedichts, besonders den Eingang und den Schluß möchte ich höher veranschlagen, als F. mir dies zu tun scheint. Ich halte es auch für nicht unwahrscheinlich, daß W. sich unter dem Einfluß von Poes Langzeile dazu entschloß, die ursprünglichen Kurzzeilenpaare als Langzeilen zu drucken; für mein Gefühl liegt hier nicht nur eine bloß graphische, sondern auch eine rhythmische Änderung vor. Bei Fehrs Wer-

tung der *Sphinx* macht sich meines Erachtens wiederum die Tatsache geltend, daß nicht die Eigenart und die Absichten des Dichters zum Ausgangspunkt gewählt werden. W. gehört von Anfang an zu den Ästheten, auf die der Klang des Wortes stark suggestiv wirkt, und ist deshalb von vornherein auf seltsame und melodische Worte aus, besonders fremdländisch, orientalisch oder griechisch klingende. In dem Gedicht *Ave Imperatrix* stehen nahe beieinander, einmal im Reim: Kandahar, Samarkand, Ispahan, Cabool; dann außerhalb des Reims: Pathan, Afghan, Marri, Himalayan, Bokhara, Oxus. So mußte W. bei der Fülle farbenprächtiger und seltsam klingender orientalischer Gelehrsamkeit, die ihm bei Flaubert entgegentrat, der Versuchung unterliegen, den Suggestionsgehalt dieser Worte in seiner Poesie auszunutzen und zu steigern. Es scheint mir ungerecht gegen den Dichter, wenn man von der Tatsache der Entlehnung ausgehend die Sache so wendet, daß W. durch Übernahme Flaubertscher Bilder 'im ahnungslosen Leser den Eindruck einer geradezu erdrückenden Gelehrsamkeit erweckt'. Auch wenn W. sich eine Reihe seltener Worte aus Flaubert als Reimworte notiert, möchte ich darin für jemanden, der so viel Gewicht auf Suggestion durch Klang legt wie W., nicht eine besonders berechnende künstliche Filigranarbeit erblicken. Wüßten wir mehr über die rein technischen Hilfsmittel der einzelnen Dichter, so würden wir wohl manchen parallelen Fall anführen können. Vollauf befriedigend wirkt endlich auch die Analyse der Zuchthausballade und das sorgsame Abwägen zwischen Erlebnis und Reminiszenzen an Baudelaire, Gautier, Hood, Fitzgerald und Longfellow. So bietet alles in allem die vorliegende Schrift eine ganz erstaunliche Fülle von positiven Ergebnissen über Motive und Stileigentümlichkeiten der Gedichte von W., die zu schönen Hoffnungen über die weiteren in Aussicht gestellten Wilde-Studien berechtigen. — Zum Schluß noch eine Bemerkung, die uns der Verfasser hoffentlich nicht verübelt! Bedeutet sie doch auch mehr eine Anerkennung als eine Ausstellung. Betrachtet man die vielen feinen Bemerkungen, die im Verlaufe der Arbeit über die Präraphaeliten, Swinburne oder Meredith fallen, und erwägt man, wie wenig wirklich Wertvolles bis jetzt über diese Dichter geschrieben worden ist, so wird man sich eines leisen Bedauerns nicht erwehren können, daß F. seine große Belesenheit und seine Gabe des poetischen Nachfühlens nicht in den Dienst einer höheren Aufgabe gestellt hat als der einer Untersuchung der Gedichte von W., in dem er mit Recht einen Nachempfinder und ein mühseliges Formtalent erblickt. Da ist die Mahnung von der Kürze des Lebens und der Länge der Kunst vielleicht nicht unangebracht.

Freiburg i. B. Friedrich Brie.

Karl Arnholdt, Die Stellung des attributiven Adjektivs im Italienischen und Spanischen. (Romanisches Museum, hg. von Dr. Gustav Thurau, IX. Heft.) Greifswald 1916. 166 S.

Nicht nur an Sitz-, sondern auch an Denkfleiß, an Umsicht und Selbständigkeit des Urteils, an äußerlicher Sorgfalt, die sich unter anderem in dem wohlgegliederten Aufbau und der genauen Überwachung des Druckes kundgibt, überragt die Abhandlung (von der ein Teil als Greifswalder Dissertation erschien) den Durchschnitt solcher Arbeiten. Es tut einem leid, wenn man sie trotzdem nicht uneingeschränkt gutheißen kann.

Zunächst ist es zweifellos verdienstvoll, wenn das für das Französische so oft behandelte Thema einmal an italienischen und spanischen Beispielen beleuchtet wird. Doch der Titel verspricht mehr, als nachher gehalten wird: denn vom neueren Italienisch sind lediglich einige Bände Carducci und d'Annunzio, vom älteren nur Dantes 'Vita Nova' und der Trattato Primo

des. 'Convito', Boccaccio und die Texte in B. Wieses Ait. Elementarbuch, und für das Spanische lediglich der 'Don Quijote' herangezogen worden. Demgemäß zerfällt die Abhandlung in drei Hauptteile: Die Stellung des attributiven Adjektivs I. im Neuitalienischen (77 S.), II. im älteren Italienisch (nur 21 S.) und III. im 'Don Quijote' (nur 23 S.); vorangeht eine Einleitung von 11 Seiten, und am Schluß folgen $5^1/_2$ Seiten 'Ergebnisse', ferner ein Verzeichnis der zitierten Autoren und Linguisten und ein sehr sorgfältiges der behandelten Wörter (15 S.), sodann Berichtigungen und Inhaltsübersicht.

Doch diese Beschränkung im Extensiven wäre kein Fehler, wenn sie dem Intensiven zugute gekommen wäre. Gilt doch von unserem Thema etwas Ähnliches, wie Johann Stöcklein es in seinen 'Untersuchungen zur Bedeutungslehre' (Münchener Dissertation 1897) ausgesprochen hat: Ein einziger Autor oder auch nur ein einziges Werk eines Autors gründlich untersucht, wäre ein größerer Gewinn als eine noch so umfangreiche Sammlung von Beispielen aus ganzen Epochen oder ganzen Sprachen.

Indessen ist die Erkenntnis, daß es sich hier um ein stilistisches Problem handelt und nicht um ein syntaktisches, dem Verfasser nur sehr von fern aufgegangen: wohl findet man bei ihm einen Absatz: 'Individuelle Stellungen bei Carducci' (S. 62 ff.) und einen anderen: 'Individuelle Stellungen bei Cervantes' (S. 127 f.) — leider aber beschränkt sich der erste auf $3^1/_2$, der zweite gar auf eine einzige Seite. Eine stilistische Untersuchung kann nun aber nur in der Weise geschehen, daß man sich zunächst in den Geist eines bestimmten Einzelautors hineinversetzt, d. h. als Monographie, als fortlaufender Kommentar; will man dann vergleichen, um zu allgemeineren Ergebnissen zu gelangen, so muß dieses Vergleichen, wenn es von Nutzen sein soll, mit denkbar größter Vorsicht und Umsicht vorgenommen werden — zumal bei zeitlich und örtlich so verschiedenen Autoren wie Carducci und Dante oder Carducci und Cervantes; denn das gleiche sprachliche Ausdrucksmittel kann aus den verschiedensten, ja aus entgegengesetzten Motiven heraus gewählt worden sein.

Was nun unser Problem betrifft, so stellt sich das Grundsätzliche, das der Verfasser nicht betrachtet hat, etwa folgendermaßen dar. Das Attribut eines Substantivs ist 'nichts anderes als ein degradiertes Prädikat, welches nicht um seiner selbst willen ausgesprochen wird, sondern nur, damit dem Subjekt (Objekt) nun ein weiteres Prädikat beigelegt werden kann.' (Paul, 'Prinzipien der Sprachgeschichte', 1909 [4], S. 139.) *J'ai vu un pauvre homme* müssen wir uns entstanden denken aus: 1. *J'ai vu un homme qui était pauvre* oder 2. *J'ai vu un homme était pauvre* > 3. *J'ai vu un homme, pauvre* > 4. *J'ai vu un homme pauvre* > 5. *J'ai vu un pauvre homme.* (2. ist nicht etwa aus 1. durch Ausfall des Relativs zu erklären, sondern als Konstruktion ἀπὸ κοινοῦ: die Kopula bleibt dann sehr leicht fort; Beispiele wie 3., in denen der prädikative Wert des Adjektivs und die dadurch bedingte Pause durch ein Komma angedeutet ist, finden sich noch heute; das Fehlen der Pause und des Kommas ist dann ein Sympton des Überganges von prädikativer zu attributiver Konzeption, welche bei Voranstellung deutlich vorliegt.) Geahnt, wenn auch nicht klar erkannt, hat Verfasser diese Entwicklung an einzelnen Stellen, zum Beispiel S. 51: 'Jedesmal wirkt die Nachstellung gleich einem Relativsatze: "welche groß ist"', anlässig von Beispielen wie: *la Francia non è la gran nazione, ma è nazione grande* (Carducci) oder *cien cuerpos de libros grandes* (Cervantes). Nur hätte er, da er laut Titel von 'attributiven Adjektiven' handelt, besonders hervorheben müssen, daß solche einem Relativsatz gleichwertige Adjektive nicht attributiv, sondern prädikativ sind.

Was ist nun das Natürliche und Normale: Voranstellung oder Nachstellung? — Beides und keins. Nachstellung, insofern das attributive Ad-

jektiv eigentlich ein Prädikat ist; Voranstellung, insofern es bloß ein degradiertes, 'herabgedrücktes' Prädikat ist. Wenn die germanischen Sprachen das Adjektiv so gut wie immer voranstellen (so daß man selbst ein deutlich prädikatives Beispiel mit adjektivischem Partizip wie Maupassants *Sa femme, prise sans dot, s'indignait sans cesse* attributiv mit 'seine ohne Mitgift geheiratete Frau ...' übersetzen würde), so ist das durchaus natürlich; wenn die romanischen Sprachen, und besonders das Französische, es ebenso gern nach- wie vorstellen, so ist das nicht minder natürlich. An sich wäre ja gewiß stets Nachstellung zu erwarten, weil es an sich natürlicher ist, zunächst den Gegenstand zu nennen, v o n d e m man etwas aussagt, und dann erst das, w a s man von ihm aussagt, also *c'est un homme pauvre* -- ebenso wie es natürlich ist, erst das Subjekt auszusprechen und dann das Prädikat (denn Substantiv und adjektivische Bestimmung verhalten sich zueinander genau wie Subjekt und Prädikat). Nun ist es aber etwas durchaus Gewöhnliches, daß man zuerst das ausspricht, was man aussagt (das Prädikat), und dann erst das, von dem man das aussagt (das Subjekt), nicht nur bei Vorangehen einer adverbialen Bestimmung (z. B. 'Gestern begegnete mir mein Freund'), sondern auch ohne eine solche (z. B. 'Es braust ein Ruf wie Donnerhall'), und ebenso im Französischen: *il arrive des étrangers — Derrière lui marchaient les deux servants* (Maupassant, éd. Conard III 32); *autour d'eux causaient des messieurs en redingote* (ib. XIII 375); *sous l'ombrelle nous attendait la petite blanchisseuse* (ib. XXVIII 260); *au milieu de l'alcôve, souriait, dans un cadre de palissandre, le visage de Béranger!* (Flaubert, Éduc. sentim., éd. Conard p. 376) usw., wo sogar folgendes möglich ist: *il crut sentir ... un intérêt plus chercheur que ne se donnent la peine d'en avoir ordinairement les jolies dames ...* (Maup. XXV 20). Eine Grenze ist dieser Wortstellung bekanntlich nur dadurch gezogen, daß sie nicht statthaft ist, wenn das Verbum ein substantivisches Objekt bei sich hat; im übrigen ist es dem Schriftsteller vollkommen freigestellt, zu sagen: *Alors, le domestique parut* oder: *Alors parut le domestique* (beides könnte ich hundertfach belegen), und ob er das eine wählt oder das andere, wird davon abhängen, ob er den Ton auf *parut* legen will oder auf *le domestique*. Genau das gleiche ist also zu erwarten für die Stellung von Substantiv—Adjektiv oder Adjektiv—Substantiv. Für die Reihenfolge, die er wählt, wird zunächst maßgebend sein die Reihenfolge, in der ihm die betreffenden Vorstellungen kommen. Im allgemeinen zwar besitzt der Sprechende (oder Schreibende) im Augenblick des Sprechens bereits eine G e s a m t v o r s t e l l u n g, die er zum Zweck der Mitteilung sprachlich zerlegt und gliedert: wenn er zum Beispiel sagt *Alors parut le domestique*, so ist es undenkbar, daß er im Augenblick, da er *parut* sagt, nicht schon wenigstens annähernd die Vorstellung dessen besäße, der da erschien (des Dieners) — denn sonst wüßte er ja nicht, ob er *parut* in den Singular oder in den Plural, in die erste, zweite oder dritte Person zu setzen hat. Und das gleiche gilt auch für die Wortgruppe innerhalb des Satzes, dem sprachlichen Niederschlag einer Vorstellungsgruppe innerhalb der Gesamtvorstellung; sage ich z. B. auf einem Spaziergang zu meinem Begleiter: *Là-bas, je vois une magnifique femme*, so könnte man meinen, ich habe die Voranstellung von *magnifique* deshalb gewählt, weil ich zunächst nur etwas Prächtiges gesehen habe, noch bevor ich unterscheide, was eigentlich dieses Prächtige ist, weil ich im Augenblick des Aussprechens von *magnifique* noch gar nicht weiß, ob es eine Frau oder ein Mann ist, und das *femme* erst während meiner Rede apperzipiere und ausdrücke; das würde dann der H. Paulschen Definition des Satzes als einer V e r b i n d u n g mehrerer Vorstellungen entsprechen (Princ.[3] 110) — aber diese Vermutung wird sofort dadurch widerlegt, daß ich ja noch v o r *magnifique* das Wort *une* ausgesprochen habe: also muß mir bereits im

Augenblick des Aussprechens von *magnifique* klar gewesen sein, daß es sich um ein weibliches Wesen handelt. Insofern muß ich also Wundt zustimmen, der den Satz (oder die Satzgruppe) nicht durch die Verbindung von Einzelvorstellungen, sondern durch die Zerlegung einer Gesamtvorstellung zustande kommen läßt. Oder auf unser Problem angewandt: wenn das Adjektiv voransteht, so ist das an sich noch kein Beweis dafür, daß dem Sprechenden zunächst die Eigenschaftsvorstellung gekommen sei und dann erst die Dingvorstellung (und umgekehrt). Nun scheinen mir aber die Paulsche 'Verbindung' und die Wundtsche 'Zerlegung' einander durchaus nicht auszuschließen (wie man allgemein annimmt). Denn bevor ich etwas zerlege, muß ich etwas zusammengefügt haben: gewiß habe ich im Augenblick des Sprechens zumeist schon eine Gesamtvorstellung — aber diese Gesamtvorstellung muß ich mir erst gebildet haben. Paul führt in der 4. Auflage folgendes Beispiel ins Feld: ich bin in der Wüste und höre zunächst ein Brüllen; erst dann denke ich bei mir: 'Das muß wohl ein Löwe sein' (den ich gar nicht sehe), und wenn ich nun sage: 'Ein Löwe brüllt' oder 'Es brüllt ein Löwe' oder 'Da brüllt ein Löwe', so habe ich offenbar zwei Vorstellungen zusammengefügt. — Mir scheint, Paul ist vollkommen im Recht, und ich kann sein künstlich erdachtes und etwas exotisches Beispiel durch eine Reihe von Fällen aus Schriftstellern belegen. Am überzeugendsten scheint mir folgendes: Maupassant (IX 266) erzählt von jemand, der geduldig beim Angeln gesessen hatte: *et il aperçut, décrivant dans le ciel une courbe de météore, et accroché à l'un de ses hameçons, un magnifique chapeau* ... Maßgebend für die Vorstellung war hier offenbar die Reihenfolge, in der sie kamen: der Angler bemerkt zunächst nur, daß ein unbestimmtes Etwas einen Bogen beschreibt und an seiner Angel hängt — und erst hinterdrein erkennt er zu seiner Überraschung, daß es ein Hut ist (nebenbei wird durch die Verlegung des *chapeau* in die Tonstelle das Verblüffende seiner Entdeckung noch besonders hervorgehoben: durch die dazwischengestellten Bestimmungen wird der Leser gleichsam in Spannung gehalten, und der Satz endet mit einem Knalleffekt). Vergleiche noch: ... *et j'aperçus, alignées contre le mur par rang de taille, six petites filles* (Maup. IX 266); *ils aperçurent, pareil à un énorme champignon, le chapeau du père Clovis* (ib. XVII 169); *et j'aperçus, tremblant, ouvrant sur moi des yeux effarés et brillantes, un pauvre petit garçon* (XI 158); *j'aperçus, debout, à dix pas de moi, enveloppé dans son immense manteau jaunâtre, coiffé d'un bonnet de laine, et tricotant toujours un bas, comme font les bergers chez nous, le pâtre* ... (XV 209); *j'aperçus, prenant un bain, se croyant bien seule à cette heure brûlante, une grande fille nue* ... (IV 67); *Alors, tout là-bas, et venant vers lui, il vit une yole mince et longue* (XXIX 61); *devant un des trois comptoirs où trônaient, fardées et défraîchies, trois marchandes de boissons et d'amour* (XIII 19) usw. usw. Wohlgemerkt: man darf nicht behaupten, die Voranstellung sei ein Zeichen dafür, daß der Schriftsteller in dem Augenblick, wo er das Ausgesagte hinschreibt, den Gegenstand der Aussage noch nicht deutlich vor sich sieht (denn wie könnte er sonst *alignées, pareil, enveloppé, seule, fardées* usw. in die maskuline oder feminine Form setzen?) — wohl aber darf man vermuten, daß Maupassant als Künstler (im besonderen als Impressionist!) die Vorstellungen in der Reihenfolge gibt, in der sie bei ihm oder bei seinen Geschöpfen aufgetaucht sind (und nicht in der Reihenfolge Aussage—Ausgesagtes, wie es die Logik erforderte). Betrachtet man z. B. den Satz: ... *autour de nous, accroupies au sommet des murailles, perchées sur toutes les saillies, une assemblée de bêtes* ... *nous tirait la langue* ... (IX 265), so hat er *accroupies* und *perchées* auf *bêtes* bezogen, muß also schon bei der Niederschrift dieser Wörter gewußt haben, daß er nachher das feminine *bêtes* wählen würde und nicht etwa das maskuline *animaux* (vorausgesetzt, daß er sich

nicht etwa während der Formulierung oder der Niederschrift seines Gedankens verbessert hat — worüber im letzten Falle das Manuskript Auskunft gäbe, was jedoch in Anbetracht der verschiedenen Bedeutung von *bête* und *animal* wenig wahrscheinlich ist) — wenn er dieses *bêtes* gleichwohl ans Ende stellt, so hat er seine guten Gründe. Aus den gleichen Gründen erklärt sich die Stellung in dem Satze aus Thomas Mann, 'Buddenbrooks' (S. 10): 'An der anderen Wand aber knisterte, in einer halbkreisförmigen Nische und hinter einer kunstvoll durchbrochenen Tür aus blankem Schmiedeeisen, der Ofen': wenn man das Zimmer betrat, so hörte man zunächst ein Knistern; ging man diesem Knistern nach, so sah man die Nische und dann die Tür; daß der Satz mit der adverbialen Bestimmung 'an der anderen Wand' beginnt, ist keine genügende Erklärung für die gewählte Wortstellung, denn unter denselben Umständen hätte es ja auch heißen können: 'An der anderen Wand aber knisterte der Ofen in einer ... Nische ...' oder gar: 'An der anderen Wand aber stand der Ofen, der in einer ... Nische ... knisterte', was einem anderen, mehr geordneten Vorstellungsablauf entspräche und weit weniger künstlerisch wirkte. Und die Voranstellung kann auch aus anderen Motiven heraus erfolgen als aus dem, den impressionistischen Vorstellungsablauf widerzuspiegeln: in Boileaus 'Epitaphe du docteur Arnauld': *Au pied de cet autel de structure grossière Gît sans pompe, enfermé dans une vile bière, Le plus savant mortel qui jamais ait écrit ...* erscheint *sans pompe* und *enfermé dans une vile bière* dadurch emphatisch unterstrichen, und in Maupassants (V 283): *guettant la route par où allait revenir morte, ou mourante, ou peut-être estropiée, défigurée à jamais, celle qu'il aimait encore d'une passion sauvage* versetzt sich der Dichter mitfühlend in die Seele seines Helden, der aufgeregt bei sich denkt: 'Vielleicht ist sie tot, oder im Sterben, oder vielleicht verstümmelt und für immer entstellt' (wie das *peut-être* beweist).

Um aber bei der impressionistischen Wortstellung zu bleiben: wenn man in dieser Weise Partizipien usw. voranstellen kann, so natürlich auch Adjektiva: *et là-haut, sur ma tête, s'étalait, pleine et large, une grande lune ...* (Maup. III 194); *et au milieu de cette immense baie jaune ... s'élevait sombre et pointu un mont étrange* (XVIII 10). Nun sind aber solche vom Substantiv isolierten Adjektiva, die noch vor den Artikel gestellt oder sogar durch Kommata abgetrennt sind, deutlich prädikativ. Diese Beispiele lehren uns also, daß das prädikative Adjektiv keineswegs immer nachgestellt zu sein braucht, und da die Adjektiva des zweiten Beispiels sich durch den Fortfall der Kommata attributiver Geltung nähern, ohne doch ausgesprochen attributiv gebraucht zu sein, so sehen wir ferner, daß 'prädikativ' und 'attributiv' keine absoluten Gegensätze sind, sondern Grenzbegriffe, zwischen denen es Übergänge gibt. Das Adjektiv kann sich sogar noch weiter dem Substantiv nähern (*il ouvre un large bec*, Lafontaine, Le corbau et le renard), es kann aussehen wie ein richtiges Attribut — und dennoch prädikative Geltung haben: denn was sollte obiger Satz anders bedeuten als: 'einen Schnabel, welcher weit war'? 'Weit' ist ja keineswegs eine Eigenschaft, die dem Schnabel dauernd zukäme, wie es sich für ein richtiggehendes Attribut gehört, sondern nur eine vorübergehende, momentane, prädikative, zu vergleichen mit dem von Paul (128 3) analysierten 'er kam gesund an' oder 'der Knabe kam gesund an', wofür man keineswegs sagen könnte: 'der gesunde Knabe kam an'; man bezeichnet das 'gesund' usw. nach Paul gewöhnlich als 'prädikatives Attribut' — man könnte es ebensogut ein 'attributives Prädikat' nennen. (Jedenfalls hat der Verf. unserer Untersuchung es verabsäumt, sich das Verhältnis von 'prädikativ' und 'attributiv' einmal klarzumachen, bevor er es unternahm, eine Abhandlung über die 'Stellung des attributiven Adjektivs' zu schreiben.) Wenn nun Lafontaine in obigem Beispiel das *large* voranstellt, obwohl es prädikative

Geltung hat, so scheint mir, daß er (schon er!) sich damit als Impressionist erweist: jemand, der dem Raben zugesehen hätte, hätte zunächst gesehen, daß er etwas Breites öffnet, etwas Riesenhaftes, einen Rachen, und erst dann hätte er bei sich gedacht: 'Aha, das ist ja sein Schnabel!' Oder genauer gesagt: 'ein Schnabel', denn auch das ist ganz impressionistisch gedacht: es wird nur gemalt, was man sieht, die logische Beziehung des Besitzes kommt absichtlich nicht zum Ausdruck. Derartige Ausdrücke scheinen mir gerade in der Zeit des Impressionismus besonders häufig zu werden: *il examina d'un œil soupçonneux l'envcloppe*: Anat. France, Jocaste, éd. Nelson p. 161; *elle ouvrit des yeux surpris*; [*Il*] *ouvrait sur sa femme des yeux énormes*; *il contemplait avec des yeux stupides ...*; *il le regardait avec des yeux éperdus*; *il roulait des yeux inquiets*; *le soldat roulait des yeux méchants*; *L'homme roulait des yeux épouvantés*; *Elle regarda d'un œil mouillé de larmes ...*; *Le fou nous regardait d'un œil fixe ...*; *il contemplait d'un œil triste ...*; *Elle descendait d'un pied pressé*; *Ses parents levant des bras indignés*; *qua te tend des bras désespérés* usw., sämtlich aus Maupassant, größtenteils zitiert bei Anna Pietrkowski, Bemerkungen zur Syntax Maupassants, Greifsw. Diss. 1913, S. 28. Hier steht das prädikative Adjektiv, wie zu erwarten ist, nach. Hingegen heißt es bei demselben Maupassant: *il ouvrit de grands yeux* und *Le petit ... ouvrait de grands yeux étonnés*; wenn hier das *grand* vorangestellt ist (besonders auffällig im zweiten Beispiel, wo es mit nachgestelltem *étonné* kombiniert ist), so möchte man das freilich zunächst einfach aus der Regel erklären, welche die Voranstellung des *grand* verlangt: bei *grand* ist die Freiheit der Stellung aufgehoben, *grand* + Substantiv ist eine syntaktische Erstarrung, und diese Erstarrung zeigt sich nicht nur da wirksam, wo sie eigentlich berechtigt ist, sondern auch da, wo man der prädikativen Geltung wegen Nachstellung erwarten sollte. Aber diese Erklärung wäre oberflächlich: denn wie sehr man den Geist auch durch 'Regeln' in Banden zu schlagen sucht — er bleibt dennoch frei, er findet immer einen Ausweg, eine Möglichkeit, auszudrücken, was ihm vorschwebt: in unserem Falle die Ersetzung des *grand* durch *énorme*, für das eine solche Beschränkung nicht besteht und das Maupassant ja in einem der obigen Beispiele auch angewandt hat. Wenn er sich also bei *grand* der Regel fügt (und nicht etwa schreibt: **il ouvrait des yeux grands*), so tut er's, weil ihn die Regel hier nicht stört, weil sie seinen künstlerischen Intentionen nicht zuwiderläuft, sondern mit ihnen übereinstimmt: er will nämlich etwa ausdrücken: er öffnete die Augen dermaßen groß, daß man zunächst nur den Eindruck von etwas Großem hatte oder daß dieser Eindruck jedenfalls dermaßen auffallend war, daß die Vorstellung 'Augen' daneben ganz zurücktrat. Bei den anderen Qualifikationen, die er den Augen beilegt (*surpris, stupide, éperdu, inquiet, épouvanté, triste, fixe, méchant*), ist es dagegen weniger wahrscheinlich, daß einem zuerst die Qualität auffällt und dann erst das Qualifizierte: weil eben *grand* eine rein körperliche Eigenschaft ist, die man auf den ersten Blick sieht, jene abstrakten Eigenschaften dagegen schwerlich früher wahrgenommen werden als das rein körperliche *yeux*. Damit haben wir zugleich den Grund, warum die 'Regel' besteht, und den Grund, warum sie innegehalten wird: wenn wir sie kritisch prüfen, so müssen wir sagen, sie ist berechtigt — und wäre sie das nicht, wäre sie von einem verständnislosen Grammatiker künstlich aufgezwungen und stünde mit dem Sprachgefühl der Besten in Widerspruch, so könnte sie sich nicht halten. Man könnte höchstens noch fragen: Ja, warum dann aber *il ouvrit des yeux énormes* und nicht **il ouvrit d'énormes yeux*? — Antwort: Vielleicht weil der Schriftsteller in diesem speziellen Falle zuerst *yeux* apperzipiert hat und dann erst *énormes*. Denn er kann wohl zuerst das konkrete Qualifikativum apperzipieren — aber er muß es nicht. (Vielleicht auch aus einem anderen Grunde.) Worauf es mir ankommt, ist der

Nachweis, daß die schließliche Entscheidung für Vor- oder Nachstellung erst nach einem höchst verwickelten Prozeß des Schwankens zustande kommt oder doch zustande kommen kann; ehe Maupassant schrieb: *il ouvrit de grands yeux*, können sich in seinem Gehirn eine Reihe von unbewußten Überlegungen abgespielt haben, die, wenn sie bewußt geworden wären, etwa folgendermaßen gelautet hätten: Ich schreibe *de grands yeux*, denn die Voranstellung von *grand* ist ja das Übliche — doch nein: ich schreibe *des yeux grands*, denn das *grand* hat ja hier einen ganz besonderen Wert ('prädikativen' könnte er nur denken, wenn er Grammatiker wäre; wohl aber könnte die Stellung *des yeux tristes* assoziativ, analogisierend mitwirken) — doch nein, ich bleibe bei *de grands yeux*, denn *grand* ist ja das, was früher auffällt als *yeux*. Und der Prozeß kann noch komplizierter verlaufen: statt, wie hier, von a_1 über b_1 zu a_2 zurückzukehren und dort stehenzubleiben, kann der Schriftsteller von a_2 über b_2 zu a_3 zurückkehren oder erst bei a_6 oder b_7 stehenbleiben: wenn es überhaupt statthaft ist, das unübersehbar reiche Getriebe in einem menschlichen Gehirn, 'wo Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt', in der Form eines mechanistischen Bildes zu sehen, so möchte ich die psychischen Prozesse, die zur Entscheidung für Vor- oder Nachstellung führen, mit dem Kreisen einer Roulette vergleichen, die sich blitzschnell über einer Folge von Zahlen dreht und dabei immer von einer geraden zu einer ungeraden schwirrt, um schließlich ganz allmählich zur Ruhe zu kommen und über irgendeiner geraden oder einer ungeraden stehenzubleiben. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn die Syntaktiker bisher den Stein der Weisen, die eine Stellungsregel, die für alle Fälle paßt, noch nicht gefunden haben, und wenn auch der Verf. nicht zur Klarheit gelangt ist. Solange man ein stilistisches Problem syntaktisch erfassen will, ist man auf dem Holzwege. Wo Freiheit besteht, kann aus den verschiedensten Motiven heraus Voranstellung erfolgt sein und aus ebenso vielen Nachstellung; wenn ich zwei vorangestellte Adjektive aus verschiedenen Schriftstellern (oder sogar aus demselben Schriftsteller, aus demselben Text) wegen ihrer Voranstellung ohne weiteres miteinander vergleiche, so tue ich etwa dasselbe wie jemand, der den 'Faust' mit einer beliebigen Anekdote aus den 'Fliegenden Blättern' vergleichen wollte, unter dem Gesichtspunkt, daß beide in Versen abgefaßt sind und nicht in Prosa. Es gilt vielmehr, zunächst die mannigfachen Motive zu rekonstruieren, die hier und da die Wahl des Verses veranlaßt haben, und das ist nur möglich unter sorgsamster Prüfung der geistigen Zusammenhänge des einen wie des anderen Werkes.

Nehme ich z. B. aus demselben Text, dem wir *il ouvre un large bec* entnommen haben, das unmittelbar vorangehende *pour montrer sa belle voix*, so scheinen diese Beispiele zunächst durchaus komparabel: denn wenn das erste bedeutet: 'er öffnet einen Schnabel, der weit war', so heißt das zweite: um seine Stimme zu zeigen, die schön war (oder wäre)' — hier wie dort hat das Adjektiv prädikativen Wert, und hier wie dort ist es (wider Erwarten) vorangestellt. Und doch sind sie nicht komparabel. Denn, wie schon Voßler in seiner glänzenden Analyse dieser Fabel gezeigt hat ('Ein Beispiel ästhetischer Stilanalyse' in 'Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Eine theoretische Untersuchung mit praktischen Beispielen', Heidelberg 1905, S. 83 ff.), ist die Voranstellung, die das eine Mal impressionistisch war, diesmal durch den Affekt veranlaßt. 'Das richtige innere Beziehungsverhältnis wäre etwa: *pour montrer combien il avait la voix belle*. Der Rabe in seiner freudigen Aufregung hat aber weder Zeit noch Verstand genug, sich über diese Sachlage klar zu werden, weshalb der Dichter die Absicht des Tieres in affektvoller Synthese: *sa belle voix* darstellt.' Wieder ist die Tatsache, daß die Voranstellung von *beau* geradezu Regel ist, keine genügende Motivierung — aber man denke daran, daß man im Affekt nicht

sagen würde: *Ma voix est belle,* sondern: *Belle est ma voix,* und der Dichter hat sich hier wie sonst ganz in die Seele seines Geschöpfes hineinversetzt. — Fragt man nun aber nach dem Grund, warum bei affektischer Rede das Adjektiv (oder allgemein das Prädikat) nach vorn gleitet, so ist die Antwort: weil bei affektischer Rede die Prädikatsvorstellung im Bewußtsein dominiert. In unserem Falle: der Rabe (in den sich Lafontaine eingefühlt hat) denkt freudig überrascht über das Lob des Fuchses: Ja, schön ist sie (nämlich meine Stimme). Aber der Affekt genügt nicht, um die Voranstellung zu erklären. Denn die Form (*que*) *ma voix est belle!* kann ich genau so affektvoll aussprechen wie: *belle est ma voix!* Der Affekt beeinflußt notwendig die Intensität, mit der ich die einzelnen Worte hervorstoße (es scheint mir das psychologische Gesetz zu bestehen: je stärker ich ein Wort innerhalb des Satzes betone, um so stärker habe ich die zugehörige Vorstellung apperzipiert, oder: die Energie, mit der ich ein Wort hervorbringe, bildet einen Maßstab [oder mindestens einen Anhaltspunkt] für die Energie, mit der sich die zugehörige Vorstellung meinem Bewußtsein dargeboten hat, und diese Energie ist um so größer, je stärker mein Affekt bei dieser Vorstellung beteiligt ist) — aber der Affekt beeinflußt nicht notwendig die Stellung der Worte im Satz. Er kann, aber er muß nicht. Affektisch sind beide Ausdrucksweisen: die mit Vor- und die mit Nachstellung des Prädikats (oder des prädikativen Adjektivs: **pour montrer sa voix belle* kann genau so affektisch sein wie *pour montrer sa belle voix*). Beide sind affektisch, weil es eine vollkommen affektlose Rede überhaupt nicht gibt — sowenig wie eine vollkommen unverstandesmäßige oder unlogische. Mit Recht sagt Voßler ('Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Eine sprachphilosophische Untersuchung.' Heidelberg 1904, S. 37): 'Denn auch die Begriffe 'verstandesmäßig' ('lebhaft') und 'affektisch' in dem Sinne, den ihnen Gröber verleiht, sind relativ. Was verstandesmäßig ist, braucht darum nicht unaffektisch, was affektisch ist, nicht unverstandesmäßig oder unlogisch zu sein. Eine unaffektische oder affektisch gänzlich indifferente Gemütslage gibt es nicht. Stillstand des Affektlebens ist Tod; Stillstand des Intellektlebens ist Blödsinn. Die beiden Begriffe schließen sich also nicht aus, sondern stellen nur Teilbegriffe oder Gradunterschiede dar. Die absolute Einheit, von der sie beide die relativen Teileinheiten ausmachen, ist die Sprache oder das Sprachvermögen des Individuums,' und ähnlich sagt jetzt Haas ('Französische Syntax', Halle 1916, S. 25): 'Daß der Affekt auf die Sprachgestaltung von Einfluß sein kann, leugnet niemand. Aber Affekt und Verstand schließen sich nicht aus, sondern nur wenige Affektlagen von besonders großer Intensität schließen die ruhige Überlegung aus; alsdann wird auch die Rede gehemmt.'

Ergo ist der Affekt keine Erklärung für die Voranstellung des *belle*; sie muß einen anderen Grund haben. Um ihn zu finden, betrachten wir noch einmal die beiden Gestaltungen desselben Gedankens: *ma voix est belle* und *belle est ma voix.* Die dominierende Vorstellung ist offenbar *belle* — denn die eigene Stimme ist für den Raben etwas völlig Vertrautes und Selbstverständliches, und auch der Fuchs hat ja mit dem Wort *ramage* schon auf sie angespielt; ob sie aber schön ist, ebenso schön wie sein Gefieder, das hat er nicht als gewiß hingestellt, das hat er in die Form eines Wenn-Satzes gekleidet. Also beherrscht den Raben ganz die Vorstellung: 'Ja, schön ist sie, nämlich meine Stimme', oder: 'Ja, gewiß ist sie schön!' Er kann nun diese dominierende Vorstellung ganz an das Ende stellen: *Ma voix est belle!*: dann ist sie das Letzte, was der Fuchs hört, gewissermaßen das Echo-Wort, das in seiner Seele nachklingen soll — *la voix* dagegen, diejenige Vorstellung, über die die beiden sich einig sind, wird vorn hingestellt, in den akzentlosen Teil des Satzes, und ist gewissermaßen nur der

Anlauf, den der Rabe zu dem Sprung, zu dem stark akzentuierten *belle* nimmt. Außerdem ist diese Art des Ausdrucks sozusagen die pädagogische: man geht von dem aus, was der Hörer bereits weiß, und erst dann bringt man das Neue, das man ihm beibringen will. Das ist die normale französische Wortstellung, und sie ist nicht affektloser als die andere. Sagt er aber: *belle est ma voix*, so schmettert er zuerst die dominierende, die ihn ganz beherrschende Vorstellung heraus: er kann gewissermaßen die Zeit nicht erwarten, sie loszuwerden, dem Fuchs begreiflich zu machen, wie schön sie ist. Der Akzent rückt nach vorn, und das Vertraute, der Gegenstand der Aussage, das Subjekt, klappt nach. Man denke sich einen Gefolterten, der sich im letzten Augenblick entschließt, seinen Komplizen zu nennen: er wird nicht sagen: 'Er heißt Huber' — denn bei dem 'heißt' wird er noch gequält und es könnte schon zu spät sein —, sondern: 'Huber heißt er!' Und wenn man ihn nun losläßt, so sagt er vermutlich nicht: 'Ich bin gerettet!', sondern mit einem Seufzer der Erleichterung: 'Gerettet bin ich!' oder auch bloß: 'Gerettet!' — Denn 'Gerettet' ist die dominierende Vorstellung, sie beherrscht ihn dermaßen, daß sie die anderen sonst noch vorhandenen ganz oder fast ganz unterdrückt. — So verhalten sich nun auch **pour montrer sa voix belle* und *pour montrer sa belle voix*. Stellt man die dominierende Vorstellung ans Ende, so hat man trotz seines Affekts noch Zeit gefunden, an den Hörer zu denken, in dem ja das letzte, das wichtigste Wort nachhallen soll; stellt man sie nach vorn, so hat man vorzugsweise an sich selbst gedacht, an die eigene Nötigung, die äußerst vehemente Vorstellung herausplatzen zu lassen — obwohl man durch das noch Folgende ihren Eindruck abschwächt. Die eine Art ist höflicher, die andere fällt mit der Tür ins Haus; die eine ist das, was die Franzosen *social* nennen (und wofür wir bezeichnenderweise keinen völlig adäquaten Ausdruck besitzen), die andere individualistisch; die eine ist zivilisiert, die andere barbarisch; die eine ist klassisch, die andere romantisch, die eine ist episch, die andere dramatisch — das sind hier nur verschiedene Ausdrücke für dieselbe Sache. Genau so verhalten sich modernes *il a été en Espagne pendant sept ans* gegenüber altem *Set anz tuz pleins adested en Espaigne*; modernes *il a conquis la terre jusqu'à la mer* gegen *Tres qu'en la mer cunquist la tere altaigne*; *il n'est restée ni mur ni cité* neben *Mur ne citet n'i est remes a fraindre*, (*cette ville*) *est tenu par le roi Marsilie* gegen *Li reis Marsilie la tient*; *Je ne le ferai pas* gegen *Non ferai* usw. usw. Überall zeigt sich das eine Mal der Gesittete, der Diplomat, der den Knalleffekt bis zuletzt aufspart — und das andere Mal der Barbar, der damit herausplatzt. Und es ist ungemein bezeichnend, daß diese barbarischen Voranstellungen gerade im klassischen Jahrhundert, dem Jahrhundert der Disziplinierung und Zivilisierung, dem 'sozialen' Jahrhundert, bis auf geringe Reste der disziplinierten, zivilisierten, sozialen Nachstellung weichen. Wer diesen langsamen Prozeß der Disziplinierung, der Entindividualisierung an der Geschichte der französischen Wortstellung nachwiese, hätte einen wichtigen Beitrag zur Geschichte des französischen Geistes geliefert. — Und wenn man im Deutschen sagt: 'Ich habe meinen Freund gesehen' gegenüber französisch: *j'ai vu mon ami*, so zeigt sich in diesem scheinbar belanglosen Unterschied in der Wortstellung der ganze Unterschied zwischen den beiden Völkern: zwischen dem mehr individualistischen Deutschen und dem mehr sozialen Franzosen.

Bezeichnet man, wie es häufig geschieht, die eine Wortstellung als mehr affektisch und die andere als mehr verstandesmäßig, so heißt das, soweit es richtig ist, nur konstatieren, aber nicht erklären. Wenn im neueren Französisch die Endstellung des Dominierenden zunimmt, so bedeutet das nicht eine Zunahme an Logik und Abnahme an Affekt, sondern eine Zunahme an Höflichkeit und eine Abnahme an Unmittelbarkeit; die größere

Logik des modernen Französisch ist nicht eine Ursache, sondern eine Wirkung.

Die so gewonnene Erkenntnis wird nun auch durch die Geschichte der Stellung des Adjektivs bestätigt: im Altfranzösischen steht es überwiegend vorn, im Neufranzösischen überwiegend hinten. (Wobei aber Vor- wie Nachstellung auch andere Gründe haben kann als die Nichtrücksicht oder Rücksicht auf den Hörer.) Und wenn man im neuesten Französisch, etwa seit der Romantik, wieder eine größere Neigung zur Voranstellung konstatiert, so ist sie sicherlich ein Symptom der wachsenden Neigung, sich wieder mehr unmittelbar, mehr impulsiv auszudrücken, ohne die vordem geforderte unbedingte Rücksichtnahme auf den Hörer.

So haben wir für die Voranstellung des Adjektivs in *il ouvre un large bec* und *pour montrer sa belle voix* bei demselben Dichter zwei wesentlich verschiedene Motive aufgezeigt. Haben wir die eine als 'impressionistisch' bezeichnet, so könnte man die andere wohl als 'impulsiv' kennzeichnen. Beide Beispiele sprechen für Wundt, denn in beiden erscheint offenbar eine in ihre Bestandteile zerlegte Gesamtvorstellung: als Lafontaine *large* schrieb, muß er die Vorstellung *bec* schon besessen haben, denn sonst hätte er nicht gewußt, ob er *un* oder *une* zu schreiben hätte; und als er *belle* schrieb, muß er die Vorstellung *voix* schon besessen haben, denn sonst hätte er vermutlich *beau* geschrieben — und ein Satz wie *belle est ma voix* beweist vollends, daß ich am Anfang schon weiß, was ich am Ende sagen will. Steht das nun aber nicht in einem unlösbaren Widerspruch zu der früheren Behauptung, *il ouvre un large bec* sei eine impressionistische Stellung, die Worte seien hier in der Reihenfolge gesetzt, wie die betreffenden Vorstellungen aufgetaucht sind, und so sei eine solche Stellung ein Beweis für die Richtigkeit der Paulschen Theorie vom Satz als der Verbindung mehrerer Vorstellungen? Die Lösung dieses Widerspruches kann nur die folgende sein: gewiß haben wir beim Sprechen immer bereits eine Gesamtvorstellung — aber wir haben auch das Bewußtsein von der Reihenfolge, in der uns die Einzelvorstellungen gekommen sind, und wir bringen die zugehörigen Worte zuweilen in eben dieser Reihenfolge zum Ausdruck. Das ist die durch die Analyse des sprachlichen Niederschlages geforderte Synthese zwischen den Theorien Pauls und Wundts. Eine Synthese, die ich nicht aus irgendeinem psychologischen System gewinne, sondern aus den sprachlichen Tatsachen bzw. aus ihrer ästhetischen Interpretation. Denn mir scheint, die Psychologie kann von der Sprachwissenschaft sehr viel lernen, die Sprachwissenschaft aber nur sehr wenig aus der Psychologie. Oder, wie Voßler ('Sprache als Schöpfung usw.', S. 23) es ausdrückt: wenn die Psychologie 'schon bei uns betteln geht, so soll sie nicht den Anschein geben, als schenkte sie uns etwas, oder als stände sie im Tauschhandel mit uns.'

Übrigens zeigt sich gerade beim Adjektiv, daß die Wundtsche Theorie die Paulsche keineswegs ausschließt, daß, obwohl wir im Augenblick des Sprechens schon eine Gesamtvorstellung besitzen, noch während des Sprechens neue Vorstellungen in uns auftauchen können, die wir erst nachträglich mit dem bereits vorhandenen Ganzen verbinden: wer sich beim Reden oder Schreiben selbst beobachtet, der weiß sehr gut, daß ihm nicht selten noch nachträglich ein Adjektiv einfällt; beim Reden entstehen alsdann Wiederholungen wie 'Ein Mann trat ein, ein ziemlich großer Mann', und beim Schreiben würden wir in diesem Falle einfach in das bereits vorhandene 'Ein Mann trat ein' die Worte 'ziemlich großer' einflicken. Die Romanen mit ihrer Möglichkeit, das Adjektiv nachzustellen, haben es in dieser Hinsicht viel leichter; wenn es bei V. Hugo in den Szenenangaben zu 'Hernani' heißt: *Entre doña Sol, en blanc* (I, I) und *Entre doña Sol, en parure* (III, II), so ist es wenigstens möglich, daß die Qualifikationen *en*

blanc und *en parure* dem Verfasser erst eingefallen sind, als die abgeschlossene Gesamtvorstellung 'Donna Sol tritt ein' schon vorhanden war. Sicherlich scheint mir das vorzuliegen in dem Satz aus Maupassant (V 312): *elle sentit qu'entre cette femme et elle une lutte commençait acharnée* — denn hätte Maupassant das *acharnée* von vornherein apperzipiert gehabt, so hätte er vermutlich geschrieben: *une lutte acharnée commençait* oder ... *commençait une lutte acharnée*. Also: die Nachstellung eines Adjektivs im Romanischen kann ihren Grund darin haben, daß dem Redenden die betreffende Vorstellung als nachträglich eingefallen ist (was sich durch ein Komma verraten kann, aber nicht verraten muß). Das gleiche kann sich natürlich auch im Verhältnis von Subjekt und Prädikat ereignen: Ich will, beispielsweise eine Novelle schreiben. Nehmen wir an, ich lasse sie in der Mittagshitze spielen. Ich will also etwas von der Sonne sagen. Es kann nun sein, daß ich, als ungeübter Dilettant, zunächst einmal auf gut Glück hinschreibe *'Die Sonne ...'*, noch ohne daß ich wüßte, wie es eigentlich gehen soll, ob mit *'... schien'*, oder *'... strahlte'*, oder *'... brannte hernieder'*, oder *'... warf ihre Strahlen'* usw. — Ist das nicht deutlich die 'Verbindung mehrerer Vorstellungen'?

Doch bleiben wir bei der Voraussetzung einer bereits abgeschlossenen Gesamtvorstellung, in der auch die Adjektivvorstellung schon enthalten ist, und nehmen wir weiter an, es liege auch nicht der Fall vor, daß die dominierende Vorstellung sich impulsiv nach vorn drängt. Alsdann kommt der Unterschied in Frage, ob das Adjektiv etwas Neues einführt oder etwas bereits Bekanntes ausdrückt. Man wird nämlich sagen: *J'ai vu un éléphant énorme*, dann aber fortfahren: *Cet énorme éléphant buvait de l'eau* — weil das erstemal eine allgemeine Gattungsvorstellung vorliegt (*éléphant*), die dann durch *énorme* erst näher bestimmt, erst spezialisiert wird, das zweitemal aber eine bereits vollkommen bestimmte: es wäre also bei indefinitem Artikel im allgemeinen Nachstellung, beim definiten Voranstellung zu erwarten. Im ersten Fall ist das Adjektiv mehr prädikativ (es ließe sich durch einen Relativsatz umschreiben: 'welcher enorm war'), im zweiten mehr attributiv (man könnte einfügen: 'wie gesagt'; das Epitheton ornans wird deshalb immer voranstehen). Auch das hat der Verf. unserer Abhandlung beobachtet (S. 52): *encima del carro venia hecho un asiento alto* (Don Qu.). 'Bei erneutem Vorkommen, wo der Nachdruck vom bereits eingeführten Beiwort gewichen ist, wird daraus ein *alto asiento*' — hat es aber unterlassen, sich nun bei jedem Beispiel zu fragen, ob die Vor- oder Nachstellung etwa mit der Neuheit oder Bekanntheit der Adjektivvorstellung, mit dem dabeistehenden Indefinitum oder Definitum zusammenhänge.

Etwas Ähnliches wie 'Neues nach', 'Bekanntes vor' hat übrigens Haas behauptet (Rom. Forsch. XX 2, S. 538 ff.): 'Das Adjektiv, das vor das Substantiv gestellt wird, ist das Korrelat für eine mit der Gegenstandsvorstellung in einem Apperzeptionsakt apperzipierte Eigenschaftsvorstellung. Das Adjektiv, das nachgestellt ist, ist das Korrelat für eine von der Gegenstandsvorstellung in einem besonderen Bewußtseinsvorgang apperzipierte Eigenschaftsvorstellung.' Nur daß ich nicht in der Ausdrucksweise einer naturwissenschaftlich-mechanistisch orientierten Psychologie in absoluter Weise von 'eins' und 'zwei' sprechen möchte, sondern von 'neu' und 'bekannt', was relative Begriffe sind, wie sie einer geistigen Tätigkeit wie dem Sprechen eher ziemen — daß ich ferner entwickle und erkläre (neu = prädikativ, bekannt = attributiv — gleichfalls relative Begriffe —), was Haas, wie er selbst zugibt, nur behauptet, ohne es bindend beweisen zu können —, und daß ich hier vor allem nur einen Fall unter vielen sehe, wo Haas die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des geistigen Lebens auf eine einzige armselige Formel zwängen möchte. Zudem aber scheint mir seine Hypothese auch vom Standpunkt seiner eigenen Psychologie aus anfechtbar. Ich halte

es nicht für möglich, eine Gegenstandsvorstellung und eine Eigenschaftsvorstellung in einem Bewußtseinsakt zu apperzipieren. Das wäre etwa so (wenn ein Bild aus der Mechanik überhaupt statthaft ist), als ob ich auf einer Schreibmaschine zwei Tasten auf einmal anschlüge: alsdann gibt es ein Malheur, eine 'Verhedderung', und in der Sprache würde sie sich durch ein Sichversprechen äußern; ich würde statt *cet énorme éléphant* etwa sagen: **cet énophant*. Man kann auf der Schreibmaschine noch so schnell tippen, aber man kann die Schnelligkeit nicht ohne Schaden so weit treiben, daß die Buchstaben gleichzeitig angeschlagen werden; der Vorstellungsablauf mag noch so rapid sein, gleichzeitig aber können die Vorstellungen nicht werden (oder nicht ohne Schaden). Wieder zeigt sich, daß erst die Synthese der Paulschen und der Wundtschen Theorie der Wirklichkeit nahekommt: gewiß habe ich Gegenstands- und Eigenschaftsvorstellung als eine Einheit (und nicht nur bei vorangestelltem, d. h. mehr attributivem Adjektiv, sondern auch bei nachgestelltem, d. h. mehr prädikativem Adjektiv, wenn auch die Verknüpftheit im ersteren Fall eine engere zu sein scheint als im zweiten — nicht nur Gegenstands- und Eigenschaftsvorstellung, sondern den ganzen Satzinhalt) — aber diese Einheit, diese Verknüpftheit ist erst das Ergebnis einer Verknüpfung, d. h. einer Verbindung von Gegenstands- und Eigenschaftsvorstellung, und wenn die beiden auch verknüpft sind, so bleiben sie nichtsdestoweniger gesondert und werden nun in der sprachlichen Äußerung zwar verbunden, aber doch wiederum gesondert wiedergegeben. Es ist wie ein Ensemblespiel auf der Bühne: die Einheitlichkeit, das Zusammenspiel war nicht von vornherein da, sondern mußte erst geschaffen werden, und wenn es nun zwar da ist, so bleibt doch jeder einzelne Schauspieler ein von den anderen zu unterscheidender Faktor. Der sprechende Mensch ist der Regisseur; die Vorstellungen (bzw. die Worte) sind seine Schauspieler; wie der Regisseur zunächst solche Schauspieler auswählt, die für die darzustellende Rolle geeignet sind, so wählt der Sprechende die zur Darstellung der ihm vorschwebenden Vorstellungen geeignetsten Worte, so gut oder so schlecht er eben kann; dann aber muß er zwischen ihnen ein Zusammenspiel herstellen (und das ist beim Sprechen die syntaktische Tätigkeit par excellence); wie der Regisseur die Schauspieler, so gruppiert der Sprechende die Worte, er stellt das eine hier- und das andere dorthin; und wie auf dem Theater für die Wirkung des Stückes viel vom richtigen Zusammenspiel und richtiger Gruppierung abhängt, so hängt auch hier von der zweckmäßigen Verknüpfung und Gruppierung viel für die Schönheit und Wirksamkeit der Rede ab. Immer aber werde ich von der Anzahl der gewählten Worte auf die Anzahl der aufgetauchten Vorstellungen schließen können (mögen manche auch noch so belanglose Rollen innerhalb des Ganzen spielen) — und wenn ich das nicht aus den vorhandenen Worten könnte, so wüßte ich nicht, woraus ich es sonst schließen könnte, da wir ja doch in das Innere einer Psyche nicht hineinsehen können, da wir ja doch auf den sprachlichen Niederschlag als auf die einzige Erkenntnisquelle angewiesen sind.

Wenn Haas nun von zwei Vorstellungen (einer Gegenstands- und einer Eigenschaftsvorstellung) in einem 'Bewußtseinsakt' spricht, so kann ich mir darunter nichts anderes denken als: 'zwei Vorstellungen in einer' (denn unter 'Bewußtseinsakt' kann ich mir nichts anderes vorstellen als den eben besprochenen Prozeß der Verknüpfung, der aber den einzelnen Vorstellungen ihre Sonderexistenz beläßt). Eben daran aber, an die zwei Vorstellungen in einer, vermag ich nicht zu glauben. Man könnte ja an Fälle denken wie *petit cheval* = 'Pferdchen': hier scheint den zwei Vorstellungen im Französischen (Gegenstands- und Eigenschaftsvorstellung) im Deutschen nur eine zu entsprechen, und so könnte man allerdings meinen, in *petit cheval* (mit stets vorangestelltem *petit*) hätten wir in der

Tat zwei Vorstellungen in einer (oder in einem 'Bewußtseinsakt'). Aber es scheint nur so. Denn in Wahrheit hat man eben beim Aussprechen von *petit cheval* genau so gut nur eine Vorstellung wie beim Aussprechen von 'Pferdchen', und diese eine Vorstellung ist nicht erst durch Synthese von zweien gewonnen, sondern war von Anfang an nur eine. Mit demselben Recht könnte man ja behaupten, auch *femme* oder 'Frau' entspräche einer Gegenstands- + einer Merkmalsvorstellung in einem Bewußtseinsakt, nämlich 'weiblicher Mensch'. Analysieren wir einmal, was in einem Menschen vorgegangen ist, der auf der Straße eine Frau sieht und zu seinem Freunde sagt: *Quelle jolie femme!* Würde man ihn fragen: Woran hast du eigentlich, in dem Augenblick des Vorübergehens, gemerkt, daß es eine Frau war: an den Kleidern, am Hut, an der Gestalt, an den Haaren, an dem Fehlen eines Bartes, an der Hautfarbe, an der Gesichtsbildung?, so wird er diese Frage kaum immer so genau beantworten können — jedenfalls aber hat sein Vorstellen niemals den Umweg gemacht: 'Mensch, weiblicher', sondern er hat sofort den allgemeinen Eindruck *femme* gehabt, oder: der Anblick der Betreffenden hat in ihm auf der Stelle die Vorstellung *femme* ausgelöst: er hat nämlich ein gewisses Erinnerungsbild besessen, und in dieses Erinnerungsbild hat die Erscheinung eben hineingepaßt. Ein solches Erinnerungsbild muß man freilich besitzen, wenn sofort die betreffende Vorstellung ausgelöst werden soll. Ein Bauer kann, wenn er über Land geht, sofort ausrufen: *Das ist Weizen!* — ein Städter, der das Erinnerungsbild eines Weizenfeldes nicht besitzt, muß das Korn erst in der Nähe betrachten und untersuchen, um mühselig (wenn überhaupt) zu dem Schluß zu kommen: *Das ist Weizen*, und bei ihm kann sich die Vorstellung allerdings in der Weise bilden, daß er zunächst denkt: *Korn*, und dann erst: *Weizenkorn*. — Wie nun der Anblick einer Frau sofort die Vorstellung *femme* auslöst, weil eben ein Erinnerungsbild da ist, so kann der Anblick eines 'Pferdchens' sofort die Vorstellung *petit cheval* auslösen, ohne daß erst der Umweg beschritten würde: *cheval, petit* (oder *petit, cheval*). Oder mit anderen Worten: *petit cheval* sieht dann nur in der Schrift so aus, als ob es zwei Worte wären und zwei Vorstellungen entspräche, die in einem Bewußtseinsakt apperzipiert worden wären — in Wahrheit ist es nur ein Wort, das nur einer Vorstellung entspricht, vermittelt durch ein Erinnerungsbild; man müßte es dann eigentlich auch in einem Worte schreiben oder mindestens mit einem Bindestrich; denn es ist ein festes Kompositum, genau wie 'Pferdchen' eins ist. Oder: *petit* ist ein Verkleinerungs-Präfix, wie *-chen* ein Verkleinerungs-Suffix ist. *Petit cheval* kann aber in anderen Fällen auch zwei Vorstellungen entsprechen, wenn es nämlich auf dem Umweg *cheval, petit* oder *petit cheval* entstanden ist: *petit cheval* heißt also 1. 'Pferdchen', 2. 'kleines Pferd'. Im Deutschen verrät uns die Anwendung von 'kleines Pferd' bzw. von 'Pferdchen', ob der Sprechende zwei Vorstellungen gehabt hat oder nur eine. Jemand kann etwa anfangen: *Ich sah ein kleines Pferd*, und dann fortfahren: *Das Pferdchen tummelte sich auf einer Wiese.* Das zweitemal hat er bereits ein Vorstellungsbild, das er das erstemal noch nicht hatte. Dem entspricht also im Französischen *j'ai vu un éléphant énorme* und *Cet énorme éléphant buvait de l'eau*, oder das vom Verf. aus dem Don Qu. zitierte Beispiel — *petit* aber würde in beiden Fällen vorangestellt, in der Bedeutung *'kleines Pferd'* wie als *'Pferdchen'*. Haben wir hier nun keine Möglichkeit, zu erkennen, ob es einer oder zwei Vorstellungen entspricht? — Doch: den Tonfall und die Schnelligkeit der Artikulation. Sehen kann man es nicht, auf dem Papier schaut beides gleich aus — aber hören kann man es, und der Syntaktiker darf eben nicht bloß sehen, er muß auch hören. — Und wie nun *petit* in *petit cheval* nur ein Verkleinerungspräfix ist oder sein kann, so kann auch *grand* in *grand cheval* nur ein Vergrößerungspräfix sein, je

nachdem es eben einem fertigen Erinnerungsbild entspricht oder einer erst gewonnenen Verknüpfung; daß es im Deutschen zufällig ein Verkleinerungssuffix gibt, nicht aber auch ein Vergrößerungssuffix, tut natürlich nichts zur Sache. Und ebenso wie *petit cheval* 1. 'kleines Pferd' und 2. 'Pferdchen' heißt, so heißt *vieille femme* 1. 'alte Frau', 2. 'Greisin', *jeune homme* 1. 'junger Mann', 2. 'Jüngling'. (Dagegen heißt *vieil homme* immer nur 'alter Mann'; 'Greis' aber *vieillard*. — Um einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der Gründe zu bekommen, aus denen das Adjektiv im Romanischen bald vor- und bald nachgestellt wird, vergleiche man einmal die mannigfaltigen Gründe, aus denen im Deutschen bald 'Greis' und bald 'alter Mann' gesagt wird. In dem Vers 'Auf dem Dache sitzt ein Greis, der sich nicht zu helfen weiß' trägt es sicherlich zur Erhöhung der Komik bei: 'Greis' zaubert uns mit einem Schlage das Bild eines hilflosen Tapergreises vor Augen; 'alter Mann' würde hier viel schwächer wirken, eben weil es nicht aus einem Stück ist, sondern zusammengesetzt. Wegen der komischen Wirkung, die 'Greis' haben kann, sagt man nun, wenn man in ehrendem Tone sprechen will, lieber 'der alte Mann'. Will man nun aber besonders ehrfurchtsvoll von jemand reden, etwa vom alten Goethe, so kann man wieder nur 'der Greis' sagen — mit wesentlich anderer Betonung als in dem komischen Beispiel —, und jetzt zaubert uns das Wort mit einem Schlage das Bild eines Weisen und Verklärten vor; 'alter Mann' würde wieder viel zu schwach wirken, eben weil es nicht aus einem Stücke ist. Und weil nun 'Greis' eine so hohe Bedeutung haben kann, so kann man wiederum nicht geringschätzig äußern: 'Ach, was kann der Greis denn leisten?', sondern muß sagen: 'der alte Mann' usw. Also: sowohl 'Greis' wie 'alter Mann' können zu einer komischen wie zu einer erhabenen Wirkung benutzt werden, können mitleidig oder verächtlich klingen, und man nimmt ja gerade das eine, weil das andere die gewünschte Wirkung nicht hervorbrächte, und umgekehrt. Es kommt eben immer — man kann das gar nicht genug betonen — auf den Zusammenhang an.[1])

Wenn nun *grand* und *petit, jeune* und *vieux* im Französischen so gut wie immer vorangestellt werden, so wird es daran liegen, daß die Fälle, in denen sie mit dem Substantiv ein Kompositum bilden, das nur einer Vorstellung entspricht, bei weitem zahlreicher gewesen sind als jene, in denen sie einer besonderen Eigenschaftsvorstellung entsprechen: es muß hier die Macht der Analogie gewirkt haben, denn im zweiten Falle wäre ja an sich (soweit nicht andere Gründe vorliegen) Nachstellung zu erwarten. Und das ist durchaus verständlich: das Erinnerungsbild eines großen oder kleinen, eines jungen oder alten Wesens besitzt eben so gut wie jeder; weswegen man die Voranstellung mit Recht aus der Allgemeinheit dieser Adjektiva erklärt hat. Bei *bon* und *mauvais, beau, méchant, joli* usw. kommt hinzu, daß sie besonders häufig impulsiv vorangestellt werden; es wirken dann also zwei verschiedene Motive in derselben Richtung. Ja, man könnte wohl geradezu die Regel aufstellen: je allgemeiner ein Adjektiv ist, d. h. je größer die Anzahl der Individuen ist, in deren Wortschatz es sich befindet, desto größer ist seine Neigung zur Voranstellung, und je individueller es ist, je seltener es gebraucht wird, zur Nachstellung. Das ist aber, wie gleich betont sei, nur eine Regel unter vielen, die fortwährend von anderen 'Regeln' durchkreuzt werden kann. Sie erklärt sich folgendermaßen: die Häufigkeit des Gebrauchs ist nur ein Symptom dafür, wie eng es mit dem Substantiv assoziiert ist, wie ausgefahren die Vorstellungsgleise

[1]) Daß das keine Binsenwahrheit ist, beweist Haas, der, ungestört durch meine Rezension seiner 'Grundlagen der französischen Syntax' (1912), in seiner 'Französischen Syntax' (1917) abermals schreibt: 'Man braucht ... nicht über den Satz hinauszugehen' (S. 9).

schon sind, wie fest es sich mit dem Substantiv zu einem Kompositum verschmolzen hat.

Vieles wäre noch zu sagen — doch es mag genug sein: ich muß ohnehin um Nachsicht bitten wegen der Länge dieser Rezension. Und so viel glaube ich gezeigt zu haben: auf welchen Ozean von Problemen der Verfasser sich begeben hat, ohne es zu merken. Er hat nur Küstenschiffahrt getrieben.

München. Eugen Lerch.

R. E. Curtius, Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. Potsdam, Gustav Kiepenheuer, 1918. 277 S. 8°.

Der akademischen Literaturwissenschaft wird oft vorgeworfen, die jüngste Vergangenheit zu vernachlässigen. Auf dem Gebiete der französischen Literatur ist unsere wissenschaftliche Betrachtung bisher kaum über den Naturalismus Zolas und den feinen Skeptizismus Anatole Frances vorgedrungen. R. E. Curtius sucht diesem Mangel gründlich abzuhelfen; sein Buch, das aus Vorlesungen des Bonner Sommersemesters 1914 hervorgegangen ist, gilt den allerneuesten Wegen der französischen Literatur. Der Verfasser geht nicht ohne sehr starkes Selbstbewußtsein an seine Aufgabe. Er meint, es seien bisher, bis auf ihn nämlich, nur Bierbank- und Kaffeehausurteile über das moderne Frankreich verbreitet gewesen, man habe gegen französische Dekadenz geeifert oder sich an französischem Ästhetentum, an französischer Erotik delektiert. Und er übernimmt es nun, in fünf monographischen Studien und zwei Zusammenfassungen, der Einleitung und dem 7. Kapitel 'Zum Bilde Frankreichs', 'Das neue ... das wirkliche, das ewige Frankreich' zu verkünden. Ein trockenerer Ausdruck als 'verkünden' ist nicht am Platze; denn Curtius fühlt sich durchaus als Prophet. Und er war nun offenbar der Ansicht, daß es eines Propheten unwürdig sei, klar und einfach zu sprechen, wie es die Wissenschaft tun soll, und ganz besonders dann soll, wenn es sich um die Aufklärung dunkler Objekte handelt. Vielmehr befleißigt sich Curtius, um es hart, aber deutlich zu sagen, der manierierten Ausdrucksweise eines modernsten literarischen Klüngels, die heute schon abgegriffen ist, nachdem sie wenige Jahre von einigen wenigen gebraucht wurde. Die 'Schau', womit wohl Intuition verdeutscht werden soll, obwohl es arg an Barnumsche Zirkusschau erinnert, ist ein besonders beliebter Ausdruck dieser Manier, 'Ausfaltung', 'geistliche Gerichtetheit', 'unentfliehbar' gebe ich als weitere, sehr karg bemessene Vokabelproben des Jargons. Da nun ein übergroßer Teil des Buches aus bloßen Übersetzungen besteht, so wird der Leser, der sich die Verdeutschung nicht aus dem Original erklären kann, manchmal vor Rätseln stehen und oft ein schiefes Bild empfangen. Aber dieser Formfehler des Buches, so sehr er auch bis ins Innerste schädigend wirkt, ist nicht der schlimmste. Sehr viel bedenklicher erscheint mir ein anderes Moment. Curtius, der mit so stolzen Worten unsere bisherige Kenntnis des französischen Wesens verneint, ist sich selber über ein Wesentliches im unklaren: er weiß nicht, wie verwirrend beim Franzosen Spiel und Ernst, Maske und Antlitz, Heldentum und Pose, Frömmigkeit und Koketterie, Geist und Esprit, Leidenschaft und Kühle ineinanderzufließen vermögen. Curtius nimmt mit einer Treuherzigkeit, die mit seinem übermodernen Stil fast komisch kontrastiert, alle Äußerungen seiner mehr angeschwärmten als ruhig aufgefaßten Franzosen gleich ernst. Wenn er aus Péguys Kampf gegen die Kantische Philosophie zitiert: *Le Kantisme a les mains pures, mais il n'a pas de mains*, um hierin nur das tatsächliche Ringen nach 'Wirklichkeitsatem' zu sehen, und ohne zu merken, daß die Péguysche Phrase mindestens zu einem Bruchteil aus der Sucht nach Zuspitzung entstanden, zu einem Bruchteil also Spiel ist, so hat er Péguy um

eben diesen Bruchteil zu ernst genommen und mißverstanden. Und solch teilweises Zuernstnehmen und Mißverstehen widerfährt Curtius immer wieder den schöngeschmückten Frömmigkeiten und Begeisterungen seiner Helden gegenüber. Wenn mir aber als ganz ewig und ganz wahr angepriesen wird, worin ich den Bruchteil des Vergänglichen und Lügnerischen deutlich erkenne, dann werde ich leicht auch an den wirklichen Vorzügen des Gelobten irre. Und endlich muß noch etwas, das nach Curtius' Absicht für die 'Wegbereiter' erwärmen soll, den kritischen Leser skeptisch stimmen: der Verf. sieht in der Kunst seiner Autoren das ganz Neue, das ganz Wurzellose, läßt diese Kunst gewissermaßen vom Himmel in die französische Welt fallen, statt aus dem alten französischen Boden hervorwachsen. Mit ihrem Glauben, ihrer Schwärmerei, ihrer Lebensbejahung, ihrem Patriotismus stellt er die Wegbereiter den Skeptikern, den Pessimisten, den Dekadenten, den Internationalisten gegenüber. Das ist aber nichts Neues für Frankreich. Immer hat der französische Boden die beiden Fruchtarten des Glaubens und des Unglaubens getragen, und sieht man genauer hin, so erkennt man deutlich die Verwandtschaft der scheinbar so gegensätzlichen Produkte. Als die Französische Revolution die Religion abschaffte, erfand sie die Göttin der Vernunft, und im katholischsten Katholizismus der Franzosen, mag er sich noch so schwärmerisch, noch so vernunftfeindlich gebärden, ist doch immer mehr oder weniger von der Göttin der Vernunft anzutreffen. Descartes und Pascal sind zuengst verwandt. Und die stärkste französische Skepsis ist irdischer Kulturarbeit gegenüber immer positiv und leidenschaftlich bejahend gewesen, und der vaterlandsloseste französische Internationalismus ist immer überzeugt gewesen von Frankreichs überwältigender Einzigartigkeit, von Frankreichs geistiger Auserwähltheit. Curtius' Wegbereiter sind Fortsetzer der tausendjährigen französischen Literatur, sie sind nach Form und Inhalt als Fortführer und also auch Neuerer zu erklären, nicht als Meteore himmlischer Herkunft mit dunklen Worten anzubeten. Übrigens wäre es für den Literarhistoriker lohnend, dem nachzuspüren, wie sich in ihren unmittelbaren Vorgängern (etwa in der *Légende des Siècles*, aber auch, so seltsam es klingen mag, bei Zola, z. B. im *Rêve* alles anbahnte, was die Wegbereiter entwickelt haben ...

Wenn ich somit dem Curtiusschen Buche eine ungeeignete manierierte Form, mangelnde Unterscheidungskraft dem Ernst und der Pose gegenüber und das Fehlen der literarhistorischen Verknüpfung entschieden vorwerfen muß, so will ich darüber manches Wertvolle der aufrichtig ernst gemeinten Arbeit nicht verkennen. In der Einleitung tritt sehr deutlich hervor, wie die Dreyfus-Affäre in mannigfacher Hinsicht am Umschwung der Volksstimmung und der Umbiegung des literarischen Systems mitgewirkt hat. Weniger gelungen scheint mir die Skizzierung der Bergsonschen Philosophie, die Curtius an sich wahrscheinlich überschätzt, für die jüngste französische Literatur aber gewiß nicht zu hoch bewertet, die er jedoch einem unvorbereiteten Leser keineswegs klarlegen und nahebringen dürfte. Als die eigentlichen Wegbereiter zeichnet er in besonderen Studien Gide, Rolland, Claudel, Suarès und Péguy. Gide ist ihm der Vermittler zwischen den Älteren und den Modernsten, und hier ist wenigstens der Versuch literarhistorischen Verknüpfens gemacht. Einige Analysen der Werke Gides und Rollands zeichnen sich durch Klarheit aus, während in der Claudel-Studie viel Überschwang und pretiöser Wortschwall herrscht. Überall stößt man auf mehr teils französisch, teils deutsch gegebene Zitate als auf eigentliche Charakteristik. Bei dem besonders als Kritiker gefeierten Suarès wird man stutzig, wenn man ihn im Text als den umfassenden, alle Enge, alle Parteien ablehnenden, von Gott und Welt erfüllten Geist gepriesen sieht, und in einer Anmerkung erfährt, daß er im Kriege doch auch 'der Hysterie des Hasses' erlegen sei ...

Im ganzen hat sich Curtius ehrlich um das Péguysche Ziel bemüht: *découvrir ce pays de France sur les routes de France.* Nur eben vielleicht zu ehrlich. Indem er alles, was von drüben kam, ganz ernst, in deutscher Weise ernst nahm und den französischen Einschlag des Spiels nicht in Rechnung setzte. Sein Buch kann zur Einführung und Orientierung in die französische Moderne nur dem dienen, der genug vom französischen Wesen weiß, um sich nicht in die Irre führen zu lassen.

München. V. Klemperer.

Helene Burkhardt, Studien zu Paul Hervieu als Romancier und als Dramatiker. Zürich, Art. Institut Orell Füssli, 1917. 244 S. gr. 8° 6 Fr.

Die Verfasserin dieser Studie besitzt zweifellos eine große schriftstellerische Gewandtheit und verfügt über eine ausgedehnte Kenntnis der neueren französischen Literatur, aber sie tritt an ihren Stoff mit einer Gebundenheit des Urteils heran, die sich bis zur Selbstgefälligkeit steigert und infolge der Bestimmtheit, mit der sie stark persönliche Ansichten vorträgt, sich mit Objektivität nicht immer leicht vereinigen läßt. Im Gegensatz zu der von Brunetière und Hervieus Biographen Malherbe vertretenen Hochschätzung Hervieus möchte sie seinen literarischen Ruhm wesentlich niedriger hängen. Statt Hervieu aus Hervieu heraus gerecht zu werden, gefällt sie sich darin, ihrem unglücklichen Opfer in gewandter Dialektik Verfehlungen aller Art und Schwere vorzurechnen. Überall weiß sie genau zu sagen, nicht bloß wo Hervieu irrt, sondern auch, wie er hätte verfahren müssen, um sich zu literarischer Vollkommenheit emporzuarbeiten. Was sie sagt, ist manchmal recht geistreich, öfters recht anfechtbar; immer aber sind es Dinge, die Hervieu gerade so gut hätte finden können, wenn er sie hätte finden wollen. Nicht das, was Hervieu gewollt und getan hat, sondern das, was er nach Helene Burkhardts Rezept hätte tun müssen, ist für sie die Hauptsache. Es ist natürlich leicht, bei dieser Art von Kritik gegen einen Dramatiker wie Hervieu, der manche offensichtliche Schwäche hat, alles mögliche ins Treffen zu führen, und der stilistisch gewandten Verfasserin fällt es nicht allzu schwer, an dem dankbaren Stoff die Künste ihrer Dialektik zu üben. Aber das Wichtigste, die historische Wertung von Hervieus Werk, kommt dabei entschieden zu kurz. Anfänge dazu sind wohl vorhanden, doch sie reichen bei weitem nicht hin, um den Grundfehler des ganzen Standpunktes wieder gutzumachen und eine objektive Vorstellung von der Sache zu geben. Man wende nicht ein, daß gegenüber einem Dichter, der seine dramatischen Hauptwerke in den Jahren 1895—1912 hat erscheinen lassen und erst 1915 gestorben ist, die ästhetische Wertung den Ausschlag zu geben hat. Kann man es nicht zur historischen Einschätzung bringen, so lasse man lieber zunächst die Hände davon.

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Walther Küchler, Romain Rolland, Henri Barbusse. Fritz von Unruh. Würzburg. Verlagsdruckerei, 1919.

In vier Vorträgen behandelt der Würzburger Romanist folgende Werke der drei Schriftsteller: 'Jean Christophe', 'Le Feu', 'Clarté', 'Ein Geschlecht' und 'Opfergang'. Die Wahl erscheint etwas zufällig; 'Jean Christophe' ist ja nicht das letzte Werk von Rolland; als Küchler das Vorwort schrieb, war ein neues, ganz anders geartetes Werk von Rolland schon einen Monat bei Ollendorf herausgekommen, nämlich 'Colas Brugnon'; auch Unruhs 'Vor der

Entscheidung' gehörte hierher. Trotzdem kann die Auswahl bestehen, sie ist geeint durch die Beziehung zu Deutschland und zur Gegenwart. Zuerst behandelt K. ausführlich und eindringlich 'Jean Christophe', er zeigt die überragende Bedeutung dieses Riesenbuches, das Unkomponierte, manchmal fast Fragmenthafte des Aufbaues, das aber den künstlerischen Wert durchaus nicht schmälert. Er geht sorgfältig den 'Quellen' nach, stellt fest, wie Elemente aus dem Leben Wagners, vor allem aber von Beethoven und Hugo Wolf benutzt sind. Er hätte erwähnen können, daß der 'angesehenste deutsche Komponist' die nicht immer freundlich gesehenen Züge von Richard Strauß trägt. K. setzt sich auch breit mit der Frage auseinander, ob Rolland Deutschland gerecht wird oder nicht; vielleicht zu breit, denn wichtiger bleibt doch immer, wie der Künstler sieht und schreibt, als das Was. Das Was ist uns eben jetzt so wichtig geworden, vielleicht zu wichtig geworden — durch den Krieg. Diesen Krieg schildert das zweite Werk, 'Le Feu' von Barbusse, dieses große Kunstwerk trotz seiner, ich möchte in diesem Ausnahmefall fast sagen, mit seiner Tendenz. So unkünstlerisch a priori jede Tendenz ist, bei Barbusse durchtränkt sie nicht die Schilderung, sondern die objektive, brutale Schilderung zwingt die Tendenz hervor. Im Wichtigen begegnen sich K.s Ansichten mit meinen, die ich in einer Besprechung vom 'Feu' in der 'Internationalen Monatsschrift' 1918 niedergelegt habe.

Dann Fritz von Unruh, der 'Opfergang', der bezeichnenderweise erst 'Verdun' hieß, deutsche Soldaten vor dieser blutgetränkten Festung. Als 'document humain' dem 'Feu' sichtlich unterlegen, denn Barbusse gibt den Soldaten, den Typ Soldat 1914/15, während Unruh eine Reihe gut gesehener Einzelpersonen und Einzelerlebnisse zeigt. Er zeigt einige hervorragende Vertreter, er zeigt das hell beleuchtete Individuum, Barbusse die kompakte, dunkle Masse.

Das Trauerspiel 'Ein Geschlecht' widersteht fast der Analyse, es ist chaotisch, schwer um Ausdruck ringend bis zum Unverständlichen. Allerdings scheint die Äußerungsform des Dichters nicht der einzige Grund davon zu sein; denn wie ich aus dem Kriegspresseamt erfuhr, soll der Stift des Zensors verheerend in dem Drama gewütet haben.

'Clarté' ist wieder ein Durchschnittsschicksal, wie ein französischer Spießer den Krieg dumpf und stumpf miterlebt und nach seiner schweren Verwundung sich plötzlich zur 'Klarheit' durchringt.

Drei Dichter hat uns K. vorgeführt, der Deutsche der schwächste, aber jeder eigenartig und jeder charakteristisch, jeder ausblickend nach fernen, besseren kommenden Dingen. In diese drei Männer führt K. bestens ein in mühsamer Philologenarbeit, die man gar nicht merkt — bei den 'Modellen' zum 'Jean Christophe' — und zugleich im weiten Rahmen der zeitgenössischen Ideengeschichte.

Noch eines: K. bringt ausführliche Inhaltsangaben, die ganz vorzüglich sind; und das ist ein sehr schweres Ding, man denke an die Inhaltsangaben der Durchschnittsliteraturgeschichten. K.s Buch ist ein wissenschaftliches Buch in gutem und — ich scheue nicht vor dem Wort — modernem Stile, was es in Deutschland nicht allzu häufig gibt.

Jena. H. Gelzer.

Paul Lehmann, Aufgaben und Anregungen der lateinischen Philologie des Mittelalters. Vorgetragen am 6. Juli 1918. (Sitzungsber. Bayr. Akad. d. Wiss., Philos. Kl. 1918, VIII. Abh.) München 1918. 60 S.

Philologie umspannt für Lehmann — wie einst für Boeckh — ein weites Feld: neben Sprache und Literatur auch Paläographie, Buchwesen, Biblio-

theksgeschichte. Dieses Auswachsen zur Geistesgeschichte scheint mir mit der Beschränkung auf die Sprachform des Mittellateins nur für früheste Jahrhunderte und für nicht alle Länder vereinbar. Denn neben dem Latein gibt z. B. in England bereits vor 700 die Volkssprache den Ausdruck für Dichtung und Gesetz, bald nachher auch für Urkunde, Geschichtschreibung, Predigt und Wissenschaft. Doch *what's in a name?*

Ein für die Erforschung der mittelalterlichen Seele begeisterter und durch Traube und W. Meyer bestgeschulter Gelehrter zeigt Ziele und Wege teilweise neu, überall anregend und zuerst systematisch, so daß er schon aus Gründen dieser Methodik jedes Mediävisten Gehör verdient. Dem Anglisten insbesondere aber willkommen erscheinen hier reiche Nachweise ausgewählter Literatur zur Geschichte der Geisteskultur, namentlich der Erhaltung antiker Literatur, unter Kelten und Anglolateinern um 600—1000, auch, ja namentlich, den aufs Festland übersiedelten Geistlichen. Durch neueste und eigene Forschung verlängert, stehen hier Verzeichnisse jener Stifter Frankreichs und Deutschlands, deren Handschriften Scoten oder Angelsachsen als Schreiber oder als deren Lehrer in Schriftform oder Orthographie verraten. Irische Orthographie schreibt nämlich oft *a* statt *o*, vertauscht häufig *e* mit *i* und *s* mit *ss* und führt bisweilen *u* vor *u* oder *e* ein. Des Iren Latein liebt Gräzismen, ohne daß man die Kenntnis von griechischer Sprache etwa deshalb sich groß vorstellen darf. Auch bei den Angelsachsen lieben Dichter samt Rhetorikern — und (möchte ich zufügen) Urkunden — seltenen und griechischen Wortschatz. — Der Prosa der Angelsachsen, besonders Bedas, rühmt der Verfasser nach, daß sie sich strenger als die anderer Völker an antike Grammatik hält. Die Urkunden erwähnt er gar nicht; und doch bieten sie für die Datierung von Schriftart, Orthographie und Stil oft allein ein bestimmtes Jahr. — Die Herkunft eines Kodex vermerkt manch alter Handschriftenkatalog gar nicht und mancher neue nur ohne im Index die Ursprungsorte zu sammeln; ich möchte hier aufmerksam machen, daß der handschriftliche *Class catalogue* des *Manuscript room* im British Museum eine alphabetische Liste der Vorbesitzer enthält. — Unter den Aufgaben, die der Verfasser stellt, ist auch die einer Geschichte des Anglolateins. Ich möchte dafür zunächst nur das Latein Canterburys, Yorks und der Scotenschüler setzen, mit elftem Jahrhundert aber dessen in sich zusammenhängende Insularität, da das Gallolatein, besonders von Le Bec, eingeführt wird, enden lassen; auszunehmen wäre allein Britanniens Rechts- und Staatssprache: nur deren Latein in dem halben Jahrtausend nach 1070 erlaubt nämlich, da es vom Rechte der Kirche und des alten Rom wohl äußere Einflüsse, doch keine innere Umwälzung erfährt, wohl eine eigene Entwicklungsgeschichte. Es hält sich bewußt an die Sprache landsmännischer Überlieferung, was man beim Stile der anglolateinischen Theologen, Philosophen, Moralisten, Satiriker nach 1100 nicht wird nachweisen können. Daß in der Historiographie der Stil eines großen Geschichtschreibers ein paar Jahre nach dessen Tode auf Stiftsbrüder abfärbte, erhellt bei manchem Fortsetzer, z. B. bei dem des Matheus Paris; s. Einleitungen zu *Mon. Germ. hist.* 27. 28.

Deutsche Fraktur-Fanatiker mögen auch hier nachlesen, wie die sogenannte gotische Schrift langsam, zuerst in Italien, der Antiqua wich, und diese trotz des Namens zurückgeht auf das 10./11. Jahrhundert. Leicht lassen sich dem hier Zitierten Kodizes und Urkunden Südenglands um 1075 hinzufügen, die eine wahre Augenweide an Deutlichkeit und Formenschönheit der Antiqua-Muster bilden. — Verfasser schlägt mit Recht vor, alle Literaturnotizen aus großen Chroniken des Mittelalters einmal systematisch zu sammeln; er nennt von Insularen und Normannen nur Marian, Orderic und Robert von Torigni; ich füge z. B. Malmesbury, Diceto, Matheus Paris, Trivet hinzu. Aber wieviel derart bergen auch Map, Girald,

Bacon und vor allem Johann von Salisbury! Von letzterem bemerkt Verf. S. 56 1 den Einfluß auf Helinand; und daß derselbe eine lateinische Odyssee-Übersetzung gekannt habe, enthüllt er als einen Irrtum durch Verkennung seines Horaz-Zitats. — Zu Joseph von Exeters *Troia* vermerkt er, der Pariser Kodex biete kein Autograph, sondern die Abschrift durch einen Romanen, zu Trivet und Holkot, daß auch noch diese späten Theologen heidnische Lateiner moralisch verwenden. — Auch solcher Einzelheiten wegen verdient diese geistvolle Abhandlung die Beachtung der Anglisten.

Berlin. F. Liebermann.

Carl Reinholdt, Die Wundergeschichten des Cod. Pal. germ. 118. Diss. Greifswald 1913. 128 S.

Diese gewissenhafte Arbeit, die die Wundergeschichten des Cod. Pal. germ. 118 (nunmehr in der Heidelberger Universitätsbibliothek) sprachlich wie inhaltlich beleuchtet, ist ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis des Predigtmärleins. Eine Sammlung dieses interessanten Erzählungsmaterials in Form eines *Corpus exemplorum medii aevi* bleibt eine nicht zu unterschätzende Aufgabe künftiger literarischer Forschung, die bisher nur durch wenige Namen, wie Crane, Greven, Herbert, Klapper, Pfeiffer, Schönbach, Ward, um nur die wichtigsten zu nennen, vertreten ist. Der Verfasser hat im Anhang 'Beiträge zur Quellenkunde der Wundergeschichten' das Quellenmaterial eingehend behandelt und ist auch auf die Stoffvarianten eingegangen, z. B. 'Einsiedler und Engel' (Nr. II), 'Reuner Relationen' (Nr. XIII), 'Jüngling will Maria nicht verleugnen' (Nr. XIX), wobei ihm die lat. Geschichten einer Greifswalder Hs. zustatten gekommen sind. Manche dieser Erzählungen stammen natürlich auch aus den *Vitaspatrum*, der Mehrzahl nach aber aus *Caesarius von Heisterbach*. Da jedoch Reinholdt sich noch immer auf die in ihrer ganzen Anlage verfehlte Ausgabe der *Libri miraculorum* von A. Meister berufen mußte, den die Bonner Hs. zur Ansetzung von drei Büchern dieses Werkes veranlaßte und, was noch bedauerlicher ist, zu einer falschen Anordnung der einzelnen Geschichten, so ist manches Caesarius abzusprechen, was bei einer kritischen Nachprüfung lediglich als Zusatz des Kompilators des Bonner Codex sich erweist. Näheres bringt meine bereits abgeschlossene Neuausgabe der *Libri duo exemplorum Caesarii Heisterbacensis*. Demnach ist Caesarius nicht die Quelle bzw. Variante zu Nr. X, XIV, XIX (nur Dial. mir.), XXIX, XXX, XXXIV. Über die Herkunft von Nr. VII wird nichts gesagt; wir finden den gleichen Stoff im *Viaticum narrationum*, vgl. ferner Germ. IX 284; Herbert, 'Cat. of romances,' vol. III, S. 590; Klapper, 'Erzählungen des Mittelalters,' Breslau 1914, S. 325. — Die eigentümliche Form der Geschichte von den beiden Schülern der Schwarzkunst (Nr. XIII), mit der sich der Verfasser ausführlich beschäftigt, ist eine Abart der alten, von Schönbach in seinen 'Reuner Relationen' untersuchten Legende, die in des Caesarius Dial. mir. I 33 verkürzt erscheint, aber in ganz ähnlicher Form von mir in zwei Hss. des Dial. mir. gelesen wurde. Bei der Wichtigkeit dieses Motivs teile ich diese nach Hs. Leipzig, Univ.-Bibl. 445 (s. XV), Bl. 13va mit:

In arte nigromancie cuius titulus 'Mors anime' scribitur duo iuvenes studiosi sicut didici leccione, non relacione apud civitatem Tholetum studebant, discipuli hactenus et iam proficientes in magistros. Accidit ut unus illorum usque ad mortem infirmaretur, et iam tempus instabat et hora ut moreretur. Desperatus a medicis et spem in Deum non habuit, sed et illam sine qua nemo salvatur voluntatem amiserat ecclesie celestis. Sic moritur, vitam hanc amittens nec admissus ad illam. Positus in extremis ad mortem tendit, vitam non sentit et socius in eo temptat primum quod nigromancia promittit, nam statum mortuorum scire volentibus ipsa pollicetur. Ait enim

nigromantice ut die septima redeat et se revelet sibi, locum tempusque designat Moritur ille corpore, sed et titulo artis sue, nisi quod titulus in eo completus est prius, nam antea fuit in anima quam in corpore mortuus. Venit dies designatus et ad locum designatum ut refert inquisitor alibi socius, spectans et ipse, cuccurrit ille, an sit ipse socius eius cum admiracione perquirit. 'Ego sum' inquid 'nec me alium suspiceris'. 'Quomodo' ait 'circa te agitur'? 'Male' inquit 'nec aliter quam ars michi promittit'. Et ille: 'Ubi habitas?' 'In inferno'; inquit 'etsi hic videar, infernus michi tamen nusquam deest cui nunquam et nusquam bene est. Id de me senti: ubicumque sum, torqueor et crucior in hac flamma.' 'Qua?' inquit. 'In qua dives ille torquebatur. Ut clibanus ardeo et ab igne non deseror; ignis enim et massa ego sum'. 'Quomodo' ait 'est illud, cum ego id non video?' Erat autem indutus cappa nigra que scripta erat per totum intus et foris. Et mortuus: 'Vis videre incendium meum quo ego crucior?' 'Libenter' inquit. Iactansque oram cappe levavit abante: inde scintilla resiliens viventis manum tetigit et voravit atque perforavit. Dolet, clamat, ipse ferre non sustinens. Cui socius: 'Si tam durum tibi est ferre scintillam, quid sentire me putas qui totus sic ardeo? Et miserius [est] hoc quod non levior sit michi pena nec finis in pena.' Exclamat ille: 'Heu quod nascimur, quod intramus vitam istam, sed [quid] si transimus ad illam post vitam?' At ille: 'Qui vita beate utuntur et recte, et melius et beacius vivunt, nam vita data est hominibus, ut in ea vite melioris beatitudinem mereantur; sed qui negligunt ipsius indultum, similes mei erunt et sicut ego semper ardeo, ita et ipsi semper ardebunt nec cessabunt.' Horror invadit iuvenem; ut fornacem ferrarii desub cappa videt illum fumigantem atque flammantem et querit ab illo: 'Quid hec scriptura significat in cappa,' nam intus et foris videbatur scripta 'quid cappa ipsa qua indueris nigra et sordida?' 'Cappa' inquid 'totum me capiens totam vitam meam significat qua in seculo male vixi et sordide, quod et color eius exponit. Scriptura eius exterior exteriores actus meos et hominibus manifestos significat, interior vero archana mea significat, prava utique que nunc luo omnia et reddo usque ad novissimum quadrantem.' Ad quem socius cum longo suspirio: 'Ego' inquit 'novi te intus et in cute similiter et te ampliora commisi. Quid ergo erit michi?' 'Eadem' inquit 'pacieris que et ego pacior. Si sustinueris ad hoc, potes ad meliora converti, donec spacium habes et copiam promerendi. Hic quamdiu viges sensu et libero arbitrio uteris, merendi locus est. Post exitum anime iam non est meritum, sed meritis frui.' 'Quo ergo me vertam?' ait alter. 'Converti volo, renunciare seculo et vacare Deo, sed in quo ordine nescio.' Ad hec mortuus: 'Que Dei sunt, iam michi scire non licebit, quia cum licuerit, non curavi.' Cui ille: 'Vel que in inferno sunt nosti?' 'Novi' ait 'et bene novi ipsaque noticia pena quam maxima est michi.' 'Estne' inquit 'ibi cognicio personarum, distinccio graduum, distinccio professionum?' 'Est,' ait 'sunt ibi ordines sine ordine cum turbine et confusione penarum eos involvente, cognicione tamen singulorum vel de merito integro permanente.' 'Quorum' inquit 'ordinum animas plus vel minus habet infernus?' 'Nullus' ait 'ordo, nulla professio immunis est hinc, sed monachorum quos griseos vocant minus habet. Hos pastorum suorum cura conservat, nam alii maxime rectorum negligencia pereunt. Iam ad locum unde veni revertar, manere ultra non licet.' 'Unum' ait socius 'dic michi: an iuvari possis?' 'Non possum,' inquit 'perditus sum et pro me orare non licet.' Quo dicto mox evanuit ab oculis eius. Ille vero monachus fit in ordine nostro, manum habens hodie quoque perforatam, si vivit, vivens ita de cetero ut mortem evaderet anime et evadendi aliis exempla preberet.

Nr. XIV ist wie Anhang Nr. 1, S. 208 ff. in der Meisterschen Ausgabe der Libri mir. des Caes. eine Verstümmelung der bekannten *Visio s. Pauli* (hg. von H. Brandes, Halle 1885). Reinholdt hat S. 111, Anm. mit Recht auf die Lücke in Meisters Text hingewiesen, wo es heißt: ab eo (dracone)

procedunt omnes serpentes et omnia genera vermium | et mali ministratores = dt.: unde von syme stanke kommen alle vor giftige slangen unde worme. In synen munt werden geworffin alle fogede, czolnere, czysenseczer rechtsprechir unde kreter. Dies entspricht bei Brandes (Fassung I, S. 65, 17): Ab eo procedunt copie ranarum et omnia genera vermium. In ore eius mittuntur satrape omnes, qui iniquitatem faciunt in terra cum principibus. — Zu Nr. XXIII ist keine Parallele angegeben; vgl. Ward, *Cat. of romances*, vol. II, S. 668. Die Geschichte findet sich auch in der Hs. Leipzig, Univ.-Bibl. 445, Bl. 264va (De heretico et monacho). — Nr. XXVIII mit der Bekehrung des Wucherers kann nicht auf Caes. dial. mir. II 32 zurückgehen, sondern auf eine Erzählung verwandten Inhalts in derselben Leipziger Hs., deren Schluß übrigens dasselbe unbußfertige Verhalten des Wucherers aufweist wie in der Predigt des Bruders Berthold (Germ. III, S. 407 ff.). Auch diese Fassung sei hier abgedruckt:

Beatus Petrus, primum monachus nostri ordinis, post abbas, postremum episcopus Tharentinus fuit, pluris tamen habens monachatum quam episcopatum, cucullam quam infulam. Monachus sibi, plebi episcopus prefuit, perfectus in utroque, duo hec officia competenter implevit. Hic sanctus dum mira faceret, vera predicaret, magna promitteret, venit vir ad eum qui non posuit Deum adiutorem suum, sed speravit in multitudine diviciarum suarum et prevaluit in vanitate sua. 'Heu tu,' inquit, 'vir bone, bona multa sunt michi, que tamen non bene acquisivi, lucris et usuris congesta sunt. Scire velim quid velit Deus super hiis fieri.' Ad quem sanctus: 'Si queris' ait 'consilium, bene consulo: Frumentum habes ex fenore?' 'Eciam' inquit 'et multum'. Item episcopus: 'Voca viduam pauperem et da illi modios duos, datos ab ea redime et in scrinio seorsum pone.' Letus ille quasi pro redemptore anime sue abiit et fecit sic, iussus ab eo scrinium claudere et sequenti mane contemplari. Et factum est ita. Aperuit et ecce reptilia quorum non erat numerus, serpentes et rane quas bufones vocant, sed et omne genus horridum visu, pavendum auditu; versa in hec fuit elemosina illa. Tot erant bestie quot grana frumenti, que omnia versa in sibilos capita protendebant et inclusorem suum devorare gestiebant. Exanimis ille claudit denuo, currit et irruit ad episcopum, refert factum, querit consilium. Et sanctus: 'En' inquit 'ostendit tibi Deus quid lucra tua mereantur et in qualem materiam post hanc vitam convertantur. Si vis modo acquiescere michi, consilium capies et in brevi eternos illos vermes et morsus eorum infinitos ipse non finiendos evades.' 'O quam libenter' exclamat ille, non facturus tamen quod consuleret episcopus 'Vade' inquit 'et in medio illorum te proice, securus et certus quod in crastinum illesus exibis et vulnus aut macula non erit in te.' Reclamat miser in fide deficiens, iussa non faciens: 'O episcope, si vidisses horrorem, si audisses sibilos eorum et stridorem, linguarum attendisses extensionem, caudarum comminacionem, non me velles eorum cohabitatorem. Iube aliud quod vis; in hoc non acquiesco tibi.' Cui episcopus: 'Si una nocte cum hiis esse ita durum, quos tamen crastino sanus evaderes, quid facies in extremum mansurus cum eis et rodendus ab eis?' — Sic vani filii hominum et sibi de vanitate mencientes et se in idipsum decipientes, dum presencia quam futura pluris estimant, appetunt suavia, dura refugiunt, volunt hic divites fieri et incidere in temptacionem et laqueum dyaboli de quo non facilis copia sit denuo exeundi. Ita factum est et huic qui meritum suum in episcopi virtute cognovit, non tamen ad salutem, quia bonum audire noluit consulem.

Zu Nr. XXX vgl. Klapper a. a. O. S. 325 (vgl. Odo de Ceritona).

Greifswald. Alfons Hilka.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXVI, 7/8 Dezember—Januar 1919 [F. Dörr, W. Viëtor †. Zum Gedächtnis. — K. Eckermann, Die Umformung als Hilfsmittel für Vertiefung des Sprachunterrichtes. — L. Spitzer, Über syntaktische Methoden auf romanischem Gebiet. — Anna Brunnemann, Baudelaire und sein Übersetzer Stefan George. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVI, 9/10 Februar—März 1919 [A. Schröer, Wilhelm Viëtors sprachwissenschaftl. Bedeutung. — Th. Speidel, Zur Phonetik der Vokale. — Gertrud Jahrmann, 'Syr Gawayne and the Grene Knyght' und Stuckens 'Gawân'. — M. Kuttner, Pro domo. — K. Richter, Wie treibt man in der Schule praktische Literaturgeschichte? — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVII, 1/2 April—Mai 1919 [W. Küchler, Ernest Renans Jugendwerk 'L'Avenir de la Science'. — M. Freund, Die Nationalhymnen der Irländer. — Th. Schöningh, Zum Kampfe gegen den neusprachlichen Unterricht. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVII, 3/4 Juni—Juli 1919 [H. Mutschmann, Sarah Austin und die deutsche Literatur. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax (XII). — Eug. Lerch, Die zwei Arten des französischen Konjunktivs. — Vermischtes. — Anzeiger].

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von E. Höpffner. XXXIX, 6. 1919 [A. Stimming, Über Haplologie im Französischen. — E. Höpffner, Die Berner und die Oxforder 'Folie Tristan' (Schluß). — F. Settegast, Über einige Fälle von Wortmischung im Romanischen. — Vermischtes: H. Schuchardt, Mallork. *aguinar* 'wiehern', sp. *escolimoso, escolimado* 'störrisch', 'kränklich' usw., katal. *cubi* 'hohl', katal. *poll* 'Laus', katal. *blastomar*. — G. Baist, Zu den Kasseler Glossen. — W. Meyer-Lübke, Frz. Bas-Rhin, Seine-Inférieure. — M. L. Wagner, Südital. *sùdda*, sard. *assudda*, ital. *sulla*, span. *sulla, zulla*, napol. *rente, renza*. — E. Richter, Das Scheinsubjekt 'es' in den romanischen Sprachen. — K. v. Ettmayer, Zur Rolle der Musik in der Metrik der afrz. und aprov. Lyrik. — Besprechungen].

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller, XVIII, 1; ausgegeben im Mai 1919 [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, XII. Band, hg. von Chr. Caminada und Maria Decurtins].

Archivum Romanicum, hg. von G. Bertoni. Vol. II No. 1, Gennaio—Marzo 1918 [P. de Labriolle, Pompa diaboli. — J. Vising, La représentation française des groupes initiaux *sl, sm, sn*. — G. Bertoni, Notizie sugli amanuensi degli Estensi nel quattrocento. — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Quattro discussioni etimologiche. — Note etimologiche e lessicali provenzali e franco-provenzali. — Tre voci giuridiche in antico friulano. — Nuove ricerche su Matteo Maria Boiardo e sulle sue relazioni con i Signori di Ferrara. — Una 'putina de legno' di Lucrezia Borgia. — Bibliografia. — Cronaca bibliografica e critica]. — No. 2, Aprile—Giugno [E. Platz, Recherches sur la formation du genre et la superposition verbale d'après l'Atlas linguistique de la France. — L. Frati, Giunte agli 'Inizii di antiche poesie italiane religiose e morali' a cura di A. Tenneroni (continua). — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni. Etimologie varie. — Ant. lomb. 'frasata' e tergest. 'belisis'. — R. Gatti, Appunti di toponomastica iesina. — T. Sorbelli, Imi-

tazioni e traduzioni in latino della canzone 'Chiare, fresche e dolci acque' del Petrarca. — Bibliografia. — Cronaca bibliografica e critica]. — No. 3, Luglio—Settembre [Camilla Conigliani, L'amore e l'avventura nei 'Lais' di Maria di Francia. — A. Jeanroy et A. Långfors, Chansons inédites tirées du manuscrit français 846 de la Bibliothèque nationale (à suivre). — L. Frati, Iiunte agli 'Inizii di antiche poesie religiose e morali' a cura di A. Tenneroni (continua). — G. Bertoni, Un nuovo giuoco di società alla corte estense nell' età del Rinascimento. — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Etimologie. — J. Niquille, Anc. franç. 'conrei' nourriture, repas. — L. Clédat, Les pronoms italiens *ne, vi, ci, ce*. — G. Bertoni, Un nuovo poeta italiano delle origini]. — No. 4, Ottobre—Dicembre [Varietà e Aneddoti: Blanche Sutorius, Le doctrinal de Raimon de Castelnou (Reproduction diplomatique du ms. Libri 105). — T. Sorbelli, Fantasmi poetici nella canzone: 'Chiare, fresche e dolci acque'. — Ambrosina Rini, Noterelle di morfologia bormina. — G. Bertoni, Una lettera di Guido Postumo Silvestri a Lodovico Ariosto. — Nuovi canti di uccelli in dialetti alto-italiani. — Bibliografia]. — Vol. III, No. 1, Gennaio—Marzo 1919 [A. Jeanroy et A. Långfors, Chansons inédites tirées du maniscrit français 846 de la Bibliothèque nationale (à suivre). — C. Fabre, Un poème inédit de Peire Cardinal. — G. Bertoni, Nota alto studio precedente. — G. Bertoni, Le tenzoni del frammento francese di Berna A. 95. — L. Frati, Giunte agli 'Inizii di antiche poesie religiose a cura di A. Tenneroni' (fine). — Varietà e Aneddoti: M. Mörner, Le 'terminus a quo' du Chevalier au lion. — G. Bertoni, Etimologie italiane, francesi e franco-provenzali. — Bibliografia].

v. Wartburg, W., Zur Benennung des Schafs in den romanischen Sprachen. Ein Beitrag zur Frage der provinziellen Differenzierung des späteren Lateins. Mit zwei Karten. Aus den 'Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften', Jahrgang 1918. Phil.-hist. Kl. Nr. 10. Berlin 1918. 36 S. [Gründlicher und lehrreicher Aufsatz, der zwischen lat. ovis, aries, vervex und den vielen romanischen Bezeichnungen im ganzen mit Erfolg die historische Verbindung herstellt. Besonders anziehend ist der Abschnitt über *vervex* und die Bedeutungsverschiebung, die es in Nordfrankreich erfahren hat. Was S. 17 unten gesagt wird, bedurfte zum mindesten einer Quellenangabe. Daß *subsannare* nur im Spanischen fortlebe (S. 7), kann trotz der Herleitung von afrz. *seoner* durch Jud nicht als sicher gelten, vgl. REW. Nr. 8392.]

Ettmayer, Karl Ritter v., Vademecum für Studierende der romanischen Philologie. Heidelberg, C. Winter, 1919. VIII, 187 S. 4,80 M. [Vielleicht sind noch nie höhere Ansprüche an zum 'Mitgehn' eingeladene Studierende gestellt worden, als es hier geschieht; ein Titel 'Gespräche mit Fachgenossen' wäre dem Inhalte entsprechender, und das gilt auch von der syntaktischen Analyse der Straßburger Eide und der literarhistorischen Interpretation des Ritmo Cassinese. Am ehesten faßlich für den Studierenden wird noch das über die Ausgaben der literarhistorischen Forschung Vorgetragene sein. Recht eigenartig ist die Sicherheit, mit der Methoden-, Definitions-, Einteilungs- und Abgrenzungsfragen behandelt werden, als ob da nicht vieles teils an sich problematisch, teils eine andere Auffassung zulassend, teils überhaupt mangels Vorarbeiten ungeklärt wäre, z. B. wenn die gesamte Dialektkunde in das Gebiet der Stilistik verwiesen und der Dialekt als Stilgattung bezeichnet wird. Auch sonst fehlt es nicht an neuartigen Aufstellungen und Behauptungen, die Bedenken erregen und zum Widerspruch herausfordern, so das über den altfranzösischen Stil gegenüber dem neufranzösischen Geäußerte, so wenn der 'Aucassin' als ein Versuch dargestellt wird, 'dem Siegeslauf, den die Artuslegende seit Crestien in der höfischen Literatur durchschritten hatte, ein Paroli zu bieten', oder wenn der nordfranzösischen Lyrik von Anfang an selbständige Züge zuerkannt werden.

Aber daneben steht glücklicherweise auch viel mit berechtigter Originalität Geschautes, mancherlei sorgsam Durchdachtes und fein Abgewogenes, das sehr anregend wirkt und zum Teil als wirklicher Gewinn gebucht werden kann. Auf Einzelheiten einzugehen ist hier nicht der Ort, doch kann ich nicht umhin, zu bemerken, daß schon wegen des folgenden Konjunktivs nicht begreiflich ist, wie das *cum* in der Eulalia 19 temporale Bedeutung haben sollte (S. 70), daß die Deutung des *altresi* in den Eiden gewiß nicht das Richtige trifft (S. 71) und daß die Behauptung, wir hätten, 'Gott sei Dank, so inhaltsreiche, so geistvolle, so wohlgeordnete Literaturgeschichten ...' (S. 138), ungemein überrascht.]

Barwick, K., Die sogenannte Appendix Probi. S.-A. aus 'Hermes' 54. Bd. 1919. S. 409—22. [Es wird der Nachweis unternommen, daß die Appendix Probi, deren maßgebende Hs. (Vind. 17) unmittelbar auf die Instituta artium folgt, ein Rest aus den verlorenen und in den Instituta artium zitierten Teilen eines grammatischen Werkes ist.]

Richter, Elise, Fremdwortkunde. Aus Natur und Geisteswelt Nr. 570. Leipzig und Berlin, Teubner, 1919. 138 S. [Ein lehrreiches, klar und anziehend geschriebenes Buch, das den Romanisten nicht weniger als den Germanisten interessieren muß. In guter Stoffanordnung behandelt die gelehrte Verfasserin zuerst die Abwanderung der Wörter mit den Unterabteilungen Teilkultur, Allgemeine Kultur, Politische Verhältnisse, dann die Aufnahme der Wörter (1. Warum werden die Wörter aufgenommen? 2. Was wird aufgenommen? 3. Wie wird aufgenommen?), weiterhin die internationalen Bildungen sowie die Wanderwörter und schließlich den Kampf wider das Fremdwort (1. Die Entwöhnung vom Fremdwort; 2. Der Ersatz des Fremdwortes). In manchen Punkten kann und muß man widersprechen, so wenn es heißt, daß 'das deutsche Wort nicht gleich zur Hand war'. Der Grund für letzteres liegt trotz allem S. 52 Vorgebrachten doch letzten Endes in der Auslandverehrung des Deutschen, seinem Mangel an völkischem Sinn, der ihm von Anbeginn eigen ist und keineswegs erst im 18. Jahrhundert erwacht, wie S. 47 behauptet wird, während es S. 60 wieder richtig heißt, daß die Franzosen es immer als etwas Selbstverständliches angesehen haben, ohne deutsche Wörter auszukommen. Zu S. 89—91, wo man übrigens die sonstige Klarheit der Darstellung bzw. Anschauung vermißt, ist zu bemerken, daß Deutschland im 16. Jahrhundert kulturell nicht weniger entwickelt war als Frankreich. Der Satz 'Die weltbürgerliche Gesinnung, der Schönheitstraum früherer Zeiten, wird politisch geforderte Wahrheit der nächsten Zukunft' (S. 103) muß mit aller Entschiedenheit abgelehnt werden, und wenn es weiterhin heißt, daß 'weltbürgerliche und weltmännische Vorurteilslosigkeit weit entfernt ist von läppischer Auslanddienerei, daß da eine scharfe Scheidung not tut', so ist dagegen einzuwenden, daß eine solche Scheidung wohl ein hochentwickeltes Individuum vornehmen kann, aber nicht ein Volk, am allerwenigsten das deutsche. Ist es richtig, daß der Kampf wider das Fremdwort gar keine rein sprachliche Frage ist, sondern eine völkische (S. 136)? Vielleicht wird man sich nur auf den Wunsch beschränken müssen, daß dem so wäre. — Gern hätte man es gesehen, wenn Verf. mehr Beispiele von gut zu verdeutschenden Wörtern gegeben hätte, z. B. 'konsequent' = 'folgerichtig', wobei denn etwas gegen die 'Verdeutschungswörterbücher' gesagt werden konnte — ich denke z. B. an das von Fr. Düsel (1915) —, die eigentlich nur Fremdwörterbücher sind, da sie für ein Wort vielfach eine große Zahl von Ausdrücken bringen, von denen kein einziger einen Ersatz darstellt. Auch würde es sich empfohlen haben, Wörter wie 'perfide' und 'borniert' als Fälle für Unersetzbarkeit anzuführen, weil sich unser 'treulos' und 'beschränkt' weder dem Umfang noch dem Stärkegrade nach damit decken. 'Anschrift' für 'Adresse' wird sich übrigens trotz des an sich nicht unberechtigten Einspruches der Verfasserin, wie es scheint, doch durchsetzen. — Die

S. 21 ff. gebotene Zusammenstellung germanischer Etyma ist dankenswert, bedarf aber etwelcher Überprüfung. Es fehlt z. B. afrz. *espoit* < ahd. *speht* (wie auch bei Meyer-Lübke, REW.), prov. *esclau* neben afrz. *esclou*. *Alérion* < *adalaro* ist doch recht fraglich. Ein fränk. *hestr* bedarf zum wenigsten eines Sternchens. S. 21 muß es anstatt prov. *hiaume* heißen: prov. *elm*, afrz. *hiaume*. S. 62 wird frz. *Arnaud* als Gattungsname 'Feigling' aufgeführt, aber Sachs. Suppl. verzeichnet nur *arnau* aus der Gaunersprache. Daß *-ittus* germanischer Herkunft sein soll (S. 61), beruht wohl nur auf einem Versehen; *Ezz(elino)* gehört nicht in den dortigen Zusammenhang. *Nehmena* und *gebena* (S. 135—36) sind mit Rücksicht auf das kurz vorher Bemerkte nicht verständlich.]

Lerch, Eug., Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens. Gekrönte Preisarbeit der Samson-Stiftung bei der Bayr. Akademie der Wissenschaften. Leipzig, Reisland, 1919. VIII, 427 S. [Nur selten wird einer sprachlichen Erscheinung eine so gründliche Untersuchung zuteil, wie es hier geschehen ist. Auf eine übersichtlich gehaltene Einleitung, die die vorhandene Literatur kritisch beleuchtet, folgt ein systematischer Teil, dessen Ergebnis, daß 'sowohl die kategorische wie die suggestive Gebrauchsweise des Futurums aus der rein prophetischen bezw. potentialen, auf alle Fälle aber rein ansagenden oder rein indikativischen Gebrauchsweise entspringen', man als gesichert ansehen kann. Es fehlt nicht an geistvollen und feinsinnigen Einzelbemerkungen, und groß ist die Belesenheit des Autors. Sie tut sich in langen Reihen von Belegstellen dar, unter denen die französischen durchaus im Mittelpunkte stehen. Die Häufung der Beispiele erklärt sich wohl daraus, daß L. hat zeigen wollen, wie verhältnismäßig gering an Zahl dagegen die deutschen und englischen Stellen sind, die er gleichfalls vorführt (s. auch S. 424—26), und daß das Heischefuturum für das Französische besonders charakteristisch sei; ja, in dem 'Historischen Teil', in dem es sich nur um das Französische handelt, wird letzteres sogar als Tatsache hingestellt ('das Heischefuturum ist etwas spezifisch Französisches'). Dieser Nachweis kann nicht ohne weiteres als erbracht gelten, denn einmal fragt es sich doch, ob L. dem Deutschen und Englischen die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt haben kann (im gesprochenen Deutsch begegnet es jedenfalls gar nicht so selten), und dann muß die Erklärung aus der 'Impulsivität' der Franzosen als einigermaßen problematisch erscheinen. Letzteres scheint L. denn auch gefühlt zu haben, denn er schwächt gleich seine These dahin ab, daß er sagt: 'es scheint im Französischen vergleichsweise häufiger zu sein'. Wenn aber nur dies das Ergebnis sein soll, wozu dann eine so lange Betrachtung wie die von S. 286 bis S. 321? Die zweite These des Historichen Teils 'Das Heischefuturum ist im Französischen vermutlich kein Latinismus' ist vielleicht richtig, indessen etwas wohlfeil gegenüber der Tatsache, daß es im Lateinischen doch schon existiert hat. Dagegen kann man wieder den Ausführungen zur 3. und 4. These zustimmen ('Das H.-F. ist populär' und 'Die kategorische Form des H.-F. ist eine Ausdrucksweise des Affekts'), nur ist wohl nicht genug berücksichtigt, daß es, abgesehen vom Temperament, beim Gebildeten doch nicht wenig darauf ankommt, zu wem er spricht und sprechen muß, also auf die äußeren Bedingungen. — Was als historischer Teil bezeichnet wird, wäre besser psychologischer genannt worden, und die historische Übersicht (S. 347 ff.) durfte um so mehr dem 1. Teil angeschlossen werden, als man ja aus den im letzteren gebotenen Beispielen schon einigermaßen auf die chronologische Verteilung schließen konnte. — Noch einige Bemerkungen im einzelnen: Was Engländer in seiner Dissertation vorträgt, trifft im ganzen das Richtige (S. 25); für ursprünglich fragendes *oz* spricht u. a. das häufige *aus tu* in den ältesten provenzalischen Urkunden, vgl. auch Romania XXXI, 131. Übrigens wird irrtümlich behauptet, daß Meyer-Lübke, Gr. II § 151,

welche Stelle überdies in falschem Zusammenhang aufgeführt ist, als *audi* erklärt. An der S. 85 aus R. de Vaqueiras angeführten Stelle liegt sicher suggestives Futurum vor. Das S. 140 genannte provenzalische Gedicht ist nicht nur ziemlich, sondern (wegen der vielen Anspielungen) sehr unklar, s. Archiv 138, 282. *Mar* + Futurum kann nicht als kategorisch gelten (S. 88), vielmehr ist die gleich im folgenden vorgenommene Deutung als konditionell gewiß richtig; ein Etymon *malo augurio* verbietet sich schon wegen des prov. *mala*. Die Erklärung von *mar* + Konj. kann nicht befriedigen; die Anmerkung zu meinen zwei altfrz. Dichtungen II, 235—37 scheint L. entgangen zu sein. Das im ersten Abschnitt von S. 91 Vorgetragene ist sehr unwahrscheinlich; streiche auf S. 92 das *mar ferez*. Rol. 1709 kann füglich nur als konditional aufgefaßt werden (S. 195). Schon in Mme Bovary heißt es: *quoiqu'il lui faudra pourtant suivre les autres* (zu S. 229 unten). Daß man den Dichtern höfischer Romane einen gewissen Anteil an der Entwicklung milderer Sitten zuzuerkennen habe (S. 372), ist doch nur eine Hypothese, ingleichen daß zwischen *vilain* und Herrn das Gefühl der Sympathie geherrscht habe (S. 375); wie kommt es denn, daß die allermeisten Dichtungen von Verachtung gegen den *vilain* voll sind? Die Authentizität der Keuschheitsgürtel (S. 373) kann nicht bestritten werden, s. A. Schultz, Höf. Leben I, 595. Erst müßte nachgewiesen werden, daß sich das Pronomen in der 2. Person am frühesten durchgesetzt hat, ehe das S. 397 Anm. Gesagte halbwegs auf Richtigkeit Anspruch machen kann. Was S. 399—400 steht, wäre besser fortgeblieben, da hier die Zuständigkeit des Autors fraglich erscheinen muß. Irrtum vorbehaltlich, sind die Stellen nicht näher ins Auge gefaßt, an denen Imperativ und Futurum sich unmittelbar nebeneinander finden, so z. B. Folque de Candie 4919, 7271, 7810, so auch in den Makkabäern, vgl. Lerch S. 125. — Hier und da trifft man auf Spuren der Eile: S. 3 Anm. 1 fehlt die Stellenangabe bei Diez [Gr. III, 282 Anm.]. Streiche im Beispiel aus Racine das erste *vous* (S. 121). *Pourrait* ist gesperrt zu drucken, nicht *serait* (S. 229). S. 232 l. Doon de Maience p. 197 statt 195 und schreibe *mousterrai*. Ein Fabel unter dem Titel 'la male dame' steht nicht in der Sammlung von Montaiglon-Raynaud (S. 387); etwas weiter ist der Text ganz in Unordnung geraten. Schreibe M.-R. III, 158 statt 74, I, 111 statt 6 (S. 388); auch steht nicht *battez-leur* im Text. — Das Anführen von Stellen aus Voßlers Buch, dem es bekanntlich an Subjektivität nicht fehlt, überschreitet in den letzten Abschnitten denn doch jedes Maß. Wenn in einem 'Nachwort' von Toblers und Voßlers Schule geredet wird, so muß gegen diese Gegenüberstellung Einspruch erhoben werden. Auch Toblers Untersuchungen gebricht es nicht an der psychologischen Note, nur freilich, daß er sehr vorsichtig zu Werke geht und so geartete Deutungen nur bei ganz sicheren Unterlagen vornimmt.]

Pauli, J., 'Enfant', 'garçon'. 'fille' dans les langues romanes. Lund, Lindstedt. 1919. 426 S.

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLV, 4 und 5 [Abhandlungen: K. Glaser, Beiträge zur Geschichte der politischen Literatur Frankreichs in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dritter Teil. — K. von Ettmayer, Satzobjekte und Objektoïde im Französischen. — E. Gamillscheg, Beiträge zur französischen Lautgeschichte. I. Zur *u-ü*-Frage. — W. Meyer-Lübke, Zur *u-ü*-Frage. — L. Spitzer, Frz. *habiller* — prov. *avol* — frz. *billet* — span. *dibujar* 'zeichnen' — frz. *deboissier*. — Referate und Rezensionen: A. Schulze, Zwei altfranzösische Dichtungen, hg. von O. Schultz-Gora (3. Aufl.). — H. Heiß, P. Martino, Le roman réaliste sous le second empire. — W. Martini, Aug. Dupuy, France et Allemagne. Littératures comparées. — W. Martini, P. Soblik, Werther und René].

Voßler, K., Französische Philologie, in 'Wissenschaftliche Forschungsgebiete', hg. von K. Hönn. I. Gotha, Perthes, 1919. 68 S. M. 4.

Sneyders de Vogel, K., Syntaxe historique du français, in der 'Neophilologischen Bibliothek'. Groningue, la Haye, 1919. VIII, 389 S.

Seifert, Eva, Zur Entwicklung der Proparoxytona auf 'ite, 'ita, 'itu im Galloromanischen. Berliner Diss., 1919. 121 S.

Fuchs, Ph., Das altfranzösische Verbum *errer* mit seinen Stammesverwandten und das Aussterben dieses Wortes. Münchener Diss., 1919. 61 S.

Repetitorien zum Studium altfranzösischer Literaturdenkmäler, hg. von K. v. Ettmayer. Nr. 2: E. Winkler, Das Rolandslied. Heidelberg, C. Winter, 1919. 40 S. [Praktische und den Bedürfnissen wohlangepaßte Zusammenstellung des Wichtigsten. Die Elision des *i* im Singular des männlichen Artikels ist kein Alterskriterium (S. 28); wenn Meyer-Lübke, Gr. II, 126 sagt, daß *li* sein i nur in der älteren Zeit verliere, so ist das unrichtig, s. Zs. f. rom. Phil. XXXIV, 98. Der Deutung von *terre d'Ebire* durch Tavernier (so Tavernier und Stengel für *terre de Bire*) auf Epirus, sowie von *Imphe* auf Urfa, Irfa (= Orfa = Edessa) gegenüber (S. 29) wäre ein viel lebhafterer Zweifel am Platze gewesen. Es kann sich nicht 'fragen, ob überhaupt ein Satzgefüge vorliegt, oder bloß nebengeordnete Hauptsätze' (S. 12); wir haben es wirklich mit parataktischen Hauptsätzen zu tun.]

Schultz-Gora, O., Zwei altfranzösische Dichtungen. Neu herausgegeben mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar. Vierte Auflage. Halle, Niemeyer, 1919. XIV, 226 S. M. 4,50.

Krämer, Ph., Das Meer in der altfranzösischen Literatur. Gießener Diss., 1919. 95 S.

Leitzmann, A., Die Kitzinger Bruchstücke der Schlacht von Alischanz. S.-A. aus 'Zeitschrift für deutsche Philologie' Bd. 48.

Winkler, E., Französische Dichter des Mittelalters II. Marie de France. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl., 188. Bd.. 3. Abt. Wien, Hölder, 1918. 130 S.

Lerch, Eug., Die Bedeutung der Modi im Französischen. Leipzig, Reisland, 1919. VIII, 111 S.

Platz, E., Les noms français à double genre. Luxemburg, Worré-Mertens, 1919. 62 S. [Der Titel des nicht unnützlichen Büchleins entspricht nicht recht dem Inhalte. Es handelt sich um eine Zusammenstellung nur einer Anzahl von Substantiven, und dann sind es nicht nur solche, deren Geschlecht heute schwankt, sondern deren Geschlecht früher schwankte. *Labour* ist ein Verbalsubstantiv zu *labourer*. *Doute* ist im Altfranzösischen nicht ausschließlich weiblichen Geschlechts (vgl. das prov. *dopte*). *Amour* m. ist gewiß auf Personifikation zurückzuführen. Afrz. *gens* 'etwas' kommt natürlich nicht von *gentes*, sondern von *genus*.]

Deutsch-französisches Satzlexikon für Praxis und Unterricht. Nach Sammlungen von Charles Rieffel ergänzt und umgearbeitet von H. Rabe. Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1919. 661 S. M. 26,40.

C. Cury, O. Boerner, Histoire de la littérature française. Troisième édition revue par J. Vernay. Leipzig et Berlin, Teubner, 1918. XIII, 381 S. Geb. M. 6.

Busse, B., Das Drama I. Von der Antike bis zum französischen Klassizismus. Zweite Aufl., hg. von Niedlich, Imelmann und Glaser (Aus 'Natur und Geisteswelt' Nr. 287). Leipzig und Berlin, Teubner, 1918. 132 S. Geb. M. 1,90. — II. Von Voltaire zu Lessing. Zweite Aufl., hg. von Ludwig und Glaser (Nr. 288). 115 S. Geb. M. 1,90.

Weddigen, E., Volkstümliche Rede und Lebensweisheit bei Molière. Marburger Diss., 1918. 70 S.

Wechßler, E., Der Neuphilologe zu Felde. Marburg, Elwert, 1918. 22 S.

Curtius, E. R., Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich. Potsdam, Kiepenheuer. 275 S. M. 16,50.

Küchler, W., Romain Rolland, Henri Barbusse, Fritz von Unruh. Vier Vorträge. Würzburg, Verlagsdruckerei, 1919. 86 S.

Zünd-Burguet, A., Exercices pratiques et méthodiques de prononciation française. Deuxième édition revue et corrigée par H. Wengler. Marburg, Elwert, 1919. IV, 127 S. M. 3,50. [Die Bezeichnung einer zweiten Auflage ist nicht gerechtfertigt, denn was hier vorliegt, ist etwas anderes als das im Jahre 1901 unter dem Titel 'Praktische Übungen zur Aussprache des Französischen in methodischer Anordnung' erschienene Buch. Der Grundcharakter (Einübung zahlloser Wörter und Sätze) ist zwar der gleiche, aber Anordnung und Inhalt sind ganz verschieden. Viel besser hätte Z.-B. daran getan, seine längst vergriffene Schrift 'Méthode pratique, physiologique et comparée de prononciation française, accompagnée d'un livret d'illustrations', Paris 1902, neu auflegen zu lassen (vgl. meine Anzeige davon im Archiv, Bd. 111, S. 465 f.), denn diese ist wirklich theoretisch wie praktisch sehr brauchbar und besonders wertvoll durch die vorzüglichen Lippenbilder einer die verschiedenen Laute artikulierenden Pariserin.]

Engelke, K., Französisch-deutsche Wörtersammlung, geordnet nach Bildern aus Natur und Menschenleben. Zweite Auflage. Gotha, Perthes, 1919. 61 S.

Velhagen und Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben. Prosateurs français:

212, B. Fabre, J.-H., Souvenirs entomologiques, hg. von W. Violet. 130 S. M. 1,20.

213, B. Mme J. Malassez, Jacques et Juliette. hg. von Fr. Faßbinder. 83 S. M. 1,20.

Francillon, C., Französisch-deutsches Gesprächsbüchlein. Zweite Aufl. Berlin und Leipzig, Göschen, 1919. Sammlung Göschen. 145 S. M. 1,80.

Krebs, E., Praktische Anleitung zum englischen und französischen Lautkursus. Paderborn, Schöningh, 1919. 29 S. M. 1,20.

Gebhardt, J., Fremdsprachliches Unterrichtswerk zum Schulgebrauch und Selbstunterricht. II. Teil: Der Franzose II von K. Seiler. Leipzig, Liebisch, 1913. Geb. M. 2,40.

Strohmeyer: Französisches Unterrichtswerk. F. Strohmeyer. Franz. Schulgrammatik. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1919. VII, 254 S.

Strohmeyer, Franz. Unterrichtswerk B 2: Elementarbuch 2, hg. von H. Strohmeyer und Fr. Strohmeyer. Zweite Auflage. Leipzig und Berlin, Teubner, 1919. IX, 269 S.

Provenzalisch.

Kolsen, A., Zwei provenzalische Sirventese nebst einer Anzahl Einzelstrophen. Halle, Niemeyer, 1919. 31 S. [Die beiden Sirventese sind Gr. 335, 33 (P. Cardinal) und 641, 61 anonym). Nur ein paar Bemerkungen hierzu wie zu den folgenden Einzelstrophen: Die Schreibung von Appel bei B. von Vendatorn 33, 18 kann trotz des S. 4 Anm. Vorgeschlagenen bestehen bleiben. Auch *hi, i* von JM (I, 33) war zu belassen, denn der Aussagesatz ist ja ein Nachsatz, und *i* und *en* können diesen ebenso beginnen wie ein tonloses Pronomen, wenn es auch solcher Beispiele nicht viele gibt. In 4, 3 ist *en Blacatz* keine Anrede, und Soltau wird mit Unrecht getadelt. 11, 9—10 war bei den Hss. zu bleiben; die rechte Deutung gibt Zenker zu F. de Romans Nr. VII; die Strophe ist nämlich keine *cobla esparsa*, sondern Str. 4 des Gedichtes *Quan cug chantar* des F. de Romans, das Bartsch, Gr. zweimal als 156, 11 und 156, 13 aufgeführt hat. In 12, 6 ist das in der Anmerkung Vorgetragene unannehmbar; übrigens sind die Worte *a zo qe·s de[s]* unübersetzt. Die

letzte Zeile von Nr. 17 gehört nicht zu der betreffenden Strophe und gibt ja auch im Hinblick auf den Zusammenhang gar keinen Sinn, vielmehr ist sie der Anfangsvers des bekannten Gedichtes von F. de Marselha *Si tot mi sui a tart aperceubutz* (Gr. 461, 21), der durch ein Versehen des Kopisten an diese Stelle geraten ist; wir haben es also nur mit einer achtzeiligen Strophe zu tun, und der Vers ist mitsamt dem eingeführten *fort* zu streichen. Für Nr. 22 s. dieses Archivheft, 'Ein provenzalisches Sprichwort'.

Italienisch.

Schürr, Fr., Romagnolische Dialektstudien I: Lautlehre alter Texte. Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften in Wien. Phil.-hist. Kl. 187. Bd., 4. Abt. Wien, Hölder, 1918. 150 S.

Vangensten, Ove C. L., Leonardo da Vinci's Sprog. En stilistisk-sproglig Undersøgelse. Christiania, Dybwads forlag, 1917. XI, 238 S.

Spitzer, L., Ital. *luzzaretto* — ital. *ghetto*. S.-A. aus 'Wörter und Sachen' Bd. VI, Heft 2. [Die Herleitung von *lazzaretto* ist geistvoll und überzeugend.] — Ders., Zu Römisch '*buggero*' termine generico come '*coso*', '*negozio*'. S.-A. aus 'Wörter und Sachen' Bd. VI, Heft 2.

Spörri, T., Il dialetto della Valsesia. Berner Diss. Milano, Hoepli, 1918. Estratto del 'Reale istituto lombardo di scienze e lettere', vol. I, 1, S. 391—409 und 683—752.

Spanisch.

Boletin de la Biblioteca Menendez y Pelayo. Enero-Febrero 1919. Santander. 56 S.

Spanische Bücherei, hg. von A. Haas und E. D. Rodiño. Erster Band: Pio Baroja, Der Majoratsherr von Labraz. München, G. Müller, 1918. 301 S. M. 9. — Zweiter Band: Jacinto Benavente, Der tugendhafte Glücksritter — Die frohe Stadt des Leichtsinns — Das letzte Menuett. München, G. Müller, 1919. 314 S. M. 9.

Spitzer, L., Katalanische Etymologien. S.-A. aus dem 'Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten'. 6. Beiheft. Bd. XXXV. 1917. Hamburg 1918. 35 S. [Wertvolle kleine Studien zur Herkunft und Bedeutung einer größeren Zahl von katalanischen Wörtern und Wendungen. Die Herleitung von *solcir* ist nicht einleuchtend; ein Hinweis auf Diez, EW S. 682 und 776 hätt immerhin nicht geschadet.]

Portugiesisch.

Eilers, G., Lições portuguezas, Kurze praktische Anleitung zum raschen Erlernen der portugiesischen Sprache. Leipzig u. Berlin, Teubner, 1919. VI, 196 S.

Varia.

Imago, Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften, hg. von S. Freud. V. Jahrgang, Heft 4. Leipzig und Wien, 1919.

Seidel, A., Türkische Chrestomathie. Wien u. Leipzig, Hartleben. 190 S. Geb. M. 2,40.

Hassan, Oghlu Bei, Türkisch-deutsche Gespräche. Wien u. Leipzig, Hartleben. 190 S. Geb. M. 2,40.

Philipp, K., Wörterbuch der deutschen und türkischen Sprache. Wien u. Leipzig, Hartleben. 309 S. Geb. 2,40.

Peroch, S., Grammatica tedesca per lo studio autodidattico. Terza edizione. Wien u. Leipzig, Hartleben. 182 S. M. 2,40.

Stockinger, J., Ungarische Sprichwörter in deutscher Sprache. Wien u. Leipzig, Hartleben. 36 S. M. 1,20.

Birnbaum, S., Praktische Grammatik der Jiddischen Sprache. Wien u. Leipzig, Hartleben. 188 S. Geb. M. 2,40.

Graf, A., Los vom Philologismus. Nürnberg, Burgverlag, 1919. 69 S.

Samter, E., Kulturunterricht. Erfahrungen und Vorschläge. Berlin, Weidmann, 1918. 204 S. Geb. M. 7.

Horn, Ew., Das höhere Mädchenschulwesen in Deutschland. Eine vergleichende Übersicht mit besonderer Berücksichtigung der Stundenpläne. Berlin, Weidmann, 1919. 156 S. M. 7.

Hirzel, R., Der Name. Ein Beitrag zu seiner Geschichte im Altertum und besonders bei den Griechen. Abhandl. der philol.-hist. Klasse der sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften XXXVI, Nr. 2. Leipzig, Teubner, 1918. 108 S. M. 4,80. [Der Personenname Paris kommt von Patricius und hat nichts mit dem Namen der Stadt Paris zu tun (S. 59).]

Otto, E., Zur Grundlegung der Sprachwissenschaft. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1919. VII, 153 S.

Fulda, Fr. W., Zum Beruf geboren. Grundsätzliches zur Berufsfrage. Jena, Diederichs, 1919. 44 S. Tat-Flugschriften 33.

Mockrauer, Fr., Grundlagen des Moralunterrichts. Praktische Vorschläge für unsere Schulen. Jena, Diederichs, 1919. 62 S. Tat-Flugschriften 34.

Pokorny, J., Die Stellung des Tocharischen im Kreise der indogermanischen Sprachen. S.-A. aus den Berichten des Forschungs-Institutes für Osten und Orient in Wien III, 1—30. 1919.

Braun, A., Zeitungs-Fremdwörter und politische Schlagwörter, verdeutscht und erläutert. Sechste Auflage. Berlin, Buchhandlung Vorwärts, 1919. 68 S.

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

74. JAHRGANG, 140. BAND
DER NEUEN SERIE 40. BAND

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1920

Inhalts-Verzeichnis des 140. Bandes

der neuen Serie 40. Bandes

Abhandlungen

Seite

Albert Malte Wagner, Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs. (Fortsetzung) 1
Walther Fischer, Ferdinand Freiligrath und Amely Bölte (1847—48) 25
Alfons Hilka, Zur Katharinenlegende: Die Quelle der Jugendgeschichte Katharinas, insbesondere in der mittelniederdeutschen Dichtung und in der mittelniederländischen Prosa 171
Arthur Weber, Aus dem Lager der Berliner Romantik 185

F. Holthausen, Ein mittelenglischer Hymnus auf Maria und Christus und seine kymrische Umschrift 33
Fritz Fiedler, Dickens' Belesenheit 43
Karl Brunner, Die Reimsprache der sog. kentischen Fassung der 'Sieben weisen Meister' 199

Ludwig Pfandl, Der *Diálogo de Mugeres* von 1544 und seine Bedeutung für die Castillejo-Forschung 72
G. Cohn, Bemerkungen zu 'Adolf Toblers Altfranzösischem Wörterbuch', Lieferung 1 u. 2. (Fortsetzung) 84
Max J. Wolff, Ariosts Satiren 206
Heinrich Geizer, Maupassant und Flaubert 222
Max Leopold Wagner, Das Sardische im Romanischen etymologischen Wörterbuch von Meyer-Lübke (Lieferung 9 u. 10) 240

Kleinere Mitteilungen

Über die Echtheit des Sesenheimer Liedes 'Balde seh ich Rickgen wieder'. Von Rudolf Ballof. 247
Neue kritische Bemerkungen zu Uhlands Briefwechsel und Tagebuch. Von Wilhelm Moestue. 251
Der erste Psalm in niederländischer Dichtung vom Jahre 1740. Von C. Th. Lion . . . 252
Vom Pradler Bauerntheater. Von Kaspar Schwarz 254

Zur altenglischen Wortgeschichte. Von Wilhelm Horn 106
Note on the Anglo-Saxon Indicia monasterialia. Von A. E. H. Swaen 106
Bibliographisches zu John Forbes' Songs and Fancies. Von Hans Hecht 108
Zum Balladenrhythmus. Von Karl Brunner. 259
Zu Thomas Occleve. Von F. Liebermann 261
Zu Chaucers Stellung in Hofämtern. Von F. Liebermann. 261
Zu Liedrefrain und Tanz im englischen Mittelalter. Von F. Liebermann 261
Zwischenspiele für Edward II. Von F. Liebermann 262
Shute mengl.: 'Lastschiff'. Von F. Liebermann. 263

Zu Giulio Bertoni, 'I Trovatori d'Italia', Modena 1915. Von E. Levy (†) 109
Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie. Von Victor Klemperer 125
Zu '*Goufre de Satenie*'. Von Alfons Hilka 130
Zu Pons von Capduelh. Von Kurt Lewent 263
Afrz. *Bourghés*, Obl. *Bourghét*. Von O. Schultz-Gora. 264
Nochmals ital. *ghetto*. Von Leo Spitzer 265
Zu 'fils de char'. Von Walter Benary. 266

Sitzungsberichte der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1919 136
Verzeichnis der Mitglieder der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen, Januar 1920 141

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Gertrud Bäumer, Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik, ausgewählt und eingeleitet von G. B. 2. Aufl. (H. Beyer) 268
Walther Brecht, Conrad Ferdinand Meyer und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung. (H. Beyer). 147
Albert Leitzmann, Wilhelm von Humboldt. Charakteristik und Lebensbild. (Albert Ludwig). 267
Literaturgeschichte der deutschen Schweiz im Mittelalter. Ein Vortrag mit anschließenden Ausführungen und Erläuterungen von Dr. Samuel Singer. (Hermann Schneider) . 146

Seite

Wolfram Suchier, Dr. Christoph Philipp Hoester: Ein deutscher kaiserlich gekrönter Dichter des 18. Jahrhunderts. (Heinz Kindermann) 145

Arnold Bennet, The Truth about an Author. (Albert Ludwig) 275
Maria Born, Die englischen Ereignisse der Jahre 1685—1690 im Lichte der gleichzeitigen Flugschriftenliteratur Deutschlands. (F. Liebermann) 271
Anna Jacobson, Charles Kingsleys Beziehungen zu Deutschland. (Karl Brunner) . . 273
John Maynard Keynes, The economic consequences of the Peace. (F. Liebermann) . . 148
Paul Lehmann, Wert und Echtheit einer Beda abgesprochenen Schrift. (F. Liebermann) 269
Theodore Roosevelt, History as literature, and other essays. (A. Brandl) 274
H. Thiemke, Die me. Thomas Beket-Legende des Gloucesterlegendars. Kritisch herausgegeben mit Einleitung. (Karl Brunner) 270
H. B. Marriott Watson, The Excelsior. (Albert Ludwig) 275
C. N. and A. M. Williamson, The Wedding Day. (Albert Ludwig) 275

Der Trobador Cadenet, hg. von Carl Appel. (O. Schultz-Gora) 288
Alexandre Eckhardt, Remy Belleau. Sa vie. Sa 'Bergerie'. Étude historique et critique. (H. Heiß) 292
Vicente García de Diego, Elementos de gramática histórica castellana. (Fritz Krüger) 159
Margot Henschel, Zur Sprachgeographie Südwestgalliens. (W. v. Wartburg) 155
A. Lombard, La correspondance de l'abbé Du Bos. — Ders., L'abbé Du Bos. Un initiateur de la pensée moderne (1670—1742). (H. Heiß) 165
Dr. Fritz Neubert, Die literarische Kritik Guy de Maupassants. — Derselbe, Die kritischen Essays Guy de Maupassants (mit Ausschluß der literarischen Kritik). (Heinrich Gelzer) 295
Ludwig Pfandl, Robert Southey und Spanien. Leben und Dichtung eines englischen Romantikers unter dem Einflusse seiner Beziehungen zur Pyrenäischen Halbinsel. (Adalbert Hämel) 163
Eva Seifert, Zur Entwicklung der Proparoxytona auf *-ite, -ita, -itu* im Galloromanischen. (O. Schultz-Gora) 164
Leo Spitzer, Über einige Wörter der Liebessprache. Vier Aufsätze. — Ders., Anti-Chamberlain. Betrachtungen eines Linguisten über Houston Stewart Chamberlains 'Kriegsaufsätze' und die Sprachbewertung im allgemeinen. — Ders., Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß. Eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung. (Eugen Lerch) . 167
Leo Spitzer, Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik. (Eugen Lerch) 282
K. Vossler, La Fontaine und sein Fabelwerk. (O. Schultz-Gora) 294
Emil Winkler, Marie de France. (Heinrich Gelzer) 279

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Neuere Sprachen

W. Creizenach, Geschichte des neueren Dramas, II. Bd.: Renaissance und Reformation. 1. Teil. 2. verm. u. verb. Aufl. 302

Germanisch

Eduard Sievers, Metrische Studien, IV: Die altschwedischen Upplandslagh nebst Proben förmverwandter germanischer Sagdichtung. 2. Teil: Texte 302

Deutsch

Das Nibelungenlied, Übersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext, hg. von W. Frege 304
A. Henrich, Die lyrischen Dichtungen Jakob Baldes. (Hermann Schneider) 304
Max Scherrer, Kampf und Krieg im deutschen Drama von Gottsched bis Kleist. Zur Form- und Sachgeschichte der dramatischen Dichtung. (Wolfgang Stammler) . . . 305
F. Grillparzer, König Ottokars Glück und Ende, Trauerspiel in fünf Aufzügen, hg. von Woldemar Haynel 306
Leopold von Ranke, Auswahl aus seinen Werken, hg. von Otto Bauer 306
Die Quellen zu Gottfried Kellers Legenden. Nebst einem kritischen Text der 'Sieben Legenden' und einem Anhang hg. von Albert Leitzmann. (Wolfgang Stammler) . 307
F. Beyel, Zum Stil des Grünen Heinrich. (Hermann Schneider) 307

Englisch

Otto Jespersen, Growth and structure of the English language. Awarded the Volney prize of the Institut de France 1906. Third ed. revised 311
M. Trautmann, Die ae. Rätsel des Exeterbuchs. (A. Brandl) 312
Erna Hackenberg, Die Stammtafeln der ags. Königreiche 313
Lawrence Mason, Genesis A, translated from the Old English. (Karl Brunner) . . . 313
G. Rubens, Parataxe und Hypotaxe in dem ältesten Teil der Sachsenchronik (Parker-Hs. bis zum Jahre 891). (Karl Brunner) 313
The recluse, a fourteenth century version of the Ancren riwle, critically edited by Joel Pählsson 314

Seite

Chaucer-Handbuch für Studierende, ausgewählte Texte mit Einleitungen, einem Abriß von Chaucers Versbau und Sprache nebst einem Wörterverzeichnis, hg. von M. Kaluza 314
Karl Arns, Der religiöse britische Imperialismus 315
R. E. Zachrisson, Engelska stilarter 315
B. Münz, Shakespeare als Philosoph 316
A. Eichler, Anti-Baconiaens, Shakespeare-Bacon? Zur Aufklärung seines Anteils an der Erneuerung Österreichs 316
Hildegard Harz, Die Umschreibung mit *do* in Shakespeares Prosa 316
Shakespeare, Julius Caesar, auf Grund der Schlegelschen Übersetzung m. Einl. u. Anm. hg. von Christian Gaehde 316
Gertrud Landsberg, Ophelia: die Entstehung ihrer Gestalt und ihre Deutung 317
Elisabeth Zuber, Kind und Kindheit bei George Eliot. 317
A. Brandeis und Th. Reitterer, Lehrbuch der engl. Sprache für Realschulen . . . 319
Chambers, Two centuries of English history 319
John Stuart Mill, On liberty, mit Anmerkungen zum Schulgebr. hg. von Wieckert . 320
Stories of the great war by various authors 320

Romanisch

J. Pauli, 'Enfant', 'garçon', 'fille' dans les langues romanes. Essai de lexicologie comparée 321

Französisch

Gesellschaft für Romanische Literatur. Dresden. Sechzehnter Jahrgang, 1917 322
K. Bartsch, Chrestomathie de l'ancien français (VIIIe—XVe siècles) accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. Douzième édition entièrement revue et corrigée par Leo Wiese 323
Repetitorien zum Studium altfranzösischer Literaturdenkmäler, hg. von K. v. Ettmayer, nº 1: K. v. Ettmayer, Der Rosenroman (erster Teil). Stilistische, grammatische und literarhistorische Erläuterungen zum Studium und zur Privatlektüre des Textes . . 324

Italienisch

E. Walser, Studien zur Weltanschauung der Renaissance. (H. Gelzer) 325

Spanisch

R. Ruppert, Die spanischen Lehn- und Fremdwörter in der franz. Sprache. (H. Gelzer) 326
R. Ruppert, Spanisches Lesebuch für Anfänger und Fortgeschrittene 327

Zu Huracan, Arch. 139, p. 217 ff. (W. Mulertt) 327

Berichtigung 170
Berichtigung zu Arch. 139, S. 270. (Sch.-G.) 327

Ungedruckte Dichtungen und Briefe aus dem Nachlaß Heinrich Wilhelm von Gerstenbergs.

(Fortsetzung.)

XIX. Gerstenberg an Carl Friedrich Cramer.

12.[1]

Liebster Cramer, ich schicke Ihnen Minona doch noch früher, als ich gedacht hatte. Welche Freude für mich, wenn Sie nun bey Ihrer eigenen prüfenden Durchlesung auch die zweyte Probe des sich selbst gelassenen Aristarchs aushielten! Kaum hoff ichs, hoff es um desto weniger, da Sie bereits ein Paar vorläufige Urtheyle bey sich festgesetzt haben, die Sie, so wie Sie das Stück nun mehr in der Nähe beleuchten werden, kaum anders als bestätigt finden können. Ich werde aber wahrlich schon [*Tintenfleck*] zufrieden seyn, wenns Ihnen bey alldem nur von derjenigen Seite und aus dem Gesichtspunkte gefallen wird, von Seiten des Interesses für ein Publikum, das weder Britte noch Angelsachs ist — (wie ich schreibe!) — aus dem Gesichtspunkt, meyne ich, in den ich selbst mich gestellt hatte, da ichs entwarf und hinschrieb. Auf dieses Urtheil werd ich am aufmerksamsten hinhorchen, wenn Sie mir einst Ihre Meynung im Ganzen sagen.

Den Dialog hab ich nur hin und wieder mehr gerundet. Terenzisch kann und darf er nun einmal nicht werden. Eine leicht zu übersehende meist bekannte Fabel, ein enger Zirkel von Unterrednern verträgt einen andern Dialog, als ein Stück von ganz entgegengesetzter Art. Ich wills einmal darauf ankommen lassen, ob das Publikum das ausfinden wird, ich habe mich in den Anmerkungen über diesen Punkt lieber gar nicht erklärt. Auch Voß meynt, daß das nun nicht mehr nöthig seyn dürfte.

Aus Ihrem Sonnenfels[2] hab ich mich, aufrichtig gesprochen, weniger erbaut, als ich erwartete. Ich sehe wohl, daß der Mann weiß, wie man für den und jenen Zweck dialogiren soll, aber was ich für meynen Zweck bey ihm suchte, hab ich keineswegs gefunden, eigentlich gar nichts. Der Eine machts so, der Andre wieder anders: wenns nur jeder in seiner Art recht macht! Es scheint mir sogar, als wenn ichs ihm in den cruden Elementen, über die er sich ausbreitet, just recht gemacht haben werde. Das aber möchte mich eben nicht sehr kitzeln! Sollte allenfalls künftig etwas über meinen Dialog gekunstrichtert werden, worinn mir zu nah geschähe, so werde ich dann noch immer Gelegenheit haben, es in irgend einem Journale zu beantworten — wenns der Mühe werth wäre.

Nur eine einzige Anmerkung kann ich hier nicht mit Stillschweigen übergehen, weil sie auf einen Ihrer eigenen Einwürfe trifft, den ich eben darum am liebsten heben möchte, weil er von meinem Freunde herkommt. Dem Dichter sind für die Vorstellung seines Schauspiels drey höchstens vier Stunden ausgesetzt. Wirds nun wohl möglich seyn, eine so verwickelte und

[1] Undatiert; wahrscheinlich vor Nr. 9 einzurücken.
[2] 'Briefe über die Wienerische Schaubühne'.

deutlich zu machende Exposition, wie die meinige, die von Anfang bis zu Ende durch das ganze Stück fortläuft, in einen so kurzathmigen Dialog auszuspinnen, wie etwa der beym Terenz oder Goldoni ist? Die Fabel muß klar begriffen werden, das ist eine Hauptbedingung, das Maaß der vier Stunden soll auch nicht überschritten werden, das ist die zweyte. Denken Sie sich nun einen Dialog, der sich über jeden Haupt- und Neben-Umstand meiner Fabel so ergösse, wie Sie wünschen, der nichts concentrirte, nichts im Vorbeygehn, d. i. periodisch mit aufnähme, für jeden Incidentpunkt eine Frage, für jede Frage eine Antwort zubereitete, alle andern Zwecke fahren ließe, um den einzigen Zweck des Dialog Genüge zu thun: wo würd ich ein Ende finden? Denken Sie sich's, bester Cramer, noch lieber, versuchen Sies einmal, ich bin überzeugt, Sie werden ganz auf meine Seite treten.

Kurz, was ich in der Minona für recht und notwendig gehalten habe, halt ich darum nicht in jedem Stücke für gut. Ich getraue mir zehn Dramen zu machen, die alle einen ganz verschiedenen Dialog haben, und darum doch ohne Tadel seyn sollen. Das ists, was ich meyne, des weiteren hab ich nichts sagen wollen. Wenigstens werden Sie mir zugeben, daß ich für den Fall nichts im Sonnenfels habe finden können.

So nehmen Sie sie denn nun hin, diese letzte Tochter meines betagten Gehirns, und geben Sie ihr nicht allein ihren[1] Segen zu ihrer bevorstehenden Reise in die Welt, sondern nehmen Sie sie auch in Ihren Schutz wider allerley Nachstellungen, grobe und feine, öffentliche und heimliche Gefährdungen, es sey nun an ihrem guten Leumund, oder an ihrer jungfräulichen Scham: was Sie für meine Tochter thun, haben Sie dem alten Freunde, ihrem Vater, gethan.

Schicken Sie sie mir aber auch zum vorläufigen Gebrauch bald wieder zurück, wenn die Abschrift ins Reine gebracht ist. Ich höre von Voß, daß Klopstocks Hermann gewaltig uncorrect und zuweilen sogar unlesserlich geschrieben ist, besonders in den Namen. Ich wäre daher der Meynung, wir ließen zur Probe erst die beiden letzten Akte, um die es mir ohnehin eigentlich nur zu thun ist, abschreiben, und wenn wir damit zufrieden wären, könnten wir mehrerer Zierlichkeit wegen auch zu den beiden ersten schreiten. Zu dem Ende wird es gut seyn, wenn Sie dem Copisten das Maaß von dem Format der beiden ersten Akte geben (ohne ihm doch diese ersten Akte zu behändigen). Ich erhalte dann alle vier Akte mit dieser Abschrift der beiden letzten zugleich zurück, und bitte Sie nur noch um des Himmels willen dafür zu sorgen, daß nichts, auch nicht Eine Zeile von dem Mspt. verlohren gehe, weil mich das in die allergrößte Verlegenheit setzen würde, das Verlohrene zu ergänzen.

Schreiben Sie mir aber ja vorher Ihr Urtheil — ich bin ungeduldiger auf Ihr Urtheil, als ich Ihnen sagen mag — unter andern auch von den Anmerkungen, von dem großen Chore der Sieben, kurz alles, was Sie nur auf dem Herzen haben. Ich wünschte zu wissen, wie der Zirkel, dem Sies vorlesen werden, mich versteht, besonders, was Ihr verehrungswürdiger Vater zu tadeln oder zu billigen findet.

Und nun, mein bester Cramer, umarme ich Sie, mit wiederholtem Dank für Ihre freundschaftliche Bemühung und für Ihre Bücher, die Sie hier unversehrt zurück erhalten.

Ihr G.

[1] Statt 'Ihren'.

13. Altona 5. Jan. 1787.

So sehnlich ich mir das Glück gewünscht habe, Sie nach Ihrer Rückkunft von Kopenhagen wieder zu umarmen, die Geschichte Ihrer Reise zu Wasser und zu Lande aus Ihrem eigenen Munde zu vernehmen, und tausenderley Dinge mit Ihnen durchzuschwatzen, von denen es nur mit Ihnen zu reden der Mühe lohnt: so ists mir doch nicht möglich, mein liebster Cramer, dießmal zum Umschlage nach Kiel zu kommen. Ich muß mich, so wie Klopstock, mit der Hoffnung gedulden, daß Sie vielleicht selbst bald zu uns herüberkommen; ich muß mich auf das Vergnügen einschränken, mit meinen Freunden von Ihnen zu reden, wenn ich nicht mit Ihnen reden kann: und, was mir Altona und Hamburg noch interessanter macht, dieß Vergnügen habe ich nicht selten. Ja, mein Cramer, es ist hier wahrlich gut seyn! O daß ich Sie bey mir hätte! Und dann nur noch Einen Wunsch meiner Seele — daß man in Kopenhagen etwas thätiger für mich wäre.

Wie viel hätte ich Sie zu fragen! wenn ichs nicht selbst für besser hielte, nichts schriftlich zu anticipiren, was Sie mir mündlich reichlicher geben werden.

Ich will vielmehr zur Hauptsache, die der Zweck meines heutigen Geschreibsels ist. Da ich die Bequemlichkeit habe, einen Theil meiner Zinsen dießmal hier in Altona zu erheben, und über den Rest von Kiel aus anderweitig zu disponiren, so gelangt meine Bitte an Sie, mein Bester, wie folgt:

Daß Sie die Güte haben wollen, die hier angeschlossenen drey Quittungen rpp. an diejenigen Bevollmächtigten der Landschaft Suider- und Norderdithmarschen, wie auch des Kirchspiels Neuenkirchen daselbst, freundschaftlich zu befördern, von denen ich die Zinsen für die darinn benannten Capitalien, zusammen 260 R., in dem itzigen Umschlage empfangen soll. Einer von diesen wird vermuthlich der Kirchspielvogt Johannsen aus Meldorf seyn, der Ihnen die beiden anderen leicht nachweisen wird. Ich glaube nicht, daß ein förmlicher Auftrag an Sie, diese Gelder für mich zu erheben, nöthig seyn wird. Sollte dieß aber seyn, und Sie hätten Gelegenheit sich im Vorwege danach zu erkundigen, so wird es noch Zeit genug bis zum 14. oder 15. seyn, ein solches Document nachfolgen zu lassen.

Item. Nachdem Sie diese resp. Zinsen erhoben haben, ersuche ich Sie, sie bey sich zu deponieren, bis Sie nähere Nachricht, die ich Ihnen heute noch nicht geben kann, von mir erhalten, an wen Sie das Ganze der 260 R., oder einen Theil davon, abliefern werden.

Weiter weiß ich mich in dieser großen Geld-Angelegenheit auf nichts zu besinnen.

Ich hoffe, daß ich meine Dithmarsischen Gelder ohne Gefahr dort stehen lassen könne, und verlasse mich auf Boie, auf dessen Rath ich sie da untergebracht habe. Sollte Ihnen aber irgend ein bedenklicher Umstand zu Ohren kommen, so bitte ich Sie sehr, mein liebster Cramer, mich so bald als möglich davon zu benachrichtigen.

Gestern las mir Klopstock ein Gespräch zwischen Ihm und R aus seiner Grammatik vor, das noch ganz naß aus seiner Feder aufs Papier gekommen war. Ich wollte, ich könnte es Ihnen schicken: es ist ein Meisterstück Klopstockscher Phantasie, die ich in einer Grammatik schwerlich gesucht hätte, und nicht genug bewundern kann. In der That glaube ich, den wahren Gesichtspunkt dieses Geniuswerks etwas zu spät gefunden zu haben, und schiebe die Schuld auf meine eigene unzeitige Kritteley.

Auch hörte ich von ihm, daß der letzte Theil Ihrer Heloise heraus ist. Ich bin ungeduldig, mein liebster Cramer, Ihre Heloise nun ganz zu lesen. Vielleicht ist es mir vorbehalten, manches Urtheil über diese Original-Übersetzung in hiesiger Gegend zu berichtigen; einen kleinen Anfang dazu meyne ich schon gemacht zu haben.

Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen Hause, und erhalten Sie Ihre freundschaftliche Zuneigung

Ihrem Gerstenberg.

Nun kann ich Ihnen doch noch das Bestimmtere über die Ablieferung der 260 R. melden. Buchholz wird nach Kiel kommen, wie ich eben aus einem Briefe von Croll erfahre; und an Ihn, mein Liebster, seyn Sie so gütig, dieß Geld zu behändigen, der es an die Behörde, nämlich an Hrn Croll, überbringen wird. Wie gern wäre ich in seiner Gesellschaft bey Ihnen!

14.

Altona 13 Jun(i) 1787.

Ihren Orpheus,[1] mein liebster Cramer, den ich gestern mit der Post erhielt, habe ich gestern Abend schon von der Minna Brandes[2] mit vielem Vergnügen durchsingen gehört. Sie war gerade bey Unzer[3] in Gesellschaft des Schröderischen Musikdirectors, der recht gut accompagnirte; und so wards durch Sie, mein Cramer, einer von den schönen Abenden, deren es nicht viele in diesem Jammerthal giebt. Ich sehe, daß Sie den dänischen Text, wo es das Recitativ erlaubte, nicht blos übersetzt, sondern umgeschaffen haben: das ist ein glücklicher Gedanke. An dem bloßen Recit(ativ) ist ohnehin nichts gelegen, man kanns singen, wie man will, und die Italiener lassen sich ihn meist gar nicht einmal vorschreiben, sondern richten sich ex tempore nach der Harmonie. Ich will nun alles sorgfältig durchsehen, und verspreche mir von der näheren Vergleichung eine Menge interessanter Bemerkungen.

Über Ihren Epilogus galeatus habe ich herzlich gelacht, und Klopstock solls künftige Woche auch. Fast ists unglaublich, daß Lichtenberg oder wer sonst die Recens(ion) gemacht hat, sich so arg versehen, und ein so komisches Quid proquo machen konnte.[4] Wem nun über das Handwerk des Rezensirens die Augen nicht aufgehn, wer noch immer glaubt, daß es sehr nothwendig sey zu wissen, was die Richter des Tages, die man auch Nachtwächter nennt, von neuen Büchern urtheilen: dem ist nicht zu helfen. Mich dünkt, der geringste Leser, der liest, hat mehr Stimme, als der famöseste Kritler, der nicht liest. Wie kann man eine Original-Übersetzung, wie die Ihrige, beurtheilen wollen, wenn man sich nicht einmal Zeit läßt, die Anmerkungen recht anzusehen? Daß der Kunstrichter so viel Zeit nur selten habe, läßt sich freylich in dubio präsumiren. Sehr vielen und lebhaften Dank sage ich Ihnen übrigens für diese und die übrige treffliche Schnabelweide, mit der Sie mich so freundschaftlich erquickt haben.

---

[1] Naumanns Oper 'Orpheus und Eurydice', übersetzt aus dem Dänischen, erschien zuerst in Cramers 'Magazin der Musik'.

[2] † 1788 in Hamburg. Eigentlich Charlotte Wilhelmine Franziska B. Minna genannt als Lessings Patenkind.

[3] Der Hamburger Arzt.

[4] Siehe Krähe, C. F. Cramer S. 181 f.

Ihre Athalie im S. Palais aufgeführt! wo solche Spieler und Spielerinnen! Sie sind sehr zu beneiden, mein liebster Cramer; wie gern hätte ich mich an Ihrer Seite unter den Zuhörern befunden.

Was Sie mir über Schulze[1] und Kunze[2] schreiben, macht mich äußerst ungeduldig auf den Erfolg. Ich bitte Sie inständig, mich von allem umständlich zu benachrichtigen, sobald sichs nur irgend thun läßt. Will Schulz auf die Probe nach Kopenhagen gehn, wie Naumann?[3] oder engagirt er sich gleich schon als Kapellmeister? In wie fern betrachten Sie Kunzens Glück als gemacht? was hat er verlangt, und was hat man ihm anbiethen können? Lauter Fragen, an deren Beantwortung ich einen mehr als gewöhnlichen Antheil nehme.

Kunzens dänische Lieder[4] gefallen mir dermaßen, daß ich zu der Melodie, die ich am liebsten singe, deutsche Texte mache, wovon Sie hier ein paar Pröbchen erhalten. Den Lauscher habe ich mir aus den Liedern der Deutschen vindicirt, wo Sie ihn im Register sub litt. B. finden werden: ich sage, vindicirt, denn die Phantasie des Liedes gehörte mir schon vorher, und ist aus einem Gedichtchen von mir gewonnen, das sich anfängt: Scherzen, Lachen, Mädchen, Wein[5] etc. und in einem der ältesten Musenalmanache steht. Sagen Sie nur, mein Liebster, ob diese Lied Texte zu Kunzens Melodie passen, und ob ich Ihnen mehr schicken soll.

Sehr verbunden für Ihre Übernahme meines Umschlags.

Ganz Ihr G.

[*Es folgen nun die Gedichte 'Unsterblichkeit' (V. S. II, 141) und 'Der Lauscher' (V. S. II, 268) mit geringfügigen Abweichungen. Dann schreibt G. weiter:*]

Weil ich gerade die Laune habe Verse abzuschreiben, die ich nicht oft habe, so nehmen Sie hier noch ein paar Texte hin für Kunzens Melodien.

N. 1. woraus ich einige Skrupeln weggezahnstochert habe, die mir zwischen den Zähnen knirschten, sollte ich vielleicht aus bloßer Dissortion für mich allein behalten: doch Cramer wird es wohl für keine Entweihung halten, daß ich zu meiner eignen Erbauung etwas am seligen Hölty ausfeile. Ramlers Sünde bestand nicht darinn, daß er nicht gerne singt, was ihm in der Kehle stecken bleibt, sondern daß er sich ein Verdienst daraus machte, vor dem gesammten Volke zu zeigen, wie er so was singt. Ich beleidige nicht, sondern singe wie mir der Schnabel gewachsen ist, und verlange nicht, daß mich das Publicum hörc.

N. 2 werden Sie in einer anderen Gestalt gekannt haben.[6] Sie sehen, daß es mir eben so wenig schwer fällt, mich selbst zu zerstöhren, als Höltyn, den ich sonst sehr liebe. Wenn sichs nur zu Kunzens Weise ausnimmt, so ist mein itziger Zweck erreicht.

[*Es folgen die Gedichte 'Die Seligkeit der Liebenden' (V. S. II, 271) und 'Alpenjagd' (V. S. II, 259) mit geringfügigen Abweichungen.*]

---

[1] Johann Abraham Peter Schulz (1747—1800).

[2] Friedr. Ludw. Aemilius Kunzen (1761—1817); vgl. H. V. Schytte, Nordisk Musiklexikon I (1888), S. 437 f.; Eitner, Quellenkunde V (1901), S. 478 ff.

[3] Johann Gottlieb Naumann (1741—1801), komponierte 23 Opern und 10 Oratorien.

[4] Erschienen 1816 zu Kopenhagen als 'Auswahl der vorzügl. alt dänischen Volksmelodien, Balladen und Heldenlieder mit Pianoforte'.

[5] S. 'Verm. Schriften' II, p. 250. [6] S. 'Verm. Schriften' II, p. 223.

15.

Altona 26 Aug. 1787.[1]

Ich habe die beiden letzten Akte Ihres Orpheus bereits vor drey oder vier Posttagen empfangen, und habe mir Zeit gelassen, Sie (!) noch einmal recht durchzustudiren, ehe ich Ihnen den Empfang meldete. Wie sehr Sie durch diese abermalige Gabe Ihrer Freundschaft, liebster Cramer, meine Verbindlichkeit erhöht haben, mag ich gar nicht versuchen Ihnen zu sagen.

Eine einzige kleine Mishelligkeit glaube ich bemerkt zu haben, die sich aber unter der Anführung eines guten Musikdirektors heben läßt. Ihre Zusätze und Umwandlungen des Originals sind oft viel zu stark, zu dichterisch, zu Inhaltsvoll für den kalten Gang eines Recitativs. Welchen Stoff würde nicht Naumann, z. E. in der vortrefflichen Tirade vom Tanarus p. 99, zu den ariösesten Ausbildungen des Gesanges und der Begleitung gefunden haben, wenn er sie im Dänischen vor sich gehabt hätte. So wie die Oper nun im Deutschen daliegt, muß es auffallen, daß die schönste Musik oft an die letzte Stelle verschwendet ist, und das Beste, schier als gar nicht bemerkt, durchhinschlüpft. Es scheint mir daher schlechterdings nothwendig zu seyn, daß bey der Aufführung auf deutschen Bühnen dieser Mangel ergänzt, und für mehr Accompagnement in den Recitationen gesorgt wird.

Diesen Augenblick komme ich von unserm Moldenhauer[2] her, der mir einen der interessantesten Nachmittage gemacht hat. Wie sehr ich Mold. liebe, wissen Sie, mein Cramer: aber schwerlich würde ich das rechte Wort finden, Ihnen zu sagen, wie sehr ich ihn bewundre. Und doch fürchte ich, daß ich mit diesem Einzigen in eine Collision gerathen bin, die nicht anders als schädlich für mich ausfallen kann. Ich mag Sie von einer so äußerst unangenehmen Sache nicht unterhalten: vielleicht errathen Sie schon, was ich meyne: vielleicht erfahren Sies auch aus seinem eigenen Munde.[3]

Wahrlich wenn mir jemand mit Gewißheit vorher sagen könnte, daß in dem Augenblicke, da meine — Dithmarsischen Säckchen leer seyn werden, auch alles übrige ein Ende hätte: ich wollte ganz ruhig seyn. Was ich seit 2 oder 3 Jahren von der Welt erfahren habe, macht mir den Gedanken, daß wir hier nicht unsterblich sind, so ziemlich erträglich. Glauben Sie mir, Cramer, ich bin diese Zeit her nicht müßig gewesen. Ich habe viel gelernt, viel studiert, viel Excerpte gemacht, viel gerechnet, berechnet, und überrechnet. Für mich selbst glaube ich gewonnen zu haben. Es giebt aber Rücksichten von einer gewissen zärtlichen Natur, die mich hindern eine wahre Bilanz zu ziehen. Was ich gewonnen habe, gewann ich — mir: was ich aber verlieren kann, fällt leider auf mich nicht allein.

Basta! und um auf etwas anders zu kommen — wissen Sie mir nicht zu sagen, wie bald Schulz nach Kop(enhagen) geht? und ob er sich auf seiner Durchreise hier einige Tage verweilen wird? Wie würde ich mich freuen, wenn ich Sie, mein Vielgeliebter, zugleich mit dem lieben Schulz hier einige süße Augenblicke genießen, und mich mit Ihnen beiden über Dieß und Jenes recht ausschwatzen könnte! Ich weiß nicht, ob ich jetzt Alles von der

[1] Zwischen Nr. 14 und 15 ein Brief Cramers vom 9. Juni 1787.

[2] Vgl. Brief XV dieser Publikation. M. ist der ehemalige Kieler Theologieprofessor Daniel Gottlieb Moldenhauer.

[3] G. und M. bewarben sich beide um einen Posten bei der Königlichen Bibliothek in Kopenhagen, den M., nachdem er zunächst zugunsten G.s verzichtet hatte, schließlich erhielt.

schiefen Seite ansehe: aber bey meiner Treu! es kommt mir vor, als ob ich meinen Freunden schier ein wenig aus der Kunde gerathe. Daß das die Schuld meiner Freunde nicht sey, glaube ich freylich zwar unbesehens: nur meyne ich sie beschuldigen zu können, daß Niemand von ihnen so aufrichtig ist, mir zu offenbaren, wie, wodurch, und seit wann die Schuld meine ist. — Schon wieder? Pfuy! ich sehe heute recht schief! recht schief! Lieber will ich ganz abbrechen, und um Verzeihung bitten, wenn es Ihnen weh thut, mich einmal auch schriftlich in einer üblen Laune zu sehen.

Leben Sie wohl, mein guter Cramer, und lieben Sie demunerachtet

Ihren G.

16.

Altona 4. Sept. 87.

Die Rede eines freundschaftlichen Mundes ist wahrlich ein köstlich Ding! — Goldmund, warum nannten Sie Dich Goldmund? Deine Rede schwebt duftig wie Mayblüthen, süßer wie Honig: löst sie in ihre Elemente auf, und grabt sie in unvergängliches Erz — wenn ihr nicht etwa ein noch besseres Plätzchen wißt.

Und wie nenne ich die Rede Ihrer freundschaftlichen Feder, mein Cramer? Ließe sich so was in eine Büchse verschließen, und gleich andrer Apothekerwaare durch ein Recept verordnen: so müßte es Seelenarzeney überschrieben werden. Aber es ist ein Arcanum, was nur unter uns bleibt; ich bescheide mich, keinen Namen dafür zu wissen, und keinen Preis. Das Einzige, was sich darüber sagen läßt, ist: es schlägt nie fehl, und ich befinde mich wieder wohlauf.

Wie kam ich dazu, liebster Cramer, Ihnen einen so atrabilarischen Brief zu schreiben? Ich hatte Moldenhauern gesprochen. Er hatte mir den größten Beweis einer uneigennützigen Zuneigung gegeben, den ein Freund dem anderen geben kann; er hatte mich versichert, daß er mir alle seine Absichten auf das Bibliothekariat aufopferte; er drückte sich darüber ohne allen Rückhalt und mit der ungefärbtesten Offenheit aus. Ich aber, anstatt mich einer solchen Liebe zu freuen, sah in dieser Lage der Sachen nichts als Collision zwischen ihm und mir: großmüthige Äußerung von seiner Seite; von der meinigen Unvermögen sie ihm zu erwidern, und der Verdruß die Bibliothek eines Aufsehers zu berauben, der für sich und für das Publikum einen ganz andern Gebrauch, als ich, von ihr hätte machen können. Was mir einleuchtete, glaubte ich, müßte auch R(eventlow) und dem ganzen Staatsrath einleuchten: ich gab mich schon verlohren.

Gleich darauf erhalte ich die Versicherung von Schimm(elmann),[1] daß Moldenhauer meinethalben schon von Spanien aus auf diese Stelle Verzicht gethan habe, und daß er mir in dieser Angelegenheit auch nicht einmal leidentlich im Wege stehen werde. Sehr edel von Mold(enhauer)!! Aber bin ich nicht ein unglücklicher Mann, daß ich mit ihm in eine Collision der Gesinnungen gerathen muß, und daß ich nicht eben so gegen ihn handeln kann, als er gegen mich?

Am Ende wird sich ja Alles entwickeln, und ich breche eine Materie ab, bey der es eben so schwer ist sich recht auszudrücken, als recht zu nehmen.

---

[1] Die Grafen Reventlow und Schimmelmann, die dänischen Staatsminister.

Was Sie mir, bester Cramer, über Minonan zu lesen 'geben, verdient meine Bewunderung in mehr als Einem Betracht. Kaum begreife ich, daß ichs bin, der Ihnen eine Handhabe zu einer solchen Dramaturgie in die Hand gegeben habe. Nichts erinnerte mich schon seit Jahren daran, daß ich der Verfasser eines gewissen Schauspiels bin, was sich Minona oder die Angelsachsen nennt; und es war mir unter tausenderley Zerstreuungen von ganz anderer Art leicht genug geworden, eine Arbeit zu vergessen, von der auch nicht einmal meine Freunde, geschweige die Kunstrichter, gern Notiz nehmen zu wollen schienen. Ich glaube ans Fatum der Schriftstellerey, und ließ es gut seyn.

Wie? Sie wagen es, sich gegen das Schicksal aufzulehnen? Sie getrauen sich Grundsätze des Geschmacks geltend zu machen, denen der Geschmack des Tages widerspricht? Was soll ich von Ihnen denken, Cramer?

Ob Sie die Wahrheit getroffen haben, ist eine andre Frage, die ich nicht zu beurtheilen weiß. Was ist Wahrheit? fragte Pontius — frägt die ganze heutige Welt. Wenigstens werden Sie vermuthen, daß ich über die Lehre vom Costüm dissentire. Wenn der Leser am Ende meines Stücks einen andern Begriff von den Sitten der Römer, als von den Sitten der Britten, einen andern von den Barden, und wieder einen andern von den Angelsachsen hat, so supponire ich, daß irgend ein Costüm beobachtet ist: und von diesem Costüm des Theaters, das nicht immer beobachtet zu werden pflegt, darf sich kein Dichter lossprechen. Ein andres aber ist die kritische Untersuchung gewisser Kunstbegriffe, die nur der Antiquar anstellen kann. Wenn sich auch von diesem Begriff nichts anticipieren, nichts in das Costüm des Parterre verschmelzen läßt: so weiß ich nicht mehr, wo die Gränzlinie zu ziehen ist, und ich sage: wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf mich. Weder Sophokles, noch Voltaire, noch Klopstock haben dann ein Costüm: von den Engländern rede ich nicht einmal. Es gehört dann nicht nur viel dazu, ein Costüm festzusetzen, sondern die Sache ist sogar an sich unmöglich. Wie soll ich mich mit meiner deutschen Büchersprache in die Begriffe eines Epulonen[1] hineindenken? Ich bin nicht vermögend eine Zeile zu schreiben, und gehab dich wohl, Darstellung!

Was ich mir zum Behuf der Minona zusammen geschmiert, excerpiert, kompilirt habe, ist vermuthlich im Fett das die Erde düngt. Wahrscheinlich habe ich es bey der Abreise von Eutin, unter vielen andren Papieren, die ich nicht wiederfinden kann, zum Einpacken verbraucht, weil ich wirklich gerade damals an diese Dinge mit einer Art von Groll dachte. Der Verlust ist aber leicht zu ersetzen, wenn Sie nur die Bücher nachlesen, die ich in den Anmerkungen citirt habe. Von Ihrem Briefe über M(inona) trenne ich mich ungern: ich verlasse mich aber auf Ihr Versprechen, daß Sie mir sie nach gemachtem Gebrauch zurückschicken, und hoffe nicht zu lange darauf zu warten.

Hätte ich gewußt, daß Ihre liebe gute Frau in Hamburg gewesen ist, so würde mir die Augenweide, der Sie erwähnen, um keinen Preis entgangen seyn. Wie mir so was ins Auge fallen müsse, können Sie sich ohne große Schwierigkeit denken — fast möchte ich hinzusetzen, wie roth meine Augen auflaufen, wie wohl und wie weh mir ums Herz dabey wird! mir Armen, der ich den Tertullian und alle Kirchenväter studire, um mich mit christ-

[1] Epulone = Speisemeister der Götter (Priester).

licher Enthaltsamkeit zu waffnen. Fallen Sie auf Ihre Knie, Lieber, und preisen Sie den Vater aller Dinge, indem Sie Ihr Werk betrachten. Nur sagen Sie mir kein Wort mehr davon.

Leben Sie wohl, Bester, und lieben Sie Ihren G.

In den Questions sur l'Encyclopedie art. Athéisme lese ich folgende Stelle. L'illustre et profond Fréret[1] pp, Non-Seulement il était persuadé avec St. Irnée que Jésus était agé de plus de 50 ans, quand il souffrit le dernier supplice, mais il croyait avec le Targum que Jesus n'était point né du tem(p)s d'Hérode u. s. w.

Wenn Sie sich erinnern, was mir ehemals für Zweifel über eben diese historische Aufgabe aufgestoßen sind, so werden Sie sich nicht wundern, daß ich das, was Freret darüber geschrieben hat, mit heißer Begierde zu lesen wünsche. Freret ist mir aus den Abhandlungen der Académie des inscriptions als einer der scharfsinnigsten und wahrheitsliebensten Alterthumsforscher bekannt, und ich wüßte nicht, wenigstens itzt nicht, was ich nur halb so gerne lesen möchte, als das Buch, worinn er die obige Materie abhandelt. Sollten Sie das in Kiel auffinden, und mir auf einige bestimmte Tage verschaffen können, so würde ich Ihnen sehr dafür danken.

17.

Altona 18. Sept. 1787.

Ich habe einen Gedanken auf meinem Herzen, der mich seit 8 Tagen unaufhörlich plackt und schnackt und zwickt und zwackt — Ich muß ihn einem Freunde zur richterlichen Prüfung übergeben, wenn ich Ruhe haben soll: und wo ist wohl ein Freund unter der Sonne, an den ich mich bei so gestellten Sachen besser wenden könnte, oder lieber wenden möchte, als mein guter warmer treubewährter Cramer? Wer kennt meine Lage nur halb so gut? Wer kann sich in das kleinste Mezzotinto dieser trübseligen Lage besser hineindenken? Wer wünscht mir nur halb so wohl, als Cramer? Und wer vermag gerade in dem itzigen Fall nur halb so viel, seys durch That oder Rath, als dieser Einzige?

Heute vor acht Tagen wurd ich von der Frau von Broks in Ottensen auf eine ihrer alten Freundinnen aus der Gegend von Kiel zu Gaste gebeten, eine Frau von Lilienkron, die seit einem halben Jahre Wittwe ist, die Schwester eines Major Rumoser in Glückstadt, eines feinen wohlredenden und, wie es mir schien, auch wohldenkenden Mannes, Bewohnerinn und Besitzerinn des Gutes Bulk, dem Schewentor gegenüber, und in der unmittelbaren Nachbarschaft von Eckhof liegt: näher brauche ich sie Ihnen wohl nicht zu beschreiben. Ob ich gleich seit zwey Jahren — gewohnt bin, jeden aufsteigenden Gedanken an eine zweyte Heirath als die Versuchung eines bösen Geistes zu unterdrücken, der mir seine Krallen schon ein paarmal verrathen hat; so sehe ich doch nicht, was mich abhalten könnte, mich (!) bey einem Freunde wie Cramer Raths zu erholen, den ich längst als einen guten Genius betrachte — ja der sich mir als solcher gerade um so mehr bewähren kann, wenn er mich durch Abrathen verhindert, mich zu übereilen. Nun werden Sie aber vor allen Dingen zu wissen verlangen, was ich für Data habe zu glauben, daß die Frau v. L., die doch die Präsumption einer reifen Urtheilskraft für sich hat, sich verleiten lassen könnte, die

[1] Nicolas Fréret, geb. 15. Febr. 1688, gest. 8. April 1749.

Wünsche eines Mannes zu begünstigen, der sie nur ein einzigesmal in ihrem Leben gesehen hat? Der kein Landmann ist? Der schon ziemlich tief ins Alter hineinrückt? Dessen acht Kinder allein schon ein mächtiger Einwurf sind, wenn ich auch alles übrige, worauf eine Holsteinische Gutsbesitzerinn zu sehen pflegt, aus der Rechnung ausstreiche. Werden Sie mich nicht für unsinnig halten, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich kein einziges habe? Nur so viel kann ich zu meiner Rechtfertigung sagen: sie schien die Absicht zu haben, sich wieder zu verheirathen; das schloß ich aus ein paar Äußerungen gegen die F(rau) v. C., die eigentlich zuerst meine Aufmerksamkeit erregte; sie schien mir eine Frau zu seyn, mit der ich sympathisiren könnte, die also aus diesem einzigen Grunde vielleicht auch mit mir sympathisiren würde; sie schien eine Kinderfreundinn zu seyn, der also vielleicht auch meine Kinder gefallen könnten; sie schien mir etwas Gerades in ihrem Character zu haben, was einer sonst vernünftigen Heirath wenigstens keine thörigten Vorurtheile entgegen setzen würde. Was mich aber mehr als alles übrige ankörnt, ist der ähnliche Fall mit Wickel, den, wie Sie vermuthlich schon wissen, unsere gute alte Meta[1] mit samt seinen 8 Kindern und mit seinen sämtlichen Schulden heirathet, ob sie gleich ein unabhängiges Vermögen von 40000 R unsers Geldes besitzt. Ich habe doch wenigstens keine Schulden, habe vielmehr noch ein Restchen aufs Trockne zu bringen; habe Kinder, die sich selbst in der Welt fortarbeiten können und sollen; thue gleich im Voraus, so förmlich als es nur irgend verlangt wird, Verzicht auf alle Real-Vortheile, die mir oder den Meinigen aus einer solchen Verbindung erwachsen könnten. Mein einziger Wunsch in dieser Welt ist, eine vernünftige gutmüthige Frau von reifen Jahren zu besitzen, mit der ich den Überrest meines Lebens in ruhiger Unabhängigkeit und häuslicher ländlicher Glückseligkeit verleben könnte. Eine solche Frau zu finden, wäre sie auch eine schlichte mäßig begüterte Pastorswittwe, halte ich für das Ideal der meuschlichen Glückseligkeit. Ich halte mich fürs Landleben gebohren. Ich bin mich (!) keines Fehlers oder Gebrechens bewußt, wowider eine wirtschaftliche Gattin Einwendungen zu machen hätte. Ich kann schreiben und rechnen, auch reiten und fahren, wenns darauf ankommt. Ich kann, wenn es nöthig ist, einen Schlüssel an der Tasche tragen, so gut wie ein Andrer. Ich kann mich bey Knechten und Mägden, bey Bauern und Bauernvögten in Respekt setzen. Ich kann früh aufstehn, früh zu Bette gehn, und habe Kinder, die das auch können, die für ein stilles so gut als für ein thätiges Leben erzogen sind, die nun recht heranwachsen, um in einer Wirthschaft auf dem Lande gute Dienste zu thun. Besonders ist mein ältester Sohn Fritz gewandt, um überall Hand anzulegen; und was der großen Beweggründe mehr sind, dich ich zu meinem Behuf anführen könnte, und die ich bescheidentlich mit Stillschweigen übergehe.

Aus dem bisher gesagten, liebster Cramer, werden Sie abgenommen haben, was ich wünsche. Es ist mir nur noch übrig, Ihnen zu eröffnen, was ich nicht wünsche. Ich wünsche nicht, in dieser Angelegenheit einen ersten Schritt zu thun, ehe ich sicher bin, auch alle übrigen thun zu können. Ich wünsche nicht, ruchbar zu machen, was, wenn es nicht ausführbar seyn

[1] Meta Noodt, geb. Haake, die Schwester von Doris Biester, die Joh. Erich Biester, den späteren Herausgeber der 'Berlinischen Monatschrift', geheiratet hatte. Mit den Geschwistern Haake verkehrte G. viel in Lübeck.

sollte, besser verschwiegen bleibt. Ich wünsche nicht, ohne Ihren Rath und Willen zum Werke zu schreiten.

Es käme nun also lediglich darauf an, ob Sie, liebster Cramer, Gelegenheit hätten, über diejenigen mir unbekannten Umstände unter der Hand Erkundigung einzuziehen, die Ihnen entweder zur Beförderung dieser Angelegenheit zuträglich, oder ihr hinderlich zu seyn scheinen möchten. Sie sehen, ich habe es hier blos auf einen verlohrenen Versuch angelegt, in den ich mich lieber gar nicht einlasse, wenn Sie mir auch nur im Allgemeinen davon abrathen, ohne mir Ihre Ursache zu entdecken. Was nicht geht, kann man nicht kurz genug abthun. Auch bin ich an dieser Stelle schon so wund, daß ich mich lieber gar nicht damit befaßte, wenn ich nicht Vorwürfe, die ich mir in meinem und meiner Kinder Namen einmal in der Folge machen könnte, noch weit mehr fürchtete.

Einen Haupteinwurf hätte ich beynah vergessen, den ich von Seiten des Anfangs erwähnten Majors vorhersehe, und den ich nicht früh genug wegräumen kann. Der Major hat einen hoffnungsvollen Sohn, (wo ich nicht irre, studirt er itzt in Kiel, oder hat da studirt), für den die Fr(au) v. L. etwas Jährliches ausgesetzt hat, bis er ihrer Hülfe nicht weiter benöthigt seyn wird. Auf den glücklichen Fall, daß sich sonst keine Haupteinwürfe wider mich finden, würde ich mich frohen Muths erklären, daß ich einer so edlen und schwesterlichen Gesinnung auf keine Weise entgegen zu arbeiten fähig bin, sondern daß ich jede andre günstige Disposition zu befördern suchen würde, die der Bruder, oder was es auch sonst seyn mag, im Vorwege aufs Reine gebracht wissen wollte. Doch darüber zu seiner Zeit des Mehreren.[1] Itzt setze ich nur noch hinzu, daß Sie auf ewig sich verpflichten können

Ihren G:

18.

Altona 4 Januar 1788.

Wie ich Ihnen vorigen Umschlag mit meinen kleinen Angelegenheiten beschwerlich fiel, liebster Cramer, so muß ichs auch dießmal. Ich habe keinen Freund in Kiel, der solche Zumuthungen abseiten meiner so freundschaftlich aufnähme, wie Sie, und an den ich mich mit einer so gegründeten Zuversicht wenden könnte. Gegen meine hiebey angeschlossene Vollmacht nebst den hinzugefügten Quittungen ersuche ich Sie also 260 R grob Cour. an Zinsen für mich zu erheben, und mir hierher zu übersenden. Außerdem hat Boie ein Capital von 2000 R und einigen kleineren Summen an mich auszuzahlen, worüber ich Ihnen näher schreiben werde, sobald die diesfälligen Avisbriefe, die ich noch erwarte, bey mir eingehen.

So viel für dießmal von Geldangelegenheiten. Als Füllsel schicke ich Ihnen noch einen Bogen theologischen Inhalts, wenn Sie etwa geneigt sind, einen Blick darauf zu werfen, und mir Ihre und Ihres Herrn Vaters Meynung darüber zu sagen. Der Aufsatz ist theils durch eine Stelle im Gibbon, theils durch Beobachtungen veranlaßt worden, die sich mir hier in Altona mehr als anderswo aufdringen. Gibbon trägt Bedenken, wie Sie sich vielleicht erinnern, der Vernunft irgend eine Idee von einer Zukunft nach dem Tode einzuräumen. — Zukünftige Dinge kann man freylich nicht wissen; man kann aber etwas von ihnen meynen, fürchten, hoffen, sogar glauben: und wenn dieser Glaube in die Anlage unsrer Natur selbst vererbt ist; so hat

[1] Aus dem Projekt wurde nichts.

er nicht allein Wahrscheinlichkeit, sondern Evidenz, oder vielmehr subjektive Wahrheit, wie Kant das ausdrückt.[1]

Wenn ich dagegen in den hiesigen altchristlichen Gemeinen der — Quäker, Herrnhuter, Mennonisten, u. s. w. die Lehre von der Rechtfertigung, der Freyheit des Willens, der Gnadenwahl, Berufung, und Vorherbestimmung genau mit eben den Worten vortragen höre, wie das Tridentinische Concilium diese Dogmen des Protestantismus aus Luthers und Zwinglis Schriften herauszog und verdammte, und dann bey näherer Untersuchung das wahre Fundament derselben im N. T., besonders der Briefe des Apostels Paulus, ganz unläugbar wiederfinde, so sehr sich auch Döderlein[2] bemüht, es zu verbergen, und durch den Staub, den er darauf schüttet, undeutlich zu machen: so weiß ich wieder nicht, was ich von der Wohlthätigkeit eines Glaubens denken soll, den meine Vernunft so gern ergriff, und der nun auf einmal ein ganz ander Ding wird. Nur so viel sehe ich, daß die Leute, die sich mit so vielem Eifer in jene altchristlichen oder rein evangelischen Gemeinen eindringen, ihre gute Ursache haben müssen, ihre Beruhigung lieber da, als in unsrer sich orthodoxer dünkenden Hauptkirche zu suchen; und diese guten Ursachen klären sich bald genug auf, wenn man hört, was das größtentheils für ein sauberes Völkchen ist, dem des Abends, in den Wintermonathen zumal, jeder Unbegnadigte gern drey Schritt vom Leibe bleibt. Wer mit bewundernswürdiger Seelenruhe das Handwerk eines Gaudiebes treiben will, thut wohl, seinen Posten unter den Auserwählten einzunehmen. Da kann er seinen Zweck, des geistlichen wie des leiblichen, nimmermehr verfehlen; und wäre ihm allenfalls ja der Galgen prädestinirt, was ists denn mehr? er hat den Himmel da oben nur desto näher — ein Katzensprung für einen Märtyrer, der den rechten Glauben hat.

Verzeihen Sie, liebster Cramer, ich wollte mich nicht gern leichtsinnig über eine Sache ausdrücken, die ich sehr ernsthaft empfinde und begreife. Aber helfen Sie mir zurecht, wenn Sie mich auf einem Irrwege zu ertappen glauben. Mein Aufsatz wird Ihnen das übrige sagen. Nach gemachtem Gebrauch sind Sie wohl so gütig, ihn mir, so wie er da ist, am liebsten mit einem oder einigen Bogen Ihrer Randglossen zurückzuschicken. Ich habe hier Niemanden, mit dem ich mich über diese Materie unterreden kann, und sie ists doch wohl werth, von mehr als Einer Seite erwogen zu werden.

Ich hoffe mich deutlich genug erklärt zu haben, daß ich Auferstehung von Unsterblichkeit, und den Glauben an jene von der Sache selbst, aus Gründen, die ich Ihnen, wenn Sie es verlangen, umständlich auseinandersetzen will, unterscheide. Die Verwechselung dieser sehr verschiedenen Begriffe hat eine Menge Amphibolie in die Hypothesen der Theologie gebracht; und unter andern den guten Warburton[3] in große Verlegenheit gesetzt, da er sich, nachdem er den Satz in allem Ernst angenommen, daß die Juden des A. T. keine Auferstehung zu hoffen hatten, sondern durch die Theokratie selbst alles schon für sie ausgeglichen war, in die komische Untersuchung verwickelt, was doch wohl aus ihrer unsterblichen Seele geworden? Was die Form der Sinnlichkeit für unsern Verstand ist, das ist die Form,

[1] 'Vom Meinen, Wissen, Glauben' (Kritik der reinen Vernunft).

[2] Joh. Chr. Döderlein, der berühmte Jenenser Theologe (1746—1792).

[3] Der Prälat, Dichter und Schriftsteller William Warburton (1698—1779), Verfasser des Buches 'The divine Legation of Moyses'.

unter der wir übersinnliche Gegenstände von Natur denken, für unsre Vernunft. Ich hoffe, daß Kant in seiner Moral,[1] die auf Ostern herauskommt, viel Licht über diese große Angelegenheit des sittlichen Denkens verbreiten wird, wozu er in seiner Kritik p. keinen Anlaß hatte. Was die Metaphysiker darüber scriblen, ist des Lesens nicht werth. Kant allein hat den Scheideweg zwischen Dogmatismus und Skepticismus gefunden; und wer ihn versteht, fürchtet keinen Zweifel der Klügelei weiter, sondern fühlt sich erwärmt und beruhigt auf immer.

Von meiner Kopenh. Affaire weiß ich Ihnen weiter nichts zu schreiben, als daß die Hoffnung wegen der Bibl(iothek) auf nichts hinausläuft, und daß man mich auf etwas andres vertröstet, womit mir mehr gedient seyn soll, worüber man sich aber nicht ausläßt.

Was haben Sie für Nachrichten von Schulze?[2] Wie gefällt er? und wie gefällts ihm? Hat er schon eine Oper gegeben? und welche? Was macht Kunzen? was Zink?[3] Ich bin sehr begierig, über alle diese interessanten Dinge etwas umständliches zu erfahren.

Mein Sohn in Kopenh. ist in seinem exam. rigoroso so gut bestanden, daß sie ihn zum Lieutenant bey der Artellerie gemacht haben. Alle loben ihn sowohl seiner Aufführung als seines Fleißes wegen. Auch meine hiesigen Kinder machen mir viel Freude. Das ist der Trost meines Lebens. Ich sehe, daß ich den rechten Weg, sie zu Menschen zu machen, getroffen habe, und resignire mich wegen der Zukunft in den Willen des allwaltenden Gottes.

Empfehlen Sie mich Ihrem ganzen theuren Hause, und lieben Sie ferner

Ihren Gerstenberg.

19.

Altona 8 Januar 1788.

O mein Bester! mein bester geliebtester Freund! welche unbeschreibliche Freude hat mir Ihr — so ganz in jedem Laute, jedem leiseren Nachklange, auf mich gestimmter unschätzbarer Brief mir gemacht! So was bedurfte ich! O Cramer! wie liebe ich Sie! Wie drängt sichs in meinem Herzen, Ihnen alles alles zu sagen — Und doch kann ich kaum zwey halbe Worte lallen, wenn dieser Brief noch mit der Post fort soll, da ich den Ihrigen[4] nur einige Minuten vor Abgang derselben erhalte.

Wie freundschaftlich sind Sie meinen Wünschen zuvorgekommen! Ich sehne mich nach einer solchen Verbindung mit Ihrem Herzen, und trug doch Bedenken, es zu äußern.

Heil, Hermann! Dir, Heil, Edlstan!
Daß Du gebohren bist:

unsterblicher Hüfte Sohn! Genius von Genius! ein Sachs! ein Angelsmann! und — dafür bürge Klopstock und (Gerstenberg) — ein Christ! — Also auch Gerstenberg — Weg mit der Parenthese — Ich bürge allerdings für ihn. Haben Sie nicht den Beweis in Händen? Und mich auf dieses Documents Glauben auserwählt. Adsit omen! Ich stehe für seinen Glauben.

---

[1] 'Kritik der praktischen Vernunft', 1788.

[2] Wieder Joh. Abr. P. Schulz gemeint.

[3] H. O. K. Zinck (1746—1832), wirkte von 1787 an am Kopenhagener Hoftheater.

[4] Nicht erhalten.

O daß ich den lieben Ankömmling[1] mit dem Kusse meines Mundes segnen könnte! wie herzlich, wie inbrünstig sind alle meine Wünsche für ihn, für seine liebenswürdige Mutter, für seinen vortrefflichen Vater zum Himmel gerichtet. Und wie sehr dankt Ihnen für Ihre liebevolle Wahl

Ihr Gerstenberg

Übermorgen schicke ich Ihnen Ihre Flora[2] mit der Hafens Post zurück. Ich sehe schon, was da für ein Ohrenschmaus duftet. Und dann die Antwort auf den übrigen Theil Ihres freundschaftlichen Briefes.

20. Altona 10 Januar 1788.

Sie haben eine magische Kraft, mich ans Klavier anzunageln, was ich sonst nicht einmal ansehn mag, wenn auch die schönsten Sachen darauf liegen. Da hab ich nun den ganzen Vormittag von 8 bis 11 gesessen, und in eins weggeklimpert, daß mir die Ohren gellen, quasi vero, als wenn Ihre Flora fürs Klimpern gemacht wäre! Und doch bild ich mir ein, was drinn steckt in dem lieblichen Kränzchen, schier so genau,[3] als ob ichs selbst hätte binden helfen; und wüßte nichts, was ich draus entbehren möchte, Blatt oder Blume, Grünes oder Buntes, nicht einmal mein eignes Seyn oder Nichtseyn: so wohl thuts meinem Aug und dem andern Organ — 'S ist ein Werk der Kunst, solch ein Kränzle zu binden, für jede Art Nase zu sorgen, und doch etwas hineinzuthun, was auch wohl die feinste Nase nicht drinn gesucht hätte. Das Original-Verdienst aber, was Sie sich dabey erworben haben, sind Ihre Einleitungen, die mir ganz außerordentlich gefallen — besonders die, wo Sie von mir reden, — wie sichs am Rande versteht. Das Einleiten ist eine so herrliche Erfindung, daß ich sogar wünschte, Sie hätten Ihre Vorberichte nicht in den Vorbericht, sondern vor jedes Stück insbesondere drucken lassen. Eine einzige Erscheinung hat mich stutzig gemacht: mein Schlachtgesang. Gerade diesen nämlichen Schlachtgesang habe ich Kunzen ganz vor kurzem, mit einigen Veränderungen, zugeschickt, damit er ihn componiren möchte, und mich nicht erinnert — was mir itzt wieder dunkel vorschwebt — daß er ihn schon einmal componirt hat! Was Kunzen wohl von mir denken mag! — Bey alledem wärs mir doch lieber, er hätte den Text componirt, wie ich ihn itzt verändert habe. Es liegt nun etwas drinn, was ihm vielleicht aufgefallen seyn würde, wenn er sich seiner vorigen Composition nicht besser erinnert hätte, als mir das, zu meiner Beschämung, widerfahren ist. Ihre Epistel an Augusta[4] hat großes poetisches Verdienst, und noch sonst etwas, was mir nicht entgangen ist. Wie sehr beneide ich Sie, daß Sie ihr so was zu schreiben hatten!

Und doch wahrhaftig theuer genug erkauft, wenn Sie das heroische Vergnügen, Ihre Athalie aufführen zu sehen, durch Schiffbruch büßen müssen. Ich bin ganz erschrocken über die Nachricht, die Sie mir in Ihrem scherzhaften Tone davon ertheilen: der Fall war mir völlig unbekannt. Dank Sei Gott, daß Sie noch mit heiler Haut davon gekommen sind, und vertrauen Sie sich dem Schindmeere[5] (man sagt sonst der, wenn der Ritt schlecht aus-

[1] Cramer hatte Klopstock und Gerstenberg zu Paten seines Sohnes gebeten, den er nach den Helden in Klopstocks 'Hermann und die Fürsten' und Gerstenbergs 'Minona' Hermann Edelstan nennen wollte.

[2] Cramers musikalische Sammlung erschien zu Kiel und Hamburg 1787.

[3] Ergänzen: 'zu kennen'.

[4] Gräfin Augusta Bernstorff, geb. Stolberg (Gustchen).

[5] Wortspiel.

fällt) nicht mehr bey den schlechten Wegen im späten Herbst an, wo auch der beste Reiter leicht strauchelt. Ein einziger Wind reißt ihm ein Loch ins Geleise, daß man hineinfällt, und oft gar das Aufstehen darüber vergißt. Ich bin sehr begierig auf Ihren umständlichen Bericht von sothaner Begebenheit, und bitte Sie inständig, mir ihn zu communiciren.

Noch etwas von Wichtigkeit mich selbst betreffend lese ich in Ihrem Briefe, was ich auch nicht gewußt habe. Die Absicht ist also, mir hier ein Plätzchen in Altona auszumitteln? Ey! für die Nachricht dank ich Ihnen gar sehr: die kommt mir überaus wohl zu statten.

Und nun zu der Materie, die das A und O alles meines itzigen Denkens und Strebens ist, wenn sie es gleich nicht so sehr seyn sollte. Sie haben mir ganz vortreffliche Anmerkungen darüber geschrieben. Mein Herz schlägt Ihnen noch einmal so stark entgegen, daß wir uns auch auf diesem Wege so gevatterlich rencontriren. Sie haben sehr Recht, daß man sich alle fernere Untersuchung ersparen kann, wenn man erst den Hauptsatz weg hat, daß das Ganze nur Menschenwerk ist. Aber die Frage selbst ist eine allgemeine Angelegenheit des menschlichen Geschlechts geworden, und ehe man dem Zweifel nicht alle seine Schlupfwinkel verstopft hat, kommen doch zuviel Augenblicke, da mān sich vorwirft, die Untersuchung nicht bey dem rechten Ende angefangen zu haben. So ist es z. B. Lessingen gegangen, dessen unruhiger Scharfsinn blos darum auf so viele seltsame Hypothesen und theologische Sophistereyen verfiel, weil er in einer Sache von solcher Wichtigkeit nicht vorsichtig genug verfahren zu können glaubte. Mir scheint er mehr als ein halber Schwärmer gewesen zu seyn, und er würde gewiß noch ein zweyter Tertullian geworden seyn, wenn er länger gelebt hätte. "Der Sohn Gottes, spricht Tertullian, ward gekreuzigt: schämt euch eures Glaubens nicht; denn es ist der unverschämteste Glaube, den man dem menschlichen Verstand aufdringen kann. Der Sohn Gottes starb: die Sache ist vollkommen glaublich: denn sie ist ungereimt. Der Sohn Gottes ist von den Todten auferstanden: nichts kann unwidersprechlicher seyn; denn es ist unmöglich." — Räsonnirt Lessing nicht meist eben so über die Dreyeinigkeit? Wer ist mehr sicher, seiner eignen Vernunft zu trauen, wenn man die Trias des Plato für eine göttliche Offenbarung annehmen, und vollends sie demonstriren zu können meynt? Ganz anders denke ich über all diese Ideen, wenn ich mich in ihre Geschichte hineinstudirt habe; wenn ich weiß, daß Moses viel jünger ist, als Pythagoras und die alten Traditionen der Griechen, Perser p; wenn ich weiß, daß die Pharisäer die Prädestination, die Mythologie der Aeonen, die Unsterblichkeit in ein sehr künstliches und verworrenes System gebracht hatten, und daß Paulus ein Ex-Pharisäer war; wenn ich weiß, daß die Jüdischen Ophiten schon vor Christi Geburt ein Dogma vom Christus hatten, das den Keim der ganzen nachherigen Gnostik enthielt; daß die Essäer oder Therapeuten wahrer Christ vor Christus waren und Johannes der Täufer allem Anschein nach selbst zu dieser Sekte gehörte, daß die Juden erst seit ihrer Verpflanzung nach Alexandrien durch die Griechen selbst veranlaßt wurden, sich eine Sammlung von Volks-Sagen und alten Chroniken zu machen, mit denen sie die Griechen, nach ihrer gewöhnlichen Art, zu überraschen hofften; daß die Septuaginta vermuthlich keine eigentliche Übersetzung sind, und daß wenige Jahre vor Christi Geburt platonische Pamphlets in den Kanon aufgenommen wurden. Und doch würde ich mich mit allen diesen Tatsachen, die sich, mehr als man wohl

denken sollte, aufs Reine bringen lassen, noch immer nicht sicher genug glauben, wenn ich mich nicht durch Kanten über die rechte unverrückliche Gränze alles Wissens hätte verständigen lassen, wo alles, was außer der Natur der Dinge ist, seinen angewiesenen Platz bekommt, und wo mir die Augen über meine eignen Begriffe aufgehn. Mit diesem Schlüssel versehen finde ich mich überall zurechte, und freue mich einen Zeitpunkt erlebt zu haben, wo der Mensch endlich einmal weiß, was er weiß, und was er nicht weiß.

Dagegen aber gestehe ich Ihnen, daß meine Phantasie, wenn ich wirklich etwas von der Art besessen habe, wie Sie mich, und unter allen meinen Freunden Sie allein, fast überreden, Ihre beste Blüthe, vermuthlich auf immer, verlohren hat. Es ist ein schlimmes Zeichen, wenn man ein gewisses Interesse verliert; und ich kann es mir unmöglich verhe(h)len, daß ich in diesem Falle bin. Wie soll ich anfangen, den Attalus zu schreiben, wenn ich nicht daran denken mag? Und wie erzwinge ich meine Gedanken? Dazu kommen noch viele andre Ursachen meiner bisherigen Stimmung, die ich Ihnen vielleicht nicht einmal zu sagen brauche. Kurz, liebster Cramer, ich bin mit nichts mehr, was ich gewesen bin, hoffe aber in der Hauptsache so zu seyn, wie man in meinen Jahren seyn muß.

Was mir aber unbegreiflich ist, und was ich mir weder in der Kantischen noch in der gewöhnlichen Natur der Dinge zu erklären weiß, sind Sie selbst, der Sie, bey so ganz disparaten Belustigungen, quasi aliud agendo, wie durch eine Art von Intuition, zu den hellsten Begriffen emporgestiegen sind, die man in dergleichen Sachen nur haben kann. Sie glauben eine Auferstehung, und sind doch dem Materialismus nicht abhold: das heißt mit andern Worten, Sie bedenken sich vor der Seelenwanderung, wie die christl(iche) Rel(igion) sie lehrt. Oder ist die Umwandlung eines Dummkopfs in einen Genius, eines menschlich organisierten Halbthiers in einen unmenschlich organisierten Halbgott, der Übergang aus einer Erdenwelt in eine Licht- oder Feuer-Welt, etwas anders, als die gröbste Seelenwanderung, die sich nur denken läßt? Die erste christliche Kirche glaubte an den Materialismus; nur mit dem etwas bedenklichen Umstand, daß das Gebiß des Menschen, seine Zähne, der Knollen wäre, aus dem unser Körper weiter aus dem Grabe aufwachsen würde; und eben der vorbelobte Tertullian hatte diese Zahnarzt-Theorie auch. So fest bissen sich die Leute in die Materie hinein, die unsre heutigen Philosophen lieber gar aus der Welt herausschaffen möchten; eben weil sie sich nicht sehr orthodox dünken. — Wie haben Sie es doch angefangen, Sie, der Sie in der Schule der Dogmatik erzogen sind, so ganz durch eigne Kraft das Joch des Dogmatismus von sich abzuschütteln? Denn daß Sie durch Ihre bloße Lectüre der Genesis mit Moldenh(auer) zu einer solchen Mannkraft haben gelangen können, die mir fast ein eben so großes Wunder zu seyn scheint, als irgend ein Wunder im Moses selbst, will mir nicht ein. Ich habe dergleichen Wirkung bey Moldenh(auer) nicht verspürt; und M. ist doch wahrlich ein Kopf von nicht gemeiner Elasticität. Wie dem aber auch sey, so freue ich mich doch sehr, eine Qualität an Ihnen zu kennen, die Sie sehr unrecht gehabt haben, unter Ihre qualitates occultas zu verschließen. Hätte ich das gewußt, so würde ich Sie mit meinen Thesibus gewiß nicht heimgesucht haben. Ich erwartete ein Responsum, wie von einer theologischen Facultät: und erhalte ein Scriptum, was ich mit beiden Händen unterschreibe, und was keine theologische Facultät in Europa mir

zu geben im Stande gewesen wäre. Wie sehr habe ich Sie verkannt! und wie lange!

Einen solchen Übersetzer mußte der Emil[1] haben — oder gar keinen. Sie werden dem ehrlichen Savoyarden endlich einmal die Gerechtigkeit widerfahren lassen, deren er lange hat entbehren müssen; und wären reich genug, ihm noch viel von Ihrem Eignen zu geben, wenn die Kost nicht für unser itziges Jahrhundert noch zu stark wäre. Ich bin neugierig zu sehen, wie Sie sich bey einer so delikaten Aufgabe nehmen werden: der Wahrheit nichts zu vergeben, und sie zugleich durch Weisheit zu fördern. Denn daß Sie das Glaubensbekenntniß ohne alle Anmerkung(en) in die Welt schicken sollten, erwarte ich, nach dem Glaubensbekenntniß, was Sie mir, Ihrem ehrwürdigen Gevatter, abgelegt haben, freylich nicht. Nur Eins, Lieber, bitte ich Sie: schonen Sie des zarten Glaubens um Eures[2] Hermann Edlstan! und erinnern Sie sich meiner Bürgschaft!

Was Sie für ein Starrkopf sind! Aller meiner Warnungen ungeachtet fahren Sie doch fort, sich noch immer mit dem schottischen Mädchen, mit der Minona! zu verzetteln — denken nicht darann, wie sehr Sie Ihren guten Namen aufs Spiel setzen — geben der Welt und sogar der Nachwelt ein öffentliches Scandal — und wollen durchaus Ihrem eignen Sinn in einer Sache folgen, die doch ganz allein vor den Richterstuhl des common-sense gehört, der schon gerichtet hat! Und wozu das Alles? Traun, ich wollte, Sie wären der Vater von dem ungerathenen Kind, und sähen es nur ein einzigesmal mit meinen Augen an. Sie würden so viel Aufhebens nicht davon machen.

Ach welch ein ganz ander Ding ist es, so einen Hermann Edlstan zu produciren, als zehn Minonen! Nehmen Sie sich in Acht, daß ich Ihnen nicht einmal Vorlesungen über Ihren Edlstan schreibe, wie Sie über meine Minona; und sehen Sie sich wohl vor, was Sie für ein Exempel statuiren.

Und hiermit, lieber Herr Gevatter, liebe Frau Gevatterinn, empfiehlt sich Ihrer ferneren Wohlgewogenheit

Ihr dankbarer G.

Auf das Geld von Boie brauchen Sie nicht zu warten: er wird es mir hierher schicken.

21.

Altona 22 Januar 1788.[3]

Ihr freundschaftvoller Brief, mein bester Cramer, drängt mich zu sehr als daß ich ihn nur eine Minute unbeantwortet lassen könnte. Was Sie mir von B(ernstorffs) und S(chimmelmanns) Gesinnungen schreiben, erschreckt mich. Ich habe nicht geglaubt, in dem Ruf eines indolenten Menschen zu stehen, für den man durch eine Sine-cure sorgen muß, und der, seiner Unthätigkeit wegen, nicht einmal zur Aufsicht über eine Bibliothek taugte. Wenn ich ein Amt suche, so, dächte ich, wäre das schon Beweis genug, daß ich thätig zu seyn verlange: und ich suche das nicht als Neuling, den man etwa nur seiner ehemaligen litterarischen Produkte wegen begünstigen sollte, sondern als vieljähriger Geschäftsmann. Wenn B. nicht glaubte, daß ich dieser einzigen Rücksicht

[1] Rousseau. [2] Fraglich.

[3] Bis auf den letzten Absatz mit roter Tinte unterstrichen und an einigen Stellen korrigiert, nicht von Gerstenbergs Hand, sondern von der des Empfängers. Cr. schickte die Briefe an Bernstorff. Zwischen Nr. 20 und 21 ein Brief Cramers vom 18. Jauuar 1788.

wegen eine Wiederanstellung verdiente, so weiß ich nicht, wie er mir in Gegenwart seiner ganzen Familie sagen konnte, ich sollte statt aller anderen Gründe meines Memorials nur den allein anführen, daß meine ehemaligen Vorgesetzten meine Brauchbarkeit[1] anerkannten, und daß dem Staat mit mir gedient seyn könne. Es ist B(ernstorffs) Art nicht, Jemanden zu verhöhnen, und ich muß also vermuthen, daß er mit den vielen Lobeserhebungen, die er mir noch außerdem über meine Brauchbarkeit machte, etwas gemeynt habe. Auch S(chimmelmann) beklagte, daß ich meinen Posten in Lübeck verlassen hätte; und die Ursache war, nicht, weil ich selbst darunter litte, sondern weil man keinen guten Tausch getroffen zu haben meynte. Ich bilde mir ein, in Lübeck sowohl als in Kopenh(agen) denjenigen Grad der Arbeitsamkeit gezeigt zu haben, der der Absicht entspricht. Daß ich keine Bücher seit zwey Jahren habe drucken lassen, beweist noch nichts für Indolenz; und es sollte mir leid thun, mit Claudius in Eine Classe gesetzt zu werden. Ich habe im vorigen Jahr allein 8 Fascikeln zusammen geschrieben — nicht abgeschrieben, die, wenn sie gedruckt werden sollten oder könnten, einen Quartband von 8 bis 900 Seiten engen Drucks ausmachen würden. Es ist ein großes Unglück für mich, daß man meine Nichtpublicität mit einem wirklichen Abscheu vor der Arbeit verwechselt. Man setze mich nur in Arbeit, und zwar nicht als Buchhändler, sondern als Staat. Jene Rücksicht ist hier ja ganz außer der Frage. Lieber Gott, was hat man denn diese ganze Zeit her damit sagen wollen, daß man mir bald diese bald jene Stelle anbiethet, die man, wie man ausdrücklich versichert, mir nur blos darum nicht wirklich ertheilt, weil man noch eine Bessere für mich auszufinden hofft. Hätte man den Zweck, mir gar keine zu geben, so begreife ich nicht, warum man mich mit eitlen Hoffnungen hintergehen sollte. Und wie soll ich Münters[2] Briefe erklären, wenn auch er dafür hält, daß alle diese Versprechungen auf nichts hinauslaufen, und daß ich unter irgend einer unheilbaren Influenz kränkle, bey der seine bisherigen freundschaftlichen Verwendungen nicht einmal anschlagen konnten? Wenn das seine Meynung gewesen ist, so hat er sich nicht blos dunkel, sondern unrichtig, ausgedrückt.

Ich danke Ihnen aber, mein Bester, mit meinem heißesten Danke für das Licht, was Sie mir über meine gegenwärtige Lage aufstecken, und ich will es so gut zu nutzen suchen, als ich kann.

Die Zeit ist mir zu kurz, den übrigen Theil Ihres äußerst interessanten Briefes zu beantworten. Das Geld habe ich richtig erhalten. Sie haben wohl gethan, daß Sie den Komödiennamen[3] aufgeopfert haben: es ist ja nur ein Name. — Meine theologischen Bogen vergessen Sie ja nicht mir zurückzuschicken. Ich umarme Sie, ganz und immer

Ihr G.

22.[4]

Altona [5. Jan. 90][5]

Sie sind, selbst in Ihrem Unmuth, in der Bitterkeit Ihres Widerwillens, ein so lieber guter Mann, daß ich keine Mühe für verlohren halte, die ich

[1] Hier findet sich ein Stern mit der Anm.: 'Anmerkung S. p. 66' [des Memorials, das Cramer zur Verteidigung G.s schrieb? Siehe Brief Nr. 23].

[2] Balthasar Münter, mit dem G. in Kopenhagen befreundet wurde.

[3] Unverständlich, worauf sich dies bezieht.

[4] Zwischen Nr. 21 und 22 liegen sieben Briefe Cramers.

[5] Das Datum fehlt, geht aber aus einer späteren Stelle des Briefes hervor; am Kopf steht von Cramers Hand: 10. Jan. erhalten 90.

mir gebe, um meinen Cramer zu einer besseren Meynung von seinem alten Freunde Gerstenberg zu bewegen. Guter Gott! was ist menschliche Überzeugung für ein Ding, wenn Cramer schreiben kann — „Was soll ich thun? Mir die Augen verfinstern, mir sagen: Du irrst, wo ich überzeugt bin, nicht zu irren?" —

Überzeugt? Sie, der Sie nicht einmal wissen — nicht einmal hören wollten — was ich denn eigentlich vorhabe? Sie, der Sie in dem Augenblick, da ich Sie au fait zu setzen meynte, mich mit der kurzen Antwort abfertigten: Sie müßten mir gerade heraus sagen, daß Ihnen alles Spekulative höchst zuwider wäre! Sie, der Sie, anstatt sich ein paar Seiten von mir vorlesen zu lassen, mich damit vertrösteten, daß Sie mir gelegentlich etwas von sich zu lesen geben wollten, woraus ich Ihre Meynung über dergleichen Spekulationen umständlicher vernehmen sollte!

Und nun, ohne eine Sylbe von der ganzen Sache begriffen zu haben, mit einem: „Sie haben einen zu transcendenten Geist, als daß meine plane, auf erfindenden Genius anspruchlose, Vernunft in dem starken Gewebe Ihrer Begriffe Veränderung wirken sollte" — über mich herzufahren!

Erlauben Sie mir, Ihnen wenigstens den Titel meines Buches herzusetzen. Er heißt: Euphron; oder, der gesunde Menschenverstand gerechtfertigt durch die neue deutsche Originalphilosophie.[1]

Darf ich noch zwey Worte, statt eines Commentars über diesen Titel, hinzusetzen? — Der ganze Zweck meines Buchs geht dahin, zu zeigen, daß der plane, auf erfindende Metaphysik anspruchlose, Menschenverstand von jeher über die vielen ungereimten Streitfragen der Spekulation richtiger entschieden habe, als die ganze Dialektik der Metaphysiker, Hume sowenig als Leibnitz ausgenommen. Ich gehe die sämtlichen metaphysischen Streitpunkte (bis auf die theologischen, über die ich ein tiefes Stillschweigen beobachte) nach der Reihe durch, und zeige deutlich, warum sie auf die gesunde Vernunft des eigentlich so zu nennenden großen Publikums eingewirckt haben, noch wirken konnten; warum Sie, und ich, und jede plane anspruchlose Vernunft allem diesem Gerede blos ein ungläubiges Kopfschütteln, ein unüberwindliches Achselzucken, entgegensetzten; und wie es zuging, daß wir Recht hatten.

Diesen, meines Erachtens nicht ganz uninteressanten Inhalt suche ich in einer Sprache abzuhandeln, die das gerade Gegentheil der metaphysischen Kunstsprache ist; in einer Sprache, wie ich meyne, daß man über dergleichen Gegenstände fürs Publikum schreiben muß; und von der ich hoffe, daß auch die Bernstorfin sie lesbar finden, und der plane Menschenverstand sie mir als eine Art von Verdienst anrechnen werde.

Ihre Unzufriedenheit mit dem Plane meines Buchs (von dem Sie, wie Sie nun wohl selbst finden werden, gar keine Idee gehabt haben), rührte vermuthlich von der Voraussetzung her, daß ich gescheidter thäte, wenn ich, unter den bewußten Umständen, lieber etwas schriebe, wovon man in Kopenh(agen) Notiz nehmen könnte — z. E. einen Attalus — Als ob wir nicht beide wüßten, daß sogar die Augusta unter den Kopenhagenschen Augusten erst an die Existenz meiner Minona erinnert werden mußte — Wahrhaftig, ich müßte von meinen bisherigen Arbeiten ganz entgegengesetzte Erfahrungen gemacht haben, wenn ich mir einbilden wollte, ich könnte,

[1] Nie erschienen.

dürfte, und müßte schlechterdings nur so schreiben, wie ich unter den Auspicien meiner Freunde zu schreiben pflegte. Um des Himmels willen, lieber Cramer, lassen Sie sich ein wenig herab, die ganze Welt nicht immer aus Ihrem eignen Standpunkte zu beurtheilen. Und wenn Sie Ihre Invektiven gegen meine künftige Autorschaft niederschreiben, so behalten Sie sie wenigstens so lange zurück, bis Sie durch den Augenschein überführt sind, daß ich sie verdiene. In der Lage, worinn Sie sich, laut meiner obigen Deduktion, in Absicht auf meine gegenwärtige Unternehmung befinden, können Sie unmöglich competenter Richter, viel weniger competenter Ankläger, seyn; und Sie ersparen sich und mir eine unangenehme Stunde, wenn Sie mir gar nicht mehr von der Art schreiben.

Um also auch meinerseits sogleich — und gebe Gott! auf immer, auch Ihrerseits — von dieser geschmack- saft- und kraftlosen Materie abzubrechen —

Ich habe es sehr bedauert, daß Sie hier nicht zugegen waren, als die große Einführungsmusik des neuen Musikdirektors Schwenke[1] in Hamburg aufgeführt wurde. Es war in der That eine Musik von hohem Charakter, die dem größten Meister Ehre machen würde. Auch Claudius fand alle seine Erwartungen übertroffen. Einen solchen Chor, wie der, womit die Cantate anfängt und schließt, wüßte ich kaum gehört zu haben: so feyerliche, seelenerhebende Anbetung, so innige Accente der tiefsten Rührung! ein Adagio in äußerst lang ausgehaltenen Noten, zwischen denen die erhabensten, die ausdruckvollsten Harmonieen, wie die ersten Stra(h)len der Sonne aus dem Bett der Morgenröthe, hervorbrechen. Und das Ganze — sehr viel könnte ich Ihnen davon sagen: ich will aber Ihrer eignen Bemerkung nicht vorgreifen, da das Stück hoffentlich bald in Partitur erscheinen wird.

den 5. Jan. 1790.

Meine diesjährigen Umschlagsgeschäfte, welche Sie die Güte haben wollen für mich zu übernehmen, bestehen in Folgendem:

1) der Landschaft Norddithmarschen habe ich ein Capital von Eintausend Rthl aufgekündigt, welche Ihnen der Landspfenningmeister Knölk, nachdem die Loskündigung von ihm Namens der Landschaft gehörig acceptirt worden, gegen Retradirung der Original-Obligation überliefern wird.

2) die besagte Original-Obligation d. d. 1786 befindet sich itzt in den Händen unsers gemeinschaftlichen Freundes Herrn Croll zu Lübeck, der sie Ihnen, seinem mit der nächsten Freytagspost an Sie abgesandten avis Briefe zufolge, gegen den 12. 2.[2] dieses an Ort und Stelle zur Einlösung produciren lassen wird.

3) Sie haben also die Güte, dem Producenten der Obligation und dem Landspfennigmeister eine Stunde zu bestimmen, da beide bey Ihnen zusammenkommen, und der letztere Ihnen gegen den Empfang der mehrbesagten Obligation das Capital von 1000 R nebst 40 Rthl Zinsen in Preis-Münze auszahlt, wogegen

4) der Lübeckscbe Mandatorius (Producent der Obligation) von diesem ausgezahlten Capital eine Summe von 516 Reichsthalern 32 in eben der

[1] Christ. Fr. Gottl. Schwenke, geb. 30. August 1767, † 28. Okt. 1822 in Hamburg, wo er nach Bachs Tode Kantor und Musikdirektor wurde.

[2] Datumbezeichnung undeutlich.

Münze empfängt, in welcher Sie die 1040 Th erhoben haben, und Ihnen den Empfang durch seine Quittung bescheinigt:

5) den Rest dieser Norddithmarsischen 1040 Th haben Sie hienächst die Güte, mir hieher nach Altona zu übersenden.

6) Außerdem empfangen Sie an Zinsen von der Landschaft Süderdithmarschen 180 Th Species oder grob Courant, die ich mir zugleich mit dem Reste von 5 erbitte.

7) die hiebey folgenden Quittungen werden Sie beliebigt an die Behörde abgeben.

8) Zugleich lege ich die Vollmacht für Sie wie gewöhnlich bey

Und bin, wie immer,

Ihr verbundenster Gerstenberg

23.

Altona 8 Febr. 1790.

Darf ich Ihnen gestehen, mein theurer Cramer, daß Ihr Meisterstück eines Briefes mir wie eine wunderschöne Sonate vorkommt, die mit Allegro furioso anfängt, in Adagio mesto e sostenuto übergeht, und mit Minuetto grazioso beschließt. Wie soll ichs anfangen, von meinen eignen Empfindungen Rechenschaft zu geben? Ihr Allegro zerreißt mir das Herz, Ihr Adagio preßt mir Thränen aus; und Ihr Minuetto müßte mich tanzen machen, wenn mir das Allegro nicht die Fußflügel gelähmt hätte. Es ist unmöglich, einen Brief, wie diesen, zu beantworten. Ich halte mich an das Grazioso desselben, und ob ich Ihnen gleich nichts Graziöses zu erwidern weiß, so rechnen Sie sicher auf mein Gratias —

Wäre ich in Kop(enhagen) zugegen gewesen, als Sie sich anschickten, Ihr großes Memoire an B(ernstorff) abzufassen, so würde ich Sie inständig gebeten haben, B. ja nichts von der Art, — wenigstens nicht über mich, — zu sagen. Die Ursache werden Sie jetzt wohl errathen: wenigstens schließe ich aus der Stelle, wo Sie die Erfolge für Sie selbst erwähnen, daß Sie sich bey meinem uneigennützigen Rathe nicht übel befunden haben würden. Davon aber abstrahiert (denn was geschehen ist, läßt sich nicht ändern) wie wär es wohl möglich, daß ich den Genius der Freundschaft und des Wohlwollens verkennen könnte, der Ihre Feder in diesem mir so unschätzbaren Excerpten geführt hat? Sie haben mich mit Wärme, mit mehr als Wärme vertheidigt. Meine ganze Seele dankt Ihnen dafür.

Nebenher sehe ich freylich auch daraus, daß man mich gewürdigt hat, sich weit mehr mit mir zu beschäftigen, als ich mir je hätte träumen lassen können. Man hat sogar ana von mir gesammelt, die wohl füglich âneries heißen könnten, wenn sie auf mein Conto kämen. Der Stuhl z. E., den ich für mich in der Schreibstube auf der Kammer habe setzen lassen, steht noch da; mein Nachfolger[1] bedient sich seiner, wo ich nicht irre, ohne Bedenklichkeit noch bis auf den heutigen Tag. Man geruhe ihn in Augenschein zu nehmen: es ist kein Lehnstuhl, sondern ein Stuhl, wie andre Stühle, nur nicht so hoch, wie der, den ich da vorfand, und auf dem mir immer die Knie schliefen — O weh! o weh! was giebt es für Menschenkinder! — Und war es nöthig, daß ein Mann wie Cramer mich vor Männern vertheidigen mußte?

Verzeihen Sie mir, Liebster, daß ich Ihnen in dieser Art zu vertheidigen nicht nachahmen kann. Nicht einmal gegen das erste Allegro Ihrer Sonate

[1] Es ist wohl von Kopenhagen die Rede.

will ich mich zur Wehre setzen. Ich überlasse das Recantat ganz den zarten Saiten Ihres eignen Herzens. Sie dürfen die Stellen meiner vorigen Briefe, die das Tosen Ihrer Leidenschaften zu einer solchen Höhe hinangetrieben haben, nur einmal bey guter Laune wieder überlesen, so werden Sie bald auf die Vermuthung gerathen, daß hinter allen jenen Wolken Ihrer vorigen Laune auch nicht einmal der Schatten Ihres G. verborgen gewesen ist. Ihr G. ist kein Rousseau, kein Großvezier des Sultans Kant, kein Abstractum der Metaphysik, und so weiter. Ich bin kein Narr, daß ich gesagt hätte, kein Mensch verstünde Kanten, als ich. Sie müssen nicht recht zugehört haben. Wirklich ich bin kein Narr.

Ich bin kein Narr, daß ich der Metaphysik wegen Klopstocken vernachlässigte. Wirklich ich bin unschuldig an dem Zwiste mit Klopstock. Wirklich ich bin kein Narr.

Mit der einzigen Stelle, die Ihre Empfindlichkeit am meisten rege gemacht hat, muß ich aber doch eine Ausnahme machen. Ich bat meinen Freund, mir meine Fehler (deren ich ja wohl so gut wie andre Menschen habe) allein zu sagen — nicht andre Freunde zu Vertrauten derselben zu machen. Diese Bitte war so wenig hämisch gemeynt, daß ich sie noch itzt wiederhole. An bösen Willen von Ihrer Seite ist gar nicht zu denken. Man ist aber bey übler Laune nicht immer vorsichtig genug in seinen Reden, um das semper aliquid haeret zu verhüten; und bey der Offenheit Ihres Charakters ist es wahrer Dienst eines Freundes, Sie an diese und ähnliche Maximen je zuweilen wieder zu erinnern.

Auf das Exemplar Ihres Montaigne hätte ich lange warten können. Ich glaubte steif und fest, daß ein Buchhändler Coren, den ich nicht die Ehre hatte zu kennen, auf seiner Durchreise durch Altona mich damit erfreuen würde. Aus Ihrer itzigen Anzeige sehe ich, daß der Buchh(ändler) Raven gemeynt war, und daß Sie mir noch eine Freude von ganz andrer Art, das Geschenk Ihrer Aline, zugedacht hatten. Wie geschwind habe ich zum Herrn Raven geschickt!

Was ich an Schulzen nicht genug bewundern kann — ich stehe eben von seiner Aline[1] auf — ist sein ganz eigenthümliches Talent, mit zwey oder drey Noten auf einmal die ganze Wendung eines Gedankens, den Totalausdruck einer Empfindung, zu erschöpfen. Besonders in seinen Accompagnements. Welche Pinselzüge p. 20 p! Wahrhaftig, Schulz ist ein großer Tonkünstler im buchstäblichsten Verstande. Habe ich je ein Wort fallen lassen, was Sie für verkleinerlich halten könnten, so bitte ich es dem Edlen ernstlich ab. Ich bin ganz von ihm eingenommen, durchaus — er hat Recht gehabt, ich habe mich geirrt. Mein Erstes soll seyn, seine Maria[2] Note für Note wieder durchzugehen, und wo ich ihn das vorigemal unrecht verstanden habe, ein paar Midasohren hinzumalen, wie Voß bey seinen Classikern zu thun pflegt. Und Gott weiß, was das für Ohren geben würde, wenn ich sie einmal vollstimmig aufführen hörte. Was mich bey all dem an seiner Maria (denn wider diese kann ich mich nur vergangen haben) noch bis auf diesen Augenblick irre macht, ist das Urtheil eines Ebeling, eines Gähler, und Anderer, die sich gerade eben so über dieß Werk gegen mich geäußert

[1] 'Aline, Königin von Golkonda', Kopenhagen 1790, übersetzt aus dem Französischen von Cramer.

[2] 'Maria und Johannes', eine Passion.

haben, wie ich mich gegen Sie. Sie setzen seine Maria unendlich tief unter seine Athalie, vermissen den Originalgeist, den großen Umriß, der sich unter dem einfachsten Gewande gerade am stärksten auszeichnet — räumen übrigens ein, daß S. durch unzählige Feinheiten den unbefriedigten Krittler wieder schadlos zu halten wisse — welches mir nie so einleuchtend gewesen ist, als bey seiner Aline, bey der ich just auch Züge von diesem Range aufmerksamer, als auf alles andre, geworden bin. Vor der Wertung des Ganzen braucht man ohnehin nichts weiter zu wissen, als was Sie mir selbst davon erzählt haben. Welcher Kunstrichter sah wohl Anfangs den Gluckschen Meisterwerken ihre erstaunliche Wirkung an? Reichardt[1] mußte erst nach Paris gehn, um daran zu glauben. Und so, denk ich, schicken wir auch die Ungläubigen nach Kopenhagen, die an dem gewaltigen Effekt der Maria zweifeln oder gezweifelt haben.

Wie viel hätte ich Ihnen noch besonders auch über das Detail Ihrer verdienstvollen Übersetzung zu sagen! wie viele Fragen an Sie zu thun! Was haben Sie für Nachrichten von Baggesen? Geht er mit seiner Geliebten nach Dänemark zurück? Die Geschichte seiner Liebe möchte ich lesen! O daß ich mit Beiden und mit Ihnen nur noch Einen Tag an den Ufern der Elbe weilen möchte, wie jener war, an den mich mein guter Cramer erinnert! G.

24.[2]

O mein Cramer! mein Freund! welch ein Mann sind Sie! wie liebe ich Sie! wie bewundre und ehre ich Sie! und Sie sind mein Cramer! Wenn man mir eine solche Handlung des wohlwollenden Herzens, von einem mir ganz unbekannten Manne und an einem mir ganz unbekannten Manne ausgeübt, erzählte: so würde ich ja Thränen des Entzückens weinen müssen, daß es noch Einen so großen und edlen Character in der Welt gäbe, als dieser wahre Freund seines Freundes wäre. Aber mein Cramer ist der Mann, und ich bin der Glückliche, dessen Freund dieser große und edle Character ist, an dem er wirklich so und oft so gehandelt hat: was, mein Freund, was muß ich empfinden! Dennoch verbiethen Sie mir jeden Ausdruck meiner Dankbarkeit, jede Ergießung meines gerührten Herzens, — verlangen bloß zu wissen, ob ich zu dem wichtigen Schritte, den Sie aus eigner Rechnung für mich gethan haben, meine Einwilligung gebe — O bester theuerster Mann! welch ein Herz haben Sie!

Ja, ich will Ihnen gehorchen, mit aller der Ruhe, deren ich itzt fähig seyn kann, will ich mir Gewalt anthun, bloß Ihre Frage zu beantworten. Sie wissen, mein Allerbester, was ich mir immer dabey gedacht habe, wenn ich wünschte, in dem Departement des erhabenen Staatsministers befördert zu werden, den ich verehre, so lange ich seinen Namen habe aussprechen können. Nicht bloß das Glück, eine rechtschaffne Frau, die mich liebt, und meine Dürftigkeit allem Reichthume eines meiner Mitbewerber vorzog, von der ungewöhnlichen, sogar über meine Befürchtung ungewöhnlichen Last der Nahrungssorgen, die sie mit mir theilt, endlich zu befreyen, nicht bloß das Glück, meinen süßen Kindern eine Erziehung zu geben, die sie nach meinen Begriffen der natürlichen Pflicht zu künftigen Bürgern

[1] Der Komponist Joh. Friedr. Reichardt.
[2] Undatiert und ohne Ort; wahrscheinlich 1783.

brauchbar machen könnte: nicht bloß dieß Glück, für so unaussprechlich groß ich es auch halte, war es, was ich mir wünschte. Hätte ich mich entschließen können, den gewöhnlichen Pfad zu betreten, und Dinge zu thun, die mein Herr nicht billigt, so würde es mir vielleicht nicht schwerer geworden seyn, den einseitigen Zweck eines besseren Auskommens zu erreichen, als ihn so viele andre, die ich kenne, gefunden haben. Aber ich war durch den Umgang mit Freunden, die durch ihren Charakter, wie durch ihren Geist, der menschlichen Natur Ehre machen, gewöhnt, diesen Zweck mit andern Zwecken zu vergleichen, und nicht alle Mittel, die dahin führten, für gleichgültig zu erkennen; eben diese Freunde hatten mich durch ihre Erzählungen und Beschreibungen von der bewundernswürdigen Seele jenes einzigen Mannes, den ich zwar von jeher aber nie so verehrt hatte, dermaßen eingenommen, daß es mir unmöglich ward, mich länger in einem Stande zu wünschen, in welchem ich noch weniger als sonst hoffen konnte, mich der Aufmerksamkeit desjenigen, zu dem mich mein Herz hinzog, auf irgend eine Art würdig zu machen. Sie, der Sie mich kennen, seyn Sie Richter, ob ich zu viel sage.

Aber ich war zu blöde, mein Theuerster, mich Ihm mit diesem Wunsche zu nähern. Was hatte ich, das mich ihm hätte empfehlen können? Der Abstand war durch meine Verhältnisse noch weiter gemacht. Mit der bloßen Bezeigung meiner Ehrfurcht konnte nichts ausgerichtet seyn: in dem Munde eines Bittenden wäre sie vielleicht gar verdächtig gewesen. Ich schwieg lieber stille, und überließ mich der Vorsicht.

Ach! wie unendlich gütig hat sie für mich gewaltet! Ich bin im Besitze meiner kühnsten Wünsche; glücklich in jeder Beziehung, — auf das edle Herz, dem ich es zu danken habe, auf meine kaum mehr erträglichen Bedürfnisse, auf die nahe, ganz nahe Hoffnung, mich ihrer endlich (Gott! welch ein Wort!) überhoben zu sehen: wie unendlich gütig hat sie für mich gewaltet!

Was kann ich hinzusetzen, mein Cramer? Ich bin in meinem ganzen Leben nicht so glücklich gewesen, als seit ich Ihrer Freundschaft überlassen bin. Handlen Sie ferner nach Ihrer Freundschaft, nach Ihrem Ermessen: ich bin mehr, als ich mein eigen bin,

der Ihrige
Gerstenberg.

z. Z. Warschau. Albert Malte Wagner.

(Fortsetzung folgt.)

Ferdinand Freiligrath und Amely Bölte
(1847—48).

Eine Episode aus des Dichters erstem Aufenthalt in England.

In seiner grundlegenden Freiligrath-Biographie bringt Wilhelm Buchner einen Brief des Dichters an Karl Buchner zum Abdruck — London, 16. September 1847 —, worin auf eine verdrießliche Episode angespielt wird, die, soweit ich sehe, noch niemals völlig geklärt wurde. Nachfolgende Ausführungen stellen den Versuch dar, den ganzen Verlauf des Zwischenfalls zu schildern, soweit dies nach dem mir zugänglichen ungedruckten Quellenmaterial möglich ist.

In dem erwähnten Schreiben an Karl Buchner heißt es:

'Und nun zur Beantwortung Ihres lieben Briefes! Jene klatschende Morgenblattcorrespondenz, die wie alle Correspondenzen gleichen Ursprungs voll von Unrichtigkeiten ist, rührt von einer Mamsell A. B., einer Gouvernannte irgendwo im Westend, her. Himmel, diese deutschen Kaffeeblätter! Kürzlich sollen sie auch gesagt haben, ich sei mit meiner Lage in London höchst unzufrieden und Herr Huth trage die Schuld! Welch ein Unsinn und welche Taktlosigkeit! Wäre nicht eine solche Notiz, wenn sie meinem Chef unter die Augen käme, im Stande, mein ganzes Verhältnis zu zerstören und mich Knall und Fall brotlos zu machen? Die Wahrheit ist, daß ich hier allerdings noch nicht stehe, wie ich, zumal bei wachsender Familie, stehen muß: daran trägt aber nicht mein Haus die Schuld, welches mich ordentlich und ehrenvoll behandelt (Herr Huth, wenn auch Tory, ist anerkannt einer der Ausgezeichnetsten und Biedersten unter den reichen Deutschen), sondern die Lage der Dinge überhaupt. Commissalaire sind selten hoch, und wäre es nicht Unsinn von mir, mit jenen Klatschartikeln zu verlangen, mein Haus solle mich meines Poetentums wegen besser bezahlen als jeden andern Arbeiter? Was meine commerzielle Tätigkeit wert ist, bekomm' ich für sie ... Herr Huth ist seit zwei Monaten in Kissingen, geht nach Leipzig, kehrt über Weimar, Erfurt, Frankfurt zurück — wie leicht kann er solch dummes Geschwätz lesen, mich selbst dahinter vermuten und (zumal bei seiner großen Empfindlichkeit gegen Alles, was in Blättern über ihn gesagt wird, selbst das Beste) seinem Ärger durch eine plötzliche Kündigung Luft machen? Ich glaube nun zwar nicht, daß es so schlimm kommen wird; immer aber, fürcht' ich, steht mir noch eine unangenehme Auseinandersetzung bevor. Das ist dann das Resultat dieses verhenkerten Notizenkrams ...'[1]

Die in diesem Briefe diskret mit A. B. bezeichnete Persönlichkeit ist — wie auch der Index des zweiten Bandes verrät — keine andere als die Schriftstellerin und Freundin Varnhagens von Ense, Amely Bölte (1817—91), eine geborene Mecklenburgerin, die in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als deutsche Er-

[1] W. Buchner. 'F. Freiligrath, ein Dichterleben in Briefen' (Lahr 1882, 2 Bände) II, 198 f. Dem Brief legte Freiligrath noch eine weitere, ähnliche Notiz aus der 'Aachener Zeitung' bei.

zieherin in London weilte und mit Varnhagen einen lebhaften Briefwechsel unterhielt.[1] Schon vor jener fatalen Zeitungsnotiz hatte sie dem verehrten Berliner Freunde die Erfahrungen, die Freiligrath bald nach seiner Ankunft in London sowohl mit den Engländern wie mit seinen eigenen Landsleuten machen mußte, in recht düsteren Farben geschildert:

'Freiligrath ist auch nicht sehr glücklich hier und findet, daß die Tyrannei in Deutschland bei weitem nicht so drückend gewesen, als der soziale Zwang hier. Unter den Deutschen in London findet er keinen Anklang. Sie alle sind hier mit Gelderwerb beschäftigt und halten denjenigen für einen rechten Narren, der eine sichere Stellung im Vaterlande aufgeben konnte, um Freiheitslieder zu singen, durch die noch nie ein Staat verbessert worden. Diese und ähnliche Ansichten hört er auf jedem Tritte, und die Engländer schelten ihn gar einen Enthusiasten, wie jeden, der sich einzeln gegen ein Ganzes erhebt. Statt Achtung, Bewunderung und Anerkennung findet er nun überall das Gegenteil, und dies verwundet ihn in tiefster Seele; denn wenn er auch wohl den Communismus singt und den Proletarier erhebt, so würde es seiner Eitelkeit doch gefallen, wenn London mit Fingern auf ihn zeigte; und das tut es nicht. Er sitzt bis 9 Uhr Abend in der City auf dem Bureau und geht dann zu seiner Frau, die sich indessen abgemüht, ihre Kinder zu besorgen und durch Übersetzen noch ein wenig Geld zu gewinnen.'[2]

In bemerkenswertem Gegensatz zu dieser Schilderung stehen allerdings die optimistischen Äußerungen, die der Dichter selbst in seinen ersten Briefen aus London über seine Lage macht.[3] Plötzlich aber ändert sich seine rosige Auffassung, und all der Groll, den er inzwischen angesammelt, entlädt sich in dem temperamentvollen Brief an Karl Buchner, aus dem wir obige Stelle anführten. Uns allerdings könnte heutzutage jene 'klatschende Morgenblattcorrespondenz' harmlos genug erscheinen, aber der Verlauf der Dinge zeigt doch, daß Freiligraths Befürchtungen nicht unbegründet waren.

Wie angedeutet, hatte also Amely Bölte im Stuttgarter 'Morgenblatt für gebildete Leser' im September 1847 einen langen, wie üblich nicht gezeichneten Brief aus London veröffentlicht und darin die schlimme Lage der mittellos nach England eingewanderten Deutschen, besonders des weiblichen Geschlechts, in kläglichen und wohl auch übertriebenen Worten beschrieben. Sie hebt vor allem die Schwierigkeit hervor, sofort nach Ankunft eine

---

[1] Die Briefe Varnhagens an A. Bölte wurden von ihr selbst herausgegeben u. d. T. 'Briefe an eine Freundin (1844—53)', Hamburg 1860. Ihre eigenen, oft recht langatmigen und gefühlsseligen Episteln an den deutschen Schriftsteller harren noch der Veröffentlichung — eine Aufgabe, der ich mich bei Wiederkehr ruhigerer Zeiten zu entledigen hoffe. Die auf unsere Episode bezüglichen Stellen können jedoch schon heute aus Varnhagens Nachlaß in der Kgl. Bibliothek zu Berlin mitgeteilt werden.

[2] Varnhagensche Sammlung, Fasz. Bölte; Brief vom 8. Februar 1847.

[3] W. Buchner II, 184 f.

passende Stelle zu finden, und dabei erwähnt sie — also nur im Vorübergehen! — auch Freiligrath:

'Mit Freiligrath war es ein anderes; aber auch dieser hochbegabte Mann mußte drei Monate warten, ehe er eine Anstellung fand, die ihm auch nur aus besonderer Rücksicht geboten wurde; und was ist jetzt sein Los? Vom frühen Morgen bis zur späten Nacht in einem düsteren Gewölbe in der City zu sitzen.'[1]

Man kann sich in der Tat schwer vorstellen, daß diese wenigen, harmlosen Zeilen von so schlimmen Folgen für den Dichter sein sollten. Auch ihre Urheberin dachte lange Zeit an nichts Böses. Im Herbst des gleichen Jahres unternahm sie eine längere Reise in die deutsche Heimat, und erst bei ihrer Rückkehr nach London, Mitte November, erfuhr sie, daß Freiligrath über sie höchst ungehalten sei. So schrieb sie ihm denn einen reumütigen Entschuldigungsbrief. Der Dichter zeigte sich auch keineswegs unversöhnlich; Frau Ida bat sogar um ihren Besuch, und alles schien auf dem besten Wege:

'Freiligrath hat sich sehr beklagt, daß ich ihn beim deutschen Publikum in Anregung gebracht. Er wußte, ich weiß nicht wie, daß ich es war, und so schrieb ich ihm denn einen guten Brief und sagte ihm, wie leid es mir tue, ihm etwas Unangenehmes zugefügt zu haben. Das hat ihm gut gefallen und wir sind jetzt gute Freunde; auch will ich nächstens seine Frau besuchen.'[2]

Der Tag des Besuches naht heran — die Familie Freiligrath ist reizend — aber beim Abschied wirft man dem Fräulein vor, es habe den Dichter — — brotlos gemacht; d. h. Huth habe, in gerechtem Zorn über jenen Artikel, seinem Buchhalter schlankweg gekündigt. Größtes Entsetzen Amaliens — Tränen — schlaflose Nächte. Sie geht alle ihre Freunde um Hilfe für den auf die Straße gesetzten Dichter an — vergebens. Carlyle kann nichts für ihn tun; Bulwer, Tennyson, Milnes bedauern gleichfalls. Doch nein, Milnes, der stets Gutherzige, knöpft die weiten Taschen auch diesmal auf zu einer milden Spende.[3] Die Deutschen Londons ziehen natürlich nicht; sie versagen ja immer. Da ist besonders ein Herr Schwabe, ein steinreicher Mann, der es für eine 'Injurie' hält, wenn Freiligrath nicht zu Huths Gesellschaften geht — wo er gar nicht geladen ist. Und da ist auch wieder der böse Bunsen, der preußische Gesandte am englischen Hofe — 'glatt und feilt wie ein christlich-germanischer Aal'[4] —, den Freiligrath und seine Freunde für ihren grimmigsten Gegner

[1] Nr. 217—219, S. 875; 10.—13. September 1847.

[2] Fasz. Bölte; Brief vom 14. Dezember 1847.

[3] Über Milnes und Freiligrath vgl. W. Fischer, 'Die persönlichen Beziehungen R. M. Milnes' zu Deutschland', Hab.-Schrift (Würzburg 1918), S. 59—60.

[4] Freiligrath an Schücking, 22. April 1847; W. Buchner II, 194.

halten. Aber siehe, da taucht auch eine edlere Gestalt auf, Sir Isaac Goldsmid, ein wohlhabender Jude von ernstem politischen Streben,[1] in dessen Hause Amely, die seine Töchter unterrichtet hatte, stets taktvolle Aufnahme gefunden. Anfänglich erscheint ihm die ganze Sache wie ein Scherz, jedenfalls als eine Bagatelle. Als er aber von Huth selber erfahren muß, wie weit die häßliche Angelegenheit gediehen, erfaßt er rasch den Ernst der Lage und legt bei jenem ein gutes Wort für den Dichter ein. Mit dem Ergebnis, daß Freiligrath noch bis Ostern (1848) bei Huth bleiben kann. Inzwischen aber fegt ein Sturmwind über den Kontinent. Der Februar sieht die Revolution in Paris; der März wird Zeuge des Umsturzes in Wien und der Barrikaden in Berlin — der 'Vorkampf' hat begonnen! Da vergißt der verbannte Dichter alle Pläne — Stellungswechsel, Auswanderung nach Amerika[2] —; unwiderstehlich zieht es den Dichter nach der Heimat — wie er hofft, einem neuen politischen Frühling entgegen.

So ungefähr war der tatsächliche Hergang jenes Zwischenfalls, von dem Amely Bölte ihrem Korrespondenten in ihrer wortreichen Art eine so empfindsame Schilderung gibt. Wir lassen nun sämtliche hierhergehörigen Briefe und Auszüge, soweit noch nicht oben angeführt, der Reihe nach folgen.

1.

Amely Bölte an Varnhagen.

London, 31. Dezember 1847.

... Ich ging vor vierzehn Tagen zu Freiligrath. Er gefiel mir sehr gut, seine Frau ist fein, elegant, reizend, sie haben zwei niedliche Kinder, und die ganze Umgebung spricht den Geist der Bewohner aus. Es ist eine Freude, solchen Menschen zu begegnen, unter einem solchen Dache zu weilen; das Glück dieser Leute hatte für mich etwas Idealisches. Ich sah, daß es Freiligrath Vergnügen machte, sich über heimische Verhältnisse mit mir zu unterhalten — ich weiß, wie sehr man das hier entbehrt —, so gab ich seiner Bitte nach, den Abend bei ihnen zuzubringen, obgleich es mein Tag für Carlyles war. In den wenigen Stunden wurden wir recht gute Bekannte, und als ich ging, baten sie mich dringend, den weiten Weg nicht zu scheuen, sie öfter aufzusuchen; ich müsse das kleine Opfer schon bringen, denn ich habe sie, wenn auch ohne es zu wollen ... b r o d l o s gemacht. Welchen Eindruck mir das unselige Wort machte, will ich nicht zu beschreiben versuchen! Ich hatte zwei Stunden zu fahren, ehe ich von dem Ende Londons bis zu dem meinigen kam, und ich weinte die ganze Zeit in mich hinein so schmerzliche Thränen, wie ich sie je geweint habe in meinem Leben.

---

[1] Vgl. 'Dict. of National Biography' VIII.

[2] Durch den Streit mit Huth werden auch Freiligraths Auswanderungspläne und sein Briefwechsel mit Longfellow in ein neues Licht gerückt. Darüber vgl. neuerdings M. Appelmann, 'H. W. Longfellows Beziehungen zu F. Freiligrath' (Münster 1916) S. 41—43.

Mit dem Brodlosmachen ist es nun wol nicht ganz so schlimm; denn ich höre, daß Huth, wie andere, Verluste erlitten, die eine Einschränkung heischen, und da ist denn jeder Grund willkommen für den Kaufmann, der nichts mehr scheut als den wahren entdeckt zu sehen. Aber selbst der Vorwand zu sein, ist höchst peinigend.

Freiligrath hatte keine Aussicht irgend einer Art; die Freunde, die ihn als *Lion* für ihre Gesellschaften gebraucht, waren jetzt nicht hier, und überhaupt nicht hier, wenn er ihrer bedurfte. Auch kann ein Mann nicht betteln gehen nach Gunst, Fürsprache und Beistand. Ich fühlte ganz das Grausame seiner Lage und beschloß zu thun, was er selbst nicht thun konnte, obwol mit wenig Hoffnung auf Erfolg. Es ist ein anderes für einen Künstler Protection zu erhalten, wo es gilt, den Einzelnen auf der Stelle anzugreifen, wo er sterblich ist und die Damen besonders schon von selbst geneigt sind, einem schönen jungen Mann zu sitzen, — als ein Ganzes von e i n e r Person zu erhalten, nur eines Grundsatzes oder guten Zweckes halber. — Ich ging zuerst zu Carlyle und erzählte ihm die Sache. Die Schritte, die ich thun wollte, waren ihm recht, er bedauerte Freiligrath, zweifelte aber keineswegs an meinem Erfolg. Das ist ganz gut, ganz ehrend für mich, wenn er Anderen mit vollem Ernst der Überzeugung vorsagt, *you do not know what she is able to do*, — aber ebenso beschimpfender für Jene, deren Einfluß und Stellung sie befähigte, das mit einem Wort, einem Gang zu erreichen, was ich mit unsäglicher Mühe und durch Überzeugung bewirken muß. Es macht mich dann nur traurig zu denken, was die Menschen könnten, wenn sie wollten, wenn in einer unbedeutenden Person, wie ich bin, der Wille etwas erreicht.

Ich habe nun alles gethan, was zu thun möglich, und kein besseres Resultat erhalten, als einliegenden Brief.[1] Was mich aber vorzüglich traurig macht, ist die Stimmung der Deutschen im Allgemeinen. Sie sind alle auf Huth's Seite — sie alle sagen, ein *clerk* sey wie der andere, man könne keinen Unterschied machen, könne einen Mann wie Freiligrath nicht, wenn er *clerk* sey, in sein Haus laden. Gütige Allmacht! Kann denn der Mensch sein Amt nicht so viel ehren, daß das Geschäft, das er wählt sich sein bischen Brod damit zu verdienen, ihn unwürdig macht mit Solchen umzugehen, die in geistiger Bildung so tief unter ihm stehen!

Herr Schwabe war der Begleiter Cobden's.[2] Er ist der erste aller Deutschen hier, und der reichste. Was er Injurien nennt, ist nichts weiter, als daß die Frl. Goldsmid, bei denen ich zum *luncheon* war, mir auftrugen, als ich zu Freiligrath ging, ihm zu sagen, sie würden sich ihm vorstellen lassen in der ersten Gesellschaft bei Huth, und der Dichter habe erwidert: auf die Ehre müsse er verzichten, da er das Haus desselben noch nie betreten habe. So fühlt ein reicher Deutscher hier für den andern, daß er das eine Injurie nennt ...

Freiligrath [hat] meine ganze Zeit in Anspruch genommen, und mit Recht. Die ganze Sache hat einen so üblen Eindruck auf mich gemacht, daß ich einen Arzt habe rufen lassen; der arme Mann wird aber wenig thun können, solange die Stimmung die Krankheit nährt. Ich habe mir daher selbst die heilende Arznei gewählt, Ihnen mein Leid zu klagen. Wenn Sie mich auch schelten, so thut das nichts, denn ich weiß, daß Sie gerecht und billig sind, und ich nur im Unrecht sein kann, wenn Sie es finden.[3]

---

[1] D. h. den Brief von Sir Isaacs Tochter, Emma Goldsmid (vgl. Nr. 2).

[2] Vgl. Mme. Salis Schwabe, 'R. Cobden, ses voyages, correspondances et souvenirs' 1879. Über Herrn und Frau Schwabe vgl. auch R. Wagner, 'Mein Leben' (München 1914; Volksausgabe) III. Teil, S. 213—14.

[3] Fasz. Bölte. — Die Antwort, die Varnhagen auf der Bölte Klagebrief sandte, ist charakteristisch für seine verbose Art, Seelenzustände mit sicht-

2.

Emma Goldsmid an Amely Bölte.

St. John's Lodge, Sunday [Dez. 1847].[1]

Mein liebes Fräulein,

... Es that uns leid, Sie nicht gestern zu sehen, besonders da ich Ihnen etwas zu sagen hatte. Mein Vater hat die Geschichte von Freiligrath, da Sie sie ihm erzählten, entweder nicht angehört oder nicht verstanden; nun aber ist in dieser Woche Mr. Huth zu ihm gegangen und hat sich beklagt, daß Sie gegen ihn geschrieben hätten. Mein Vater erkundigt sich nach der Sache bei uns, und nun nimmt er sie nicht mehr wie ein Scherz, sondern sehr ernsthaft auf, da es sich um einer Familie Leben handelt, tadelt Sie sehr, aufrichtig gesagt, will aber was er kann für Freiligrath bei Huth sprechen, wenn er es ganz gewiß weiß, daß F. wirklich zu bleiben wünscht. Ich sagte ihm, ich glaubte ja, aber lassen Sie mich durch einige Zeilen von Ihnen darüber sicher sein. Nur rathe ich Ihnen nicht darüber, wenn Sie meinen Vater nächstens sehen, zu scherzen, denn er sagt daß Huth als Kaufmann nichts von Freiligrath als Dichter zu wissen brauchte, daß das Gehalt gut war und nicht so leicht wieder zu bekommen ist etc., kurz, die Geschichte hat er nach ihren Folgen angesehen und tadelt Ihre — soll ich es sagen — Indiskretion. Wir haben ihm gesagt, daß Freiligrath noch zwei Monate bleiben soll, also läßt sich vielleicht noch etwas machen, wenn dieser der wirkliche Grund seines Congé war.

Ihre freundlich ergebene Emma Goldsmid.

3.

Freiligrath an Amely Bölte.

10 Clarence Villa, 7. Jan. Abends [1848].[2]

Verehrtes Fräulein,

Ich danke Ihnen herzlich für Ihren lieben Brief und alle mir darin geäußerte Theilnahme. Mein Verhältniß zu Huths jedoch, fürcht' ich, fassen Sie noch immer nicht ganz richtig auf, doch besprechen wir das, wenn es überhaupt der Mühe werth ist, am besten mündlich.

Meine Kinder haben sich in den letzten Tagen ziemlich wieder erholt, u. meine Frau, obgleich immer noch sehr angegriffen, wird dennoch morgen im Stande sein, bei einem häuslichen Thee ihren Platz einzunehmen. Ihr Besuch wird uns also ganz gelegen kommen, und wir werden uns sehr freuen, wenn Sie Ihre Absicht ausführen wollen. Kommen Sie nur recht früh!

Mit den schönsten Grüßen von mir und meiner Frau

Ihr ergebener F. Fth.[3]

---

lichem Behagen zu zergliedern, ohne dabei den eigentlichen Kern der Sache zu berühren. Natürlich konnte er aus der Entfernung keine konkreten Ratschläge erteilen, aber er bringt es fertig, dem Gegenstand fünfeinhalb Druckseiten zu widmen, ohne irgend etwas Entscheidendes zu sagen. Er gesteht es auch selber zu, daß er aus der Ferne 'kaum weiß, wie er den zarten Gegenstand ersprießlich erörtern sollte', zumal da Amalie in ihrer Erregung ihm eigentlich nichts Tatsächliches mitgeteilt habe. Vgl. 'Briefe an eine Freundin' Nr. 13 (6. Jan. 1848), S. 57—62.

[1] Varnhagen ergänzt fälschlich das Empfangsdatum: [1848]. Der Brief liegt dem Fasz. Bölte bei.

[2] Von Varnhagen ergänzt.

[3] Fasz. Freiligrath.

4.

Amely Bölte an Varnhagen.

7 Devonport Street, d. 23sten Jan. 1848.
[Empf. Berlin, 13. März 1848][1]

... Freiligrath's Angelegenheit hat mir nur Mißstimmung gebracht. Erstens hatte er keinen genügenden Grund mich anzuklagen, und ich verzeihe es ihm kaum, daß er mich so unnütz elend machte und — lächerlich vor mir selbst. Bunsen und die Politik sind die eigentliche Ursache, die ihm die Stelle kostet. Jedenfalls ist das dadurch gewonnen, daß er bleibt, bis er etwas anderes gefunden, und das beruhigt mich. Seit ich ihn mehr kenne, sehe ich wohl, daß der arme Mann mehr von gekränkter Selbstliebe als vom Weltschmerz leidet. Das ist freilich menschlich, natürlich und ganz zu entschuldigen, und niemand kann besser verstehen in wie ferne seine Stellung ihn drückt, als wie ich; es ist aber nicht groß und heischt keine Bewunderung — um meiner selbst willen bedaure ich ihm diese nicht zollen zu können.

Er kennt England so wenig, daß er glaubt, Leute wie Bulwer, Tennyson, M. Milnes würden sich seiner annehmen, und nun findet er sich, nachdem er einmal ihre *Lion parties* geziert, vergessen und übersehen. Ich schilderte ihm diese Menschen, und er sah mich ungläubig an. Was nutzt es ihm aber, da zu hoffen, wo nichts zu hoffen ist? Milnes, z. B., den er nach seinen Worten und Gedichten beurtheilt, und von dem er sogar eine Stelle auf dem Bureau auswärtiger Angelegenheiten erbeten, kennt nur ein Gesetz, das *on dit* der fashionablen Welt und würde sich schämen, mit jemand über die Straße zu gehen, der nicht in dieser aufgenommen sey. Bulwer bat ihn zu Tisch mit zwei Damen, über deren Charakter ich unsern Poeten leicht aufklären konnte. So ehrt man das deutsche Talent! ...

Dazu das Postskriptum:

Herr Milnes hat mir heute sehr artig etwas Geld für Freiligrath angeboten.[2]

5.

Amely Bölte an Varnhagen.

[Empf. Berlin, 4. Febr. 1848][3]

... Mit Freiligrath geht es besser. Huth behält ihn noch bis Ostern und bis dahin kann man sehen. Seine eigenen Klagen sind die eigentliche Ursache seines Verlustes, das weiß auch er; denn er erkannte das Gute einer bestimmten Versorgung erst als er sie verloren und sah bis dahin nur das Schreckliche solcher mechanischen Beschäftigung. Ich habe nun aber die ganze Schuld auf mich genommen, weil, wie hier die Verhältnisse sind, ihm damit der größte Dienst geschieht. Und ich mache mir ja nichts daraus. Ich bin ganz froh, wenn die kleine Familie nur ohne Sorge lebt. Wie beneidenswerth, wenn ein paar Pfund zum Glück helfen können![4]

---

[1] Von Varnhagen ergänzt.

[2] Fasz. Bölte. — Varnhagen ('Briefe an eine Freundin' [16. März 1848] S. 87) nimmt auf diese Äußerungen Bezug, wenn er schreibt: 'Über Freiligrath urteilen Sie ganz richtig; daß Bunsen ihm absichtlich hat schaden wollen, ist recht in der Art dieser fanatischen Frömmler.'

[3] Von Varnhagen ergänzt.

[4] Fasz. Bölte.

Mitte April 1848 hat dann Freiligrath sein Verhältnis zu Huth endgültig gelöst, fest entschlossen, in Deutschland für die Republik zu agitieren. Amely Bölte, mecklenburgisch-konservativ gesinnt, verspricht sich nicht viel von seinem Wirken:

'Freiligrath wird auch [*sc.* nach Deutschland] kommen, als wüthender Republikaner. Ich will ihn Sonntags noch einmal besuchen, seine Pläne zu hören. Als Redner wird er sich wenigstens nicht auszeichnen; denn als er neulich öffentlich ein paar Zeilen sprechen sollte, trug er so schlecht vor, daß Niemand den Sinn verstand.'[1]

Doch war die Versöhnung der Bölte mit Freiligrath dauerhafter, als es nach der letzten spitzen Bemerkung scheinen könnte. Als sie Ende 1849 wieder nach Deutschland kam, versäumte sie es nicht, auf ihrer Durchreise durch Köln auch in der Familie des Dichters vorzusprechen, wobei sie von der kleinen Häuslichkeit einen recht guten Eindruck gewann.[2] Als aber Freiligrath 1851 zum zweitenmal eine Zuflucht in England suchte, verhält sie sich wieder ziemlich kühl und findet, daß der Dichter, der sich jetzt zu den Kommunisten halte, 'sehr verändert aussieht — sehr materiell'.[3]

Allerdings konnte sich ein regelrechter Verkehr zwischen ihr und des Dichters Familie auch deshalb nicht mehr entwickeln, weil die Schriftstellerin im Spätsommer des Jahres 1851 England auf immer verließ, um sich nach einigem Zaudern endgültig in Dresden niederzulassen.

Würzburg. Walther Fischer.

[1] Fasz. Bölte; Brief vom 15. April 1848.
[2] Nach ihrem Brief vom 31. Dezember 1849; Fasz. Bölte.
[3] Fasz. Bölte; Brief vom 11. Juni 1851.

Ein mittelenglischer Hymnus auf Maria und Christus und seine kymrische Umschrift.

Das nachstehende mittelenglische Gedicht aus dem 15. Jahrh. findet sich in der Hengwrt-Hs. 479, fol. 38 f., und wurde zuerst von Furnivall und Ellis im 'Appendix' der *Transactions of the Philological Society,* Part I, 1880—81, sodann im Bd. 19 der *English Dialect Society,* Ser. D, No. III, London 1880, herausgegeben. Es ist nicht nur seiner überaus künstlichen Form wegen bemerkenswert, sondern besonders deshalb, weil es von einem Walliser mit einer kymrischen Transkription versehen wurde, die ungefähr die englische Aussprache zu Ende des 15. Jahrh. wiedergeben dürfte. Von dieser phonetischen Umschreibung sind bisher drei Versionen veröffentlicht, nämlich die älteste und beste nach der Hengwrt-Hs. 294 zugleich mit dem mittelenglischen Original a. a. O., sodann zwei jüngere, von denen sich die eine in einer Handschrift des Brit. Museums, die andere in einem Druck vom Jahre 1823 findet. Die erstere von diesen wurde herausgegeben von Williams im 32. Bande der Anglia, S. 295 ff., und nochmals genauer von Bell im 36. Bande S. 118 ff. mit den Varianten des Druckes. Die letztere Veröffentlichung bringt als wertvollen Zusatz eine Abhandlung von Glyn Davies über die Metrik des Gedichtes, worin sich auch einige für die Textkritik wichtige Bemerkungen finden.

Trotzdem die kymrische Transkription das älteste Denkmal für die neuenglische Lautgeschichte darstellt, hat sich doch bisher niemand eingehender mit dem Gedicht beschäftigt, das infolge seiner durch die künstliche Form bedingten Dunkelheit und mehrfacher Fehler und Lücken der philologischen Behandlung und Interpretation dringend bedarf. Ich gebe im folgenden den Versuch einer kritischen Ausgabe, wobei die älteste kymrische Version in den Lesarten mit A, die jüngere mit B, der Druck mit C bezeichnet sind. Aufgenommen wurden nur solche Lesarten, die aus irgendeinem Grunde wichtig erschienen; alle zu verzeichnen, auch die gleichgültigen und falschen, schien mir schon deshalb überflüssig, weil die Veröffentlichungen in der Anglia ja leicht zugänglich sind.

Wenn es mir trotz langer und ernster Arbeit an dem Denkmal leider nicht gelungen ist, alle Schwierigkeiten des Textes zu bewältigen, so tröste ich mich mit den Worten des Dichters: *I can no moe* (V. 95). Derselbe war nach der Unterschrift der me. Fassung: Jeuan ap Rydderch ap Jeuan Lloyd,[1] oder nach anderen: Jeuan ap Howel Swrdwal, beide nach Ellis wohlbekannte kymrische

[1] Vgl. über diesen Dichter Glyn Davies im 36. Bande der *Anglia,* S. 126. Er wird von John Davies um 1420 gesetzt.

Barden des 15. Jahrh. In der jüngeren Hs. des Brit. Museums findet sich noch die interessante Notiz, daß der Verfasser das Gedicht als Student in Oxford schrieb, um seinen englischen Kommilitonen einen Beweis von der künstlerischen Höhe kymrischer Dichtung zu liefern. Wer die Transkription gemacht hat, wird nicht gesagt, jedenfalls rührt sie nicht vom Verfasser des Gedichts selbst her.

Bell bemerkt a. a. O. S. 117, daß noch mindestens drei weitere Hss. der Umschreibung existieren. Es wäre sehr erwünscht, auch deren Varianten kennenzulernen, da sie möglicherweise die beiden Textlücken ergänzen könnten! — In meiner Ausgabe sind Ergänzungen in eckige Klammern gesetzt und stumme Buchstaben unterpunktiert. Die Anzahl der Silben jedes Verses ist durch die Regeln der kymrischen Metrik bekannt.

Ein mittelenglischer Hymnus auf Maria und Christus.

A. Text.

1.

O mightię Ladię, our leading / to hauę
at heavęn our abiding;
vnto thy feastę euęrlesting
is settę a branchę vs to bring.

2.

You wannę this with blissę, the blessing / of God,
for your good abearing,
wherę you ben for your winning
sincę queenę, & your sonnę is king.

3.

Our faders fader, our feeding, / our popę,
on your pappęs had sucking;
in heavęn-blissę he had this thing,
attendauncę without ending.

4.

Wę seenę the bright queenę with cunning / & blissę,
the blossomę fruitę bearing;
I would, as ould as I sing,
winnę your louę on your lovingę.

3 the *Hs.* lasting *Hs.* 7 bent *Hs.* 9 forefaders *Hs.* 11 I had *Hs.* 16 lavinge *Hs.*

B. Kymrische Umschrift.

1.

O michti ladi, our leding / tw haf
at hefn owr abeiding;
wntw ddei ffest evęrlesting
y[s] set a braynts ws tw bring.

2.

Yw wann ddys wyth blyss, dde blessing of God,
ffor ywr gwd abering,
hwier yw bynn ffor ywr wynning
syns kwin, and ywr swnn ys king.

3.

Owr ffadyrs ffadyr, owr ffiding, / owr pop,
on ywr paps had swking;
yn hefn-blyss hi had, ddys thing
atendans wythowt ending.

4.

Wi sin dde bricht kwin wyth kwning / and blys,
dde blosswm ffrvwt bering;
ei wowld, as owld as ei sing,
wynn ywr lwf on ywr loving.

1 michti]t *vom Rubrikator in* d *geändert.* tw] to *AC,* tw *B.* 3 yn *A,* in *B,* un *C.* efr *B,* ever *AC.* lesting *B,* lasting *AC.* 4 i set *ABC.* 5 of *AC,* off *B.* 7 wher *B.* 8 synn *A,* sonn *B,* son *C.* 9 fforffaddyrs ffaddyr *A,* ffadders ffadder *B,* forefathers father *C.* 11 i had *AC,* had ffor *B.* 16 lyf *A,* lof *B,* love *C.* laving *AC,* lafing *B*

5.

Queenę oddę of our God, our guiding / moder,
mayden notwithstandingę,
who wed sich with a rich ring,
as God woud this good wedding,

6.

Helpę us, pray for us, preferring / our soulęs!
Assoilę us at ending!
Makę that all we fall to ffing
your sonnęs louę, our sinnęs leaving!

7.

As we may the day of dying / receiuę
our [saviour] in housling,
as he may takę us waking
to wonę in his mightię wing!

8.

Mighti, he tookę, / me ought to tell,
out soulęs of hell / to soilęs of hight;
wee askę with bookę, / wee wishę with bell,
to heavęn full well / to hauę our flight;
all deedęs well donę
t'abidę aboonę
a god-madę tronę,
a goodę, meetę wright;
and say so soonę
and north and noonę,
and sunnę & moonę,
& so nonę might.

19 such *Hs.* 23 that all] all that *Hs.* 24 live *Hs.* 28 wone] him *Hs.* 29 might hit *Hs.* 30 sight *Hs.* 34 aboone] deo boone *Hs.*

5.

Kwin od off owr God, owr geiding / mwdyr,
maedyn notwythstanding,
hw wed syts wyth a ryts ring,
as God wad ddys gwd weding,

6.

Help ws, prae ffor ws, prefferring / owr sowls!
Asoel ws at ending!
mak ddat awl wi ffawl tw ffing
ywr swns lwf, owr syns leving!

7.

As wi mae dde dae off deiing / resef
owr saviwr yn howsling,
as hi mae tak ws waking
tw wwn yn hys michti wing!

8.

Michti, hi twk, mi o[w]cht tw tel,
owt sowls off hel tw soels off hicht;
wi aish wyth bwk, wi wysh wyth bel,
tw hefn ffwl wel tw haf owr flicht;
awl dids wel dwn
t'abeid abwn
a god-mad trwn,
a gwd, met wricht;
and s[a]e so swn
and north and nwn,
and swnn and mwn,
and so non micht.

17 mwddyr, -er *A, C,* moder *B.* 20 wad *ABC, in B aus* wud *korrig.* 21 for *A,* ffor *BC.* 23 awl ddat *A,* ddat awl *B,* all that fawl *C.* 24 synns lyf *A,* sons lof *B,* syns love *C.* 25 deing *A,* deiing, -yng *BC.* 26 saviowr *A,* safiowr *BC.* 28 wwn] hym *A,* hûm *B,* him *C.* 29 Micht hyt *A,* O'meicht hi *B,* Mighty he *C.* 30 sols *A,* sowls *BC.* 31 aish *AB,* ask *C.* wish *ABC.* 32 owr] on *ABC.* 33 awl] w *unterpungiert A.* dywn *A,* dwnn *B,* dwn *C.* 34 tabyd deo bwn *A,* t'abeid te bwn *B,* ta byd deo bwn *C.* 36 met *AC,* mît *B.* 37 se *ABC.* 39 synn *AB,* syn *C.*

9.

* * * * * * * *
As soonę as pridę / is nowę supprest,
his sealę is pest, / his soulę is pight;
I tell to you,
as somę doę showę,
as nowę I trowę,
we usę not right.
A boy with bowę,
his lookęs is slowę,
howę may [you] knowę
him from a knight?

10.

The trueth is kittę, / that earth is cast,
the endęs be last, / the handęs be light.
O God, settę it / good, as it was!
The rulę doth passę, / the worldę hath pight.
The world away
is donę as day,
it is no nay,
it is nighę night.
As ould, I say,
I was in fay,
yeldę a good may,
would God, I might!

11.

A prettię thing / we pray to th'est,
that good behest, / that God behight;
& he us ffing / into his feastę,
that euęr shall lest / with diuersę light!
Awarę we would
the sinnęs we sould,
& be not hould
in a bant hightę.
And young & ould,
with him they hould,
the Jewęs has sould,
that Jesus hightę.

41 *Keine Lücke in der Hs.* 42 best *Hs.* 46 with his *Hs.* 49 you *erg. Ellis.* 55—62 *stehen in der Hs. hinter* 58. 65 us] was *Hs.*

9.

* * * * * * * *
as swn as preid ys now swprest,
hys sel ys pest, hys sowl ys picht;
Ei tel tw yo[w],
as swm dw shio[w],
as now ei tro[w],
wi vws not richt.
A boy wyth bo[w],
hys lwks ys slo[w],
how mae yw kno[w]
hym ffrom a knicht?

10.

Dde trvwth ys kyt, ddat yerth ys kast,
dde ends bi last, dde hands bi licht.
O God, set yt gwd, as yt was!
Dde rvwl dwth pass, dde world hath picht.
Dde world away
ys dwn as day,
yt ys no nay,
yt ys nei nicht.
As owld, ei say,
ei was yn ffay,
ield a gwd may,
wld God, ei micht!

11.

A preti thing wi prae tw thest,
ddat gwd bihest, ddat God bihicht;
and hi ws ffing yntw hys ffest,
ddat evęr shal lest wyth deivers licht!
Awar wi wowld
dde syns wi sowld,
and bi not howld
yn a bant hicht;
and ywng and owld,
wyth hym ddei howld,
dde dsivws has sowld,
ddat Dsiesws hicht.

41 syprest *AC*, swpprest *B*. 42 sel ys best *A*, hel is pest *B*, sell is best *C*. his sol *A*, sowl *BC*. picht *A*, peight *B*, pight *C*. 44 synn dwth *A*, swm dw *B* sym do *C*. 47 withs *A*, wyth *B*, with *C*. 48 lokes is *A*, lẅcks ys *B*, loks is *C*. l *in* slo *von spät. Hand*, so *BC*. 55 dwnn *A*, dwn *B*, donn *C*. 55—62 *stehen nach* 66. 56 dynn *A*, dwn *B*, donn *C*. 58 is *AC*, ys *B*. 61 eild *ABC*. 62 wowld *B*. 63 to *ABC*. 65 was *AC*, ws *B*. 66 efr shawl *B*. 68 wi] ddey *A*, ddeû *B*, they *C*. 69 and *A*, an' *B*. 70 in *ABC*. 73 haf *C*.

12.

* * * * * * * *
O trusti Cristę, / that werst þe crownę,
erę wee dię downę, / a-readię dight,
to thankę to thee
at te roodę-tree,
then went all wee,
thyn owę[n], to light.
To graunt agree,
amen, with mee,
that I may see
thee to my sight!

13.

Our luckę, our king, / our lockę, our key,
my God, I pray, / my guidę upright!
I seekę, I sing, / I shakę, I say,
I wearę away, / a werię wight.
Against I goę,
my frendęs me fro,
I found a foę,
with fendę I fight;
I sing allso
in welth & woę,
I can no moę,
to queenę of might.

80 they nowe *Hs.*

12.

* * * * * * * *
O trysti Kreist, ddat werst a krown,
er wi dei down, aredi dicht,
tw thank tw ddi
at dde rwd-tri,
dden went all wi,
ddein own, tw licht.
Tw grawnt agri,
amen, wyth mi,
ddat ei mae si
ddi tw mei sicht!

13.

Owr lwk, owr king, owr lok, owr kae,
mei God, ei prae, mei wpricht geid!
Ei sîk, ei sing, ei shiak, ei sae,
ei wer awae, a wiri wicht.
Agaynst ei go,
mei ffrynds mi ffro;
ei ffownd a ffo,
wyth ffynd ei fficht;
ei sing also
yn welth and wo,
ei kan no mo,
tw kwin off might.

80 ddey now *A*, wntw thi *B*, ddein own *C*. 84 two *A*, tw *B*, to *C*. 86 up *AC*, wp *B*. 87 shiâk *B*, siak *C*. 90 ffrinds *B*. 91 a ffond *B*. 92 ffend *B*. ffricht *A*, ffeight *B*, fight *C*. 96 tw] for *C*.

Anmerkungen.

I. Zum me. Text.

V. 1. *leading* ist hier offenbar so viel wie *leader*, d. h. also 'Führerin'. — V. 3 f. Konstr. *a branche is sette to bring us unto thy everlesting feaste; branche* bedeutet offenbar Christus (s. Nachschrift). *Thy* ist nach den Transkriptionen zu schreiben, *lesting* verlangt der Binnenreim (vgl. auch V. 66). — V. 5. *this* weist auf das folg. *blessing* hin. — V. 6. *Abearing*: 'Benehmen, Betragen' (jetzt veraltet). — V. 7. Wie die Transkriptionen zeigen, ist *bent* hier = *been*, also Ind. Pl., vgl. *we seene* V. 13 und *be* V. 52; *where* bezieht sich auf *blessing of God*, resp. *feaste everlesting*, d. h. also *heaven*. — V. 9. Wie Davies, *Anglia* 36, S. 122 nachweist, ist *faders* statt *forefaders* zu lesen, da der Vers nur 10 Silben haben darf; *faders* ist Adam, dessen Vater wieder Christus als Weltschöpfer, da nach dem Johannesevangelium I, 3 *'omnia per ipsum facta sunt'*. *Feeding* steht hier, wie sonst *food*, im über-

tragenen Sinne, vielleicht mit Bezug auf das Abendmahl, vgl. V. 25 f. Für die seltsame Bezeichnung Christi als *pope* kenne ich keine Parallele. Sollte der Dichter gewußt haben, daß es ursprünglich 'Vater' bedeutet? Er mag auch an die bekannte Stelle Hebr. VI, 20: *'ubi praecursor pro nobis introivit Jesus, secundum ordinem Melchisedech pontifex factus in aeternum,'* gedacht haben. — V. 11. Die Überlieferung ist sinnlos, daher falsch. *I* vor *had* ist in *he* zu bessern; das Subjekt ist Christus (*this thing*). — V. 15. Der Satz scheint eine Konstruktionsmischung zu enthalten: *I would, as ould as I am + I would, as late as I sing,* d. h. 'so alt ich auch als Dichter bin'. Vgl. übrigens V. 59 ff. — V. 16. *Lavinge* 'Waschung' ist sinnlos, l. *lovinge* 'Lob, Preis'. — V. 17. *Odde* ist hier 'einzig'. — V. 20. *sich* ist vielleicht angelehnt an *which;* hier verlangt es der Binnenreim. — V. 20. *Woud* ist kaum das Prät. von me. *wowe* = ae. *wōgian,* ne. *woo* 'werben, freien', denn die Verbindung mit *wedding* als Objekt wäre sehr auffallend. — V. 23. Die Wortstellung ist nach B gebessert; *fall to* bedeutet nach dem NED. (unter *fall* 66): 'to apply or betake oneself to; to have recourse to; to take to; to begin, proceed to'; *fing* steht für *fang* unter dem Einfluß des Subst. *feng, fing* 'Fang'. In der Hs. Add. 14866 steht die Randnote: *'ffing for ffeinde',* vgl. *Angl.* 36, 118, [13]). — V. 27. *As* ist hier = *so.* — V. 28. Die Besserung wird durch den Sinn und die Alliteration gefordert; vgl. zur Stelle Ruth II, 12: *et sub cujus confugisti alas,* sowie Ps. XVI, 8: *sub umbra alarum tuarum protege me!* — V. 29. *Mightie* = *'the mighty one',* vgl. Davies, S. 124; *me ought* steht hier für *I ought,* vgl. me. *me bus* = *it behoves me.* Beispiele s. im NED. unter *ought* III, 6. — V. 30. *Soiles* bedeutet hier 'Gegenden, Orte, Plätze', vgl. das NED. *Hight,* das durch die Transkriptionen und die Metrik (Alliteration mit *hell*) als richtig erwiesen wird, kann 'Höhe' oder 'Hoffnung, Freude' (ae. *hyht*) bedeuten. — V. 31. Die beliebte Formel *with book and bell* bezieht sich auf Meßbuch und -glöckchen, vgl. das NED. unter *book* 4b und *bell* 8. — V. 33. Absolutes Partizip: *all deeds (being) well done.* — V. 33. Das überlieferte *deo* (B: *te*) gibt keinen Sinn. *De* ist wohl Wiederholung der vorhergehenden Silbe und *o* steht für *a.* Allerdings ist *aboon* sonst eine schottische Form, scheint mir aber die einzige hier passende. — V. 35. Die Aussprache setzt me. *trōn* voraus, vgl. *school.* — V. 36. d. h. 'als ein guter, passender Arbeiter'; es steht allerdings mit *our* V. 32 und *wee* V. 31 nicht in Kongruenz. — V. 37 ff. sind mir unklar. — V. 38. *Noone* bedeutet hier offenbar 'Süden', wofür das NED. aber keinen Beleg hat. — Vor V. 41 sind zwei Verse ausgefallen, weshalb auch der Zusammenhang fehlt. — V. 42. d. h. 'sein Glück ist Verderben' (ae. *sǣl*); *pest* verlangt die Alliteration; *pight* ist wie in V. 54 das Part. Prt. von me. *piche* 'befestigen'. Der Sinn bleibt mir

aber dunkel. — V. 46 ff. Worauf beziehen sich diese Verse? — V. 47. Vgl. *has* V. 73. — V. 51 *kitte* ist = *kidd* 'verkündet'; *cast* bedeutet hier wohl 'verurteilt', vgl. das NED. unter *cast* 17. — V. 52. Auch dieser Vers ist mir unverständlich. — V. 54. Der zweite Halbvers ist wohl relativ zu fassen. — V. 55—62 habe ich mit Ellis hierher versetzt. — V. 55. d. h. 'es ist nicht zu leugnen', vgl. das NED. unter *nay* adv. 2a. — V. 59 ff. bleiben mir dunkel. — V. 61 f. konstr. *would God, (that) I might yelde a good may!* Kann sich das auf die Jungfrau Maria beziehen? Vgl. V. 15 f. — V. 63. *To th'est*: weil der Altar nach Osten steht? — V. 65. Zu *ffing* (hier 3. Sgl. Opt.) vgl. zu V. 23. — V. 66. Zu *lest* (: *fest*) vgl. zu V. 3. — V. 67. Erg. den Inf. *be* (vgl. das NED. unter *aware* 3). Oder steht *aware* für *beware*? — V. 68 ist mir dunkel.[1] — V. 70. *bant* ist = *banned* 'verflucht', vgl. zu V. 51 und 79. Was ist *bant hight*? — V. 73 ist Relativsatz, erg. *whom*. Zu *has* nach dem Plur. des Subjekts vgl. V. 47. — V. 75. Ist *þe* oder *a* das richtige? — V. 76. *Areadi* ist wohl = *iredi*, ae. *gerǣde*, vgl. *aware* = *iware; dight* ist Sg. Imper., erg. *us* dazu. — V. 79. *went* steht für *wend*, vgl. zu V. 70. — V. 80. Die Besserung nach der Transkription C. — V. 81 f. konstr. *agree* (Imper.) *with mee to graunt!* — V. 89 f. *Against* ist hier Konjunktion: 'gegen die Zeit, wo', vgl. das NED. unter *against* 18. *Goe* steht ἀπὸ κοινοῦ zugleich als Prädikat zu *my frendes;* man denkt unwillkürlich an Everyman. — V. 93 f. beziehen sich gewiß auf den Teufel.

II. Zur kymrischen Umschreibung.

Die Fassung der Hengwrt-Hs. 294 ist bei weitem die beste, obwohl auch sie nicht frei von Fehlern ist, wie schon Ellis auf S. 35 von Furnivalls Ausgabe nachgewiesen hat. Sie können aber alle leicht mit Hilfe der sonstigen Überlieferung und der kymrischen Metrik beseitigt werden. Die Quantität der Vokale wird im allgemeinen nicht berücksichtigt, denn *a, e, o* bezeichnen sowohl langes wie kurzes *a, e, o*. Langes und kurzes ne. *u* werden durch *w*, kurzes (offenes) *i* durch *y* ausgedrückt, während *i* nur im Auslaut sowie vor *cht, ng* und *sh* steht, vgl. *ladi, flicht, sing, wish*. Der aus me. *ī* entstandene Diphthong wird durch *ei* vertreten, während *ow* sowohl me. *ū* wie *ou* bezeichnet. Der me. Diphthong *au* erscheint als *aw*, me. *ai* als *ai, ay* oder *ae*, me. *oi* als *oe* oder *oy*, me. (frz.) *ū* und me. *ēu* als *vw*. Bei den Konsonanten ist zu bemerken, daß kymr. *d* die Media, *dd* dagegen die stimmhafte Spirans (ne. *th* in *father*) bezeichnet, während stimmloses engl. *th*

[1] Entweder ist vor *the sinnes* die Konjunktion *that* zu ergänzen (*the sinnes* Obj. zu *sould*) oder vor *we* ein Relativpronomen. Kann *sell* hier 'aufgeben' bedeuten?

stets als *th* erscheint. Ähnlich unterscheidet sich kymr. *f* = ae. *v* von kymr. *ff* = ne. *f*, jedoch steht im Inlaut gelegentlich auch *v* für *v*. Da stimmhaftes *s* im Kymrischen nicht vorkommt, wird es vom stimmlosen Laute nicht unterschieden; engl. *sh* vor Vokalen wird durch *si*, engl. *j* durch *dsi* vertreten, die Affrikata *tš* im Auslaut durch *ts* (vgl. *braynts* V. 4). Die Halbvokale *w* und *y* erscheinen in derselben Form.

Die zweite Fassung der Transkription in der Hs. des Brit. Museums ist besonders deswegen bemerkenswert, weil sie *i* und *u* neben *y* für kurzes *i*, *o* neben *w* für kurzes *u* und *eight* für *icht* schreibt, auch nicht selten den Circumflex als Längezeichen benutzt. In C (dem Druck) steht *icht* wie in A, im übrigen ist diese Fassung sehr stark durch die englische Orthographie beeinflußt, so daß eine eingehende Darstellung der abweichenden Schreibung sich erübrigt.

Zu einzelnen Stellen sei folgendes bemerkt: V. 1. Warum ist *t* in *michti* vom Rubrikator in *d* geändert? — V. 4. Zu *braynts* vgl. *aish* in V. 31 und Salesburys *aishe, waitche, heritaige* (Ellis); *a* ist also hier behandelt wie in ne. *change*. Vgl. dazu Luick, *Anglia* 16, 484 ff. — V. 5. *wyth* hat stets stimmlose Spirans, auch in *without* V. 12; in *of* steht nur hier *f* = *v*, sonst *ff* = *f*, vgl. V. 17, 25, 30, 96. — V. 7. *hwier* mit langem *i* erscheint nach Ellis jetzt in Shropshire. — V. 9. *ffader* mit *-d-* verlangt der Reim mit *fiding*, vgl. Davies S. 123 unten. — V. 21. Die Form *sitš* belegt Wright, *Engl. Dial. Grammar*, S. 626 f. aus verschiedenen Gegenden. — V. 35. *trwn* (d. i. *trūn*) wird auch von Salesbury bezeugt, was me. *trōn* mit geschlossenem *ō* voraussetzt. — V. 36. Zu *mēt* vgl. ae. *gemet* und *mǣte*; die Hs. B hat *mīt*. — V. 43. *yow* (d. i. *jou*) ist die lautgesetzliche Entwicklung von ae. *eów*. An andern Stellen steht *yw* wie im Ne. Auffallend ist die Weglassung des auslautenden *w* (*u*) in den Reimwörtern. — V. 45. *trow* ist das ae. *treowan, triowan*. — V. 51. *yerth* ist eine dialektische Form, die jetzt noch in Shropshire lebt. — V. 54. Wright S. 686 f. belegt *world* mit *-o-*. — V. 61. Eine Form *jeld* belegt Wright S. 694 zwar aus North-Staffordshire, sie ist aber hier nicht sehr wahrscheinlich. Andre Dialektformen sind: *īld, iəld, jīld, jeild, jiəld*. Nach Ellis steht *eild* für *ield*, d. i. *īld*. — V. 62. Nach E. könnte *wld* für *wwld* (d. i. *wuld*) stehen, da *w* vor *w* im Kymr. schwindet; vgl. aber *wowld* V. 67. — V. 63. Wright belegt S. 566 *preti* für Worcestersh. und Oxfordsh. *thest* hat wegen der Allit. mit *thing* stimmlosen Anlaut! — V. 66. Die Allit. verlangt in *that* und *with* gleiche Spirans, vgl. Davies S. 125. — V. 69. *an* statt *and* verlangt die Allit. nach Davies. — V. 74. *Dsiesws* (= *dzēzus*) mit *ē-* ist auffallend. Zur Allit. vgl. Davies S. 125. — V. 75. *trysti*: Wright S. 657 bezeugt *tristi* als dialektisch. — V. 87. *sīk*

ist der einzige Fall, wo in A die Länge bezeichnet wird. — V. 90. *ffrynds* stimmt zu Salesburys und Gills *frind*, das nach Wright S. 454 weitverbreitet ist. — V. 92. Auch *find* bezeugt Wr. S. 437. — S. 93. Steht *also* für *awlso*?

III. Zur Metrik.

Vgl. dazu die Ausführungen von J. Glyn Davies, *Anglia* 36, 121 ff. Danach zerfällt das Gedicht in zwei verschiedene Teile: a) Str. 1—7 in der *Englyn unodl union*-Strophe, b) Str. 8—13 in der *Tawddgyrch Cadwynog*-Strophe. Die erstere besteht aus vier Versen von je 10 + 6 + 7 + 7 Silben, zusammengehalten durch den Endreim *-ing*, der aber im ersten Verse auf die achte Silbe fällt, wodurch die zwei letzten als reimloser 'bob-vers' erscheinen. In den Hss. ist dieser durch einen Strich von dem übrigen Verse geschieden. Von den Endreimen der beiden siebensilbigen Verse muß einer betont, der andre unbetont sein, z. B. *ring : wédding* Str. 5; die beiden ersten Reime sind stets unbetont, z. B. *guíding* : *-stánding* ib. Zu den Endreimen kommen noch Binnenreime, z. B. *michtì* : *ladì* 1, 1; *this* : *blis* 2, 1; *faders* : *fader* 3, 1; *seen* : *queen* 4, 1; *od* : *god* 5, 1; *us* : *us* 6, 1; *mai* : *dai* 7, 1; *feast* : *lest-* 1, 3; *been* : *winn-* 2, 3; *blis* : *this* 3, 3; *would* : *ould* 4, 3; *sich* : *rich* 5, 3; *all* : *fall* 6, 3; *tak* : *wak-* 7, 3. — Auch die Alliteration spielt eine große Rolle. Zunächst alliteriert der 'bob-vers' mit dem folgenden Verse: *haue* : *heaven* 1, 1; *god* : *good* 2, 1 usw., ferner findet sich Alliteration stets im ersten Verse jeder Strophe, vgl. *ladie* : *leading* 1, 1; *bliss* : *blessing* 2, 1; *fader* : *feeding* 3, 1; *queen* : *cunning* 4, 1; *god* : *guiding* 5, 1; *pray fór* : *preférring* 6, 1; *day* : *dying* 7, 1; desgl. im vierten, vgl. *branche* : *bring* 1, 4; *queene* : *king* 2, 4; *atténdaunce* : *without-énding* 3, 4; *loue* : *louing* 4, 4; *god* : *good* 5, 4; *loue* : *leaving* 6, 4; nur in 7, 4 fehlt sie in der Überlieferung, ist aber leicht herzustellen: *wun* : *wing*. Gegen die Regel, daß die Vokale der alliterierenden Silben verschieden sein müssen, verstößt *atténdaunce* : *-outénding* 3, 4. Der Rest des Gedichts, Str. 8 ff, ist, wie schon bemerkt, in dem Metrum *Tawddgyrch cadwynog* verfaßt. Beide Teile sind durch Wiederholung von *mighty* verbunden. Die Strophe ist hier zwölfzeilig und besteht aus einem Aufgesang von vier und einem Abgesang von acht Versen; die ersteren sind achtsilbig, die letzteren viersilbig. Der Endreim zeigt das Schema *abab, cccb, cccb*. Der *b*-Reim geht durch alle Strophen hindurch, die übrigen Reime sind verschieden.

Im Aufgesang finden sich außerdem noch Zäsurreime in kreuzweiser Ordnung (*abab*), wobei die Zäsur des zweiten und vierten Verses mit dem Schluß des jeweiligen ersten und dritten nach dem

Schema a|b||b|c||a|b||b|c|| reimt. Auch hier ist sowohl im Auf- wie im Abgesang häufig Alliteration verwendet, wobei sich wieder viele Künsteleien in bezug auf Anlaut und Stellung finden, die aufzuzählen und im einzelnen zu betrachten zu weitläufig sein würde.[1]

Die Strophen 9 und 12 sind offenbar nicht vollständig, da sie nur 10 Zeilen haben und der Aufgesang aus bloß 2 Versen besteht; die Unregelmäßigkeit in Str. 10 und 11 ist durch die von Ellis vorgeschlagene Umstellung der Verse 59—66 leicht zu beseitigen.

Die Reimtechnik ist im allgemeinen genau, eine kleine Ungenauigkeit findet sich nur V. 51 ff. (*cast* : *last* : *was* : *passe*). Für den Dialekt ist leider aus den Reimen wenig zu gewinnen: es ist die Schriftsprache des 15. Jahrhunderts.

Kiel. F. Holthausen.

[1] In der ersten Hälfte der Strophe werden alle Konsonanten, die dem ersten Kurzversreim vorangehen, in derselben Reihenfolge vor dem zweiten Kurzversreim wiederholt, der dritte Kurzvers ist mit dem vierten, der fünfte mit dem sechsten und der siebente mit dem achten in derselben Weise verknüpft, vgl. V. 29 f.: *michti, he took,* | *me oucht to tell, owt sowls off hell* | *to soils off hicht.*

Nachschrift.

Während der Korrektur konnte ich das Gedicht mit Prof. Morsbach und Dr. Hübener in Göttingen besprechen, wobei sich einige neue Auffassungen ergaben. V. 4 bezieht Dr. H. auf Christus, vgl. Jer. 23, 5: *I will raise unto David a righteous branch.* — V. 11 erwartet man eher *has*, wenn die Stelle richtig gedeutet ist. — V. 19 bezieht sich *who* wohl auf *God, sich* 'eine solche' auf *mayden.* — V. 20 ist *as* 'da, weil', *woud* 'wollte', *wad* die nördliche Form (ae. nordh. *walde*). — V. 38 f. Zu *and — and* = *both — and* vgl. das NED. unter *and* 5. — V. 48 l. *lowe* st. *slowe*? — V. 52. Gehört *last* zu me. *lasse* 'verringern, -kürzen'? *light* ist wohl 'licht, rein', vgl. das NED. unter *light* adj. 2. — V. 70. Bezieht sich *hight* auf die Sündenlust? — V. 73. *sould,* d. h. dem Tode. — V. 76. *die down* ist im NED. erst seit 1834 belegt; *dight* faßt M. als Part. Prt., *to thank* in V. 77 hinge dann von einem in der Lücke anzunehmenden Verbum: 'gewähre uns!' ab. — Zu V. 51, 70 u. 79 (*-d* > *t*) vgl. jetzt Piriczek, Idg. Forsch. 38, 196 ff.

Dickens' Belesenheit.

Unter den großen literarischen Gestaltern gibt es wohl keinen, der sich gleich Dickens nach äußerst mangelhafter Schulbildung und aus widrigsten Verhältnissen zu einem so führenden Schriftsteller emporgearbeitet hat. Die ungewöhnlichen Schwierigkeiten, die seinem Aufstreben entgegenstanden, haben sogar die weithin und nicht nur in Laienkreisen verbreitete Ansicht veranlaßt, er sei bloß ein Abmaler der Wirklichkeit gewesen, weil ihm berufliche Belesenheit zum Lernen von seinen künstlerischen Vorgängern fehlte. Diese Ansicht soll nachgeprüft werden, besonders um für das Studium seiner dichterischen Bedingtheit Vorurteile zu beseitigen und den Weg zu bereiten.

a) Bildungsgelegenheiten.

Im ersten Brief an Washington Irving beschreibt er sich selbst als 'a very small and not-over-particularly-taken-care-of boy' (Forster, Life of Ch. D. [Tauchnitz] I, 27). Das ist aber wenigstens für seine ersten Jahre in Chatham übertrieben, denn damals lebte er glücklich im elterlichen Hause, und die Mutter selbst erteilte ihm bis 1819 den ersten Unterricht. Sie gab ihm Tag für Tag regelrechte Schulstunden im Englischen und später auch im Lateinischen, und zwar, wie er selbst bezeugt, 'thoroughly well' (Fo I, 27).

Als die Eltern gegen Ende 1819 nach einem anderen Teile Chathams, nach dem Brook, übersiedelten, wurde er, wie es scheint nach dem Besuch einer 'preparatory day-school' (Fo I, 28), in die Anstalt eines Mr. Giles geschickt (Langton, The Childhood and Youth of Ch. D. 55), eines gewissenhaften Gelehrten, der in Oxford studiert hatte (Fo I, 36). Giles war zugleich ein namhafter Redner (Langton 56/7) und wurde ihm bald ein väterlicher Freund, indem er sich dem aufgeweckten, ungewöhnlich intelligenten Knaben sogar des Abends in zwangloser Unterhaltung widmete. Unter seiner sorgfältigen Anleitung hat D. unzweifelhaft für seine erstaunliche Beherrschung der englischen Sprache den Grund gelegt.

Anfang 1823 zogen seine Eltern nach London. Bald brach sein Vater finanziell zusammen und kam in das Schuldgefängnis. Es folgte die qualvolle Tätigkeit des Sohnes in Warrens Schuhwichsefabrik (Langton 72).

Im Sommer 1824 schickte der Vater den zwölfjährigen Knaben wieder auf eine Schule, und zwar die eines Mr. Jones in Hampstead, North London, genannt Wellington House Academy, für ungefähr zwei Jahre. Der Schulleiter war, wie D. 1851 erzählte

(Fo I, 95, 100), 'supposed to know nothing, and one of the ushers was supposed to know everything' (Fo I, 93). Die Knaben hielten sich Vögel und weiße Mäuse. Wo die Lehre versagte, sollte der Stock aushelfen. Diese letzte Schule verließ der Vierzehnjährige 1826 (Langton 92). Daß er hier kein Latein getrieben habe, bezeugt ein Brief seines Mitschülers Dr. Danson an Forster (Fo I, 100). Er hatte allerdings bei Jones die Möglichkeit, bei einem besonderen Lateinlehrer Unterricht zu nehmen (Langton 88). Wir wissen sogar, daß der Lehrer Manville oder Mandeville hieß und jahrelang in der Bibliothek des Britischen Museums eine bekannte Persönlichkeit war (Fo I, 94). Auch ist die Begründung, die Dr. Danson seinem Zeugnis beifügt, daß nämlich D. in seinen Schriften niemals auf die römischen Klassiker anspiele, nicht ganz zutreffend; er nennt einmal einen freigelassenen Sklaven 'Cicero' (Chzwt II, 23). Ein anderes Mal erwähnt er den römischen Satiriker 'Juvenal' (Chzwt I, 301). Auch zitiert er lateinisch 'Bis dat qui cito dat' (Chzwt II, 23). Dennoch ist festzustellen, daß er ohne inneres Verhältnis zu lateinischer Literatur blieb. Mit Griechisch hat er sich nach Danson überhaupt nicht befaßt (Fo I, 100).

Als lebende Fremdsprache wurde in Wellington House Academy Französisch gelehrt; es ergibt sich allerdings nur aus einer gelegentlichen Anspielung auf 'the French master's chair' (Langton 86). Über D.s Fortschritte in diesem Fach fehlt es völlig an Zeugnissen. Positive Kenntnisse scheint er erst in den vierziger und fünfziger Jahren auf seinen Reisen in Italien und Frankreich erworben zu haben. In den Sprachen beider Länder konnte er sich leidlich unterhalten, Bücher lesen und dramatischen Aufführungen folgen (Gissing 27). Französisch hat er nie sonderlich gut gesprochen, 'his accent being somehow defective', aber leidlich fließend geschrieben, wie neben Forsters Angabe auch ein an diesen gerichteter Brief erkennen läßt (Fo IV, 95 f.). Seine italienischen Kenntnisse sind geringer gewesen (Fo III, 129).

Was Dickens an Schulunterricht entging, das ersetzte er durch erstaunliche Eigenlektüre. Schon 1819 war er 'a good and eager reader' (Langton 26). Mary Weller, die als Köchin bei seinen Eltern diente und 1888 im Alter von 84 Jahren starb, berichtet: 'Little Charles was a terrible boy to read' (Langton 25, 29, 44). Zutritt zu den Büchern gewann er zuerst in der väterlichen Bibliothek zu Chatham; sie enthielt nicht nur die in Copf I, Kap. IV aufgezählten Romane Roderick Random, Peregrine Pickle, Humphry Clinker, Tom Jones, Vicar of Wakefield, Don Quixote, Gil Blas und Robinson Crusoe, dazu '1001 Nacht' und die 'Tales of the Genii', sondern auch die Essaysammlungen Spectator, Tatler, Idler, Citizen of the World sowie Mrs. Inchbalds Sammlung

von 'Farces'. Alle diese Bücher las er in Chatham wiederholt und immer wieder (Fo I, 48) — er zählte damals etwa zehn Jahre. Weitere Gelegenheit, seine Lesewut zu befriedigen, fand er in London. Wenn Forster erzählt, daß dort das Buchhändlerpaar Manson dem jungen Dickens, sobald er seinen in demselben Hause wohnenden Onkel besuchte, Colmans Schwank 'Broad Grins' und Jane Porters Geschichten 'Scottish Chiefs' lieh (Fo I, 48), so ist nicht anzunehmen, daß sich Dickens auf diese einmalige Entleihung beschränkt hat. Am wichtigsten aber wurde für ihn das Britische Museum. Einen Tag schon nach dem 7. Februar 1830, an dem er das vorgeschriebene Alter von 18 Jahren erreicht hatte, finden wir seinen Namen in der Liste der Besucher, und dann ungemein oft (Langton 102). Diese Tage im Britischen Museum hat er oft als die für ihn nützlichsten bezeichnet (Fo I, 111). Auf diesem Wege gewann er 'such general information about books, as a fairly educated youth might be expected to have, as well as to satisfy some higher personal cravings' (Fo I, 111).

Während er dann bei Edward Blackmore als Schreiberlehrling arbeitete, vom Mai 1827 bis November 1828, besuchte er fleißig das Theater und prägte sich dramatische Rollen ein (Langton 94). Trotz angestrengter Berufsarbeit als Reporter und später als Autor fand er immer noch Zeit zum Lesen, wenn auch in unsystematischer Weise, indem er aufgriff, was ihm in den Weg kam (vgl. Fo III, 224).

Die großen Erfolge brachten ihn auf einen neuen Weg literarischer Bildung: persönliche Kenntnis von Schriftstellern. Er befreundete sich mit dem Romanschreiber Ainsworth (Letters of Ch. D. [Tauchnitz] I, 47, 81, 99), den Dramatikern Douglas Jerrold, der an seinen Privataufführungen teilnahm (Le I, 144, 240), Sheridan Knowles (Le I, 230) und John Poole (Le I, 251), in besonderem Maße mit den Possendichtern Marc Lemon und W. C. Macready, die bei den Kinderaufführungen in seinem Hause halfen (Le I, 144; II, 99; I, 6, 17 u. ö.). Sehr nahe rückte er später den fruchtbaren Erzählern Charles Reade (Le III, 22) und Wilkie Collins (Fo IV, 176), dem Musikkritiker Chorley (Le III, 193 Anm.) und seinem nachmaligen Biographen John Forster. Zu seinem weiteren Bekanntenkreise gehörten die Possenverfasser Buckstone (Le II, 72), Oxenford (Le II, 227) und Edmund Yates (Le II, 204 u. ö.). Außer Schauspielern und Malern finden wir in seiner Umgebung noch den wenig bekannten Verfasser eines Romans 'Ranthorpe', einen gewissen Lewes (Le IV, 95), den Herausgeber der Times, John Delane (Le II, 5), und den Historiker Sheriff, der dann 1847 als Sir Archibald Alison den Dichter und dessen Gattin bei sich als Gäste empfing (Le I, 181).

Zu den Größen der Literatur spinnen sich von Dickens meist

nur wenige und dünne Fäden. Er kennt Thomas Hood (Le I, 86). Für Leigh Hunt verwendete er sich einmal um eine Unterstützung (Le IV, 88 ff.). Er sah den Dichter Landor, zuletzt 1851 in Bath (Le I, 267), und stand in freundschaftlichem Verkehr mit dem berühmten Robert Browning (Le IV, 207). Gut bekannt war er mit Carlyle (Fo III, 115), den er in späteren Jahren besonders verehrte (Fo II, 175). Etwas näher trat er Bulwer, und zwar durch schauspielerische Betätigung. Seine Beziehungen zu Thackeray sind trotz gelegentlichen Briefwechsels und persönlicher Zusammenkünfte ziemlich kühl geblieben, wie es scheint, nicht durch Thackerays Schuld (Le II, 226; IV, 152 f.).

Etliche buchkundige Damen verkehrten zwischendurch in seinem Hause, so die Gräfin von Blessington (Le IV, 22, 64 u. ö.), die Liebhaber-Mimin Miss Boyle (Le I, 225), die Schriftstellerin Marguerite Power (Le II, 181).

In Amerika finden wir ihn gleich bei seinem ersten Aufenthalt in Verbindung mit Longfellow und Emerson (Le III, 147); lange nach seiner Rückkehr, 1868, sah er Longfellow bei sich als Gast (Le III, 167). Freunde wurden ihm Washington Irving und Washington Allston (Le IV, 48, 44).

Sein Aufenthalt in Paris führte ihn zu Scribe, Auber, Dumas sen., Paul Féval (Le III, 26), Gautier, George Sand (Le II, 139), auch zu Victor Hugo (Le IV, 86), zu Lamartine, Eugène Sue u. a. (Dibelius, Ch. Dickens 295). Aber warm wurde er nur mit dem Schauspieler Regnier (Le II, 101).

Reichlich ist also die Zahl der kleineren Autoren und besonders der Schauspieler, die sich um ihn gruppierten, ohne daß er deshalb ein geistiger Führer für sie geworden wäre. Anfänglich mag er einiges von ihnen gelernt haben; bald aber überwuchs er sie an Originalität so mächtig, daß sie nur mehr als die rückhaltlosen Bewunderer zu dienen hatten, ohne die seine Eitelkeit nicht leben konnte.

b) Bekanntschaft mit Büchern und Dramen.

Mit gelehrter Lyrik und Epik zeigt sich D. nicht sonderlich befreundet. Er besaß Chaucers 'Canterbury Tales' in Tyrwhitts Ausgabe (zuerst 1775—78); aus dem Prolog dazu zitiert er v. 701—706 (Le III, 99); allgemein spielt er an auf das 'religious edifice [of Canterbury], immortalised by Chaucer' (Copf II, 147). Mit dem englischen Urvater seiner Menschenbeschreibungskunst war er also bekannt.

Die Versdichter von Chaucer bis Cowper waren ihm zugänglich in den 'Works of the English Poets', hg. von Johnson und Chalmers, 1810, 24 Bde. (Dib 295). Viel Eindruck haben sie ihm wohl nicht gemacht.

Ferner zählten zu seinem Besitz die Werke von Spenser in Todds achtbändiger Ausgabe (1805), Andrew Marvell, Ausg. 1776, 3 Bde., und John Wolcot, unter dem Schriftstellernamen Peter Pindar, 1. Gesamtausg. 1802, 5 Bde. (Dib 298).

Milton ist ihm 'good, though prosy' (Rdge III, 76).

Bunyans Hauptwerk wird einmal flüchtig gestreift (Am N 65) und einmal parodistisch zitiert als 'Piljian's Projiss' (Chzwt I, 437).

Pope bot ihm mit dem 'Essay on Criticism', 1711 (v. 215), das geflügelte Wort 'a little learning is a dangerous thing' (Sk 35; Benignus, Studien über die Anfänge von D., Diss. Straßburg 1895, 26), mit dem 'Essay on Man' 1732—34, (v. 145) den Ausspruch 'Whatever is, is right' (TTC I, 95). Auf 'Moral Essays' (1735) III, 339 geht die Anspielung 'Pope's couplet about the outside of [the London Monument]' Chzwt II, 174.

Watts 'Divine and Moral Songs for Children' (1720), vielleicht das erste Kinderbuch in der englischen Sprache, enthält das Gedicht 'Voice of the Sluggard', das Dickens bereits um 1819 gern rezitierte (Langton 26). Aus demselben Werk ist der Vers 'Satan finds some mischief still for idle hands to do' zitiert in Copf I, 295, sowie eine ganze Strophe in Chzwt I, 167. Dem großen Kinderdarsteller waren die englischen Anfänge dieser Gattung abermals nicht fremd.

Von Goldsmith erwähnt D. 'The deserted Village' (Le I, 201—4) und einen Vers (177) aus der Satire 'Haunch of Venison' (1776): 'Like sending them ruffles when wanting a shirt' (Sk 443; Ben 27).

Burns: das Volksliedchen 'My heart's in the Highlands' wird im Cockneyton zitiert: 'My 'art's in the 'ighlands' (Sk 56; Ben 28). Aus 'A red, red rose' hat D. den Vers 'She is like the red rose that's newly sprung in June' übernommen (M H Cl I, 161), sowie die Zeile 'the bonnie lad is far away' in der Umgestaltung 'over the hills and far away' (Chzwt II, 156). Beweis, daß ihm der große Volkslyriker nicht fremd war.

Robert Bloomfield, der Verfasser des 'Farmer's Boy' (1800), der 'Rural Tales and Ballads' (1802) und der 'Wild Flowers' scheint erwähnt (Shepherd, Speeches of Ch. D., 69, Fo III, 67). — Campbells Gedicht 'Lochiel's Warning' (1803) liefert D. den Vers 'What was the result which they shadowed forth?' (Sk 168; Ben 29).

Dagegen urteilt D. ausführlicher über Crabbe 1846: 'I don't think so highly of Crabbe as I once did' (Fo IV, 128); direkte Anspielung auf 'Parish Register' (1807) in Am N 170 und Fo III, 57.

Aus Wordsworths Gedicht 'Her eyes are wild' (1798)

stammt das Zitat 'I saw a wildness in her eyes' (Chzwt I, 131); aus seinem Gedicht 'Written in March' (1802) der Vergleich 'unlike the celebrated herd in the poem, they were not forty children conducting themselves like one, but every child was conducting itself like forty' (Xm C 52).

Von Southey las D. 1839 den 'Curse of Kehama' (1810) (Dib 482[a] Nr. 150).

Thomas Moore: 'Fly, fly, from the world, my Bessy, with me' ist angezogen Sk 57, 'Oft in the stilly night' (1815) in Sk 113; desgleichen 'Flow on thou shining river' (Sk 299; Ben 28). Bekanntschaft mit 'Lallah Rookh' (1817) beweist der Hinweis auf (Paradise and the Pery' und auf die 'Fire Worshippers' (Sk 280; Ben 29).

Auf Scotts 'Lay of the Last Minstrel' (1805) geht die Anspielung 'like the patron saint of fat boys — the immortal Horner' (P Pp I, 408), 'Marmion' (1808) und 'Lady of the Lake' (1810) sind gestreift in Am N 201.

Mehr hat sich D. mit Byron beschäftigt. Auf 'Childe Harold's Pilgrimage' (1812—18), Canto II, 76 (1812) geht die Anspielung 'the Irish correspondent is only an *hereditary bondsman*' (Sk 152; Ben 29). Byrons Ausspruch nach der Veröffentlichung der beiden ersten Gesänge des 'Childe Harold' kehrt bei D. in parodistischer Form wieder: 'It was apparently the fate of Mr. Perch to be always waking up and finding himself famous' (Dby III, 293). Aus dem 'Corsair' (1814) deklamierte D. eine Stelle (Mackenzie, Life of Ch. D. 245). 'Don Juan' (1819—24) liefert ihm viele Zitate; es erscheinen Canto I, 143 in Sk 275, Canto II, 154 in Sk 280 und Canto IV, 35 in Sk 284; den Anfang von Canto VII hält Mr. Septimus Hicks für das Schönste in der Poesie (Sk 281), und der darin enthaltene Brief Julias an Don Juan wird von einer Dame begeistert angezogen (Sk 280; Ben 29). 'Fare Thee Well' (1816) wird zitiert in OCSh II, 159. Der große Romantiker ist D. also nicht unbekannt, doch nachhaltige Einwirkung hat er auf ihn nicht ausgeübt.

Von S. T. Coleridge kennt D. die Romance 'Christabel' (Fo I, 233). — An Wolfes Gedicht 'Burial of Sir John More' (1817) klingt an 'and was completely alone in his glory' (Sk 103; Ben 29). — Colmans jun. Gedichte 'Broad Grins' (1797) boten dem zehnjährigen D. in London fesselnde Lektüre (vgl. oben S. 45).

Robert Montgomery, Verfasser von 'Omnipotence of the Deity' (1828), 'Satan' (1830) u. a. wird in Sk 359 neben Byron gestellt (Ben 30).

Thomas Hood: 'Hood's Own (complete)', 1839, las D. 'with greater delight than ever' (Le I, 24).

Von Longfellow beschaffte Forster für D. das Bändchen 'Ballads and other Poems', 1841 (Fo II, 170).

Ebenezor Jones' Gedichtsammlung 'Studies of Sensation and Event' (1843) las er 1844 'with very great pleasure' (Le IV, 67).

Bulwers 'King Arthur' (1848) erfüllte ihn mit 'deepest interest, admiration, and delight' (Le IV, 101). — Von Tennyson zitiert D. einen Prosaausspruch (Le I, 92). Seine 'Poems' las er im Jahre ihres Erscheinens, 1842 (Fo III, 20). Den 'Idylls of the King' (1859) zollt er wortreiche Bewunderung (Le II, 286 f.).

Als Anhang ist festzustellen, daß D. zwar von echten Volksballaden Kenntnis zeigt da, wo er auf Robin Hood verweist (OMF II, 91), dagegen von Straßenballaden mehrere beachtete. Die Worte 'you remind me of Whittington, afterwards thrice Lord Mayor of London' (Chzwt I, 110) und 'noble Whittington' (Rdge III, 141) verweisen auf eine Straßenballade des 16. Jahrhunderts (Roxb. Ballads VII, 585 f.). Sicher ist ein solches Produkt gemeint in Chzwt I, 59, nämlich Wordsworths Lieblingsballade 'The Children in the Wood' (Roxb. Ball. II, 214 ff.), ferner in Copf II, 339 'The Dragon of Wantley' (Roxb. Ball. VIII[a], 417 ff.).

Worauf die Worte 'an unfortunate lady of the same name [old Bailey] who perished — by her own hand — early in life, and has been immortalised in a ballad' (Chzwt I, 157) gehen sollen, vermochte ich nicht zu ermitteln.

Ungleich reichhaltiger ist D.s Kenntnis von englischen Dramen. Die wichtigsten Dramen vor und aus Shakespeares Zeit besaß er in Dodsleys 'Select Collection of old Plays', 1744 (Dib 298). Shakespeare bekam er einmal von Forster als Geschenk und trug ihn ständig in seiner 'great-coat pocket' (Fo II, 203). Diesen überragenden Meister dramatischer Kunst hat D. außerordentlich hochgeschätzt, denn er zitiert ihn ungemein oft und nach den verschiedensten Stücken. Ihm verdankte er auch die Anregung zu einem seiner ersten dramatischen Versuche, der travestierten Burleske 'The O'Thello', 1833 (Kitton, The Minor Writings of Ch. D., 195). Drydens Werke standen in seiner Bibliothek, desgleichen die Sammlung der Mrs. Inchbald 'British Theatre', 1821, 42 Bde. (Dib 298), worin nicht bloß zahlreiche Tragödien, Lustspiele und Possen, sondern auch Operetten- und Operntexte von Shakespeare bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts stehen, am meisten solche aus dem 18. Jahrhundert. Einzelne Tragödien des 17./18. Jahrhunderts mag D. mehrfach aus dieser Sammlung gekannt haben. Erwähnt werden Beaumont & Fletchers 'Maid's Tragedy' (1619), und zwar bei Fo IV, 134; an bürgerlichen Tragödien Lillos 'George Barnwell, the London Merchant' (1730) in Sk 358 (Ben 28) und OCSh II, 235, sowie

Edward Moores 'Gamester' (1753) in Fo III, 229; auf John Homes heroisches Drama 'Douglas' geht die Anspielung 'like young Norval's father increase his store' (Dby I, 52). Von Byrons Tragödien nennt D. nur 'Cain' (1821) in Chzwt I, 394 und 'Werner' (1822) in Le IV, 54; ferner eine Dramatisierung des Byronschen 'Mazeppa' von Milner, die zuerst 1831 gespielt wurde (Fo V, 303 Anm.). Sheridan Knowles' historisches Drama 'Virginius' (1820) hat er gelesen und aufgeführt gesehen (Le I, 165, 173). 'Thirty Years of a Gambler's Life', wiederum eine bürgerliche Tragödie (Verfasser unbekannt), aufgeführt 1827 im Adelphi Theater (Clarence, Stage Cyclopædia), hat D. einmal auf der Bühne gesehen (Pemberton, D. and the Stage, 217). Über Talfords 'Ion' (1835) sagt er 'it never was a popular play' (Le IV, 220). Brownings 'Blot on the Scutcheon' (1843) lobt er überschwenglich in einem Brief an den Dichter (Fo III, 45). 'The Earl of Gowry' (1845) von James White ist für Dickens, wieder in einem Brief an den Verfasser, 'a work of most remarkable genius' (Le I, 160). Von Westland Marston, den er persönlich kannte (Fo III, 44), erwähnt er die 'Patrician's Daughter' (1841) in Le I, 84; 'A Hard Struggle' (1858), 'an excellent little play', sah er zweimal aufgeführt (Le II, 227). In Wilkie Collins' 'Lighthouse' (1855) spielte D. den Leuchtturmwärter (Fo V, 66 und Cowden-Clarke, Recollections of Writers 332); in 'The Frozen Deep' (1857) die Hauptrolle Wardour (Ainger, Lectures and Essays 204); auf 'Black and White' (1869) geht die Anspielung in Le IV, 250. Simpsons 'Master of Ravenswood' (1865), eine Dramatisierung von Scotts 'Bride of Lammermoor', hat er gesehen (Pemberton 235); desgleichen 'The Duke's Motto' von Brougham, eine Bearbeitung von Paul Févals 'Le Bossu' (Pemberton 235). Aber 'The White Rose', offenbar ein unbedeutendes Stück über die Zeit der Rosenkriege, hat er aufmerksam gelesen und als 'extremely good' beurteilt (Le III, 19).

Auch mit der englischen Komödie bekundet D. tiefgründige Bekanntschaft. Abermals erscheint Shakespeare als sein Lieblingsautor, dessen Lustspiele er immer und immer wieder zitiert und dessen 'Merry Wives of Windsor' er 1848 neunmal mit Freunden aufführt (Fo IV, 167 f.). Viele Stücke dieser Gattung werden ihm die Sammlungen von Dodsley und namentlich der Mrs. Inchbald vermittelt haben. Aus der ersteren war ihm offenbar bekannt Robert Greenes 'Friar Bacon and Friar Bongay' (1591); er zitiert: 'For serving as a sort of man Miles to the Doctor's Friar Bacon' (Bttle o L 365, ed. Nelson, oktav). Ferner kennt er Ben Jonsons bürgerliche Komödie 'Every Man in His Humor', 1598, die er mit Freunden mehrmals aufgeführt hat (Fo III, 229, Le I, 240); der 'Alchemist' ist wenigstens er-

wähnt (Fo IV, 167). Von Fletcher ist 'The Beggar's Bush', 1622, zitiert (Fo IV, 167); in 'The Elder Brother' (zuerst gedr. 1637) spielte Dickens 1845 bei einer Aufführung (Fo III, 229). Fieldings ('Tom Thumb', 1730, half er ebenfalls darstellen (Macmillan's Magazine 1871, S. 208). Auf Isaac Bickerstaffes 'Love in a Village' (1765) geht die Anspielung 'Hope is said by the poet ... to be the nurse of Young Desire' (Chzwt I, 280). Goldsmiths Charakterkomödien 'Good-natured Man' (1768) und 'She Stoops to Conquer' (1773) lobt er begeistert (Le II, 94). Sheridans 'Rivals' (1775) und 'School für Scandal' (1777) sind genannt in Le II, 56, I, 225. O'Haras 'Tom Thumb' (1780) hat D. für eine Kinderaufführung gekürzt (Ainger 188). Aus Holcrofts 'Road to Ruin', 1792, ist 'Young Dorton' anläßlich einer Dilettantenvorstellung hervorgehoben (Sk 118; Ben 28); aus Colmans jun. 'Review or Wags of Windsor', 1798, ist 'Caleb Quotem' (Brewer, Dictionary of Phrase and Fable) gestreift (Am N 175) und aus John O'Keeffes 'Wild Oats' (1798) 'Rovers' genannt (Sk 118; Ben 28). Aus dem 19. Jahrhundert begegnen John Tobins 'Honeymoon' (1804); dies hat D. 1837 auf der Bühne gesehen (Fo I, 173). Thomas Morton: 'The School of Reform' (zuerst aufgef. 1805) hat er gelesen; 'A Roland for an Oliver' (1819) hat er 1838 auf der Bühne gesehen und mehrfach darstellen helfen (Pemberton 98, Le I, 15). In James Kenneys 'Love, Law, and Physick' (1812) spielte D. die Rolle des Flexible (Fo II, 278). 'Cherry and Fair Star, or the Children of Cyprus', eine anonyme Romanze in zwei Akten, zuerst gespielt 1822, führte D. in seiner Jugend mit Schulfreunden auf (Fo I, 102). Von seinem Zeitgenossen John Poole ist 'Paul Pry' (1825) zitiert (Le IV, 94); von dem damaligen Liebling des Publikums Sheridan Knowles 'Hunchback', 1832, erwähnt (Fo III, 223); 'Love Chase', 1837, hat D. auf der Bühne gesehen (Le I, 15). 'Jim Crow', ein Negerstück, seit 1836 auf der Bühne, wird ebenfalls als gesehen angeführt in Am N 107. Bulwer: 'Lady of Lyons' (1838) erwähnt in Le IV, 193; 'Money', 1840, in Le I, 156, gelobt in Le I, 110. In 'Not so bad as We Seem' (1851) wirkte D. als Schauspieler (Le IV, 109 f.); er hält es für 'most admirable', ja besser als 'Money' (Le IV, 110). 'The Captives' hat er 1867 voll Bewunderung gelesen, offenbar im Manuskript (Le IV, 219 und Anm.). Dion Boucicaults 'London Assurance' (1841) und die 'Streets of London' (1864) sah D. auf der Bühne (Le III, 173; Fo V, 303 Anm.); 'The long Strike', 1865, hat er durch Lektüre und Aufführung kennengelernt (Pemberton 249). In Planchés 'Fortunio and his Seven gifted Servants', 1842, spielte D. bei einer Kinderaufführung (Le II, 90). Buckstones 'Green Bushes, or 100 Years ago' sah er dargestellt (Pemberton 233); ebenfalls

Charles Reades 'Courier of Lyons, or Attack upon the Mail' (Pemberton 226), zuerst aufgeführt 1850, Bearbeitung eines französischen Stückes von Siraudin und Delacour (Clarence). Von Tom Taylors 'Still Waters run deep', zuerst aufgeführt 1855, berichtet Le II, 148. 'Camilla's Husband' von Watts Phillips sah D. im Entstehungsjahr, 1862, aufgeführt (Pemberton 234). 'Love's Martyrdom', zuerst aufgeführt 1855, von John Saunders ist genannt in Le II, 53 und lobend beurteilt in Le II, 79.

Zu den unbedeutenden Stücken 'The unknown Bandit of the Invisible Cavern' und 'Tongo the Denounced' (Sk 117, 175) vermochte ich ebensowenig wie Benignus (33) die Verfasser zu ermitteln. Auch über ein 1844 gespieltes Stück 'well known at this time' (Le IV, 67 Anm.), das einen englisch redenden Franzosen karikiert (Le IV, 66 f.), blieben meine Nachforschungen ergebnislos.

Unter den Possen steht voran Mrs. Inchbalds Sammlung von 'Farces'; D. las sie schon in Chatham (Fo I, 38); in dem ungedruckten Schwank 'Animal Magnetism', 1788, derselben Verfasserin trat er als Schauspieler auf (Le I, 239). Weiter sind genannt Mrs. Charles Kemble (= Marie Therese Kemble, Adams, Dictionary of the Drama): 'Day after the Wedding or, A Wife's first Lesson', zuerst aufgeführt 1808, las D. 1850 (Le I, 241). Isaac Pococks 'Miller and his Men' (1813) hat er als Knabe aufgeführt (Fo I, 102 f.). Schauspielerisch betätigte er sich ferner in John Pooles 'Deaf as a Post', 1823, in der Rolle des Gallop (Le I, 79; Pemberton 98); aber als gelesen führt er an 'Turning the Tables' (1829), 'Little Pedlington' (1839), 'and many comic pieces of great merit' desselben Autors (Le IV, 94). James T. G. Rodwell: 'Young Widow or, A Lesson for Lovers', 1824, hat D. vor 1842 darstellen helfen (Fo II, 278, Fitz-Gerald, D. and the Drama 12). Auch in R. B. Peakes 'Amateurs and Actors' (1818) und 'Comfortable Lodgings or, Paris in 1750' (1827) trat er auf (Theaterzettel in Fitz-Gerald 10 f., Fo IV, 142). Das Gleiche gilt von P. P. O'Callinans 'Married Bachelor' (Theaterzettel in Fitz-Gerald 10 f.) und Mrs. Charles Gores (auch bekannt als Mrs. Catharine Grace Frances Gore, DNB) 'A good Night's Rest or, Two o'Clock in the Morning', seit 1839 auf der Bühne (Fo IV, 142); ebenfalls von Charles J. Matthews' jun. 'Used Up', 1845, einer Bearbeitung des französischen 'L'Homme blasé' (Le I, 228; Scott, The Drama of Yesterday and To-day Bd. II, Appendix). J. B. Buckstones 'Rough Diamond' (1847) wird wenigstens genannt (Fo IV, 205).

An Operetten erwähnt D. das Erstlingswerk dieser Gattung, Gays 'Beggar's Opera' (1727) in der Vorrede zu OTw 1837. Im übrigen erscheinen nur Sheridans 'Duenna' (1775) und

John Hullahs 'The Child and the old Man' (Le IV, 9, 8). Außerdem hat D. natürlich die in Mrs. Inchbalds 'Farces' enthaltenen Stücke dieser Gattung gekannt (Fo I, 38).

Auch das erst 1802 mit Holcrofts 'Tale of Mystery' in England einziehende Melodrama (vgl. Arch. f. n. Spr. 124, 349 ff.) ist Dickens nicht fremd. Aus Mrs. Inchbalds 'Farces' kannte er Kenneys 'Blind Boy' und 'Ella Rosenberg' (beide 1807) sowie eine Anzahl anderer, die dort als 'musical drama' oder 'musical entertainment' bezeichnet sind. Außerhalb der 'Farces' finden nur Douglas Jerrolds 'Black-eyed Susan' (1823) und 'Rent Day' (1832) Erwähnung (Le I, 121; Fo IV, 167). Daß D. weit mehr Vertreter dieser Gattung auf der Bühne kennenlernte, darf wohl aus wiederholten Anspielungen auf melodramatische Aufführungen gefolgert werden (NN I, 122, 409, 429).

Dazu kommen einige Pantomimen. D. erwähnt 'Jack in the Green, My Lord, My Lady' (Sk 168, 169, 480); Hauptvertreter der Mayday festivals auf dem Lande, zuerst von dem 'milk-people', dann von den 'chimneysweepers' dargestellt; Reste der Maifeier auf dem Lande (Ben 32). 'Columbine' (Sk 254, 393), in den Pantomimen die Geliebte Harlekins (Ben 32); 'Valentine and Orson' (Sk 296, Xm 40, Chzwt I, 401): aus der französischen Romanze 'Valentin et Orson' (1489), ins Englische übersetzt 1560; sehr populär durch die Darstellung des Komikers Grimaldi (Ben 33). Weiter sind angezogen 'Punch' (Sk 282), die Hauptfigur der englischen Puppenkomödie (Ben 33) und 'St. George and the Dragon' in Sk 381 im Original; dafür in Buchform 'the pantomime' (Sk 370; Ben 33). Auf 'Don Juan' scheint die Anspielung 'a sort of journeyman Giovanni' (Sk 295; Ben 33) zu gehen, sicher aber nimmt darauf Bezug der Vergleich 'like the black friar in Don Juan' (Chzwt I, 136); möglich ist auch, daß die Anspielung sich auf W. T. Moncrieffs Burleske 'Giovanni in London or, The Libertine reclaimed' bezieht, die 1827 zuerst in Szene ging. Nicht zu ermitteln vermochte ich, welche Pantomime D. am 26. Dezember 1860 im Covent Garden gesehen hat und als 'dull pantomine' charakterisiert (Le II, 324 f.).

Was D. vom englischen Drama kennt, liefert zugleich einen Beweis für seinen Geschmack. Zu den Tragödien und Komödien literarischer Größen stand er — abgesehen von Shakespeare — in keinem inneren Verhältnis. Lektüre wie Theaterbesuch bekunden seine Neigung für die leichte Komödie, in höherem Maße noch für die Posse, und hier wiederum besonders für Werke seiner Zeitgenossen. In dieser Hinsicht ist er durchaus der Mann des Volkes geblieben; das rechte Verständnis für klassische Werte ging ihm ab, aber mit Wärme erfaßte er das Alltägliche und zeigte seltenen Sinn für lebensfrische Charaktere und gesunden Humor schwank-

artiger Stücke, die er nur zu gern zum Gegenstand häuslicher oder privater Aufführungen gemacht hat.

Die Erzählungsliteratur Englands war D., man kann sagen, von den ersten Anfängen bekannt, soweit sie zu seiner Zeit durch Druck zugänglich war. Thomas Mores politischer Roman 'Utopia', lateinisch veröffentlicht 1516, in englischer Sprache 1551, war bereits in seinem Besitz (Dib 298). Den ganzen älteren Ritterroman hat er übersprungen; nur gereimte Dichtungen waren ihm als gedruckt, und deren Lektüre war für D. schon durch die Verschiedenheit der alten Sprache ausgeschlossen. Aber gleich die nächste Stufe zugänglicher Romane finden wir wieder in seinem Kreise seiner Aufmerksamkeit: die 'Arcadia' des Sidney (1590) ragte aus der Fülle der Elisabethanischen Prosageschichten hervor in seinen Bereich, weil sie immer wieder neu aufgelegt worden war. D. hat sie zwar nicht besessen, aber gelesen und einmal in etwas parodistischer Weise zitiert, indem er auf Strephon, den schmachtenden Liebhaber der Urania, mit den Worten anspielte: 'The Strephon of Cecil Street' (Sk 442; Ben 25).

Mit Defoe begann zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Siegeslauf modern-englischer Erzählungskunst. Seinen 'Robinson Crusoe' (1719) hat D. mehrfach erwähnt (Fo I, 38; Am N 163; Xm C 41) und begeistert gelobt: 'I took Friday's death as one of the least tender and (in the true sense) least sentimental things ever written. It is a book I read very much; and the wonder of its prodigious effect on me and everyone, and the admiration thereof, grows on me the more I observe this curious fact' (Le II, 163). Er weiß auch von anderen Erzählungen des Defoe; er nennt 'Colonel Jacque', 1722 (Fo III, 98) und lobt die 'Political History of the Devil' (1726) als 'a capital thing' (Fo I, 174). — Swift mit 'Gulliver's Travels' (1726) folgte auch bei D. (Fo I, 244) und lieferte ihm das Menschenverachtungswort 'Yahoos' (Am N 206). Er stand bei D. mit in der ersten Reihe der großen Erzähler aus dem 18. Jahrhundert (Le I, 24). — Diese Meister des Realismus, mit ihrem Stich ins Derbe und zugleich Spekulative, boten für D. trotz ganz verschiedener Denkweise ein Element der Lebenswahrscheinlichkeit, selbst bei Märchenstoffen, so daß es begreiflich wird, daß auch D. mit der Zeit von barer Wirklichkeit zu Geistergeschichten überging.

Neben den großen Romanen des frühen 18. Jahrhunderts stehen zahlreiche Essays, die mit Steeles 'Tatler' (1709) beginnen (Fo I, 38), in Addisons 'Spectator', 1711, bekanntlich gipfeln, aber noch in Samuel Johnsons 'Idler' (1758—60) glänzend weiterblühen. D. hatte diese frühen Essayisten zur Hand ('handy' Le I, 24) und hob einmal die Genannten hervor (Fo I, 38). Der Einfluß der Zuschauergestalt, wie Addison sie schil-

dert, ist bereits in den ersten Versuchen von D. zu beobachten (Ben 38).

Neben dem feinen, ziselierten Essay gab es zwischen Defoe und Fielding gröbliche Gattungen, die zwar in den Literaturgeschichten nicht geführt werden, aber der Aufmerksamkeit unseres D. nicht entgingen. Dazu gehört in scherzhafter Art ein Schwankbuch, herausgegeben 1739 von John Motley unter dem Titel 'Joe Miller's Jest Book'. Mehrfach hat D. darauf hingewiesen: 'the wandering jew of Joe Millerism' (Sk 272), 'an Astley-Cooperish Joe Miller' (Sk 387), 'the honourable Mr. Miller' (Chzwt I, 393). Groteske Verbrechergeschichten standen im 'Newgate Calendar', der seit 1700 in mehreren Ausgaben erschien (von Robert Saunders 1764, von J. Cooke 1775). Für die krassen Verbrechertypen des D. ist es bedeutsam, daß er diese Rohstoffsammlung früh (1842) erwähnt (Fo II, 185).

Mit dem berühmten Richardson und seinen sentimentalen Briefromanen wußte D. nichts Rechtes anzufangen: 'no favourite of mine!' (Le I, 186). Von 'Clarissa Harlowe', 1748, sah er ein Drama in französischer Aufführung und urteilte über die darstellende Heldin: 'she dies better than the original to my thinking' (Pemberton 111/12). Er lächelt über das 'Richardsonian principle' (Sk 470; Ben 26 f.) und selbst über die Vignetten in Richardsons Romanen (Sk 436). Rührszenen hat ja D. auch geschrieben; aber die rührselige Vernunftmoral des Pameladichters fiel ihm doch auf die Nerven; vor solchem Zerfließen in Empfindung und Tränen bewahrte ihn sein modernes Taktgefühl.

Fielding dagegen war nächst den kurzen Charakterskizzen des Addison für D. der herrlichste Meister. 'Tom Jones' (1749) stand bereits zu Chatham in der väterlichen Bibliothek (Fo I, 38). Die Wirkung, die Fielding hier durch die Gegenüberstellung zweier Jungen und ihrer grundverschiedenen Charaktere erzielte, ist bei D. auf den ersten Blick zu beobachten, wo er in ähnlicher Weise einen ungeschickt ehrlichen und einen scheinmoralischen Knaben einander gegenüberstellt, wie zuerst in 'Oliver Twist'. In späteren Jahren bekundet D. auch Bekanntschaft mit kleineren Schriften Fieldings. So sucht er den Schmerz seines Freundes Marc Lemon über den Tod seines Kindes zu lindern mit einem Hinweis auf den 'beautiful thought' in Fieldings 'Journey from this World to the Next' (Bd. 3 der 'Miscellanies'; Le II, 110). — Smollet mit seiner gröberen Komik sagte D. auch noch zu. 'Roderik Random' (1748), 'Peregrine Pickle' (1751) und 'Humphry Clinker' (1771) fand D. ebenfalls schon in der Bibliothek des Vaters (Fo I, 38). Von 'Humphry Clinker' urteilt er: 'certainly Smollet's best' (Le II, 68). Ob er von seinen übrigen Romanen 'Roderick Random' oder 'Peregrine Pickle' voranstellen sollte,

war ihm zweifelhaft: 'both [are] extraordinarily good in their way' (Le II, 68). — Abermals ist ein abgelegener Erzähler dieser Spezies und Zeit unserem D. nicht entgangen: Paltock, Verfasser von 'The Life and Adventures of Peter Wilkins, a Cornish Man' (1751). D. zitiert daraus die 'flying wives' des 'Peter Wilkins' (Chzwt I, 390).

Goldsmith stand unter seinen Lieblingen voran (Fo I, 38; Am N 119). Mit heller Nachahmungslust schreibt er 1844, er sei 'all eagerness to write a story about the length of that most delightful of all stories. the *Vicar of Wakefield*' (Fo III, 145). Aus den kleineren Werken des Goldsmith hat er von der Essaysammlung 'The Bee' (1759) berichtet; er erhielt bei seiner Abfahrt aus Chatham ein Exemplar als Geschenk von seinem guten Lehrer Mr. Giles und 'kept it for his sake and its own' (Fo I, 39 f.). Auch der 'Citizen of the World' (1760—62) und die 'Essays' (1758—65) werden gestreift (Le I, 24; Fo III, 22).

Sterne mit seiner selbstironischen Sentimentalität, der uns aus Tränen durch ein Wort scharfen Menschenverstandes wieder ins Gleichgewicht zu bringen weiß, wurde zweimal von Dickens ernstlich gewürdigt. Auf 'Tristram Shandy' (1759) VI, Kp. 7 bezieht sich der Satz: 'not tears like those with which recording angels blot their entries out' (Chzwt II, 86); auf die 'Sentimental Journey through France and Italy' (1768): 'we were never able to agree with Sterne in pitying the man who could travel from Dan to Beersheba' (Sk 58; Ben 28).

Die nervösen Erzählerinnen, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts in England auftauchten und breite Wirkung entfalteten, fanden bei D. Beachtung, wenn auch nicht viel Gnade. Auf die Sittenbilder von mädchenhafter Kleinmalerei, wie sie Miss Burney z. B. in 'Evelina, or, the History of a Young Lady's Entrance into the World' (1788) entfaltet, spielt D. mit den Worten an: 'I have been walking and wandering all day through a perfect Miss Burney's Vauxhall of conjectural dark walks' (Fo IV, 65). Die Leidenschaftsgeschichten der Mrs. Inchbald, 'Simple Story' (1791) und 'Nature and Art' (1796) machten ihm einen gemischten Eindruck. Über das Manuskript einer Mitarbeiterin schreibt er 1866: 'the style ... sometimes reminds me of Mrs. Inchbald at her best (Le III, 89). — Der Begründer des Schauerromans. Horace Walpole, dem die Erzählerinnen Clara Reeves und namentlich Ann Radcliffe so viel zu verdanken hatten, läßt D. kühl. Er kennt sein 'Castle of Otranto' (1764) und vergleicht dessen Helm mit einem römischen Amphitheater in Verona (Le IV, 70). Die gruselige Schloß- und Ruinenromantik der Mrs. Radcliffe wollte er nicht mitmachen. Er kannte ihre 'Mysteries of Udolpho', 1794 (OMF II, 297), und fand, daß sie im

übrigen recht viel geschrieben habe: 'Mrs. Fry certainly ought to have written more romances than Mrs. Radcliffe' (Sk 479). Ihre allgemeine und immer gleichartige Geheimnistuerei war seiner männlichen Art nicht sympathisch: 'Cabs whisked about ... as any mysterious picture in anyone of Mrs. Radcliffe's castles' (Sk 479; Ben 28). — Auf die feine Sittenschilderin Jane Austen, die bekannte Verfasserin von 'Sense and Sensibility' (1811), 'Pride and Prejudice' (1813) u. a. wurde D. erst nach 1839 aufmerksam (Fo I, 208). Sie und die Maria Edgeworth, von denen Walter Scott mit so viel Bewunderung sprach und lernte, hatten ihm offenbar nicht viel zu bieten; ebenso Jane Porter, obwohl ihr romantischer Band 'Scottish Chiefs' (1810) ihm früh in die Hand fiel (Fo I, 48; Ben 29). — Die verbrecherische Scheinheiligkeit von Godwins 'Caleb Williams' (1794) widerstrebte D.s Gerechtigkeitsgefühl; sie findet ein komisches Echo in den Worten: 'the chimney-sweeper of the present day is no more than Paul Pry to Caleb Williams' (Sk 168; Ben 28).

Über Walter Scott, den Begründer des historischen Romans, erwartet man mit Spannung sein Urteil; er kennt 'Old Mortality' (1816) und hebt die Hauptfigur 'Belfour Burleigh' hervor (Am N 65). Er erwähnt 'Madge Wildfire', eine führende Gestalt in 'The Heart of Midlothian', 1818 (Am N 51), und hat vor 1839 die 'Legend of Montrose' (1819) sowie 'Kenilworth' (1821) 'with greater delight than ever' gelesen (Le I, 24). — Das besagt viel! Er zieht auch 'Peveril of the Peak' (1823) an (Le I. 24), hat also die Tätigkeit des großen Schotten eingehend verfolgt. In späterer Zeit finden wir einmal einen Tadel über den Aufbau der 'Bride of Lammermoor' (1819), aber nicht von D. selbst zu Papier gebracht, sondern nur ausgesprochen und von Fitz-Gerald (Gentleman's Magazine 1881, II, 578) bezeugt.

Washington Irving, der gleichzeitig mit Walter Scott die englischen Leser anzog und durch historische Essays entzückte, stand auch bei D. hoch in Gunst. Er hat sein 'Sketch Book' (1820), 'Bracebridge Hall' (1822) und 'Alhambra' (1832) mit größtem Genuß gelesen, wie er selbst an Irving schreibt (Le IV, 26; Ben 29). Später hat er auch seine 'History of New-York by Diedrich Knickerbocker' (1809) gelobt (Am N 91). — Mit dem englischen Essayisten Charles Lamb, dem Verfasser von 'Elia' (1823), war er persönlich befreundet (Fo IV, 137). Bekanntschaft mit Schriften des De Quincey bekundet D.s Frage an seinen Mitarbeiter Thornbury: 'of course you know De Quincey's paper on the Ratcliffe Highway murderer?' (Le III, 102), die sich auf den Essay 'On the Knocking at the Gate in Macbeth' (1823 im 'London Magazine' erschienen) beziehen dürfte, und zwar auf Mr. William, der 'on the stage of Ratcliffe Highway' durch 'unpar-

alleled murders' unsterblichen Ruhm erwarb (Collected Writings of Th. De Quincey, London 1897, S. 390). Die Essaysammlungen, die Leigh Hunt unter dem Titel 'Indicator' (1821) und 'Companion' (1828) herausgab, hat D. zitiert (Le I, 24). Aus diesem Nährboden erwuchsen ihm die eigenen 'Sketches'.

Die Schule Walter Scotts stand zeitgenössisch neben ihm und erfährt sein höfliches Lob, vermag ihn aber nicht mehr zu beeinflussen. Wie er über Bulwers 'Pelham' (1827) dachte, ergibt sich aus seinem Erstlingswerk, den 'Sketches'. In der ursprünglichen Zeitschriftenfassung der Skizze 'Horatio Sparkins' schrieb er: 'he talks like a second Pelham' (Ben 30), in der Buchform aber machte er daraus 'like an oracle' (Sk 368). Anders drückt sich D. aus, wenn er an den Verfasser selbst schreibt; da urteilt er über 'A Strange Story' (1862): 'I have a perfect faith in such a master-hand as yours ... you whet my interest by what you write of it' (Le IV, 182). Die Novelle 'Lost Tales of Miletus' (1866) nennt er in einem Brief an seinen intimsten Freund Forster 'a most noble book' (Le II, 86). Man sieht deutlich, wie D. bestrebt ist, einen Verfasser, der als sein Konkurrent erscheinen könnte, weder öffentlich noch privatim herabzusetzen. — Von seinem Freunde Ainsworth, der die von Scott begonnene Richtung fortsetzt, ihr aber einen Zusatz von Schauerlichem gibt, zieht D. die Verbrechergestalt des Dick Turpin aus dem 'Rockwood Castle' (1834) und den 'Jack Sheppard' (1839) an (Sk 197). Den Roman 'Tilney Hall' (1834) des Thomas Hood, zu dem D. in persönlichen Beziehungen stand, nennt er in einem Brief an Forster 'the most extraordinary jumble of impossible extravagance and especial cleverness' (Fo IV, 22). Noch intimer war seine Freundschaft mit Wilkie Collins, für dessen Roman 'Basil' (1852) er schon deshalb 'a high respect' bekannte (Le I, 316). Seinen späteren Roman 'Hide and Seek' (1854) bezeichnet er in einem Brief an Miss Hogarth als 'a very remarkable book' (Le II, 72). Über seinen weiteren Roman 'Anne Rodway' (1856) hat er Tränen vergossen, wie er an den Verfasser berichtet (Le II, 169). Seinen bekanntesten Roman 'The Woman in White' (1860) beurteilte er, abermals in einem Brief an den Autor, als 'very interesting' (Le II, 300). — Cooper, der nach Walter Scotts Vorgang den Indianerroman aufbrachte, hat D. nur in den Am N 202 erwähnt. Über Allston, den Verfasser der 'Romance of Monaldi' (1841) schrieb er an Forster: 'Mr. Allston ... is a fine specimen of glorious old genius' (Fo II, 170). — An Danas Seefahrerroman 'Two Years before the Mast' (1840) gefiel D. die an Defoe anklingende glückliche Verbindung von Romantik und Realismus: 'a book which I had much praised to him thinking it like Defoe' (Fo II, 130).

Sobald sich D. über Zeitgenossen ausspricht, kommt es ihm vor allem darauf an, als *gentleman* zu erscheinen und ja nicht etwa als neidischer Kritiker. Die bürgerlichen Erzähler seiner Umgebung überschüttet er deshalb mit Lob. Über die Frances Trollope, Verfasserin von 'Vicar of Wrexhill' (1837), 'Widow Barnaby' (1838) u. a. schreibt er an sie selbst: 'I am convinced that there is no writer who has so well and accurately (I need not add entertainingly) described it (nämlich Amerika und die amerikanische Gesellschaft) in many of its aspects as you have done' (Le I, 87). Von Douglas Jerrold, der die 'Story of a Feather' (1844) geschrieben hat, berichtet er an Forster, er habe 'derived much enjoyment from it' (Fo III, 145); für die unbekannte Schrift 'The Hermit' — es fehlt jegliche Angabe über die Gattung und Autorschaft der im 'Illuminated' erschienenen Dichtung — findet er in einem Briefe an Jerrold warme Worte der Anerkennung (Le I, 164).

Ein weiteres Motiv des Lobes kommt für D. hinzu, sobald es sich um Mitarbeiter seiner Zeitschriften 'The Household Words' oder 'All the Year Round' handelt. An Mrs. Gaskell schreibt er, nachdem ihr Roman 'Mary Barton' 1848 erschienen war: 'there is no living English writer whose aid I could desire to enlist in preference to the authoress of *Mary Barton* — a book that most profoundly affected and impressed me' (Le I, 230). Ebenso ist er voll Lobes für Emily Jolly, in Briefen an sie, obgleich ihre Romane 'Wife's Story', 'Mr. Arle', 'The Brook' und 'An Experience' (Le IV, 160, 168, 255) gar nicht in den Nachschlagebüchern zu finden sind. Das gleiche Verhältnis finden wir bei Miss Boyle. Für den Beitrag 'Woodland Gossip' (1864) spendet er ihr Lob: 'very gracefully and charmingly done. The right feeling, the right touch; a very neat hand, and very true heart' (Le IV, 201 und Anm.). Eine andere Mitarbeiterin war Mrs. Clifford, die ihm 1868 die Erzählung 'The Abbot's Pool' geliefert hatte. Er rühmt sie als 'a new beginner' (Le IV, 244) und glaubt, sie werde nach weiterem Bemühen eine Nachfolgerin der Mrs. Gaskell werden (Le IV, 245). Den jüngeren Bulwer ermutigte er zu weiteren schriftstellerischen Versuchen mit den Worten: 'you can do a great deal more than you think for, with whatever you touch' (Le IV, 257). Indem er an seine Mitarbeiter Lobesbriefe richtet, führte deutlich ein wohlmeinender und kluger Redakteursverstand ihm die Feder.

Etwas anderes ist es, wenn er neue Richtungen auftauchen sieht. Den als Staatsmann wie Schriftsteller bedeutenden Disraeli, der mit 'Venetia' (1836) den ersten Künstlerroman schuf, erwähnt D. zwar nirgend, besaß aber seine Werke (Dib 298). Miss Martineau, die Verfasserin nationalökonomischer Ge-

schichten, war ihm persönlich bekannt. Er hat ihre Werke gelesen, doch sein Urteil steht aus (Fo II, 188, 227). Von Charlotte Bronte, die durch ihren rührseligen Erzieherinnenroman 'Jane Eyre' (1847) zur Berühmtheit gelangte, besaß er eine Gesamtausgabe ihrer Werke unter dem Schriftstellernamen Currer Bell (Dib 298). Sommervilles 'Autobiography of a working Man by one who has whistled at the Plough' (ursprünglich im 'Manchester Examiner' erschienen, in Buchform 1848) wird gelegentlich genannt (Le IV, 94 Anm.). Auf Thackeray, berühmt durch seinen 'Vanity Fair' (1848) hielt D. als Vorsitzender bei einem Essen zu seinen Ehren 1858 eine Rede, worin er besonders auf 'Vanity Fair' und 'Pendennis' (1850) hinweist und deren 'treasures of mirth, wit, and wisdom' betont (Fo V, 67). Das Genie der George Eliot hat er sofort erkannt, als ihre 'Scenes of Clerical Life' (1858) erschienen, und schrieb darüber an Forster: 'Do read them. They are the best thing I have seen since I began my course' (Fo III, 46). — Von Charles Lever, einem weniger bedeutenden Erzähler von Militär- und Kriegsromanen, besaß D. die Romane 'The Daltons, or The Three Roads in Life' (1852), 'The Dodd Family abroad' (1854), 'The Martins of Cro' Martin' (1856) und 'Luthrel of Arram', 1865 (Dib 491[b] Nr. 1890). — Von dem amerikanischen Novellisten Hawthorne hat er 'Mosses from an old Manse' (1846) mit Begeisterung gelesen (Fo IV, 219); dagegen hat er an seinem berühmten 'Scarlett Letter' (1850) eine merkwürdige Ausstellung zu machen: 'the psychological part of the story is very much overdone' (Fo IV, 219). Sein eigener Pinsel hatte mehr volkstümliche Breite, während der des Hawthorne mehr kunstmäßige Spitze beweist. Als von der Harriet Beecher der Negerroman 'Uncle Tom's Cabin' (1852) erschien, fand D. darin 'many points ... very admirably done' (an Mrs. Watson, Le I, 311). Das war mehr nach seinem Geschmack.

Wenn D. mit einem Schriftsteller persönlich bekannt oder befreundet war, so hat er natürlich das eine oder das andere Erzählungswerk von ihm gelegentlich erwähnt. So zieht er den Roman 'Ranthorpe' (geschr. 1842, veröffentlicht 1847) des Lewes an (Le IV, 95). Chorleys unbedeutenden Roman 'Roccabella' (1859) nennt er 'a very remarkable book' (Le IV, 175). Den ihm näherstehenden Charles Reade beglückwünscht er zu seinem Roman 'Hard Cash' (1863) wegen der 'admirable art' und 'surprising grace and vigour' (Le III, 41). Von Edmund Yates ist wenigstens 'Kissing the Rod' (1866) gestreift (Fo VI, 188), und Percy Fitzgeralds 'Fatal Zero' bezeichnet er in einem Brief an Mrs. James Field als 'a very curious analysis of mind' (Le IV, 244).

Von gelehrten Büchern erscheint bei D. nicht viel. Für

philosophische Werke hat er nichts übrig, wenngleich Bacons Werke und Humes 'Essays' (1742) in seiner Bibliothek standen (Dib 298). Von Bacon fühlte D., daß er mehr wußte, als er sagen wollte, und hat ihn daher 'deep and decidedly knowing' genannt (Rdge III, 76). Für philosophisches Denken zeigte D. keine Neigung, doch haben ihn auf religiösem Gebiet bezeichnenderweise die Broad-Church-Ansichten am meisten angezogen. Sobald Stanleys Buch 'Life and Correspondance of Dr. Arnold' (von Rugby) erschienen war, rühmte es D. wegen seines religiösen Gehaltes: 'every sentence you quote from it is the text-book of my faith' (Fo III, 160 f.). — Literaturgeschichte liegt ihm so fern, daß er von Disraelis 'Curiosities of Literature' (1791) nur eine Seite liest (Fo II, 37). Er weiß von der englischen Grammatik des Murray (1795) und erwähnt sie in Sk 298 (Ben 30) und NN I, 84. — Völlig fern liegen ihm auch die Kunstkritiker. So hat er über Hazlitt gar nichts zu sagen; nur einmal bemerkt er im Hinblick auf dessen Schrift 'Round Table, On Actors and Acting' (ed. London 1903, Geo. Bell & Sons, Bd. I, 222, Nr. XXXVIII), daß niemand von der Gesellschaft mit so viel Liebe behandelt werde wie die Schauspieler (Sp 100). Von dem geistvollen Ruskin werden nur die 'Seven Lamps of Architecture' (1849) gestreift (Fo IV, 218 f.). Dagegen hat ihm vieles in den 'Essays' (1841) des gedankenreichen Amerikaners Emerson gefallen: 'among much that is dreamy and fanciful ... the is much more that is true and manly, honest and bold' (Am N 63).

Für rein wissenschaftliche Werke kann sich D. nicht erwärmen, eher noch für Zeitschriften. Er scheint von Ferguson, dem Verfasser astronomischer Bücher im 18. Jahrhundert, zu wissen und spielt auf ihn an (Fo III, 57; Sp. 79). Mit Mrs. Jane Marcet, die einige naturwissenschaftliche und historisch-philosophische Abhandlungen geschrieben hat, pflegte er 1846 persönlichen Verkehr in Lausanne (Fo III, 252). — Merkwürdig ist, wie er über die Wochenschriftenliteratur pseudo-gelehrter Art gekommen ist. Die ersten dieser Zeitschriften erschienen in seiner Zeit und haben ihn von Jugend an beschäftigt. Schon als Schulknabe kennt er das 'Terrific Register' (1825 hg. in 2 Bdn.), dessen Lektüre seine Nerven bis zur Erschöpfung aufpeitscht (Fo I, 101 Anm.), und die illustrierte Wochenschrift 'Portfolio' (1823—26), die er mit Vorliebe während seiner 'blacking-works' kaufte (Langton 77; Ben 29). Auch Constables 'Miscellany' (1827), zitiert in PPp II, 207, ist ihm früh in die Hände gekommen und ebenfalls eine Art pseudo-gelehrter Naturgeschichte, Kirbys 'Wonderful and scientific Museum' (1802—08), erwähnt in OMF III, 93.

Für Biographien hatte D. von jeher ein großes Interesse; ist

doch diese Gattung in der englischen Literatur immer berücksichtigt und gepflegt worden. Sie setzte schon im 16. Jahrhundert ein mit dem 'Book of Martyrs' (1563) des John Fox; besonderen Eindruck machten D. (= Copperfield) hierin die zahlreichen Greuelbilder (Copf I, 194; Ben 25). Unter den Autoren des 17. Jahrhunderts steht der feine Autobiograph und Oxforder Gelehrte Robert Burton an der Spitze mit seiner 'Anatomy of Melancholy' (1621) — in D.s Besitz (Dib 298). Daran reihen sich die Tagebücher des Evelyn, das ebenfalls in D.s Bibliothek stand (Dib 298), und des Pepys; letzteres (1669) ist ihm sogar ein Lieblingsbuch (Notes and Queries 10, I, 166). Daneben scheint er irgendeine englische Übersetzung der Lebensbeschreibungen des Plutarch gekannt zu haben, die er einmal zitiert (OMF III, 88). Aus dem 18. Jahrhundert interessieren ihn die Biographien des 'Annual Register' (1758), das er zweimal anzieht (OMF III, 74, 93). Mehrfach werden die Briefe des Earl of Chesterfield an seinen Sohn (1774) erwähnt (Sk 281, Rdge III, 76, Dby I, 253), und Horace Walpoles Briefe waren in D.s Besitz (Dib 298). Auch Caulfields 'Portraits, Memoirs, and Characters of Remarkable Persons' (1790—94) hat er beachtet und gelegentlich erwähnt (OMF III, 93). Dagegen hebt er unter den Biographen dieses Jahrhunderts mit Recht Boswell hervor, der eine neue Art der täglichen Beobachtung und Aufzeichnung aufgebracht hatte. Auffallend ist, daß ihm dessen 'Life of Samuel Johnson' (1791) nicht zusagt: 'Nobody's contempt for Boswell ought to be capable of increase' (Le I, 201). Besondere Vorliebe bekundet D. für Biographien des 19. Jahrhunderts, namentlich für Sammlungen solcher aus der ersten Hälfte. Da finden wir das zehnbändige 'Harleyan Miscellany' (1813) in seiner Bibliothek (Dib 298). Wilsons 'Wonderful Characters, comprising Memoirs and Anecdotes of the most Remarkable Persons' (1821) werden einmal zitiert mit den Worten 'Wilson's Characters' (OMF III, 93). Ein ähnliches Sammelwerk, Murrays achtzigbändige 'Family Library', fortgesetzt von Tegg (1847), finden wir abermals in D.s Bibliothek (Dib 298), und Somner Merryweathers 'Lebensbeschreibungen und Anekdoten von Geizhälsen' (1850; British Museum, Catalogue of Printed Books) sind angezogen in OMF III, 95, wo auch einige von ihnen mit Namen genannt werden, wie John Overs, John Little u. a. Neben diesen Sammelwerken interessieren ihn einige Einzelbiographien von Zeitgenossen. Die 'Biography of Shakespeare' (1843) des ihm persönlich nahestehenden Charles Knight nennt er in einem Brief an ihn 'a charming piece of honest enthusiasm and perseverance' (Le I, 162). Von John Forster streift er einmal die 'Lives of the Statesmen of the Common-

wealth' (1839) in Le IV, 95. Für dessen Biographie 'Life and Times of Oliver Goldsmith' (1848, in 2 Bdn. 1854) kann D. sich nicht genugtun in Lobpreisungen und anerkennenden Worten an den Verfasser: 'impossible to give it too much praise' (Le I, 201). Es ist bezeichnend, daß sein Biograph sein intimster Freund wurde. — Ferner wissen wir, daß er das 'Diary' des bekannten Dichter-Biographen Thomas Moore gelesen hat (Mackenzie 241).

Geschichte interessierte D. gar nicht. In seiner Bibliothek stand kein Buch historischen Inhalts. Ganz beiläufig streift D. in einem Brief an Forster ein Geschichtswerk des 17. Jahrhunderts: Clarendon, 'History of the Rebellion and Civil Wars in England', angefangen 1641, 1. Ausg. 1704 (Le II, 301). Daneben findet sich auf Gibbons 'Decline and Fall of the Roman Empire' (1776, 1781), das D. von der Schule her kennen mochte, eine ganz allgemeine Anspielung: 'the Roman Empire having worked out its destruction' (OMF III, 88). Im übrigen erscheint etwas Sittengeschichte. Von Thomas Dekker besaß D. das 'Guls Hornebooke', 1609 (Dib 298). Über die 'Traditions of Edinburgh' (1823) seines Zeitgenossen Robert Chalmers ist er entzückt (Le II, 361). Mit Hone, dem Verfasser des 'Every Day Book' (1828), aus dem er so manches für sein Xm C geschöpft haben mag, ist D. persönlich bekannt und erweist ihm 1842 die letzte Ehre (Fo III, 28 f.). Walter Scotts 'Letters on Demonology' (1832) werden einmal in Sk 258 angezogen (Ben 30). Gespannt muß man sein auf Carlyle. Wann finden wir Carlyle bei D. zum erstenmal erwähnt? Was sagt er über ihn? D.s erste Äußerung über Carlyle steht in einem Brief an Prof. Felton aus dem Jahre 1842. Hierin bekundet unser Dichter eine seltene Hochachtung vor Carlyle als Charakter, indem er mit Bezug auf dessen Brief über das internationale Copyright an Felten schreibt: 'Carlyle boldly said what all others think, and therefore deserved to be manfully supported' (Le IV, 31). Daß D. in späteren Jahren noch weit mehr als in seiner Jugend ein aufrichtiger Bewunderer des großen Schotten war, bezeugt Forster mit den Worten: 'there was no one whom in later life he honoured so much, or had a more profound regard for' (Fo II, 175). Daher läßt sich verstehen, daß D. mit Carlyle eine Ausnahme machte und 1851 sogar ein Geschichtswerk von ihm liest, die 'French Revolution', 1837 (Fo IV. 218), deren Lektüre unverkennbar in den 'Hard Times' und der TTC nachgeklungen hat. Umgekehrt stand auch D. bei Carlyle hoch in Gunst, denn dieser ist seinerseits ein großer Verehrer von D. gewesen und schätzte besonders dessen Vorlesungen aus eigenen Werken (Froude II, 290). — Aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begegnet nur Buckle, der

bekannte Verfasser der 'History of Civilisation in England' (1857), den D. nebenbei erwähnt (Le III, 102).

Was sonst noch an gelehrten Büchern bei D. erscheint, verrät mehr allgemeine Interessen. Im Vordergrunde stehen Reisewerke, von denen der Dichter eine beträchtliche Anzahl nicht nur besaß (Dib 298), sondern mit großem Vergnügen las. Forster berichtet von einer erstaunlichen Menge von Büchern über Afrika- und andere Reisen, für die D. 'an insatiable relish' hegte (Fo IV, 218). Im einzelnen wird von D. nur die Marguerite Power und ihre Beschreibung einer Reise nach Ägypten, 'Arabian Days and Nights' (1823), gelegentlich angeführt (Le III, 29).

Groß war auch D.s Interesse für Werke über Volkskunde, Kostüme, Spiele und Sport, wie aus dem reichhaltigen Schatz seiner Bibliothek zu folgern ist (Dib 298). Zitate oder Anspielungen auf Werke solchen Inhalts finden sich nicht; die einzige Ausnahme dieser Art bildet Hoyles 'Short Treatise on Whist' (Sk 474, Ben 30).

Von außerenglischer Literatur steht voran die Bibel. D. verrät eine schlichte Kenntnis von vielen Stellen, namentlich des Neuen Testaments. Dies hat ihn viel beschäftigt und zu regem Nachdenken veranlaßt. Er schätzte es ungemein und hielt es für 'the best book that ever was or will be known in the world ... because it teaches ... the best lessons' (Le III, 249). Aus dieser Überzeugung erwuchs seine leichtverständliche Darstellung der 'History of the New Testament', die ausschließlich für die Belehrung seiner Kinder bestimmt war und auf Wunsch des Dichters unveröffentlicht geblieben ist (Le III, 282). D. stand durchaus auf dem Boden des Neuen Testaments und war ein gläubiger Sohn seiner Kirche. Zwar waren ihm leere Formen und Zwang in religiöser Beziehung zuwider, aber das Neue Testament ist für ihn von 'priceless value' und sein Studium ein 'unfailing guide in life' (Le III, 239). — Von einem weiteren religiösen Werk aus dem Orient, dem Talmud, nennt D. wenigstens den Namen (Chzwt II, 450).

Im übrigen kannte D. an orientalischer Literatur die wichtigsten Märchen. So spielt er einmal auf die 'Persian Tales' (übers. von A. Philipps aus dem Französischen des Petit de la Croix, 1709) an mit den Worten: 'Abudah, the merchant with the terrible little old woman hobbling out of the box in his bedroom' (Chzwt I, 78). Die 'Tales of the Genii' (übersetzt von James Ridley, 1765) gehörten zu D.s Jugendlektüre (Fo I, 38). Besonders häufig zieht D. die 'Arabian Nights' Entertainments' an. Auch diese hat er schon früh kennengelernt, vielleicht in Forsters (1802) oder Beaumonts Fassung (1810), die damals unter den verschiedenen Ausgaben am bekanntesten waren (Fo I, 38; Ben

31). Zahlreich sind die Anspielungen auf einzelne Märchen dieser Sammlung in D.s Werken. So erwähnt er z. B. 'Alladin's palace' (Sk 195), 'the Sultana Sheherazade' (Copf I, 120); er weiß ferner von Nebel, der in seiner dicken Masse dem Rauch eines arabischen Märchens gleicht, sich aber nicht zu einem menschlichen Antlitz formt (Dby I, 207), und kennt Edelsteine, die ihren Glanz verlieren, wenn ihr Träger in Gefahr ist (Dby III, 123); er führt 'Ali Baba' an (Xm C 40), erwähnt 'Sinbad's Travels' (Am N 161) und 'Haroun Alraschid' (Am N 281); auch die Prinzessin der 'Arabian Nights', die durch Besprengen mit Goldwasser den Menschen ihre frühere Schönheit wiederverschafft, ist ihm nicht unbekannt (Le I, 95). Die überaus häufigen Hinweise auf diese orientalischen Märchen beweisen, wie sehr sich D. für sie begeistert hat. In ihnen hat er jenes traumhafte, übernatürliche, mystische Geisterelement gefunden, das er mit so viel Geschick und meisterhafter Kunst in seinem Xm C zu packender Darstellung verarbeitete.

Was D. von französischer Literatur kannte, ist nicht bedeutend. An gelehrter Lyrik und Epik enthält seine Bibliothek nur eine Gesamtausgabe der Werke Bérangers und Lamartines 'Méditations', 1820 (Dib 295). Beide mag er schon vor seiner Reise nach Frankreich gelesen haben. Während seines Pariser Aufenthalts knüpfen sich lose Fäden persönlicher Bekanntschft zu Lamartine, den D. 'one of the best fellows in the world' nennt (Le I, 199). Auch den damals schon kränklichen Romantiker Chateaubriand und den Führer der Parnassiens, Théophile Gautier, lernt er dort kennen, letzteren noch ehe er sein Hauptwerk 'Emaux et Camées' (1852) veröffentlicht hatte (Fo IV, 99).

Seine Kenntnis vom französischen Drama erwarb D. ausschließlich während seines Aufenthalts in Frankreich. Auf Pariser Bühnen sah er mit Ausnahme von Voltaire, dessen sämtliche Dramen er erst im Sommer 1851 las (Fo IV, 218), nur Dramen von mehr oder minder bedeutenden Zeitgenossen. An Tragödien erscheinen von dem älteren Dumas, mit dem D. in persönlichem Verkehr stand (Fo IV, 99), 'Christine de Suède' (1827) und 'Kean', 1836 (Fo III, 190, 134); daneben im Jahre 1856 seine Übersetzung des 'Orestes' (Le II, 140). Ferner bot D. die Bühne Victor Hugos 'Lucrèce Borgia', 1833 (Fo IV, 98), 'a very remarkable and striking play' (Le IV, 86), und 'Ruy Blas', 1838 (Pemberton 236); ebenso 1847 ein neues Drama von Ponsard, offenbar 'Agnès de Méranie', 1846 (Fo IV, 98), und im gleichen Jahre 'La Révolution Française' von Labrousse & Mallian. Von dem jüngeren Dumas begegnet das Drama 'La Dame aux Camélias', 1852 (Pemberton 236), und von Henri de

Kock, dem Sohn des bekannten Romanschriftstellers, 'Le Paradis Perdu', 1855 (Fo V, 127 f.). Wenig erbaut ist D. von Théodore Murets Versdrama 'Michel Cervantes' (1856), das er als 'an infernal dose of ditch-water' bezeichnet (Fo V, 126). Zu dem Drama 'Jane Osborne', das D. 1855 im Porte St. Martin gesehen hat (Le II, 101), vermochte ich den Autor nicht zu ermitteln.

Noch dürftiger ist es mit D.s Kenntnis von Komödien bestelllt. An Klassikern erscheint nur Molière, von dessen Werken er eine Gesamtausgabe besaß (Dib 295). Manches mag er daraus schon vor seinem Pariser Aufenthalt gekannt haben. In Paris selbst sah er nur eine Aufführung des 'Don Juan', 1665 (Le IV, 86). Bezeichnend ist, daß D. Beaumarchais' 'Barbier de Séville' (1775) auf einer italienischen Bühne als Oper kennenlernte (Fo III, 135). Unter den zeitgenössischen Lustspieldichtern treffen wir nur Scribe an, den D. persönlich kannte (Fo IV, 99). Was er von seinen Werken kennt, ist ungewiß; bezeugt ist nur, daß er einer Aufführung von 'Adrienne Lecouvreur' (1849) beigewohnt hat (Pemberton 219).

Mehr Gefallen schien D. an den zeitgenössischen Possen zu finden — eine Erscheinung, die schon in der englischen Literatur zu beobachten war. Da begegnen 'Les Mémoirs du Diable' (1842) von Arago & Paul Vermond (Le II, 165); 'Gentil Bernard ou L'Art d'aimer' (1846) von Dumanoir & Clairville (Le IV, 85); ferner Henri Murger mit seinem 'Bon Homme jadis', 1852 (Le II, 9). Für Mme de Girardins 'La Joie fait Peur' (1854) findet D. sogar Worte des Lobes; er nennt das Stück 'beautifully imagined' (Le II, 101). Der Schwank 'Les Cheveux de ma Femme' (1856) von Eugène Labiche & Léon Battu ist für ihn sogar ein 'uncommonly droll piece' (Fo V, 129). — Hierher zu zählen ist vielleicht auch ein Stück, das D. in einem Brief vom 28. Januar 1847 mit dem Titel 'English to the Core' erwähnt (Pemberton 212). Ich vermochte weder den französischen Titel noch den Verfasser zu ermitteln.

Im übrigen finden wir noch eine Operette von Adolphe de Leuven & Brunswick, 'Gibby, la Cornemuse', gedr. 1849 (Fo IV, 99), und die beiden Melodramen 'Le Médecin des Enfants' (1855) von Bourgeois & Dennery, das D. als 'one of the very best melodramas' lobt (Fo V, 130 Anm.), sowie Plouviers 'Le Sang Mêlé' (1856), das er 'a rather good melodrama' nennt (Fo V, 127).

Was verrät D. von französischer Erzählungsliteratur? Vor seiner Reise nach Frankreich mag er gekannt haben Rabelais, der in Urquharts Übersetzung in seiner Bibliothek stand, und Lesage, dessen 'Diable boiteux' (1707) und 'Gil Blas de Santillane' (1715) er ebenfalls besaß (Dib 295); letzteren hat er in Smolletts

Übersetzung bereits in Chatham gelesen (Fo I, 38; Ben 31). Früh hat er auch den 'Bachelier de Salamanque' (1736) kennengelernt, denn er zitiert ihn in Chzwt I, 233. Ferner zählen hierher Bernardin de St. Pierre mit seinem 'Paul et Virginie' (1787), worauf D. schon in seinem Erstlingswerk anspielt mit den Worten: 'like the picture of Paul — not the Saint — but he of Virginia notoriety' (Sk 394; Ben 31), und vielleicht Voltaires Romane, wenngleich Forster ausdrücklich berichtet, daß D. dessen 'minor tales' erst im Sommer 1851 gelesen hat (Fo IV, 218); dazu Mme de Staël, die Verfasserin der Romane 'Delphine' (1802) und 'Corinne' (1807), sowie des Buches 'De l'Allemagne' (1810), die in D.s Bibliothek Aufnahme gefunden hatten (Dib 295). Von Honoré de Balzac besaß D. die 'Contes drolatiques', 1837 (Dib 295); sonst erfahren wir nur, daß er den 'Père Goriot' (1835) auf einer italienischen Bühne gesehen hat (Fo III, 134). Auch Paul de Kock scheint D. schon vor seinem Pariser Aufenthalt zu kennen, denn Forster berichtet, daß unser Dichter 1851 einige Romane dieses Schriftstellers las, und bezeichnet sie als 'old favourites with him' (Fo IV, 218). Alles übrige verdankte D. seinen Reisen. In Paris gewann er persönliche Fühlung mit Eugène Sue, George Sand, Victor Hugo (Dib 295); ferner mit Edmond About, von dem er einige Werke besaß (Dib 295) und einen einzigen Roman, 'Le Nez d'un Notaire' (1862) als 'a capital little story' erwähnt (Fo VI, 69), sowie mit Ernest Legouvé und Alphonse Karr (Dib 295).

An gelehrten Büchern der französischen Literatur finden wir bei D. eine Gesamtausgabe von Montaignes Werken (Dib 295). Daneben begegnen zwei Geschichtswerke: Charles Rollins 'Histoire Ancienne', 1730—38, ins Englische übersetzt 1837 (OMF III, 88) und Merciers 'Tableau de Paris', 1788 (Fo VI, 47).

Von den übrigen europäischen Literaturen erscheint nur wenig bei D. Einzig dem Theater hat er nennenswerte Beachtung zugewandt. So begegnet als Frucht seiner italienischen Reise eine ungenannte Komödie von Goldoni, die D. in einem Nachmittagstheater in Albaro 1844 gesehen hat (Fo III, 135). — Von deutscher Literatur hat er Schillers 'Wallenstein' (1799) in der Übersetzung von Coleridge gelesen (Fo I, 233); von Goethes 'Faust' (1. Teil 1808), den ihm Gounods Oper 1859 in Paris vermittelte, erfahren wir sogar sein Urteil: 'a splendid work' (Le III, 27). Daneben ein einziges Lustspiel, Kotzebues 'Stranger', das D. 1859 auf einer englischen Bühne gesehen hat (Le II, 64). — Dazu kommt einiges aus der Erzählungsliteratur. Voran steht Roscoes bekannte Sammlung von italienischen, deutschen und spanischen Romanen in Übersetzungen (1825, 1826, 1832); diese

besaß D. (Dib 298). Den satirischen Ritterroman 'Don Quixote' (1605) des Spaniers Cervantes hat D. schon in Chatham, wahrscheinlich in Smolletts Übersetzung (1775), gelesen (Fo I, 38; Ben 31). Selbst ein russisches Bändchen treffen wir an, nämlich die 'Nouvelles Russes' (1845) des Nicolas Gogol, die D. in der französischen Übersetzung des Louis Viardot kennen lernte (Le IV, 221). Mit dem berühmten dänischen Märchendichter Andersen ist D. sogar persönlich bekannt (Le II, 185); seine Schriften kennt er schon 1847 und schätzt sie: 'the Dane whose books I honour' (Le I, 193).

Schließlich ist noch eine Gattung zu erwähnen, die zwar auf D.s dichterisches Schaffen im allgemeinen ohne Einfluß geblieben ist, aber als wesentlicher Bestandteil seiner künstlerischen Allgemeinbildung Beachtung verdient. Es ist dies die Oper. Für diese bekundete D. schon in jungen Jahren großes Interesse, erfreute sie sich doch gerade zur Abfassungszeit seiner 'Sketches' in London größerer Beliebtheit als je zuvor. Von den zahlreichen Darbietungen dieser Art auf Londoner Bühnen zu seiner Zeit erwähnt D. Mozarts 'Don Juan' (1787) mit den Worten: 'rising from his chair like the ghost in *Don Juan*' (Sk 489; Ben 31). Auf 'Blaubart' geht die Anspielung: 'sufficient information for the most Fatima-like curiosity' (Sk 142), doch läßt sich nicht erweisen, ob D. das Singspiel 'Blue-Beard or Female Curiosity' (1798) des jüngeren Colman oder die damals gleichfalls sehr beliebte Oper 'Raoul, chevalier Barbe-Bleue' von Grétry im Auge hatte; es ist sogar möglich, daß 'Blaubart' schon um jene Zeit eine Pantomime war (Ben 32). Beethovens 'Geschöpfe des Prometheus' (1801) scheinen angezogen zu sein mit den Worten: 'the ouverture to *The Men of Prometheus*' (Sk 431; Ben 32). Die damals sehr beliebte Oper 'Paul et Virginie' (seit 1789 mit italienischem, 1791 mit französischem und 1800 mit englischem Text) ist genannt in Sk 410 (Ben 32). Den berühmten italienischen Komponisten Rossini kann D. in den dreißiger Jahren in London persönlich gesehen haben. Von seinen Opern nennt er die Ouvertüre zu 'Tancredi' (1813) in Sk 124; aus 'La Gazza ladra' (1817) zieht er die Arie 'Di piacer' an (Sk 296; Ben 32). Die Oper 'Clari or The Maid of Milan' (zuerst aufgeführt 1823) des Amerikaners Howard Payne wählte D. sogar zu einer häuslichen Aufführung im Jahre 1833 (Fitz-Gerald 10/11, Theaterzettel). Aus Aubers 'Muette de Portici' (1828) erwähnt er 'Masaniello', dessen Schwester 'Fanella' und die Arie 'Behold how brightly breaks the morning' (Sk 426; Ben 32). — Dazu kommen einige Opern, die D. auf seinen Reisen nach Italien und Frankreich kennen lernte. So sah er Glucks 'Orphée et Euridice' (1774) in Paris (Fo V, 136), Rossinis 'Mose in Egitto' (1818)

in Rom (Fo V, 83). Auch Verdis 'Trovatore' (1852) vermittelte ihm sein italienischer Aufenthalt (Le II, 30); ferner die Opern 'Scaramuccia' und 'Il Pirato', deren Verfasser ich nicht zu ermitteln vermochte. Abermals auf französischem Boden wohnte er im Winter 1855/56 der Aufführung einer ungenannten Oper von Auber und Scribe bei (Fo V, 134), und in der gleichen Spielzeit sah er Scribes 'Manon Lescaut' (1856); hier erfahren wir sogar sein Urteil: 'delightful music, an excellent story ... charming throughout' (Fo V, 135).

c) Kritische Grundsätze.

D. hat nie systematisch über Kritik gegrübelt, noch kritische Aufsätze verfaßt. Alle seine literarischen Urteile kommen aus dem Gefühl und in gelegentlichem Ton, meist als leicht hingeworfene Bemerkungen. In seinen Werken begegnet man ihnen nur ganz vereinzelt; am meisten sind sie in seinen Briefen anzutreffen. Anerkennung, ja Bewunderung überwiegt den Tadel und kommt oft in einer Reihe von parallelen Ausdrücken hervorgesprudelt; absprechende Urteile erscheinen fast stets in wohlwollender Form und ohne jede Härte, des öfteren verbunden mit einem Worte des Trostes und der Ermutigung, der Belehrung und des Rates an den Kritisierten.

Was D. an kritischen Äußerungen bietet, ist so spärlich — ganz besonders für das 16. und 17. Jahrhundert —, daß sich daraus irgend etwas wie eine Ästhetik nicht aufbauen läßt, aber es genügt, um einen lehrreichen Einblick in seine Hauptprinzipien zu eröffnen.

Großen Wert legt er auf die Gestaltung. Sie muß sein *nervous, picturesque, imaginative, original.* Daher seine Begeisterung selbst für mittelmäßige Leistungen, wenn sie diese Eigenschaft haben wie Ebenezor Jones' Gedichte 'Studies of Sensation and Event' (Le IV, 67; vgl. oben S. 49), für die Posse 'La Joie fait Peur' ('beautifully imagined' Le II, 101) der Mme de Girardin, Westland Marstons Drama 'Hard Struggle' (Le II, 227) und Wilkie Collins' Roman 'Valentine Blyth' ('original' Le II, 68). An Crabbe hingegen, der sich oft mit bloßen Charaktertypen in trockenem Ton begnügte, mißfällt ihm 'a dreary want of fancy in his poems', obgleich er ihn in jungen Jahren als Realisten hochschätzte (Fo IV, 128).

Von entscheidendem Einfluß auf sein Urteil ist ferner die Führung der Handlung. Was er von ihr fordert, ist *cleverness, interest, capital situations.* So erklärt sich, daß er Thomas Hoods 'Tilney Hall' mit warmen Worten lobt ('especial cleverness' Fo IV, 22), Wilkie Collins' Roman 'Hide and Seek' ('the cleverest novel I have ever seen written ...' Le II, 68) und Bulwers Lust-

spiel 'Not so bad as We Seem' begeistert preist ('strong in interest, rich in capital situations' Le IV, 10), während er Milton als langweilig wegschiebt ('good, though prosy' Rdge III, 76) und für den Autor der handlungsarmen 'Pamela' nichts übrig hat ('no favourite of mine' Le I, 186).

Den Stoff beurteilt er im wesentlichen nach Gefühl, Moral, Lebenswahrheit. Wendungen wie *lovely, deeply, effecting, terrible, genuine force* gehen auf das Gefühl, *noble* auf die Moral, *true, admirable personation, analysis of mind, picture of the time* u. a. betonen die realistische Darstellung. Wo sentimentaler Inhalt, edles Wollen und wahrscheinliche Einkleidung zusammentreffen, kann D. in Entzückung geraten, z. B. über Brownings 'Blot on the Scutcheon'; er nennt das Drama 'lovely', voll von 'most earnest feeling', 'deeply effecting', ferner 'full of the best emotion, profound and yet simple and beautiful in its vigour', endlich 'true' (Fo III, 45). Eine gemütvolle Mädchengestalt wie Collins' Anne Rodway kann ihn rühren als 'admirable personation of the girl's identity' (Le II, 169). Der hochsittliche 'Vicar of Wakefield' ist ihm 'the most delightful of all stories' (Fo III, 145). Goethes 'Faust' bezeichnet er wegen seines hochmoralischen und gefühlvollen Inhalts als 'noble and sad story' (Le III, 25). Wiederum die Moral, dazu das große Empfinden gefällt ihm an Emersons 'Essays'; er lobt sie daher als 'true and manly, honest and bold' (Am N 63). Lebenswahre Darstellung kann selbst mittelmäßige Leistungen ihm schmackhaft machen. Daher bewundert er Miß Jollys 'Wife's Story' als 'great merit and unusual promise' (Le IV, 160). Was endlich realistischen Inhalt betrifft, konnte D. den Tod Freitags bei Defoe nicht oft genug lesen (vgl. oben S. 54).

Dazu gesellte sich bei D. ein eigenartiger Sinn für Humor. Dieser allein ergötzt ihn in Addisons 'Spectator', an Leigh Hunts 'Indicator' und 'Companion', an Irvings 'History of New-York by Diedrich Knickerbocker'. Dabei kein Wort über das Wesen dessen, was er Humor nennt; man mag es aus seinen Mustern ahnen; eine Definition hat er gar nicht versucht.

In manchen Briefen ergeht sich D., offenbar um dem Angeredeten eine Freude zu machen, in ganz allgemeinen Ausdrücken, wie *genius, merit, interest and admiration.* Wir dürfen diese nicht zu ernsthaft nehmen. Sie zeigen, daß er da gar keinen Anspruch auf charakteristisches Urteil erhob.

Aus dem Ganzen ergibt sich, daß D. trotz ungünstiger Bildungsverhältnisse es verstand, von seinem Schaffensgebiet alles Wichtige kennenzulernen. Darin verrät sich eben seine Begabung, daß er seine Aufmerksamkeit mit aller Macht auf das richtete,

was er selber konnte. Mit Einflüssen seiner Vorgänger ist daher in weitestem Umfang zu rechnen. In seinem Urteil ließ er sich vom Gefühl leiten. Verstandeskategorien verrät er nahezu keine. Irgendeiner Schule aus Nachdenken und Absicht sich anzuschließen, lag ihm völlig fern. Er war Psychologe von Natur aus und hat das Beispiel psychologischer Erzähler, die ihm vorausgingen, lediglich instinktiv erfaßt. Erzähler, die es anders machten, suchte er in seiner Art zu schätzen und hat sie jedenfalls neidlos gelten lassen. Kunstmäßigen Richtungen gegenüber blieb er kühl. Wer, wie er, auf das Volksmäßige, das Warme, das Massive ging, der war ihm ein Gegenstand aufrichtiger Bewunderung. Daneben gab es für ihn auch eine bloße Höflichkeitsbewunderung, die besonders dann herauskam, wenn er Dankesbriefe an Lebende zu schreiben hatte.

Berlin-Steglitz. Fritz Fiedler.

Der *Diálogo de Mugeres* von 1544 und seine Bedeutung für die Castillejo-Forschung.

I.

Ferdinand Wolf hat vor einigen 70 Jahren in einer Klosterkirche zu Wiener-Neustadt einen Grabstein entdeckt, aus dessen Inschrift hervorgeht, daß dort im Jahre 1550 der *Clarissimus a Consiliis et Secretis intimis Serenissimi Fernandi Romanorum et Germanie Regis Christophorus Castillegius natione Hispanus* zur Erde bestattet wurde.[1] Der schlichte Grabstein läßt nicht vermuten, daß der geheime Sekretär des Königs auch einer der liebenswürdigsten spanischen Poeten, einer der schalkhaftesten Satiriker seines Jahrhunderts war. Um 1490 zu Ciudad Rodrigo geboren, befand sich Christóbal de Castillejo seit 1508 im Gefolge des Infanten Ferdinand, mit dem er 1518 Spanien verließ, um nie wieder dorthin zurückzukehren. Seine Verse sind wahrscheinlich zum größten Teil am österreichischen Hofe entstanden. Einer schönen jungen Wienerin, dem Fräulein Anna von Schaumburg, gehörte auch seine einzige platonische Liebe, von der wir Kunde haben. Im übrigen läßt sich aus seinen Gedichten nicht viel mehr über sein Leben entnehmen, als daß er einmal nach Venedig kam, und daß seine letzten Jahre durch Krankheit und Entbehrungen verdüstert waren.

Die formelle Bedeutung des dichterischen Lebenswerkes Castillejos beruht in seinem mit Überzeugung und zäher Ausdauer geführten Kampfe gegen die Nachahmung der italienischen Versformen, deren unbestrittene Meister seine Landsleute Boscán, Garcilaso und Mendoza waren. Die rein gefühlsmäßige Bewertung seiner Dichtkunst anderseits stützt sich auf den unnachahmlichen Reiz seiner zierlich-munteren Verse, auf die treffende Schärfe seiner Gesellschaftssatire und nicht zuletzt auf die unsägliche Zartheit seines Empfindens überall da, wo er sich in rein lyrischen Gedankengängen bewegt. Von dem ersten dieser drei Vorzüge gibt jedes beliebige seiner Gedichte beredtes Zeugnis, der zweite wird am lebendigsten in dem Werke, dem die gegenwärtige Studie gilt, für den dritten aber möge die nachstehende Probe (ein paar seiner schönsten sensitiven Strophen samt Emanuel Geibels trefflicher Verdeutschung)[2] selber sprechen.

---

[1] Wolf hatte aus verschiedenen Gründen die Zahl für 1556 gelesen. Nunmehr steht endgültig fest, daß 1550 das richtige ist. Vgl. C. L. Nicolay, *Life and Works of Castillejo* (Philadelphia 1910) S. 28/30.

[2] *Spanisches Liederbuch* (1858) p. 38.

Alguna vez,	Dereinst, dereinst
O pensamiento,	Gedanke mein
Serás contento.	Wirst ruhig sein.
Si amor cruel	Läßt Liebesglut
Me hace la guerra,	Dich still nicht werden:
Seis pies de tierra	In kühler Erden
Podrán mas que él.	Da schläfst du gut;
Allí sin él,	Dort ohne Liebe
Y sin tormento	Und ohne Pein
Serás contento.	Wirst ruhig sein.
Lo no alcanzado	Was du im Leben
En esta vida,	Nicht hast gefunden,
Ella perdida	Wenn es entschwunden
Sera hallado.	Wird dir's gegeben.
Que sin cuidado	Dann ohne Wunden
Del mal que siento	Und ohne Pein
Serás contento.	Wirst ruhig sein.

Ludwig Lemcke[1] bemerkt zu dem kleinen Poem, solange es ein Gefühl für echte Poesie gebe, werde dieses unübertreffliche Gedicht Hunderte von petrarkisierenden Sonetten aufwiegen, und ich wüßte wahrlich nicht, wie man besser über diese und manch andere der kleineren und größeren Dichtungen Castillejos urteilen könnte.

II.

Mit vielen anderen spanischen Autoren hat Castillejo das tragische Los gemeinsam, daß er durch die Verblendung gewisser untergeordneter Vollzugsorgane der Inquisition um den größten Teil seines Ruhmes bei der Nachwelt gebracht worden ist. Juan Lopez de Velasco und Blasco de Garay, so hießen die zwei unseligen Geisteskastraten, die von Amts wegen die in Spanien erscheinenden und erreichbaren Werke Castillejos vor deren Veröffentlichung zu reinigen und zu bessern hatten. Soweit wir die Sache bis heute zu übersehen vermögen, sind es besonders zwei Dichtungen Castillejos, deren Verstümmelung sie auf dem Gewissen haben: einmal der *Sermón de amores* und dann der *Diálogo de Mugeres*, jedes in seiner Art eine der glänzendsten frauenfeindlichen Satiren der Weltliteratur. Wären nicht noch zu Lebzeiten des Dichters die beiden Werke, das erstere 1542 ohne Ortsangabe, das letztere 1544 zu Venedig, in ungekürzten Originalausgaben erschienen, so würde uns überhaupt für das, was uns an Castillejo-Versen durch das Walten jener beiden Zensoren zu Verluste ging, jeglicher Maßstab fehlen. Aber auch trotz dieser Originaldrucke ist Castillejo die Jahrhunderte hindurch nur in expurgierten Ausgaben veröffentlicht, gelesen und kritisiert worden, denn die Originale fielen wiederum zum größten Teil der Inquisition zum Opfer.

[1] *Handbuch* II, 290.

Vom *Sermón de amores* sind in der Ausgabe von 1542, die vor kurzem Foulché-Delbosc in einem sorgfältigen Neudruck zugänglich gemacht hat,[1] ganze zwei Exemplare bekannt, die aus den Bibliotheken Heber bzw. Salvá stammen, und deren eines das Britische Museum besitzt. Das Original des *Diálogo de Mugeres* von Venedig 1544 ist nach Duráns Äußerung in Spanien soviel wie unauffindbar[2] und auch im Britischen Museum und in der Pariser Nationalbibliothek nach Ausweis der gedruckten Kataloge nicht vorhanden.[3] Das neueste bibliographische Werk zur spanischen Druckgeschichte,[4] das die von 1500 bis 1700 außerhalb Spaniens gedruckten Bücher spanischer Autoren verzeichnet, vermag für das 16. Jahrhundert etwas über 100 einschlägige Drucke, und zwar allein für Venedig nachzuweisen, kennt jedoch den *Diálogo* von 1544 nicht. Ich schließe daraus, daß der Druck auch auf italienischen Bibliotheken nicht oder nur ganz vereinzelt zu finden ist. Ebensowenig scheint die Wiener Hofbibliothek, diese unerhört reiche Schatzkammer spanischer Drucke, in seinem Besitz zu sein, da der in diesen Dingen peinlich genaue Ferdinand Wolf bei Besprechung der Werke Castillejos[5] den Druck mit keinem Worte erwähnt. Unter den Bibliotheken Deutschlands ist die Münchener Hof- und Staatsbibliothek die einzige,[6] die ein Exemplar dieses kostbaren Castillejodruckes, und zwar aus der Sammlung Johann Jakob Fuggers, ihr eigen nennt.

Diese Seltenheit, die bei Werken, die der Inquisition zur Beute wurden, durchaus nicht ungewöhnlich ist, erklärt es auch hinreichend, warum das Original des *Diálogo de Mugeres* bis heute in seiner Bedeutung für die Wiederherstellung des Lebenswerkes Castillejos so wenig zur Geltung kam. In der Tat wurde eine Ergänzung des expurgierten *Diálogo* erst ein einziges Mal versucht. Salvá fand als erster heraus, daß eine bestimmte Venetianer Ausgabe von 1553 eines Werkes des Juan de Segura[7]

---

[1] *Revue hispanique* Bd. 36 (1916), p. 509 ff.

[2] *Romancero general* Bd. 1 (1877), p. LXIII: *ni por asomos hemos podido ver ninguna.*

[3] Da der Pariser Katalog der *Auteurs* auch *les ouvrages anonymes dont l'auteur peut être indiqué* umfaßt, so müßte der Druck, falls er vorhanden wäre, unter *Castillejo* verzeichnet sein.

[4] H. Vaganay, *Bibliographie hispanique extra-péninsulaire. Revue hispanique* Bd. 42 (1918), pag. 1—304.

[5] F. Wolf, *Castillejos Lobspruch der Stadt Wien.* Separatabdr. aus Jahrg. 1849 der Wiener Sitzungsberichte, pag. 10. Vgl. ferner Wolfs Anmerkung zu Ticknor, Deutsche Ausgabe I, 393/94.

[6] Das Auskunftsbureau der Deutschen Bibliotheken hat ein zweites Exemplar nirgend nachzuweisen vermocht.

[7] *Proceso de cartas de amores que entre dos amantes pasaron; con vna carta del author para vn amigo suyo pidiendole consuelo, y vna quexa y auiso contra Amor. Assimesmo hay en este libro otras excellentissimas*

einen weit vollständigeren Text des *Diálogo de Mugeres* enthielt, als er in allen späteren Ausgaben der Werke Castillejos zu lesen war. Er druckte den fehlenden Teil (525 Verse) unter Nr. 1676 seines Catálogo ab, hatte jedoch zu genaueren Feststellungen keine Gelegenheit, da auch ihm das Original von 1544 unzugänglich blieb. Das Nächstliegende war nach dieser Entdeckung Salvás, daß man annahm, der Text des *Diálogo* in der venezianischen Segura-Ausgabe von 1553 sei nichts anderes als ein Nachdruck eben dieses, anscheinend am gleichen Ort einige Jahre vorher (1544) erschienenen Castillejoschen Originales. Die tatsächlichen Verhältnisse liegen jedoch anders. Auch der Text des *Diálogo* in der Segura-Ausgabe ist bereits zensiert und von allen sittlich und religiös verfänglichen Stellen sorgfältig gereinigt, wie ich auf Grund eines genauen Vergleiches der bei Salvá gedruckten Verse mit dem entsprechenden Abschnitte des Originals von 1544 feststellen konnte. Es bleibt demnach als ursprünglicher und unverfälschter Text des *Diálogo* einzig und allein jener der Erstausgabe von 1544, den uns das Münchener Exemplar in so glücklicher Weise erhalten hat.

Die Bedeutung des ungekürzten Textes gegenüber den expurgierten Drucken läßt sich am besten ermessen an einem Vergleich des ersteren mit jener Ausgabe des *Diálogo*, die bis jetzt als die vollständigste galt, und die zudem den Vorzug hat, daß sie überall leicht zugänglich ist. Ich meine die von Adolfo de Castro in Band 32 der *Bibliotheca de Autores españoles* (Madrid 1854) veranstaltete Sammlung von *Poetas liricos de los siglos XVI y XVII*, die auf Seite 180 bis 205 des ersten Halbbandes den *Diálogo* zum Abdruck bringt. Wenn ich das Original der Kürze wegen mit O und den Text bei Castro mit C bezeichne, so stellt sich das Verhältnis beider (mit Auslassung aller nebensächlichen Textvarianten) folgendermaßen dar.

1. In C finden sich sechs aus O zu ergänzende Lücken:
Lücke I (= C pag. 183, Sp. 2, nach Vers 44; O fol. 9/9^{V}):

De aqui viene
que si algun principe tiene
desmandados apetitos,
suele jugar a dos hitos
sin que nadie le condene,
y assi auria
cien mil otros a porfia,
que si osassen dexarian
sus mugeres, o harian
nueua ley de bigamia ...

Lücke II (= C pag. 187, Sp. 1, nach Vers 40; O fol. 17/17^{V}):

que llegan por sus renglones
a leer:
los secretos del plazer,
en que los nouios se ensayan,
y antes que al talamo vayan,
saben lo que puede ser ...

cartas que allende de su dulce y pulido estillo estan escriptas en reffranes traydos a proposito. Y al cabo se hallara vn Dialogo muy sabroso que habla de las mugeres. Venetia M.D.LIII.

Lücke III (= C pag. 192, Sp. 1, nach Vers 57; O fol. 28^{V}):

y de hecho:
no mirando mas derecho
poner en execución

lo que con la tentacion
acordaron en el lecho ...

Lücke IV (= C pag. 192, Sp. 2, nach Vers 5; O fol. 28^{V} bis 29^{V}):

ni el cuydado
de ver y tentar el vado
por dissimuladas vias:
con que las mensajerias
tengan su cierto recaudo:
y en ausencia,
quando para mas audiencia
estan las puertas cerradas:
van cartas enamoradas
escritas por excelencia:
con sospiros:
requiebros: puntos: y tiros:
sotilezas y primores:
quales en caso de amores
yo no basto a referiros:
bien que enpece:
que alguna vez acaece:
yr sus razones polidas
enpleadas y perdidas
donde no se les merece:
con razon
vencidas de la passion
aruynes hazen fauores:

admitiendo seruidores
de qualquiera profession
que se rapa
a veces de la del papa
otras del paño pardillo:
no desechando capillo:
sino pueden auer capa:
y atras esto
luego se sigue muy presto
la gana de bien vestirse:
de afeitarse y de polirse
acecalando su gesto
con la vña:
por que cumple que se bruña
la que piensa amar no en balde:
y por esso el alua y alde
se platica en cataluña
con colores:
y otras cosas ay peores
que os podria referir:
y las dexo de dezir
por honrra de los autores ...

Lücke V (= C pag. 202, Sp. 2, nach Vers 2; O fol. 52^{V}):

ni formado:
para quedar despojado
de plazer tan sin segundo:

para el qual en este mundo
quanto al cuerpo fue criado ...

Lücke VI (= C pag. 205, Sp. 2, nach Vers 28; O fol. 60):

mejor fuera:
si la ley lo permitiera
la cual en esto fue manca:
que fuera comun y franca
la henbra a quien la quisiera:
o comprara:
porque con esto quedara
el hombre en su possession:

y ella puesta en subiecion:
no nos vendiera tan cara
su maldad:
mas teniendo libertad
de herirnos peligramos:
y esso poco que gozamos:
es con gran difficultad ...

2. In C sind verschiedentlich einzelne Verse durch andere, vollständig neue ersetzt. Man vergleiche folgende Stellen, wobei die ausgemerzten Verse durch Kursivdruck bezeichnet sind:

C pag. 190, Sp. 1, Vers 23.

Alguna que aunque profesa,
Tomaria por partido
Servir mas a su marido
Que obedecer su abadesa.

O fol. 23v/24.

Alguna que aunque profesa,
Tomaria por partido
Estar mas so su marido
que encima de su abadessa.

C pag. 190, Sp. 1, Vers 48.

Y querrian muchas horas
Verse mas en sus posadas,
Por aventura casadas,
Que quiza verse prioras
Del convento
Porque sobre el fundamento
De nuestra natura humana
Les acrecienta la gana ...

O fol. 24.

Y querrian muchas horas
Verse mas en sus posadas,
Con qualquier hombre casadas
Que llegar a ser prioras
Del convento
Porque sobre el fundamento
De su natura liuiana
Las acrecienta la gana ...

C pag. 190, Sp. 2, Vers 57.

Dios os guarde
Del mal que en algunas arde

O fol. 25v.

Dios os guarde
Del fuego que entrellas arde ...

C pag. 190, Sp. 2, Vers 8 von unten.

Despues que una vez airadas
Se desaman o baldonan,
Con dificultad perdonan
Aunque vayan inclinadas,
Sometidas;
Al sacramento rendidas,
Queriendole rescibir,
Algunas podria ser ir,
No del todo arrepentidas,
Perdonando.
. . . . . .
No hay saña de ningun moro
Que haga tal impresion ...

O fol. 25v.

Despues que una vez ayradas
Se desaman o baldonan,
Nunca jamas se perdonan
Aunque vayan inclinadas,
Sometidas;
Al sacramento rendidas,
Queriendole recebir,
Confessadas pueden yr,
Pero nunca arrepentidas,
Perdonando.
. . . . . .
No hay saña de ningun moro
Contra nuestra religion ...

C pag. 192, Sp. 2, Vers 26.

Una vi
En cierta tierra do fui
Vecino dos años buenos
Con un hombre muy de menos
A quien dio parte de si;
Y tan dada,
Que siendo monja encerrada,
Forzosamente alli puesta ...

O fol. 29v.

Una vi
En essa Valladoli
Madre de hijos ajenos,
Con vn hombre muy de menos
A quien dio parte de si;
Y tan dada,
Que siendo monja encerrada,
Noble, hermosa y honesta ...

Wo dem Zensor ganze Strophen zum Opfer gefallen sind, enthielten sie, wie man sieht, Anspielungen auf die Bigamie der Fürsten, auf den außerehelichen Beischlaf, auf die Liebesständeleien mancher zuchtloser Nonnen, auf die Fleischeslust als den Hauptzweck des menschlichen Körpers, und schließlich auf die Vorteile eines Gesetzes, das gestatten würde, die Frauen nach Bedarf und Belieben zu kaufen und zu verkaufen. Wo einzelne Verse ausgemerzt und durch andere, zum Teil mit vollständig verschiedenem Inhalt, ersetzt wurden, waren sie entweder gefährlich für Religion und gute Sitte, oder sie enthielten allzu deutliche Hinweise, wie zum Exempel der Vers, in dem als Schauplatz der erwähnten Vorgänge die gute Stadt Valladolid genannt wird.

Daß der Inquisitionsgriffel den kecken *Diálogo* so gründlich zusammenstrich, darf uns nicht wundernehmen. Verfehlt wäre es indes, nun, nachdem der unzensierte Text wieder aufgetaucht ist, den Autor als Pornografen oder zuchtlosen Sittenverderber zu brandmarken. Ich brauche wohl kaum darauf hinzuweisen, daß die von uns ausgehobenen Verse nur im Zusammenhang des als Gesellschaftssatire zu bewertenden *Diálogo de Mugeres* Sinn und Beziehung haben. Und wenn ich oben dem Gedanken Ausdruck gab, der Dichter sei durch das Walten der Inquisitionsorgane um den größten Teil seines Ruhmes bei der Nachwelt gekommen, so möchte ich das nicht so verstanden wissen, als ob etwa seine dichterische Bedeutung nur auf den wieder ans Licht gezogenen paar freimütigen Versen beruhen würde. Das ist gewiß nicht der Fall. Das eine indes steht fest, daß uns erst der unzensierte *Diálogo* das rechte Bild von dem Werke, wie es der Dichter im Sinne gehabt, und ebenso erst das rechte Bild von der satirischen Kraft und freimütigen Offenheit gibt, mit der er der Moral seines Jahrhunderts gegenüberstand. Mutatis mutandis gilt das gleiche vom *Sermón de amores*.

III.

Neben dem eigentlichen Texte des *Diálogo*-Originales beansprucht unser besonderes Interesse der Druck an sich, weil dessen Hersteller noch der Identifizierung bedarf.

Man könnte Gründe dafür ins Feld führen, daß das Buch überhaupt weder in Venedig noch in irgendeiner anderen italienischen Stadt, sondern ganz einfach in Spanien selbst hergestellt worden sei. Doch fehlt ihnen allen letzten Endes der zwingende Beweis, der die Annahme einer außerspanischen Offizin ausschließen würde. Hingegen läßt sich mit absoluter Gewißheit dartun, daß genau dieselbe Type in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von einem venezianischen Meister verwendet wurde, der sich ausdrücklich rühmte, Drucker griechischer, lateinischer und spanischer Bücher zu sein. Daß er gerade beim *Diálogo de Mugeres* seinen Namen verschwieg, hing, wie wir sehen werden, zweifellos mit dem gefährlichen Inhalte desselben zusammen.

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts tritt bekanntlich im Geistesleben Italiens eine tiefgreifende Wandlung zutage, nach Bongi[1] eine *repente e profonda trasformazione, per cui parve che il secolo, di poco passata la sua metà, pigliasse un aspetto nuovo, come oggi direbbesi di reazione, di cui il principale carattere fu la severità*. Der Protestantismus setzte die Geister in Verwirrung und veranlaßte die geistlichen und weltlichen Fürsten zu scharfen

[1] *Annali di Gabriel Giolitto de Ferrari* (Rom 1890), Bd. 1, pag. XXIX.

¶ Dialogo de Mugeres. Interlocutores. Alethio. Fileno.

A.
Jen ſe conoçe Fileno
que andays alegre: y vſano.

F. No os pareçe Alethio hermão
ques bié gozar delo bueno.
y alaballo?
quanto mas yo q̃ me hallo
preſo de lindos amores:
y tan rico de fauores
que peno quando los callo.

A. Sin razon
les hazeys: ſi tales ſon:
pues la ley de amor perfeto
nos manda tener ſecreto
lo queſta enel coraçon.

F. Bien ſeria:
pero yo no tomaria
plazer grande ny ſenzillo
atroque de no dezillo.
y gozar en compañia:
mi fauor
por que aſſi como el dolor
duele mas ſiendo callado:
el plazer comunicado
dizque ſe haze mayor.

A. En buen hora.

Schutzmaßnahmen gegen die ihnen drohende Gefahr. Die stete Bedrohung Italiens durch die Türkenheere hielt das Land in dauerndem schweren Drucke befangen. Das von 1545 bis 1563

Segunda comedía de la famosa Celestina en laqual se trata de la Resurrection de la dicha Celestina: y de los amores de Felides y Polādria corregida y emendada por Domingo de Saztelu secretario del Illustrissime Señor don Lope de Soria embaxador Cesareo acerca la Illustrissima Señoria de venecia: Año 1536 enel mes de Junio.

tagende Konzil von Trient erließ strenge Vorschriften gegen manche Lockerung religiösen und sittlichen Lebens. Machiavelli, Ariosto, Bembo, Ortensio Lando und Pietro Aretino, die führenden Geister der ersten Cinquecentohälfte, waren gestorben, andere, die noch lebten und schrieben, ließen das Mäntelchen notgedrungen nach dem neuen Winde flattern. Die Zensurvorschriften für die Herstellung von Büchern jeder Art verschärften sich in den einzelnen Städten in unerhörter Weise, und das Jahr 1549 sah bereits den ersten der *Indici dei libri proibiti.*

In Venedig hatte schon 1527 der Rat der Zehn eine Art Schutzdekret des Inhalts erlassen, daß für jedes Buch eine ausdrückliche

Allo Illustrissimo Signor: Don Francesco de Est &c. Domingo de Saztelu.

schriftliche und von den Ratsvorstehern eigenhändig unterzeichnete Ermächtigung einzuholen sei. 1542 wurde, zweifellos unter dem Drucke des neuen Zeitgeistes, das Dekret unter verschärfter Strafandrohung neuerdings bekannt gegeben.[1] In seiner Rigo-

[1] Brown, *The Venetian Printing Press* (London 1891) pag. 78.

rosität trug es freilich auch schon den Keim abermaliger Wirkungslosigkeit. Die Verordnung wurde häufig umgangen, indem man anrüchigen Werken zwar die Lizenz versagte, dafür aber stillschweigend duldete, daß sie mit gewissen Kautelen, d. h. ohne nähere Angaben, sei es von Ort, Zeit oder Drucker, hergestellt wurden.[1] So mochte auch der vorsichtige Meister des *Diálogo*-Druckes es vorziehen, seinen Namen überhaupt zu verschweigen und das angebliche (in Wirklichkeit nicht existierende) Privileg nur anzudeuten.

An venezianischen Drucken spanischer Sprache erschienen in den Dezennien vor und nach 1544 (genauer gesagt zwischen 1530 und 1560) nach Vaganays bereits zitierter Bibliographie die folgenden:

1. Tragicomedia de Calisto y Melibea, 1531, por J. B. Pedrezano.
2. Carcel de amor, 1531, idem.
3. Libro aureo de Marco Aurelio, 1532, idem.
4. Questiõn de amor, 1533, idem.
5. Libro del famoso cavallero Palmerin de Oliva, 1534, por Juan Paduan y Venturin de Rufinelli.
6. Amadis de Gaula, 1533, por Juan Antonio da Sabio.
7. Los tres libros de Primaleõn y Polendos, 1534, por Juan Antonio da Sabio.
8. Tragicomedia de Calisto y Melibea, 1534, por Estefano da Sabio.
9. Libro primero de la conquista del Peru, 1535, por Estefano da Sabio.
10. Segunda Comedia de Celestina, 1536, por Estefano da Sabio.
11. Veneris Tribunal, 1537, por Aurelio Pincio.
12. La Zucca del Doni en Español, 1551, por Fr. Marcolini.
13. Historia de los amores de Clareo y Florisea, 1552, por Gabriel Giolito de' Ferrari.
14. Libro segundo de las obras en coplas castellanas, 1552, idem.
15. Obras de Boscán, 1553, idem.
16. Questiõn de amor, 1553, idem.
17. Libro aureo de Marco Aurelio, 1553, idem.
18. Proceso de cartas de amores, 1553, idem.
19. La Ulyxea de Homero, 1553, idem.
20. Carcel de amor, 1553, idem.
21. Sentencias y dichos de diversos sabios, 1553, idem.
22. Ariosto, Orlando furioso traducido, 1553, idem.
23. Tragicomedia de Calisto y Melibea, 1553, idem.
24. Silva de varia leccião, 1553, idem.
25. Tragicomedia de Calisto y Melibea, 1556, idem.
26. Testamento nuevo, 1556, por Juan Philelpho.

Nun handelte es sich darum, nachzuweisen, daß in einem oder mehreren dieser 26 Drucke die gleichen Typen verwendet wurden wie im *Diálogo de Mugeres*. Das Ergebnis war folgendes: nur ein einziger von den genannten Druckern bedient sich der charakteristischen, in den Initialen zu starker Rundung neigenden und besondere Zierlichkeit anstrebenden Type des *Diálogo*,

[1] Fumagalli, *Lexicon typograficum Italiae* (Florenz 1905) pag. 494.

nämlich Estefano da Sabio, der Drucker der *Segunda Comedia de Celestina* von 1536, in deren Kolofon er sich eigens als *impresor de libros griegos, latinos, y españoles muy corregidos* bezeichnet.[1] Zum Belege habe ich nicht nur eine Seite des *Diálogo*-Originals, sondern auch den Text des Titelblattes dieser *Celestina*-Ausgabe und die Überschrift ihrer Widmungsepistel in getreuer Nachbildung hier beigegeben. Die Typen der beiden letzteren finden ihre genauen Gegenstücke im Text des *Diálogo*-Druckes. Zur Prüfung eignen sich von den Initialen besonders die Lettern F, J, S, weil sie auf allen drei Blättern vorkommen. Die charakteristischen Formen für D, E, G in der Dedikation *Allo Illustrissimo Signor Don Francesco de Est* wiederholen sich in gleicher Weise im *Diálogo*-Druck; leider stieß eine Reproduktion noch weiterer Probeseiten aus demselben auf allzu große Schwierigkeiten. Auf die völlige Identität der sogenannten kleinen Buchstaben brauche ich nicht weiter hinzuweisen. Die Riesenlettern der *Diálogo*-Überschrift kommen natürlich bei diesem Vergleiche überhaupt nicht in Betracht. Das Ergebnis ist, daß der zu identifizierende Druck entweder direkt von Estefano da Sabio oder zum mindesten aus einer Offizin stammt, die seine Typen übernommen hatte.[2] Beide Drucke bilden übrigens gegenüber der Tatsache, daß der sogenannte *carattere corsivo* in Italien schon bald nach 1500 durch Aldo Manutio eingeführt und von den besten Druckern der Folgezeit mit Vorliebe gepflegt wurde,[3] hervorragend schöne und seltene Beispiele einer späten gotischen Type in diesem Lande.

Der Umstand, daß Castillejo selbst auch einmal nach Venedig

---

[1] Die Nummern 1 mit 4, d. h. sämtliche Pedrezano-Drucke scheiden von vornherein aus, da sie insgesamt aus der Presse der beiden Sabio hervorgegangen sind und Pedrezano nur der Verleger war. Den genauen Nachweis hierfür will ich an anderer Stelle geben. Nr. 5 und 11 haben eine gotische, aber von der des *Diálogo* gänzlich verschiedene Type, wie ich auf Grund der Originale feststellen konnte. Nr. 12 mit 26 dagegen sind überhaupt in Antiqua oder Rundtype gedruckt, wie ich teils aus den Originalen (so bei Nr. 12, 23, 25, 26), teils aus den bibliographischen Beschreibungen derselben (Salvá Nr. 477, 637, 1210, 1673, 1676, Brunet IV, 1200, *Revue hisp.* 33, pag. 334, Nr. 61) entnommen habe. Von den fünf Drucken der Brüder Sabio sind Nr. 6, 7, 9 ebenfalls in Antiqua hergestellt, wie ich bei Nr. 6 und 9 aus den Originalen, bei Nr. 7 aus Salvá (II, 90, Sp. 2) konstatieren konnte, während die beiden gotischen Celestina-Drucke des Estefano da Sabio von 1534 und 1536 zwar in den Typen des Textes, nicht aber der Titelblätter genau übereinstimmen, wie ich ebenfalls aus den Originalen zu entnehmen vermochte.

[2] Die letztere der beiden Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, liegt zunächst kein Grund vor, da sich nach Brown, pag. 101, die Tätigkeit der Brüder Giovanantonio und Stefano da Sabio (Brown schreibt Sabbio) auf die Zeit von 1516 bis 1560, nach Fumagalli, pag. 490, sogar auf die Zeit von 1516 bis 1588 erstreckte.

[3] Bongi, Bd. 1, pag. XXVI.

kam, legt den Gedanken nahe, er könnte bei dieser Gelegenheit den *Diálogo de Mugeres* dort in Druck gegeben haben. Spanier, die sich der Vermittlung solcher Werke an italienische Verleger annahmen, gab es gerade damals in Venedig mancherlei. So besorgte Alfonso de Ulloa die meisten der bei Giolito de' Ferrari erschienenen spanischen Drucke, während die Brüder da Sabio in Francisco Delicado einen spanischen Mitarbeiter besaßen, der die Korrekturen las und den Drucken einführende Bemerkungen über die Aussprache des Spanischen beigab. Indes läßt sich hierüber bei dem jetzigen Stand der Castillejo-Forschung nichts Bestimmtes nachweisen. Es besteht vielmehr noch immer die Möglichkeit, daß der *Diálogo de Mugeres* ein richtiger Raubdruck war, der dem Verfasser vielleicht gar nicht zu Händen kam. Denn die venezianischen Buchdrucker machten damals so wenig Federlesens wie die spanischen.[1] Zur selben Zeit führte Antonio de Guevara einen erfolglosen Kampf gegen die Räuber seines *Marco Aurelio* und vermochte während seines ganzen Lebens einer Unzahl von Raubdrucken nur eine einzige authentische Ausgabe gegenüberzustellen.[2] Warum sollte nicht Castillejo von den paar zu seinen Lebzeiten gedruckten Werken seiner Feder überhaupt nichts zu Gesicht bekommen haben? Zumal die Inquisition mit den ihr erreichbaren Exemplaren gerade des *Diálogo* von 1544 gründlich aufgeräumt haben dürfte.[3]

München. Ludwig Pfandl.

[1] Brown, pag. 79: *Venetian printer-publishers were in the habit of ignoring literary proprietorship altogether, and were accustomed to print any work they pleased, even in direct opposition to the wishes of the authors.*

[2] Vgl. *Zentralblatt für Bibliothekswesen* Bd. 32, pag. 340.

[3] Die vorliegende Studie bildet, wie ich der Vollständigkeit wegen noch anfügen möchte, den Vorläufer einer vollständigen Neuausgabe des *Diálogo*-Textes.

Bemerkungen zu 'Adolf Toblers Altfranzös. Wörterbuch', Lieferung 1 und 2.

(Fortsetzung.)

acoillie, s. f., auch: *Si jostent par envie Al Danois ... tous a une aquelhie* (auf einmal), GLiége 19277.

acoillir, vb. trans., mit pers. Obj.: ~ *auc. en* oder *a auc. r.* (Abstr.): *E s'il li plest e il le voeille Qu'en ses bienfaiz tux jurs m'acoeille* (zulassen zu), *Dirai ...*, MFce Purg. 14; *ce cheualier a este tes compaignons longuement, encor te loeroie ie ... que tu ... l'acuillissies en ta compaignie ainsi comme fu feis aucune foiz*, Abent. Gaw. 108; *Tuit si ami l'acoillent a haor*, Eust.-Leb. 100b.

'jmdn. erringen, gewinnen': *Meus aim ensi languir Entre vivre et morir Ke une autre acoillir Ki m'aint sans repentir*, Tr. Belg. II, 38, 38.

'jmdn. angreifen, sich hermachen über jmdn., herfallen über j.': (in *De quoi dont amour en aquel?* BCond. 124, 143 'anklagen') auch: *s'adrescerent aux trois medecins et les acquellirent durement en griffant leurs faces flestries*, Pr.-Clig. 332, 14; *en retournant son chemin trouua les deux aultres de ses ennemis, si les acquelli et occist le second larron*, Pr.-Erec 270, 38; *Et cedit jour au soir ... l'evesque d'Evreux ... fut guetté et accueilly par aucuns ses ennemis en la rue de la Barre du Bec*, Jean de Troyes, a. 1465, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 260b; — *a. auc. a guerre* 'mit Krieg überziehen': *Car li pluiseur si fort s'orgoellent Que lor voisins a guerre aquellent, Ensi les voellent sourmonter*, BCond. I, 60, 78; — mit Worten angreifen: *La dame ouvri ircement Et laidement le recueilli Et par parolles l'acoilli*, JCond. II, 200, 90.

'jmdn. ergreifen, befallen; packen': *Las! mesellerie m'acueille* (J. Pr.) *Trop griement, mais m'a accueilli*, Mir. ND. 27, 1615; — *Ainssi qu'elles cuidoient estre En la taverne toutes trois, Les acqueult uns vens si destrois Et si frois qu'il les fait pasmer*, Watr. 389, 252.

'jmdn. verfolgen' (Wild auf der Jagd), auch: *Exemple aprendés chi endroit Au sengler qui est acueilliés Des ciens et si est recueilliés As fors bastons por lui tuer*, JCond. I, 114, 39; *A la chasse un cerf accoeilli*, Froiss. Poés. II, 97, 3270; *Et a la fontaine Saint Innocent y avoit aussi personnages de chasseurs, qui accueillirent une bische illec estant*, Jean de Troyes, a. 1461, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 242b.

'treiben' (Tiere): *Puis* (Erec) *se mest au retour et o soy acqueille toux les aultres cheuauls* (die des besiegten Räubers), Pr.-Erec 272, 5.

'jmdn. treiben, jagen' (vom Winde ausgesagt), auch: *et lequel feu le vent accueillit tellement, qu'il s'en vola et dispersa au long d'icelle charpenterie*, Jean de Troyes, a. 1472, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 296b.

mit sächl. Obj.: 'unternehmen', ~ *la fuie* auch: *la fuite est acolhue*, GLiége II, 11050.

'erwerben, gewinnen': *trop li fait grace aquellir* (der Tau die Rose), BCond. 145, 349.

übertr. 'fassen, in sich aufkommen lassen', auch: *Et de ce trop s'enorgueilli Et trop grant beubant acueilli*, JCond. I, 357, 52; *Il ne s'en doit pas orgueillir Ne trop grant beubant acueillir*, ib. II, 88, 1270; *Par son plesir Li proi de merci acueillir, Aumosne li ert et honors*, Tr. Belg. II, 140, 34; *Vous auez tort que tel duel en acuilliés sur vous*, Abent. Gaw. 71.

'zusammenlesen, sammeln': *Adonc ... sainz Iohanz acoillit totes les pieces des deus pierres precioses et les mist en sa main* (*colligens fragmenta gemmarum*), Afr. Pr.-Leg. D 8, 1.

auc. r. a auc. r. 'zusammentun mit, vereinigen mit': *Car du vostre a tort, sanz raison, A pris, non pas une maison, Mais troys, que jadis vos toli, Et les adjoint et adcuilli A la seue ou il demouroit, Qui trop petite li sembloit,* Mir. ND. 14, 584.

intr., *de* c. substantiviertem Inf., 'sich zu etwas in Bewegung setzen, anfangen zu': *Il n'i voleit plus demurer, Mut tost acoillent de l'errer* Ipom. 9022.

rfl., *a* c. sbstviert. Inf., id.: *Adont de toutes pars s'acoillent Les pucelles au caroller,* Froiss. Poës. II, 71, 2437.

acointable, adj., 'leutselig', *a auc.: (Il est) Secrés, discrés, loyaus et sages, Acointables a toutes gens,* Froiss. Poës. II, 9, 289; *Il est ... Obëissans, courtois et gens, Acointables a toutes gens,* ib. II, 116, 3939.

acointance, s. f., 'Bekanntschaft', *avoir ~ a auc.: Il doit bien avoir avantage D'avoir acointance et assens A chiaus ki sont garni de sens,* JCond. II, 46, 1511.

'(leibl.) Umgang': *L'amant: Granz merciz, dame* (die ihn zum *ensemble parler* in ihr Zimmer führt). *Vraiement De ma vie estoie en balance, Se n'ëusse vostre acointance,* Mir. ND. 18, 230.

'Vertraulichkeit, vertraulicher Umgang, Freundschaft': *Docement s'entracolent et baisent a estroit. Molt plaist a la röine, quant l'acointance voit,* ChSax. 2741; *Et le deable et s'acointance Guerpis sanz nule demorance,* Ruteb. (ed. Jub.)^2 III, 277, 864; (Liebe, die beim Gelage entsteht, ist heiß, kühlt sich aber schnell ab) *Si prent on tost tele acointance qui puet avoir peu de durance,* J. d'Am. Art d'Am. 210; *Tant se sont luec entrebaisié, Entracolé, entrejöi Qu'ains mais nus tel joie n'öi. Tant fu bele cele acointance, Que bien doit estre en remembrance,* Manek. 7339; *Douce raixons, parole estable, Simples regars et amiable, Nobilités sans felonnie, Acointance sans vilonnie,* BCond. 279, 336; *Or gardez donc s'on doit prisier avoir Contre fin cuer de loial acointance,* Tr. Belg. II, 80, 38 (od. zum folgd.).

'Art zu begegnen, Entgegenkommen, Art', auch: *Ha! dame de douce acointance, Quar vous prenge pitié de moi,* Salu d'Am. (Zeitschr. 24, 363) 171; *Dieus, tant me plot sa tresdouce acointance, Dont cortois sens li dona le voloir,* Tr. Belg. II, 80, 14; *vostre biel oel, Vostre regars, vostre acointance Et la vostre bielle samblance ... M'ont mis en ceste volenté* (Euch zu lieben), J d'Am. Artd'Am. 498; *N'estoit pas d'acointance estraingne* (kalt), *Mais de si douce ... Que tout li bon amer la doient,* Watr. 39, 1224; *Et se le trouve* (er sie) *aussi ... De bel accoeil et de belle acointance, ... Il doit penser ... Qu'amours y a grant part,* Froiss. Poës. I, 66, 460; *ses pucelles toutes, Qui ne sont dures ne estoutes, Mes d'une acointance tresdouce,* ib. II, 102, 3456.

acointe, adj. *a auc.: Argent scet maint divers langage, Il est a toutes gens acointes, Il aime les beaus et les cointes,* Froiss. Poës. II, 221, 25; — *d'auc. r.: Petit prix celui qui est cointes De cors, quant ses cuers est acointes De vilounie et de lais vices* (hängt an), JCond. II, 140, 18; *Ne cil ne sevent qu'onneurs monte Qui biauté prisent, tant soit cointe, S'elle n'est de bonté acointe* (innig verbunden mit), Watr. 32, 1008.

sbst., 'Liebhaber, Buhle': *Et nepourquant mout erent cointes Et jolïes, et biaus acointes Orent racointiez de nouvel,* Watr. 374, 32; *L'en dit par toute ceste ville Qu'aussi comme avec vostre fille Vostre gendre avec vous s'esbat Et gist ..., Ainsi le dit on en commun, Et que pour nient n'est pas si cointe, Car il est de la mere acointe Et de la fille,* Mir. ND. 26, 116 (od. adj. 'verbuhlt').

acointe, s. f. 'vertrauliches Beisammensein' auch: ... *puis Que premiers son cors* (sie) *acointai, Que tant amé sanz acointe ai Qu'a porter m'est trop griex li fais,* Watr. 357, 58 (Scheler: *aimer sans être payé de retour*).

acointement, s. m., 'Bekanntschaft' auch: *Ne font pas lonc acointement, Petit dura lor parlement* (sich eingehend miteinander bekannt machen, Fergus und die gegnerische Alte), Ferg. 112, 17; — *amoureus a.* 'Liebesumgang, Liebschaft': *Amis, qui tant amës liece, Tous deduis et esbatemens Et amoureus*

acointemens, Danses, carolles et depors, Froiss. Poés. II, 43, 1463; — 'freundschaftliche Gesinnung, Freundschaft': *Aufars de Danemarche qui t'aimme durement Par amors li tremist* (ihr den Sperber) *et par acointement,* ChSax. 2775; *Par bourdeors traitours mentis Le truevent si enveniné, D'acointemens faus emprimé, Qu'a mort est livrez et ravis,* Watr. 69, 139.

persönlich gedacht: *Laiens* (im *ostel* der *Courtoisie* u. der *Largece*) *iert Donners et Desserte* (Vergeltung), *Acointemens et Bel Servir* (freundliches Entgegenkommen), Watr. 189, 75.

acointier, vb. trans., mit pers. Obj.: 'jmdn. bekannt machen mit jmdm.' auch: *J'ai bel ami, ce poise tel i a; Li roxignols du bois le m'acointa,* Salu d'Am. (Zeitschr. 24, 365) 64.

mit sächl. Obj., 'mit etw. Bekanntschaft machen, etwas kennenlernen': *Mainte contree a trespassé Et maint dur ostel acointié,* Julian 1393; *Or vous ai bien cesti prouvee* (dies), *Coment li sos de sa sotie A par ẽur grasse* (Heil) *acointie* (erlangen), BCond. 18, 34.

'gelehrig machen': *Por çou que trop ai jut en mue, M'est pris talens que me remue Pour les preudomes acointier* (in Verkehr treten mit), *Et voel tout mon sens acointier A biaus mos trouver et reprendre; On doit sayer pour mius aprendre,* BCond. 17, 4 (Scheler: *rendre habile, gracieux*).

intr. 'feindlich sich nähern, angreifen, kämpfen', G. de Liége 30734; 30752; II, 5497 laut Schelers Glossar.

rfl., auch *d'auc. r.: Ne t'acointes mie d'orgueil Ne d'ire,* Watr. 12, 353.

***acoise,* s. f., 'Ruhe': *Long temps ot convoitiet de troveir teil aquouse,* GLiége 20741.

acoisier, vb. trans., zu Regr. ND. 120, 7 stellt sich *Chil maintenoient cortoisie Ki or est morte et acoisie, Car nus al siecle n'en a cure,* BCond. 4, 100 Var.

'ruhig machen, matt setzen, besiegen': *Cierte, vasals, dist ilh, vos asteis acoisiet,* GLiége 7298.

'jmdn. einer Sache entkleiden, berauben': *acquoisiet Sera de toute honour, infammes pronunchiet,* GLiége II, 6231.

rfl., *de* c. J. 'aufhören zu' auch: *Sa fin aproce, li cors est agrevés, Droit entour none s'acoise de parler,* Alexius 248, 931; *de preichier ne s'aquouse,* GLiége 8371.

intr. auch: *Atant au bien boire entendi, Mes parlers lors fu acoisiez,* Watr. 378, 153; *adquiesco, acoisier,* Cath. Lille 12.

acoler, vb. trs., 'etwas in Angriff nehmen, unternehmen': *Tost acomplist son fait quant de bon cuer l'acolle,* GLiége 12706.

**acoler,* vb. intr., 'gleiten': *Si com seur lui vient acolant,* Watr. 395, 112 (nach Scheler S. 512).

***acolet,* s. m., 'Aglei': *Li kyalme ly trenchat com(me) fuelhe d'acolet,* GLiége 4330.

acompaignier, vb. trans., 'jmdn. zu sich gesellen, *aruec soi* oder *od soi*' auch: *Fille, avoec vous je l'acompagne* (die Carité), Froiss. Poés. II, 189, 940; *Et sel reconrient mult gaitier De tel o soi acompaignier Vers cui li rois ait maltalent,* Chastoiem. XXIII, 132. — 'beigesellen, gesellen zu, vereinigen mit, *auc. (r.) a auc. (r.)*' auch: *Scafes, c'est a dire raisselès ..., sont acompaignies as grans liburgnes* (sociare), J. Meun, ArtChev. 164; *Scaufes ... sont acompaignies Es granz liburnes et enliies,* Prior. Veg. 10423; *car elles* (sc. *les saintes ames*) *sont assemblees et acompagniees a la glorieuse vierge Marie, a toux les anges et les sains,* Mir. ND. 28, S. 318; *Et ceste doulce compagnie Qui a vous est acompagnie,* ib. 4, 199 (od. rfl.); *Quant (Adam) regarda la compaignie* (in Evas Person), *Qu'[a] lui ot Diex acompagnie, Ces mos en dist,* JCond. II, 205, 82; *ha, traison! chose escommeniee et maudite, engendree de droicte envie et conceue de desloyauté et acompaignee a larrecin et a agait,* Abent. Gaw. 103. — 'zusammengesellen mit, *auc. d'auc.*': *Je sui bien tenus*

de servir Dame si bien acompagnie D'une si doulce compagnie, Froiss. Poés. II, 89, 2981.

mit Plur. als Obj., 'zueinandergesellen, zusammenbringen': *Pour chou s'en vuelt bien entremetre D'acompaignier les compaignons Ki descompaignent en raisons,* Barl. 7925.

~ *auc. a auc. r.,* jmdn. teilnehmen lassen an' auch: *Biauz sire Deus, je te rends gracies, quant tu moi qui sui vilz et pechare as volu acompaignier a ta graci* (quia dignatus es me humilem et peccatorem tuae gratiae sociari), Afr. Pr.-Leg. L 4, 10.

'jmdn. begleiten': *et dedenz est escondus li tormenz de les ventresches et li morz qui acompaigne los tormenz,* Afr. Pr.-Leg. M 17, 9; *la reyne acompagnie de pluseurs dames et damoiselles ... monta sur vng blanc pallefroy,* Pr.-Erec 254, 3; *puis acompaigné de son naim et de la damoiselle il tira tant en voie qu'il arriva aupres de Karadigan,* ib. 260, 20; ib. 261, 23; 262, 14; *Puis entra en mer acompagnie de la reyne Soredamors et Alixandre seulement,* Pr.-Clig. 287, 4; ib. 291, 37.

acompagnié, part., 'vereinigt, beisammen': *Diex de sa grace esvertüer Vueille toute la compagnie Que je cy voy acompagnie,* Mir. ND. 27, 1845; *Treschier sire, bien veigniez vous, Et ma dame et la compagnie Que je ci voy acompagnie,* ib. 34, 2598; *Le benoit Dieu par son plaisir Soit avec ceste compagnie Que je voy ci acompagnie En ceste place,* ib. 38, 768.

intr., musik.: *assono, accompaignier,* Cath. Lille 22. — (zu den Wehklagenden gewendet) ... *affin que nous ... sentons du mal que vous portez et que nous acompaignons de nos soupirz, se faire le devons* (mit unseren Seufzern einstimmen), Pr.-Clig. 330, 10.

rfl., wie *a auc.* (übersetzt *se alicui sociare,* Afr. Pr.-Leg. M 59, 1) und *od auc.* auch *ensemble od auc., avuec auc.: Li taissuns s'est acumpaigniez ensemble od els,* MFceFab. 76, 4; *Ensemble od lui s'acomgaigna,* ib. 100, 4; *et li autre oissel de la contree s'acompagnent avoec aus dusqu'a la mer,* Rut. (ed. Jub.)^2 III, S. 359; *Se hom s'acompaigne auec toi, Feelment l'aime,* Chast. XVI, 114; *Drois dist, qui a honeur s'aloie, Qu'il s'acompagne avec la joie Que Dieus a ses bons amis doune,* BCond. 257, 359; *Pour ce souvent s'acompagne on Avec les bons qu'on en vault mieulx,* Froiss. Poés. II, 85, 2864.

acomparagier, vb. trans., part.: 'gleichgestellt, gleichartig': *mais leur tyrannie* (die der römischen Christenfeinde) *n'estoit point accomparagee auxdits bandés* (bei Paris), *comme Dieu sçait,* Journ. d'un Bourg. de Paris, a. 1418, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 633^a.

rfl. 'sich jmdm. gleichstellen, *a auc.': Dont avenu n'est que cheoite Sui en tel inconvenient Que moy, fiens, ordure et nient, Oultrageuse, fole enragee, De valeur acomparagee Me sui a l'umble vierge mere,* Mir. ND. 16, 602.

acomplir, vb. trans., 'erfüllen' ('vollständig ausführen, verwirklichen'): *le plaisir d'auc.;* Chev. a l'Esp. 1090; *les bons d'auc.,* ib. 1094; *les comandemenz d'auc.,* Afr. Pr.-Leg. M 31, 11; *cil ne puent ingaument les commandemens acomplir qui ne s'acorderent onques avant* (non possunt aequaliter jussa complere qui ante pariter non fuerunt), JMeun, ArtChev. 42; *Cil ne puent pas acomplir Les comandemanz n'aemplir Qui onques mais ne se vïirent,* Prior. Veg. 2219; *Vray Dieu, vostre conmandement Acomplirons,* Mir. ND. 35, 1376; *quant tu ares acompli co que tu as promeis* (cum ... compleveris), Afr. Pr.-Leg. M 51, 15; *Nostre sire acomplit co que el promet,* ib. J 6, 7; *Dune furent les prophecies Averrees e acumplies, Ke lunges avant furent dites,* De Salv. Hom. in Oxf. Ps. S. 368; *tot quant que covint a humana febleca fu acompli en sa passion* (in ejus leguntur passione completa) Afr. Pr.-Leg. M 39, 13; *Et vostre penitance aveiz si acomplie Ke deus vos'at s'amour et sa graze otroïe,* Po. Mor. 414^b.

'erfüllen' ('vollenden'): *Ains que li mois soit acomplis,* Veng. Rag. 4771; *Quant la predicacions de nostron scignor Jesu Crist fu acomplie, ...,* Afr.

Pr.-Leg. K 4, 4; *Quant li. XXX. jor de la dilacion furent acompli, Cromacios ... comandet ...* (diebus ... acceptae dilationis expletis), ib. M 37, 1; *toute bataille commune est acomplie et fenie en l'espace de .ii. heures ou de .iii.* (gegen conflictus publicus duarum aut trium horarum certamine definitur, 'wird entschieden'), JMeun, ArtChev. 96; *Bataille comune est acomplie En doues hores et fenie,* Prior. Veg. 5517; *en acomplissant L'uevre qu'ai de vos receüe,* ib. 8598; *Pres ay d'acompli mon voiage, Car illecques voy l'ermittage Ou le pape m'a envoié,* Mir. ND. 33, 1167.

acomplissement, s. m. 'Vollendung' (als Tätigkeit): *A l'acomplissement donques de l'oevre qu je ai receüe par le commandement de vostre majesté je dirai ...* (ad complementum operis 'um das Werk zu vollenden'), JMeun, ArtChev. 135; — (als Zustand): *Qui a en soy commencement de purté, parvenir puet a acomplissement de bonté* (Reinheitsanfang, Reinheit als Anfang, Grundlage — Güteende, Güte als Ende, Krone), Mir. ND. XIV, S. 230.

'Erfüllung, Befriedigung': *joie pardurable et acomplissement de lor cuers,* Jos. Arim. 368.

acomuner, vb. trans., auch: *Puis at tant procureit li conte suffisant Que l'evesque et le duc fait il accumelant Ensemble, et puis fist tant qu'ils se sunt accordans,* G. de Liége II, 12029 (nach Scheler, Gloss.).

Serm. poit. 84 fällt unter das nächste Wort.

acomunier, vb. trans. Das fünfsilbige *acomuniier, acomeniier* und das viersilbige *acomungier, acomengier* erscheinen hier durcheinandergemischt. Weitere Belege für beide: *Et l'evesques sans nul delai, Quant ot la messe defenie, Theophillus acomennie,* Ruteb. (ed. Jub.)^2 III, 301, 1686; *Auis lui fu ke le ymage bele De la glorieuse mere e pucele S'entremetteit a cele feste D'acuminer la gent, cum fist le prestre,* Adgar 23, 114; *Puis l'aeumunia par ducur Del beneit cors nostre Seignur,* ib. 36, 304.

intr. *cil ki n'acomengent mie, iroient fors de la glise* (non communicantes), Dial. Greg. 90, 19.

rfl. auch: *E qui ... fust cunfes de ses pechiez E apres acomuniez, Pureit ici dedenz entrer,* Purg. Patr. 314; *Se alcuns ne soi acomenget, il doinst liu* (Si quis non communicat, det locum), Dial. Greg. 90, 7.

aconoistre, vb. trans., 'erkennen': *et fu si povres et si mal atornés que nus ne l'aconëust, s'il le vëist en tel habit,* Pr.-Jul. III, 3.

aconsivre, vb. trans. (*aconsivir,* JMeun, ArtChev. 17), 'erlangen, erringen': ... *Beor, qui per la priere Effigeni avoit aconsegu la grace nostron Seignor* (consequi), Afr. Pr.-Leg. J 37, 3; *et i ont lor fiance* (auf die *art des batailles*) *plus qu'en toutes autres ars et est plus profitable et plus necessaire as batilleurs, par coi il retiennent la vie et aconsivent victoire* (consequi), JMeun, ArtChev. 100.

aconter, vb. trans., 'aufzählen': *Mes je ne voil plus demorer As mes un a un aconter,* Chev. a l'Esp. 356.

'anrechnen, jmdm. etw.': *Benëurez li huem alquel ne acunterat li Sire pecchet* (cui non imputabit Dominus peccatum), Orf. Ps. 31, 2; mit *iniquitet* statt *p.* Cambr. Ps. ib.

'Wert beilegen, sich kümmern um, beachten,' *d'auc. r.* auch: *Ne de vostre esconmeniement N'aconte je mie granment,* Mir. ND. 17, 78; *Regardez con gist du chien pres; De soy meismes n'aconte nient,* ib. 33, 2189; *en auc. r.* auch: *En ce n'aconte un pois baien,* Mir. ND. 38, 834; *En toux ces tourmens rien n'aconte,* ib. 38, 1783 (Toblers Beispiel = ib. 39, 1114).

***acontre,* präp., 'gegen': *conseil me ert doné, Si jeo prenge bataile acontre Boun li alosé,* BHaunst. 3563.

acontrer, vb. trans., 'begegnen' auch GLiége 21108.

sbstviert: *a l'acontreir des lanches,* GLiége 21753.

**aconvoier,* vb. trans., 'geleiten, begleiten': *le roy a grant rote De gent pour la aconvoier Y va et pour la festoier* (l. beidemal *li* für *la*), Mir. ND.

31, 1460; *Chier sire, bien venu soiez Et vous touz qui l'aconvoiez*, ib. 37, 3271.

**acoper*, vb. intr., 'hauen', vgl. God. *acoper* 1. u. dazu Bd. VIII, S. 348, *Qu'il metent totes lor ententes A els ocire et decoper, Que on les öist acoper Con s'il copaissent roillëis* (nach Friedwagner; Hippeau: *a coper*), Veng. Rag. 3210.

acorcir, vb. trans., s. auch A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 486.

**acordablement*, adv., 'übereinstimmend, einmütig': *K'il facent la feste ensement Par tuit le siecle acordablement*, Adgar 40, 88.

acordance, s. f., 'Übereinstimmung, gutes Einvernehmen' auch: *ja soit ce que cil a cheval se suelent naturelment descorder de ciaus a pié, toutevoies est entr'iaus par ceste menniere acordance gardee* (servabatur una concordia), JMeun, ArtChev. 63; *Et tote voies acordance I est remise*, Prior. Veg. 3461; *janx d'escordance*, ib. 4538; *s'il sont de bone acordance* (gut zusammenstimmen), ib. 5702; *janx qui ... sont de bones acordances*, ib. 2213; *... Cument [il] ad fet l'acordance Entre les reis*, Ipom. 7619.

'Zusammenklang, Harmonie': *Puis chantoient chançons de Pleur, Sans musicque ne accordance*, Charl. d'Orl. (ed. d'Héric.) II, 269.

'Übereinkunft, Vereinbarung': *Trestout cheste acordanche tienent*, JCond. I, 42, 1391.

'Vereinigung, Versöhnung, Ausgleich' (von Gegensätzen): *L'acordance* (zwischen dem *mestier d'armes* und dem *mestier d'amours*) *bien y voroie* (sagt Mars zu Venus), JCond. I, 101, 111; *Pour çou acordance pleniere En faisons* (herstellen) *chi en tel maniere, Que hons d'armes soit amoureus*, ib. 102, 145; *Ja hons d'armes joie n'ëust ..., Se ne fust par ceste acordance*, ib. 104, 217.

acorde, s. f., 'Aussöhnung, Versöhnung, Frieden', auch: *Se ce n'estoit fors pour le roy Qui de ceste acorde me prie, Ne l'escondiroie ge mie*, Jeh. Blonde 5823; *Car de R. est li acorde prise Par.i. saint abé qui la pais i a mise*, RCambr. 5559; (die Mutter Gottes zu Theophilus) *Ma douçor m'as tant recordee Qu'a toi sui toute racordee Et si ferai toute t'acorde Au doux roi de misericorde*, Ruteb. (ed. Jub.)[2] III, 288, 1235; *N'en* (mit ihm) *feroit acorde ne plet* (Var. zu *concorde*), Meraug. 2279; *Ne cil ne veut pes ne acorde* (Var. zu *concorde*), ib. 2282; *ja n'en ferai Pes ne acorde, se je n'ai Ma querele et vostre honor quite*, ibid. 2302 (Var. zu *concorde*); *Et pour faire a Dieu d'omme accorde* (herstellen), Mir. ND. 29, 461; *... Comment a saint Perre aie acorde*, ib. 8, 450; *avoir acorde A Dieu le pere*, ib. 8, 707; *Si qu'a lui* (mit Gott) *puisse avoir accorde*, ib. 14, 68; 36, 1067; *qui tant doulcement Requiert a moy avoir accorde* (Gott spricht), ib. 26, 1050; *A Dieu ... M'empetrez paix et telle accorde ... Que de mes pechiez soie quittes*, ib. 35, 142; *Ce qu'elle viault chascun garder Et attraire a la Dieu accorde*, ib. 11, 462; *Dieu ..., Par la vostre misericorde Treuvent li pecheour accorde*, ib. 30, 1412; *Se de lui* (mit Gott) *veuls avoir l'acorde, Du monde dois trenchier la corde*, Watr. 393, 65.

'Tätigkeit des Versöhnens, Vermittlung': ..., *Quant pour nous s'acorde acorda, Dont Diex sa misericorde a En nous ...*, Watr. 114, 43.

'Versöhnung, Versöhnlichkeit': *Par lui* (Marie) *sont tuit li descordé De pechié a Dieu racordé; Plaine est de douceur et d'acorde, Fontaine de misericorde*, Watr. 63, 259.

'Übereinstimmung, Eintracht': *Li borjois li fist quant qu'il vaut, Qui liés et joians s'i acorde, Con cil qui desiroit l'acorde*, Julian 872; *Li dus et ele tant l'amoient Que fil et oste le clamoient. Trestot troi sont bien d'une acorde* (in voller Harmonie leben), ib. 919.

'Beilegung, Beschwichtigung': *Mais amour et misericorde De tous courrous a fait acorde*, JBlonde 5836.

acordement, s. m., 'Aussöhnung, Frieden' auch: *Li rois s'en torne,*

pleins fu de maltalent, Car dolans est de cel acordement, RCambr. 5364; *En aucun tans raruns acordement, Se il li plaist et Jhesu le consent,* ib. 5973; *Car je le voel de cuer requerre ... qu'il li mant Pour Diu k'il face acordement A vous et ensement a moi,* Jeh. Blonde 4908.

'gutes Einvernehmen': *Là s'ala Orgueilz aloier Avec le vassal Hardement Et fu de son acordement Et li uns moult de l'autre amez* (trat mit ihm in g. Einv.), Watr. 205, 214.

'Vereinigung, Bund': *Quant li bacelers iert as cans ... Et mouvera pour assambler, Dont li devra amours doubler La fierté et son hardement; Chi ara bel acordement* (zw. d. *mestier d'armes* u. d. *m. d'amors*), JCond. I, 102, 166.

'Vereinbarung': *Puis prisent no baron entr'iaus acordement D'aler a Babiloine* (übereinkommen), Bast. 5461.

acorder, vb. intr., mus. auch: *concino, is, acorder en chant,* Cath. Lille 45; (Maria zu einem Frommen, den sie in Begleitung ihrer Engel besucht) *il te covient Avec mes anges acorder En chantant et moy recorder Aucune loenge nouvelle,* Mir. ND. 13, 1796.

'zusammenstimmen', auch: *connibeo, assentir, accorder, assambler,* Cath. Lille 45.

trans., mit sächl. Obj., 'in Übereinstimmung bringen mit, in Beziehung setzen zu, anwenden auf': *Ensi li plais des chanonesses Et les parolles felenesses Et li jugemens recordeis Puet par example estre acordeis A chiaus qui la vigne ahanerent,* JCond. II, 45, 1466.

'ausmachen, vereinbaren' auch: *Ensi fu la cose acordee Et juree d'ambe .ii. pars,* JCond. I, 104, 234; — mit daß-Satz: *Si que entre lor acorderent Et par bon art estaublisserent Que une legions soutenue O les äides qu'ades meinne ... Pooient es legieres batailles Soffire,* Prior. Veg. 4141; *Oiseas et bestes s'asemblerent, Per commun consoil acorderent Que la grüe dëust ce faire,* Ly. Ys. 470; *Il firent un conceile et acorderent entre els qu'il feroient prediquer al poble saint Jaque,* Afr. Pr.-Leg. C 2, 1.

'gutheißen' auch: *Sire, je l'accors bonnement,* Mir. ND. 5, 653; *Dame, c'est bien dit, je l'accors,* ib. 31, 2483; *J'acorde ce qu'ilz en diront,* Froiss. Poés. III, 119, 8.

'bewilligen, zusagen, zusichern, *auc. r.* od. c. Inf. od. *de* c. Inf. od. *que* c. Fut. *a auc.*', auch: *l'autre jour avint que, quant je les veus ravoir* (sc. *les lettres*), *elle le mes acorda dou rendre, mes que la copie l'en demorast,* Froiss. Poés. I, S. 340; *je le vous acord liement,* ib. I, 25, 831; *Mais pas ne leur ay acordé* (es), ib. III, 203, 2157; *Le roy lui acorda* (es), Pr.-Erec 255, 15; ib. 264, 29; *par non vous vouloir acorder une demande,* ib. 256, 43; — *Laquelle chose ... le dit evesque accorda faire par conseil,* Chron. Puc. d'Orl. bei Buchon, Chron. et Mém. I, 462[a]; *il accorda faire la dite sommation,* ib. 462[b]; — *et lors que Cliges a acordé d'aler a la court, messire Gauain en est moult joieux,* Pr.-Clig 321, 2; *elle lui acorde d'estre s'amie,* Pr.-Erec 274, 42; *pour ce qu'elle ne luy acordoit de l'aymer,* ib. 275, 17; — *A vostre pere vous menray, Ma fille a femme li donray Par si que vous m'acorderez Que vous ma femme aussi serez,* Mir. ND. 37, 3201.

'beilegen (einen Streit)' auch: *Voions se ja poriens ceste guerre acordeir,* PoMor 498[a]; *Iluec si fuissent li barun Por acordeir lor grant tenchun* (zw. d. beiden Brüdern), MBrut 2449; *Elle a mainte guerre acordee, Car moult aime pais et concorde,* BCond. 241, 244.

'(Herz, Willen) zu etw. geneigt machen, dahin bringen zu (*a auc. r.* oder *a* c. Inf.)': *Ne se devroit mie retraire Li hom qui set le bien retraire Que son cuer a che n'acordast Que bien desist et recordast,* JCond. II, 133, 11; *Quant il ne veult son vouloir accorder A faire riens que pour soi,* Froiss. Poés. III, 78, 13.

'jmdm. etw. ins Herz legen, Kenntnis geben von, mitteilen'[1]: *Ne ferai*

[1] Selbständiges Verbum, wenn das sonstige *acorder* von *c(h)orda* kommt.

mie lonc sejor En lor proece deviser, Ainz vos vueil le conte acorder Einsi com je sai la matire Et mes engins et mes sens tire A recorder la verité, Meraug. 310 Var.; 'verständlich machen, erklären': *Adont tournai sus une glose Qui nous approeuve et nous acorde, Si com Ovides le recorde, Les œvres de Pynotëus, Qui ... Fist l'ymage parlans et vive D'aige et de terre,* Froiss. Poés. I, 257, 1296.

mit pers. Obj.; 'jmdn. versöhnen,' auch *vers* od. *envers auc.: Mult volentiers l'ëust de laenz delivreie, Mais ne savoit s'ele eret ver deu tote acordeie* (d. h. Begnadigung, Vergebung bei Gott gefunden h.), PoMor. 311b; *Et mut en ont trestuit grant joie demencie De ce ke la dame eret ver deu tote acordeie,* ib. 395d; *Anz serat tant plus tost enver deu acordeiz, Cant il pot le mal faire, s'il est al bien turneiz,* ib. 185d; — Inf. sbstvt.: *Del racordeir fait il* (Gott) *u corte u longe atente* (Versöhnung, Begnadigung gewähren), ib. 407c.

'jmdn. zulassen zu etw.': *Bien sai ke deus vos at tote quite clameie, Vos estes a sa grace finement acordeie,* PoMor. 415b.

refl., 'zusammenstimmen, übereinstimmen' (eine Mehrheit unter sich): *cil ne pucent ingaument les commandemens acomplir qui ne s'accorderent onques avant ne ne furent ensamble* (non possunt aequaliter iussa complere, qui ante pariter non fuerunt), JMeun, ArtChev. 42; *li bons dus doit ... assaïer a pluseurs fois ... comment il s'acordent* (quemadmodum sibi ipsi consentiant), ib. 98; *Sainz Pox li dit: Co que tu as öi de Peron, iee croi que je ai dit, quar nos nos acordem ensemble come une chose, quar nos avons .i. seignor Jesu Crist* (unum enim sentimus, quia unum habemus dominum J. m Chr. m), Afr. Pr.-Leg. 17, 14; *Li ancïen si ordonerent, Et tuit ensamble s'acorderent, Que jovancel legierement Armey ... essaillissant Les oliflanz,* Prior. Veg. 7994; (*a auc. r.,* über etw. einig sein':) *Li ancïen Vossirent et estaublisserent, Et a ce trestuit s'acorderent, ... Que tote la moitie des gaiges Es chevaliers fut en sauf mise,* Prior. Veg. 3360 (oder *a. se que,* bez. *a ce que,* s. nachher, in den letzten zwei Beispielen).

'sich verloben': *A vostre pere vous menray, Ma fille a femme li donray, Par si que vous m'acorderez Que vous ma femme aussi serez; Et quant acordé nous serons, Noz noces ensemble ferons Tout pour le miex,* Mir. ND. 37, 3213.

'sich vereinigen mit': *quant sans descorde* (sc. *amours*) *O le mestier d'armes s'acorde, Grant advantaige a* (er) *de valoir,* JCond. I, 105, 256; 'sich einigen, einig werden mit': *Chascune denree est vendue Au marchié, quant on l'i aporte; Chieus cui ele plaist l'en reporte, S'il s'acorde a celui qui vent,* JCond. II, 35, 1149.

'sich wider jmdn. vereinigen, verbünden, ein Komplot schmieden': *O bons emperere, cuides tu que jo diputeisso contra ces dous qui sont acordé contre moi* (qui adversus me consensum fecerunt)? Afr. Pr.-Leg. A 17, 17.

'darüber einig werden, daß, übereinstimmend entscheiden. daß', mit *que* c. Ind.: ... *si qu'il s'acorderent* (lat. crediderunt) *que une seule legions aveuc les aydes ... pooient assez souffire es legieres batailles,* JMeun, ArtChev. 75; mit *que* c. Conj.: *Donc s'acordent comunemant Tuit ensamble per jugemant Que eix soit a forchez pendux,* Ly. Ysop. 3273; *La court toute ensamble s'acorde c'on li face misericorde,* ib. 3379; *Adonc tox li pobles s'acorda que l'um fëist rei do frere Effigeni,* Afr. Pr.-Leg. J 37, 1; mit *que* c. Fut.: *Ainsi tuit troi acordé sont Que la Manckine arderont,* Manek. 3561. Vgl. auch oben Veg. 7994.

'dahin übereinkommen, daß, vereinbaren, daß (*a ce que* c. Fut.)': *A ce s'acordent ... Qu'il an iront ...,* ChCharr. 5116; *Mais ilz s'acorderent a ce que sempres quant la nuyt sera venue et la damoiselle sera couchee en vng pauillon toute seule ..., messire Gauuain ira coucher avec li. ... A ce s'acordent amduy, si le firent tout ainsi com ilz l'avoient dit,* Abent. Gaw. 32. Vgl. auch oben Veg. 3360.

'beistimmen, zustimmen, einverstanden sein mit', *a auc r.: Dame, s'a çou vos acordés, Por Diu, et c'or vos racordes Vicrs moi, se j'ai folie emprise*

Pour vous, faites que bien aprise, BCond. 313, 1310; *Dame, fait il, je m'i acort bien,* Pr.-Julian XXXIX, 5; *je m'y aecors,* Mir. ND. 2, 904; 23, 410; 34, 1346; *je m'accors bonnement Et m'assens a vostre requeste,* ib. 34, 892; *A vostre dit assez m'accors,* ib. 38, 490; *Dame, mes cuers a ce s'accorde,* ib. 2, 904; *nul de vous ne s'i pot acorder,* Abent. Gaw. 60; *Et messire Gauuain s'i acorde bien,* ib. 64; — *a* c. Inf.: *Dont est il fols ki ne s'acorde A verité dire et traitier, Se del mentir se set gaitier,* Alexius S. 208 Hs.; *A Deu servir cascuns s'acorde, Conques entr'aus dous n'ot discorde,* Julian 2693; *a voir dire tuit s'acordent,* Baris. 1045; *Et ne se voellent acorder As mauvais d'ensus d'iaus cacier,* JCond. I, 111, 114; *A telle gent siervir s'acorde Jehans de Condet,* ib. 142, 19; *Pascience a soffrir s'acorde Les gries et les temptations,* ib. II, 40, 1292; *ne il ne s'acorde A nul bien dire nule fois,* Watr. 266, 1100; *A morir ainsi miex m'acors, ... Que ...* Mir. ND. 20, 316; *Saint pere, trop bien je m'acors A estre vostre cler des ci,* ib. 38, 74; *A aler nous ent m'accors,* ib. 31, 1040; — *de* c. Inf.: *Pour ce de cuer, non pas envis, De chanter avec vous m'acors,* Mir. ND. 30, 1464; *Dont s'acorde sans contredit De sa promesse a aquitter,* JCond. I, 205, 1091; — *a ce que* c. Conj. *Voles vos a ce acorder Que vos facies ma volenté?* Ferg. 187, 11; *Et si se voellent* (Conj.) *acorder A çou que cascuns sans boisdie Pater noster pour l'ame en die,* JCond. I, 296, 198.

'den Einklang, die Übereinstimmung mit etw. wahren' (*a auc. r.*): *Dunkes alsi com sainx Paules ne soi acordet mie par ceste sentence ax paroles cui il avoit devant dites de l'enferteit Thimotheu, anx repairet a ce k'il avoit entrelaissiet, alsi fait Eliphax en cest lieu,* Job 363, 27.

'sich einer Sache hingeben, ihr huldigen (*a auc. r.*)': *Car qui a droit amor s'acorde, Sovent et volentiers recorde Tous les biens qu'il set de s'amie,* BCond. 308, 1164.

'mit sich einig sein betreffs etw. (*en auc. r.*)': *Car mains haus hons en ce s'acorde Qu'il veut son voisin enganer Et a pou d'achoison pener,* BCond. 471, 86.

'Frieden machen', auch *vers auc.: Dame, s'a çou vous acordés, Por Diu, et c'or vos racordés Viers moi, ... faites que bien aprise,* BCond. 313, 1311.

'sich vertragen, zusammenpassen, zusammenstimmen' auch: *Cex paroles s'acordent bien, ... Mout dist la dame que cortoise Et cil dist que frans cheraliers,* Meraug. 1372; *Quant son pooir* (die Nature) *au mien* (d. der Venus) *assamble Et il s'accordent bien ensamble, Sans le souverain Creatour Ne porroit nus hons querre tour Dont vers nous tenser se pëust,* JCond. II, 30, 974; *si que li oel et li cuers s'acordassent ensanble a ce que on vuet ferir* (ut ad illud quod feriendum est oculus pariter animusque consentiat), JMeun, Art. Chev. 22; *Si que oil et cors per saison S'acordoient andui ensamble A ce que a ferir te semble,* Prior. Veg. 1203.

'mit etw. übereinstimmen, zu etw. stimmen, einer Sache entsprechen': *Dunkes les terrienes dispensations soi acordent solunc la constume des chamox a la loi del chief, et del piet s'en discordent,* Job 348, 12; *Iceste douteuse maniere d'aler et de venir par coi la mer se gete ensi hors et se resoit en soi mëismes, quant ele s'acorde au cours des nés, ele lor aide, et quant de lor est contraire, si les retarde* (cursum navium secunda adjuvat, retardat adversa, sc. haec ambiguitas), JMeun, ArtChev. 172; *Quant ceste meniere s'acorde Es cors des nex et s'i concorde, Ele lor fait toz biens a faire Et les aide,* Prior. Veg. 11005; *Ta grant biauté et ta nobleche S'acordent bien a ta proeche,* Rich. 2098; *A l'ewangile bien s'accorde Li jugemens fais chà deseure,* JCond. II, 44, 1448; *Sy conte li auctoritex, Et s'i acorde veritex, Qu'il fu trop forment entechiez D'orgueil,* ib. II, 291, 76; *'Gratia Plena', bien recorde La lettre qui a che s'acorde Qu'il n'est nus qui pëust retraire Ta grace et ta misericorde,* ib. II, 129, 14 (Scheler: l'écriture qui s'exprime ainsi).

'stimmen, in Ordnung sein': *Nous sons d'un eage et d'un grant, D'une maniere et d'un aler, D'une vois et tout d'un parler, Et c'est chose qui bien*

s'acorde, Car le philozophe recorde Que sannables quiert son sannable, Froiss. Poés. II, 44, 1498.

acordant 'zusammenklingend': *Ralons nous ent, fil, yl est temps. Anges, chantez sons acordens Sans plus cy estre,* Mir. ND. 35, 1413.

acorer, vb. trans., 'töten', übertr., auch: *acorer le cuer d'auc.,* Jeh. Blonde 1212; *C'est çou que plus mon cuer acore,* JCond. I, 223, 1740.

acorneter, vb. trans., auch: (die Frau mit dem Säugling in der Einsamkeit) *Et si fault que je paine mette D'avoir lait et une cornette Dont je vous acornetteray, Biau fil,* Mir. ND. 18, 1084.

acorre (*acorir: C'on voit mort en l'eure acorir,* Watr. 18, 534), vb. intr., *a auc.* auch: *Ele les vit, ses reconnut, A grant merveille en acourut A els,* Veng. Rag. 5698; andre Vbdgn.: *Quant Belchis choisi et conut Lidoine, vers li acorut,* Meraug. 3780; *Et toy armé pense d'acourre Contre paiens et de secourre Aux crestiens,* Mir. ND. 33, 1653; *cist m'acort sore,* Meraug. 3604.

bildl. auch: *Ases en trova* (Abenteuer) *et de dures Batailles, tant l'en acorut!* Veng. Rag. 6133.

acort, s. m., mus. auch (Erzeng. Michael zu Gabr.) *Gabriel, disons, ami dous, Ce rondel ci, bel est d'acors* (es klingt schön, zusammengesungen) Mir. ND. 22, 1720; *Ce rondel ci, qui bon me semble, Disons, il est de bons accors* (ist angenehm im Zusammenklange), ib. 30, 1409; *Ensemble d'un assentement Nous fault d'un motet le recort Chanter: bon fol, a nostre accort Tost vous mettez* (einheitlicher Gesang mit uns), ib. 17, 1809; — *d'acort, par acort, d'un acort* 'mit einheitlicher Stimme': *Anges, or tost: alez devant Et chantez d'acort,* Mir. ND. 22, 1456; *Sus, d'acort ensemble disons Ce motet cy,* ib. 27, 2125; *Anges, alez ysnellement La jus et faites un recort D'un rondel chanter par acort,* ib. 22, 1690; *Là le chantames* (sc. *le rondelet*) *d'un acort A trois sans faire nul descort,* Froiss. Poés. I, 27, 901.

'Übereinstimmung, gutes Einvernehmen, Einigkeit, Einverständnis': *Cil ne puent pas acomplir Les comandemanz n'acmplir Qui onques mais ne se vëirent N'onques mais acort ne fëirent N'onques mais ne furent ensamble* (mit einander übereinstimmten, sich zueinander fügten), Prior. Veg. 2222; *Soions d'acort et moy et toy De faire une deputoison de nox loys* (untereinander darin einig) Mir. ND. 21, 1109; *et s'il y a descort, Nous vous metterons a accort* (einig machen), ib. 35, 1321; *Si penser et desir sentez Dedens vostre cuer en discort, Prenez espoir et l'i entez Par attrempance, qui d'acort Les mettra,* Froiss. Poés. III, 91, 24; *mettons nous ... ens ou recort De Congnoissance, bien d'acort Nous mettra,* ib. III, 238, 5; *pour les mettre d'accort Des arguemenz qu'ils ont fais,* ib. III, 270, 2896; *et si ne contens* (ich trachte) *... Qu'a mettre gens en bon accort,* ib. III, 271, 2918; *Chascuns en volt sa part avoir* (sc. *de l'avoir*); *Mais ce ne fu pas par acort* (einträchtig), *Quar monter y vi tel descort Qu'il y sachierent les espees,* JCond. I, 86, 1229; *Avant tost, nous deux par accort, Sathan, prenons cest emperiere,* Mir. ND. 25, 1262; *par bon accort,* Froiss. Poés. III, 186, 1605; *J'en sui d'acort* (einverstanden), Mir. ND. 28, 256; Froiss. III, 274, 3011; *bien sui d'accort Que chantons aucun dous recort,* Mir. ND. 17, 1139; *Il fault que ... li conmandez Et a toux ceulx de vostre terre Qu'il soient tuit d'accort a Pierre, Qui bien le veult,* ib. 9, 70; (Ratschläge des Vaters an seine Tochter vor ihrer Heirat) *Cremez vostre seignor le conte, Si que nus ne vos die honte, Soiez tox jors a son acort; Se nel fetes, vos avrez tort* (eines Sinnes, einer Meinung mit ihm), MRayn. VI, 103, 254; *Si y deveriés ... donner ançois ou prommettre Dou vo qu'a son acord ne fuissent,* Froiss. Poés. II, 124, 4192; *Et ilx furent de mon accort Pour l'argent que je leur promis* (einverstanden mit mir), Mir. ND. 26, 747; *Voir, je sui bien de vostre acort,* ib. 28, 130; *De cy n'yras mais plus avant, Si nous aras en convenant Que jamais n'en feras recort Et que seras de nostre accort,* ib. 31, 780; *Soions trestoux de cest acort Et faire en alons le recort Au roy ensemble* (hiermit einverstanden), ib. 34, 1946;

Se vous estes de cest aecort, Par Mahonmet je m'y accort Estre en aussi, ib. 38, 543; *Se j'ëusse de mon acort Ceulx qui ont le tresor en garde De ce palais ...*, *Je fusse bien,* Froiss. Poés. III, 184, 1; *cilz qui plus de son acort, De vous on de moy, en ara, La victoire li demorra,* ib. III, 279, 3138; *Alons donc: je ne vueil pas istre De vostre accort,* Mir. ND. 7, 545; *d'un acort* 'einträchtig, einmütig': *Jugement n'aura record, Desques i scent de un acord,* Oxf. Ps. S. XXIX; *Et sont ces deus vertus en vous si tres bien d'un acord que riens ne les empeche ne varie,* Froiss. Poés. I, S. 327; *Tel recort Poran* (d. i. *pora on*) *dire par esclame D'un acort,* ib. II, 255, 306; — *metre acort a aue. r.* 'sich einverstanden erklären mit, sich bereitfinden zu': *Partout iert de lui ramembrance Où cils dis iert mis en recort, Si a au faire mis acort Jehans de Condet,* JCond. I, 295, 164.

'Begleichung, Ausgleich': *Pour mettre en paix et en acort* (beilegen) *Et anniehiler les contens* (Streit), Froiss. Poés. III, 278, 3108.

'Aussöhnung, die jmd. gewährt, Vergebung': *Du grant annuy et du contraire, Sire, que vous ai fait a tort, Vous requier mercy et acort,* Mir. ND. 9, 465; *par acort* 'gnädig, huldvoll(?)': *Et là estoit la damoiselle Dont je m'ai a loer moult fort, Qui nous fist seoir par acort,* Froiss. Poés. I, 184, 3275.

'Übereinkunft, Vereinbarung' auch: *Si fu a ce pris leur acors Que chascuns une* (sc. *couleur*) *en porteroit,* Watr. 314, 110; *par ung commun acord,* Pr.-Erec 293, 5; Pr.-Clig. 260, 27; (die Tochter zum Vater, der sie gefragt hat *Est il nul a qui convenant Aies ne de foy ne d'amour?*) *De ce n'aiez nulle doubtance Que j'aie a nul homme aïance N'acort nul fait* (Liebespakt), Mir. ND. 19, 567.

'Zustimmung', auch: *'Je n'y vueil, puisque le voulez, Point contredire.' 'Grant mercix, plus de cent foix, sire, De cest accort',* Mir. ND. 28, 1775; *La endroit ot moult grant descort, Car chascune avoit grant acort* (Beifall), JCond. II, 29, 940.

'Neigung, Wille' auch: *Si est a çou tous mes acors Que la grant valor de son cors ... on compere A la douce alaine au pantere,* BCond. 20, 65; *Et doit estre tous ses acors Au bien faire et au mal laissier,* ib. 47, 58; *Et mes acors Est bien a ce que mes amis Seres,* JCond. I, 318, 499; *Et doit estre tous lor acors A ce que de cuer et de cors Se maintiegnent en honnesté,* ib. II, 39, 1259; *Et a çou ai mis mon acort Que du bien faire as boins recort,* ib. I, 258, 101.

'Sinnesart': *Ne avarisse d'autre part N'avoit en lor afaire part, Car il erent de bon acort Et piteus et misericort,* BCond. 8, 198.

'Meinung, Urteil': *Et ki el vous en dit, si ment, C'est bien mes acors et mes dis,* BCond. 73, 277; *Par nostre acort Amours ne vous en scet nul gré,* Froiss. Poés. I, 34, 1117.

acorter, vb. trans., auch: *Tu* (Tod) *me fais languir et si m'acortes ma vie, mes c'est trop lentement,* Abent. Gaw. S. 103.

acoster, vb. trans., mit pers. Obj. auch: *Volentiers se doit on garder De tel compaignie àcoster* (sich gesellen zu), Chastoiem. VI, 72; pass. Ausdrucksw.: *Là fu uns tamps qu'on l'assali Pour guerrïer a tous costés, Mais il se trouva acostés Au besoing de ses bons amis,* Froiss. Poés. I, 213, 75; *acoster aue. d'aue.* 'jmdn. jmdm. zum Begleiter geben': *Belle fille, je vous acoste De Loyauté et le vous carge,* ib. II, 191, 1012.

'Einkehr gewähren, aufnehmen': (an den Körper) *En tel ostel es acostés* (Einkehr halten) *U cascuns os en ta pel crince,* Dit du Corps (Zeitschr. 22, 51) 56 (Geoffroi de Par.: *Quant a la mort es ajostez, En tel ostel es acostez Ou nus ne baingne ne ne rince*).

rfl. auch: *Et va vers le pertuis petit Foiblement petit et petit; Quant il i fu, si s'i acoste Sus et jus, de lonc et de coste,* ChCharr. 6581; *Lors s'acoste dejoste li,* Tr. Belg. I, 232, 219; *Lors m'alai tantost acouter Delez Verité pour savoir ... le voir,* Watr. 265, 1088.

acostumance, s. f., abs. ('Gewohnheit, Brauch') auch: *Ne tenir mie en vitance L'us ne la bone acostumance*, Prior. Veg. 8264; *por la bone acostumance*. ib. 3624; *S'on rit, pleurer li est d'acoustumance*, Ch. d'Orl. (ed. Héric.) II, 123; *d'acostumance: ma dame Congnoissance ... Me dist ... Que j'eusse d'aecoustumance ... Enclos en ma condicion Leale et bonne entencion, ...*, Froiss. Poés. III, 3, 65.

d'auc. r. 'Gewohnheit, Üblichkeit; Gebrauch': *Anpereres vainquierres, il appert bien par l'acoustumance de tes victoires que tu as plainement et sagement retenu les establissemens des grans hommes anciens* (continuis declaratur victoriis ac triumphis), JMeun, ArtChev. S. 39; *car acoustumance de travail puet donner sauveté es herberges et victoire es batailles* (laboris consuetudo, die Gewohnheit körperlicher Anstrengung), ib. S. 76; *Riens ne pourfite plus en bataille que bien garder les ordres par acostumance d'uzage* (adsiduo exercitio), ib. S. 34; *Li jovenciax mëismemant Acostumance isnelemant Doivent aprandre de tost corre*, Prior. Veg. 868; *Car tex i a qu'acostumance Ont du lour folemant despandre*, ib. 3370; *encontre la voisouteit et la boisie del diaule ... cui li longe acostumance de son malice at fait trop voisous*, SBern. (F.) 154, 17.

acostumee, s. f., auch: *Dame, je say qu'acoustumee Est que l'evesque et li provoire Font hui moult yrant feste*, Mir. ND. 5, 593.

acostumer, vb. trans, *auc. a auc. r.* 'jmdn. an etw. gewöhnen, jmdm. etw. zur Gewohnheit werden lassen': *Voir ce qui plus m'i acoustume* (sc. die Armen zu speisen), *C'est, sire, que souvent recors Ce que Dieu si misericors Nous a volu ... estre Qu'a nous a fait un biau filz naistre*, Mir. ND. 40, 10.

avoir acostumé 'die Gewohnheit haben', auch c. Inf.: *Et li lerres avoit aconstumeit venir et par la soif monteir* (venire consueverat), Dial. Greg. 15, 15; *Mais a l'ore de sa refection uns corbeaz avoit aconstumeit venir de la voisine selre*, Dial. Greg. 70, 3; ib. 76, 19; *se la pieteïx de iugeor li defalt, ki at aconstumeit delirrer de la permanant paine*, Mor. Job 316, 5, und *de* c. Inf.: *s'il du point du jor a l'ore Ont acostumey de suscorre Lor enemis* (Text *desus corre*, zu *suscorre* vgl. 6160), Prior. Veg. 5060; *pour cou qu'il n'avoient mie acoustumé d'aler ensi*, Pr.-Julian XXXI, 6; *car Erec avoit acoustumé de dieu servir primes et avant toutes euvres*, Pr.-Erec 257, 29; *le ciel fu enluminé bien heure et demie plus tost que le courz de nature n'avoit acoustumé de faire*, Pr.-Clig. 297, 7; passive Ausdrucksw.: *Dame, je ne les scay ou querre* (sc. *les armes de saint Mercure*), *S'en la chasse ne sont trouvees Ou ont esté accoustumees De garder*, Mir. ND. 13, 1095; *et le lendemain ... fit le serment en tel cas acoustumé de faire*, Jean de Troyes (1465), bei Buchon, Chron. et Mém. I, 263a.

acostumer 'pflegen', c. Inf. auch: *qui bien amer acoustume*, BCond. 296, 812. rfl., *a auc. r.* oder *a. c. Inf.: A cest usage se doit li chevaliers acoustumer* (ad hunc usum instituendus est tiro 'ist abzurichten'), JMeun, ArtChev. S. 34; *Et si se doivent acoustumer li jone homme mëismement a courre* (sed et cursu praecipue adsuefaciendi sunt iuniores), ib. 16; *si qu'il se puissent acoustumer d'iluec a veoir et a conoistre lor anemis* (unde et videre hostem et agnoscere consuescant) ib. 106; *Puis qu'a bien faire s'acoustume Et de voir dire a la coustume*, Mir. ND. 30, 274.

acostumé, pt. pf., von Sachen: 'zur Gewohnheit geworden, gewohnt, in Brauch gekommen, üblich': *pour ce que l'usaige dou travail acoustumé en pais ne lor semblast pas grief en la bataille* (cotidiani laboris usus), JMeun, ArtChev. 67; *car on redoute mains les choses conneües et acoustumees et aïsees* (nam quae ex usu sunt non timentur), ib. 106; *Et arecques ce les aïes* (Hilfstruppen) *Acoustumees et estaublies*, Prior. Veg. 2388; *Et a la foix avient que li corages quand il cesset de sa aconstumee parole soi desoivret par la longece del tens del amor del proime*, Mor. Job 365, 37; *par acostumeit desuer*, Serm. Bern. (F.) 50, 36; *Et ... fut ordonné ... que chacun quartenier et dizenier d'icelle ville fissent faire*

des feux es lieux accoustumés de les faire (an denen es üblich war sie zu machen), JdeTroyes (1465) bei Buchon, Chron. et Mém. I, 264b.

von Pers.: 'in einer Gewohnheit aufgegangen': *Caseune nuit me guerpissies ...; Si estes ore acoustumés Que ja n'en faura une nuit,* Chastoiem. XII, 196; 'von Gewohnheit, geschult': *Cils Poiterins dont vous parlés, Esce uns bregiers acoustumés? Sçauroit il faire un ongement, Une houce ou un vestement Ou un jupel a alerons? Cognoist il brebis et moutons, Les scet il garir de la rongne?* Froiss. Poés. II, 315, 21.

'gewöhnt an' auch: *(d'auc. r.) pour ce que cil qui ne sont pas acoustumé de tel chose sont plus froissié par paour* (quia timor magis frangit insuetos), JMeun, ArtChev. 145; *De ce ert bien acostumés,* Julian 4364; *les creatures nees, Presens et passés, Dou cognoistre acoustumees,* Froiss. Poés. II, 109, 3678; *(en auc. r.) Et quant li corages ki aconstumeix est es corporeix choses, penset de cele substance, si soffret les fantasies de diverses ymagenes,* Job 338, 29.

'gewohnt zu', *a* c. Inf.: *la chevalerie Qu'acostumee ne est mie A bataillier,* Prior. Veg. 5750; *de* c. Inf.: *a chevaliers qui ne sont pas acoustumé de batillier* (desuetum a pugna exercitum), JMeun, ArtChev. 99, X; *Et le lundy ... fut crié en la ville de Paris que tous marchands acoustumés de porter vivres en ost portassent vivres a l'ost du roy,* JdeTroyes (1466), bei Buchon, Chron. et Mém. I, 268b; *que ...: La dame acoustumee estoit, Si tost com il fors en issoit, Que a la fenestre acoutoit,* Chast. 12, 45.

non acostumé 'ungewohnt, ungewöhnlich': *demenans ung non acoustumé duel tresangoisseux,* Pr.-Clig. 326, 37; *attenviez de nouvel et non acoustumé service de tritresse,* ib. 329, 36; *ung non acoustumé souvenir,* ib. 335, 20.

acostumier, adj., *non ~*: *menans tel bruit de ceste non acoustumiere joie de court que ...,* Pr.-Erec 290, 23.

***acotart,* s. m., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 184 (14. J.).

acoter, vb. intr., 'sich niederlegen', ferner: *el settem (lue) ara gardaroba et trois chambres a fenestres, qui ferront el vergier, a acodar* (in septimo epicaustorium et triclinia accubitalia), Afr. Pr.-Leg. F 15, 16.

acouchier, vb. rfl., *au lit* 'sich zu Bett legen': *Quant uns maus son mari touça Au cuer, si c'au lit s'acouça,* JCond. I, 224, 1758; *Les fievres m'alerent aherdre, Je m'alai acoucier au lit,* Froiss. Poés. I, 129, 1451.

acouchié 'bettlägerig', auch: *Dame, vostre amour en tel point M'a mis que j'en suis acouchiez,* Mir. ND. 27, 551.

**acouchiee,* s. f., 'Wöchnerin': *Je sui une povre acouchee De grant douleur au cuer touchee,* Mir. ND. 15, 787; *S'il vous plëust, chier sire, attendre* (mit eurer Fahrt nach Jerus.) *Qu'acouchie me laississiez* (als Wöchnerin zurückließet) *Et que vostre hoir voas vëissiez, Il vaulsist miex,* ib. 37, 185, s. auch Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 185.

acouper, vb. trans., 'anschuldigen', auch: *Unke ne esteyum acoupee Ne mey ne ma meynee De baterie ne de manace Ne de outrage ke jeo face* (Non increpavit aliquis meos filios quod se inhoneste gererent), S. Panuce 143 (Rom. 38, 423).

acoupir, vb. trans., auch: *curuco, acoupir,* Gl. Lille 52; Méon I, 218, 827 = *Je sui cil qui vos ucoupi Et qui la chierre vos vendi,* Trubert 829.

acovenancier, vb. trans., 'jmdm. etw. zusichern, versprechen', Altfrz. Pr.-Leg. E 9, 5, Hs. B, s. *acoveneier.*

***acovencier,* vb. trans., id.: *Quant li juif virent que li sainx apostres ot converti Hermogenem ..., acoveneeront grant avoir a.ii. centurions qui eront bailli de la terra de Jerusalem* (obtulerunt pecunias centurionibus duobus), Altfrz. Pr.-Leg. E 9, 5.

**acover,* vb. trans., *Une femme tenoit en ses bras acolee Dois siens enfans petis; l'aige l'ot acovee,* GLiége 30036 (Scheler: l'eau l'a engloutie); *Tant en abat a terre, herbe en est acouvertee* (Sch.: l. *acouvee,* bedeckt), ib. 389.

acoverter, vb. trs., 'bedecken', auch: *Atant fut li sains cors de drap acoverteis*, GLiége 11174.

acorertir. Vermutung für die Stelle *Et ont la pel tant dure et tant acouarcie* (Tobler: l. *acovartie*), Crois. II, 99; in der jüngeren Spaldinger Hs. *et itant anercie*. 'bedeckt' spricht als Bedeutung nicht an. Begrifflich würde *acorni* 'hornartig' (vgl. *racorni*, God. Cpl. u. *encorni*, Prior. Veg. 388, beide gern mit *dur* gepaart) zusagen, durch das dem Verse jedoch eine Silbe verlorenginge.

acraventer, vb. trans., auch: *obruo, acravanter, trebuchier ou abbatre*, Gl. Lille 100; (Steine) *pour acraventer les anemis desous* (ut demissa per praeceps ... hostes obruant subeuntes), JMeun, ArtChev. 142.

acreanter, vb. trans., *a auc. a faire auc. r.*: *Et il li compte maintenant comment il s'estoit acompaignés a Pellias et li avoit acreanté a porter ly loial compaignie et loyal foi*, Abent. Gaw. S. 37; *car i'ay acreanté a donner le chief de celle damoiselle du lit a une autre damoiselle qui prié m'en a*, ib. S. 116; *a auc. de faire auc. r.*: *certes, i'ay acreanté a monseigneur Yvain de ly faire compaignie anuit*, ib. S. 69.

**acrester*, vb. intr., *Chi comenche l'istoire temps qu'en tous biens acreste*, GLiége 1739 (Scheler: lever la crête, bildl. s'enorgueillir, se distinguer).

acroire, vb. trans., mit sächl. Obj.: jmdm. etw. darleihen, anvertrauen *(auc. r. a auc.)*': ... *D'amour qui vint mon cuer acroire Sourquidier* (Dat.), *cui mal fait a croire*, BCond. 134, 25.

mit pers. Obj.: 'gläubig werden an': *Diverses famines ... a suffert li pobles de Rome, anceis que li homen acreessant mon Deu* (antequam unum colerent homines Deum; in d. Umgbg. *aorar*), Afr. Pr.-Leg. M 38, 11; 'Vertrauen schenken': ..., *S'ai tant acrëu Sorquidier, K'en quidant m'a fait sorquidier*, BCond. 134, 27.

abs., bildl. auch: *Et s'il n'est tiex, il veut acroire Sour fame trop aparamment* (Scheler: faire monnaie, tirer profit de sa réputation), JCond. II, 118, 48; *Car ne voudront acroire pas A ton vivant seur ton trespas*, Watr. 405, 258; *Ki seur tel plege acroit, tenir Doit bien couvent*, AdHalle XX, 6, 8.

acroissement, s. m., auch: *et li eages avenir desirra qu'il* (sc. *li bien de ton regne et de ton cuer*) *soient pardurablement estendu par acroissement* (lat. extendi in perpetuum), JMeun, ArtChev. 135.

'Vergrößerung': *Vent livres toux sez te donrray Pour le bien et l'avancement De ta fille en accroissement De son mariage* (Heiratsgut), Mir. ND. 35, 381.

acroistre, vb. intr., auch: *Et en conquierent lox et gloire; De meux en meux tox jors acroissent*, Prior. Veg. 3685; *S'il entandissent ne süussent Que lor enemi acräussent*, Prior. Veg. 4156; *quant savoient Que lor enemi acroissoient*, ib. 5386; *Benëuré est l'eritage qui pour habondance de hoirs n'apetice point, mais acroist*, Mir. ND. XXV, S. 122; *vo pueple ades acroste*, GLiége 8798.

trs., 'mehren' auch: *Champion, charreton et cacheeur sont coustumier de hanter et de chascun jour acroistre lor ars et leur science pour un peu de loier ou pour grace dou pueple* (artes suas aut servare aut augere), JMeun, ArtChev. S. 67; *Champion et li charretier Sont chascun jor per costumance Curioux que il lor sciance Acroissent ...*, Prior. Veg. 3669.

'erweitern, vergrößern': *ne quiderent qu'il fust nulle plus grant gloire que de fonder novelles cités ou de mettre lor nons as cités que li autre avoient ja fondees en avroissant les* (sub quadam amplificatione), JMeun, ArtChev. S. 134; ... *En lor tox jors alargissant Et en lor tox jors acroissant* (sc. *les citez*), Prior. Veg. 8538.

'fördern, stärken': *Et si dois tu a Dieu de dette, Que pour toi volt la mort souffrir, Ton corps presenter et offrir Pour sa loi deffendre et acroistre*, JCond. I, 374, 103; *Dieu grace lui doint* (dem Kaiser Constantin) *Qu'il le puist et croire et cognoistre Et la foy crestienne acroistre Et avoir en dilecion*, Mir. ND. 20, 22.

bildl. 'wachsen lassen, schwellen lassen': *Vostre euer en joie acroissiez!* Mir. ND. 16, 914.

refl. bildl. 'emporwachsen, sich erheben': *Li ancien qui se voloient Counoistre et qui par tout aloient Pour yaus en grant houneur acroistre,* JCond. II, 217, 15.

***acropole*, s. f., *Bien temprement l'aront a Romme en la trepolle* (Scheler schlägt vor *en l'acrepolle*), GLiége 2010.

acrüir, v. intr., auch *Quant Olivier ne truve, li cuer li acrüist,* GLiége 18915.

**acte*, s. m., 'Urkunde, Protokoll, Akte', s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 488 (14. J.).

***activement*, adv., s. Delboulle, ib. I, 488 (14. J.).

**actuellement*, adv., s. Delboulle, ib. I, 490 (14. J.).

acueil, s. m., auch: *Et jo la pex füir voil, Desque scient de un acoil* (einhellig), Oxf. Ps. S. XXX; *bel ac.* (freundliches Entgegenkommen, liebenswürdiges Wesen u. dgl.) auch: *Et s'est* (sie) *de si tres bel acueil Que toz li monz l'en doit prisier,* Gace Brul., Chans. LIV, 12; *De quoi dont amour en aquel, Se fause gent de biel aquel Font d'amer par amor semblant?* BCond. 124, 144; *Cuer sans venin et sans orguel, De biel apiel, de biel aquel,* ib. 280, 340; *elle le met en tel esquel Par biel samblant, par biel aquel Que petit et petit l'atrait A s'amor,* ib. 342, 2157; *faire auc. de bel acocil,* Lapid 190 in Rom. 38, 60; *par ton bel accueil Si grant griefté en moi recueil Que pour morir,* Froiss. Poés. I, 7, 188; *Et si le* (f.) *troeve aussi, quant il s'avance, De bel acoeil et de belle acointance,* ib. I, 66, 460; *... As tu vëu le bel accueil De ta bele,* ib. III, 28, 907; *De mon mal ... Je n'en sçai qui encouper Fors l'accoeil Dou bel accoeil, Dame, de vostre vis cler* (Liebreiz des Gesichtes), ib. II, 259, 91; persönl.: *Moult ai le cuer du ventre iré Dont j'ai Bel acueil adiré,* Rose 3776; *Humilités, Bel acueil et Liece* (als *amoureuses broquetes*), Froiss. Poés. I, 65, 438; *Sa biauté est li archiere Bel acueil,* ib. II, 275, 199; *doux ac.: elle me tarde Son doule acueil,* Froiss. Poés. I, 151, 2194; *ilz tournent leurs yeulx et doulcement s'entreregardent par un doulz acoeul qui semond aux cuers des deux amans qu'ilz s'entretiengnent et perseverent a la continuacion de leurs entreprises,* Pr.-Clig. 288, 43.

'Angriff' auch: Froiss. Poés. II, 259, 90, s. vorher; *Car il n'est coers que ne fiere Son acueil,* ib. II, 275, 201.

'Anfügung, Anschlingung': (der Henker zu der zum Feuertod Verurteilten) *Dame, a genoulx ci vous mettez! Or ça! lier par les costez A ceste estache ci vous vueil, Et puis referay un acueil Par le col et par la poitrine, Ains que je cesse mais ne fine Ne que plus face,* Mir. ND. 26, 1009 (Bonnardot: lien, noeud, boucle).

acüer, vb. trans., auch: *elle* (*doleur*) *acüe les reugmes et le fluis des humeurs,* Mondev. Chir. 1267.

bildl. nach Scheler: *Erament le fait prendre et puis l'evesque acue,* GLiége 3006 (traiter avec vivacité, rudoyer).

**acüité*, s. f., 'Spitzigkeit; Schärfe': *l'acuité du coude,* Mondev. Chir. 271. *l'acuité de l'orine,* ib. 455; *pour l'acuité et l'adustion du sanc et de l'humeur,* ib. 1568.

aculverter, vb. trans., 'knechten', auch: *Car puis que fame fait home acuverter Et pere et mere li fait entroublier Couzins et freres et ses amis charnex, De la gourpille vox doit bien ramembrer Qui siet soz l'aubre et weult amont haper,* AmAm. 568.

acurer, vb. trans., 'Sorge tragen für, sich bekümmern um' auch: *et si la chose acure,* GLiége 23268; *Portant qu'il ne trovoit prinche qui point acure Le combattre avec ly,* ib. II, 6333; *Quant Johan l'entendit, la choise fort acure,* ib. II, 7481; *de* c. Inf.: *et en son nom acure De faire a roi Tremus une pais bin mäure,* ib. 2780.

***acusateur*, s. m., s. A. Delboulle, Revue d'hist. litt. de Fr. I, 487 (14. J.).

***acusé*, s. m., s. A. Delboulle, ib. (14. J.).

adamas, adamant, s. m., auch: *E ço, saciez veraiement, Qu'om l'adamas britist et fent Par le sanc de buc et de plum, ... signefie grant raisun*, Thäun Best. 2894; *E d'icest adamas nus dit Uns prophete en sun escrit Que il vit un barun [estant] Dedesur le [mur] d'ädimant, Enz en sa main l'adamant out E en mi un pople estout*, ib. 2923; *Adamas ad de fer culur Et de cristal la resplendur*, Lib. de natura lapidum (Rom. 38, 496) 5; *l'en trove adamant De desur le munt d'Oriant* (ib. 498) 19.

adenter, vb. trans., 'umstürzen', auch *ad. auc. a la terre: Tost fust a la terre adentez Qui boire i vousist maugré soi* (sc. *m. Bonne Volenté*), Watr. 105, 130; *Avant a la terre l'adente* (Imperat.), Mir. ND. 9, 1173.

rfl., übertr. auch: *Mondes, biaus dehors, lais dedens, Male morssure mort de dens Qui pour toi mordre a mort s'adente*, Watr. 157, 66 (Scheler: s'attacher).

aderer, vb. rfl., 'sich anschließen': *tous les confederés et alliés de nous ... qui auront declaré se vouloir fermement adherer a ladite concorde*, Journ. d'un Bourg. de Par. 1420, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 647a.

adeser, vb. intr., von fleischl. Berührung auch, mit dem Zusatz *charnelment: Ne ja ne quier a vous charnelment adeser*, Alexius Q 32d.

vb. trans., mit *en*, 'jmdn. an einer Stelle berühren, treffen' auch: *Ne l'ad pas en char adesé* (bei dem Hiebe), Ipom. 4129; ebenso 4735; *Mes ne l'ad en char adesé*, ib. 9596; fleischlich auch: (der König will seine Tochter heiraten; sie sträubt sich:) ... *Et oultre, si fault que j'assemble Arec vous, quant serons ensemble, Comment avez char si osee Que de vous je soie adesee Comme il est de commun usage Es assemblez en mariage?* Mir. ND. 29, 318; übereinstimmend ib. 37, 1126.

auc. r. desus auc. r.: Sa main desus le livre adoise, Froiss. Poés. I, 107, 703.

adestrer, vb. trans., auch: *dextro, mener a dextre, adextrer*, Cath. Lille 54. Inf. sbstvt.: *Et maint autre grant prince furent a l'adestrer*, BComm. 67.

rfl.: *droit a la crois s'adieste*, GLiége 10085 (Scheler: se placer à côté).

adevaler, vb. intr., Inf. als Sbst.: *Car premiers en l'adevaler Ne fist fors en dolour aler* (Gegensatz *en son remont*), BCond. 360, 2636.

***adevancement*, s. m., 'Vorangehen, Vorrang': *je* (sc. N. D.) *suis preveüe estre creee par l'adevancement de dignité, si conme il est dit Sapiencie p°: Prior omni creata est sapiencia dignitate: La premiere de toutes choses fu sapience creee en dignité, par laquelle Marie preceda*, Mir. ND. 26, S. 180.

adevancier, vb trans., 14. Jhdt. auch: *Pour la pucelle adevancier*, Froiss. Poés. III, 194, 1868; *tant s'avança Que la pucelle adevança*, ib. III, 195, 1884; 15. Jhdt.: *il ist de sa maison et pour adevancier Erec s'en va par les adresces tont seul*, Pr.-Erec 276, 31.

adevinaille, s. f., *sans a.*, auch GLiége 5983 (Scheler: sans vaine supposition).

adevinement, s. m., 'bloße Vermutung, Erdichtung': *On le scet bien certainement, N'i a point d'adevinement*, JCond. II, 182, 48.

adeviner, vb. intr., 'Vermutungen anstellen, raten': *Qant François l'ont vëu, chascuns i adavine, Li uns dist qu'il est Saisnes, li autres el destine*, ChSax. 1620; *Il poroit moult bien estre Qu'en aultres mains venroit la lettre, Et je ne vodroie a nul foer Qu'on adevinast sus mon coer*, Froiss. Poés. I, 112, 892; *Et ki adeviner sara, Si s'avise, s'il veut, commentLi nons i est entirement*, BCond. 373, 3014; *Ses tu ja bien adeviner* (in die Zukunft sehen)? Adam 443.

'sich ausdenken, vermuten', auch: *Ensi com mes cuers adevine, Li quens me volra marïer*, JehBlonde 1922.

'sich etwas erfinden': *Ch'ai ge Dit pour itant, se ja devine Ne devins dist que j'adevine, Que je li voil moustrer a voir ...*, Watr. 393, 72; 'ins Gelag hineinreden': *Princes puissans de haute orine, Se tu crois fol qui adevine, Tu en es en fin decëus*, Watr. 142, 158.

'Vermutungen, Betrachtungen sich hingeben, sinnen': *Ainsi devise et adevine Toutes les nuis dedans son lit, Si pensé erent si delit,* Manek. 1666.

'böse Reden führen über j.', auch: *Et sour les femmes adevinent Et les acusent et diffament,* JCond. I, 207, 130.

trans. 'weissagen' auch: *Uns nains ... Qui adevinoit sans mentir Co qui estoit a avenir A cels qui illuec trespassoient,* Ferg. 100, 33 Var.; *pour ce c'on li toli La paternostre qui li adevina Qu'avec les angles, in gloria celi, Sunt hodie dolus et rapina,* Watr. 307, 337.

'sich ausdenken, Mutmaßungen anstellen; erraten' auch: *Or entendés et je dirai Çon que j'en adevinerai, Car jou n'en sai ne tant ne quant,* BCond. 352, 2427; *Ne sui pas cil qui l'adevine* (erfinden), JCond. II, 186, 161; *mie ne l'adevine* (ich; Scheler: Sinn: c'est verité certaine), GLiége 38892; II, 8330; *Sans riens adeviner Je le puis bien savoir,* Froiss. Poés. III, 96, 31; *Assés bien m'en examina Et de moi tant adevina Que fort estoie enamourés,* Froiss. Poés. I, 179, 3129; *Et s'adevné je l'avoie* (den Namen), *Qui le me poroit tesmoignier?* ib. I, 239, 841; Obj. in Form eines Satzes: *Voir se dist cil qui adevine: En grant amour gist grant hâine* (der vermutet), Manek. 3542; *Car caseuns set et adevine Que li rois a la Manekine* (Gl. penser), Manek. 2692; *Car vous ne poés bonnement adeviner ne savoir quel cose il me faut, se je ne le vous di,* Froiss. I, S. 242; *On penseroit assés ançois C'on adevinast pour le quele J'ai ores mis ce nom apele,* ib. I, 241, 892; *Par vertu noble et divine, Lois juïse* (Voc.), *or adevine, Comment et par quel doctrine Cils qui le monde enlumine ... Ressuscita dou tombiel,* ib. II, 157, 5299.

mit pers. Obj.: 'durchschauen, begreifen': *et dist qu'ilh n'adevine l'empereire Henry,* GLiége 37825.

(***adevoques*), (der Kaiser Dacien:) *Dy me voir, dy sans contredit: Ou as tu ees tresors muciez Ne qui est celi qui laissiez Les t'a? Di voir! ... Respons tu en ceste maniere? Il semble que de moy te moques. Acertes di, ou adevoques Saras, par Mahommet, tantost* (läßt ihn darauf einsperren), Mir. ND. 38, 1394. Ein unwahrscheinliches Wort. Bonnardot, Glossar zu d. Mir. ND., meint, ce mot forgé sans doute en langage sarrazinois peut se traduire par 'puni, maltraité'. Ein saraz. Wort ist hier aber unbegründet, und gegen die angenommene Bedeutung spricht *saras,* das ja nicht zu *estre,* sondern zu *savoir* gehört. Der Wortlaut des Verses ist auch an anderer Stelle nicht in Ordnung. Auf die scheinbare Aufforderung *Acertes di* bleibt nämlich die Antwort aus; der Kaiser begnügt sich vielmehr mit der ihm vorher erteilten, beurteilt sie und straft sogleich für dicselbe. Also war *Acertes di* ursprünglich unmöglich eine Aufforderung. *Saras tantost* 'du sollst sogleich wissen (an dir erfahren)' weist auf den Weg zur Urgestalt der Zeile. Es setzt vor sich einen mit 'ob', *se,* eingeleiteten indirekten Fragesatz voraus: *Acertes di* ist also fehlerhafte Überlieferung für *S'acertes di* 'ob ich ernsthaft rede, es mit meiner Frage *Ou as tu ...* ernst meine'. Von *acertes* seinerseits, in Verbindung mit *ou* 'oder', fällt Licht auf *adevoques:* in diesem verbirgt sich offenbar das Gegenteil von *acertes,* 'im Spaß'. *adevoques* ist somit offenbar eine Entstellung von *a demoques,* gleichbedeutend mit älterem *en* oder *par moeois* (vgl. im besonderen *Jou ne sai se vous le dites en moeois u a chiertes,* St. Graal, s. God.) und seiner Bildung nach eine Ableitung aus *demoquier,* für welche *moque* aus *moquier* das Muster abgab; das *-s* ist das adverbiale. Die Überlieferung ist demnach so einzurichten: *S'a certes di ou a demoques, Saras, par Mahommet, tantost.*

**adherent,* adj., 'anhangend': *les peuples d'iceux royaumes adherents a ladite couronne,* Journ. d'un Bourg. de Par. 1420, bei Buchon, Chron. et Mém. I, 647[a].

adirer, vb. trans., part.: *C'a esté bien homme adiré, C'on ne scet qu'il pot devenir,* Mir. ND. 36, 1773; *Ha! tresdoulx Dieu ..., je te lo et mercy, Quant tu l'as ainsi converti Et si de ta grace inspiré Qu'il veult du monde estre adiré Pour toy trouver* (abgeschieden), ib. 9, 925.

**aditement*, s. m., '(anat.) Ansatz, Fortsatz': *les bestes sans chief qui ont yex si com le limas les ont sus aucuns additemens*, Mondev. Chir. 134; 271; 383; *aditement rostral* (additamentum rostrale, Ellenbogenhöcker) ib. 522.

**adjacent*, adj., 'angrenzend' *les parties adjacentes de l'ulcère*, H. de Mondev., Chir. 1677.

adjugier, vb. trans., 'zusprechen' auch: *ains yrons* (Sbj. die Teufel) *Porter la* (die Seele) *devant le vray juge, Si dirons qu'il la nous adjuge Com nostre acquise*, Mir. ND. 3, 972; (Berengier:) (Gern will ich mit einem von beiden kämpfen) *mais que me dites* (ihr, der Kaiser) *Pour le quel d'eulx je seray quittes Avoir affaire.* (Kaiser:) *Au quel de vous deux cest affaire Adjugeray?* (Ostes:) *Sire, par droit je le feray, Car c'est mon fait*, ib. 28, 1767.

'entscheiden, bestimmen': *il leur prie* (der Kaiser die Ärzte) *qu'ilz lui dient et adjugent du mal de sa femme la conclusion* (den Ausgang), Pr.-Clig. 329, 9; *Toi, fortune, adjuge tos le lieu de tumbres ouquel je reffonderay par longue espace de pleurz et de cris ceste grant perte pour moy avenu*, ib. 334, 8; mit *que c.* Ind.: ..., *si adjugent et deposent a la disposicion qu'ils voient ou corps de ce cheualier, qu'il a bonne facon, qu'il est de bon hostel et qu'il est bien pour enporter l'espriuier*, Pr.-Erec 257, 38; *par leur sentence il est briefment adjugié qu'elle doit auoir l'honneur du eerf*, ib. 264, 14; 267, 22; 293, 37; Pr.-Clig. 287, 20; mit *que c.* Conj. (final): *(le roi)* ... *adjuge qu'ilz* (die Gefangenen) *soient atachies aux queues de chevaulx par pies et par mains* ..., Pr.-Clig. 295, 15.

auc. de ..., 'verurteilen zu': *O que chetiue femme me puis je repputer,* ... *de quel mort serai je adjugie, de quelle penance serai je chergie pour la recompensacion de ce dur meschief par moy mesmes aduenu?* Pr.-Erec 283, 41.

**administrateur*, s. m., s. A. Delboulle, Rev. d'hist. litt. de Fr. I, 490 (13. J.).

adober, vb. trans., mit pers. Obj.: '(ärztlich) jmdm. Salben aufreiben': *Lors prent elle ses ongnemens desquelx elle adoube Fenice le plus souef qu'elle peculi*, Pr.-Clig. 334, 39.

rfl. bildl.: *Adoubez vous de tiex atours Que cilz bons princes s'adouba. Vaine gloire ainz nel destourba, Faus deliz ne vilains pechiez*, Watr. 230, 1004.

***adolé*, part., 'behauen': *Ki* ... *mesist m'al col mun grant escu bocler, E en mun poign mun espié adolé*, Wilh.-Lied 1159.

adoler, vb. rfl., *d'auc. r.* auch: *Pere, trop me vois merveillant Que de mon bien vous adolez. Je tien que pere est afolez Qui du bien son fil se courrouce*, Mir. ND. 21, 1019; *Sanz cause bien vous affolez. Ne sé de quoy vous adolez* (oder: wieso, warum), ib. 23, 1858.

adolé, auch: *Li sien corps est trop adolez Et pour voir sanz cause n'est pas*, Mir. ND. 32, 402; *que fera mon adolle cuer?* Pr.-Clig. 334, 5.

v. Sach.: 'trübselig, freudlos, elend': *Jaulier des prisons de Pensee, Avez vous le commandement De traitter ainsi rudement Les povres cueurs en ceste annee?* ... *Dedens la chartre adoulee Tenir les deussiez doulcement*, Rond. v. Tignonville, bei Ch. d'Orl. (ed. d'Héric.) II, 253.

adoner, vb. trans., 'zulassen, ertragen': *Car qui boin grain prent et messomme, Quant li tans* (Jahreszeit) *l'adonne et fuisonne, Il emploie bien sa joneche*, Froiss. Poés. II, 192, 1036; *bien l'adonnoit la saisons*, ib. II, 207, 427; *Et bien l'adonnoit la saisons Qu'il fuissent en esbatement*, ib. II, 339, 7. s. ferner Scheler, Gl. zu Froiss. Poés.

je puis bien dire qu'il (sc. *vostre cuer*) *est mien et du mien pouez ausi jugier qu'il est plus que vostre par lez soudaines et bonnes acointances dont amourx les a anexes et tellement addomez ensambre que le mien est a vous et le vostre a moy* (einander überlassen), Pr.-Clig. 324, 35.

a. son cuer a ce que c. Conj.: *Se nus a ce son cuer adone Ke miex aint une grise none, Ne vous en veuilliés ja doloir*, JCond. II, 37, 1199; *a* c. Inf.: *pour example donner A ceulx qui voudront adonner Leurs cuers a lor œrres poursivre*, ib. II, 298, 290.

rfl.: *a aue.*, auch: *O comme est l'amour d'une femme bonne et lealle sur cellui a qui elle s'adonne*, Pr.-Clig. 323, 7; *a aue. r.* auch: *A mal fait donc ne t'adonoies* (Cj. Pr.), Ly. Ysop. 3329; *là s'adonent*, BCond. 116, 248 Var.; *Mais la u li siens cuers s'adonne, S'amour otroie et abandonne Que ja ne laira pour easti*, JCond. I, 338, 1115; *a ce vous vous adonnez*, Mir. ND. 36, 1264; *A l'estoire dou tout m'adonne*, Froiss. Poés. I, 309, 3001; *a tous solas s'adonne*, ib. II, 417, LXXV; *se sa voulenté s'i addonne*, Pr.-Clig. 328, 35; *a ce que* c. Ind.: *Li quens Bauduvins s'adonna A ce que le souper donna De large cuer et liement*, JCond. I, 199, 1001; *a ce que* c. Conj.: *il se doit adonner A ce que le bien li enorte Et que le mal li desenorte*, ib. II, 275, 242; *a* c. Inf.: *Se tes cuers a mirer s'adonne*, JCond. I, 95, 126; *Malëureuse est la personne Qui a vous servir ne s'adonne*, Mir. ND. 26, 68; *Grandement me sui adonnés A regarder de chief ou cor*, Froiss. Poés. II, 167, 188.

adoné, part. als adj. 'hingegeben, beflissen': *Soieis plus adonneis a vaillier que a dormir*, Cato 43 (Z. f. R. Ph. 19, 86); *Ce sont les langhes adounces Au mal et au bien contredites*, BCond. 75, 360; *La estoie moult adonnês A moi deduire et solacier*, Froiss. Poés. II, 136, 4594.

**adormir*, vb. rfl., 'einschlafen': *Los serpenz, cui ... mos sire sainz Matheus faisoit adormir* (lat. serpentes ... convertebat in somnum, prov. *aquest los faxia adormir*), Afr. Pr.-Leg. J 4, 6; (obdormire) ib. 10, 6 (God.'s erstes Beispiel).

adosser, vb. trans., 'im Rücken von etw., einer Sache zur Seite etwas anbringen': *Et puis apres per lor prouaee Tote la terre du fossey Ont tantost desus adossey* (am Rande aufgeschüttet), Prior. Veg. 1744; *Moult a jai passey longuemant Que nuns ne fit enforeemant D'environ l'ost de grant fossez Ne terraux delez adossez*, ib. 5962; *Tant que il font un grant fossey A erate* (crête) *desus adossey*, ib. 5988.

'sich an jms. Rücken lehnen, an jmdn. stoßen': *Et li autre per de derriere Redoivent avoir la matiere De quoi il facent les fossez, Quant il les aront adossez* (lat.: reliqui post ipsos ductis fossis muniunt castra, JdeMeun: *et li autre doivent faire les fossés derrier yaus*, ArtChev. 34), Prior. Veg. 1774.

adossé, auch: *Mes davons leus estroix alire* (zum Kampfe) *Et de paluz et de fossex Empauehiez, d'arbres adossex Ou de rotes* (d. i. *roistes*) *places grifaignes, De vaulces ou de montaignes* (oder *adossez* steht zu *empauehiez* parallel; JMeun: *liex estrois et empeeschiez ou de fossés ou de palus ou d'arbres ou de montaignes*, ArtChev. 96), Prior. Veg. 5590.

adoucier, vb. trans., auch: *blandior, adouchier, bleder*, Cath. Lille 26; *Or avez adoucie m'ire*, Julian 558; *Car femme deboinnaire et douce Les maus de son amy radouee*, JCond. I, 353, 1604; *A Julïen le euer adouce S'alaine sovent et ades*, Julian 4624; *la surtés l'en est* (der *morsuretes*) *tant douce K'en mordant le cuer li radouce*, BCond. 308, 1171; s. ferner Scheler, Gl. zu Froiss. Poés.

adoucir, vb. trans., 'beschwichtigen' auch: *Or me fist* (sc. *Morphëus*) *ce que li requis, Dont moult adouci mes anuis*, Froiss. Poés. I, 51, 1709.

mit pers. Obj.: 'sanft machen, zähmen': ... *le feu* (Amors) *qui est si merveilleux Qu'il adouleist les orgueilleux* ..., Froiss. Poés. III, 60, 244.

**adougier*, part. als adj.: 'schlank': *Gent ot lou cors* (König Baldus), *bien fait et adougié*, Prise de Cordres 2315.

adreee, s. f., v. Pers.: 'Wegweiser, Führer': *Cele qui est la droite adresee Qui tous les pecheors adresee*, (in einer Hs. fortgesetzt:) *Cele qui est la droite voie Qui toux les devoiez ravoie* (die Jgfr. Maria), Ruteb. (ed. Jub.)^2 III, 284, 1091; *Sire, je te pri humblement, Qui es des forvoiez adresee, Que vueilles ceste pecherresee* (mich S.) *D'enfer tencer*, Mir. ND. 16, 351; *Vierge, mere au doulx roy celestre, Des desvoiez adresee et port*, ib. 26, 686; *De joneee, Tant qu'en foiblece, A esté* (sie) *voie et adrece De tous biens plus qu'oultre bort*, Froiss. Poés. II, 288, 122.

'Richtung, Bestimmung, Ziel': *Ou est de nostre cheminer, Dame, l'adresce?* Mir. ND. 2, 848; *Mahon vous gart, biau pere hermite: Adressiez moy. — Quelle est l'adresce, amis? De quoy Avez mestier?* ib. 21, 201; *que Diex Tiengne vostre cuer en leesce Et vous amaint a bonne adresce Et nous si face*, ib. 27, 1437.

avoir adrece a auc. r. 'den Weg zu etwas finden, zu etw. gelangen': *Conment pëusse avoir adresce A ce qu'au filz du roy parlasse?* Mir. ND. 21, 564; *estre en l'adrece de* c. Inf. 'sich anschicken etw. zu tun': *Gabrïel, soions, je vous pry, De chanter d'accort en l'adresce*, ib. 27, 1286; *metre auc. en l'adrece de* c. Inf. 'jmdn. anleiten etw. zu tun': *Et de ta sainte voulenté Faire me mez* (Imper.), *dame, en l'adresce*, ib. 10, 341.

en l'adrece, 'in gerader Richtung, auf geradem Wege, geradeswegs': *sachiez en voie De retour est, et* (u. zwar) *en l'adresce, Le roy; quanqu'il puet se radresce*, Mir. ND. 34, 1240.

adrecement, s. m., 'Richtung'. Oxf. Ps. 118, 7 eher 'Geradheit i. übertr. Sinne, Rechtlichkeit, Ehrlichkeit' (gr. εὐθύτης, Prosafassung ibid. S. 341; *en droiturier cuer*); desgl.: *Tu aprestas adrecemenx; jugement e justise en Jacob tu fesis* (tu parasti directiones: iudicium et iustitiam in Jacob tu fecisti, gr. εὐθύτης), Oxf. Ps. 98, 4; *Adrescement aparillas, En Jacob justice fait as*, Reimps. ib. S. 327.

'Wiedergutmachung' auch: *E nostre Sires les out chastiez suvenierement, e pur ço repentir ne se voldront ne faire adrecement* (das Getane wieder gutmachen), LRois (Ler.) S. 402.

adrecier, vb. intr., abs.: 'das Ziel erreichen': *S'il adrece* (sc. *li veneres*), *il convient kër Le sengler*, JCond. I, 165, 56; 'Richtung nehmen': *Dites moy ...: ou est le recept D'un homme c'on clayme Joscet? Enseigniez le moy ... — Pour voir, adrecié bien avez; Que ce suis je* (gut habt ihr Eure Richtung gewählt, den richtigen Weg eingeschlagen), Mir. ND. 35, 875.

~ *a auc. r., a auc.* 'Richtung wohin nehmen, sich wohin wenden, wohin steuern': *E! Diex, une nef voy venant; Ne sçay se cy adressera Ou se vent aler la fera Ailleurs, plus loing*, Mir. ND. 27, 1314; *ou les as tu laissié Ne quel part ont il adressié* (die in das steuerlose Boot gesetzten)? ib. 34, 2566; *Dieu ... Me doint que bien aie adressie* (den richtigen Weg eingeschlagen zu) *A celui que j'ay tant tracié*, ib. 17, 1560; *— en auc. r.: Ainsi maintes femes bestornent ..., Les autres adrescent en bien, Ensement que Diex le consent*, JCond. II, 204, 44.

trans. mit sächl. Obj. 'richten, kehren, lenken (wohin)' auch: *(Deus) adreceise vostros allemenz a via perdurabla*, Afr. Pr.-Leg. K 71, 5; mit *a* c. Inf.: *La meie volunté seient adrecedes les meies veies a guarder tes justificaciuns* (utinam dirigantur viae meae ad custodiendas iustificationes tuas), Oxf. Ps. 118, 5 (Cambr. Ps. *esdrecier*); *Chius qui puet sen cuer justicier Et a raison faire adrecier*, JCond. I, 142, 25; *Ensi dois ta langhe adrecier A biau parler*, ib. I, 153, 72.

lenken, leiten': *Ha! sire* (Gott), *vueilliez adresser Mes euvres ça jus telement Que ce soit a mon sauvement*, Mir. ND. 32, 2181.

'in gerade Richtung bringen': *Et soit la saiete adrecie, [Soit] traite a cheval ou a pie*, Prior. Veg. 1206 (= *et que la saiete voist droit, soit traite a piet ou a cheval*, JMeun, ArtChev. 22).

'anlegen': *Car se per droit sont estaublies Les aberges et bien adrecies Per bon sant et per bone part, Li chevaliers säurs u parc Sont jor et nuit et totes hores*, Prior. Veg. 1602; *Car il* (sc. *le palais*) *estoit longs, haulz et drois, Bien adreciez en tous endrois*, Froiss. Poés. III, 54, 56.

'in die richtige Lage bringen, in Bereitschaft setzen; aufstellen': *Ens el point que paien adrecent Lor mangoneaus et lor tres drecent, Lor vient Juliens afendant*, Julian 2409; *N'onques tref ne porent drecier, Nis un mangonel adrecier*, ib. 2470; *et se ceste* (sc. *arbaleste*, lat. *ballista*) *est atempree et*

adrescie par hommes qui bien en sont üusé et qui ont avant bien connëu sa mesure et son pooir, elle tresperce tout quanqu'ele fiert (quae si iuxta artem mechanicam temperetur et ab exercitatis hominibus dirigatur, 'bedienen'), JMeun, ArtChev. 153.

'anordnen, einrichten': *De trestote la gent a pie, Comant il seront adracie* (Überschrift), Prior. Veg. 2032; *Comant doivent estre estaublies Les legions et adracies* (Überschrift), ib. 2420; *Et de cestes dis compaignies, Puis qu'eles sont bien adrecies, Est fondee la legions ploinne*, ib. 2536.

'in Ordnung bringen': *Sis los e sis cunseil est teus, K'il apres eus mut tost irra E lur pëis adrescera' Par le comun cunseil d'eus tuz* (die Verhältnisse ihres Landes; ihrem L. zurechthelfen), Ipom. 2122.

'verwirklichen, ausführen' auch: *Et Juliens son oirre adrece, Vers la forest maintenant vint*, Julian 188 (denkbar auch *ἀπὸ κοινοῦ* von *Vers la forest* und dann *adrecier* 'richten'); *Pensez de la chose adrescier Tantdis que je m'iray mucier Ileuc derriere*, Mir. ND. 31, 2484; *Vous, clers, vostre chant adrescez Et de floreter ne cessez En alant, tant que soyons la: Regina celi, lettare, alleluia* (anstimmen), Mir. ND. 40, 2656.

'in Wirksamkeit setzen': *S'on vouloit homme justicier A mort pour droiture adrecier, ...*, Watr. 211, 392.

'jmdm. etw. zureichen; zuweisen, zuerteilen': *Ançois les sert de tel leece, Quant ele a mangier lor adrece, Del baisier ne se pot tenir*, Julian 3276; *Je li fas* (ihm: Gott) *un veu et promesse, Que, se la victoire m'adresse, Si tost que conquis les aray, Au saint sepulcre m'en iray Com pelerin*, Mir. ND. 32, 1759.

mit pers. Obj.: 'lenken, leiten': *Par sa volenté nos adrece* (Gott), Julian 2822; Dav. Proph. 216, 892; *Adresciez moi*, Mir. ND. 21, 201; mit *a* c. Inf.: *Regarde moi et si m'adresce A toi servir de la peresce* (*de*, aus, abhg. v. *adr.*), Reimpsalt. 12, 2 in Oxf. Ps. S. 269.

'geleiten, begleiten' *Et touz jours m'a fait compaignie Ceste dame et si adressie* (so treu) *Que depuis ne m'a point laissie*, Mir. ND. 30, 1548; mit Ortsbest.: *Seigneurs, ... En l'ostel de Chestre adresciez Ceste dame, et la la laissiez Et revenez a moy icy*, Mir. ND. 29, 817.

'treiben', mit *a* c. Inf.: *Certes, foleur vous adresça A venir ey*, Mir. ND. 24, 77; *Amis, quelle cause t'adresce A venir cy?* ib. 31, 1367.

'zum Gedeihen bringen': *Li fil de tes sers habiterunt e la semence d'els en siecle sera adrecee* (wird gedeihen), Oxf. Ps. 101, 29 (et semen eorum in saeculum dirigetur; Reimps., ib. S. 329; *Et lor semence ert esdreciee A tous jors mais et essaucice*).

'zurechtweisen, unterweisen', auch: *... se vaillant home et saige Et qui saichent d'armes l'usage ... Sont retenuz et alëu Por tox les autres avancier Et ensoingnier et adrecier ...*, Prior. Veg. 3282; *En tous biens estoit adreciez*, JCond. II, 183, 65; mit *a* c. Inf., 'erziehen zu': *C'est grans merveille et grans meschiez C'uns hom ne puet estre adrechiez Au bien en son cuer retenir*, ib. II, 262, 38.

'ausstatten, versehen': *et uns de ces chars est establis a la compaignie de ces .XI. armer et adrecier et servir* (ad armandum vel dirigendum, im Lat. auf carroballistae gehend, 'zur Bedienung und Richtung der Wurfgeschütze'), JMeun, ArtChev. 68; *d'aue. r.* auch: *Chius l'adreça de canqu'il vot*, JCond. I, 215, 1483; *Quant vaillans hons n'est adrechiez De boin consseil*, ib. II, 165, 138.

rfl. 'sich wenden, seine Schritte lenken, ziehen': *Et li los ... Fuiant par un chemin s'adresce, Par ou marcheant cheminoient*, Gd'Angl. 798 C (*vers un chemin* P); 'daherstürmen': Erec 3020; Clig. 3420; 'sich wohin wenden', *vers ...*, auch: *Quanqu'ele se pot adrecier, S'est vers les loges adrecice*, ChCharr. 5919; *en ...*: *Dex est mes los et ma vertus, Et si est fais en moi salus, Vois de salut et de liece Es ostés des justes s'adresse*, Reimps. 117, 15 in Oxf. Ps. S. 340.

'sich einrichten, verfahren': *Seveax non tant por nos fera Que ele nos*

conseillera En quel maniere le ferons. Et nos nos en adrecerons (*en* hinsichtlich dessen) *Solone ce que cle dira*, Julian 3046.

'sich einer Sache zuwenden', *a aue. r.: K'il n'est pensee si marie ..., S'a l'escouter les chans s'adreche, Que ses anuis ne li estanche*, JCond. II, 42, 1358; *a faire aue. r.* ('darauf bedacht sein, darauf ausgehen'): *Cil est floris de bone teche, Qui a s'onnour faire s'adrece*, BCond. 258, 389; *Et il de plus en plus s'adresce A grant orgueil a demener Et a ses voisins fourmener*, JCond. II, 153, 96; *Chascuns a bien faire s'adresce*, Watr. 205, 184; *Si li conmandés ..., pour monter en haultesse, Qu'a espouser anssi s'adresce, Qui? la fille de l'emperiere*, Mir. ND. 33, 1995; *en aue. r.* (gerichtet sein auf'): *Toute vertus, toute hautesse En son sanctifiier s'adresse*, Reimps. 95, 6 in Oxf. Ps. S. 326.

'sich anschicken', *de* c. Inf. auch: *Or est temps de moy adreseier D'aler au saint pere nuncier Ce qui m'est conmandé a faire*, Mir. ND. 14, 1056.

'gutmachen' auch: *Avant un po que venissiez, Par confession adressiez M'estoie ... De touz les meffaiz que fis onques*, Mir. ND. 27, 1561.

'sich Recht schaffen' auch: *Ainssi se set Diex adrecier Des grans mauvais et les confont*, Watr. 263, 1002.

adreeié 'wohlgeordnet': *Li Romain ... i firent dis compaignies Ordonnees et adracies, Qu'ausi sont come un propres cors*, Prior. Veg. 3426 (JMeun, ArtChev. S. 63 nur *ordennees*).

'wohlgeschult, wohlausgebildet': *Cil bachelers de bonnes mours, Biaus en armes et adreciez*, Watr. 316, 159; *En tous biens estoit adreciez Et a Dieu servir adreciez De sainte vie*, JCond. II, 183, 66.

'wohlgeartet': *Amours, je te fis ja hommage Pour la plus belle et la plus sage, La mieuls adrecie en corage A mon samblant Qu'onques vëisse en mon eage*, Froiss. Poés. I, 3, 77.

adroit, adj.: 'gerade': *L'on ne doit mie en moult de leus Les murs faire adroiz, mes angleus*, Prior. Veg. 8656 (gegen *droiz*, 8401).

'in Ordnung', *mal a.: Endementiers qu'il ... S'an issent ... Per les portes qui sont atroites, Per les charrieres mal adroites*, Prior. Veg. 6172.

'geeignet': *Se nous trovons un lieu qui soit beauz et adrois Pour fonder une ville*, GLiége 716.

aduire, vb. trans., *aue. a aue.* 'jmdn. jmdm. zuführen': *A lur raisun destruire Lor deit l'um cels aduire Qui ...*, Geburt Jesu 18 (Stzgsber. Berl. Akad. 1903, Sonderabdr. 14); *Adui me celui qui te sanet* (adduc ad me), Afr. Pr.-Leg. M 42, 14.

***adurable*, adj., = *aduré*: *Cloris li adurables*, GLiége 2447.

**adurer*, vb. trans., 'abhärten, gewöhnen', *en* c. Inf.: *Et si set son cuer adurer En la bonne voie poursivre Pour la fin de ses fès eonsivre*, JCond. II, 239, 118; entsprechend *aduré* (hartnäckig dabei beharrend): *l'homme aduré En mal faire et fol et despert*, ib. II, 214, 108.

(Schluß folgt.)

Berlin. G. Cohn.

Kleinere Mitteilungen.

Zur altenglischen Wortgeschichte.

Ae. *milc* 'Milch'.

H. Weyhe hat PBBeitr. 31, 43 ff. die Vorgeschichte des ae.-anglischen *milc* aufgehellt. Es handelt sich um eine auf den Nominativ übertragene Form des Gen. und Dat.: Nom. **melak* = *meoluc*, Gen. Dat. *meluki-* = **milic*, *milc*. Auch auf deutschem Boden lebt eine Obliquusform von *Milch* weiter. Hessisches *męlɣ* geht, wie ich Zs. f. hochdeutsche Mundarten 6, 10 gezeigt habe, auf den Dativ *miluhi*, *milihi* (Graff II, 721) zurück. *i* vor *i* erscheint im Hessischen als *ę*. Dieser merkwürdige *i*-Umlaut des *i* bedarf noch weiterer Untersuchung (vgl. die Nachweise bei Behaghel, Geschichte der deutschen Sprache[4] S. 143); auch im Mnl. finden sich Spuren dieser Erscheinung (vgl. Franck, Mnl. Gr.[2] § 69).

Ae. *ǧeare* Adv. = *ǧearwe*.

Das ae. Adverb *ǧeare* an Stelle von *ǧearwe* wird von Holthausen, Anglia-Beiblatt 15, 70 aus dem Komparativ *ǧearor* erklärt. Man hat zwar öfters Positivformen aus Komparativen erklären wollen; da aber der Positiv in der Sprache viel fester steht als der Komparativ, kommen mir diese Erklärungen bedenklich vor. In unserem Falle hat stärker als der Komparativ die Form *ǧearu* wirken können, die im Paradigma des Adjektivs eine große Rolle spielt: sie wird gebraucht als Nom. Sing. aller Genera, Akk. Sing. Neutr., Nom. Akk. Plur. Neutr. Die Form hatte dieselbe Endung wie *hwatu* = Nom. Sing. Fem., Nom. Akk. Plur. zu *hwæt*. Nach dem Muster von Adj. *hwatu* : Adv. *hwate* konnte man zum Adj. *ǧearu* ein neues Adv. *ǧeare* bilden.

Gießen. Wilhelm Horn.

Note on the Anglo-Saxon Indicia Monasterialia.

Paragraphs 104 and 105 of the Anglo-Saxon Indicia Monasterialia, published by F. Kluge in the second volume of Techmer's *Internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft*, read as follows:

104. Gyf þû hosa habban wille, þonne strîc þû ûppweard on þînum sceancum mid þînum twâm handum.

105. Gylecan tâcen his þæt þû strece forð þîn wenstre handstoc and plyce innan mid þînre wynstran hande.

Kluge translates 105: 'Das Zeichen für ... ist, daß du die linke Handstauche hervorstreckst und sie mit der linken Hand innen faltest,'[1] leaving the word *gylecan* untranslated. In the 'Liste der Stichworte dieses Katechismus der Zeichensprache' he gives the word with a mark of interrogation and without a translation. The Dictionaries do not give the word, and I know no other place where it occurs.

I believe that we have to do with a scribal error and that we must read 'pylecan'. The word occurs in the division dealing with articles of dress.

[1] *Plyccan* is 'to pluck', not 'falten'. Napier, *Contributions to Old English Lexicography*, p. 51.

The paragraph immediately preceding begins with 'gyf', that is to say with a word having for its two first letters 'g' and 'y'. The scribe began to write 'gy' looking at the wrong word first, and completed it with the rest of the right word 'lecan'. *Pilece, pylece* occurs in Wright-Wülcker, 328. 11 '*Pellicie, pylece*', and is quoted in Bosworth-Toller from Bouterwek's *Sreadunga*.[1] In Stratmann-Bradley 'pilche' is explained as 'pilch, flannel or fur garment'; in the *Oxford Dictionary* 'pilch' is defined as 'an outer garment made of skin dressed with the hair; in later use, a leathern or coarse woollen outer garment.' That the pilch could be part of a monk's or friar's dress is evident from *Pierce the Ploughmans Crede*, 243. Pierce says that an Austin friar told him that his order was first founded, upon which his interlocutor bursts out:

'Fyrst felawe!' quaþ he 'fy on his pilche!'[2]

The Latin *pellicia, -tia, -cea* is amply exemplified in Ducange. The following quotations from that dictionary will sufficiently prove that *pellicia* was common in the Middle Ages as the name of a part of the monastic habit.

Hoc anno proximo habeant omnes claustrales Monasterii S. Martialis Pelliceas et tunicas, in festo S. Michaelis unusquisque Pelliceam et tunicam, sequenti anno tunicam, et alio subsequenti Pelliceam et sic deinceps interpolatae Pelliceae agnínae erunt. *Codex Ms. Martialis Lemovic.* num. 58 pag. ult.

Paria pellitiarum, froccorum, et cucullorum. *Chronic. Andrense* 24.

In the last quotation the *pellicia* is mentioned together with two other articles of the monastic habit, viz. the *froccus* or *floccus* the frock, the 'outer and characteristic dress of a monk', and the *cuculla* or cowl.

Further reference may be made to the *Pellicium chorale*, and to the *superpellicium* (surplice) '(vestis) sic appellata', inquit Durandus in Ration. lib. 3 cap. 1 n. 10, 11, 'eo quod antiquitus super tunicas pellicias de pellibus mortuorum animalium factas induebatur, quod adhuc in quibusdam Ecclesiis observatur' (Ducange). The *Encyclopaedia Britannica*, i. v. surplice, says: 'Its name is derived ... from the fact that it was formerly put on over the fur garments which used to be worn in church ... as a protection against the cold.' Cp. *The Catholic Encyclopedia*, i. v. surplice.[3]

I believe that it is superfluous to adduce further evidence that 'gylece' is a ghostword and that 'pylece' should be substituted.

Amsterdam. A. E. H. Swaen.

Bibliographisches zu John Forbes' Songs and Fancies.

Im 131. und 132. Bande dieser Zeitschrift hat Wilhelm Bolle eingehend über das älteste in Schottland gedruckte Liederbuch gehandelt, als dessen Verleger John Forbes von Aberdeen zeichnet. Bolle hat seiner Wiedergabe des Textes die dritte Auflage, von 1682, zugrunde gelegt. Mit vieler Be-

[1] = Ælfric, *Alcuin's Interrogationes Segeulfi*, Anglia VII, 30.

[2] Cp. Chrodegang LII: Sume preostas syn þe callinga gymad þæt heora reaf swete stince, 7 þæt heora fell swa side hangion þæt se fot ne ætywe.

[3] The name of the surplice arises from the fact that it was worn by the clergy, especially in Northern Europe, over (*super*) the universally customary fur clothing. This is stated by Durandus and by the English grammarian Gerlandus each of whom lived to the thirteenth century. l. c.

rechtigung, denn die beiden früheren, von 1662 und 1666, gehören zu den größten bibliographischen Seltenheiten, während sich die dritte häufiger findet. Bolle sagt, von der ersten Ausgabe, die Ritson und Stenhouse noch kannten, habe sich kein Exemplar mehr erhalten; auf die zweite habe Wooldridge in seiner Neuausgabe von Chappel's Popular Music of the Olden Time Bezug genommen. Stenhouse hat die erste Ausgabe sicher gekannt: er druckt Forbes' Widmungsschreiben auf S. XXXV—XXXVII seiner Illustrations of the Lyric Poetry and Music of Scotland ab. Für Ritson läßt sich diese Kenntnis, soweit ich sehe, nicht nachweisen. Er zitiert nur die Ausgabe von 1666, also die zweite.[1] Sein Handexemplar dürfte durch die Versteigerung der Britwell Court Library durch Sotheby in London im Dezember vorigen Jahres zum Vorschein gekommen sein. Der Katalog führt unter Nr. 54 ein Exemplar dieser zweiten Ausgabe an: with Ms. notes of J. Ritson on fly-leaf. Das Titelblatt unterscheidet sich in Kleinigkeiten von dem eines weiteren Exemplares in derselben Sammlung, das die handschriftlichen Signaturen Alexander Lindsays und Jeannet Forbes' trägt, also möglicherweise aus der Familie des Druckers und Verlegers stammt. Unter Nr. 52 kam das einzige jetzt noch bekannte Exemplar der ersten Ausgabe unter den Hammer. Bolle ist also insofern zu berichtigen, wenn auch die flüchtige Erscheinung der vielgesuchten Rarität sich nicht in bleibende Gegenwart verwandeln wird. Ein gewisser G. D. Smith hat es um £ 150 gekauft. Vermutlich wird es in einer Privatbibliothek jenseits des Ozeans verschwinden. Ein wissenschaftlicher Verlust erwächst uns daraus nicht. Das Exemplar wird im Katalog als im allgemeinen gut erhalten beschrieben. Es stammt aus der Bibliothek des schottischen Historikers und Altertumsforschers George Chalmers (1742—1825), eines Mannes von vielseitiger Gelehrsamkeit, den mancherlei Beziehungen mit der literargeschichtlichen Forschung des Scottschen Freundeskreises verbinden. Ein weiteres von John Forbes gedrucktes Werk befand sich gleichfalls in der Britwell-Bibliothek: Psalm Tunes to four Voices, Aberdeen 1666. Auch hiervon ist kein zweites Exemplar bekannt geworden. Sein früherer Besitzer war David Laing in Edinburgh.

In diesem Zusammenhang sei es mir gestattet, auf eine soeben veröffentlichte Abhandlung (ursprünglich Leipziger Dissertation) von Nelly Diem hinzuweisen: Beiträge zur Geschichte der schottischen Musik im 17. Jahrhundert nach bisher nicht veröffentlichten Manuskripten; Hug & Co., Zürich und Leipzig 1919. Die Abhandlung enthält kritische Textabdrucke des Leyden-Ms. (1639) und des Hume-Ms. (1704), berichtet in einer inhaltsreichen Einleitung über eine Reihe anderer Mss. ähnlicher Art, bietet eine ziemlich umfassende Bibliographie und anhangsweise interessante Musikbeilagen aus den von der Verfasserin untersuchten Liedersammlungen, so daß wir jetzt über diese Gruppe von Veröffentlichungen im ganzen recht gut unterrichtet sind. Die Wichtigkeit von Forbes' Songs and Fancies tritt auch in der Diemschen Arbeit an vielen Stellen eindringlich genug zutage. —

Entsprechend der ungewöhnlichen Seltenheit der in der Britwell Court Library enthaltenen Drucke wurden bei der Versteigerung phantastische

[1] Scotish Songs I, S. III und CIII: the Aberdeen collection, printed in 1666 usw.

Preise erzielt. Das Ergebnis eines Tages belief sich auf £ 110 356. Die erste Folio-Ausgabe der Werke Shakespeares brachte £ 2300, die dritte £ 2400; die Quarto 1600 von Much Adoe about Nothing £ 2200; die vorshakespearesche Tragödie von Richard III. (1594) £ 2000; Caxtons Reynard the Foxe (1481) £ 5900; eine Serie von Broadsides und Ballads aus der Heber-Sammlung £ 6400! Man denkt unwillkürlich daran, daß der Schauspieler Alleyn sein Exemplar der Sonette Shakespeares um 5 Pence erwerben konnte. Auch Bücherpreise sind ein Stück Wirtschaftsgeschichte. Es beginnt in den großen Kulturperioden der Völker und scheint seinen Abschluß zu finden in den Bibliotheken der amerikanischen Trustmagnaten: der Weg vom lebendigen Organismus zur Mumie.

Basel. Hans Hecht.

Zu Giulio Bertoni, 'I Trovatori d'Italia', Modena 1915.

Zu den hier veröffentlichten Texten haben schon Lewent, Lit.-Bl. 36, 348 und Schultz-Gora, Herrigs Arch. 134, 194 zahlreiche Verbesserungen und Besserungsvorschläge mitgeteilt. Es sei mir gestattet, einige weitere hinzuzufügen.

1, 3. Emperador avem de tal manera
Que non a sen ni saber ni menbranza;
Plus ibriacs no s'asec en *chadera*
Ni plus volpills no porta escut ni lanza ...,
Ni plus malvaz no fez vers ni chansos.

Zu *chadera* die Anmerkung: 'Qui ha certamente il senso di "trono", non quello commune di seggiola.' Ist das wirklich so gewiß?

2, 50. C'us tant lares no·*s segna*
De neguna voz.

Dazu die Anmerkung: 'Locuzione abbastanza usata ... Basterà un esempio, fra i parecchi che si potrebbero citare: *Genser dona no·s senh* Arn. Catalan (Rayn., *Lex.* V, 227).' Die Mitteilung der übrigen Beispiele wäre erwünscht gewesen; mir sind weitere Belege nicht bekannt, denn an der von Rayn. angeführten Stelle liegt nicht *senhar*, sondern *cenher* vor.

3, 48—50. Enves totz cels *c'ab vos an acordansa*
E que·us servon de grat e volontier,
Vos non tenetz sagramen ni *fiansa*.

Übs. 'tutti coloro che sono in buoni rapporti con voi'. Nein, sondern 'die mit euch ein Übereinkommen getroffen, einen Vertrag geschlossen haben'. Wegen *fiansa*, das B. '*fedeltà*' übersetzt, vgl. Sppl. Wb. *fizansa* 1) Schluß.

4, 19 ff. Mas s'il saubes cum m'*auci* malamen
Lo mals d'amor e la pena q'ieu trai,
Tant es valens e de fin pretz verai
E tant *si fai lauzar a tota gen*,
Q'ieu cre n'agra merce, mon escien.

'Tormenta' ist als Wiedergabe von *auci* zu schwach; 'zugrunde richtet'. Auch die Übersetzung 'che si rende degna d'essere tanto lodata da tutti' trifft nicht das Richtige; 'und in so hohem Grade erwirbt sie sich das Lob aller Leute, so sehr wird sie von allen gelobt'.

5, 14. E cel, q'esser volra sabenz
Qals es cil de cui sui jausenz,
An la genchor del mont vezer,
Q'esters no·ill lo aus far saber.

Ich glaube, trotz des in der Anmerkung Gesagten, daß hier, ebenso wie 6, 22, *quals* mit 'wer', nicht mit 'wie beschaffen' wiederzugeben ist.

6, 8. Qu'en lieis es senz, honors e cortesia,
Genz acuillirs ab tant *bella paria*
C'om no la ve que non si'enveios
Del sieu ric pretz.

Genz acuillirs ist mit 'gentili maniere' zu frei übersetzt. Wegen *bela paria* vgl. Sppl. Wb. 1, v. *paria* 4).

6, 17. *Devria.* Schreibe *deuria* (Druckfehler?).

6, 23. E qi·m volgues enquerre d'esta flor
Cals es ni don, be·m ditz mos essiens:
Qui me n'enquier, *sembla·m desconoissens*,
Puois tant au hom dire de sa ricor.

Ist *sembla·m* am Platze und nicht vielmehr das von Hs. C überlieferte *sembla* aufzunehmen? 'Und wenn mich jemand fragen sollte, wer diese holde Frauenblüte ist und woher sie stammt, dann sagt mir mein Wissen (d. h. doch wohl: dann weiß ich sehr gut): wer mich danach fragt, scheint ein *desconoissens* (d. h. muß ein *d.* sein), da man so sehr ihre Vortrefflichkeit verkünden hört.' Wie ist aber *desconoissens* zu deuten? Bertoni übersetzt 'che costui non sarebbe punto *bene informato*'. Das paßt doch nicht, denn es wird ja gegen den Fragenden gerade der Vorwurf erhoben, daß er fragt, trotzdem er gut unterrichtet sein könnte und müßte, da alle Welt die Dame rühmt. Etwa 'Dummkopf'?

7, 16. *No·i.* Schreibe *no i*, da der Vers zwei Silben verlangt.

7, 22. Qu'ades me somon de *l'*entendre
Mos cors.

Übs. 'mi invita a desiderarla'. *L'* ist Artikel; wäre er Fürwort, müßte die betonte Form *lieis* stehen.

7, 23—27. Dunc q'en faras? Vols t'en partir? —
Oc eu. — Per qe? — Quar trop foleia
Qui sec son dan. — E *se·t plaideja*
Amors, creis te·n jauzir? —
Hoc, qar mal grat dels lauzengiers
Mi rent a lieis.

Die Stelle bleibt mir trotz der Bemerkungen von Jeanroy, Stimming und Bertoni unklar. Jedenfalls ist *creis* nicht 'du glaubst'. Zwar sagt Stimming, Gröbers Zs. 34, 227, daß 'im Sing. der Indic. Präs. von *creire* neben den korrekten Formen mit *e* bekanntlich auch nach dem Inf. gebildete mit *ei* vorkommen', aber eine 2. Sing. mit *ei* ist m. W. nirgend belegt.

7, 48. *Gaïgnar* halte ich nicht für zulässig; ändere *g[az]aignar*.

8, 11—12. Pois *Mon Restaur* non puosc vezer
Lo douz ris ni·l plazen esgar,
De mos huoills non sai mais que far.

Übs. 'poichè non posso vedere il dolce riso ... del Mio Ristoro'. Daß, wie es in der Anmerkung heißt, *Mon Restaur* von *Lo douz ris* abhängt, halte

ich für unmöglich, und Stimming ist m. E. durchaus im Recht, wenn er *Mon Restaur* als Akkus. ansieht und hinter *vezer* ein Komma setzt.

9, 29—30. Que quant n'an los *gratz mal* soffriz ...
Non voill *al dir*, mas mal estai.

Die einzige Hs. D hat *mals* und in der letzten Zeile *lal dir*. Ist etwa — ich frage das unter aller Reserve — *grans mals* zu ändern, und ist nicht V. 30 das überlieferte *l'al* 'das andere, das Übrige' beizubehalten?

9, 40. *Trahi.* Ändere *trai* (: *fai*).

10, 1. D'un *saluz* me voill entremettre
Tal que a midons sapcha dir
Tot mon talan e mon desir.

Ein Obl. Sg. *saluz* ist unmöglich. Als Bezeichnung der Dichtungsart ist bis jetzt nur der Plural *salutz* belegt, und zwar in der Flamenca als Femininum, während in dem von Rayn. angeführten Beispiel, Raim. Vidal, Abrils 41, das Geschlecht sich nicht erkennen läßt. Alle Belege weisen den Obliq. Plur. auf, nur Flamenca 7176 steht der regelrechte weibl. Nom. Plur. *salutz*. Danach ist Bertonis Anmerkung zu berichtigen. An unserer Stelle würde ich ohne Bedenken, trotzdem keine der Hs. so überliefert, *salut* in den Text setzen.

10, 26. E se lo ver dir en volgues,
Ben sai qe·m fora valedor
Lo genz cors gais de la genchor
A cui fos anc clamat merces.

Dazu die Anmerkung: 'Stimming, Gröbers Zs. 34, 228, intende : cuore, ma io credo che si tratti della designazione di persona. Manca, però, il possessivo.' Das ist ein Irrtum; Stimming sagt im Gegenteil: 'nicht: *il gentil cuore*, sondern *cors* (*corpus*) = Person'. Wieso hier ein Poss. Pron. fehlen sollte, verstehe ich nicht.

16, 44. Anmkg. *De lui* bezieht sich auf *l'emperador* V. 10.

16, 25 ff. Joan, l'aigla que [vitz], tan fort ventava
El gran tesaur, qe mena en Lombardia
L'emperaire, e la naus qe·l portava
Es la granz ostz dels Alamanz bandia.

Bertoni akzeptiert hier den Text Crescinis, Man. prov. 53, 25 ff. Ich habe Lit. Bl. 16, 232 vorgeschlagen, zu lesen: *l'aura que tan fort[men] ventava E·l gran[z] tesaur[s] qe mena en Lombardia L'emperaire e la naus qe·l [foc] portava Es la granz ostz.* Vielleicht dürfte man noch *e·l naus* statt *e la naus* ändern. Bertoni weist diesen Verschlag zurück mit der Begründung 'a me questa erasi pare veramente troppo forte, tanto più che il passo si presta ad altra interpretazione'. Genügt diese aber? Geben V. 25—26 in B.s Deutung einen befriedigenden Sinn? Und fehlt bei ihr nicht die doch notwendige Erklärung des Str. 3 genannten Adlers? Und wie sollte es sich erklären, daß Str. 3 das Schiff *plena de foc ist*, Str. 4 aber den Kaiser oder den Schatz (worauf B. das *lo* beziehen will, ist nicht ersichtlich) trägt, die beide vorher nicht genannt sind? Lewent stimmt dagegen meinem Vorschlag bei, fügt aber hinzu: 'will man *El* nicht gelten lassen, so mag man es durch *Es* ersetzen'. Das geht jedoch nicht, da der Artikel hier doch gewiß nicht fehlen darf; vgl. V. 27 *es l a granz ostz.* Das Bedenken gegen *e·l* =

es lo ist aber m. E. nicht begründet, denn er findet sich *E fe bonas clauzuras ... E·ls murs e las arqueiras e·ls covinens solers* On *e·l leos malignes e·l sicus gonfanoniers* Crois. Alb. 7590; die Hs. hat *el n leo.* Ferner ibid. 7579: *E meja de Garona, on e·l(s) fils montaners, Ac doas tors,* wo Paul Meyer *es l* ändern möchte, wie ibid. 4537 steht: *E en la bela plassa on e s l cami batutz.* Für *ma·l = mas lo* siehe Suppl. Wb. V, 26b, für *vo·l = vos lo* Lit. Bl. 10, 182 zu 5, 39; *sul = sus lo* ist bekannt, ebenso *no·n, vo·n = nos ne, vos ne*; vgl. Stimming, Lit. Bl. 2, 182. Vgl. auch die Anmerkungen von Chabaneau zu Deux Mss. 38, 23 und 52, 40 und von Schultz-Gora zu Briefe R. de Vaq. II, 9. Stimming führt auch *blasme·l = blasmet lo* (Tenzone Aim. de Pegulhan — Guilh. de Berguedan, Mahn Ged. 50, 4 Hs. C = Hs. A Nr. 431, 4) an, zu dem sich *garde·ls = gardet los* stellt, vgl. Lit. Bl. 10, 183 zu 14, 19. Und *laise·l = laiset lo* ist wohl auch Guilh. Fig. 10, 9 statt des überlieferten *laises* einzuführen: *Figueira, Bertramz fetz be, car ses apel L a i s e · l joc sobre;l majestre d'en sordel.* Hier sei auch *de·s = det se* Montanhagol 8, 39 erwähnt, das Tobler, Herrigs Arch. 101, 466 als unerhört bezeichnet und dem auch ich kein weiteres ähnliches Beispiel beifügen kann. Stimming a. a. O. zitiert auch *mete·us = metez vos, converte·us = convertetz vos* aus Guir. Riquier. Dazu stellen sich *gara·us = garatz vos* Crescini, Man. prov.² 39, 4 (Tenzone Guir. de Salinhac-Peironet) und *diga·m = digatz me* Guir. de Bornelh 65, 49 Var., vgl. Lit. Bl. 16, 230, Z. 1. Wer trotz all dieser Beispiele an *e·l = es lo* Anstoß nimmt, könnte *es l* schreiben, da dieses, wie oben bemerkt, Crois. Alb. 4537 sich findet, und da auch sonst Fälle von Enklisis an konsonantischem Auslaut mehrfach vorkommen, vgl. die Anmerkung zu Arn. Daniel 4, 33, Tobler, Herrigs Arch. 101, 465 zu XIV, 68 und die folgenden Stellen: *Taurel, per senat T e i n g l marqes de Monferat* An. du Midi 18, 174, V. 43 (Tenzone Taurel—Falconet); *G u i l l e m l vescoms q'a pretz verai D'esta razo jutge, si·l plai* Studj fil. rom. 8, 479, Z. 4 v. u. (Tenzone Guilhem—Guigenet); *Tota l'otz es destreita, si lo R o z e r l s vedatz.* Es steht aber in der Hs. nicht *es l*, sondern *el*, und von der Überlieferung abzuweichen, ist ohne z w i n g e n d e n Grund nicht erlaubt; ein solcher liegt aber, wie mir scheint, hier nicht vor.

17. Das Gedicht hat, wie Zenker, Folquet de Romans S. 88—89, hervorhebt, den gleichen Bau wie P. Raimon de Tolosa 'Atressi cum la candela' (Bartsch-Koschwitz Chr. S. 95), das an Str. 1 u. 6 auch dieselben Reime hat. Bertonis Gestaltung von V. 7—8 und 18—19 ist also unrichtig. Zur Strophenfolge und der Bedeutung von *el* V. 1 siehe Appel, Lit. Bl. 17, 169 zu XII.

18, 3 ff. S'una dompna amatz de fin talan
E·i avetz mes lo cor e l'entendenssa
Qe·us don s'amor et ill fai s'en pregar
Tan tro conois qe non i pot pechar.

Übs. 'ed in essa avete messo il cuore e anche il desiderio che vi conceda il suo amore'. Ist nicht zu verstehen: 'und ihr Herz und Sinn darauf gerichtet habt, daß sie euch ihre Liebe schenke'? — Zum letzten Verse die Anmerkung: 'Non può peccare in amore, quindi non può accondiscendere'. voglie, s'io bene intendo'; Übs. 'finchè conosce che non può accondiscendere'. Lewent deutet 'nicht sündigt, sich nichts vergibt'. Der Vers findet doch seine Erklärung durch V. 22—24: *E taing que an doptan C'a tal non don s'amor qe·is n'an vanan Ni·n leu fol bruch en faich ni eu parvenssa.* Die

letzten Worte übersetzt B. 'sia raccontando come stanno le cose sia lasciondole intravedere'. Ist nicht zu verstehen 'durch sein Tun und Benehmen'?

18, 28. Car paors es de *leu joi conquistat*
C'autre l'agues per aquel cis mercat.

Die Übersetzung 'una gioia facilmente conquistata' trifft das Richtige, aber im Text würde ich *de joi leu conquistat* ändern; vgl. die Lesarten der Hss. C E.

21, 9. Car cill on bos pretz s'atura,
Lo (sc. lo cor) m'emblet e no·l qer mai
Cobrar ni talan *no* ai.

In der letzten Zeile ist mit der Hs. und Guarnerio *no·n* zu lesen.

23, 25. *Conoiscnza* kann doch nicht mit 'equilibrio' übersetzt werden.

24, 24. Wegen *semondre* vgl. Sppl. Wb. *somonre* 3).

25, 3. Daß und warum ich, abweichend von Guarnerio und Bertoni, mich in der Deutung des Verses Raynouard anschließe, habe ich Gröbers Zs. 12, 124—125 auseinandergesetzt.

25, 10. Valenz dompna sobre tota valenza,
Vos pot hom ben lauzar ses contradir.

Übs. 'O Donna valete che valete al di là d'agni valore, vi si può ben lodare senza essere contradetti'. Es ist m. E. das Komma nicht nach *valenza*, sondern nach *domna* zu setzen und die Übersetzung demgemäß zu ändern. Wäre B.s Auffassung richtig, dann müßte doch *Domna valenz sobre* stehen.

25, 19. Übs. *Bisogno* steht nicht im Text.

25, 34 u. 36. Vgl. Gröbers Zs. 22, 125.

25, 49. Preiatz, si·us plaz, vostre car fil de me
Que m'aleuge mos mals e·ls conseriers
Qu'eu trairai *lai* tan greus e tan sobriers
Qu'endreg (Text en dreg) lo cors la morz no·m fai temenza.

Übs. 'i mali e gli affanni che avrò a sopportare [dopo morte] tanto grandi'. *Lai* ist 'im Jenseits, in jener Welt'; vgl. *sai* 4), Sppl. Wb. VII, 423.

27, 10. Tant pens en lieys e tan l'am coralmens
Que nueyt e jorn tem mi falh' (Text: falh) *al pensar.*

Sollte vielleicht zu deuten sein: 'ich denke so sehr an sie und liebe sie so innig, daß ich fürchte, daß Tag und Nacht meinem An-sie-denken nicht genügen', d. h. wenn ich auch Tag und Nacht an sie denke, so ist das noch nicht genug?

27, 16. Zu *fer* und *caramida* vgl. Lit. Bl. 19, 159, Z. 3 ff.

27, 32. Tan mi destreing lo dartz don sui feritz
Al cor d'amor, per qe l mortz n'es asida
Car il *non es tot eissamen ferida.*

Schreibe *no·n*. Die richtige Übersetzung der Stelle hat Lewent gegeben; der Sinn ist doch 'weil sie (die Dame) mich nicht auch liebt wie ich sie'.

28, 9—10. Chantarai, si tot d'amor
Muer, quar l'am tan ses falhensa,
E pauc vey lieys qu'ieu azor.

Das Komma nach *falhensa* ist zu streichen; es ist zu übersetzen: 'ich sterbe, weil ich sie so treu liebe und sie, die ich vergöttere, wenig sehe'; vgl. V. 49—50: *Quar pictz trai que sì moria Qui pauc ve so qu'ama fort.*

29, 8. Der Vers ist um eine Silbe zu kurz. Korr. *destemprada*, falls nicht statt des doch wohl verderbt überlieferten *orgoill* ein dreisilbiges Wort einzuführen ist.

31, 35. E·il pic son vengut e·il maill
Ab qe·il pros *loin de nuaill*
Rompon portas ab trebaill.

Übs. 'senza paura'. Aber *nualha* bedeutet nicht 'Furcht', sondern 'Trägheit, Lässigkeit'.

31, 50—51. Qe *anc no* fon recrezutz
De donar ni *esperdutz*
Per guerra, anz a vencutz
Sos guerriers.

Übs. 'egli non si è ancora distolto dal donare nè ha sofferto per guerra'. Aber *anc non* ist 'niemals' und *esperdut* 'entsetzt, vor Furcht oder Schrecken außer sich'.

34, 20. Anz vueill chantar d'amar e joi aver
De qu'ieu mi lau, e del *mais* ai fiansa.

Vgl. 35, 53: *D'aitan mi lau e·l sobreplus aten De ros, domna. Lo mais* und *lo sobreplus* sind 'das Übrige'. *Se lauzar* ist nicht nur in der zweiten, sondern auch in der ersten Stelle mit 'zufrieden sein' wiederzugeben.

34, 21. *Se clamar* ist nicht 'protestare', sondern 'sich beklagen'.

34, 26. *Es ad* amic *adoncs* amors esglai,
Sentit n'agr'eu em fag o en semblansa.

Schon Lewent hat angemerkt, daß *E s'ad* zu lesen ist und daß in *adoncs* das Verb stecken muß. Er will *a doncs* lesen; sollte nicht eher *adutz* zu ändern sein? Vgl. 35, 7: *Que chans a d u s grans bes* maintas *sazos*.

35, 6. Del mal d'amor q'eu tem fort que *m'aucia*. Die Übersetzung 'che mi faccia soffrire' ist zu schwach.

35, 18—19. Qu'a guerrers *ai·l* cor e·ls oils amdos.
E qui *de for a guerrer* dinz l'ostal,
Non pot aver plag plus *descomunal*.

V. 18 hat eine Silbe zu wenig; kor. *ai lo*. *De for* wird mit 'stando di fuori' übersetzt; nach Lewent soll es 'gewohnheitsmäßig' bedeuten. Beides ist, denke ich, abzulehnen. Es ist *defor a guerr'et dinz l'ostal* zu schreiben 'wenn einer draußen und im Hause Streit hat', draußen mit den Augen, drinnen mit dem Herzen. Vgl. auch Appel, Chr. 78, 9 ff. — *Descomunal*, das 'straordinario' übersetzt wird, ist hier 'arg, schlimm'.

35, 28 u. 30. Ni eu, amors, non agra temsut vos
Si no m'eron *li meu* contrarios.
Mas traït m'an li meu oill desleial
Con trai lo bosc lo *fuetz* de la destral.

Mit *li meu* sollen nach der Anmerkung 'i miei, i miei compagni, cioè gli occhi e il cuore' sein, während die Übersetzung 'se i miei occhi non mi fossero avversi' lautet. Und das ist gewiß das Richtige, denn von der Schuld des Herzens ist erst in der folgenden Strophe die Rede. Nach dem Abdruck Mahn, Ged. 713 hat Hs. I nicht *li meu*, sondern *li meu oill*; es ist also *li* zu tilgen und *meu oill* in den Text zu setzen. — Für *fuetz* ist *futz* I a,

fust K überliefert, Z. 26 *fust*, das B. in *fust[z]* ändert. Eine Änderung war unnötig; ob aber der Dichter *futz* oder *fust* gebraucht hat — beide Formen sind zulässig —, ist nicht zu entscheiden.

35, 34 u. 37. Que vos intretz, amors, per mon vezer
Inz e mon cor, e·l cors fes faillimen
Que·us alberget ses cosseil de mon sen.
Mas pos *ill quet* an fag vostre plazer,
Fassatz lur ben per vostra cortesia ...
De me no·us prec, sol qe fassatz ioios
Aquetz trachors qe m'an fag *enveios*.

Übs. 'ma del momento che gli occhi, queti, vi hanno compiacciuto'. Aber was soll hier 'ruhig'? Und warum wird das Herz nicht erwähnt? Hs. I hat *il quei*, Ka *qei*. Sollte nicht in *li trei*, das Herz und die beiden Augen, zu ändern sein? — Für *enveios* ist doch wohl in Hinblick auf *enoi* V. 40 *enueios* zu schreiben.

35, 53. Siehe oben zu 34, 20.

35, 55. *Fals*. Korr. *Fols*, wie auch V. 60 steht. Von Falschheit kann hier doch keine Rede sein.

37, 26. Das überlieferte *fins galiaire* ist zu belassen; durch Hinzufügung eines [e] nach *fins* würde der Vers zu lang. Wegen der Bedeutung vgl. Sppl. Wb. *fin* 4.

37, 46. Der Vers hat eine Silbe zu viel; korr. *sobtana* statt *subitana*.

38, 3. En chantar d'aquest segle fals
Ai tant obra perduda,
Dont *tem aver penas mortals*,
Si merces no m'ajuda.

Übs. 'ch'io temo d'aver meritato le pene d'inferno'. *Aver meritato* steht nicht im Text und genügt auch dem Sinne nicht; 'ich fürchte, daß ich tödliche Qualen werde erleiden müssen (sc. in der Hölle)'.

38, 19. Aitals merces m'agrada,
Quar es secors
Dels peccadors
Cui es razos loniada.

Übs. 'che hanno perduto il ben dell' intelletto'. Ist nicht zu verstehen: 'denen das Recht fern ist, d. h. nicht zur Seite steht', d. h. die von Rechts wegen verloren wären, wenn ihnen nicht Gnade helfen würde? *Razos* und *merces* werden ja auch sonst, so Nr. 39 Str. 3 u. 4, einander gegenübergestellt.

38, 73 u. 75. Per qu'ieu vos quier
Cosseill entier
Et ajuda certana.
Sia·m merces prosmana,
Maire de Dieu,
Don m'arma sia sana.

Cosseill wird 'consiglio' übersetzt; sollte es hier nicht eher 'Hilfe' sein? — Übs. von V. 75 'la vostra misericordia non sia tarda a venire'. Ich denke, es ist zu deuten: 'sei mir nahe, stehe mir zur Seite'; vgl. V. 67 *Ara vos prec ... Que no·m siatz lonhdana*, das B. 'che non mi abbandoniate' übersetzt, und die vorhergehende Bemerkung zu 38, 19.

39, 28 ff. E si merces no m'es amia,
Tot mon afar tem que dechaia,
Que razos fort me·n espaventa
Qi no m'es parens ni vezina,
Ans m'es a dan per ma faillensa.

Die von Bertoni und Lewent gegebenen Deutungen scheinen mir schwerlich befriedigend. Ich möchte fragen, ob nicht folgendermaßen zu verstehen ist: 'dann fürchte ich, daß es mit meiner ganzen Sache, Angelegenheit schlecht gehen wird, denn Recht, Gerechtigkeit erfüllt mich in bezug darauf (sc. wie es mit meiner Sache gehen wird) mit Schrecken, sie (die Gerechtigkeit), die mir nicht hilfreich zur Seite steht, sondern mir meiner Schuld wegen zum Schaden gereicht', mit anderen Worten: wenn es nach Recht und Billigkeit geht, dann muß ich wegen meiner Sünden verdammt werden, nur Gnade kann mir helfen. Auf diese setzt der Dichter denn auch seine ganze Hoffnung, indem er fortfährt V. 36—40:

Sol que vostra merces mi sia
Ajudaritz, dretz no m'esmaia
Ni blan razon ni sa *parenta.*
Pero mcrgut ai dretz m'aucia!
Mas vostra merces me n'estraia
E ja ma mort non li consenta.

Ob wohl *ajudaritz* wirklich haltbar ist? Ändert man nicht besser, wie es in Hs. a nachträglich geschehen ist, in *ajudairitz*? — *Sa parenta* macht besondere Schwierigkeiten. Ich frage mich, ob nicht etwa *dret* damit gemeint sein kann; *razon* und *dret* sind verwandt. Worin sie sich unterscheiden, oder, besser noch, welchen Unterschied der Dichter zwischen beiden machen wollte, falls er sich darüber überhaupt klar war, vermag ich nicht zu sagen. Nach Lewent ist *dret* die allgemein waltende Gerechtigkeit, die Lohn und Strafe austeilt; ist *dret* etwa das Recht, dem der Richter beim Urteilsspruch zu folgen hat, vgl. *qu'aia merce ... al jutjar* V. 47—48, und *razon* 'Gerechtigkeit, Billigkeit'? — V. 40 scheint *Pero* 'aber' kaum am Platze; man würde doch eher erwarten 'zwar habe ich nach dem Recht den Tod verdient, aber ...'. Überliefert ist *Pero demergutz sui dretz m'aucia.* Sollte nicht *Pero* zu tilgen sein? Ob *demergutz sui* möglich ist, ob *demergut ai* zu ändern ist, oder ob sonstwie geändert werden müßte, wage ich nicht zu entscheiden; vgl. Sppl. Wb. *demerir.* — Den letzten Vers übersetzt B. 'e non consenta la mia morte, senza salvezza'. Von 'senza salvezza' steht nichts im Text, dagegen fehlt in der Übersetzung das *li*; daß dieses sich auf *dretz* bezieht — vgl. die Anmerkung —, ist zweifellos.

40, 13. Se cel qi fail agues lo dol e·l dan,
Tot l'agr' *amors,* c'aitan mal si capte,
Q'*el* destreing l'un e laiss'a l'autre·l fre.

Wenn man in *el* nicht einen Fehler der gemeinsamen Vorlage der drei Hss., die das Gedicht enthalten, sehen und dafür *il* einsetzen will, ist *amors* hier männlich, worin Bertoni S. 169 einen Italianismus sehen will. Darin möchte ich ihm beistimmen. Schultz-Gora meint zwar, diese Annahme sei nicht nötig, da sich masc. *amors* auch Appel Chr. 85, 26 (Tenzone Catola-Marcabrun, nicht Mönch von Mont.) finde. Hier hat allerdings Appel zuerst mit der Hs. *Qu'amors si'ab engan mesclatz* gelesen, und so hat auch der Text

von Dejeanne, aber später hat Appel das handschriftliche *amors* in *amor* geändert, und er schreibt jetzt: *Qu'amor si ab engan meselatz* 'daß ihr so Lieb' und Betrug vermengt'. Und daran hat er m. E. sehr recht getan, denn wenn wir Hunderte von Belegen von weibl. *amor, color, valor* usw. haben, sind wir nur dann zur Annahme männl. Geschlechts berechtigt, wenn kein anderer Ausweg bleibt; nur bei Trobadors italienischer Herkunft dürfte man vielleicht weniger streng verfahren dürfen. Darum würde ich auch in *Pois forsa m'en amors ... A cui det Dens aitan de seingnoratge Que cui el vol destreing e pren e lia* Mönch von Mont. 15, 56 ohne Zögern *el*, das von den Hss. AB und nach der Variantenangabe bei Klein auch in CD (was aber noch nachzuprüfen wäre) überliefert ist, durch *que·s* Hs. I ersetzen; Hs. F *qui si*, T *qui se*, R *Qe se quel play*. — In der von B. in der Anmerkung angeführten Stelle Flamenca 2 3334: *Qu'eiss'Amors non val ad amor. E per so·m fai mais de paor, Quar, s'Amors ad amor valgues, Eu am lo mais que nulla res, E degra·m ben valer Amors E contr'amor faire socors; Car amors es lo mals c'om a, Et Amors es zo que·l mal fa* ist sicher eine Änderung nötig, nicht nur weil *Amors* für den Dichter weiblich ist, vgl. V. 2564. 3193, 3848, sondern auch des Sinnes wegen, denn davon, daß Guilhem Amor liebe, kann natürlich nicht die Rede sein. Paul Meyer, Flamenca 1 S. 336 übersetzt gewiß richtig: 'si Amour pouvait quelque chose contre l'amour, il devrait bien me secourir, moi qui aime plus qu'homme du monde'. Ob etwa Änderung von *lo* in *molt* genügen würde? Bertoni führt in der Anmerkung noch die folgende Stelle an: *Mas amor no auch ni no vei Ni no sai ves qal part s'estai, Per q'eu non puos contendre a lui, Mas greu m'es car de mi no·s fui* Hs. G fol. 122c (S. 402 Z. 6; Raimb. d'Aur.). Er fügt hinzu, daß sie nichts für ein männliches *amor* beweise, da *lui* auch als betontes weibliches Pers.-Pron. vorkomme. Dagegen erhebt Schultz-Gora den Einwand, daß es nicht sicher sei, daß die Trobadors *lui* für *lieis* gebraucht hätten; die von V. Elsner, Person. Pron. im Altprov. S. 23 angeführten stammten entweder nicht aus lyrischen Gedichten oder doch nur aus ganz späten, sonst aber seien sie mißverstanden bis auf eine, wo aber die Variante *lieis* vorhanden sei. Mir scheint aber, daß gerade unsere Stelle von entscheidender Beweiskraft ist, denn einerseits ist *lui* durch den Reim gesichert, anderseits steht einige Zeilen weiter: *Amors se mostra vilana* und *S'amors fos tan ben enseignada*. Es ist also *amors* auch hier Femininum und folglich *lui* weibliches Pronomen. Auch Appel, Prov. Inedita S. XVIII gibt ein Beispiel, wo weibl. *lui* durch den Reim gesichert ist (Am. de la Broqueira). Man wird also auch in den Fällen, wo weibl. *lui* im Innern des Verses steht (außer den schon bekannten Fällen auch Guir. Riq. 71, 156), gegen weibl. *lui* nichts einwenden können. Wegen weiterer Belege aus Prosadenkmälern vgl. W. Suchier, Enfant sage S. 419 zu 102 und Coulet, Rev. lgs. rom. 45, 380.

40, 40. *Beure* hat hier doch wohl die Bedeutung 'büßen'; vgl. den vierten Beleg bei Rayn. II, 217 und Sppl. Wb. *beure* 3).

41, 2. Eu non chant ges per talan de chantar;
Mas si chant eu, non chant, mas chantan plor.

Die Übs. 'ma se canto, non canto [a vero], ma ...' trifft gewiß nicht das Richtige. Appel, Prov. Ined. S. 182 interpungiert ... *de chantar.* — *Mas si chant eu? Non chant, mas* ..., Tobler, Verm. Beiträge 2II, 236, Anm. 2 ... *de*

chantar, Mas si chant. — eu? — non chant, mas ... Ich möchte vorschlagen *... de chantar, mas si chant eu. Non chant, mas ...* 'ich singe nicht aus Lust am Singen, aber doch singe ich. Ich singe nicht, sondern ...'. Vgl. *faz eu* 'das tue ich doch' Nr. 35, 55.

41, 21 u. 22. Mort es tot zo qu'el mon era de car ...,
E zo per que prezavon domneiar,
E zo per que valia *neis* valenza
E zo per que *estava autr' enan.*

Übs. 'e ciò per cui ancora era stimato il merito, e ciò per cui si faceva a gara a migliorarsi'. Aber *neis* ist doch nicht *ancora.* Mir scheint, daß die Deutung Appels, Prov. Ined. S. 183 'das wodurch (Appel: um derenwillen) selbst die Trefflichkeit erst Wert erhielt' das Richtige trifft; doch darf nicht verschwiegen werden, daß gerade das so wichtige 'erst' nicht im Text steht. — Wie B. zu seiner Deutung des letzten Verses gekommen ist, sehe ich nicht recht. Ich weiß nicht, wie zu deuten ist. Ob man etwa, der in Hs. a vorgenommenen Korrektur entsprechend, *antrenan* lesen und 'das wodurch sie (sc. *valensa*) vorne dran war, in erster Reihe stand' deuten dürfte? Aber schon der Umstand, daß dann *valensa* in zwei Versen Subjekt wäre, während sonst jeder der vorhergehenden Verse ein besonderes Subjekt hat, erregt Bedenken.

41, 41 u. 42. E si tot sai en reman dechaenza,
Li saint angel, la·n portaran chantan;
Per son profieg, si tot nos torn'a dan,
No·s dcu adur de plorar estenenza.

Übs. 'Per suo vantaggio, benchè torni a nostro danno, non dobbiamo astenerci dal piangere'. Das gibt doch keinen Sinn. Welchen Vorteil sollte die Verstorbene wohl davon haben, wenn die Zurückbleibenden nicht weinen? Schon Schultz-Gora hat hervorgehoben, daß die Stelle so nicht verständlich ist, die Übersetzung nicht in den Zusammenhang paßt, und daß über das eigentümliche *adur* nichts gesagt wird. Wenn eine gewagte Frage erlaubt ist, sei mir die folgende gestattet. Ist etwa die Interpunktion nach *chantan* zu streichen, nach *profieg* ein Punkt zu setzen, *Nos* statt *No·s* zu schreiben, *adur* = *aduire, adurre* anzusehen (*redurre* ist im Sppl. Wb. belegt; *trar* für *traire* bei Zorzi und sonst, vgl. Chabaneau, Rev. lgs. rom. 25, 197) und zu übersetzen: 'die Engel werden sie davontragen zu ihrem (sc. der Verstorbenen) Vorteil. Wenn das uns auch zum Schaden ausschlägt, so muß es uns doch Enthaltsamkeit vom Weinen bringen', d. h. wenn ihr Tod für uns auch ein herber Verlust ist, so sollen wir doch, da sie dadurch der ewigen Seligkeit teilhaft geworden ist, nicht klagen; der Gedanke, daß die Verstorbene bei Gott ist, soll den Zurückbleibenden ein Trost sein. Vgl. Nr. 42, 21 ff.: *Grans es lo dols e maier for'assatz Dels cavaliers qui son mort en Suria, Si no·ls agues Dieus pres en compaignia.*

42, 21. *Meillor.* Zu dem in der Anmerkung Gesagten ist zu bemerken, daß Rayn. IV, 183 zwei Belege von *melhorar* mit *o* in unbetonter Silbe anführt, vier weitere Sppl. Wb. s. v. *melhorar* 1), 7) und Schluß; ein Beleg mit *o* in betonter Silbe ibid. *melhorar* 9), allerdings nicht im Reim.

42, 29. Q'il troberan *a pro de* cassadors.

Übs. 'che troverebbero molti inseguitori'. Aber *a pro de* heißt doch nicht 'viele'. Mir bleibt die ganze Stelle unklar.

42, 39. E·l reis engles aia cor de l'acors ...
E pas la mar ab poder e no·s *feingna.*

Übs. 's'infinga'; Lewent 'er verstelle sich nicht, mit dem Nebensinn er sei nicht träge'. Man wird 'zögern, zaudern' übersetzen dürfen; vgl. Sppl. Wb. *fenher* 4).

42, 44. Lewents Deutung der Stelle trifft gewiß das Richtige. Der Sinn ist: wenn auch die Spanier ruhmvoll gegen die Sarazenen in ihrem eigenen Lande gekämpft haben, so genügt das doch nicht, um sie von der Verpflichtung, auch am Kampfe im heiligen Lande teilzunehmen, zu befreien, denn jene sind nicht die Zerstörer des heiligen Grabes, die es jetzt zu bekämpfen gibt.

43, 7. Mas los cabals es razos q'ie·n retraia,
Sivals per dir als avols zo qe·*il* pes
E per plazer dels gais e dels cortes.

Bertoni hat in der Anmerkung zu der Stelle und S. 167 die Änderung in *qe·ls* erwogen, aber zurückgewiesen; Lewent hält sie dagegen für empfehlenswert. Ich möchte Bertoni beistimmen, denn *li* als Dat. Plur. findet sich noch einmal bei Cigala 41, 32: *C'oi mais en dol et consir viuran, E zo l i er piegz de mort, a ma parvenza,* und ist ja auch sonst, wenn auch nicht häufig, zu belegen, vgl. Chabaneau, Romania 5, 372, Revue des lgs. rom. 25, 113—114, 32, 514 zu 253 u. 33, 606 zu 34, 7; Schultz-Gora, Prov. Dicht. IV, 15 Anmkg.; Bertoni, An. du Midi 24, 213 zu 646. Bertoni selbst führt S. 167 zwei der von Chabaneau beigebrachten Belege an, von denen aber Guilh. de la Barra 115: *E Dieus ... Los fey venir ... En .I. port de mar tan suau Hon lunh temps no periro nau Ni vens no l i poc contrastar* m. E. nicht beweisend ist, denn *li* kann sich ja auf den Obl. Sing. *nau* beziehen. Wie der vorletzte Vers zu verstehen ist, ist mir allerdings nicht recht klar.

43, 17. Mas d'aquels paucs non es razos c'om taia
Sos onratz faitz.

Da zu bemerkt Lewent: 'Liegt hier nicht ein Schreibfehler für *Los* vor, so hat man es offenbar mit einem Italianismus, wenn nicht des Dichters, so des Schreibers zu tun. Denn es ist bekannt, daß *suo* im Altital. auch als Possessivum der Mehrheit verwendet wurde.' Aber auch prov. Beispiele solcher Verwendung fehlen ja nicht, wenn auch die Belege fast ausschließlich nichtlyrischen Texten entstammen; vgl. Chabaneau, Romania 4, 345 u. 5, 234 und Revue des lgs. rom. 7, 77. 26, 116; 32, 528 zu 889; 33, 606 zu 35, 24; 37, 484; Priv. Manosque S. LXXXII; Jeanroy, Voyage Purgatoire S. Patrice S. XL Anm. 2 und endlich Zorzi, Biogr. II, 5 Anm.

43, 43. Eu non teing ies per cavallier
Qui non socor de bon talen
O de son poder franchamen
Dieu, pos el n'a tan gran mestier.

Es ist doch gewiß *E* statt *O* zu ändern, wie es die Übersetzung auch tut.

43, 52. Hom demanda tot jorn e qier
A Dieu *conseil* e garimen.

Übs. 'consiglio e aiuto'. Besser wohl 'Hilfe und Schutz'.

45, 35. De l'amoros sospir
Qe·m venc dal cor e·m *ciecet far fenir.*

Übs. 'e parve mi facesse morire'. Es ist doch wohl zu deuten 'und mich fast getötet hätte'.

47, 9. Que tot zo q'ieu puesc ni q'ieu sai
Vos profer et ancara mai,
Que *pauc* mi sembla zo qu'eu ai
Ad honrar vos si com s'eschai,
Per qu'eu d'aillors *m'en propcerai*.

Die Hss. überliefern in der letzten Zeile *propterai* I K, *prompterai* a, und Schultz-Gora hat durchaus recht, wenn er *empromptarai* lesen möchte, nur ist darin m. E. nicht ital. *inprontare*, sondern das Sppl. Wb. II, 406 belegte *emprumtar* zu sehen, und *pauc* ist 'zu wenig' zu deuten, vgl. Sppl. Wb. *pauc* 6). Es ist, denke ich, zu verstehen: 'was ich kann und weiß, biete ich euch dar und noch mehr, denn zu wenig scheint mir das, was ich habe, um euch so zu ehren, wie es sich gebührt. Deshalb werde ich mir von einem andern leihen'. Was aber mit dem 'noch mehr' gemeint ist und von wem der Dichter leihen will, ist mir nicht klar.

47, 26. Et auria·m per enemic
Qui·us fezes enoi ni destric,
Ni·m creiria d'aisso chastic,
Q'aissi deu hom amar amic.

Übs. 'senza prendere consiglio da alcuno in ciò'. Nein, sondern 'und in bezug darauf würde ich keiner Ermahnung willfahren (oder: auf keinen Tadel hören)', d. h. davon würde ich nicht abgehen, auch wenn man mir das Gegenteil riete (oder: auch deswegen tadelte).

47, 51. *Failhit* (3 Perf.). Die Hs. hat *failh*; cor. *failhi*.

50, 22. *Deu·l*. Das *l* ist nicht überliefert und nicht zu ergänzen, vgl. Lit. Bl. 10, 183 zu 14, 22.

50, 24. *Tanz cavalliers*. Warum wird *tanz* mit 'sifatti' übersetzt?

50, 25. Wegen *muzatge* vgl. Sppl. Wb. V, 353a. Wie der Text richtig zu lesen ist, hat schon Schultz-Gora gesagt, *razonar* ist hier 'verteidigen'.

50, 31—32. Die richtige Deutung hat Lewent gegeben, nur glaube ich nicht, daß *per s'amor* 'trotz (unbeschadet) seiner Liebe' bedeuten kann.

50, 40. E car los drutz cochatz tan malamen,
Lur faill poders, *don vos sobra feunia*.

Übs. 'su voi ricade il torto'. Nein, sondern 'deswegen beherrscht, überwältigt euch Zorn, Unwille', d. h. darüber seid ihr sehr aufgebracht.

50, 46—48. Ma chascus *razon* pren,
Qar *sai* qe ha tan de recrezemen
Q'*al maior ops* poders li failliria.

Die Stelle hat B. mißverstanden. Es ist nicht nur, wie Schultz-Gora und Lewent anmerken, *razon* 'Vorwand' zu deuten, sondern m. E. auch für *sai* mit I K *sap* zu lesen oder die Lesart von Hs. M. aufzunehmen. *Al maior ops* ist ebenso zu erklären wie im letzten Beleg s. v. *ops* 5), Sppl. Wb. V, 500; vgl. auch V. 50

Domna, poder ai eu et ardimen,
Non contra vos, qe·us venzes *en jazen*,

wo die letzten Worte, die B. 'con tutta facilità (litteralmente: vi vincerei dormendo)' übersetzt, 'beim Beiliegen' zu deuten sind.

51, 25. Qe *del sicu cors veser no·m prent gran cura,*
Se·l giorn la vei vestid'e no la toc.

Die Übs. 'chè se durante la giornata la vedo vestita e non la tocco, ciò significa che non mi interessa molto' trifft nicht das Richtige. 'Sie zu sehen, trage ich keine Sorge, ist mir gleichgültig, wenn ich sie bei Tage bekleidet sehe und nicht berühre', d. h. es liegt mir nichts daran, sie in ihren Kleidern aus der Entfernung zu sehen, ich will sie nackt in den Armen halten (V. 6—7).

53, 18. 'scondire
No·us en podetz, s'ieu *ia haia zo* qu'ieu dezire

Übs. 'se io ho gia ottenuta la vittoria che desidero'. Lewent bemerkt dazu: 'Der Konjunktiv ist durchaus unberechtigt; lies *s'icu ia hai azo.*' Ich meine, es ist nichts zu ändern und zu deuten: 'so wahr ich jemals haben möge, was ich ersehne', d. h. so wahr ich hoffe, daß meine Wünsche in Erfüllung gehen mögen.

54, 8. Qar cil qi m'a del tot el sieu poder
Mi mostr'orgueil e *fai non da devcr.*

Übs. 'e so che non fa sul serio.' Nein, sondern 'sie handelt nicht wie sie handeln sollte'.

55, 21. *Mesclat'.* Korr. *mesclad'* (Druckfehler).

55, 41. Amics Symon, ben par qe·us *etz fegnenz,*
Qar non avetz lo cor dels amadors.

Übs. 'ben si vede che siete ondeggiante'. Ich verstehe: Ihr heuchelt, d. h. Ihr seid kein wahrer Liebhaber.

55, 61. Estiers mi donz c'ades meillur'e *genza.* Nicht 'piace', sondern 'schöner wird', vgl. Sppl. Wb. *gensar* 1).

56, 48. Mas aquel que sap far
Mais de plazers, de bon cor plus meillura

Das Komma ist nach *cor* statt nach *plazers* zu setzen; vgl. V. 16 *Qi de bon cor sai* (cor. *sap*) *far [bos] faitz plazentz.* Nach den Varianten hat die Hs. hier *sai faitz faitz pl.*, nach den Var. zum Abdruck in den Trov. min. di Genova S. 8 *sai faitz pl.* Wie ist überliefert? — V. 48 ist demnach die Übersetzung zu ändern, abgesehen davon, daß *de bon cor* doch wohl unter keinen Umständen 'egregiamente' bedeuten könnte.

57, 4. Car etz tant conoissenz, vos voil,
Segn'en Lanfranc, qerer d'amor,
Q'ie·n voil appenr'et ai paor
Non *trassaillis* als prims essais.

Übs. 'temo di restar vinto'. Wie sollte *trassalhir* wohl zu der Bedeutung kommen? Ich denke, es ist 'verkehrt, schlecht handeln, eigentl. die richtige Grenze, das rechte Maß überschreiten' zu verstehen; vgl. *E s'eu ges per s'amor t r a s s a l h* ... Ni·lh m'enquer calque no-dever. Guir. de Bornelh 11, 49; *Que falhimens e mesprcizos, Con fols t r a s s a l h, Fai deliurar Convens e mans e gazardos* ibid. 17, 28; *Bos es, si tot ad oras falh, E mals, si mal fa e t r a s s a l h Per colpa de cor que no·l val* At de Mons IV, 132; ferner Gavaudan 7, 13 u. 14.

57, 9. *Esser ioios de* ist hier dem *conquerer* V. 6 synonym. Lewent hat

also das Richtige erkannt, nur ist *tant que* nicht 'bis', sondern 'so sehr, so weit, daß'.

57, 30. *Aver sabor* heißt doch nicht 'aver peso'.

57, 62. Symon, ab mi si deu tener ...
Na Flors, e s'il n'es acordanz,
No·m chal s'en *Jacmes* ten ab vos.

Da in der ersten Zeile reflex. *tener* und V. 58 der Nomin. *Jacme* steht, ist *Jacme·s* zu schreiben. Damit wird die Anmerkung hinfällig.

58, 45. *S'ieu agues volgut* ist mit 'se mi fossi accontentato' nicht richtig wiedergegeben.

58, 53. E ben pauc vos vei enveios
De joi ni d'onor cobeitos
Qu'enaissi metetz en soan
L'auzor e saubut honramen
Per joi don res non sabria.

In den Trov. min. Genova S. 18 hatte B. *lauzor* gedruckt, er hat jetzt aber die von Jeanroy, Romania 33, 611, vorgeschlagene Änderung in *l'auzor* angenommen. Jeanroys Gründe scheinen mir nicht stichhaltig; der Zusammenhang verlangt weder ein Adjektiv, noch ist der Artikel notwendig, auch ist das Gerede der Leute doch gewiß nicht die 'höchste' Ehre. Es ist *lauzor* zu schreiben, das dem *lau* V. 35 entspricht.

59, 28. Ni ieu non l'o prezera,
Q'il fez a mi, anz me·n desesperera.

Es ist, denke ich, *Qi·l* zu schreiben; 'wenn jemand (eine) mir das täte'.

60, 61 ff. E quar non tain q'*esser deia*
Pros domna *d'avol autreg*,
No·m pren del iazer enveia,
Qu'ieu am mais q'eu non enveg.
Mas vostre fols cors dereia
E vol ab gien passar dreg,
Per q'ieu non conseil qe·us crieica
Domna qui a pretz eleg,
Qar no·us vei prim ni adreg
Ves qe fin'amor plaideia.

B. übersetzt die ersten beiden Zeilen 'poichè non conviene che una donna prode miserevolmente si conceda'. Ist das richtig? Oder ist nicht vielmehr 'etwas Schlechtes gewähre' zu verstehen? — *Creia* ist hier doch 'willfahren'. — Übersetzung der letzten Zeile 'verso ciò che è presidio di fino amore'. Trov. minori Genova 'verso ciò che riguarda fino amore'. Aber *plaidejar* heißt doch weder das eine noch das andere. Mir bleibt der Sinn unklar.

60, 64. Mas ieu ...
Voil lo iazer ...
E del domnei me refreg
Car qecs ab *si donz* domneia.

Übs. 'ciascuno può donneare con la propria donna'. Warum 'propria'?

62, 14. *Luecs*. Aus der Bemerkung, daß 'auch Hs. a *luec*' hat, ist wohl zu schließen, daß B. *luec* in den Text setzen wollte. Das von I K überlieferte *luccs* haben Pelaez, Crescini und Bertoni in seinem Abdruck in den Trov. min. Genova aufgenommen, während der Text in Bartsch-Koschwitz' Chr. *luec* hat. Ist nicht *luec* vorzuziehen?

62, 16. *Se van desconoissen.* Vgl. Sppl. Wb. *desconoiser* 2).

62, 20. E qui vos venz, ar no·*s cug* que·l n'eschaia
Laus ni bon pretz.

Übs. 'non credo'. Aber *cug* ist 3. Pers. Präs. Konj.

63, 1. Die Frage ist: wollt ihr lieber ohne Gegenliebe zu finden treu lieben als durch List und Trug die Liebe der Dame gewinnen oder wollt ihr lieber durch Falschheit ihre Liebe gewinnen als vergeblich schmachten. Es ist also in der Übersetzung *Ditemi dunque* zu tilgen, *o* vor *siete* zu ergänzen und *che* statt *o* vor *di languire* zu schreiben.

64, 9. Car jois e pretz revendra qi·s perdia,
Car la pros coms proenzals Lombardia
Vol conquerer et Toscas et Puilles,
Et d'autra part Couratz vol son paes
E·l reis Matfre non s'i acorda mia,
Per qu'entre·ls *faitz aura pretz sa bailia.*

Übs. 'Per questo, fra le imprese, acquisterà pregio la signoria di Carlo'. Es ist doch gewiß zu verstehen '*Pretz wird herrschen*', nicht Karl. Sollte statt des auch Bertoni nicht befriedigenden *faitz* etwa *tres* zu ändern sein (vgl. V. 47)?

64, 29. E si Conratz non es valens e pros,
Deslignara, car *li seu an Soria*;
Non era·l seu bastant, se plus no·i fos.

Soria steht schon V. 17 als Reimwort, auch kann die letzte Zeile doch nicht 'e non sarebbero i suoi possessi bastanti, se non fossero maggiori' bedeuten. Hs. a hat *qal seu ancessoria*, und das ist, meine ich, zu bewahren und das Semikolon am Ende des Verses zu tilgen; *q'al seu' ancessoria* 'seinen Vorfahren genügte nicht'. Godefroy hat *ancesseric*; der enklitische Obliq. des weibl. Artikels findet sich auch Nr. 62, 34.

64, 37 u. 40. Se·l reis Matfres *fos* princeps coratjos
Ni zo qe te conques per galiardia,
S'era o pert, qant es reis, per un dos
N'aura blasme, *car mais de carestia*
Lo deu gardar com plus l'ac a fadia.

Übs. von V. 40 'tanto più lo deve difendere da ogni diminuzione'. Hs. a hat *qua mais*, und ich denke, das ist zu bewahren und *a carestia* dem *a fadia* gegenüberzustellen. Auch ist, meine ich, in der ersten Zeile *fos* in *fo* zu ändern und das Ganze so zu deuten: 'wenn König Manfred ein mutiger Fürst war (d. h. mutig zur Zeit, als er noch Fürst, noch nicht König war) und das, was er besitzt, durch Mut gewann, so wird er, wenn er es jetzt, da er König ist, verliert, doppelt getadelt werden, denn mit um so größerer Liebe, Sorgfalt, muß er es hüten, mit je größerer Mühe er es erwarb'. Vgl. *carestia* Sppl. Wb. I, 213.

65, 24. *Avenir* + Inf. findet sich auch Revue d. lgs. rom. 20, 55 V. 92 (Arn. de Mar.): *La vostra grans beutatz E·l deport e·l solaz ... Mi fan tener enclaus Ins el cor tal desir Don m'avenra morir, Se no·us en pren merces.*

65, 25 ff. Vor *autcza* ist *sa* ausgefallen, vgl. Trov. min. Genova 14, 25. — Wegen *manes* siehe Sppl. Wb. *manes* 2. — Die richtige Deutung von V. 28 gab Jeanroy, Romania 33, 612. — Wegen *portar senhoria* siehe Sppl. Wb. *senhoria* 10). — V. 31—32 *e non cobeit l'aver Lo sobreplus* kann unmöglich

'non aspiri a troppo avere' bedeuten. Ich frage mich, ob nicht das *l'* zu tilgen und zu deuten ist 'und er begehre nicht das Übrige zu haben'. Was aber mit dem 'Übrigen' gemeint ist, kann ich um so weniger sagen, als mir auch die Bedeutung des vorhergehenden *prenda la votz* nicht klar ist.

65, 40. I qe qe sia
Pez e balanz los digz e·ls faitz en ver
E·l miels prendre non perda per voler.

Die Übersetzung 'e per voler troppo non perda il meglio' ist irrig; *troppo*, worauf es hier doch besonders ankäme, steht nicht im Text. Wie zu verstehen ist, zeigen 55, 6 und 63, 46 und vor allem Sordel 40, 69 ff., auf den schon Crescini hingewiesen hat: *E lai on la balanza mais pendra, Tenez, car be vos en prendra. E nos (= no·us) o tuella voluntatz, Qar soven vei ... Que per voluntat es lo senz Desviatz.*

65, 42. Tant a·l reis cor qe no·il plairia
Hom *senz cor* en sa compagnia,
Segn'en Sordel, per q'eu non l'aus vezer,
Qe mon cor a tals don no·l pois (sic!) mover.

Wie sollte wohl *senz cor* 'verliebt' bedeuten können, wie die Anmerkung erklärt? Es liegt hier ein Wortspiel vor; cor 'Herz' und 'Mut'.

67, 30. *Pogra* kann hier nur erste Person sein.

67, 40. *Desconoissen* steht hier im Gegensatz zu *cortes*, ist also mit *sconoscenti* unrichtig übersetzt.

67. 41. Oimais mi par que *ben si'aquitatz*
D'aisso qu'a dig, e, s'el no s'en apaia,
De Venecians queira·ls faitz honratz.

Übs. 'ch'egli ne abbia abbastanza con ciò che ha detto'. Der Sinn ist doch 'das, was er gesagt hat, ist ihm (durch meine Antwort) heimgezahlt worden; wenn ihm aber das noch nicht genügt, dann ...'.

67, 62 ff. Wie ich, abweichend von Bertoni, die Verse auffasse, habe ich in der Anmerkung zu Zorzi 14, 62 gesagt. Ob aber meine Auffassung die richtige ist?

68. Zum Bau der Strophe vgl. Zorzi S. 31 und Anmerkung.

68, 1—2. *Si·l monz fondes a maravilla gran,*
Non l'auria ges a descovinenza ...,
Puois Quonratz reis ...
E d'Austorica l'auz ducs Federics ...
Tan malamenz
Son mort.

Übs. 'Se il mondo sè dissolvesse con grande maraviglia, non me ne adonterei'. Ich verstehe 'wenn die Welt in ganz wunderbarer Weise zusammenstürzte (schon Rayn. übersetzt hier "crouler"), würde ich das nicht für etwas Unpassendes halten, d. h. so wäre das nach meiner Ansicht ganz am Platze, ganz richtig'.[1]

68, 25 ff. Der Dichter sagt, daß schon die Erinnerung an den Tod der beiden Fürsten ihn gerechterweise töten müßte.

---

[1] Siehe meine Erklärung der Stelle in 'Provenzalische Studien' Heft I, S. 86. Sch.-G.

Qar anc non fon hom joves ni antics
Qe·l mein vaillenz
Trop fort
No·ill sobrandes.

Die Stelle ist von Bertoni ganz mißverstanden worden, und auch Lewent hat den richtigen Sinn nicht erkannt. Es ist zu deuten: 'denn nie gab es einen Menschen, jung oder alt, den der weniger Treffliche (sc. von den beiden, Konradin und Friedrich) nicht in hohem Maße übertroffen hätte'.

68, 31—32. Qu'il e lur faig eron tan d'agradage
Que per l'auzir,
Ben qu'om no·ls conogues,
L'irat sentir
Fazion alegrage.

Übs. 'gli uomini irati menavan gioia'. Es ist nicht nur, wie schon Lewent anmerkt, *irat* unrichtig übersetzt, sondern auch *fazion sentir*, und Subjekt zu *fazion* ist nicht *l'irat*, sondern *il*. Es ist zu übersetzen 'ließen sie (sc. die beiden Fürsten) den Traurigen Freude empfinden', d. h. machten ihn froh.

68, 36. Die Anmerkung stammt von Paul Meyer, Romania 13, 483.

68, 59. In der Übersetzung ist *conoscenti* Druckfehler für *nemici*.

68, 72 ff. Vgl. die Anmerkung zu Zorzi 18, 51 und die Bemerkung Chabaneaus, Rev. d. lgs. rom. 25, 200.

E. Levy (†).

Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie.

Karl Voßlers viel angefeindetes und viel gerühmtes, in der Neuheit und Fülle seiner Gedanken sicherlich genial zu nennendes Werk von 1913: 'Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung' scheint mir ein ebenso verwegenes wie bescheidenes Programm zu bedeuten. Seine Verwegenheit liegt in diesem Gedankengang begründet: Voßler geht davon aus, daß Sprache in ihren feinsten Komplexen, aber auch in ihren unscheinbarsten, kleinsten Körperteilen, in ihrem Satzbau nicht anders als in ihren Formen, ja in ihren Lauten nichts ungeistig, nichts rein körperlich, nichts rein zufällig Entstandenes sein könne. Er will die Geistesart eines Volkes in seiner Sprache finden, die Sprache aus dieser Geistesart erklären. Was so ganz und gar zum Wesen der Allgemeinheit paßt, daß es ihr in Fleisch und Blut übergeht, daß sie es mit Selbstverständlichkeit, ohne erneutes Nachdenken, ohne Bewußtheit, mechanisch anwendet: eine solche Ausdrucksart wird zur Allgemeinsprache, wird zur Sprachnorm, zur Grammatik also, im Gegensatz zur persönlichen unerstarrt individuellen Ausdrucksweise. Und so besteht Wechselwirkung zwischen Erkenntnis der Sprache und Erkenntnis der geistigen Beschaffenheit eines Volkes. Nun liegt es verhältnismäßig nahe, das Syntaktische derart aus kultureller Besonderheit herzuleiten. Einen schwierigeren Kampf mit der Materie kostet es schon, in der Formenlehre die geistige Sonderart aufzusuchen. Zum verwegenen und im letzten Grunde doch wohl vergeblichen Bemühen aber wird dieses Ringen um das Geistige der Lautgestalt einer Sprache gegenüber. Hier ist doch zu viel unerklärlich Körperliches im Spiel. Und dennoch ist auch dieses Bemühen Karl Voßlers kein ganz fruchtloses zu nennen, denn wenn er auch nicht rein geistig erklären kann, was offenbar

nicht dem Geistigen allein angehört, so hat er doch auch hier manches der Geisteswissenschaft zurückerobert, was ganz an die Physiologie und Mechanik verlorengegangen schien. Mit dieser Verwegenheit zuengst verknüpft und manchem Fachmann nicht weniger anstößig als sie ist Voßlers Bescheidenheit. Man hört Urteile, die darauf hinauslaufen, daß Voßlers philologisches Buch die typische Arbeit eines Nichtphilologen, eines Literarhistorikers sei. Hierin steckt ein wenig Wahrheit. Richtiger müßte es heißen: Voßlers Sprachgeschichte sei von einem Philologen und Literarhistoriker, ganz richtig: von einem Manne der Sprachwissenschaft und der Geistesgeschichte verfaßt. Die Bescheidenheit Voßlers besteht eben darin, daß ihm Philologie keine in sich abgeschlossene, für sich allein bestehende Wissenschaft ist, sondern eine Hilfswissenschaft, wenn man so sagen darf: im doppelten, im aktiven und passiven Sinne, eine Wissenschaft, die ungemein zur Erkenntnis der Volkseigenarten beiträgt, die aber selbst erst zur Wissenschaft werden kann, wo solche Volkseigenarten schon von anderer Seite her (durch Geschichte, Literatur, Kunst usw.) bekannt sind, anders ausgedrückt: die durch die Resultate der Geistesgeschichte überhaupt erst erhellt wird, von sich aus aber kostbare Proben auf diese Resultate macht und sie bekräftigt oder als fehlerhaft erscheinen läßt. Einen Gefahrpunkt freilich birgt Voßlers Betrachtungsweise. Er ist der Ansicht, daß vor dem Erscheinen eines schöpferischen Genies die Geistigkeit seines Volkes und seiner Epoche im Keime und unbewußt schon das in sich trage, was der Genius nun verkünden wird. Woraus aber diese Keime, dieses Unbewußte erkennen? Eben aus dem unbewußten, erstarrten, mechanisierten Gesamtausdruck eines Volkes, aus seiner Sprache. Voßler sieht am damaligen französischen Sprachstand, daß Frankreich für Descartes reif ist, er sieht den Cartesianismus vorgebildet in der Logik des damaligen Französisch. Hier ist gewiß die Gefahr eines künstlerischen Hineindeutens — aber es ist doch nur retrospektive Prophezeiung, die geübt wird, und schließlich geschieht nichts anderes, als daß der Kenner der französischen Philosophie das spezifisch Französische ihres Wesens aus seiner Kenntnis der französischen Sprache bekräftigt.

Voßlers Buch, das der gewissermaßen isoliert und exakt naturwissenschaftlich arbeitenden Sprachwissenschaft neue Wege zeigte, und das ungeheures Material in wenige hundert Seiten zusammendrängte, mußte sich natürlich vielfach auf Mutmaßungen und Andeutungen beschränken; ein Romanist kann es geradezu als Aufgabensammlung betrachten. Nun hat es Voßlers Schüler Lerch (der als Toblers Schüler begann) mit fleißigstem Sammeleifer und beherrschender Sachkenntnis unternommen, die neue Methode auf eine Einzelheit anzuwenden. Und hierbei springt ein Doppeltes überraschend stark hervor: einmal das prachtvoll Lebendige dieser neuen Methode, sodann aber auch ihre Gefahr in jeder nur einigermaßen unvorsichtigen oder stürmischen Hand. Um das zu beleuchten, will ich im folgenden nur den allgemeinen Gedankengehalt in Lerchs Schrift prüfen; eine Darstellung der, wie ich glaube, mustergültigen Fachuntersuchung, die dem Ideengehalt Körper und Stütze verleiht, würde hier nur ablenkend wirken.

Voßler hatte für die Samsonstiftung der bayrischen Akademie der Wissenschaften dieses Thema als Preisfrage gestellt: 'Die Verwendung des romanischen Futurums als Ausdruck eines sittlichen Sollens'. Unter dem gleichen Titel ist nun, mehr als 400 Seiten stark und also ebenso reich mit

Material beladen, wie Voßlers Sprachgeschichte davon entblößt ist, Eugen Lerchs 'preisgekrönte Arbeit' bei Reisland in Leipzig erschienen. Lerch gibt für das Futurum, das keine bloße Aussage, sondern einen Willen in sich trägt, eine ebenso eigenartige wie einleuchtende Definition. Ich möchte sie sogleich in Beispiele auflösen. Wenn ich von jemandem einen Dienst verlange, so kann ich im Imperativ sagen: Tu mir den Dienst! Dann rechne ich mit dem Willen des andern und befehle ihm, sich meinem Willen zu fügen. Ich kann aber auch sagen: Du wirst mir den Dienst tun! Dann habe ich viel brutaler befohlen als im Imperativ; denn nun rechne ich gar nicht mehr mit dem Willen des Angeredeten, mit einer etwaigen Ablehnung, sondern ich bin gewiß, daß er sich mir fügen wird, ich kenne meine Macht über ihn, und es schwingt ja auch schon die Drohung mit: Wehe dir, wenn du mir nicht zu Diensten bist! Dieses 'Heischefuturum', das sehr viel energischer befiehlt als der Imperativ, nennt Lerch das 'kategorische'. Nun kann ich mir aber den angeführten Satz auch ganz anders ausgesprochen denken: Du wirst mir den Dienst tun — nicht wahr? Du wirst ihn mir doch nicht abschlagen, den kleinen Gefallen? Ich habe kein Recht und keine Macht zu befehlen, ich bin meiner Sache gar nicht sicher, ich möchte es nur gar zu gern mir und noch lieber dem anderen einreden, daß er mir den Dienst tun wird. Hier ist das Futurum höflicher, milder, zaghafter und doch auch wieder beschwörender als der Imperativ. Und das nennt Lerch sehr fein ein 'suggestives' Futurum. Man sucht dem anderen seinen Willen zu suggerieren.

Wer derart den Sinn für die Nuancierungen des Sprachgebrauchs schärft, erhöht offenbar die Möglichkeiten, den geistigen Zustand eines Volkes zu erkennen, und so leistet Lerchs 'systematischer Teil' gewiß auch dem Geschichtsforscher, dem Literar- und Kulturhistoriker wesentliche Dienste und ist Philologie als aktive Hilfswissenschaft im edelsten Sinne. Aber nun fügt Lerch an seine Untersuchung einen zweiten 'auf das Französische beschränkten historischen Teil', worin er sich ganz und gar als Voßlers Schüler erweist. Er lädt dem schmächtigen Futurum die ganze Rüstung der Voßlerschen Kulturbetrachtungen auf, verstärkt sie noch durch allerlei Lesefrüchte und eigene Exkurse, so daß man ein wenig an den Knappen Georg in Goetzens Rüstung erinnert wird, und geht nach braver Knappenart sehr viel unvorsichtiger vor als der erfahrene Ritter selber. Gleich die einleitenden und basierenden Sätze dieses Abschnittes sind arg anfechtbar. 'In diesem Teil müssen wir nun die verschiedenen Verwendungsarten des Heischefuturums, das wir im systematischen Teil sich wie in einem Prisma brechen ließen, wieder zur Einheit des weißen Lichtes zusammenfassen. Kategorisches Verbot und Gebot, suggestive Bitte und suggestiver Ratschlag im Futurum haben, bei aller Verschiedenheit im einzelnen, das eine gemeinsam: daß sie darauf verzichten, die Willensimpulse des Angeredeten überhaupt erst in Schwingung zu versetzen (wie es doch das Normale ist und durch den Imperativ geschieht). Ob ich zu jemand kategorisch sage: Tu te tairas! oder suggestiv: Tu viendras (n'est-ce pas?) — beide Ausdrucksweisen kommen darin zusammen, daß ich seinen Eigenwillen nicht genügend respektiere, daß ich über ihn verfüge wie über einen mir gehörigen Gegenstand' (S. 286). Das ist zum mindesten eine sehr einseitige Auffassung. Mit dem gleichen Rechte kann ich behaupten: Das suggestive Futurum respektiert den Eigenwillen des anderen sehr viel stärker, als der Imperativ dies tut;

denn es befiehlt ja nicht direkt, sondern überredet, schmeichelt sich ein, überlistet: der das Suggestivfuturum Gebrauchende steht einem Eigenwillen gegenüber, den er durch offenen Befehl nicht brechen zu können glaubt, den er stärker, liebevoller und heimlicher zu überwinden suchen muß. Wenn es eine unanfechtbare Gemeinsamkeit im Gebrauch der beiden Heischefutura gibt, so liegt sie offenbar nur darin, daß beide dem Imperativ gegenüber die dringlichere, heißere, subjektivere Ausdrucksform bedeuten. Damit dürfte es zusammenhängen, daß man zum mindesten die schriftlich fixierten, ja daß man sogar gelegentlich die gesprochenen Heischefutura nicht immer mit Sicherheit als suggestiv oder kategorisch wird rubrizieren können. 'Du wirst mir den Dienst tun!' kann ja Bitte und Drohung gleichzeitig enthalten: Ich bitte dich recht herzlich darum — solltest du aber dennoch ablehnen, so greif' ich zum Revolver! Will man also aus der häufigen Verwendung des Heischefuturums in einer Sprache einen Schluß auf die Eigenart des betreffenden Volkes ziehen, so kann man nur sagen: es muß ein impulsives Volk sein, das so spricht, ein impulsiveres als eine Nation, der der kühlere Imperativ leichter über die Lippen geht. Brutaler, despotischer, auf sein Ich beschränkter, blinder gegen fremde Eigenart als das Volk des Imperativs kann ich die Nation des Heischefuturums keineswegs nennen, denn noch einmal: der kühle Imperativ steht mitteninne zwischen dem herrischer begehrenden kategorischen und dem respektvoller werbenden suggestiven Futurum. Und auch zu diesem Ergebnis, daß das Heischefuturum auf ein impulsives Volk hindeutet, wird der Philologe unmöglich von sich aus gelangen. Erst die impulsive Geistesart des Volkes, die sich ihm aus Geschichte, Literatur usw. ergibt, kann ihn auf den Gedanken bringen, in dem an sich stummen Futurum den Willen stärker sprechen zu hören als in der normalen Befehlsform. So weit braucht der Philologe die Hilfe der übrigen Geisteswissenschaft. Hat sie ihn dann freilich angeleitet, so leistet er ihr eben den wesentlichsten Gegendienst: er macht die Probe auf ihr Exempel. Die Völkerpsychologie zeigt an manchen Einzelheiten, daß sie es in irgendeinem Fall mit einem impulsiven Volke zu tun hat: der Philologe rechnet an der erstarrten Ausdruckform, an dem allgemeinen Sprachgebrauch nach und bestätigt: wirklich, dies Volk ist impulsiv, denn es hat Überfluß am Heischefuturum. So denke ich mir, in dieser bescheidenen Art, hat Voßler seine Preisfrage nach der Verwendung des romanischen Futurums gestellt.

Und was macht nun der Übereifer eines neu Bekehrten daraus — denn als solcher bekennt sich der Verfasser Voßler gegenüber —? Lerch rechnet eine besondere Häufigkeit des Heischefuturums für das Französische nicht nur dem Deutschen, sondern (was schwerer zu erweisen sein dürfte) auch den verwandten romanischen Sprachen gegenüber heraus, nennt es 'etwas spezifisch Französisches' und schließt hieraus nun auf eine spezifisch französische Geistesart. Begnügt sich aber nicht damit, solche Eigenart im Impulsiven zu entdecken — das Impulsive kommt ja allen romanischen Völkern dem Germanen gegenüber zu —, sondern schließt auf Despotie, Brutalität, Mißachtung des fremden Ichs, Fanatismus, will alles dies aus dem häufigeren Gebrauch des Heischefuturums ablesen, wie man den Stromverbrauch am Zähler der elektrischen Leitung abliest. Aber der Zähler ist falsch konstruiert oder doch zum mindesten nicht überzeugend, denn wenn mir Lerch etwa einwenden will, wie es an manchen Stellen seines Buches den Anschein

hat, daß sich das Heischefuturum überhaupt nicht an den Willen des Aufgeforderten wendet, sondern diesen wie eine willenlose Sache behandelt, über die verfügt wird ('Du wirst das tun!' statt der Anrede an den Willen: 'Tu das!'), so ist dies ein Trugschluß, da das Eigentümliche des Heischefuturums ja eben darin besteht, daß es die einfache Zukunftsaussage, das normale Futurum imperativisch belastet, sozusagen zu einem Superlativ des Imperativs macht und also besonders intensiv auf den fremden Willen einwirken läßt.

Aber Lerch begeht eine zweite Unvorsichtigkeit. Er zieht mit Fleiß und Verständnis alles herbei, was insbesondere Voßler, daneben aber noch mancher Kulturhistoriker und Dichter über die französische Volksseele gesagt haben. Er bringt ein gewaltiges Anklagematerial zusammen, das immer wieder auf dies eine hinausläuft: der Franzose ist herrschsüchtig, er mißachtet den fremden Willen, die fremde Eigenart. Und alles dies soll nun nicht nur zur Erklärung des Heischefuturums dienen, ja es soll vielleicht nicht einmal nur ganz besonders überzeugend durch das Heischefuturum erhärtet werden. Vielmehr gewinnt man den Eindruck, wenn sich freilich der Verfasser auch gehütet hat, dies klar auszusprechen, als glaube er, der Sprachforscher, der Finder des Heischefuturums, all diese persönlichen und Einzelbemerkungen (denen er viele entgegengesetzte hätte beifügen können!) überflüssig gemacht zu haben durch seine Konstatierung der despotischen Sprachform, als sei über die Geistesart der Franzosen nicht nur das Beste, sondern das einzig wahrhaft Gültige, weil das einzig Allgemeine, Überindividuelle in dem einzelnen Sprachfaktum niedergelegt. Ich bin mir zweifelhaft, ob aus der Gesamtheit der Sprache allein ein absolutes Urteil über den Geist eines Volkes gefunden werden kann; ich bin aber überzeugt, daß auf ein Einzelfaktum solches Urteil nicht zu basieren ist. Hier liegt sprachwissenschaftliche Hybris vor.

Und solche Hybris gewinnt nun in diesem Augenblick einen besonders peinlichen Beigeschmack. Der Verfasser ist, wie jeder Deutsche, erbittert über das gegenwärtige Verhalten der übermütigen Sieger; die Beispiele für den Fanatismus der Franzosen (den offenbar vorhandenen, nur gerade aus dem Heischefuturum nicht erweisbaren!) drängen sich ihm in die Feder, und mit gleicher Natürlichkeit und Aufrichtigkeit folgt dann immer die Beteuerung: ich schreibe aber ganz unparteilich, ich bin Romanist aus Liebe zu allem Schönen auf romanischem und also auch französischem Boden — ich muß nur die Wahrheit bekennen können, wie ich sie finde, auch wenn sie den Franzosen bitter ist! — Aber er bekennt eine Wahrheit, die nun gerade aus seinem Thema nicht herauszulesen ist, und damit bekommt seine wissenschaftliche Arbeit etwas Schiefes, etwas Tendenziöses, etwas Politisierendes — was wir sonst gerade dem impulsiveren Franzosen vorzuwerfen pflegen. Es scheint, als hätte der Krieg auch in dieser Beziehung schädigend auf uns eingewirkt: ein Bonner Romanist (Curtius, 'Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich') beweist mir aus unzulänglichen modernen Literaturleistungen der Franzosen, daß sie zur europäischen Führerrolle ersehen sind, und ein Münchner Romanist beweist mir aus unzulänglichem Sprachmaterial eine peinliche Charaktereigenschaft der Franzosen. So wenigstens könnte man dem Anschein nach das sehr ernste Münchener und das sehr wenig ernste Bonner Buch in Vergleichung setzen. Das Traurige ist, daß Lerch sich diesen Verdacht auflädt, sich gegen ihn

verteidigen muß, ohne im geringsten der Parteilichkeit schuldig zu sein, d. h. der gegen die Franzosen. Aber er ist parteilich seinem Futurum und der Sprachwissenschaft gegenüber: er läßt sie der Völkerpsychologie allzu stolz erhobenen Hauptes entgegentreten.

Und endlich läßt sich noch in einem anderen Punkte zwischen den so wesensungleichen beiden Büchern eine eigentümliche Beziehung aufstellen. Der Bonner Literarhistoriker nimmt alle Äußerungen der modernen französischen Literatur bitter ernst; er sieht nicht, wie dem Franzosen allzu leicht Ernst und Spiel, Geist und Esprit, Wahrheit und Koketterie ineinanderfließen. Wie nun, wenn ich Lerchs Heischefuturum heranzöge und behauptete: wie in diesem Futurgebrauch Drohung und Schmeichelei ineinanderströmen, und wie diese Ausdrucksform den Franzosen näher liegt als der eindeutige Befehl des Imperativs, so eben ist ihre geistige Eigenart? Dann hätte ich einen genau so stichhaltigen oder nicht stichhaltigen Beweis für etwas Volkspsychologisches auf etwas Sprachwissenschaftliches basiert, wie Lerch das tut. Und wäre in den gleichen Fehler verfallen wie er: den der sprachwissenschaftlichen Hybris.

München. Victor Klemperer.

Zu '*Goufre de Satenie*'.

Es ist nicht ohne Reiz, den Ursprung nebst Verwendung dieser Redensart zu verfolgen und dabei auf manch volkskundliches Moment zu stoßen.

Im *Tornoiement Antecrist*[1] liest man folgende zwei Stellen:

v. 474 Apres mengier aporter vi
Un gingenbraz confit en soufre;
Et disoient tuit qu'il el *goufre*
De satenie fu confit,
N'ert pas ostieus a desconfit
Ou Antecriz fu ostelez.

Der Dichter hat offenbar '*goufre de satenie*' mit Satan = Antichrist verknüpft und dies '*satenie*' als Satansreich, somit auch Residenz des Antichrist aufgefaßt.

v. 3458 Volcanus les portes d'enfer
En sa forge toutes forja,
Qui son ostel et sa forge a
Pres du *goufre de satrenie*
El grant chemin de Foi-mentie
Et de mort soubite et d'enfer.

Auch hier befinden wir uns durchaus in der Nähe des teuflischen Reiches. Daß es sich um einen Strudel handelt, der alles verschlingt, was in seine Nähe kommt, lehren die beiden Stellen des *Roman de Reṇart*:[2]

Br. VII v. 629 Ce est li *gorz de Satenie*:[3]
Que quant que il ateint s'i nie.

[1] Li Tornoiemenz *Antecrit* von Huon de Mery, hg. G. Wimmer, Marburg 1888 (Ausg. u. Abh. LXXVI).

[2] Le Roman de Renart, p. p. E. Martin, Strasbourg 1882—87.

[3] v. l. C'est li *goufre de saternie*, aber H: de *satellie*.

Br. XXII v. 456 Je ne sai que je vos en die:
C'est li *goufres de Satenie*[1]
Qui tout englout et tout reçoit.

Bemerkenswert sind dabei die Lesarten *Satellie, Sathalie,* die uns zeigen, daß mit *Satenie* eine volksetymologische Umdeutung vorging, da sonst diese Lesarten nicht so leicht sich einstellen konnten. Mit Unrecht meint daher J. Grimm[2] bei der Erörterung des Artikels 'Teufel' in seiner Mythologie, daß bei beiden Renartstellen *goufre de satenie, saternie* an das Teufelsreich zu denken sei und *saternie* an Saturn anschlage.

Eine bestimmte Lokalisierung gibt die Kreuzzugsschilderung des *Ambroise,*[3] und damit rücken wir in eine enger begrenzte Sphäre von Überlieferungen aller Art:

v. 1318 Dreit al *gofre de Sartalee,*
Qui est un trop dotos trespas;
N'ad plus dotos en toz les pas:
De quatre mers est la bataille,
Dont chescone l'autre bataille.

Dazu bemerkt der Herausgeber G. Paris im Eigennamenverzeichnis: '*Sartalee, Satalie,* l'anc. *Attalia,* ville d'Asie Mineure. Le "*gouffre* (*golfe*) *de Satalie*", célèbre par l'agitation de la mer et considéré comme très périlleux pour les navires, a été l'objet au moyen âge de nombreuses légendes, qui remontent peut-être à l'antiquité.' Leider hat G. Paris diese mittelalterlichen Legenden nicht näher angedeutet. Ähnlich heißt es in einer *Jerusalemreise des seigneur d'Anglure*:[4]

Apprès passasmes par devant le *gouffre de Sathalie.* — quant nous eusmes passé le *gouffre de Sathalie,* nous eusmes vent si contraire.

Wir sehen, daß es sich um den stürmereichen *Golf von Satalia* (Satalieh oder Adalia) in Kleinasien an der Küste Syriens handelt, der von jeher den Schiffen gefährlich war und an den sich manche Sagen knüpften. Unter diesen ragt die *Gorgonensage* hervor, als eine seltsame Verdrehung der Mythe vom *Haupt der Meduse,* die bei Gervasius von Tilbury[5] folgende Form zeigt:

Inter Rhodum et Cyprum sunt Syrtes, que vulgo *Gulfus Sataliae* nominantur, ubi *caput Gorgonis* in mare proiectum dicunt, respiciuntque *Sataliam* urbem, quae ad Soldanum Iconii dicitur pertinere. Tradunt autem Gorgonem meretricem fuisse, quae sua pulchritudine homines mentis impotes reddebat. Eius caput Perseus in mare proiecit. Indigenae referunt militem quendam reginam adamasse, cuius stupro cum frui non posset, ipsam mortuam et sepultam furtivo coitu cognivit, ex qua genuit caput tam monstrosum. In conceptione miles per vocem in aere audivit: 'Quod pariet, suo in-

[1] v. l. L. Ce est li *gorz de Sathalie.*

[2] Dt. Mythologie, 4. Aufl., Berlin 1876, S. 825.

[3] L'Estoire de la guerre sainte par Ambroise p. p. G. Paris, Paris 1897. Auf diese Stelle machte mich Prof. Dr. E. Lommatzsch gütigst aufmerksam, desgleichen auf die folgende.

[4] F. Bonnardot et Aug. Longnon, Le saint voyage de Jherusalem du seigneur d'Anglure, Paris 1878, S. 10 u. 89.

[5] F. Liebrecht, Des Gervasius von Tilbury Otia imperialia, Hannover 1856, S. 11.

tuitu omnia conspecta perdet et consumet.' Post novem mensium decursum miles aperto tumulo caput reperit, a cuius facie se semper avertit, et cum hostibus illud ostendebat, ipsos statim cum urbibus perdebat. Tandem in mari navigans, in gremio amasiae obdormivit, quae clanculo clavem scrinii, in quo repositum erat caput, subripuit, et cum stulta speculatrix caput respexerat, statim obiit. Expergefactus miles, re comperta doloreque tactus, caput erexit, et ab erecto vultu conspectus, cum nave periit. Hinc tradunt in capite septennii caput faciem ad superiora vertere, et hoc periculum in mari navigantibus generare.

Eine andere Fassung bietet Roger de Hoveden († nach 1201) in seinen Annalen bei der Schilderung von der Rückreise des Königs Philipp August von Frankreich, da er von Accon aus die Inseln im griechischen Meer passierte. Bemerkenswert ist dabei, daß *Satan* hier innerhalb der Sage auftritt:[1]

Deinde transivit per insulas de *Yse*, in quarum una est castellum, quod dicitur castellum Ruge. Ibi fuit quondam quaedam puella, quae *Yse* vocabatur, a cuius nomine insulae illae dictae sunt. Indigenae quidem narrant, quod quidam miles dilexit puellam illam et illa noluit consentire illi, quamdiu vixit: defuncta autem illa, miles accessit et concubuit cum illa dicens: 'Quod cum viva facere non potui, cum mortua feci.' Et statim intravit *Satan* in eam et ait: 'Ecce genuisti in me filium et cum natus fuerit, afferam eum ad te.' Et post novem menses, cum tempus pariendi instaret, peperit filium abortivum et portans eum ad militem ait: 'Ecce filius tuus, quem genuisti; abscide caput eius et reserva tibi. Quandocumque enim volueris inimicum tuum vincere vel terram illius destruere, capitis abscisi vultus discooperiatur et respiciat inimicum tuum vel terram eius, et statim peribunt; et cum cessare volueris, recooperiatur vultus et cessabit tribulatio.' Et factum est ita. Post multum vero temporis miles ille uxorem duxit, quae saepius interrogavit eum, qua arte vel quo ingenio ipse ita destruebat inimicos suos sine armis et sine exercitu: ille autem ei dicere noluit, sed increpavit eam, ut taceret. Contigit ergo quodam die, dum miles abesset, quod illa accessit ad arcam, in qua sperabat secretum illud esse domini sui, per quod ille ita operabatur inique, et invenit in arca caput illud detestabile et statim abiens proiecit illud in *gulfo Sataliae*. Et dicunt nautae, quod, quandocumque caput illud fuerit resupinum, commotus est gulfus ille adeo, quod nulla navis potest transire illum; et quando caput supinum est, tunc potest navis transire illum. Credat hoc Judaeus Apella, non ego.

Nur geringe Abweichungen hiervon bietet der Bericht bei John Bromton.[2] Nicht Satan, sondern jene im Grabe geschändete Jungfrau kündet dem Ritter die Mißgeburt an: *Cui ista dicitur respondisse: 'Ecce filium in me genuisti et cum tempus pariendi advenerit, ego afferam filium tuum tibi'* eit. Hinter *dum miles abesset* ist der Zusatz: *et ipsa cum solis puellis suis in secretiori thalamo esset.* Der Schlußsatz lautet: *Et quando caput illud supinum iacet, tranquillitas magna fit in gulfo.* — Die Fassung Rogers scheint ursprünglicher zu sein. Im Schluß dieser Lokalsage sieht F. L. Schwarz[3] den 'Hinweis auf den beim Gewitter nach oben kommenden *Gewitterkopf*, während er sonst in der Tiefe ruht, gerade wie auch der Gorgo

[1] Bei F. Liebrecht a. a. O. S. 92 ff. Chronica magistri Rogeri de Hovedene ed. by W. Stubbs, vol. III, London 1870, S. 158.

[2] Bei F. L. W. Schwarz, Der Ursprung der Mythologie, Berlin 1860, S. 89, Anm.

[3] A. a. O. S. 90.

Haupt bei Homer in der Unterwelt war, und Odysseus nur fürchtete, daß Persephone es heraufschicke'. Dieser meteorologischen Auffassung der Gewitterwolke schließt sich W. H. Roscher[1] an, 'denn es läßt sich kaum bezweifeln, daß man unter dem ins Meer geschleuderten abgeschnittenen Kopfe, welcher bald nach oben, bald nach unten gewandt ist, eine aus dem Meere emporsteigende *Wetterwolke* zu verstehen hat, aus deren wechselnder Gestalt und Bewegung man entweder auf Gewitterstürme oder auf Windstillen zu schließen pflegte'.

Die gleiche Vorstellung eines Unwetters, aber diesmal in Form eines gewaltigen schwarzen *Drachens*, der in den Wolken daherkommt, zeigt eine andere durch die Kreuzzüge übermittelte Tradition, die Roger de Hoveden an zweiter Stelle[2] bietet:

Et est aliud mirabile quod unoquoque mense anni semel contingit. Videtur quod draco niger et ingens veniat in nubibus coeli, qui mittit caput suum in *gulfo Sataliae*, et haurit aquas, et attrahit ita vehementer, quod si navis aliqua fuerit ibi, quamvis fuerit onusta, tamen hauritur et defertur in sublime. Volentes autem hoc vitare periculum, oportet quod, cum viderint monstrum illud, statim faciant tumultum magnum et clamationes altas, percutientes in tabulis, ut auditis clamoribus draco ille elongetur ab eis. Nos autem dicimus hoc non esse draconem, sed aestum solis qui attrahit ad se aquas maris.

Im Chronicon des Joh. Bromton[3] findet sich folgende Ausschmückung:

Videtur enim quod draco magnus et niger in nubibus veniat et caput suum in undis mittat et cauda eius videtur quod sit coelo infixa; et draco ille undas hauriendo cum tanta aviditate ad se attrahit, quod si navis aliqua licet onusta viris vel quibuslibet aliis ponderosis propter haustum illum fuerit, tamen hauritur et defertur in sublime.

Zu einem förmlichen Roman ausgesponnen erscheint diese Erzählung von der Jungfrauschändung und dem Gorgonenhaupt bei Walter Map in dessen Schrift *De nugis curialium*,[4] dist. IV, cap. 12: *De sutore Constantinopolitano fantastico.* Die Handlung wird in die Zeit des durch Zauberkünste berühmten Gerbert (des späteren Papstes Silvester II.) verlegt: Ein junger Schuhmacher, Künstler in seinem Fach, dazu hervorragend in Leibesübungen, verliebt sich in eine vornehme Jungfrau, deren zarten Fuß er beschuht hat. Um ihre Hand zu gewinnen, verkauft er sein väterliches Besitztum und glaubt, indem er Ritterdienste nimmt, erhört zu werden. Ihr Vater weist ihn barsch ab, weshalb er sich einer Räuberbande anschließt. Da hört er, daß sie gestorben sei; trotzdem verzichtet er nicht auf sein Vorhaben:

... ad exequia properat et visa tumulatione locoque notato nocte proxima solus effodit tumulum, et ad mortuam quasi ad vivam ingreditur.

[1] Die Gorgonen und Verwandtes, Leipzig 1879, S. 110. Roscher verweist ferner auf ein griechisches Schiffermärchen (S. 126), von Polites (in der Schrift *Ὁ περὶ τῶν Γοργόνων μῦθος παρὰ τῷ Ἑλληνικῷ λαῷ*. Athen 1878, S. 27) erzählt, das aber zu unserem Gegenstande nur eine entfernte Beziehung aufweist.

[2] Ed. Stubbs, vol. III, S. 159.

[3] Bei Schwarz a. a. O. S. 35, der mit Recht den Drachen als eine Wasserbose deutet.

[4] Gualteri Mapes De nugis curialium, ed. by Thomas Wright, Camden Society 1850, S. 176.

Quo scelere peracto, ex mortua resurgens audit ut tempore partus illuc revertatur, delaturus inde quod genuerit.

Er erhält von der Toten ein Menschenhaupt mit dem Gebot, es nur seinen Feinden zu zeigen:

Gorgoneum praetendit ostentum, obrigescunt miseri, vident instar *Medusae* malitian. Supra modum timetur, et ab omnibus in dominum accipitur, ne pereant. Nemo causam intelligit pestis invisae subitaeque mortis; simul enim vident et pereunt, sine voce, sine gemitu.

Er herrscht nun unumschränkt und erhält die Erbin des verstorbenen Kaisers von Konstantinopel zur Frau. Unvorsichtig genug, verrät er ihr sein Geheimnis; sie holt aus der Truhe, worin das Haupt verschlossen war, während er schläft, es heraus und hält es ihm vor, so daß er zugrunde geht. Seine Gemahlin aber läßt das scheußliche Haupt ins Meer werfen. An dieser Stelle entsteht der gefährliche Strudel, der eindrucksvoll beschrieben wird:

Facta est cum arenis ebullitio pelagi, tanquam avulsus a fundo designet aestus fugam saltu subito resilientium aquarum et abhorrentium in illis iram altissimi, et quasi mare nauseans reicere conetur quod in ipsum suo tellus aegra puerperio convalescens evomuit. Exaltabant in sidera fluctus, et ignis instar altissima petebant. Sed post dies paucos monstrorum mutata sententia, quae sidera petebant aquae deorsum tendunt faciuntque voraginem circuitu sempiternae vertiginis. Cumulus fuerat quod nunc fossa est. Limus enim profundi non sustinens abhominationem et maris horrorem exinanitus est, et stupore defecit, hiatuque dehiscens infinito permeabilis eis usque in abyssi novissimum facta est, unde semper absorbere sufficit quicquid infundere potest maris immanitas. Charybdi sub Messana persimilis. Quicquid incidit casu vel ab avido rictu attrahitur, irremediabiliter periclitatur.

Als echte Lokalsage charakterisiert sich diese Erzählung, da auf jene geschändete Jungfrau der Name des Ortes übertragen wird:

... et quia nomen erat virgini *Satalia, vorago Sataliae* nominatur, et evitatur ab omnibus, quod vulgo dicitur *Goufre de Satalie.*

Der Verfasser zeigt gleichzeitig durch das letztere Zitat, daß er einer französischen Überlieferung gefolgt ist.

Eine entfernte Erinnerung an diese Geschichte findet sich in der Reisebeschreibung des Jean de Mandeville. Die betreffende Stelle kann ich nur nach der englischen Übersetzung[1] geben:

From this isle of Rhodes we go to *Cyprus* ... And men pass that way by a place which was a great city and a great land; and the city was called *Sathalie.* This city and the land were lost through the folly of a young man, who had a fair damsel whom he loved well for his paramour, and she died suddenly and was placed in a tomb of marble; and for the great love that he had to her, be went in the night to her tomb, and opened it and went in [and lay by her and went his way]. And when it came to the end of nine months, there came a voice to him, and said: 'Go to the tomb of that woman, and open it, and behold what thou hast begotten on her; and if thou omittest to go, thou shalt have a great harm.' And he went and opened the tomb; and there came out a snake, very hideous to behold which immediately flew about the city and the country, and soon after the city was swallowed up. And there are many perilous passages.

[1] Th. Wright, Early Travels in Palestine, London 1848, S. 140.

Einen Nachhall all dieser Sagen bildet eine merkwürdige Episode im inedierten *Roman de Berinus de Rome*, den ich aus der Hs. Wien, Hofbibl. 3436 (geschrieben 1482) zwecks künftiger Ausgabe kopiert habe. Es wird da in ähnlich grauenvoller Sphäre folgendes berichtet:

(Bl. 65r.) Il avoit en cellui temps en Egipte ung homme qui *Alterchans* estoit nommez, lequel occist son pere, sa mere et chassa son frere hors de son païs pour sa mauvaise voulenté acomplir de sa seur qu'il amoit (Hs. avoit) encontre loyaulté; et fist tant qu'il l'eut a femme comme s'espouse, et si fut la meschine comme moult angoisseuse, car elle savoit bien que c'estoit contre Dieu et contre droit, mais elle ne lui ousoit deveer pour la cruaulté de luy. Tant fut Alterchans en la compaignie de sa seur qu'elle fut ençainte d'enfant, de quoy la meschine fut moult doulente ne elle ne se povoit saouler de plourer ne de dueil faire. Et quant Alterchans le sceut, si en fut moult aussi courroucié comme cil qui fel estoyt et de pute nature, tant que l'ennemy vint a lui et lui dist: 'Alterchan, je voy que tu es pencif et plain d'ire pour tu seur qui est ençainte, si te diray que tu feras: Pren ung bateau et entre dedans toy et ta seur, puis te fay singler en mer et la occy lie et l'enfant. Et je t'asseur que pour ce faire seulement tu auras telle seigneurie que tout le monde te doubtera.' Or povez veoir comment le deable si engingnoit Alterchan qui estoit homs de mauvaise vie et condicion et de pou de foy, et de tant fut il plus legiers a decevoir ainsi qu'il apparut, car il creÿ tel conseil de quoy il advint puis se dy grans merveilles, ainsi comme vous porrez ouïr. Car Alterchan quant il ot eu l'enortement de l'ennuemy, il pourquist tant et engingna que entre lui et sa seur furent en mer et singlerent tant qu'ilz furent loing de terre. Lors prist le fel cuvers ung glaive qu'il avoit apresté et en fery sa seur qui en lui se fioit parmy le corps et l'occist. Apres ce il lui ouvry le ventre et en tira hors l'enfant innocent et le couppa en deux parties, puis gecta seur et enfant tout en la mer.

Pour ceste dure cruaulté Dieu consenty a l'ennemy de monstrer son povoir, par quoy vengence fust prise de tel meffait, si que tantost que le fel Alterchans ot fait cellui oultrageux homicide, la mer se commença a engrossier et a enfler, ly air fut troublé, le ciel s'ouvry et saillirent menuement estincelles, esclices et tonnerres et s'esmurent les vens si grossement qu'il estoit bien avis que le monde deust finer. Et avecques ce la mer et la terre s'ouvrirent et engloutirent Alterchan ou toute la nef ou il estoit et l'emporta jusques en abisme. Le lieu ou celle adventure advint de la nef est ores appellé de toutes gens qui par la passent ou vont par mer "*gouffre de Sataine*", et lui mist on cel nom pour la raison de ce que 'gouffre' en grieu vault autant a dire en françois comme 'vengence' et la meschine qui la fut murdrie de son frere Alterchan ot a nom *Sathania*, si que '*gouffre de Sathaine*' est a entendre 'vengence de Sathaine'. Et en ce lieu est encores ung grant pereil de mer et y sont mainte bonne gent perie ... Par celle adventure fu la faicte une riviere horrible et crueuse qui va et vient ou *gouffre de Sathaine* parmy la terre qui s'aouvry. Et est celle eaue si merveilleuse que riens qui vive n'y peut atoucher qui lors ne meure de cruelle mort. Et avecques ce elle sault de hault en bas et bout et escume de telle maniere que du veoir a on grant hideur pour la grant tempeste qu'elle par demeinne. Et veult on dire que puis l'eure que Alterchans fut peri, on a mainteffoiz en celle riviere veu le corps flocter par dessus, et si recorde on par verité que tout ce qui perist en ce gouffre de mer vient en la riviere de Blandie, si que on y voit souvent suronder par dessus les hommes mors, les nefz, les mas et les voilles.

Greifswald. Alfons Hilka.

Sitzungsberichte

der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1919.

Sitzung vom 14. Januar 1919.

Herr Kolsen spricht *zur Kritik und Interpretation provenzalischer Texte.* Unter Zugrundelegung eines Teiles seines demnächst erscheinenden 3. Heftes der 'Dichtungen der Trobadors' behandelt er eine Anzahl Probleme altprovenzalischer Textkritik. Er begründet seine von früheren Rekonstruktionen abweichende Textgestaltung der Kanzone des G. Faidit *Can vei reverdir* (Dichtgn. Nr. 35) und des Partimens *N'Ebles chausetz* (BGr. 127, 2, Dichtgn. Nr. 48). Für manche noch unklare Stelle aus bereits edierten Texten gibt er neue Interpretationen, und zwar 1. grammatische, 2. lexikalische, 3. sachliche: 1. An zahlreichen Beispielen weist er für *pos* und *pos que* (*pos tot* und *desque*) konzessiven Sinn und an einigen für *pos* auch adversative Bedeutung nach (s. Dichtungen S. 192, 217[1] u. 236 bezw. S. 197); 2. er deutet bei B. Born[3] 2, 11 (S. 177[1]) *tener alcun en regart* 'es auf jd. abgesehen haben', entnimmt ebenda dem v. 14 das Wort *l'acoralha* 'die Schlägerei, Mörderei', schlägt für B. Born 7, 2 (S. 224[4]) *mon enalsat* 'mein Rehabilitierter' vor, übersetzt beim Mönch von Montaudon 9, 49 (s. S. 197[1]) *prestaire* mit 'Zahler' liest bei G. Faidit, Gr. 167, 58 v. 14 (S. 183) *maljazer* = afrz. *malgesir* und tut der Ausdrücke *acusatiu, conjunctiu* usw. in Nr. 50 der Dichtgn. mit anderer als grammatischer Bedeutung Erwähnung; 3. er zeigt (s. S. 188) gegenüber Rob. Meyer an Gr. 167, 54 II, daß G. Faidit seine Geliebte Jordana nicht fälschlich der Untreue geziehen habe, und gibt (s. S. 211[3] u. 212 zu 39) für *augur de gralha* eine andere Erklärung als Hensel. Dem Texte des Gedichtes des Mönchs von Mont., Gr. 173, 12, fügt er aus der Hs. *G* ein in den Ausgaben noch fehlendes zweizeiliges Geleit hinzu (s. S. 217[2]).

Zum Schluß ergänzt der Vortragende noch die im Lex. rom. 1, 484 nach Hs. *I* edierte Kanzone des G. de la Tor *Qui sap* (Gr. 236, 7) mit Hilfe der Hs. *G* (Bertoni S. 359) und macht zu Raynouards Text einige Besserungsvorschläge: v. 1 *suffrenz*; 9 en amar servir] *en Amor servir.* In v. 18—24 *E veirai* bis *fai amar* schreibe man statt *amors* beidemal *Amors*, setze Komma nach *mal* und nach *sospir* (hier Strophen-Enjambement), Semikolon nach *cor* und tilge das Komma nach *cel.* Zur Füllung der nach v. 30 von Raynouard durch Punkte angedeuteten Lücke bietet *G* folgende neue Strophe dar:

IV. 31 Car vos, on son mei pesar,
Domna, ses cui no·m plaz res,
M'avez en tal preison mes,
34 Qe·m fai soven sospirar.
Pero car
Mi son li dolz mal, qe·m fai
37 Per vos Amors, e l'esglai;
Car eu sai
C'aissi com hom vol jauzir
40 Lo be, deu lo mal sofrir.

(Var. zu IV: 34 sospirat, 40 bes; in 35 bedeutet *car* 'lieb'). Man lese v. 46 *Cortezi'e pretz verai*, 49 *Gen rir'e gen acuillir*, 53 *Qu'i* und 54 *Que·m.* — Die Hss. *D K L N* stehen für das Lied noch aus.

Herr Kuttner weist auf eine Parallele zu dem Anonymon (Kolsen

Nr. 50) hin, die sich in Cyranos *Le pédant joué* findet; auch Herr Born weist auf eine Parallele hin.

Die Herren Pariselle und Born werden zu Rechnungsprüfern ernannt.

Sitzung vom 28. Januar 1919.

Herr Wolff erörtert den *Begriff des Komischen*. Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Der Vorsitzende weist an einigen Beispielen (Mozarts Dorfmusikanten Beckmesser und die Prügelei in den Meistersängern) nach, daß es auch der Musik möglich sei, komische Wirkungen zu erzielen.

Herr Cassirer sieht in den von dem Vortragenden genannten, für die Begriffsbestimmung des Komischen in Betracht kommenden Momenten nur solche von allgemein ästhetischer Gültigkeit. Er meint, daß für die hier zur Frage stehende Definition noch andere Momente, so dasjenige der Überraschung, heranzuziehen seien.

An der weiteren Diskussion beteiligen sich die Herren Kuttner und Gade.

Sitzung vom 11. Februar 1919.

Herr Aronstein spricht über *Das nationale Ereignis im englischen Renaissance-Drama*. Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Die Herren Oberlehrer Paul Schmidt und Direktor Dr. Siefken werden zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 25. Februar 1919.

Herr Ludwig spricht über *Schlemihle*. Der Reiz des Chamissoschen Märchens beruht, abgesehen von seinem Kunstwert, auf der Persönlichkeit des Helden, der dem älteren Pechvogel seinen Namen gegeben hat, und auf dem glücklichen Motiv des Schattenkaufes. Die Nachahmungen scheiden sich also in die Gruppen der Pechvogelgeschichten, der Verkaufsmärchen, als dritte Gruppe kommen noch Fortsetzungen in Betracht, die Chamissos Faden weiterspinnen. Der Vortragende zählt diese Nachkommenschaft des Chamissoschen Märchens auf, charakterisiert die einzelnen Werke und verfolgt an ihnen die Entwicklung des Motivs.

Herr Kuttner erinnert daran, daß schon Lafontaine in seinem *Le Savetier et le Financier* das Motiv vom verlorenen Schlaf verwendet hat. Auf weitere dichterische Behandlungen des Schlemihl-Typus und verwandter Naturen machen die Herren Fuchs (Bittners Oper *Höllisches Gold*), Herrmann (F. Ansteys Erzählung *Vice Versâ*) und Herzfeld (Mary Wollstonecraft Shelleys Roman *Frankenstein*) aufmerksam.

Die Herren Oberlehrer Paul Schmidt und Direktor Dr. Siefken werden aufgenommen.

Sitzung vom 11. März 1919.

Herr Spies sprach über die *Verwendung der Alliteration im englischen Kulturleben der Neuzeit*. Der Vortragende warf zunächst einen Rückblick auf die altenglische und mittelenglische Zeit sowie auf die bisherigen Untersuchungen über Alliteration im Neuenglischen, wobei zwei Greifswalder Seminararbeiten, die eine kritische Bibliographie enthalten, vorgelegt wurden. Nicht behandelt wurden lautmalende Ausdrücke wie *fiddle-faddle, topsy-turoy*; ebenso blieben Verbindungen mit Reim außer Betracht, wie *The masses and the classes, Man Power and Van Power* = Mensch und Ma-

schine, *Thoughts and After-thoughts* von Beerbohm Tree 1915, Schlagwörter wie *Home Rule is Rome Rule* und ähnliches.

Die eigentliche vokalische Alliteration klingt wohl in ererbten Formeln wie *Odds and Ends* (eine Londoner Revue 1915) nach; auch liegt in Wendungen wie *Actor and Author* (Überschrift, Daily Chronicle 13. Okt. 1916) oder Gedichtanfängen wie *From Amiens to Abbeville* (Cornhill Magazine Mai 1918, S. 474) eine moderne Umwertung der vokalischen Alliteration vor. Keinesfalls hierher gehören Stilfiguren wie *unwept, unhonoured, and unsung* (National Review April 1915, S. 168). — Die Qualität der Alliteration im modern-englischen Kulturleben bietet eine bunte, regellose Mischung dar, z. B.: *platform, press, and pulpit* (The New Europe 12. Dezember 1918, S. 193), *Press, Platform, and Parliament* (von S. L. Hughes, London 1918), *Cash and Credit at Oxford* (Times 2. Mai 1914), *Through Terror to Triumph* (Worte von Lloyd George, Daily Chron. 24. August 1915). — Häufung der konsonantischen Alliteration ist sehr beliebt: *Brief, bright, and brotherly* (Sinnspruch für Zusammenkünfte von Munitionsarbeiterinnen), *Railroads, Rates, and Regulation* (vom amerikanischen Prof. Ripley 1913), *Musings and Memories of a Musician* (von Sir George Henschel 1917), *Sun, Sand, and Sin* (von J. Kennedy 1916).

Der Vortragende erörterte des weiteren: 1. das Verhältnis vom Akzent zur Alliteration (vgl. Winston Churchill, *From London to Ladysmith*; A. Ponsonby, *Democracy and Diplomacy* 1916; *Memorials and Monuments* 1915; J. G. Legge, *Rhyme and Revolution in Germany*, 1919). — 2. Ursachen und Gründe der Alliteration (ererbter Formelschatz, analoge Neubildungen, Affektwirkungen, psychologische Gruppenbildung und ihre Folgen). — 3. Den Zusammenhang mit anderen stilistischen Erscheinungen (Beispiele wie *a home-to-home canvass*; *Ton-for-Ton Policy*; *The great public who make or mar success* (World 5. November 1918). — 4. Abtrennung des Zufälligen. — 5. Die Alliteration in der Übersetzung. — 6. Eine größere Anzahl von Beispielen wurde, nach Verwendungsgebieten geordnet, vorgeführt, z. B.: a) Geschäftsreklame: *A tonic for the times.* — b) Journalismus: *the Model class, the middle class, the muddle class*; *Men not menus will win the war* (Pall Mall Gazette 13. Juni 1918). — c) Büchertitel: *Down in Devon* 1914; *Kaiser, Krupp, and Kultur* (von Th. A. Cook 1915); *Me as a Model* (von W. R. Titterton 1914). — d) Im öffentlichen Leben: *Britain for the British, Taxes for Titles, Cape to Cairo, Cape — Cairo — Calcutta, Taxicabs, Telephones, and Typists*, three of London's chief worries in war-time; zahllose Beispiele aus dem Theaterleben: *James and John, Potash and Perlmutter* (wozu R. Clarence, Stage Cyclopaedia, London 1919, zu vergleichen wäre).

Das behandelte Thema ist vom Vortragenden 1918 als Greifswalder Preisaufgabe gestellt worden.

Sitzung vom 25. März 1919.

Herr Kuttner spricht über *Barbusses Roman Le Feu.* Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Zur Aufnahme werden die Herren Dr. Fiedler, Stud.-Ref. Klose, Obl. Dr. Wiske und Obl. Hanitsch vorgeschlagen.

Sitzung vom 8. April 1919.

Herr Spies sprach über *Kulturprobleme im kommenden England.* Der Vortragende stellte im Anschluß an E. A. Freeman's Wort von der Bedeutung der normannischen Eroberung diesem in seiner Art und Wirkung vornehmlich aristokratischen Ereignis den Weltkrieg mit seinen demokratischen Begleiterscheinungen und Folgen an die Seite. Er behandelte 1. die mili-

tärische Demokratie in Gestalt der allgemeinen Wehrpflicht; 2. die politische in Gestalt des neuen Unterhauswahlrechts 1918, der Oberhausreformbewegung und der Stellung der Monarchie, und, nach kurzen Hinweisen auf wirtschaftliche Fragen, 3. die intellektuelle Demokratie in Gestalt des Unterrichtsgesetzes 1918 und der geplanten Mittel- und Hochschulreform, wobei deren Hauptprobleme unter Ausblicken auf neueste englische Literaturerzeugnisse kurz gestreift wurden. — Die vorgerückte Zeit gestattete leider nicht mehr die Behandlung der Demokratisierung der englischen Sprache, der Literatur und des Theaters.

Herr Gade weist auf die *shop-stewards* hin, die neben der Militarisierung und Bureaukratisierung Englands die markanteste soziale Erscheinung in dem Umwandlungsprozeß sind, der dieses Land ergriffen hat.

Die zur Aufnahme vorgeschlagenen Herren werden aufgenommen.

Sitzung vom 29. April 1919.

Herr Michaelis spricht über *Charles de Villiers, ein Mittler zwischen Frankreich und Deutschland.*

Der Vortrag wird in der Internationalen Monatsschrift abgedruckt werden.

Herr Obl. Freudel wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 13. Mai 1919.

Die Kassenprüfer haben die vorgeschriebene Prüfung vorgenommen. Dem Kassierer wird Entlastung erteilt.

Herr Krüger gibt *Verbesserungen zu Schlegels Übersetzung von Shakespeare* und eine Reihe von *Erklärungen englischer Redensarten.*

Die Herren Herrmann und Block äußern sich zu dem Vortrag.

Herr Ludwig macht zu der Redewendung *he is the very spit of his father* darauf aufmerksam, daß der Volksglaube den Speichel in Beziehung zu der Seele setzt.

Herr Obl. Freudel wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 14. Oktober 1919.

Herr Wolff spricht über *Ariosts Satiren.* Der Vortrag wird im 'Archiv' erscheinen.

Auf der *Vortagung des Allgem. deutschen Neuphilologen-Verbandes* am 1./2. November wird Herr Kuttner die Gesellschaft vertreten.

Sitzung vom 28. Oktober 1919.

Herr Ludwig spricht über *Nietzsche und Shakespeare.* Der Vortrag wird im 'Archiv' erscheinen.

Herr Lektor Gautier wird zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 11. November 1919.

Herr Kuttner berichtet über die *Vortagung des Allgem. deutschen Neuphilologen-Verbandes* in Halle am 1./2. November.

Der Vorstand wird wiedergewählt.

Herr Gautier wird aufgenommen.

Die Herren Obl. Dr. Walter und Obl. Theel werden zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 25. November 1919.

Herr Brandl hält in den Räumen des Englischen Seminars einen Lichtbildervortrag über *Shakespeares London.*

Die vorgeschlagenen Herren werden aufgenommen.

Zur Aufnahme sind vorgeschlagen worden: Obl. Seyger, Obl. Gerike, Stud.-Ref. Dr. Glawe und Stud.-Ref. Woltmann.

Sitzung vom 16. Dezember 1919.

Die Gesellschaft hat das Mitglied Herrn Stud.-Assessor Glagow durch den Tod verloren.

Von der Leitung des Allgem. deutschen Neuphilologen-Verbandes sind uns eine Anzahl Leitsätze zugegangen, die zur Verteilung gelangen.

Herr Walter spricht über *Prosper Mérimée und die russische Literatur.*

Herr Tiktin fragt nach dem Wesen des Šetch, Herr Spatz nach der Teilnahme der Brandenburger an den polnisch-kosakischen Kämpfen von 1651.

Der Vortragende gibt eine erschöpfende Auskunft.

Die vorgeschlagenen Herren werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Verzeichnis der Mitglieder

der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1920.

Vorstand.

Vorsitzender:	Herr Ad. Müller.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Ludwig.
Schriftführer:	„ M. Wolff.
Stellvertretender Schriftführer:	„ H. Gade.
Erster Kassenführer:	„ M. Kuttner.
Zweiter Kassenführer:	„ G. Opitz.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Meyer-Lübke, Wilhelm, ord. Professor an der Universität, Mitglied der k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien. Bonn.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaëlis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Anderten, Berlin-Reinickendorf, Residenzstr. 47.

„ Dr. Aronstein, Ph., Professor, Oberlehrer an der V. städt. Realschule. Berlin NW 87, Elberfelder Str. 28.

„ Dr. Becker, Gustav, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin W 30, Zietenstr. 21.

„ Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer am Lessing-Gymnasium. Berlin NW 23, Altonaer Str. 21.

„ Dr. Beyer, Bruno, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Lohmeyerstr. 6.

„ Dr. Bitterhoff, Max, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin NW, Crefelder Str. 11.

„ Dr. Block, John, Professor, Oberlehrer an der Goetheschule. Halensee, Seesener Str. 18.

„ Dr. Bolle, Wilhelm, Leiter des Realgymnasiums i. E. in Friedrichsfelde. Karlshorst, Treskow-Allee 91.

„ Dr. Born, Max, Studienrat an der Chamissoschule. Schöneberg, Berchtesgadener Str. 22/23.

„ Dr. Brandl, Alois, Geh. Regierungsrat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W 10, Kaiserin-Augusta-Str. 73 III.

„ Dr. Brüß, Friedrich, Oberlehrer an der Oberrealschule. Berlin-Wilmersdorf, Mannheimer Str. 44.

„ Dr. Buchenau, Artur, Stadtschulrat. Charlottenburg V, Schloßstraße 46.

„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin-Steglitz, Brandenburgische Straße 2a, III r.

„ Dr. Cassirer, E., Univ.-Prof. Berlin W 50, Prager Str. 8/9.

„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.

„ Dr. Cohn, Georg. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.

„ Dr. Dammholz, Rudolf, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor der Auguste-Viktoria-Schule und des Mädchen-Realgymnasiums. Charlottenburg, Nürnberger Str. 63.

„ Doegen, Wilh., Oberlehrer an der XI. städt. Realschule. Zehlendorf, Alsenstr. 121.

Herr Dr. Driesen, Otto, Oberlehrer an der städt. Realschule in Charlottenburg. Charlottenburg, Giesebrechtstr. 6.
„ Dr. Düvel, Wilh., Direktor der Herderschule. Charlottenburg, Bayernallee 4.
„ Dr. Ebeling, Georg, ord. Professor a. d. Universität. Kiel, Feldstr. 88.
„ Dr. Engwer, Theodor, Geh. Oberregierungsrat und Vortragender Rat im Kultusministerium. Berlin-Wilmersdorf, Prinzregentenstr. 76.
„ Dr. Fiedler, Fritz, Oberlehrer. Berlin-Steglitz, Bergstr. 11.
„ Freudel, Karl, Oberlehrer, Berlin NO 35, Elbinger Str. 58.
„ Friedländer, J., Oberlehrer an der III. Oberrealschule. Berlin, Schönhauser Allee 31.
„ Dr. Friedmann, Georg, Professor, Oberlehrer an der V. städtischen Realschule. Charlottenburg-Westend, Akazienallee 43.
„ Dr. Fuchs, Max, Professor, Oberlehrer an der VI. städt. Realschule. Friedenau, Stubenrauchstr. 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Gautier, Paul, Lektor. Berlin W 62, Kalckreuthstr. 1, Pension Preuß.
„ Dr. Gerike, Oberlehrer, Berlin-Lichtenberg, Möllendorfstr. 12 I r.
„ Dr. Glawe, Studien-Assessor, Berlin N, Invalidenstr. 159.
„ Dr. Glöge, Georg, Oberlehrer. Berlin-Friedenau, Rotdornstr. 3.
„ Hanitsch, E., Oberlehrer. Berlin-Treptow, Defreggerstr. 1 a.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Direktor a. D., Professor an der Universität. Lausanne, Avenue d'Ouchy 96.
„ Dr. Herrmann, Albert, Professor, Oberlehrer an der XII. städt. Realschule. Berlin NO 43, Am Friedrichshain 13.
„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W, v. d. Heydt-Str. 4.
„ Dr. Hille, Karl, Oberlehrer am Realgymnasium in Lichtenberg. Berlin-Lichtenberg, Rathausstr. 6.
„ Dr. Hoffmann, Fritz, Oberlehrer am Lyzeum i. E. in Reinickendorf. Berlin-Hermsdorf, Hennigsdorfer Str. 6.
„ Holland, Reinhard, Oberlehrer, Berlin NO 55, Hufelandstr. 8 III.
„ Dr. Hörning, Willy, Oberlehrer am Realgymnasium zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Möllendorfstr. 108/9.
„ Keßmann, A., Oberlehrer. Berlin NW, Calvinstr. 20.
„ Klose, Gerhard, Studien-Assessor. Berlin N 58, Franseckystr. 46.
„ Dr. Kolsen, Adolf, Professor. Berlin W 30, Schwäbische Str. 3 III.
„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Oberlehrer a. D., Lektor des Englischen an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Berlin W 10, Bendlerstr. 17.
„ Dr. Kuttner, Max, Professor, Direktor der Bertram-Realschule. Berlin-Steglitz, Am Stadtpark 1.
„ Lach, Paul, Handelsschuldirektor a. D. Berlin S 14, Dresdener Straße 90 I.
„ Lahmann, Gustav, ordentl. Lehrer an der Schillerschule. Berlin NW 52, Thomasiusstr. 2.
„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C 2, Klosterstr. 73 II.
„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.
„ Dr. Lewent, Kurt, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Berlin NW 87, Solinger Str. 4.
„ Dr. Lommatzsch, Erhard, Professor an der Universität. Halensee-Berlin, Johann-Georg-Str. 11.
„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin W 35, Genthiner Str. 41 III.

Herr Dr. Ludwig, Albert, Direktor des Realgymnasiums zu Lichtenberg. Lichtenberg-Berlin, Parkaue.
„ Luft, Friedrich, Professor, Oberlehrer am Hohenzollerngymnasium. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 74.
„ Dr. Lummert, August, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin NW 21, Dortmunder Str. 2.
„ Dr. Michaelis, Paul, Kand. d. höh. Schulamts. Berlin NO 55, Raabestr. 17.
„ Dr. Morf, Heinrich, Geh. Reg.-Rat, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin-Friedenau, Kaiserallee 114.
„ Dr. Müller, August, Professor, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW 47, Großbeerenstr. 55 part.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Direktor der Universitäts-Bibliothek. Groß-Lichterfelde O, Frauenstr. 3.
„ Dr. Nobiling, Fr., Professor, Oberlehrer an der Oberrealschule II in Charlottenburg. Charlottenburg, Schillerstr. 8.
„ Opitz, G., Geh. Studienrat, Oberlehrer a. D. Steglitz, Grenzburgstraße 6.
„ Dr. Otto, Ernst, Direktor des Realgymnasiums. Berlin-Reinickendorf-Ost, Bernerstr.
„ Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität. Berlin W 30, Landshuter Str. 36 II.
„ Dr. Philipp, Karl, Professor, Oberlehrer an der Oberrealschule. Kottbus, Wallstr. 45.
„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf-Wa., Heidestr. 1.
„ Dr. Püschel, Kurt, Oberlehrer an der Kierschner-Oberrealschule. Berlin NW 21, Bochumer Str. 4.
„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer a. D. Berlin-Steglitz, Schloßstr. 49.
„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der 8. Realschule. Berlin N 31, Rheinsberger Str. 4/5.
„ Roland, Max, Oberlehrer. Potsdam, Breite Str. 30.
„ Dr. Rosenberg, Felix, Professor, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Berlin-Lichterfelde, Unter den Eichen 127.
„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W 35, Genthiner Str. 28 I.
„ Dr. Saß, Ernst, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Grunewald, Humboldtstr. 6a.
„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Geh. Stud.-Rat, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S 53, Schleiermacherstr. 23.
„ Dr. Schlenner, R., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin SW, Großbeerenstr. 25 III.
„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin-Tempelhof, Hohenzollernkorso 4.
„ Dr. Schmidt, Karl August, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S 61, Lehniner Str. 9 IV.
„ Schmidt, Paul, Oberlehrer. Berlin NW 21, Essener Str. 20.
„ Schreiber, Wilhelm, Direktor der städt. Humboldt-Realschule in Tegel. Tegel, Graf-Roedern-Korso 1.
„ Dr. Seibt, Robert, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Gymnasium. Berlin W 50, Meinekestr. 15.
„ Dr. Seyger, Oberlehrer. Berlin-Lichtenberg, Möllendorfstr. 11.
„ Dr. Siefken, O., Direktor. Berlin-Treptow, Neue Krugallee 6.
„ Smith, James, M. A., Lehrer des Englischen.

Herr Dr. Söhring, Otto, Gymnasialdirektor, Hilfsarbeiter im Auswärtigen Amt. Lichterfelde, Elisabethstr. 16.
„ Dr. Spatz, Willy, Professor, Berlin-Wilmersdorf, Uhlandstr. 107.
„ Dr. Speck, Johannes, Oberlehrer am Paulsen-Realgymnasium. Berlin-Steglitz, Birkbuschstr. 16.
„ Dr. Spies, Heinrich, ord. Professor an der Universität. Greifswald, Blücherstr. 2.
„ Dr. Splettstößer, Willy, Professor, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule in Berlin. Berlin-Halensee, Schweidnitzstr. 7.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Professor, Direktor des Lyzeums IV in Berlin-Wilmersdorf. Wilmersdorf, Weimarische Str. 24.
„ Theel, Adalbert, Oberlehrer, Spandau, Augusta-Ufer 15.
„ Thiedke, Gustav, Oberlehrer am Helmholtz-Gymnasium zu Schöneberg. Friedenau, Stierstr. 5.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orient. Seminar. Berlin-Friedenau, Isoldestr. 1.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Professor, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Templin, Uckermark, Joach.-Gymn. Villa V.
„ Dr. Vollmer, Erich, Professor, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 37 I.
„ Dr. Wagner, Max Leop., Privatdozent an der Universität. Berlin-Charlottenburg, Kantstr. 31
„ Dr. Walter, Erwin, Oberlehrer. Charlottenburg, Gutenbergstr. 12 II.
„ Dr. Wende, Fritz. Charlottenburg, Berliner Str. 22.
„ Wilke, Felix, Professor, Oberlehrer an der Kaiser-Friedrich-Schule in Charlottenburg. Berlin W 15, Hohenzollerndamm 3.
„ Dr. Winckler, Carl, Professor, Oberlehrer am Lyzeum in Grunewald. Grunewald, Siemensstr. 22.
„ Dr. Wiske, Friedrich, Oberlehrer. Berlin N 58, Stubbenkammerstraße 1.
„ Dr. jur. Wolff, Max J., Professor. Berlin W 15, Wielandstr. 24.
„ Woltmann, Studien-Assessor. Charlottenburg V, Sophie-Charlotte-Str. 46.
„ Zack, Julius, Professor, Oberlehrer an der XIII. städt. Realschule. Berlin SW 46, Luckenwalder Str. 10.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Wolfram Suchier, Dr. Christoph Philipp Hoester: Ein deutscher kaiserlich gekrönter Dichter des 18. Jahrhunderts. Borna-Leipzig, Buchverlag R. Noske, 1918.

Für Philologen und Literarhistoriker darf keine noch ungelöste Frage zu klein sein; keine literarische Persönlichkeit darf zu unbedeutend erscheinen, um von der wissenschaftlichen Kritik beachtet zu werden: denn einerseits gibt nur die Kenntnis auch mittelmäßiger und kleiner Begabungen den rechten Schlüssel für die Einschätzung des wirklich Großen, und anderseits gehen oft sehr bedeutsame literarische Erscheinungen im Grunde auf bescheidene Anregungen Unbedeutender zurück. So ist eine monographische Behandlung Chr. Ph. Hoesters an sich völlig zu rechtfertigen; allerdings fragt es sich, in welcher Form und in welchem Umfang eine solche abgefaßt wird. Daß Wolfram Suchier, der Verfasser des vorliegenden Buches, starkes Empfinden für die Proportion zwischen Hoesters Bedeutung und der Ausbreitung seiner Untersuchung gehabt hätte, läßt sich schwerlich behaupten. —

Er stellt eine biographische Darstellung voran: mit unendlichem Fleiß werden alle die auffindbaren Daten zusammengetragen oder erschlossen. Wir sehen, wie der 1721 zu Kassel Geborene sich durch einen Jugendstreich manchen späteren Weg verlegt. Aus dem Studenten wird ein unter seinem Amte ächzender Rektor einer kleinen hessischen Schule, der schließlich den Doktorgrad erhält und dem in Göttingen sogar von Albrecht v. Haller die Dichterkrönung zuteil wird. Dessenungeachtet scheitern alle seine Bemühungen um eine Dozentur an der Marburger Universität an dem sicherlich begründeten Mißtrauen der dortigen Professoren. Schließlich finden wir Hoester als kleinen Regierungsbeamten in Westfalen. Seit 1749 sind jedoch alle Spuren verloren.

Schon aus diesen kurzen Andeutungen dürfte zu ersehen sein, daß Hoesters Leben manches kulturhistorisch interessante Moment in sich birgt: die Dichterkrönung, die fehlgeschlagene Habilitation, sein langwieriges Ansuchen um Aufnahme in die Kgl. Großbritannische Deutsche Gesellschaft in Göttingen und manches andre Erlebnis sind sehr wohl geeignet, die Zustände des damaligen deutschen Geisteslebens zu verdeutlichen. Doch wird die vorliegende Darstellung dem Leser sehr verleidet durch eine wissenschaftlich sicher nicht zu rechtfertigende, fast schulmeisterliche biographische Kritik. Lebensdarstellung ist wissenschaftlich-biographisches Endziel — aber doch nicht, einem längst Toten noch pädagogische Rügen zu erteilen. —

Der Biographie folgt eine sehr sorgfältig ausgearbeitete Bibliographie, die uns Aufschluß gibt über Hoesters im Druck erschienene Werke: 22 Schriften, die in den Jahren 1742—49 teils in Marburg, teils in Kassel erschienen sind und in denen es sich vielfach um die damals übliche Gelegenheitslyrik handelt; und zwar um Gelegenheitspoesie konventionellster Art. Schon eine metrische Statistik des Verfassers offenbart des Dichters starkes Unvermögen: nur allergebräuchlichste Versmaße werden verwendet. Dagegen übernimmt Hoester die Gewohnheit des Mottos, sowie die Eigenart der wörtlichen Gleichförmigkeit von Strophen- und Zeilenanfängen von Günther, dem er auch sonst nachstrebt, dem er aber — im Gegensatz zu Suchiers Behauptung — nicht im geringsten nahekommt, da ihm jede Leidenschaftlichkeit mangelt und ihm selbst stilistische Anklänge mißlingen.

Schier unmöglich erscheint uns — wiewohl sonst methodisch begrüßenswert — Suchiers Analyse der Gedichte Hoesters nach geistigen Leitlinien; denn hier wird jede einzelne Stelle — ungeachtet ihres Zusammenhangs mit dem übrigen Gedicht — rein äußerlich auf irgendein willkürlich angenom-

menes, biographisches Moment hin ausgedeutet. Ja, diese wieder mit großer schulmeisterlicher Überlegenheit erörterten Auslegungen der Gedichte gehen so weit, daß der Verfasser z. B. ausrechnet, an welchem Tage Hoester sein Mädchen zum erstenmal geküßt hat — gar nicht erst zu reden von des Verfassers Bemühungen um Hoesters Züchtigkeit.

Über diesen völlig unwissenschaftlichen Spaziergängen verabsäumt es aber der Verfasser völlg, sich in den Geist dieser dichterisch zwar sehr belanglosen, aber kulturhistorisch interessanten Persönlichkeit zu versenken. Wohl wird der Name des Philosophen Wolff genannt; daß aber Hoesters verschrobene und nüchterne Auffassungsweise nicht nur in poetischer, sondern auch schon in rein vitaler Hinsicht lediglich im Zeitalter Wolffs und unter dem starken Eindruck von dessen Lehre möglich war, wird mit keinem Wort erwähnt. Desgleichen ist die biographische Aussaugung schuld daran, daß nur jene Dichtungen hervorgehoben werden, die biographische Anspielungen bieten. In diesen letzteren steht Hoester übrigens, wie schon bedeutet — im Gegensatz zu Suchiers Darlegungen — nicht Günther, sondern viel eher noch der Steifheit von Canitz und Besser nahe. Dagegen tut Suchier die — freilich nicht allzu zahlreichen — satirischen Gedichte mit ein paar nichtssagenden Worten ab, wiewohl ganz offenbar in diesen Hoesters Stärke liegt — sofern eben von einer solchen überhaupt geredet werden kann. Diese satirischen Gedichte stehen sichtlich ebenfalls unter Canitz', aber auch schon unter Hagedorns Einfluß — und dies wäre sicherlich erwähnenswert gewesen.

Suchiers Buch wird künftig von den Bearbeitern des 18. Jahrhunderts herangezogen werden müssen; sie alle aber werden mit dem Rezensenten bedauern müssen, daß der Verfasser dem allgemein-kulturhistorischen und dem geistesgeschichtlichen Moment allzu wenig Beachtung geschenkt hat.

Wien. Heinz Kindermann.

Literaturgeschichte der deutschen Schweiz im Mittelalter. Ein Vortrag mit anschließenden Ausführungen und Erläuterungen von Dr. Samuel Singer, ord. Professor an der Universität Bern. Bern, A. Francke, 1916. 52 S. 8°. M. 2.

Ein hübsches Heftchen, dem mancher Anregung und Belehrung danken wird. Es leidet zwar an einer gewissen inneren Zwiespältigkeit; es möchte zweierlei sein, populäre Einführung in Vortragform und Ergänzung des Bächtoldschen Werkes nach dem neuesten Stande der Forschung. Bei einheitlicher Darstellung hätte ein noch geschlosseneres literarhistorisches Gesamtbild entstehen können, während jetzt ein paar kleinere Leute in die Anmerkungen verbannt sind, die auch sonst durch Einschränkung, Beweisführung und Belege gegen manche Kühnheit des Urteils im Texte selbst milder stimmen.

In den Anmerkungen liegt also der Hauptwert. Im Vorbeigehen zwar nur, aber doch stets mit gründlicher Kenntnis, werden ein paar schwebende Streitfragen behandelt: die literarische Stellung Ekkehards, die Heimat Hartmanns, das Alter des Lanzelet. Das Verdienstlichste und Neueste bietet S. auch hier auf dem Gebiete, das er wie keiner beherrscht: überraschende Beziehungen mhd. Dichter zu französischen Vorbildern werden wiederum aufgedeckt. Manche Äußerung mag leichte Bedenken wecken. So leidet das erfreuliche Eintreten für die Nibelungias unter der Einschränkung, daß inhaltliche Berührungen mit dem Waltharius nicht zugegeben werden; während doch meines Erachtens in der Schlußgruppierung (hier und dort Gunther und Hagen gegen den überlegenen Helden) die stärkste, durch die alte Gestalt der Nibelungensage nicht gerechtfertigte Beziehung der beiden lateinischen Epen liegt. — Nicht glücklich ist die Hartmannsche Poesie gekennzeichnet

mit den Worten: 'Nirgends tritt wie hier das religiöse Empfinden hinter dem aristokratisch-ästhetischen zurück' (S. 14). Wie mancher Epiker ist viel mehr Weltkind und schreibt für Weltkinder als der Dichter des Gregor, wenn er auch nach diesem noch einen Iwein geschaffen hat! Die gänzliche Teilnahmlosigkeit der Schweiz gegenüber den Gedichten aus dem Bereiche der Heldensage wäre erst völlig erwiesen, wenn wir genau wüßten, ob das in dem Fundort der Nibelungenhandschriften sich kundtuende Interesse an dem Lied schon antiquarisch oder noch lebendig literarisch gewesen ist. Etwas zu dürftig sind die historischen Volkslieder bedacht; sie hätten Anspruch auf stärkere Herausarbeitung, gerade weil S. in ihrem 'Volksliedcharakter' mit Recht kein entscheidendes Wesens- und Entstehungsmerkmal sieht.

Der Text des Vortrags selbst zeigt nicht immer zu seinem Vorteil das Bestreben, Höhepunkte herauszuarbeiten und der Schweiz einen Löwenanteil an der literarhistorischen Entwicklung zu sichern. An den wahllosen Lokalpatriotismus, mit dem vor hundert Jahren der alte Laßberg alle denkbaren Poeten für die Schweiz reklamiert hat, darf man dabei freilich nicht denken, S. verleugnet auch hier nicht seine gewissenhaft kritische Art. Aber es trübt doch den Eindruck, daß die berechtigte Zuteilung an die Schweiz bei Konrad von Würzburg mit einem kleinen, bei Hartmann mit einem größeren und bei Fleck mit einem ganz großen Fragezeichen zu versehen ist. Hat auf diese Weise die populäre Abrundung und Pointierung Nachteile mit sich gebracht, so soll die Geschicklichkeit und werbende Kraft der äußeren Form des Vortrags deshalb nicht verkannt werden. Namentlich erscheint die Schlußwendung heute doppelt beherzigenswert: viel mehr noch als während des Krieges muß in der Gegenwart den deutsch sprechenden und schreibenden Schweizern eindringlich gemacht werden, wie sehr ihr Land in geistiger Hinsicht 'eine gute alte Provinz Deutschlands' stets gewesen ist und naturgemäß bleiben muß.

Berlin. Hermann Schneider.

Walther Brecht, Conrad Ferdinand Meyer und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung. Wien und Leipzig, Braumüller, 1918. XIII, 233 S.

Den Spuren des schaffenden Genius nachzugehen vom Kunstwerk, wie es uns vorliegt, bis zu seinem lebendigen Urquell im Innern des schöpferischen Subjekts, bleibt immer ein schwieriges Unterfangen, das außer einer oft recht mühevollen philologischen Forscherarbeit auch ein tiefdringendes Einfühlen in des Künstlers Art, zu schaffen und zu schauen, fordert, nicht selten auch ein mehr intuitives als verstandesmäßiges Erfassen und Lösen der sich darbietenden Probleme verlangt. Brecht hat diesen Weg zu gehen versucht, indem er die Gedichtsammlung, die C. F. Meyer im Alter zusammenstellte, zum Gegenstand seiner Untersuchung machte. Was sagt uns diese Sammlung durch Anordnung und Auswahl über die Probleme, die Meyers Leben und Wirken bestimmten? Das ist die Frage, die das Buch beantworten will. Überraschend ist es, welch reiche Aufschlüsse sich im Laufe der Darstellung nicht nur für das dichterische Schaffen Meyers, ja des Dichters, des Künstlers überhaupt ergeben, sondern auch für die einzelnen Gedichte; wie sie gehoben, beleuchtet und getragen werden von ihrer Umgebung, auf die sie selbst wiederum Licht verbreiten. So stellt sich uns die ganze Sammlung dar als ein vielverzweigtes, architektonisch fast überreich gegliedertes Gebäude, dessen Ganzes doch wieder von edelster Harmonie durchdrungen und getragen wird. Die Entwicklung des Dichters vom subjektiv fühlenden zum objektiv betrachtenden Künstler, sein Hinstreben zu vollkommener Ästhetisierung seiner ethischen Werte liegt offen vor uns; auch hier zeigt sich,

welch genialer Vertreter seines künstlerischen Ideals, der 'großen Kunst', Meyer war, eines ästhetischen Formalismus, der Michelangelo und Schiller, Renaissance und Klassizismus, zu Ausgangspunkten hat.

Bei einer so scheuen und zurückhaltenden Natur wie Meyer, der viel lieber verbarg, was ihn bewegte, als es aufdeckte, ist der subjektiven Deutung in derartigen Untersuchungen naturgemäß viel Raum gelassen. So könnte man auch hier in manchen Punkten anderer Meinung sein als Brecht. Ich greife heraus, was mir beachtenswert erscheint:

In der Besprechung des Zyklus 'Liebe' behandelt der Verfasser auf S. 99 ff. 'Drei Gedichte an eine Nichtbezeichnete': 'Hirtenfeuer', 'Laß scharren deiner Rosse Huf', 'Dämmergang' und im Anschluß daran 'Die tote Liebe'. Daß das letztere sich auf Clelia Weidmann oder gar auf Betsy Meyer bezieht (auch bei Brecht und A. Frey nur Annahme), erscheint mir dem Wortlaut nach undenkbar; ebenso unsicher mindestens die Beziehung der drei vorhergehenden Gedichte auf Betsy. Freilich bringt Brecht für das mittlere 'Laß scharren usf.' ihr eigenes Zeugnis; ist das aber gerade bei einem Manne wie C. F. Meyer absolut maßgebend, und müssen deshalb die beiden anderen sich dem anschließen? Namentlich der 'Dämmergang' scheint mir viel zu zart und innig, um auf die Schwester gedeutet werden zu können. Jedenfalls ist die ganze Hypothese nicht sicher genug, um in der Tabelle die Zusammenfassung der drei erstgenannten Gedichte unter das Stichwort 'Schwester' zu rechtfertigen. Hier liegt wohl eine petitio principii vor, die den Verfasser der Symmetrie des Aufbaues halber bewog, die Vermutung zur Tatsache werden zu lassen, ihm selber unbewußt. Es sind eben 'Gedichte an eine nicht Genannte'; wie warnt doch das Einleitungsgedicht: 'Forsche nicht danach, welch Antlitz mir gefiel!'

Hier und da ließe sich die Darstellung wohl noch vertiefen, manche Linie sich noch schärfer ziehen. Z. B. halte ich die drei Gedichte 'Schwüle', 'In Harmesnächten' und 'Votivtafel' für einander durchaus parallel, ohne diese parallelisierende Steigerung des Grundgedankens auf die beiden letzten beschränken zu wollen (im Zyklus 'Stunde', S. 42 f.). Alle d r e i bringen 'die Heilung' für einen 'gefährlichen Zustand' (Brecht), erst in unbestimmtem Naturgefühl sich äußernd, dann in christlich-mystischer Nachtstimmung, endlich in antik-heidnischer Form, in fest umrissener, visionärer Gestaltung. So ergibt sich ein schöngeschwungener Stimmungsbogen, dessen Linie mir in der Brechtschen Darstellung nicht ganz erfaßt zu sein scheint.

Derartige Besserungen dürften auch anderswo noch notwendig sein; dem Wert des Buches wird dadurch nicht der geringste Abbruch getan. Es hat einen bisher kaum betretenen Weg gebahnt, auf dem hoffentlich noch mancher Forscher dem Entdecker folgen wird. Noch eine Frage: Ist 'antikisch' (S. 11) nicht ein kleines Ungeheuer?

Hannover. H. Beyer.

John Maynard Keynes, The economic consequences of the Peace. London, Macmillan, 1920. VI, 280 S.

Auch den h e u t i g e n Geist Englands umfaßt die jetzige Anglistik. Ihn spiegelt so gut wie die Dichtung auch die Politik, sofern sie die Wirklichkeit wissenschaftlich erhellt. Darf schon deshalb diese philologische Zeitschrift das Werk eines Volkswirts anzeigen, so kommt hinzu, daß dieser, als erster aus Englands führenden Universitäts- und Amtskreisen, die bisher nur von Arbeiterpartei und Regierungsopposition vertretene Meinung tapfer verficht, jener Versailler Friede von 1919 müsse gemildert werden, der mit der Wirtschaft Deutschlands, ja des ganzen Festlandes, unsere Universitäten samt der Anglistik ertöten würde, wenn seine Ausführung überhaupt möglich wäre.

Keynes ist Fellow of King's College zu Cambridge. Im Krieg vertrat er das britische Schatzamt bei der Pariser Konferenz und den Exchequerkanzler im Höchsten Wirtschaftsrat der Alliierten, wo er den 'Notschrei Mittel- und Osteuropas hörte', und bis 7. 6. 19, 'als alle Hoffnung auf Besserung des Friedensvertrages schwand', an der Beratung der wirtschaftlichen Paragraphen teilnahm; dort hat er die Großen Vier bei ihrer verhängnisvollen Arbeit scharfäugig beobachtet. Er schließt seine Schrift im November 1919 ab. — Er ist kein Freund der Deutschen: ihm erscheint z. B. Elsaß 1871 'gestohlen', *Bismarck's spirit* in des Siegers Gier, dem Besiegten Lebensnotwendigkeiten fortzunehmen, der Krieg 1914 verschuldet vom deutschen Volk [nicht von der Regierung] allein, die Politik unter Wilhelm II. selbstisch und wahnsinnig, und, falls Deutschland siegte, der Welt eine Gewalttyrannei sicher. Kein Hauch deutscher Kultur, kein Mitgefühl mit dem Sturze historischer Größe durchweht das Buch, während doch Deutsche nach 1815 die Große Armee besangen, und nationale Gelehrte 1871 bekannten, der Weltgeist benötige auch den *esprit gaulois*! Von Deutschlands gedankenreicher Publizistik zu Politik und Wirtschaft 1914—19 kennt Keynes nichts. Kaum eine Spur kommt vor vom Übergang der deutschen Verfassung zur Demokratie, von den schmerzhaften Geburtswehen einer Gesellschaftsordnung ohne erbliche Herrschaftsklasse, von den Sturmzeichen zur Umwälzung des Arbeiterverhältnisses vielleicht für die gesamte Welt. Er begreift zwar die notwendig den Kapitalismus begleitende Schattenseite, meint aber, die vier Diplomaten, die er in ehrlicher Entrüstung wirtschaftlich unzuständige Ignoranten schilt, hätten ohne grundstürzende Änderung des gesellschaftlichen Systems die Kriegswunden der Wirtschaft Europas heilen können. — Insularer Imperialist, tadelt Keynes wohl Frankreichs Eroberungssucht an Saar und Rhein, aber nicht die britische Eroberung der Kolonien; Amerika möge die Schulden der Alliierten streichen; daß England Schiffe, Eisenbahnen, Handel, Boden, Fahrhabe, Nutzrechte an Deutschland oder deutsche Private zurückgebe oder ersetze, fordert er nicht; die ärgsten Pläne zur Zerschmetterung der Wirtschaft Deutschlands gibt er den Franzosen schuld.

Um so bedeutsamer, daß dieser Mann die beiden für Deutschland nicht neuen Tatsachen der Angelsachsenwelt verkündet: die Sieger haben das bei ihrer Annahme des Waffenstillstandes Deutschland gegebene Versprechen gebrochen, sich an die Wilsoniana zu halten [ich nenne der Kürze halber so die Vierzehn Punkte samt den vier folgenden maßgebenden Ansprachen des Präsidenten vom 11. Februar, 6. April, 4. Juli und 27. September], und ihm einen Frieden aufgezwungen, der, für die Besiegten unerträglich, überhaupt unausführbar, den Zusammenbruch der ganzen Wirtschaft des Festlandes Europas bedeutet. In Paris erst bekennt Verf., vom Engländer zum Europäer geworden zu sein. Höchst Wichtiges bringt das Buch für die Geschichtswissenschaft durch die historische Erklärung jenes Wortbruches, für die Nationalökonomie durch den statistischen Nachweis der vom Vertrage verursachten Verelendung Deutschlands und für die zukünftige Staatskunst durch Besserungsvorschläge, eingegeben von weiter Kenntnis, scharfer Denkarbeit, schöpferischer Phantasie und menschenfreundlichem Optimismus. Das rein wirtschaftliche Thema wird streng eingehalten, in so heilloser Verwirrung auch die sonstige staatliche Lage Mitteleuropas und des Ostens hinterbleibt. Keynes schreibt kurz, klar, wohlgeordnet, phrasenlos, lebhaft und anziehend. Offenbar tief ethisch entrüstet ob der Treubrüchigkeit, Heuchelei, Macht- und Habgier jener drei Erdballordner [vom Italiener hören wir wenig], namentlich ob leichtfertiger Achtlosigkeit auf die wirtschaftlichen Folgen ihres Tuns, bemüht er sich doch, allseitig abzuwägen, die Fehler zu erklären und ruhig zu urteilen. Zu literarischer Glanzleistung erhebt sich das innere und äußere Bildnis Clemenceaus und Wilsons [das Deutschlands Zeitungen im Januar 1920 brachten] und die Schilderung der

bedrückenden geistigen Atmosphäre der Konferenz: wie bei einer geträumten Nachtmar, so widerspricht die Entscheidung der logisch notwendigen Wirklichkeitslage.

Verf. beginnt mit 'Europa vor dem Kriege', zurückgehend bis 1870. Die Wirtschaft des Festlandes baute sich seitdem schon verwickelt, künstlich, unsicher auf. Angesichts der zwar steigenden Lebenshaltung des Arbeiters, die dank Technik und Weltmarkt sich stetig erleichterte und ihn zufriedenstellend [doch nicht in Deutschland!] in Ruhe künftigen Aufstieg seiner Klasse erhoffen ließ, vergaß man die Gefahren des Imperialismus, Völkerhasses und Militarismus [letztere beide möchte ich als Kriegsursachen leugnen] samt der Volkszunahme, vor deren Drohen Malthus mit Recht gewarnt hatte. Die Deutschen wuchsen 1870—1914 von 40 auf 68 Millionen, mußten durch Industrie ihre Nahrung bezahlen und konnten das, indem sie ihre Kohlenförderung von 30 auf 190 Millionen Tonnen steigerten; sie wurden für alle Länder die größten Käufer und Verkäufer, so auch für Britannien (ausgenommen britische Einfuhr aus den Vereinigten Staaten und Ausfuhr nach Indien). Möglich ward dies, weil der Verkehr Mittel- und Osteuropas von den Zollgrenzen nur dreier Reiche gehemmt war. Deutschland verlieh 25 Milliarden als Anlage ins Ausland und dazugehörige Organisatoren. Dies gesamte System störte der Krieg plötzlich und vernichtet jetzt der Friede dauernd. Eine andere Gefahr lag im Kapitalismus: indem der Reiche nicht vergeudete, sondern sparte und anlegte, ward das Vermögen unter den Klassen immer ungleicher. Die Grundlage dafür, die Genügsamkeit des [englischen] Arbeiters, ist 1920 nicht herstellbar. [Verf. geht auf Englands Sozialisierung oder Betriebsrat nicht ein, auch nicht auf den Grundunterschied gegen Deutschland, daß drüben Privateigentum und überliefertes Recht religiöses Ansehen genießen.] — Der Einkauf amerikanischen Roh- und Nahrungsstoffes für Europa haperte schon vor 1914 an der Teuerung über See, wo ihn das wachsende Volk selbst aufzubrauchen sich anschickte. So konnte Hoover 1917 die für Europas Erhaltung nötigen Produkte nur bekommen durch Versprechen von Mindestpreisen an seine Landwirte für das zu Erzeugende. Die Aushilfe durch Rußland. Rumänien [und Ungarn] für den Ausfall amerikanischer Einfuhr unterband der Krieg: Europas Hungersnot mußte folgen.

'Die Konferenz' [so betitelt sich Kapitel 3] empfing die bestimmtesten und weitestgehenden Forderungen stets von Frankreich. Clemenceau rechnete nämlich, er würde nachlassen müssen erst den Alliierten, dann (wozu es leider nicht kam) den Deutschen. Vor England und Amerika gab er sich gemäßigt, indem er Forderungen von Klotz und Loucheur fallen ließ. Während diese Minister die Verhandlung begannen, sprach er selbst nur selten, ein zynisches oder entscheidendes Wort einwerfend, bisweilen mit leidenschaftlicher Kraft. Die Hauptidee der wirtschaftlichen Vernichtung Deutschlands hielt er fest. Er, an Alter, Charakter, Geist, Wissen, auch durch Kenntnis des Englischen, der bedeutendste der vier, übersah allein die Kollegen und die Folgen des Vertrages. Pessimist gegenüber jeder Besserung der Menschennatur, skeptisch gegen Völkerbund und Selbstbestimmung der Nationen als Ideologenspiele, trieb er Bismarcks Politik für sein Vaterland allein, unbekümmert um fremde Nationen oder Europa. Der Deutsche (meinte er) verstehe nur Einschüchterung, kenne nicht Edelmut, Ehre, Würde, Erbarmen oder Gewissen beim Verhandeln, müsse also den Frieden diktiert bekommen. Im jahrhundertelangen Ringen Frankreichs und Deutschlands beschließe 1918 nur wieder einen Abschnitt; da nun letzteres seit 1871 Volkszahl, Industrie, Seefahrt, Reichtum weit höher entwickelt hatte, konnte er es nicht großmütig oder anständig behandeln oder auf Wilsoniana bloß durch Worte verpflichten. Er fühlte, wie jede geforderte neue Garantie es noch mehr zur Rache reize, und mußte also dem Gegner die Wirtschaft zerschmet-

tern und deren Wiederaufbau unterbinden. Anderen überließ er, durch jesuitische Sophismen und Taschenspielerkünste dies Wilson darzustellen als mit dessen Programm vereinbar. Dieser, der 1918 materiell und moralisch unerhörte Macht besaß, der Verfüger über Europas Finanz und Nahrung, wie ein Prophet, von dem die Welt gerechte Neuordnung erhoffen durfte, verriet das allgemeine Vertrauen durch persönliche Schwäche. Wohlmeinend, doch ohne beherrschende oder scharfe Intelligenz, ohne Kenntnis der Menschen, der Lage Europas, des Französischen (so daß er Orlando schon sprachlich fernstand), langsam begreifend, unfähig zum Anpassen, taktisch ungeschickt, im Verhandeln ungeübt, unterlag Clemenceau und George, der instinktiv wie ein Medium sofort ahnt, was die andere Partei wollen oder einwenden wird, und sich gemäß ihrer Eitelkeit, Schwäche oder Selbstzucht dagegen waffnet. Wilson überragt freilich die Parteipolitik und hegt hohe Ideen, für die er kraftvoll beten und predigen kann. Aber wie ein schottischer Presbyterianergeistlicher ist er doch wesentlich theologisch gerichtet. Die Einzelausführungen zu den Wilsoniana, nämlich die Paragraphen des Friedens- oder Völkerbundes samt dessen Einverleibung in den Staatenvertrag, hatte er nicht klar und fertig durchdacht; die Ideen blieben nebelhaft unvollständig. Seine fähigen Beiräte, die außer House freilich auch wenig mehr von Europa wußten, befragte er nicht regelmäßig, selbst House immer weniger. Unberaten folgte er also nur den Entwürfen meist britischer oder französischer Herkunft, beseitigte sie nur, wo sie, damit er anderswo nachgebe, absichtlich alles Maß überschritten, und meinte den Verdacht der Deutschenfreundschaft durch besondere Strenge widerlegen zu müssen. Er hätte freilich die Alternative gehabt, wütend über die Pariser Enttäuschung heimzukehren. Allein seine Stellung war durch die Kongreßwahl schon geschwächt, der Vertrag wäre ohne ihn noch schlimmer für Deutschland geworden [?], wo noch Terror drohte, und dann war der Völkerbund, den er für wichtiger hielt als den nur vorübergehend vielleicht schädlichen Vertrag, ewig verloren. Also bestellte er die der Konferenz einmal angedrohte Heimreise ab und glitt auf die schiefe Ebene der Kompromisse. Selbst so noch konnte er kraft seiner Übermacht Frankreichs [warum nicht auch Englands] ärgste Pläne gegen Deutschland bei geschickter Tatkraft abwenden; statt dessen bewilligte er gewissenhaft, wie sein schottischer Ahn nur bibelgemäß handelte, alles, was ihm das Kolleg als den Wilsoniana nicht widersprechend nachwies. Ein Beispiel, wie er irregeführt wurde: Österreich den Anschluß an Deutschland außer mit Frankreichs Bewilligung verbieten, verstieße gegen Selbstbestimmung der Nationen; also anerkennt Deutschland Österreichs Unabhängigkeit, außer wenn der Völkerbundsrat sie ändert; dieser aber beschließt laut eines anderen Paragraphen nur einstimmig. Ähnlich wird die Zuweisung Danzigs an Polen, die Fremdherrschaft über Deutschlands Ströme verhüllt. Und seinen Beiräten zum Trotz gestand Wilson zu, Kriegspension der Alliierten gehöre zu dem von Deutschen der Zivilbevölkerung angetanen Schaden, dessen Gutmachung die Entente vor dem Waffenstillstand ausbedungen. Der selbstgerechte Amerikaner konnte Brockdorffs Nachweis des Betruges an Deutschland nicht zulassen, und George versuchte [?] nun zuletzt umsonst, den in fünf Monaten Umnebelten in fünf Tagen aufzuklären. [Verf. betont zuwenig, daß kein gewöhnlicher Autokrat, der gewählte wie der geborene, der Niedertracht umschmeichelnder Umgebung widersteht.]

'Der Vertrag' wird im 4. Kapitel geschildert als in grellem Widerspruch zu den weisen und großmütigen, nur teilweise unklaren und mehrdeutigen Wilsoniana, worin Beseitigung der Wirtschaftsschranken, allgemeine Abrüstung, Kolonien-Regelung, Nicht-Annexion (Elsaß und polnisches Preußen ausgenommen) und Verbot der besonderen Staatsverträge vorkamen. [Verf. erwähnt nicht, daß nur Staatsmänner der Angelsachsen-Imperien einem gegen den Völkerbund Widerspenstigen den Weltmarkt zu sperren drohen

können; denn diese selbst lachen in ihrer Autarkie der Drohung.] Wilsons Programm ertrank im Sumpfe von Paris. Die internationale Pflichtverletzung der Entente ähnelte dem deutschen Einmarsch in Belgien [wo war ihre Notwehr?]. Die Antwort Brockdorffs entbehrte Würde und Größe, ließ auch die Unehrlichkeit des Vertrages unenthüllt; sie hätte, auch besser formuliert, damals schwerlich noch geholfen. Absehend ausdrücklich von Ungerechtigkeit und Treubruch, weist nun Verf. als Wirtschaftspolitiker die Folgen des Vertrages auf. Von den drei Grundlagen des deutschen Wirtschaftssystems zerstört der Vertrag vollständig den Überseeverkehr. Deutsche verfrachten fortan auf fremdem Schiff, das allein ihre Häfen belebt, verlieren samt den Kolonien ohne Entschädigung das Staats- und Privateigentum wie auch Nutzungsrecht außerhalb Deutschlands, auch im Elsaß die Eisenbahn (für die der Sieger 1871 zahlte). Brockdorff übertrieb zwar, wenn er solche Härte als einen Angriff gegen das Privateigentum überhaupt geißelte; aber ein Bruch des internationalen Privatrechts liegt vor. Diesen entschuldigt [?] die Künstlichkeit jener juristischen Trennung zwischen Staat und Privaten. [Als ständen die Großen Vier sonst dem Sozialismus nahe!] Das durch den Sieger liquidierte Privatvermögen Deutscher deckt zunächst die Ansprüche gegen ihr Debet und [!] das ihrer Verbündeten, fließt dann an die Gutmachungskommission o d e r, wenn jener Siegerstaat es will, an Deutschland: kraft dieser Alternative d a r f Amerika letzteres versorgen. Anfänglich war ein Clearinghouse der Privatansprüche auf Wechselseitigkeit geplant: die Vollständigkeit des Sieges [d. h. die Wehrlosmachung ohne Erfüllung der Gegenbedingung!] ermöglichte, den Plan fallen zu lassen. Die Gutmachungskommission kann für die am 1. Mai 1921 fälligen 20 Milliarden [als Geld meine ich stets Goldmark] alle deutsche Habe außerhalb Deutschlands fassen, so auch bei dessen östlichen Nachbarn, wo naturgemäß seine Unternehmung jetzt hinstreben möchte; sie kann Zahlung in Gold. Waren, Schiffen oder Wertpapieren sich wählen, und schon durch diese Wahl, vom Werte abgesehen, den Handel ihm lähmen. So ist die deutsche Wirtschaft verjagt vom Gebiet der deutschen Verbündeten wie der Feinde. [Unsere Rechts- und Wirtschaftskenner bestaunen diese technisch vollendete Grausamkeit.] — Die zweite Grundlage deutscher Wirtschaft war 'Kohle (mehr als Blut!) und Eisen'. Frankreich [als ob es allein diktiert hätte!] erhält, neben dem 'verständigen' Ersatz der durch Zerstörung seiner Gruben entgangenen Kohle, die Saargruben samt der Herrschaft dort [was Verf. heftig tadelt]. Daß Oberschlesien wenigstens abstimmt, setzte auf Brockdorffs Protest L. George durch, der Deutschlands Beschränkung im Osten mißbilligt [sofern sie Polen, Frankreichs Freund, stärkt; von Memel und dem Baltikum schweigt Keynes]. Da Deutschland außerdem die Gutmachungskommission mit Kohle beliefert, verliert es fast die Hälfte seines Kohlenverbrauchs von 1913, muß also Fabriken schließen. Frankreich und Italien, deren Staatsmänner diese unmögliche Lieferung ihren Völkern versprachen, werden darauf bestehen. Vielleicht schafft sich Deutschland Ersatz durch Braunkohle. Da auch neutrale Nachbarn Deutschlands von dessen Kohle abhängen und nur dagegen ihm Nahrung liefern, bedarf es internationaler Regelung der verzweifelten Kohlenlage, aus der sonst Revolution erwächst. — Die Hiebe der Alliierten gegen Deutschlands letzte Wirtschaftssäule, nämlich Verkehr und Zoll, s c h ä d i g e n mehr, teilweise aus sinnloser, lächerlicher Gier, als sie geradezu vernichten; Deutschland muß z. B. aus Elsaß, Luxemburg, Polen die Einfuhr, auch Luxus, frei zulassen, alliierte Waren mit bevorzugter Schnelligkeit befördern, Eisenbahnmaterial in besserem als dem eigenen Zustand abliefern. Die Alliierten-Beaufsichtigung der Ströme Deutschlands kann letzterem den Verkehr unterbinden, ist fürs internationale Interesse unnötig und zählt Deutsche nur in Minderzahl zu Mitgliedern: gleich als befählen Festlandsmächte über Themse und Londons Hafen.

Fast den halben Band füllt das Kapitel 'Gutmachung'. Da Deutschland sie nie ganz ausführen kann, droht die Gefahr, daß Frankreich Rheinland beliebig lange besetzt hält, wo dessen Diplomaten noch auf eine klerikale Sonderrepublik hinstreben; hoffentlich vergebens [sagt der Engländer, französischer Übermacht abgeneigt]. Noch Ende Oktober 1918 dachten die Staatsmänner der Alliierten nur an den Schaden, der ihren Zivilisten direkt durch Deutschlands Wehrmacht geschehen ist. Britannien verlangte angesichts der Schwere der anderen Bedingungen damals noch keine hohe Geldsumme. Freilich muß der 'Schaden' im Text der Wilsoniana den zur See durch U-Boot wie durch legitime Prise geschehenen umfassen; und Schädigung in Adria und am Suezkanal fallen vielleicht auch darunter. Dagegen nur eine unehrliche Auslegung führte dann zu der unerfüllbaren Forderung, Deutschland solle erstatten allen Nachteil der alliierten Völker aus Besteuerung zu Kriegs- und Pensionskosten, aus Handelsverlust, aus Flucht vor seinen okkupierenden Heeren. Während Klotz, um Frankreich vor Bankerott zu bewahren, für dieses allein, wo doch nur 4 v. H. des Landes zerstört sind, 134 Milliarden fordert, gebühren nach dem Verf. allen Alliierten zusammen 42, die Deutschland zahlen kann. Einschließlich des bis 1. Mai 1921 Anzumeldenden fordern jene aber vielleicht 480: maß- und sinnlos, weil unerfüllbar. Jene Umdeutung verschuldeten Clemenceaus Haß und L. Georges Wahlmache; behufs Stimmenfangs verschwieg er Britanniens Verpflichtung auf die Wilsoniana und versprach Dezember 1918, obwohl er nicht an die Möglichkeit glaubte, der Masse Deutschlands letzten Pfennig und Tragung der Kriegskosten.

Der Treubruch erklärt sich teilweise daraus, daß die Sieger im November 1918 überrascht sahen, Deutschland hätte sich wenige Tage später ergeben müssen [und war gefahrlos, da es in letzter Selbsttäuschung in Wehrlosigkeit eingewilligt und den Endsieger zum Entscheider angerufen hatte]. Das britische Schatzamt warnte schon Dezember 1918 vor dem Traume eines Londoner Bankiers, George solle 400 Milliarden fordern. Mit letzterem stießen ins Lügenhorn Northcliffe, Erie Geddes und der Arbeiterminister Barnes, der zuerst *hang the Kaiser* schrie. Verf. schreibt diese moralische Verdammung der führenden Staatsmänner nieder nur *after painful consideration*. Wilson verstand Deutschlands Verantwortung für allen Kriegsschaden der alliierten Staaten und Bürger moralisch, George aber finanziell! Es ist der schändlichste Mißbrauch des Sieges. Durch Zahlen weist Verf. die Unmöglichkeit nach, daß Deutschland das ihm Auferlegte in Geld oder Ware zahle, die notwendig folgende Zerstörung des Wertes unseres Papiergeldes und die künftige Verarmung. Wenn ein Sidney Low in *Times* 3. 12. 18 Deutschlands Mineralwerte auf 500 Milliarden schätzte, die doch für 6 käuflich sind, begreift man die verrückte Überschätzung beim englischen Publikum. Zu Deutschlands Ersparnis [?] durch Heeresauflösung darf nicht einfach das Jahresersparnis von 1913 addiert werden, um das 1920 Verfügbare zu erhalten; ist doch die Wirtschaft zerstört und die Ausgabe durch den Krieg riesenhaft vermehrt.

Verf. beschreibt ausführlich Zweck, Zuständigkeit, Verfassung und Verfahren der allmächtigen Gutmachungskommission mit freier Kritik und trüber Voraussicht für uns: wo sie Deutschland eine Schuld erlassen oder stunden will, muß sie einstimmig sein! Mit höherer Gewalt, als der Kaiser besaß, wird sie der wirtschaftliche Beherrscher Deutschlands, das ihren Hunderten von Beamten die von ihr festgesetzten Gehälter zahlt; denn sie überwacht, wie viel Steuern es einzieht, um der Entente zahlen zu können, und wie viel Nahrung und Rohstoff es zum Weiterleben braucht. Hoffentlich aber wird sie aus einem Werkzeug des Raubes kraft Kenntnisnahme von Mitteleuropas Schwäche unabsichtlich zum Mittel der wirtschaftlichen Herstellung, wozu Wien Vorzeichen bot. — Höchst mißgünstig urteilt Verf. über Deutsch-

lands Gegengebot von 100 Milliarden: dunkel und unehrlich wollte es den Diplomaten nur helfen, ihre Völker zu betrügen, und anrechnen alles im Waffenstillstand Ausgelieferte samt der Kriegsmarine, sowie u. a. Eisenbahnen und einen Staatsschuldenanteil der abgetretenen Gebiete, so daß nur 30 statt der von der Entente geforderten 160 Milliarden geblieben wären [was aber dem Schlußvorschlage des Verfassers fast gleichkommt; s. u.].

'Europa nach dem Vertrage' [so betitelt sich das vorletzte Kapitel] ist unfähig, sich selbst zu erhalten; besonders Nahrung bedürfen nach Hoover 100 000 000 Europäer von Amerika; Erwerbslose, von denen Europa im Juli 1919 15 000 000 unterstützte, stauen sich in Zentren ohne Auswanderungsmöglichkeit; die Lebenshaltung sinkt bis zum Hunger, der der alten Kultur den Sturz droht. Der Frieden verurteilt also Millionen Deutscher zum Tode. Die Senkung der deutschen Landwirtschaft seit 1913 erweist Verf. wieder in Ziffern. [Er erwähnt nicht, daß unser Arbeiter weniger leidet als der ärmere Mittelstand samt Intelligenz und Beamtentum.] Bedeutungsvoll für die gesellschaftliche Umwälzung der ganzen Welt ist die Schilderung vom eingeschüchterten Kapitalismus, zunächst Britanniens, der außer in Amerika an sich selbst nicht mehr glaubt, schon seinen Namen des internationalen Finanzmannes ungern hört und von seinen Geschöpfen, Regierung und Presse, sich ruinieren läßt. — Die gelähmte Wirtschaft leiht Krücken vom Staat: die Künstlichkeit der billigen Preise erhellt am Beispiel des Brotes in Deutschland: es müßte bei freiem Handel, angesichts der Markentwertung auf ein Zehntel gegen Gold und der Steigerung des Auslandsgetreides im Weltmarkt aufs Doppelte, das Zwanzig[jetzt Dreißig]fache des Preises von 1913 kosten. Deutsche Einfuhr, seit Aufhebung der Blockade möglich, kann den Auslandspreis in Gold nicht zahlen noch auch borgen, da niemand weiß, wie tief 1920 die Papiermark sinken wird. Frankreichs und Italiens Wirtschaften kranken aber fast ebenso gefährlich. Die Defizite der Staaten, die Verf. anführt, wachsen 1920 erschreckend. Österreichs Empörung über den Ententevertrag, an dem Verf. selbst mitarbeitete, nennt er unwiderleglich.

England, so führt Keynes im Schlußabschnitt über 'Heilmittel' aus, steht der Gefahr eines Aufstandes oder einer Katastrophe fern und ist vom Reichtum des Jahres 1914 doch nur auf etwa 1900 herabgebracht; die allerdings riesige Passivität der Handelsbilanz und Fehlsumme des Staatshaushalts scheinen doch ausgleichbar. — Der unmögliche Versailler Friede kann erst nach Wechsel der vier Regierungen gebessert werden. [Verf. verrät nicht die Absicht, George zu stürzen.] Verf. schlägt vor: Deutschland erhalte das bisher Ausgelieferte zu 10 Milliarden angerechnet und zahle 30 hinzu, 30 Jahre lang jährlich 1, werde Völkerbundsmitglied, stelle neben Neutralen Mitglieder zur Gutmachungskommission, liefere, falls es Oberschlesien behält, was die Entente fördern muß, Frankreich die diesem verlorene Kohle, erhalte 1930 die Saar frei zurück und aus Lothringen Minette gegen Kohle. Bis 1930 gelte kein Schutzzoll innerhalb des Völkerbundes. Das beseitigt etwas vom Schaden der neuen Zollgrenzen. Freilich verwirklicht sich damit teilweise der Traum der Deutschen von Mitteleuropa; doch nehmen nun die anderen Völker [nämlich Briten] daran teil. Aufhören muß das Streben, Deutschland zu verelenden. Nur auf dem Papier verlöre Frankreich durch solche Milderung des Vertrages, weil dieser ja doch unausführbar wäre. Britannien verzichte auf Geld (zugunsten der Herstellung des in Belgien, Frankreich, Serbien Zerstörten, die 30 Milliarden kosten wird) und reinige sich mit solchem Opfer von seinem Treubruch. Amerika verzichte auf die im Kriege ausgeliehenen 38 Milliarden; denn nur die Amerikaner um Hoover, urteilt Verf., der mit ihnen wie Franzosen und Italienern seit 1916 finanziell verhandelt hat, sehen Europas Lage richtig und fühlen, wie Menschen sollen. Britannien, das an die jetzt bankerotten Alliierten Riesensummen lieh, ist nur zwei Fünftel so leistungsfähig wie Amerika, das 20 Milliarden Schuld-

papiere seit 1914 zurückkaufte, und zahlte doch dreifach so viel Kriegskosten. Im Innern bedarf jedes Land Kapitalsteuer, denn nicht viele Jahre mehr wird der Arbeiter sich für Abtragung der Schuld an Fremde opfern. Sofort braucht Europa Amerikas Darlehn zur Einfuhr und Währungsgesundung. Erst wenn sich das Festland zur Solidarität bekehrt, wird aber Amerika, der Einmengung längst überdrüssig, vereint mit Britannien ihm Kredit besorgen; zunächst genügen 4 Milliarden für Nahrung und Rohstoff; Garantie müßten alle Völkerbündler übernehmen. — Was Verf. von Deutschlands innerer Parteilage und Beziehung zu Rußland sagt, erfordert, weil schief gesehen oder hier bekannt oder schon überholt, weniger Beachtung; doch tritt er auch hierin richtig [vom Briten- wie Europäer-Standpunkt] dem Plane Frankreichs entgegen, Deutschlands Einheit und Ruhe zu untergraben und Polen samt Rumänien gegen Deutschland samt Rußland zu stärken; Polen braucht vielmehr wirtschaftlich letztere beide. Er tadelt, daß die Entente Rußland blockiert. Der Deutsche möge mit Unternehmung und Organisation seine Nachbarn in Süd und Ost wieder produktiv machen. Trotz Rassen- und Nationalhaß muß die Entente begreifen, daß ihrer Wirtschaft Deutschland zum gefährlichsten Wettbewerber erwächst, wenn dieses nicht Rußland als Markt gewinnt. Von 1920 aber wird nicht mehr ein Staatsmänner-Kolleg, sondern die Unterströmung wirtschaftlicher Machtverhältnisse die Welt regieren. Da nicht etwa falsche Verteilung die Schuld an jetziger Not trägt, so hilft die Revolution dieser nicht ab. Wir können die öffentliche Meinung durch Klärung der Ideen, Zerstreuen des Hasses und Solidaritätsgefühl beeinflussen. — Zu Ende ruft Verf. in hymnischer Form den Geist des kommenden Zeitalters an, der Weltklugheit vereinen möge mit Liebe zur Menschheit.

Berlin. F. Liebermann.

Margot Henschel, Zur Sprachgeographie Südwestgalliens. Berliner Diss. Braunschweig und Berlin, G. Westermann, o. D. (1917). 118 S. Mit 13 Tafeln.

Mit vorliegender Arbeit stürzt sich die Verfasserin frischen Mutes in die Diskussion einer der schwierigsten Fragen, welche die romanische Sprachwissenschaft kennt. Sie setzt sich zum Ziele, die Südwestgallien durchziehenden Dialektgrenzen genau zu bestimmen nach ihrem Verlauf und ihrer Stärke und die Ursachen ihrer Entstehung festzustellen. Seitdem Morfs Forschungen für die dialektale Einteilung Frankreichs so fruchtbare neue Gesichtspunkte eröffnet haben, müssen diese Probleme die Aufmerksamkeit der jungen Sprachforscher anziehen.

Die Resultate, zu denen M. H. gelangt, widersprechen zum Teil der bisherigen Auffassung. Seit Luchaire hatte man das Gebiet, das im Süden von den Pyrenäen, im Westen vom Meere, im Nordosten von der Garonne und der Ariège begrenzt ist, wegen seiner stark ausgeprägten Eigenart als gaskognischen Dialekt dem übrigen Südfrankreich gegenübergestellt. M. H. schafft ein neues Mundartgebiet, indem sie die genannte Nordostgrenze von der Einmündung des Tarn in die Garonne an zuerst dem Tarn und dann ungefähr den Nordgrenzen der Departemente Haute-Garonne und Aude folgen läßt. Dieses 'Südwestgallische' ist also gleich dem bisherigen Gaskognischen, vermehrt um die diesem früher nicht zugerechneten Teile der Departemente Haute-Garonne und Ariège, sowie um das ganze Departement Aude. In Anlehnung an Morfs Ideen wird die Entstehung dieser nordöstlichen Grenze der uralten Handelsstraße Narbonne—Bordeaux zugeschrieben. — Innerhalb des 'Südwestgallischen' wird eine Scheidung vorgenommen in das Aquitanische, das dem oben Gaskognisch genannten entspricht, und

— mangels eines zutreffenderen Namens — das 'Südwestlanguedokische'. Die der Garonne und der Ariège folgende Grenze zwischen den beiden, die M. H. an Wichtigkeit der oben besprochenen nachstellt, soll auf die ethnische Verschiedenheit (Gallier — Aquitanier) und auf die in jener Gegend bis ins spätere Mittelalter vorhandenen tiefen Wälder zurückgehen.

Den sprachlichen Teil ihrer Beweisführung leistet M. H. nur an Hand der lautlichen und lexikalischen Verhältnisse.

Der Teil, dem wir das größte Interesse entgegenbringen, ist naturgemäß die Beschreibung und Umgrenzung des 'Südwestgallischen'. Hier, wo eine neue Idee begründet werden sollte, mußte vor allem auf Präzision, auf genaue Übereinstimmung der verschiedenen Isophonen und Isolexen geachtet werden. Diese Forderung ist nun aber in keiner Weise erfüllt. Die nicht zahlreichen Grenzen weisen in ihrem Verlauf so große Abweichungen voneinander auf, daß von Bildung eines einigermaßen geschlossenen Dialektgebietes keine Rede sein kann. Bald fällt ein Teil des Departements Aude oder des Departements Haute-Garonne weg, bald werden — was noch viel schlimmer ist — Teile der Departemente Hérault, Lot, Tarn, Tarn-et-Garonne oder diese beiden letzteren ganz mit einbezogen, ja, einzelne Grenzlinien greifen sogar bis in die Departemente Aveyron und Dordogne über. Es ist klar, daß eine so große 'Bewegungsfreiheit' die von M. H. hier verfochtene Idee unannehmbar machen muß, auch wenn die angeführten lautlichen Erscheinungen stark einschneidend und alt wären. Das ist aber nur ausnahmsweise der Fall, so etwa beim Nichteintritt der Synkope.[1] Verfehlt ist es auch, unter den 'Lautwandeln gemeingalloromanischer Art, in deren Entwicklung der Südwesten auf einer älteren Stufe stehengeblieben ist', etwa *-it<-ct-* aufzuführen. Die darauf sich stützende Grenze trennt nämlich nicht etwa älteres *-it-* von seiner jüngeren Weiterentwicklung, sondern von gleichaltrigem *-tf-* und entspricht ziemlich genau der von Suchier für den Grundriß gezeichneten Karte VI. Weiter nordöstlich, z. B. in der Auvergne, erscheinen denn auch, genau Suchier entsprechend, wiederum Formen mit *-it-* (vgl. die Karte *lait* des ALF).

Ganz unglücklich ist sodann das die Isolexen darstellende Kapitel, das, wie auch bei den anderen Abschnitten, in drei Teile zerfällt: 1. Gruppe: Begriffe werden im Südwesten durch Wörter wiedergegeben, die das übrige Gallien nicht kennt; 2. Wörter erscheinen in einer bestimmten Bedeutung aufs Südwestgallische beschränkt, in anderem Sinne oder in Ableitungen im übrigen Gallien; 3. Bezeichnungen, die einst in ganz Gallien auftraten, aber heute auf den Südwesten beschränkt sind. Die folgenden Bemerkungen mögen zeigen, wie mangelhaft hier die Beweisführung ist: Die unzweifelhaft auf lt. p u p p a 'Brustwarze,[2] zurückgehende Wortfamilie von *pupa* 'allaiter' ist auch sonst südfranzösisch, vgl. pr. *poupa* 'téter', lyon. *popillon* 'bout de la mamelle', wald. *pupa* 'mamelle', forez. *popelou* 'bout du sein'. — Der Name des Stechginsters, *tuʒə*, der übrigens auch in der Bedeutung 'bugrane' vorkommt, scheint mir mit männlichem Geschlecht im prov. *tuy*, nizz. *tueis* 'Eibe' wiederzukehren (s. Rolland, Flore 11, 247).[3] — *ʒaogə* 'Stechginster' gehört zu dem auch in Westfrankreich bekannten **j a u g a*, das Meyer-Lübke an die Spitze seines Artikels 4579 setzt. — *klɔt* 'mare' ist in Süd-

[1] Gerade hier aber zeigt die Isophone eine von der vorgeschlagenen Dialektgrenze sehr stark abweichende Form.

[2] Wozu Indog. Forsch. 15, 62 zu vergleichen ist.

[3] Das vielumstrittene Wort scheint mir auf t h u y a 'Lebensbaum' (klass. t h y i a) zurückzugehen, zu dem ja auch die Formen der Pyrenäenhalbinsel gut passen. Das prov. *tuy* würde dann der männlichen Form des Adjektivs t h y u s (gr. *θύϊος*) entsprechen. Vielleicht ist auch direkt vom Griechischen auszugehen.

frankreich weitverbreitet und findet sich auch auf der von M. H. selber angeführten Karte c r e u x in der Vendée und in der Schweiz. Warum wird *peskjɛ* erwähnt, das doch auch altfranz. ist und auch den heutigen Mundarten nicht unbekannt ist, vgl. z. B. St. Etienne: *pechéuri* 'petit amas d'eau, bourbier'. — Das got. *k o k a 'Kuchen' hat auch weiter nördlich Ableger zurückgelassen, so forez. *couquées* 'espèce de beignet', St. Etienne: *couqueya* 'beignet aux pommes'. — L a r 'foyer' ist wohl auch im schweiz. *lé* sowie im aveyr. *lart* 'pavé du foyer' wiederzuerkennen. — Dem gask. *estalbja* 'épargner' entsprechen lyon. *etogi*, centr. *étauger*, piem. *strabiè* etc., die allerdings im ALF nicht verzeichnet sind. — Schon ein Blick auf Meyer-Lübke, REW 4687 hätte gelehrt, daß die Wortsippe von *kekeja* in ganz Frankreich verbreitet ist. *mekeja* gehört zu *mek* 'bègue', das apr. vielleicht 'muet' bedeutet und von Bertoni, Annales du Midi 20, 401 auf gr. *ἀμυδός* zurückgeführt wird. — Der Typus *m a n s i o n a t i c u m, der ähnlich wie m a n s i o n a t a ursprünglich die ganze Familie, dann die Kinderschar bezeichnet und schließlich seine kollektive Bedeutung verloren hat, kehrt auch im poit. *meinage* 'enfant' (Lalanne) wieder. — *Goujat* 'Knabe' findet sein Gegenstück in norm. *goujart* und ist in der Bedeutung 'jeune domestique' weitverbreitet. — Unerklärlich ist mir, warum *a l b a r i s[1] 'saule' angeführt wird, das auf der Atlaskarte selbst bis ins Charente- und Creuse-Departement hinaufreicht und in Nordfrankreich weitverbreitet ist, vgl. z. B. Yonne: *aubé*, bourb. *aubier*, bmanc. *obje*. — Den Typus v i t a l b a 'clématite' spiegeln auch sav. *jable*, waadtl. *vizarbre*, limous. *gizaubo*, aveyr. *bidalbo* etc. wider, wie übrigens zum Teil schon aus der Atlaskarte zu ersehen war. Vgl. auch die Rev. phil. franç. 23, 292 zusammengestellten Formen. — *Kaso* 'louche' ist nach Bedeutung und Ursprung identisch mit argonn. *casse* 'poche en cuivre à longue queue', Messon: *kâs*, sav. *kassa* 'id.' usw. Vgl. Meyer-Lübke sub c y a t h o s. — *Buzigo* 'jachère' ist das gall. *b o d i c a (Meyer-Lübke 1184) und hat nichts mit f o d i c a r e zu tun. Es ist auch poit., limous., auvergn., wie schon aus der Atlaskarte zu ersehen war, und kommt sogar bei Jaubert vor: *bouige*. Ebenso zeigt die Karte v e r v a c t u m auf einem ausgedehnten Gebiet. — Der Typus t h y r s u s 'morceau' ist noch heute sehr weit verbreitet: Hyères: *tros* (RLR 37, 312), aveyr. *trouos*, b. lim. *tro*, lyon. forez. *troc*, fr. comt. *trou*, *trô*. — Für 'oublier' sagt man auch in Nizza: *denembra* (R. Forsch. 9, 279).

Nicht viel zuverlässiger sind die für das 'Südwestlanguedokische' allein aufgestellten Isolexen. So ist a n e u s 'hameçon' auch gask. (Gers: *anquet*, bearn. *anquede*) und montbél. (*antchot*) und erscheint auf der Atlaskarte im Berner Jura. — C y m b a l u m ist auch im aveyr. *cimbóul* zur Bedeutung 'clochette' gelangt. — Daß *eskana* 'étrangler' auch gask. und aveyr. ist, zeigte ebenfalls der Atlas. — R e c t o r 'curé' ist auch aveyr., bearn. und dialektal nordfranzösisch, besonders bretonisch. — *Gus* 'chien', das in älterer Zeit in ganz Gallien nachzuweisen ist, hat sich auch heute noch im bearn. *gos*, im aveyr. *gous*, im wallon. *go* gehalten. — T u s t u n o 'poupée' reicht zu weit ins gaskognische Sprachgebiet hinein, als daß es für das 'Südwestlanguedokische' allein in Anspruch genommen werden dürfte.

Weitaus am besten geraten ist der Abschnitt über das Aquitanische (Gaskognische). Die Lautgrenzen gegen Nordosten wie gegen das 'Südwestlanguedokische' sind zahlreich und einschneidend. M. H. bespricht hier, und zwar glücklich, nicht nur die von Suchier, Fleischer u. a. her bekannten Lautzüge, sondern auch eine ganze Anzahl von ihr selbst zuerst aufgestellter. Auch die Isolexen sind fast durchweg gut gewählt. Zu streichen sind etwa die folgenden: *sɛp* 'champignon', das auch im Dep. Aude noch vorkommt, vgl. Rev. dial. rom. 5, 67; m a x i l l a 'joue', das auch wallon., pikard.,

[1] Als gask. Form wäre übrigens nicht *aubo*, sondern *aubá* anzuführen.

champ., sav. ist; *gimbelet* 'vrille', das in h. manc. *guimblet*, b. manc. *gɛblɛ* etc. wiederkehrt; mansionata 'fille', das sich auch sonst in galloromanischen Mundarten noch findet, z. B. im Lothr.; *sɔbot* 'toupie', dessen Ableitung von caepulla mir etwas zweifelhaft erscheint. Es müßte eine maskuline Neubildung von hohem Alter sein. Übrigens ist das Wort auch limous. und ist sogar von Jaubert in sein Wörterbuch aufgenommen worden. Erscheint hier die Beweisführung schon von einer ganz anderen Festigkeit als im erstgenannten Teil, so ließe sie sich noch durch eine große Anzahl lexikalischer Eigentümlichkeiten des Gaskognischen verstärken, welche M. H. entgangen sind. Das mag hier mit Rücksicht auf den Raum unausgeführt bleiben.

Von den Resultaten, die M. H. vermeint aus ihrer Arbeit ziehen zu können, bleibt also nur die genaue Festlegung und Beschreibung der gaskognischen Nordostgrenze. Ihre Führung entspricht auch jetzt noch der von Luchaire vor mehr als vierzig Jahren aufgezeigten. Jedoch gebührt M. H. das Verdienst, diese Grenze eindringlicher darzustellen, als es bisher geschehen ist. Von dem historischen Teil ihrer Forschungen, der einen scharfen Blick für das Wesentliche und gute Belesenheit in den Geschichtsquellen verrät, bleibt allerdings recht wenig mehr, was in Beziehung zu dem sprachlichen Teil gesetzt werden könnte. Da der Nachweis einer 'südwestgallischen' Sprachscheide mißlungen ist, fallen ohne weiteres auch die Ausführungen über deren Ursache dahin. Es wäre denn, man wollte dieselben für den Teil der gaskognischen Nordostgrenze anerkennen, der mit jener Grenze zusammenfällt. Dann müßte man aber die sich als Einheit darstellende gaskognische Sprachgrenze als heterogen auffassen, was man ohne zwingenden Beweis wohl kaum zu tun geneigt ist. Die vielen geschichtlichen Tatsachen, die M. H. beibringt, können daher höchstens als sekundäre Momente gewertet werden. Die eigentliche Ursache der Sonderstellung der Gaskogne innerhalb der Galloromania bleibt uns auch jetzt noch verborgen. Das Beste, was hierüber gesagt worden ist, ist immer noch Caesars Wort: *Gallos ab Aquitanis Garumna flumen dividit.* — Und noch eine weitere Erkenntnis eröffnet sich uns aus der Kritik der vorliegenden Arbeit: Gesetzt auch, man wollte die von Morf mit so großer suggestiver Kraft vorgetragene Theorie über die Entstehung der französisch-provenzalischen Sprachgrenze auf Grund der nördlich daran vorbeiziehenden Römerstraße ohne neue Überprüfung annehmen, so müßte man sich doch hüten, zu glauben, daß nun jede wichtige Verkehrslinie eine Sprachgrenze schaffen müsse. Ebenso lehrt dieses instruktive Beispiel, daß auch die Bistumsgrenzen, deren dialektgrenzbildende Kraft in vielen Fällen sicher erwiesen ist, nicht notwendigerweise die Grundlage für die Entstehung der Mundarten abgeben: die Bistümer Bordeaux, Bazas, Agen und Toulouse werden von der gaskognischen Nordostgrenze so ziemlich mitten durchgeschnitten, während an ihrer Nordgrenze keine eigentliche Dialektscheide liegt. Es kann eben auch in unserer Wissenschaft nie genug betont und besonders Anfängern eingeschärft werden, daß man absolut voraussetzungslos an die Tatsachen herantreten muß.

Es wären noch recht viele Einzelbemerkungen zu machen, die ich aber mit Rücksicht auf den Raum unterdrücke. Auch würden sie den Allgemeineindruck der Arbeit nicht mehr beeinflussen. Nur die methodische Bemerkung möchte ich mir noch gestatten, daß es ganz unmöglich ist, nur an Hand des Atlas linguistique lexikologische Forschungen zu machen und Grenzen festlegen zu wollen.

Erfreulich sind die äußerst klare und übersichtliche Darstellung und die große Belesenheit in der historischen wie in der linguistischen Literatur, durch die sich die Dissertation von M. H. auszeichnet.

Aarau. W. v. Wartburg.

Vicente García de Diego, Elementos de gramática histórica castellana. Burgos 1914. 322 p. 8°. 6 Pts.

Nach Anlage und Ausführung zu urteilen, sind die Elementos de gramática histórica castellana für Personen bestimmt, die einen ersten Einblick in die Entwicklungsgeschichte der kastilischen Schriftsprache tun wollen, darum also besonders für Studierende geeignet, aber auch all denen zu empfehlen, die bei der Lektüre der Klassiker auf sprachliche Schwierigkeiten stoßen. Der Verfasser hat der Darstellung der Syntax erfreulicherweise einen breiten Umfang (ein Drittel des ganzen Buches) gegeben und dabei in erster Linie den Sprachgebrauch der hervorragenden literarischen Denkmäler früherer Zeiten berücksichtigt. Das Handbuch bildet eine willkommene Ergänzung zu dem (1920 in 4., verbesserter Auflage erschienenen) *Manual elemental de gramática histórica española* des Madrider Romanisten Menéndez Pidal gerade wegen der bevorzugten Berücksichtigung der Syntax und der Darstellung der Wortbildungslehre. Diese beiden Teile hat Menéndez Pidal in seinem 'Manual' bekanntlich nicht behandelt. In der Art der Darstellung von Laut- und Formenlehre gehen die genannten Verfasser ziemlich auseinander. Während sich García Diego in seinem stofflich umfassenderen Handbuch in der Auswahl von Belegen Beschränkung auferlegen mußte, auch in der Beschreibung der laut- und formengeschichtlichen Vorgänge ziemlich kurz zu fassen hatte, konnte Menéndez Pidal in seinem Manual weiter ausgreifen und bei aller Einfachheit der Darstellung Einzelfragen und -probleme besser herausarbeiten. Gleichwohl bringt das Buch von García Diego gerade in Laut- und Formenlehre manches Neue und Beachtenswerte. Darauf möchte ich an dieser Stelle hinweisen. Der Verfasser benutzt Material, das er durch eine aufmerksame Beobachtung der heutigen Volkssprache von Kastilien gewonnen hat, und zeigt an einigen wenigen, aber sehr lehrreichen Beispielen, daß die Mundart des kastilischen Zentralplateaus sehr vorteilhaft zur Erklärung der Entwicklung der Schriftsprache herangezogen werden kann und benutzt zu werden verdient. Als Einheimischer, der in den Provinzen Burgos, Avila und Soria gelebt hat, war García Diego (dem wir übrigens auch eine recht gediegene Darstellung der *Elementos de gramática histórica gallega.* Burgos 1909 [Laut- und Formenlehre] verdanken) besonders dazu berufen, auf einem 'campo tan fértil e inexplorado', wie es die Volkssprache ist, Umschau zu halten und zu ernten. Die Ergebnisse dieser dankenswerten Blütenlese sind in einem inhaltsreichen Aufsatz der Revista de filología española III (1916), 301—18 *'Dialectalismos'* niedergelegt und schon teilweise in der Gramática histórica española verwertet. 'Pongo especial empeño en señalar la supervivencia de muchos fenómenos clásicos, y aun de la lengua primitiva, en nuestra lengua actual, especialmente en la hablada, donde persisten, ya lozanos, ya petrificados, no pocos de los que son tenidos por arcaicos. También apelo con frecuencia al testimonio de la lengua viviente para dar fe de diversos fenómenos (palabras y fenómenos fonéticos, morfológicos y sintácticos), que por no hallarse o no ser frecuentes en la lengua escrita, no son registrados en los diccionarios ni en las gramáticas: omisión disculpable en los filólogos extraños que trabajan sobre textos literarios, pero no en los nuestros que por desdén han prescindido de este tan fértil e inexplorado campo.' Mir will scheinen, daß García Diego auf gutem Wege ist. Man möchte nur wünschen, daß der eifrige Sammler seine Arbeit fortsetzt. Erfolg kann ihm nicht ausbleiben.

Zu der Einleitung, in der die allgemeine Entwicklung der spanischen Sprache dargestellt wird, möchte ich folgende Ergänzungen und Verbesserungen geben, die vielleicht bei einer Neuauflage Verwendung finden können: p. 30. Das Katalanische zu den provenzalischen Dialekten zu zählen, ist nicht erlaubt. Die sprachlichen Unterschiede zwischen dem Süd-

französischen und Katalanischen, die man bis jetzt schon in großer Zahl nachgewiesen hat (vgl. Salow, *Sprachgeographische Untersuchungen über den östl. Teil des kat.-lang. Grenzgebietes.* Hamburg 1912; Krüger, *Sprachgeographische Untersuchungen in Languedoc und Roussillon.* Hamburg 1913; Spitzer, *Syntaktische Notizen zum Catalanischen.* Rev. de dial. rom. VI (1914), 81 ff.), sind bedeutsam genug, um dem Katalanischen eine Sonderstellung einzuräumen. — p. 11, 14 hätte sich ein Hinweis auf die wichtige Studie von Carnoy, *Le latin d'Espagne.* 2e éd. Bruxelles 1906 empfohlen. — Die Eigenart des dialecto navarro-aragonés ist p. 12 nicht richtig erfaßt. 'El navarro-aragonés con fenómenos comunes con el catalán ha sido casi absorbido por la invasión del castellano.' Von einer eigentlichen Beeinflussung durch das Katalanische kann nur in einer gewissen Grenzzone gesprochen werden (vgl. jetzt Griera, *La frontera catalano-aragonesa.* Diss. Zürich. Barcelona 1914), im übrigen zeigt die Mundart doch selbständigen Charakter. Man darf wohl über die heutige Sprache in den aragonesischen Tälern noch weit umfassendere Mitteilungen erwarten, als sie Saroïhandy[1] in seinen Artikeln gegeben hat.

In dem lauthistorischen Teil fällt öfter eine nicht ganz klare Ausdrucksweise auf, die Mißverständnisse bei dem Leser hervorruft. Gänzlich unverständlich ist u. a., was p. 26 Z. 1—2 über den früheren Lautwert von *c, ç* im Gegensatz zu *z* gesagt wird. '*C* dental y *ç* eran más fuertes que *z*, de un sonido igual o semejante al actual de *c, z*', ebenso die Bemerkung p. 25 über Nasal vor bilabialem Verschlußlaut '*m* ante consonante tiene el sonido de *n*, como *combate* (*conbate*)'. — Unbefriedigend ist das Kapitel über Diphthongbildungen (p. 30 ff.): z. B. p. 31 A. 2 'La diptongación tiende hacia el oscurecimento de la vocal más débil, *antiayer, cranio, Buadil*, etc.', wo es sich einfach um die Erscheinung handelt, die ich 'Studien' p. 130 besprochen habe. p. 32 'la dislocación del acento lleva a la diptongación, como judex [sic!] *júez, júez*, regina *reina réina*' usf. Die Frage der Akzentuierung zweier unmittelbar aufeinander folgender Vokale im Spanischen ist so schwierig und dabei so wenig untersucht, daß sich vor allem empfiehlt, bei Erörterungen über diesen Gegenstand eine unzweideutige Ausdrucksweise anzuwenden. — § 62, 2 'Una yod puede oscurecer [sic!] las vocales anteriores *e, o*' Beispiele: sepia > *jibia*, *renione > *riñón* ... — § 62, 3 'Por asimilación de la *i* implícita (!) de las consonantes paladiales *ie* se reduce a *i* ante *ll*' *castiello* > *castillo* usw. —

§ 32 A. 5 macht D. darauf aufmerksam, daß auch in Kastilien der Wandel von *fue-* zu *jue-* eintrete (*juerte, juerza, juera*) und geht dabei auf die Entstehung dieser Formen ein 'yo sospecho que ante *ue* de *huerte* la *h* adquirió un sonido distinto, acaso más fuerte que en los demás casos de *hacer, hijo*, y que mirada desde antiguo esa pronunciación como un vulgarismo, se usaba y triunfó al fin la *f*, quedando relegada a la plebe la pronunciación *jucrte, juerza*'. Wenn der Wandel von *fue* > [hwe-] (nehmen wir diese Lautung für die zweideutige Graphie *jue-* in Hinblick auf das gleichzeitig genannte *hue*an) nicht so verbreitet ist wie der von fa- > [ha-] (facere > *hacer* usf.), so hat dies seine guten Gründe: die langandauernde intensive Lippentätigkeit bei Aussprache eines [fwe-] läßt die Senkung der Unterlippe bei [f-], die letzten Endes zu [h-] führt, nicht zu (Verf., *Studien zur Lautgeschichte westspanischer Mundarten* p. 181). Der Wandel von *fue-* > *hue-* ist nicht allgemein durchgedrungen und hat in der älteren Schriftsprache nur vereinzelt seinen Ausdruck gefunden, an einen bewußten Verzicht auf die Aussprache *hue-* vermag ich demnach nicht zu glauben. Die Annahme eines

[1] García de Diego hat neuerdings in einem folleto 'Caracteres fundamentales del dialecto aragonés', Zaragoza 1918, 18 p., zusammengestellt, was wir über das Aragonische wissen.

'besonderen Lautes' wird überflüssig. Es sei bemerkt, daß *fue-* auch zu [xwe-] werden kann, entweder über [hwe-] oder aus [fwe-] unmittelbar (vgl. *Studien* § 234 und im Anschluß hieran Rev. de filología española III, 305).

§ 41 A. 4 wird die Entwicklung von vulture > *butre*, multu > *mu* besprochen und die Frage aufgeworfen, ob *butre*, *mu* auf *buitre*, *muy* zurückgehen oder aber direkter Verlust des ursprünglichen vorkonsonantischen *l* anzusetzen ist. Ich vermag mich zu dieser letzteren Auffassung nicht zu bekennen, da uns 1. die Zwischenstufen *buitre*, *muy* usw. belegt sind und 2. neben der Kurzform [mu] auch [mi] steht. Beide sind aus proklitischem *muy* herzuleiten. Vgl. *Studien* § 317.

§ 58 S. 55. *matarlo* [matałlo]. Haben wir es wirklich mit einem laryngalen Aspiranten zu tun?

§ 63, 7. Ich habe *Studien* § 73 versucht, den Wandel *fruente* > *frente*, *culuebra* > *culebra* usw. zu erklären. Meine Deutung wird von Ronjat, RLR LIX (1916), 123 ohne Angabe von Gründen abgelehnt.

s- bleibt bekanntermaßen im Kastilischen zumeist erhalten. Mitunter wandelt es sich zu [x-]: serica > *jerga*, sepia > *jibia*; sucu > *jugo*, Sucro > *Júcar*; sapone > *jabón*, Salone > *Jalón*. Die Erklärung für diese Veränderung macht Schwierigkeiten. Vielleicht tragen die folgenden Bemerkungen zur Lösung der Frage bei. Menéndez Pidal (*Manual* 2 p. 72) und Hanssen (*Gram. hist.* § 110) denken an den Einfluß eines fremden Lautsystems. Die Untersuchung der Mundarten der iberischen Halbinsel führt jedoch zu der Erkenntnis, daß es sich bei dem Wandel um eine solche Einwirkung von außen im allgemeinen nicht handeln kann. Sowohl im Katalanischen[1] wie im Spanischen und Portugiesischen begegnet der Wandel. Wörter machen ihn durch, wo es schwer hält, arabischen Einfluß anzunehmen. Zu den Daten, die ich *Studien* p. 164—168 gegeben habe, bringt García Diego § 32, 4 und A. 6 beachtenswerte Ergänzungen. Unabhängig voneinander kommen Castro, Rev. de filología española I, 102, García Diego und ich selbst (l. c.) zu dem Schluß, daß ein organischer Wandel kaum bezweifelt werden kann. Sehr richtig bemerkt García Diego: 'es poco creible que una influencia extraña haya llegado a palabras tan idiomáticas como *jurco*, presentando aún mayor vitalidad que en castellano en regiones que como Galicia han recibido muy atenuada esta influencia, como salvia *sarja*, *jarja*, saxu *seijo*, *jcijo*, sartor *sastre*, *jastre*, sabulu *sabre*, *jabre*, *sorna*, *jorna*, soca *soga*, *joga*, *sargas*, *jargas*, sibilu *silgaro*, *jilgaro*, etc.: estas vacilaciones que existen en el castellano actual, como sorba *serba*, *jerba*, *sardo*, *jardo*, examen *ensambre*, *enjambre*, *sirle*, *jirle*, *chirle*, repartidas en localidades distintas de Burgos, y otras con relación a la lengua antigua, como sucu *sugo* en Covarrubias, mod. *jugo*, inducen más bien a pensar en un fenómeno interno: *jugo*, *jalma*, pueden haberse producido bajo la influencia de *enjugar*, *enjalma*' (p. 38 A. 6). Castro l. c. denkt an eine spontane Palatalisierung entsprechend *l-*, *n-* im Westspanischen.

Ich habe bereits *Studien* p. 165, 166 und Rev. dial. rom. VI, 231 darauf hingewiesen, daß die auf *s-* folgenden Vokale von bestimmendem Einfluß gewesen sein mögen, und werde in dieser Auffassung durch Beobachtungen, die jüngst in anderen Teilen der Romania gemacht worden sind, bestärkt. Hinzu kommt, daß die Natur des spanischen *s-* einem Wandel in der Richtung auf [š] günstig ist.

Leider sind wir über die Artikulation des [s] auf der iberischen Halbinsel noch nicht so unterrichtet, wie man wohl wünschen möchte. So viel scheint aber festzustehen, daß es im allgemeinen [š] näher steht als etwa

[1] Vgl. noch Boll. del Dicc. de la lleng. cat. VIII, 263; 239.

französisch s-.[1] [s] trägt gewissermaßen den Keim zu einer Verschiebung in der Richtung auf [š] in sich.

Damit wird der Übergang von [s-] > [š-] verständlich. Vollends begreifen wir den Wandel, wenn auf [s-] Vokale wie [i] oder [u] folgen. Deren Natur begünstigt diese Veränderung. *Studien* § 217 und Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil. 1918 p. 125 habe ich zu erklären versucht, weshalb auf [s-] folgender Palatalvokal (in erster Linie [i]) den Wandel [s-] > [š-] begünstigt. Zu der auf romanischem Gebiet nicht seltenen Erscheinung hat neuerdings Zaun, *Die Mundart von Aniane* (1917) §§ 144b, 226 interessante Daten beigebracht: er hat im Languedokischen eine Zwischenstufe [ṣi] zwischen [si] und [ši] nachgewiesen, ähnlich Bruneau.

Andererseits findet der Wandel [su-] > [šu-], dem ich in Extremadura begegnet bin (*Studien* § 216: *sucia* [šu χa], *suya* [šuža], *sudando* [šuando], *suegro* [šwęgru] gegenüber *seis* [sęi], [sal], *sortija* [sǫrtiha]), eine auffallende Parallele in Ardennenmundarten. Bruneau, *Etud. phon. des patois d'Ardenne* (1913) stellt § 230 S. 388 ausdrücklich fest, daß 'l'*s* ardennais diffère sensiblement de l'*s* parisien' [vgl. das oben über die Daten des s der Iberischen Halbinsel Gesagte] und findet §§ 235, 241 die nämlichen Grundlagen für die Veränderung des *s*-, wie wir sie auf der Iberischen Halbinsel festzustellen Gelegenheit haben: *s* kann zu [š] vor [i], [ü] und [u] werden: [šuf] *soufre*, [šufl] *souffle*, [šuflo] *sifflet*, [šur] *source* usf. 'La répartition irrégulière des exemples [man denke an den heutigen Zustand in Spanien!!] montre bien qu'il s'agit d'un phénomène secondaire et de caractère local ... Il ya, en réalité, *labialisation*,[2] et non palatalisation de l'*s*, comme le montre la nature des voyelles devant lesquelles se produit régulièrement ce changement: dans la région ardennaise les exemples sont particulièrement fréquents devant [u], qui exige un avancement et arrondissement des lèvres très marqué. Cette voyelle se prononce avec la pointe de la langue étendue sur le plancher de la bouche et la racine de la langue relevée vers le fond du palais: cette position est assez semblable à celle qu'exige le [š].' Man kann über diese letztere Bemerkung anderer Meinung sein, die Veränderung erfolgt aber in den Ardennen unter genau den gleichen Umständen wie im Spanischen.

Auch in der Lunigiana (dem oberitalienischen Dialekt, der Charakterzüge des Ligurischen, Emilianischen und Toskanischen in sich vereint) ist letzthin von Giannarelli, Rev. de dial. rom. V (1913), 294 der Wandel von [su-] > [šu-] (neben dem Wandel von [si-] > [ši-]) nachgewiesen worden: *šubia*, *šugo*.

Diese Tatsachen müssen uns in der Auffassung bestärken, daß die Veränderung des [s-] auf der Iberischen Halbinsel im allgemeinen einen organischen Wandel[3] darstellt. Noch vermögen wir nicht zu überschauen, weshalb manche Wörter die Veränderung mitgemacht haben, andere dagegen bei [s-] stehengeblieben sind. Auch die Verbreitung des Wandels genau festzustellen, bleibt späterer Forschung vorbehalten. Auch bleibt festzustellen, weshalb von [š] aus eine Entwicklung in zweierlei Richtung, zu [x] und zu [č], eingetreten ist. Noch ist mit anderen Worten über die Frage das letzte

[1] Josselyn, *Phon. esp.* p. 97—98. — Colton, *Phon. cast.* p. 124: 'La consonne *s* a une articulation assez éloignée des deuts en castillan'; Schädel, Rev. de dial. rom. I, 23 A. 1: 'Rillenbildung durch das Zungenblatt ... jedoch Reibung am Zahnfortsatz; die in Spanien weitverbreitete Variante des [s], dem [š] näherstehend.' — Neuerdings Navarro Tomás, *Manual de pronunciación española*, 1918, p. 82—83.

[2] Vgl. über das labiale Element in š Millardet, RLR LX, 77, 78, 88.

[3] Wie in griechischen Dialekten. Vgl. Pernot, Etudes de linguistique néo-hellénique I, 1907, p. 283—286.

Urteil nicht gesprochen. Von einer intensiven Bearbeitung der spanischen Mundarten erhoffen wir auch für sie wertvolle Aufschlüsse. Immerhin schien es mir an der Zeit, über die allgemeine Entwicklungstendenz aufzuklären.

Hamburg. Fritz Krüger.

Ludwig Pfandl, Robert Southey und Spanien. Leben und Dichtung eines englischen Romantikers unter dem Einflusse seiner Beziehungen zur Pyrenäischen Halbinsel. (Extrait de la Revue Hispanique, tome XXVIII.) New York, Paris 1913. 315 S. 8°.

Von den englischen Romantikern hat sich wohl Southey am eingehendsten mit spanischer Sprache und Literatur befaßt. Neben seinen durch die spanische Literatur angeregten Dichtungen sind es auch zwei historische Werke, die sein tiefgehendes Interesse für die Pyrenäenhalbinsel bekunden. Leider ist aber die *'Geschichte Portugals'* noch ungedruckt und in unzugänglichem Privatbesitz. Solange diese aber nicht veröffentlicht ist, wäre es verfrüht, über Southey als Geschichtschreiber der Pyrenäenhalbinsel zu urteilen, da sein zweites historisches Werk, die *'History of the Peninsular War'*, weniger eine historische Untersuchung darstellt als eine Hetzschrift gegen Napoleon. Sie ist auch nicht die Frucht seines Hispanismus, sondern verdankt der teilnehmenden Beobachtung an den zeitgenössischen Ereignissen ihre Entstehung. Southeys Beziehungen zu Spanien und Portugal können also nur aus seinen dichterischen Werken und seinen zahlreichen Briefen erschlossen werden, die Pfandl genau und eingehend durchforscht hat.

Zunächst drängt sich jedoch die Frage auf: Durch welche Umstände kam Southey mit Spanien in Berührung? Pfandl hat die Beantwortung dieser Frage in einem ersten Kapitel: 'Southeys persönliche Beziehungen zur Pyrenäischen Halbinsel. Die chronologische Entwicklung seines Hispanismus' behandelt, dem sich ein zweites: 'Spanien in Southeys Dichtung' anschließt.

I. Southey war von seinem Onkel, Herbert Hill, der in Lissabon lebte, eingeladen worden. Der junge Dichter verläßt England im Jahre 1795, landet in Coruña und reist von hier über Lugo-Ponferrada nach Madrid, wo er am 2. Januar 1796 ankommt. Aber infolge des kalten Winterklimas währt der Aufenthalt nur zehn Tage. Dann geht die Reise über Badajoz nach Lissabon. Southeys Onkel hatte in langen Jahren eine an gedruckten und ungedruckten Schätzen reiche Bibliothek gesammelt, die von Southey weidlich ausgenützt, gelesen, übersetzt und exzerpiert wurde. Aber das Heimweh nach England, wo er seine ihm kurz vor der Abreise angetraute Edith gelassen hatte, erfaßte ihn allmählich so stark, daß er schon am 5. Mai Lissabon wieder verließ und direkt nach Portsmouth fuhr. Seine Gesundheit machte bereits drei Jahre später eine Reise nach dem Süden notwendig. Am 1. April 1800 erst konnte Southey, diesmal mit seiner Frau, die zweite Reise nach Lissabon antreten. Dort und in Cintra kräftigte sich seine Gesundheit zusehends. Im Februar 1801 wurde eine kleine Reise nach Coimbra gemacht, die über Thomar und Santarem wieder nach Lissabon zurückführte. Auch in den südlichen Teil Portugals kam Southey im April. Unterdessen waren aber die Zeiten trübe geworden. England stand mit Portugal auf dem Kriegsfuß, Edith und Southeys Mutter drängten zur Heimkehr. So kehrte das Ehepaar Southey im Juni 1801 auf dem direkten Seeweg nach England zurück. Es sollte Southeys letzter Aufenthalt auf der Halbinsel gewesen sein. In England gelangten die Früchte seiner Eindrücke und Studien zur Reife. Pfandl unterscheidet zwei Perioden in des Dichters Schaffen, die epische (1795—1814) mit den Hauptwerken 'Amadis' (1803), 'Palmerin'

(1807), (Cid' (1808), 'Rodrigo' (1814) und verschiedenen kleineren Gedichten, dann die historisch-biographische (1814—1843), in die die unveröffentlichte 'Geschichte von Portugal' und die 'Geschichte des Peninsular War' fällt. Gründlich und eingehend legt uns Pfandl dar, wie Southey Hispanist geworden ist, welches die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke ist, welche Pläne Southey außerdem noch beschäftigten und welches seine Beziehungen zu zeitgenössischen Hispanisten (Lord Holland, Walter Savage Landor, John Hookham Frere) waren.

II. Literarhistorisch ist der zweite Teil der Studie: 'Spanien in Southeys Dichtung', am wertvollsten. Hier zeigt sich Pfandl als gründlicher Kenner der ganzen einschlägigen Materie und als Meister des Wortes, dessen Darstellung man mit ungemindertem Interesse bis zum Schlusse verfolgt. So ziehen von Southeys selbständigen Dichtungen 'La Caba', 'Roderick the Last of the Goths, ein verfehlt aufgebautes Epos, 'The Pilgrim of Compostella', 'eine kulturhistorische Satire ersten Ranges', 'Queen Marys Christening', 'eine einfältig fromme Legende zur Satire umgedichtet', an uns vorüber. Bei Southeys freien Übersetzungen: dem 'Amadis', der 'Chronicle of the Cid', dem 'Palmerin of England', legt die Untersuchung dar, wie sich Southey seinen Quellen gegenüber verhalten hat und worin sich nach Inhalt und Form seine Übersetzungskunst zeigt.

In einem umfangreichen Schlußkapitel wird die Frage untersucht, inwieweit Southeys Beziehungen zu Spanien für seine Beurteilung als Mensch und Dichter von Bedeutung sind. So ist z. B. seine nicht nur dichterische, sondern auch kritische Beschäftigung mit der mittelalterlichen Literatur und ihren Problemen ein Zug von Southeyscher von Spanien beeinflußter Romantik, wie ihn ähnlich höchstens noch Walter Scott besaß, wie er indes Byron, Shelley, Wordsworth, Keats gänzlich mangelte.

Vielleicht würde es sich auch lohnen, Southeys Einfluß in Spanien nachzugehen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß der Duque de Rivas z. B. von Walter Scott und Southey Anregungen empfing.

Würzburg. Adalbert Hämel.

Eva Seifert, Zur Entwicklung der Proparoxytona auf *-ite, -ita, -itu* im Galloromanischen. Berliner Dissertation 1919. 121 S.

Vorliegende Untersuchung einer Gruppe von Proparoxytonis auf galloromanischem Gebiet verdient im ganzen Lob. Ausgegangen wird von den heutigen Formen, soweit sie sich auf Grund des Atlas linguistique, von Dialektwörterbüchern und einzelsprachlichen Darstellungen ermitteln lassen, jedoch erfahren auch die mittelalterlichen Reflexe gebührende, wenn auch nicht immer ganz ausreichende Berücksichtigung. Den einzelnen in Betracht kommenden Wörtern werden als Anhang die Proparoxytona mit *t* und *r* in den Nachtonsilben angeschlossen. Es stellt sich zunächst heraus, was freilich für viele längst ausgemacht war, daß eine Scheidung in Maskulina und Feminina keine Berechtigung hat, und die Neumann-Gierachsche Theorie, daß bei *a* der Ultima Synkope früher eintrete, der Grundlage entbehrt. Weiterhin erhalten wir als allgemeingefaßtes Ergebnis für den Süden: Vorwiegende Synkopierung auf stimmhafter Basis mit Landschaften im Osten, die Neigung zur Umgehung der Synkope und in ihren heutigen Formen Akzentverschiebung aufweisen (Südosten); im Frankoprovenzalischen: Überwiegen stimmhafter Gebilde (im Südosten Unterbleiben der Synkope); für den Norden: im Osten Unterbleiben der Synkope (Sonorisierung der Explosivlaute), während das Zentrum und der Norden durch Synkope auf stimmloser Basis gekennzeichnet wird und die westlichen Landschaften Synkope auf stimmhafter Basis zeigen.

Im einzelnen sei folgendes bemerkt. Es fällt auf, daß bei der Durch-

musterung der einschlägigen Literatur die Verfasserin für die Dissertationen von Wendel und Herford ein fremdes Urteil anführt, statt ein eigenes zu äußern. Auch ist es nicht ganz richtig, daß ich im E.-B. die Proparoxytona ohne Gliederung irgendwelcher Art aufführe; eine solche ist § 61 wenigstens angedeutet (Liquiden), wozu denn auch das von der Verfasserin S. 29 Gesagte stimmt. Warum wird prov. *anta* S. 55 nicht erwähnt, und worauf gründet sich die Behauptung, daß *hauniþa* 'entweder spät eindrang oder überhaupt nicht als volkstümlicher Begriff gefaßt werden kann' (S. 113)? *Cannapem* oder *cannapum* (S. 30, 121) bedarf eines Sternchens, auch hätte der Meinung von Thomas, Essais S. 409, daß diese Form vielleicht *sinapem* ihre Entstehung verdanke, gedacht werden können. Wo ist *cambita* (S. 46) belegt? Frz. *chaintre* kann weder von **camitem* noch von **cambita* kommen (S. 46 Anm. 6), s. Thomas, Mélanges S. 45. Man vermißt S. 52 die altfranzösischen Reflexe von *culcita*, S. 56 afrz. *muete* < **movita*, S. 57 prov. *perda, venda, renda* (*perdoa, vendoa, redoa*), s. E.-B. § 60 und 157, Appel. Prov. Lautlehre § 41c, 60d und vgl. Archiv 135, 474, ferner S. 61 das häufige afrz. *andain*. S. 68 Abschnitt 2 wird etwas als sicher hingestellt, was kurz vorher (S. 68 oben) nur gefragt wird. Ein prov. *espirt* (S. 91) kann nicht ein Deverbale von *spirare* sein. Da bei Berger, Lehnwörter S. 129 afrz. *espirt* nur mit Sternchen erscheint, so hätte es sich empfohlen, auf die wenigen Belegstellen hinzuweisen; ich kenne nur Godefroy III, 533a und Brandan (Bartsch und Horning, Langue et littér. Sp. 75, V. 12). Die Deutung der Form befriedigt übrigens nicht recht. Ziemlich kühn ist die Meinung, daß nichts hindere, gask. *maláu* als aus altem *malave* (*malaue*?) erwachsen anzusehen, indem *e* in dem Diphthongen aufgegangen sein soll.

Jena. O. Schultz-Gora.

A. Lombard, La correspondance de l'abbé Du Bos. (Ouvrage contenant 3 fac-sim.) Paris, libr. Hachette, 1913. 90 S.

Ders., L'abbé Du Bos. Un initiateur de la pensée moderne (1670—1742). (Ouvr. renferm. un portr. une planche hors texte et 3 fac-sim. d'autogr. Ebenda 1913. VIII, 614 S.

Mehr als zehn Jahre sind verstrichen, seit Lombard in einer ausgezeichneten kleinen Schrift über die Querelle des anciens et des modernes die erste Frucht seiner Du Bos-Studien vorlegte. Die umfangreiche Dissertation, die nachher aus ihnen erwuchs, setzt dem klugen, auf so viel Gebieten heimischen Abbé das Denkmal, das er längst verdiente — er„ den der Untertitel mit Recht als Bahnbrecher rühmt und der beinahe zu den großen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts zählen könnte, wenn er etwas mehr Phantasie, Künstlerblut, Sinn für Stil und literarische Wirkungen besessen hätte. Die Nebenthese gibt, chronologisch geordnet, ein Inventar der Briefe von und an D., von denen L. ein paar schon edierte, aber schwer zugängliche abdruckt, ferner die unedierten, von ihm entdeckten. Sie sind zum Teil recht interessant, so der ausführliche an Bayle (August 1696) und die folgenden Berichte an dieselbe Adresse. Die Korrespondenz hat auch Interesse für die Biographie von D., die bisher nur schlecht bekannt war, da man aus einer einzigen und noch dazu unzuverlässigen Quelle schöpfte (einer manches absichtlich entstellenden Denkschrift für den Prozeß, den seine Schwester um die Erbschaft anstrengte), und die nun L. zwar auch nicht lückenlos, aber in den wesentlichen Zügen auf Grund einer Fülle von mühsam zusammengetragenem Material aufbaut. Der I. Teil zeichnet das Bild von D.s Persönlichkeit und der rastlosen Tätigkeit, die er als Gelehrter, Kritiker, Polemist, als Mitglied der Akademie und (ab 1722) ihr secrétaire perpétuel, als Po-

litiker und Diplomat (Gehilfe und Berater des Kardinal-Ministers Dubois) in Frankreich und auf Reisen nach England, Holland, Italien, der Schweiz entfaltete. Daß die Lebensgeschichte eines geistig so überaus regen Mannes, der Beziehungen zu so verschiedenen Kreisen unterhielt, von dem Bayle und Voltaire sich Belehrung holten, zugleich ein fesselndes Stück Kultur- und Geistesgeschichte spiegelt, versteht sich von selbst, und man muß sich wundern, daß die französische Forschung ihm nicht schon früher mehr Beachtung geschenkt hat. Schon durch seine historischen Arbeiten hätte er Anspruch darauf gehabt, namentlich durch sein historisches Hauptwerk, die Histoire critique de la monarchie française (1734), die methodisch ebenso bedeutsam ist wie inhaltlich als erste Studie über die Übergangszeit zwischen dem Zusammenbruch der römischen Herrschaft in Gallien und dem sich allmählich formenden Königtum Frankreich. Im III. Teil behandelt L. die Geschichtsauffassung von D. und den starken Einfluß, den sein Romanismus in Europa ausgeübt hat, umreißt darin auch den nicht geringen Anteil, der D. an der Entwicklung der Geschichtschreibung zur Wissenschaft zukommt, da er seine Darstellung auf den soliden Unterbau sorgfältiger Dokumentierung stützt und moralische wie religiöse Erwägungen (freilich nicht die politischen) ausschaltet.

Den Literarhistoriker interessiert am meisten D.s Ästhetik, mit der sich der II. (breiteste) Teil von L.s These beschäftigt. In 7 Kapiteln untersucht L. die Réflexions critiques sur la poésie et sur la peinture, ihre Entstehung und Gliederung, die Hauptgedanken und ihr Werden, D.s Verhältnis zur klassischen Poetik und die Wege, auf denen er, besonders von englischen Denkern, Locke, Addison, wohl auch Shaftesbury, beeinflußt, zu seinem Sensualismus gelangt ist. Weitere 6 Kapitel untersuchen die Nachgeschichte der Réflexions, den Widerhall, den sie fanden, in Frankreich bis tief ins 19. Jahrhundert, in Italien, in England, in Deutschland, wo die Anregungen von D. auf den fruchtbarsten Boden fielen und wo seine Autorität die Herrschaft des französischen klassizistischen Geschmacks lange überdauerte, da er gerade im Kampf gegen den Klassizismus wertvolle Waffen lieferte, auch einem Lessing, der ihm offenbar mehr verdankt, als man bisher annahm. Wenn L. im Vorwort sagt, eine vollständige Geschichte der Réflexions würde zugleich eine Geschichte alles dessen sein, was über literarische Kritik und Ästhetik überhaupt geschrieben worden ist, so übertreibt er kaum, da viele von D.s Ideen so sehr Gemeingut geworden sind, daß sie auch bei Kritikern wiederkehren, die nicht bewußt auf ihnen fußen, wie z. B. Taine. Die Übersetzungen der Réflexions ins Englische, Holländische, Deutsche geben nur eine schwache Ahnung von ihrer universellen Verbreitung, da der Urtext in den zahlreichen französischen Ausgaben, die der ersten von 1719 folgten (darunter auch eine in Deutschland erschienene von 1760), in allen Händen war. — Das Schöpferische, das, worin D. vom Klassizismus abbiegt und über ihn hinaus die moderne Ästhetik anbahnt, wird vornehmlich durch die zwei folgenden Tatsachen charakterisiert: 1. durch den Bruch mit dem klassizistischen Rationalismus, da D. nicht mehr die Vernunft als oberste Richterin in Kunstdingen anerkennt, sondern das ästhetische Gefühl, und zwar Gefühl nicht als intellektualistischen Prozeß gedeutet, sondern als sinnlichen, als die Arbeit eines sechsten, dem Geruchs- oder Tastempfinden entsprechenden Sinnes; wie D. sich diesen Prozeß denkt, veranschaulicht sein kühner Vergleich mit einem Ragout, bei dem niemand mit Überlegungen und Vernunftschlüssen operiert, um festzustellen, ob es gut oder schlecht schmeckt. Und 2. durch den Bruch mit dem klassizistischen Dogmatismus, da D. das Programm einer Kritik entwirft, die zwar auch allgemeine Gesetze der Kunst anerkennt, aber sie nicht mehr aprioristisch postuliert, sondern aus der Erfahrung ableitet und in ihnen keine unfehlbaren, unwandelbaren, absolut verpflichtenden Regeln sieht, sondern nur die Formulierung der Bedingun-

gen, unter denen ein Werk gefallen kann. Den vielerlei Konsequenzen nachzugehen, die sich aus diesen beiden Leitsätzen ergeben, würde hier zu weit führen. L. zergliedert auf das genaueste das System im ganzen wie jede einzelne Auswirkung (Begriffsbestimmung des ästhetischen Lustgefühls, Auffassung vom Verhältnis zwischen Dichtkunst und Malerei, Stellungnahme zum Problem des Fortschritts, im Streit um die Oper, Klimatheorie etc.). Er zeigt ebenso bestimmt, wo seine Verdienste liegen wie seine Grenzen, worin das Befangensein in zeitgenössischen Vorurteilen ihn hindert, seine Erkenntnis zu Ende zu denken.

Eins wäre m. E. noch schärfer zu betonen gewesen, als L. tut: nämlich daß D. mit dem Dogmatismus durchaus nicht so radikal bricht als mit dem Intellektualismus. Mir scheint, L. sieht jenen zu ausschließlich an diesen gebunden. Das war allerdings der Fall im Klassizismus, wo die Autorität der Regeln unmittelbar aus dem Glauben an eine absolute, durch die Vernunft erkennbare Wahrheit floß. Aber Voraussetzung für eine dogmatische Ästhetik ist doch nur, daß an irgendeinen absoluten Maßstab geglaubt wird, gleichviel, wie er beschaffen ist und ob er mit Hilfe der Vernunft oder des Gefühls oder eines anderen Organs eruiert wird. Bei D. rückt das Gefühl in das Amt, das bei Boileau die Vernunft verwaltete. Und wenn er auch viel mehr historisch und viel weniger spekulativ denkt und mit seiner Klimatheorie einen kraftvollen Anlauf nimmt, die Abarten des Genies und des literarischen Empfindens in ihrer zeitlichen und geographischen, physischen Bedingtheit zu erfassen, so hat er doch ernste Mühe, die literarische Toleranz zu betätigen, zu der er sich bekennt. Die normativen Eierschalen kleben ihm noch an.[1] Seine Lehre mündet in einen Relativismus oder (im Hinblick auf den nationalen Charakter jeder Literatur gesprochen) in einen Kosmopolitismus, von dem das 17. Jahrhundert sich noch nichts träumen ließ. Aber der Schritt von der Lehre zu ihrer Anwendung fällt ihm äußerst schwer. L. weist selbst darauf hin, daß D. sich nicht aufschwingen kann, Ronsard gerecht zu werden, d. h. ihn historisch aus Ronsards Zeit zu begreifen.

Ein paar kleine Einwendungen, die man machen könnte, schmälern die ansehnliche Leistung L.s in nichts. Man darf sie um so dankbarer begrüßen, als seltsamerweise für die Erforschung der ästhetischen Theorien im 18. Jahrhundert, in der entscheidenden Zeit der Zersetzung des Klassizismus, noch herzlich wenig geschehen ist. Bedenken erregt nur die Dickleibigkeit des Buches. Sie ist vor allem deshalb zu bedauern, weil man den Eindruck nicht los wird, daß die Darstellung erheblich an Klarheit gewonnen hätte, wenn L. gezwungen gewesen wäre, sie unter Verzicht auf jede Weitschweifigkeit auf engeren Raum zusammenzupressen. Aber dieser Vorwürf trifft nicht so sehr L. persönlich als die in Frankreich sich immer mehr einbürgernde Unsitte, Dissertationen um jeden Preis zu Bänden von mindestens einem halben Tausend Seiten anschwellen zu lassen.

Freiburg i. Br. H. Heiß.

Leo Spitzer, Über einige Wörter der Liebessprache. Vier Aufsätze. Leipzig, O. R. Reisland, 1918. 74 S. Gr.-8°. (I.)

Ders., Anti-Chamberlain. Betrachtungen eines Linguisten über Houston Stewart Chamberlains 'Kriegsaufsätze' und die Sprachbewertung im allgemeinen. Leipzig, O. R. Reisland, 1918. 82 S. Gr.-8°. (II.)

[1] Vgl. auch den immer noch lesenswerten Abschnitt in H. von Steins Entstehung der neueren Ästhetik (1886) S. 238.

Ders., Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß. Eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung. Wien, Manz'sche Buchhandlung, 1918. 66 S. Gr.-8°. (III.)

I enthält vier Arbeiten: 1. 'Onomasiologische Bemerkungen zu den romanischen Ausdrücken für "lieben"' (*amare*; span. *querer*, kat. *estimar* und *voler*, ptg. *gostar*, ital. *voler bene*, rhätorom. *voler bene* und *aver gugent* usw.). Auf die hübschen Einzelbeobachtungen kann ich nicht eingehen; wenn Sp. sie (wofern ich ihn recht verstehe) dahin summieren möchte, daß sich aus der Bevorzugung des einen Ausdrucks (und dem Verwerfen der anderen) für die Psyche des betreffenden Volkes so gut wie gar nichts schließen lasse, so scheint mir das ebenso einseitig wie die von ihm an seinem Vorgänger Abel bekämpfte 'zu weitgehende Verwertung eines allgemein psychologischen Bedeutungsvorganges zur psychologischen Charakteristik eines Volkes'. Gewiß ist die Neigung, das vieldeutige *amare* einerseits durch sinnlichere Ausdrücke wie *querer* und anderseits durch spiritualistische wie *estimar* zu ersetzen, etwas Allgemeines, bei allen Völkern zu Findendes: der Liebende hat eben überall das Bestreben, der Geliebten zu sagen, daß er sie 'anders' liebe als 'die andern' lieben, 'heißer' oder 'edler'; im Deutschen gebraucht er im ersteren Falle etwa *verlangen* (Heine: '... Da hab' ich ihr gestanden Mein Sehnen und Verlangen'; Ric. Huch: '... Mich verlangt nach dir Wie die Flut nach dem Strande ...'), ja, er würde wohl sogar vor *begehren* (das R. Dehmel indessen gebraucht: 'Da ich dich liebe, darf ich dich begehren') nicht zurückscheuen, wenn dieses Wort nicht von den Zehn Geboten her mit der Bedeutung des Sündigen behaftet wäre, wohingegen der Spanier dort sagt: *No cobdiciarás* ... ('Futurum' S. 68), *querer* für 'heiß lieben' also unbedenklich verwenden konnte, so daß es freilich falsch wäre, aus der Bevorzugung von *querer* und der Abneigung gegen *begehren* (*querer* wäre übrigens zutreffender zu übersetzen mit *erstreben*) Schlüsse auf die Verschiedenheit des spanischen und des deutschen Volkscharakters zu ziehen. Aber ich glaube doch, daß eine kulturhistorische Untersuchung des Problems, warum die eine oder die andere romanische Sprache *amare* zugunsten anderer Wörter zurückgedrängt hat, und warum gerade zugunsten des einen und nicht des anderen, bemerkenswerte Unterschiede, wo nicht zwischen den verschiedenen Völkern, so doch zwischen den verschiedenen Kulturepochen innerhalb einer bestimmten Volksgemeinschaft ergeben müßte. Sp. hat das Problem hier nur negativ, nihilistisch gestreift — vielleicht schenkt er uns einmal eine positive Bearbeitung. Auch die sprachlichen Unterschiede und Wandlungen beruhen nicht auf purem Zufall.

2. 'Frz. *cocotte*': Zugunsten von Nyrops Etymologie (IV 302): '*Cocotte*, formation onomatopéique (comp. *coq, coco, cocorico*), s'emploie comme terme enfantin pour désigner une poule; c'est aussi un terme d'amitié qu'on adresse à une petite fille: *ma petite cocotte*. Comme mot hypocoristique le mot a été appliqué aux filles galantes' wird Meyer-Lübkes Erklärung (mfrz. *cocotte, coquasse* 'Art Kasserolle' > 'zinnernes Weingefäß' > 'betrunkene Frau' > Dirne) abgelehnt; Meyer-Lübkes Einwand, ein solcher Ausdruck habe sich schwerlich aus einem Kosewort entwickeln können, wird durch einleuchtende Erwägungen und Parallelen widerlegt ('der die Dirne *Liebchen* nennende Mann schont nicht nur die Dirne, sondern sich').

3. 'Deutsch *Elefant* = "Vertrauter zweier Liebenden", französisch *chandelier* "dasselbe"'. Deutsch *Elefant* in diesem Sinne ist schon 1841 von dem Humoristen Saphir erwähnt und 'vielleicht vollständig richtig' erklärt worden: 'Warum man die Vertrauten, Rendezvous-Garden, Brief-Übermittler, Schildwachposten der Liebe "Elefanten" nennt? Warum?' Wahrscheinlich weil zu der Liebe selbst eine Engelsgeduld gehört; der Vertraute aber von Liebenden zu sein, dazu gehört eine Elefanten-Natur! Man muß eine

solche Ausdauer haben wie ein Elefant; man muß so klug sein wie ein Elefant; man muß eine solche alles riechende Nase haben wie ein Elefant, und man muß sich so zu allen Kunststücken abrichten lassen können wie ein Elefant!' Frz. wird das Wort in derselben Bedeutung bei Sachs-Vilatte und im Supplément (nach 1878) belegt. Da nun im Französischen die ältere Benennung *le chandelier* ist (Titel einer Komödie von Musset, 1835), so zögert Sp., den deutschen Gebrauch aus dem Französischen herzuleiten (für das Umgekehrte kann er sich begreiflicherweise noch schwerer entscheiden). Aber können denn um 1835—40 in Frankreich nicht *éléphant* und *chandelier* (vielleicht mit einer kleinen Bedeutungsnuance oder in verschiedenen Gesellschaftskreisen) nebeneinander bestanden haben? — Ein neuerer deutscher Beleg für *Elefant* wäre: Walter Bloem, Das lockende Spiel, Berlin, Ullstein, S. 194.

4. 'Afrz. *coup*, nfrz. *cocu* "Hahnrei".' Unter den Deutungen des afrz. Wortes für 'Hahnrei' scheint mir die ansprechendste die von Brinkmann: *coupaud* von *couper* in der Bedeutung 'kappen', also als 'Kapaun' (wie *Hahnrei* = *Hahnreh*), *coup* müßte dann rückgebildet sein. Sp. denkt an zwei weitere Möglichkeiten: 1. *coup* 'Hahnrei' (nebst *coupeau*, *couperau*) gehöre zu Godefroys *acoupcr* 'rendre un mari sot' (nebst *acoupee* = 'débauchée, en parlant d'une femme mariée' etc.) und prov. *copar* ('couvrir d'un chapeau'? Levy; bei Marcabru nach Sp. auch 'ehelich betrügen'); diese *acoupcr* und *copar* bringt Sp. mit afrz. *alve (a)coupee*, aprov. *acopada* 'Haubenlerche' zusammen: gehaubter Vogel > dummer Vogel > dummer Mensch. 2. *coupaude* eine, der man als Zeichen der Entehrung den Rock abgeschnitten hat, danach maskulines *coupaud* und rückgebildetes *coup*. — *cocu* < *cuculus* 'Kuckuck' (wie deutsch *Gauch*, englisch *cuckold*), schon bei T. Atkinson Jenkins.

II. Die beiden anderen Schriften sind 'Kriegsschriften' und werden dem Schicksal derartiger Veröffentlichungen (seien sie nun 'kriegerischer' oder, wie diese, 'pazifistischer' Richtung) kaum entgehen. Sie bekämpfen Subjektivität mit Subjektivität, nationalistische Einseitigkeit mit inter- bzw. antinationalistischer. Und warum hat Sp. sich überdies gerade H. St. Chamberlain, diesen heillosen Dilettanten und Fälscher von Goethe-Zitaten, dem man nicht einmal die *bona fides* zubilligen kann, dessen Betrachtungen über *pax* und *Friede* kein vernünftiger Mensch, geschweige denn ein Linguist ernst nimmt — warum hat er sich ausgerechnet ihn als Zielscheibe gewählt? Warum sagt er, gegen die 'Sprachwürderung' (= Sprachbewertung) kämpfend, 'Chamberlain', wo er doch 'Voßler' meint? Glaubt er wirklich, mit Chamberlains Unglaublichkeiten etwas gegen Voßler beweisen zu können? Warum übersieht er den gewaltigen Unterschied zwischen der voreingenommenen, nur der Rechtfertigung schon fertiger Meinungen dienenden Wertung Chamberlains von der vorbildlich unbefangenen Deutung sprachlicher Erscheinungen durch Voßler, der nichts will als erkennen? — Es wäre Papierverschwendung, ihm in diesem Kampfe gegen Windmühlen folgen zu wollen. Gewiß: wer wäre nicht einverstanden mit seinem Kampf gegen Leute, die auch die sprachlichen Verschiedenheiten als Mittel der Völkerverhetzung mißbrauchen — aber muß man nun gleich das Kind mit dem Bade ausschütten und solche Verschiedenheiten einfach leugnen wollen?

III. Wer die These aufstellt, die 'Allesverdeutscher' seien identisch mit den 'Alldeutschen' und wie diese zu bekämpfen, darf sich nicht wundern, wenn er Widerspruch findet, und auch ich kann Sp. in diesem Falle nicht beispringen. Er beruft sich auf meine Zurückweisung des pöbelhaften Radau-Sprachreinigers Eduard Engel — allein wie ich mich gegen dessen Übertreibungen gewandt habe, so muß ich mich nun gegen die entgegengesetzten Übertreibungen Spitzers wenden. Sp. freilich wird den Widersprechenden für national befangen halten — ich glaube, die Befangenheit ist eher auf

seiner Seite. Gewiß hat der Allgemeine Deutsche Sprachverein sich gern der vaterländischen Begeisterung bedient und sich von ihr tragen lassen — aber war das nicht sein gutes Recht? Schaden wir denn einem anderen Volke damit, daß wir uns bemühen, möglichst Deutsch zu sprechen? Wenn die anderen Völker es uns etwa verübelten, daß wir in Sprache, Sitte, Kleidung usw. deutsch sein wollen, so wäre meines Erachtens der Chauvinismus auf ihrer Seite. Für mich ist der Kampf zwischen den 'Puristen' und den 'Fremdwörtlern' gar nicht in erster Linie ein Kampf zwischen den mehr national und den mehr international Gesinnten, sondern zwischen den Mehr- und den Mindergebildeten, und sich diesem Verlangen des 'Volkes', Zutritt zu erhalten zu den Schätzen der Wissenschaften, widersetzen zu wollen, schiene mir engherzig und dünkelhaft. 'Reaktionär' ist in diesem Sinne nicht die Sprachreinigung, sondern der Kampf gegen sie. Im übrigen aber gehört diese Schrift, strenggenommen, nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift; wenn meine längeren Ausführungen an anderem Orte Sp. nicht überzeugen konnten, so wird es mir hier, auf engerem Raume, noch weniger gelingen.[1]

[1] Eine Kleinigkeit: S. 12 wird (neben Karl Kraus und Hugo v. Hofmannsthal) Gustav Landauer als 'führender Geist' bezeichnet; sollte hier nicht eine Verwechslung vorliegen mit dem S. 12 erwähnten Verfasser einer Schrift 'Der Verruf des Fremden' namens Georg Landauer?

München. Eugen Lerch.

Berichtigung.

Die in Wager's Magdalena ed. Carpenter [1]1902 ausgefallenen Verse (vgl. Arch. 139 213) gab ich im Shaksp.-Jb. 39 316 exakt an; auch meinen Abschreiber und — da ich ein Jahr zugewartet hatte — gleich die Selbstverbesserung des Herausgebers. A. B.

Zur Katharinenlegende:

Die Quelle der Jugendgeschichte Katharinas, insbesondere in der mittelniederdeutschen Dichtung und in der mittelniederländischen Prosa (hg. Collinson, 1915).

A. Die lateinischen Handschriftengruppen.

Die lateinischen Quellen der Bekehrungsgeschichte (Conversio) Katharinas von Alexandrien haben bisher, da stets die Passio im Vordergrunde der Forschung stand, nur geringe Beachtung erfahren, zumal das handschriftliche Material noch nicht zur Genüge hervorgezogen worden ist. H. Knust[1] bringt nur spärliche Anspielungen hierauf vorwiegend in den Landessprachen, kennt aber keine alte lateinische Aufzeichnung dieser romanhaft ausgeschmückten Geschichte, höchstens verweilt er etwas länger bei der späten lateinischen Fassung des Kartäusermönchs Petrus Dorlandus, die freilich entgegen Knusts Vermutung kein Gebilde von dessen klösterlicher Phantasie, sondern eine nur wenig ausgeschmückte Nacherzählung nach einer alten Vorlage darstellt. Der Bollandistentext ihres Brüsseler Katalogs[2] bietet kein einheitliches Bild, da die beiden dort mitgeteilten Teile der Nativitas und der Conversio zwei verschiedenen Fassungen entsprechen, die in derselben Handschrift nacheinander stehen. H. Varnhagens[3] Fassung ist nur einer der letzten, frei ausgestalteten Ausläufer dieser Erzählung. Dies gilt ebenso von Spinas[4] Fassung, der Quelle der alttschechischen Dichtung.

Eine Durchsicht des Bestandes der an Katharinentexten überaus reichen Breslauer Kgl. und Universitäts-Bibliothek, der den von Spina S. XIV ff. aufgezählten Prager codices kaum nachsteht, zumal in Schlesien wie in Böhmen der Kult der Heiligen in außerordentlicher Blüte stand, ergab folgendes:

Diese Geschichte vom König Costus, dem Vater Katharinas, von der Geburt seiner Tochter, ihrer gelehrten Erziehung, ihrer Bekehrung durch einen Einsiedler zum Christentum und von ihrer mystischen Vermählung mit Christus wurde in Cypern lokalisiert. Sie ist sekundären Ursprungs. Die hier vorgetragene Deutung des Namens Catharina = universalis ruina (scil. deorum), die durch die Legenda aurea so bekannt geworden ist, weist auf die Lateiner als ihre Urheber hin. Die

[1] Geschichte der Legenden der heiligen Katharina von Alexandrien und der heiligen Maria Aegyptiaca. Halle 1890, S. 44. 46. 58. 70. 89. 99. 114. 121 ff. 137. 140.

[2] Cat. codd. hagiogr. Bibl. regiae Bruxellensis I 2 (1889), S. 162 ff.

[3] Zur Geschichte der Legende der Katharina von Alexandrien. Erlangen 1891, S. 18 ff.

[4] Die alttschechische Katharinenlegende. Prag 1913, S. 1 ff.

Angabe des Stephan von Lusignan,[1] er habe die Legende zu Famagusta in einem griechischen Buche gelesen, muß auf gegründeten Zweifel stoßen. Ein solcher griechischer Text ist uns überdies nicht erhalten.

Die schlesischen Handschriften enthalten folgende Gruppen dieser Überlieferung:

Gruppe Ia. Der zyprische König Costus, nach der Stadt Costa, dem späteren Famagusta, so benannt, ist lange ohne Thronerben. Er herrscht über Griechenland, Cypern, Alexandrien, Damaskus und die Insel Rodis (sic). In der ägyptischen Stadt Rodiam veranstaltet er, um einen Erben von seinen Göttern zu erlangen, ein feierliches Opferfest, woran sich das ganze Volk beteiligen muß. Aber alles Flehen ist umsonst, die Königin bleibt unfruchtbar. Da entbietet er durch einen Brief den Astronomen Alphoncius (oder Alphorius) zu sich, auf daß er ihm helfe. Dieser rät ihm, eine goldene Bildsäule mit der Aufschrift 'Dem obersten aller Götter' zu errichten, da dieser vielleicht eigens geehrt sein wolle. Aber das neue Götterbild verwandelt sich zum Staunen und Schrecken aller in das Bild des Gekreuzigten. Ihm wird nun nach dem Rat des Astronomen geopfert und das Bild vom König selbst feierlich in einen Tempel gebracht, wo sofort die Götzen von ihren Fundamenten herabstürzen. Die Königin gebiert darauf eine schöne Tochter. Die Geburt wird dem König von Alphoncius, da beide in einer nahen Burg in jener Nacht weilen, mittels seiner Sternenkunde verkündigt und unmittelbar darauf die frohe Nachricht durch einen Eilboten bestätigt. Alphoncius veranlaßt den beglückten Vater, dem Kinde den Namen Katherina = universalis deorum ruina zu geben.

Costus wird einer Verschwörung mit dem Perserkönig beim Kaiser verdächtigt, der nach Alexandrien eilt und ihn dahin nebst Familie entbietet. Obwohl seine Unschuld bald herauskommt, muß er fortab in Alexandrien residieren.

Katherina zeichnet sich durch Schönheit nicht minder wie durch Gelehrsamkeit aus, so daß sie als Kleinod Griechenlands (gemma Graeciae) gilt. Auf dem Totenbette setzt sie ihr alter Vater zur Regentin ein und gebietet ihr, nur einen ihr völlig Ebenbürtigen zu heiraten. Die Mutter bemüht sich vergebens, sie zu einer passenden Ehe, nämlich mit dem Sohne des Kaisers selbst, zu bestimmen, da Katherina ihre Bedingungen nicht erfüllt sieht.

Bei einer dringenden Reise an die Grenzen des Reiches ver-

[1] Vgl. J. Hackett, A history of the orthodox Church of Cyprus. London 1901, S. 395, und H. Delehaye, Les légendes hagiographiques. Bruxelles 1906, S. 64.

fehlen Mutter und Tochter nebst Gefolge den Weg und müssen im Walde übernachten; die Jungfrau ruft um Mitternacht den Heiland an. Am nächsten Morgen sieht sie in einem Tale die von einem Kreuz überragte Hütte eines Einsiedlers. Die Mutter tritt bei ihm ein und berichtet dem frommen Manne unter anderem den Widerstand ihrer Tochter gegen eine Ehe. Der Klausner verspricht, ihr zuzureden, und bringt alle auf den richtigen Weg, worauf die Staatsgeschäfte erledigt werden können. Hierauf kehren Mutter und Tochter zum Einsiedler zurück. Mit Verwunderung vernimmt dieser aus Katherinas Mund, wie sie an den letzten Wunsch ihres Vaters gebunden sei, zugleich auch ihre gelehrten Zitate über den Wert jungfräulichen Lebens. Da kommt ihm der Gedanke, daß Gott dies herrliche Geschöpf zu seinem besonderen Werkzeug auserlesen habe, und er erzählt ihr von jenem allmächtigen und allweisen König und seiner jungfräulichen Mutter, der eine reine Braut für ewige Zeiten suche. Sie bestürmt ihn mit neugierigen Fragen und Bitten, ihr Mutter nebst Sohn zu zeigen. Endlich überreicht er ihr deren Bild und heißt sie in der kommenden Nacht daheim in ihrem Kämmerlein auf den Knien das Erscheinen beider im heißen Gebet herabzuflehen. Da sie nicht sofort sich ihr zeigen, schläft sie ermattet ein, und im Traume erblickt sie auf einer herrlichen Wiese die Mutter in strahlender Schönheit, wie sie das Kind auf ihren Armen trägt. Aber dieses wendet sein Antlitz von der Jungfrau ab und bemerkt auf die Fürsprache der Mutter hin, daß Katherina sich auch nicht mit einer einzigen der geringsten Dienerinnen ihres Palastes messen dürfe. Die Vision entschwindet, und Katherina sucht, von nur wenigen Dienern angeblich zur Jagd begleitet, den Einsiedler auf, dem sie das Gesehene berichtet. Ein Engel befiehlt diesem, sie zu taufen und in den Heilswahrheiten zu unterweisen. Er vollführt den Auftrag, und aufgefordert, nunmehr gereinigt nochmals in der Nacht vor dem Bilde zu wachen, erhält sie dasselbe Traumgesicht in so überwältigendem Glanze, daß sie sich schämt, früher selbst ob ihrer Schönheit von den Menschen gepriesen worden zu sein. Jetzt erst erkennt das Kind ihre Reinheit und Demut an, nimmt Katherina auf Fürbitten Marias zur Seelenbraut an und überreicht ihr den Verlobungsring mit einer von Engelshand verfertigten Umschrift. Darauf verläßt es die Arme der Mutter, erscheint ihr als der Heiland mit der Dornenkrone und den fünf blutigen Wundmalen und verheißt ihr die ewige Krone des Lebens als Lohn ihrer Treue. Unter Engelsgesängen entschwindet die Vision, und als Katherina erwacht, bestätigt der Ring an ihrem Finger die Wahrheit des Gesehenen. Voll Freude eilt sie zum Klausner zurück, der diese Kunde mit heißem Dank gegen

Christus begrüßt und sie zur Standhaftigkeit ermahnt, da ihr die Krone des Martyriums für den himmlischen Bräutigam bald bevorstehe. Auch ein Evangelienbuch gibt er ihr mit, damit sie im Glauben befestigt werde. Unter heißen Tränen und Segenswünschen verläßt sie den Mann Gottes. Nach dem baldigen Tode der Mutter übernimmt sie selbständig die Zügel der Regierung zwei Jahre hindurch, bekehrt ihre Untertanen, spendet Almosen und gewährt Zuflucht den vor dem römischen Kaiser flüchtigen Christen.[1]

Gruppe Ib. Mit einigen Änderungen stilistischer, aber auch inhaltlicher Art erscheint dieselbe Hauptfassung in drei Breslauer Handschriften.[2] Hier ist ein Brief des Kaisers an den König Costus eingeschoben, und von der Mutter wird erzählt, daß sie in Katherina dringt, dem Sohne des Kaisers ihre Hand zu reichen. Während der Vision ist auch der Einsiedler neben Mutter und Kind redend und fürbittend eingeführt, überhaupt der Schlußteil stark erweitert, z. B. Christus selbst befiehlt Katherina, zum Einsiedler zurückzukehren, um in einem reinen Quell getauft zu werden. Sie fragt den Mann Gottes zunächst, ob dies seltene Wasser auch käuflich werde zu beschaffen möglich sein. Es fehlt die Verwandlung des Jesuskindes in den leidenden Christus mit Dornenkrone, ferner die Überreichung des Evangelienbuches durch ihren Berater. Katherina wird als Herrscherin über Cypern ausdrücklich genannt: regnum patris sui, quod ut testatur quedam scriptura satis autentica, fuit regni Cypri, iure hereditario possidebat; reges enim Cypri de cognatione sancte Katherine se esse protestantur. Dies ist wiederum ein deutlicher Hinweis darauf, daß sich in Cypern dieser Zweig unserer Legende entwickelt hat.

Gruppe II. Die ganze Geburtsgeschichte Katherinas nebst der Rolle des Astrologen Alphoncius (Alphorius) fehlt. Ihr Vater Costus hat seine Residenz in Constantia = Salaminia. Der Kaiser Maxentius verbannt ihn auf die falsche Nachricht von seinem geheimen Bündnis mit dem Perserkönig nach Alexandria, wohin Costus auch seine Gemahlin nebst Tochter kommen läßt. Er genießt das Vertrauen des Kaisers, und die Witwe wird nach dem Tode des cyprischen Königs gebeten, Katherina mit dem Sohne des Kaisers zu vermählen. Diese weigert sich beharrlich, mit der bekannten Motivierung der völligen Ebenbürtigkeit seitens des Bräutigams, ihrem Drängen nachzugeben, was die Mutter mit tiefstem Schmerze erfüllt und ver-

[1] Hss. Univ.-Bibl. Breslau: I Qu. 126, Bl. 137; I Qu. 308, Bl. 185; IV Fol. 51, Bl. 324; IV Qu. 163, Bl. 1; IV Qu. 164a, Bl. 1.

[2] I Fol. 530, Bl. 242v; IV Fol. 64, Bl. 32v; IV Fol. 183II, Bl. 393v.

anlaßt, den Beistand eines nahe bei Alexandria wohnenden Einsiedlers nachzusuchen, der aber bald, von der Klugheit der Jungfrau gefesselt, zu ihrer Bekehrung schreitet. Die Visionen und die subarrhatio sind in den einzelnen Texten mehr oder minder ausgeschmückt. Überall befiehlt Christus selbst Katherinas Rückkehr zum Einsiedler, damit sie das Bad der Taufe empfange.[1]

Gruppe III. Dies ist die von Spina als Spiegelversion bezeichnete Verflachung der Legende. Wiederum fehlt die Geburtsgeschichte, die Gelehrsamkeit Katherinas wird aber kurz gestreift, ebenso der Tod ihres Vaters Custos. Es melden sich viele Freier, darunter ein vornehmer Jüngling. Auf Wunsch der Mutter nimmt sie dessen Werbung an, betrachtet aber dann reuevoll im Spiegel ihre Schönheit und entschließt sich 'ex quadam presumptione', keinen zu heiraten, der nicht so schön, so klug und so vornehm sei wie sie selbst. Umsonst ist das Drängen der Mutter und der Verwandten. Die Mutter bringt sie zu einem christlichen Einsiedler, bei dem Christen wie Heiden sich oft Rat holen. Er spannt ihre Neugierde wegen des von ihm vorgeschlagenen, über alle erhabenen Bräutigams auf die Folter, da er ihr erst bei einem zweiten Besuche Näheres über ihn mitteilt. Das Madonnenbild, das er ihr überreicht, ist aus Holz. In der ersten Vision erscheint auch der Einsiedler, der hier die Rolle des Vermittlers spielt. Wie in Gruppe II fragt ihn Katherina, ob jenes Reinigungswasser für Geld zu haben sei. Er beginnt die Predigt mit dem Hinweis darauf, daß diese Quelle (fontanea aqua) aus der Seite Christi hervorfließe.[2]

B. Die lateinische Quelle für die niederdeutsche Dichtung und die niederländische Prosa.

Die neueste Publikation zur Katharinenlegende von Dr. William Edward Collinson,[3] die infolge des Ausbruchs des Krieges allzu rasch abgeschlossen werden mußte, behandelt nur kurz die Quelle für die Jugend Katherinas, wie sie in der mittelniederdeutschen Dichtung (B) und in der mittelniederländischen Prosa (N) geschildert ist. Er begnügt sich, die bedeutenderen Abweichungen beider Texte voneinander hervorzuheben, und zieht zur Vergleichung nur die späte Form bei Petrus Dorlandus heran, da er eben mit völlig unzulänglichem Material arbeitet. Es ist aber ganz überflüssig, dem Bericht des holländischen Kartäusers quellgeschichtlichen Wert beizulegen, weil uns die Vor-

[1] Hss. Univ.-Bibl. Breslau: I Qu. 70, Bl. 157; I Qu. 364, Bl. 7.

[2] Ebenda: I Fol. 587, Bl. 121; IV Qu. 167, Bl. 33 v.

[3] Die Katharinenlegende der Hs. II, 143 der Kgl. Bibliothek zu Brüssel. Heidelberg 1915. Germanist. Bibl., Heft 10.

lage für beide Texte zur Verfügung steht, die Collinson nur geahnt hat: 'Die angeführten Abweichungen zeigen, daß B und N unabhängig entstanden sind; es ist aber wohl möglich, daß die beiden auf dieselbe, noch nicht ermittelte lateinische Quelle zurückgehen' (S. 75).

Zunächst ergibt sich, daß N einer besseren und vollständigeren Überlieferung als B folgt, die zu unserer Gruppe I gehört. Aber diese ist bereits getrübt:

1) Costus herrscht lange über Alexandria, ohne einen Nachkommen zu haben. Da versammelt er seine Philosophen, und ein alter Ritter gibt ihm den Rat, sein ganzes Volk zum Opferfest einzuberufen. Dies geschieht, aber da die heidnischen Götter nur Teufel sind, bleibt sein Wunsch unerfüllt. In B fehlt die Vorberatung, die Handlung setzt gleich mit dem Einladen des gesamten Volkes nach der Stadt Rodyan ein.

2) In B und N wird der König von einem seiner Untertanen auf den Astronomen aus Griechenland aufmerksam gemacht, der in B Alphorius, in N Alphoncius heißt. Dieser Hinweis ist sicher nur eine Wiederholung des obigen Motivs, das in der Quelle steht, also ein Zusatz. In B fehlt der Wortlaut des Briefes an Alphoncius, in N steht er in indirekter Rede.

3) Für die Erzählung vom Gießen des Bildes mit der Aufschrift 'Gott aller Götter' und von seiner Verwandlung in das Bild des Gekreuzigten ist N genauer als B, wo auch der Goldschmied nicht ausdrücklich erwähnt wird. Wenn in N das Wunder zweimal geschieht, so tritt für uns sicher wieder lediglich die kürzende Tendenz von B hervor. Das Wehklagen des Teufels beim Aufstellen des neuen Bildes im Tempel ist ein dichterischer Zug von B.

4) Die Prosa macht aus dem lateinischen castrum, in dem Costus und der Astronom vor der Geburt Katherinas weilen, ein Kloster, was auf einen Lesefehler (claustrum statt castrum) zurückgehen wird, hingegen hat der Dichter die Entfernung dieses Schlosses von der Residenz (zwei Meilen) nicht aufgenommen.

5) Nach B und N ist die Reise und das Verirren Katherinas in einem Walde durch ihre Flucht bedingt, da Streitigkeiten im Reiche entstehen. Diese seltsame Begründung beweist, daß beide Texte einem (eher germanischen als lateinischen) Typus[1] folgen, der den lateinischen Wortlaut an jener Stelle

[1] Dieser Typus könnte auch für die gemeinsame Umstellung (das Kreuz wird erst nach der Geburt der Königstochter nach dem heidnischen Tempel gebracht) verantwortlich gemacht werden. Aber in N wie in B ist außerdem an richtiger Stelle diese Tatsache bereits vermerkt, so daß dies Motiv zweimal gebracht wird.

entweder mißverstanden oder absichtlich abgeändert hat. Für diesen Teil ist ferner bemerkenswert, daß die Rolle der Mutter völlig weggefallen ist, dies ist demnach bereits dem Original zuzuweisen. Für die Schilderung von der Zusammenkunft mit dem Einsiedler ist N weit getreuer als B, wo Katherina sofort an die Zelle des heiligen Mannes klopft, während es in N heißt: 'Sie mußte mit ihrem Gefolge (10 Jungfrauen, 12 Frauen und 12 Rittern) im Walde übernachten, aber um Mitternacht stand sie auf und betete zum Gott aller Götter, wie es ihr Vater befohlen hatte. Am Morgen, da sie ihren Weg suchten, sah sie in einem Tal eine kleine Zelle und befahl ihrem Gesinde, nachzusehen, wer dort wohne. Zuletzt ging sie aber selbst mit, erblickte das Kreuzesbild über der Zelle und hörte von den Boten, daß dort nur ein alter Mann lebe, der den Weg nicht kenne. Da wollte sie selbst eintreten, zumal er und sie denselben Gott anbeteten. Sie fragte ihn, warum er dies einsame Leben gewählt habe.'

6) B bringt den Zusatz, daß ihr Gefolge ob ihrer langen Unterredung mit dem Klausner ungeduldig und unwillig geworden sei. Dies findet sich in keinem lateinischen Text angedeutet.

7) Der Hinweis auf die geringste Dienerin des himmlischen Hofes fehlt in B, auch das Gespräch zwischen Gottesmutter und Sohn. Der Befehl zur Taufe Katherinas durch den Einsiedler kommt in N durch Christus selbst in einer Offenbarung, während in B infolge eines Gebets des Greises eine Stimme ihm diesen Auftrag gibt. Auch hier ist die Fassung N durchsichtiger, doch werden wir sehen, daß beide Texte einander einfach ergänzen.

8) Dies ist ebenso für die Vermählungsszene der Fall, denn abermals schaltet B die Anrede Marias an ihren Sohn aus, erwähnt nichts von der Dornenkrone und den Wundmalen Christi, noch von Katherinas Rückkehr zum Einsiedler, der sie auffordert, fortab den Brautschleier zu tragen, und ihr ein Evangelienbuch mitgibt. N hingegen läßt die Engelsgesänge beim Entschwinden der Vision weg, auch die Angabe, daß der Ring von Engelshänden angefertigt war, fügt aber zuletzt hinzu, daß Katherina ihre Umgebung wegen ihrer langen Abwesenheit trösten muß.

In der noch inedierten lateinischen Sammlung, die unter dem Namen Viaticum narrationum bekannt ist, stieß ich auf eine Erzählungsform dieser Jugendgeschichte Katherinas, die ziemlich die gleichen Eigentümlichkeiten wie die beiden germanischen Texte enthält, jedenfalls also jene gemeinsame lateinische Quelle, aus der der Kompilator geschöpft hat, uns getreu darbietet. Dies Viaticum narrationum wird einem Henmannus Bononiensis zugeschrieben und befindet sich in der einzigen Handschrift der Kgl. Bibliothek Kopenhagen Nr. 380 Fol. (An-

fang oder Mitte XV. Jahrhunderts).[1] Über dessen Benutzung durch Hermann Korner in seiner Chronik hat J. Schwalm[2] bereits gehandelt. Eine Abschrift, die heute das Eigentum der Wedekindstiftung in Göttingen bildet, stand mir zur Verfügung. Unser Text steht dort auf Bl. 23^{v}—25^{r} nach den Stichworten: Gratia Dei predestinantur homines ad vitam eternam. Mehrere Fehler dieser Handschrift zeigen, daß uns hier kein Original, nur eine Abschrift des Werkes vorliegt, was auch unser Text bestätigt. Der Kompilator folgt einer von mir bisher nicht aufgefundenen lateinischen Gruppe, die ich als Ic bezeichne und die sicher im deutschen Sprachgebiet ihren Ursprung hat, da im Viaticum auch ein deutscher Satz: *du kanst wol wrien* sich erhalten hat. Auch in dieser Rezension ist bereits die Rolle der Mutter ausgeschaltet, und die hervorstechendsten Merkmale sind die folgenden: 1) Costus gilt nur als König von Alexandria, es fehlt also die Einleitung über das cyprische Costa = Famagusta. 2) Das Gießen der Bildsäule findet wiederholt statt. 3) Die Verleumdung des Königs Costus fehlt, die Unterweisung Katherinas ist kürzer dargestellt. 4) Die Königinmutter stirbt kurz nach ihrem Gemahl. 5) Das Gefolge Katherinas wird näher angegeben. Bevor sie in die Zelle des Einsiedlers tritt, schickt sie einige Diener voraus, die ihr melden, daß deren Bewohner, ein Greis, weder eine Kenntnis des richtigen Weges noch der Menschen überhaupt habe. Katherina fragt ihn zunächst nach der Ursache seiner Zurückgezogenheit, er aber beginnt ihr sofort von den wichtigsten christlichen Lehren zu berichten. Die Arbeit des umgestaltenden Kompilators erscheint klar darin, daß ein Stück aus den Zureden der Mutter an die Jungfrau aus Gruppe Ia in der Rede des Klausners entsprechend verwendet wird: *Ad hec senex respondit: 'Quid est hoc quod dicis, filia? de quo iactas te, Katherina? Ecce nobilissimus imperatoris unicus filius forte acciperet te in uxorem, si voluntatem tuam et consensum sibi intimare velles.'* 6) Katherina lächelt über das Bemühen des Alten, den Heiratsvermittler spielen zu wollen, ein Motiv, das noch einmal auftritt. 7) Auf sein Gebet hin offenbart sich ihm Christus, der ihm befiehlt, die Jungfrau zu taufen. 8) Die Vermählungsszene endet damit, daß der Heiland ihre Linke unter sein Dulderhaupt legt und sich von ihrer Rechten keusch umfangen läßt. 9) Der Schluß fehlt im Viaticum, aber es bleibt die Vermutung gerechtfertigt, daß, wie auch die deutschen Texte beweisen, seine Quelle vollständig gewesen ist.

[1] Vgl. E. Steffenhagen und A. Wetzel, Die Klosterbibliothek zu Bordesholm und die Gottorfer Bibliothek (Kiel 1884), S. 89, Nr. 18.

[2] Hermann Korner, Chronica novella, hg. von J. Schwalm (Göttingen 1895), S. XXIII ff.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der niederdeutsche und der niederländische Text durch eine besondere Zwischenstufe auf dieser lateinischen Fassung Ic[1] fußen. Inhaltlich stellen sie eine beträchtliche Kürzung der Bekehrungsgeschichte dar, so daß der Gesamteindruck nicht gerade erfreulich ist für den, der die Gesamtentwicklung in ihren Phasen verfolgt hat und endlich bei B und N anlangt.

Ist es demnach gelungen, die Quelle von B (v. 1—500) nebst N zu ermitteln und Collinsons Ausgabe nach dieser Richtung hin zu vervollständigen, so dürfte den Germanisten auch ein Hinweis auf eine md. Katharinenlegende in Prosa nicht unwillkommen sein, die noch enger als B und N an die lateinische Gruppe Ic angelehnt ist und die oben angeführten eigentümlichen Züge in völliger Reinheit enthält. Es handelt sich um die bisher unbeachtete Handschrift der Breslauer Kgl. und Universitäts-Bibliothek IV Qu 165 (XV. Jahrhundert; auf die Conversio folgt die Passio), über die gelegentlich wird Näheres zu berichten sein.

C. Zum cyprischen Ursprunge der Bekehrungsgeschichte der heiligen Katharina.

Der Anfang der lat. Hauptversion der Conversio der heiligen Katherina weist auf Cypern als die Heimat dieser Tradition hin: Costus habe seinen Namen von seiner cyprischen Hauptstadt Costa, dem späteren Famagusta, erhalten. Die Ruinen seines Palastes, der früher mitten in der Residenz gestanden habe, seien jetzt, eine Meile davon entfernt, noch zu sehen. Eine Kirche darin, jetzt im Besitze der Griechen, gelte als die Geburtsstätte Katherinas. Die Gruppe II weiß zu berichten, daß Costus nach seiner Residenzstadt Constantia, dem sonstigen Salaminia, benannt worden sei. Doch lassen sich diese scheinbar abweichenden Angaben wohl miteinander vereinigen, denn die glänzende Handels- und Hafenstadt Famagusta, früher Ἀμμόχωστος (gegründet 274 v. Chr. durch Ptolomaeus Philadelphus), mit ihrem romanisierten Namen, ward auf den Trümmern von Constantia aufgebaut. So vermerkt Alex. Palma di Cesnola:[2] 'It appears that the town of Arsinoe was anterior in point of date to Salaminia, and from the former the town of Salamis was colonised. Among the ruins of Salamis a village gradually arose, and rapidly increased in size, which afterwards acquired the

[1] Infolge Raummangels konnte der Abdruck der Version des Viaticum narrationum neben dem der ausgedehnten Hauptfassung nicht erfolgen. Sein umfängliches Material an Katharinentexten gedenkt der Verfasser späterhin in einer Sonderpublikation niederzulegen.

[2] Salaminia. 2nd ed. London 1884, S. 5.

name of Constantia. Upon the ruins of this, in its turn, the city of Famagusta was built. Famagusta, too, fell under the power of the Turks.' Auch Knust[1] zitiert Berichte von Reiseschriftstellern über die Spuren einer solchen cypriotischen Überlieferung: 'Doch nicht bloß die Stätten, welche die ursprüngliche Tradition mit dem Märtyrertum der Heiligen verbanden, rühmten sich vielfacher Erinnerungszeichen an sie, auch der Ort, in welchem sie der späteren Legende zufolge geboren sein sollte, wollte nicht leer ausgehen. Salamina auf Zypern besaß nach Ludolf und Tschudi eine ihr geweihte Kapelle, und nach Gumpenberg und Tschudi wurde dort auch ihr Palast, und heute noch dessen Ruinen, gezeigt. Dies ist insofern nicht ohne Wichtigkeit, als dadurch das Alter und die Lebenskraft dieses Teils der Sage bewiesen wird.'

Wir haben demnach, einfach auf Grund unseres erweiterten handschriftlichen Materials, bezüglich der cyprischen Herkunft der Bekehrungsgeschichte Katherinas die Tatsache festzustellen, daß hierzu, ganz ähnlich wie die Deutung des Namens Katherina = Cataruina, eine falsche Etymologie die Veranlassung gegeben hat, die eben den Namen Costus an Famagusta oder gar an Constantia gewaltsam anknüpfen wollte. Damit ist des Rätsels Lösung erbracht, die Knust zwar geahnt, aber durch ein nachdrücklicheres Forschen nach den lateinischen Texten zu erbringen versäumt hat: 'Da auch drei deutsche Bearbeiter Costus in Cypern herrschen lassen, so muß auch in diesem Punkte für alle eine gemeinschaftliche Quelle vorausgesetzt werden. Von einer lateinischen Katharinenlegende, welcher diese Stelle zugeschrieben werden könnte, hat sich aber bis jetzt keine Spur gefunden. Oder hätten wir anzunehmen, die Sage sei überhaupt nur durch schriftliche oder mündliche Reiseberichte über cyprische, mit Katharinens Namen im Laufe der Zeit verknüpfte Denkmäler weiterverbreitet worden? Wie aber entstand die Sage selbst? Verdankte sie etwa, worauf uns Capgraves ehrlich gemeinte Erklärung hinweisen könnte, ihren Ursprung einer falschen Etymologie? Dann haben wir hier ein Seitenstück zu Cataruina.'[2]

Zu Anfang unseres Aufsatzes haben wir bereits die merkwürdigen Angaben des Stephan von Lusignan erwähnt, der eine griechische Katharinenlegende in Famagusta mit ähnlicher Überlieferung gelesen haben will, wie ich zuerst aus dem Werke des Bollandisten Hippolyte Delehaye[3] ersehen habe, der sich seinerseits auf J. Hackett beruft. Ich muß Delehayes Zitat ganz hierhersetzen, da es näher geprüft zu werden verdient: 'Tout le monde

[1] a. a. O. S. 169. [2] a. a. O. S. 100, Anm. 5. [3] a. a. O. S. 64.

connaît la légende de la grande sainte Catherine. Par sa naissance et par son martyre, les biographes l'ont rattachée à la ville d'Alexandrie. Cela n'a pas empêché les Cypriotes d'accaparer, par des artifices aussi naïfs que peu avouables, une sainte dont le culte, comme aussi la légende, fut des plus populaires dans l'église grecque comme dans l'église romaine. Or, Étienne de Lusignan prétend avoir lu à Famaguste le texte grec d'une histoire de sainte Catherine, où l'on apprend d'abord que le fameux Costos, père de la sainte, n'était point roi d'Égypte, mois bien de Chypre, et, pour preuve, il a laissé son nom à la ville de Salamine, appelée désormais Constantia. Dans des circonstances difficiles, Dioclétien fit venir Costos à Alexandrie et lui confia le gouvernement de l'Égypte. C'est alors que naquit Catherine. On sait avec quel soin elle fut élevée et comme elle devint habile dans tous les arts libéraux. Après la mort de son père, elle retourna dans l'île de Chypre, où son oncle, apprenant qu'elle était chrétienne, la mit en prison — une prison que l'on montrait encore du temps de Lusignan — puis la renvoya en Égypte, où l'empereur Maxence, désespérant de la convaincre, la fit mettre à mort. Elle subit le martyre à Alexandrie, ce qui fit dire, ajoute le chroniqueur, qu'elle était originaire de cette ville.'

Ich habe nicht geruht, bis ich jenes sehr seltene Werk des Cyprioten Stephan[1] mir besorgt habe. Der Titel des Exemplars der Göttinger Universitäts-Bibliothek lautet: Chorograffia, et breve historia universale dell'Isola de Cipro principiando al tempo di Noè per in sino al 1572, per il R. P. Lettore Fr. Steffano Lusignano di Cipro dell'Ordine de Predicatori. In Bologna, Per Alessandro Benaccio. 1573. Con licentia de'Superiori. Hier stößt man auf folgende Stellen: (Beschreibung von Salamina) Questa dunque è alla marina discosta da Famagosta due leghe: e fu chiamata dipoi Costanza dal Re Costa padre di Santa Catherina martire: & in greca si chiama Famagosta Vecchia ... Fuori della città è la prigione di Santa Catherina; laquale hà edificata le murra, fondamenti, & il tetto in cinque pietre; e iui fù prima posta: e volendola condurre in Alessandria, fù menata à Paffo, e posta in prigione: e condutta poscia in Alessandria, fù martirizata (Bl. 12r). — (Berühmte Personen Cyperns) Caterina.

[1] Geboren 1537 in Nicosia auf Cypern. Sein Werk begann er, nachdem er vor dem Ansturm der Türken erst nach Rom geflohen war, in Neapel 1570 und vollendete es in Bologna 1572. Seit 1577 lebte er in Paris. Auch französische Ausgaben sind vorhanden unter dem Titel: Estienne de Lusignan. Description et histoire abrégée de toute l'isle de Cypre depuis le temps de Noé jusqu'en 1572, Paris 1580, ferner Histoire générale du Royaume de Cypre. Paris 1613. Vgl. E. Oberhummer, Die Insel Cypern, Bd. I (München 1903), S. 466. Nouv. Biogr. Universelle, t. XXXII (1860), S. 278.

La leggenda, e tutti li historiografi pongono, che ella fusse di Alessandria, ma li Famagostani hanno una leggenda greca, laquale dice esser di Cipro, da Famagosta vecchia; e era figliuola del Re Costa: dal quale la città fù chiamata da Salamina Constantia: e in essa città, come habbiamo detto di sopra, è la lua prigione; e poi condutta à Paffo, e posta in prigione, e de lì in Alessandria; fù martirizata. Il padre suo Costa fù al tempo di Diocletiano Imperatore, alquale l'Egitto gli era ribellato per causa di Achilleo, ò Archeo; e havendolo Diocletiano superato, e vinto, chiamò Costa da Cipro, e lo fece Re di Alessandria: e cosi fu martirizata Caterina, come habbiamo detto. Pietro Calo da Chiosa [1] chiama Chaterina Regina de Cipro nella sua historia, e di ciò esser Cipriota vedesi nel dominio piu di sotto (Bl. 25^{v}). — (Die Herrscher in Cypern) Circa li anni del nostro Signore 290. in Cipro era Re Costa: il quale fece chiamare la città di Salamina Constantia dove esso faceva residentia, e li suoi Re predecessori. Era in questo tempo Diocletiano Imperatore, ed in Egitto regnava Achilleo; il quale si rebellò dall' Imperio Romano: onde Diocletiano andò da Roma in Egitto, e vinse Achilleo, e gli diede la morte, e la città la mise à sacco. Allhora chiamò il Re Costa da Cipro, e gli diede il governo del Regno di Egitto; il qual lasciò nel Regno di Cipro un suo fratello: ed essendo in Alessandria, morì, e lasciò una figliuola Catherina: la quale cosi giovinetta; diventò delle arti liberali sapientissima. Il Regno di Alessandria fù preso da Maxentio figliuolo di Diocletiano Imperatore. Catherina, essendo morto il padre, fù condotta in Cipro al Zio Re, il quale stantiava in Salamina, over Constantia. Costui vedendo la nepote essere Christiana, temendo Maxentio, mise in prigione Catherina in Salamina: la qual prigione, come dicemmo, sta in piedi: e dipoi la volse mandare à Maxentio in Egitto, ò per revocarla, ò per castigarla: perche era bellissima giovane, e sapientissima. La cavò dalla prigione, e la mandò à Paffo per imbarcarla: e quivi di novo fù posta in prigione, fin che la nave fusse preparata, e poi la condussero in Allessandria. Ella andò nel palazzo del padre, e vedendo un giorno Maxentio, che perseguitava li Christiani, andò da lui, e lo riprese, e la martirizò, come per l'historia è noto, e perche è martirizata in Alessandria, tutte le historie latine eccetto Pietro Calo

[1] Gestorben 1310. Der Dominikaner Petro Calo da Chiosa (Chiozza, Chioggia) ist der Verfasser zweier starker Bände Vite de' Santi (nur handschriftlich in Italien vorhanden). Vgl. über ihn außer Fabricius, Bibl. medii aevi s. v. Calo besonders Tiraboschi, Storia della letter. ital. V_1 (1795), S. 168. Es wäre wichtig, Calos Bericht näher kennenzulernen. Jedenfalls stammt also die cypriotische Lokalisierung der Eltern Katharinas bereits aus der Zeit vor 1300.

da Chioza dicono essere Alessandrina: ma già dicemo de sopra (Bl. 39v).

Schwerlich kann man diesem durch allerlei historische Zutaten bemerkenswerten Berichte Stephans von Lusignan entnehmen, daß dies alles in einem griechischen Buche enthalten gewesen sei, da, wie bereits bemerkt, wir von der Existenz eines solchen nichts wissen und jene Anspielung auf die legenda graeca nur die allgemeine volkstümliche Tradition im Auge hat, vor allem angelehnt an ein Gefängnis Katharinas. Einen anderen Bericht, den des Archimandriten Kyprianos, dessen Buch *Ἱστορία χρονολογικὴ τῆς νήσου Κύπρου* (Venedig 1788) mir nicht zugänglich ist, erwähnt J. Hackett: [1] 'Kyprianos' version of the legend differs materially from the above. He says that her father, whom he calls Constans, was removed from his Kingdom of Cyprus and banished to Alexandria because he was suspected by the Emperors of plotting with the Persians. On his death in exile Catharine, who had accompanied him, returned to Cyprus. Moved by the persecutions, to which she saw the Christians there subjected, she resolved to court a martyr's death. Boldly proclaiming her faith in Christ, she was apprehended by the governor and cast into prison at Famagusta. Subsequently, by order of the tyrant Maximinus, who was her father's personal enemy, she was conveyed to Alexandria, and there put to death'. Auch hier ist von der Bekehrungsgeschichte selbst nichts gesagt, nur jenes Stück über die Verleumdung des Königs Costus, als ob er sich mit den Persern verschworen hätte, begegnet uns in unseren lateinischen Texten. Ähnlich fabeln übrigens Stephan und Kyprianos über den Ursprung des Städtenamens Constantia, nämlich daß er auf einen König Constans zurückgehe. Hackett (S. 244) erwähnt dies gleichfalls: 'We are informed that the Emperor Hadrian, having regard to the remoteness of some of the provinces from Rome, sent thither certain governors, or petty kings, as they are called, whom he invested with independant powers for their good order and government. One of these so-styled Kinglets, who exercised authority about A. D. 290, during the reign of the Emperor Diolectian, was Constans, after whom the city of Salamis was called Constantia.' Hingegen steht es fest, daß diese Benennung nach Kaiser Flavius Constantius II., dem dritten Sohne Konstantins des Großen, erfolgt ist, der die Ruinen von Salamis nach dem großen Erdbeben 345 wieder aufbaute und die neue Stadt nach sich selbst benannte. Doch ist es nicht unsere Absicht, die Fäden dieser cypriotischen Sage, die von der Conversio selbst

[1] a. a. O. S. 396.

nichts sagt und übrigens unseren lateinischen Versionen ganz fremde Bestandteile angesetzt hat, noch weiter zu verfolgen. Wir weisen aber auf die merkwürdige Katharinendichtung des John Capgrave (1394—1464) hin, demzufolge der Priester Arrek das griechische Original des Athanasius, die die Passio enthält, in Cypern auf wunderbare Weise zur Zeit Urbans V. (1362 bis 1370) gefunden und ins Lateinische übersetzt haben soll.[1] Bei Capgrave ist Costus König von Griechenland, Syrien und Cypern. Die beiden Hauptstädte seines Reiches sind Amalek in Cypern, der Freihafen für Syrien, und Alexandria in Ägypten. Im hohen Alter wird ihm und der Königin Meliades von Armenien die Tochter geboren, deren Namen over all + ryne (= ruina) bedeutet. Aber Capgrave weiß nichts von den Opfern in Rodyan, noch von Alphoncius, auch die Bekehrungsgeschichte (Einsiedler Adrian, ein Felsenheiliger, der auf Marias Geheiß nach Alexandria kommt) weicht von sämtlichen Texten bedeutend ab. Darin zeigt sich das Streben nach Variation, daß, um das Gedächtnis des Königs Costus zu ehren, seine Residenzstadt Amalek, wo er zumeist lebte und auch starb, den Namen Famagost bekommen haben soll, indem das c von Costus in ein g hierbei verwandelt wurde (I v. 489 ff.). Weit einleuchtender wird in unserem lat. Haupttext der Conversio das Gegenteil ausgesagt, daß eben Costus nach der Stadt Costa = Famagosta benannt wurde. Jene angebliche lateinische Vorlage Capgraves, die er dem Arrek zuschreibt, dürfte von ihm erdichtet sein. Auch ist es möglich, daß ihn dazu eine dunkle Erinnerung an die lateinische Bearbeitung der Passio durch einen Arechis[2] veranlaßt hat.

[1] The Life of St. Katharine of Alexandria ed. by C. Horstmann. London 1893 = Early English Text Society. Original Series. 100. Vgl. Knust a. a. O. S. 97.

[2] Vgl. H. Varnhagen a. a. O. S. 2 ff.

Greifswald. Alfons Hilka.

Aus dem Lager der Berliner Romantik.

1803—1804 hielt A. W. Schlegel seine berühmten Vorlesungen in Berlin, in denen er über altdeutsche Dichtung und über das Nibelungenlied ungeahnte Enthüllungen darbot. Unter seinen Zuhörern saßen zwei junge Männer, die, von seiner Darstellung bis in ihr Innerstes ergriffen, sich mit voller Begeisterung in die neuverkündete Herrlichkeit altdeutscher Poesie vertieften und sich zur Zeit der größten nationalen Unterdrückung befruchtenden Träumereien von deutscher Größe und deutschem Heldenruhm — in der Vergangenheit — überließen. Der eine von ihnen sollte zum begeisterten Vorkämpfer des Nibelungenliedes, der andere zum Wiedererwecker des germanischen Rittertums werden.

Die persönliche Freundschaft von v. d. Hagen und Fouqué,[1] ihre schriftstellerischen Beziehungen und auch die Ähnlichkeit ihres literarischen Schicksals[2] rechtfertigen ihre Zusammenstellung an dieser Stelle, an der wir einige ungedruckte Briefe aus der Wiener k. k. Hofbibliothek der Öffentlichkeit zu übergeben beabsichtigen.

Es ist bekannt, daß außer A. W. Schlegel auch Johannes v. Müller und L. Tieck auf die Entstehung der von der Hagenschen Nibelungen-Bearbeitung eingewirkt haben,[3] ebenfalls bekannt ist die ärgerliche Äußerung Friedrich Schlegels über dies

[1] Ein poetischer Widerhall dieser Freundschaft findet sich in der Widmung 'An Fichte' im Helden des Nordens:

Nun ist verschwunden jener Zweifel Wahn,
Verschwunden vor den Bessern, Liebenden;
Wie sich auch Dumpfheit sperrt und Leerheit wundert.
Denn viele starke Jünger, bergmannskühn,
Sie drangen froh den lieben Vätern nach
In den verrufnen, vielgescheuten Fels,
Und von den alten, treuen Geistern unten
Mit elterlicher Traulichkeit begrüßt,
Erforschten sie manch edlen Schatzes Kammer
Und brachten schön geläutert Gold herauf;
Vor allem das vom Nibelungenhort.
Drob ein geweihter Schatzesgräber, noch
Mit starker Wünschelrut ein Hagen kämpft,
Verbessernd so des grimmen Hagne Schuld.
Viel schon gewann er, wird noch mehr gewinnen,
Daß, die noch Kinder sind in dieser Zeit,
Dereinst aufwachsen mit der teuern Lehre
Von Siegfrieds Taten, von Kriemhildens Treu!

[2] Josef Körner, 'Nibelungenforschungen der deutschen Romantik' (Leipzig 1911), p. 128 ff.

[3] Hagen widmete sein Werk Joh. Müller; als Muster zu seiner Modernisierung diente ihm Tiecks Übertragung der Minnesänger. (Vgl. R. Raumer, 'Geschichte der germ. Philologie' [1870], p. 331 ff.

Unterfangen 'eines anderen'.[1] Friedrich Schlegel wurde in dieser seiner Haltung durchweg von persönlichen Motiven geleitet, auch konnte er v. d. Hagen gegenüber um so weniger im Recht sein, da dieser bei seinem Unternehmen selbst von Fr. Schlegelschen Ideen Anregungen erhalten und dies in einem höflichen Briefe nach Köln dankbarst anerkannt hatte. Er suchte in seiner naiven Unwissenheit ein näheres Verhältnis zu Schlegel anzubahnen und ihn für seine verschiedenen wissenschaftlichen Pläne zu gewinnen.

Im Mittelpunkte seiner Untersuchungen stand sein ganzes Leben hindurch das Nibelungenlied und die epische Dichtung des Mittelalters, darum beziehen sich seine Bitten und Wünsche hauptsächlich auf dieses Gebiet seines literarischen Wirkens. Seine Zuschrift eröffnete tatsächlich eine briefliche Verbindung der beiden Schriftsteller.

Heinrich v. d. Hagen an Friedrich Schlegel.

1.

Berlin d. 25t Sept. 7.

Hochgeehrtester Herr Professor,

Mit Vergnügen ergreife ich diese Gelegenheit, dem Exemplare meiner Bearbeitung der Nibelungen,[2] welches die Frau Professorin Unger[3] Ihnen zusenden will, diese wenigen Worte zum Zeichen meiner schon lange gehegten Achtung beizufügen u. mich auch um Ihr freundliches Wohlwollen zu bewerben, besonders da Ihr allbekañter Eifer für die alte vaterländische Literatur nicht wenig den meinen angefacht u genährt hat.[4] Meine Plane in Ansehung derselben werden Sie aus dem Anhange ersehen, u weñ ich Ihnen nach dem Geleisteten derselben nicht unwürdig erscheine, so bitte ich Sie recht freundlich um Mitwirkung zu denselben, besonders was die Aufstellung eines vollständigen Heldenbuchs deutscher Nazion angeht, in gleicher Weise wie die Nibelungen bearbeitet u aus den ältesten Urkunden;[5] ich habe dazu schon die Dresdner, Straßburger u Münchener Handschriften u Drucke, auch habe ich durch Uhden Hoffnung zu den Vatikanischen,[6] mich dünkt

[1] Schlegel an Tieck, 26. August 1807. (K. Holtei, 'Briefe an L. Tieck' [Breslau 1864], III, p. 332.)

[2] 'Der Nibelunden Lied.' Berlin, Unger, 1807.

[3] Die Frau des Verlegers Unger, auch als Romanschriftstellerin bekannt und hierin Rivalin von Dorothea Schlegel.

[4] Über Schlegels Verdienste um das deutsche Altertum vgl. R. Sokolowsky, 'Der altdeutsche Minnesang im Zeitalter der deutschen Klassiker und Romantiker' (Dortmund 1906), p. 120; Raumer, 'Geschichte der germanischen Philologie' (1870), p. 308 ff.

[5] Auch L. Tieck beschäftigte sich lange Zeit mit dem Plane eines modernisierten Heldenbuches und trat zu einem gemeinschaftlichen Unternehmen mit Hagen in Verbindung, er stellte ihm auch seine Abschriften und Bearbeitungen zur Verfügung, dieser gab aber das Heldenbuch doch allein heraus. (Vgl. L. G. Klee, 'Zu L. Tiecks germanistischen Studien'. Progr. [Bautzen 1895], p. 25 ff.)

[6] Später erhielt er die Abschrift der Vatikanischen Manuskripte von Tieck (Klee, a. a. O.). — Wilh. Uhden, Archäologe und preußischer Geschäftsträger im Vatikan vor Humboldt; Förderer deutscher Kunst in Rom. (Vgl. Fr. Noack, 'Das deutsche Rom' [Rom 1912], p. 143.)

aber imer, es müßten in Ihrer Gegend, dem eigentlichen Schauplatz so vieler dieser Fabeln (der Nibel., des Rosengarten, Ecken Ausfahrt) u dem alten Mittelpunkt des Fränkischen Reichs, noch manche Stücke dieser Art zu finden sein, zur Ausfüllung verschiedener Lücken in diesem sonst so großen u eng verbundenen Cyklus. Bis dahin muß die Vorrede zum gedruckten Heldenbuch[1] u besonders die Wilkina- u Niflunga-Saga, welche, beide Ein Werk, ein wahrer thesaurus deutscher Heldenfabeln sind,[2] zur Ergänzung, so wie zum Leitfaden des mythischen Zusamenhanges dienen. Eine Entdeckung dieser Art würde äußerst erfreulich sein. Außerdem werden Sie nächstens wohl eine Ankündigung zur Fortsetzung der Müllerschen Samlung,[3] oder vielmehr Anfang einer neuen, durch mich u meinen Freund Büsching zu Gesicht bekomen:[4] sollten Sie auch hiezu durch Mittheilung guter Originale, oder Abschriften derselben mitwirken kön̄en u wollen, so würden wir es mit Dank erken̄en. Endlich möchten wir diese Bitte auch zur Fortsetzung einer von uns vor $^1/_2$ Jahr herausgegebenen Samlung deutscher Volkslieder[5] (denen Niederländische u Französische beigefügt sind) wiederhohlen. Sie sehen der Plane, wie der Bitten, sind auf einmal viele, aber was auch nur davon in Erfüllung gehen mag, so ist schon der gute Wille, sowie das Vergnügen des Planmachens, so ist schon der Beifall der Trefflichen und Verehrten Lohnes genug; u mein nächster Wunsch ist nur, mir diesen von Ihnen in etwas zu verdienen.

Ihr ergebenster

Fr. Heinrich v. d. Hagen.

Die historische Einleitung zu den Nib., worin ich von der Geschichte des Mythus u aller damit zusamenhangenden Fabeln des Heldenb., von ihrer historischen Grundlage u Literatur handele wird nächstens als ein besonderes Werk erscheinen,[6] dahin gehörige Mittheilungen wären mir aber imer noch willkomen.

Adresse: An den Herrn Professor Friedrich Schlegel
Wohlgebohren zu Cöln.

Mittlerweile war Schlegel nach Wien übersiedelt. Eine mehrere Jahre später erschienene Lebensskizze von ihm berichtet über diese Übersiedelung: 'Ein von ihm mit vorzüglicher Liebe bearbeitetes, aber niemahls herausgekommenes historisches Drama, Carl der Fünfte, war die Ursache, daß er sich im Herbst des Jahres 1808 nach Wien begab, um daselbst durch Benutzung der historischen Documente der Archive seinem streng historischen Dichterwerke eine größere Vollendung zu ertheilen.'[7] Er arbeitete

[1] Es ist die prosaische Vorrede des zuerst im 15. Jahrhundert gedruckten 'Heldenbuches' gemeint (neu hg. A. v. Keller, 'Bibl. des Lit. Vereins in Stuttgart', Bd. 87), die aus einer Straßburger Handschrift auch in Hagens 'Grundriß' (p. 2 ff.) mitgeteilt ist.

[2] Dieselbe Meinung in Hagen-Büsching, 'Museum für altdeutsche Literatur und Kunst' II, p. 337 ff., und 'Grundriß', p. 1.

[3] Chr. H. Myller, 'Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert' I, 1782—1784.

[4] 'Deutsche Gedichte des Mittelalters' I, 1808.

[5] 'Sammlung deutscher Volkslieder' von v. d. Hagen und Büsching, 1807.

[6] In dieser Form nicht erschienen. (Vgl. Th. Abeling, 'Das Nibelungenlied und seine Literatur', Leipzig 1907, Suppl. 1909.)

[7] Hormayrs 'Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst' 1817, p. 149.

tatsächlich schon seit Jahren an einem Drama über Karl V.,[1] und leicht möglich konnte er dies Werk als Vorwand zu seiner Wiener Reise angeführt haben. In Wirklichkeit aber waren es politische Gründe, die ihn dahin führten. Wenn Dorothea am 30. Juni 1806 Caroline Paulus zuruft: 'Ich sage Dir, es ist jetzt in ganz Deutschland kein Heil als unter dem Hause Oesterreich!',[2] so bringt sie eigentlich die Anschauung Friedrichs zum Ausdruck; schon seit dem November desselben Jahres kommen wiederholt die Wiener Pläne und Aussichten in ihrer Korrespondenz zur Sprache.[3] Ihre Hoffnungen sollten sich bald verwirklichen, Schlegel war in österreichischen Staatsdienst getreten und hatte eine nicht unbedeutende politische Rolle überkommen, außerdem aber fand er als Journalist und Redakteur einen auch seiner literarischen Vergangenheit angemessenen Wirkungskreis. Auch die in Wien befindlichen literarischen Schätze aus dem deutschen Altertum zogen seine Aufmerksamkeit auf sich, so daß er ihre Erschließung und Veröffentlichung zu einer der Hauptaufgaben seines 1812 gegründeten 'Deutschen Museums' machen konnte. So parallellaufende Bestrebungen mußten eine weitere Annäherung v. d. Hagens zur Folge haben, auch die wechselseitigen Beziehungen zu Fouqué, den ja A. W. Schlegel in die Literatur eingeführt hatte, mußten die weitere Verbindung mit Hagen ermöglichen. Ein Brief des letzteren, der auf Wiener Manuskripte bezügliche Bitten enthalten haben muß, ist derzeit verschollen; der nächste aber, der an Schlegel mit neuen Bitten herantritt, ist erhalten geblieben.

2.

Berlin d. 14 ten Oct. 1811.

Von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem wackern Fouqué (oder Volkør,[4] wie ich ihn lieber nenne) habe ich einige Papiere für Sie erhalten, welche ich Ihnen hier übersende. Wir haben, wie ich höre, von Ihnen eine Rezension zu erwarten von dem Helden des Nordens,[5] auf welche ich sehr begierig bin. Den 1ten Theil habe ich damals in der Hall. Lit. Z. an-

[1] 'Dorothea von Schlegel und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel', hg. von J. M. Raich (Mainz 1881), I, p. 192 f., 206, 214, 221, 247, 250, 290. — In Wien ließ er seinen Plan ganz fallen. (Hormayr an Böttiger 6. II. 1829. Kgl. Bibliothek zu Dresden.)

[2] Raich I, p. 166. [3] Ebenda I, p. 187, 208.

[4] Wahrscheinlich infolge der Ähnlichkeit der beiden Namen. Fouqué selbst leitete seinen Familiennamen von einem normannischen 'Folko' ab, den er dann auf seinen Lieblingshelden in der Erzählung 'Sintram und seine Gefährten' und im Roman 'Der Zauberring' übertrug. Freunde wie Dorothea begegneten dieser Vorliebe mit zuvorkommender Nachsicht und nannten ihn in ihrem Briefwechsel mit seinem Lieblingsnamen. (Vgl. 'Briefe an Fouqué' [Berlin 1848], p. 374 ff.)

[5] Die bekannte Nibelungen-Trilogie Fouqués (1810). Schlegels Rezension erschien im 'Deutschen Museum' (1812), p. 185 ff.

gezeigt,[1] werde es aber wol dabei bewenden lassen. — Bei dieser Gelegenheit bitte ich Sie auch recht freundlich um eine baldige Antwort meines vielleicht zu langen Briefes; ich habe schon lange auf eine oder andre der darin erbetenen Abschriften gehoft, u thue es jetzt um so mehr, da ich nächstens eine Ankündigung des 2-ten Bandes der Samml. Altd. Ged. bekannt machen werde. Unterdeß ist von mir (außer dem Narren-[2] u Heldenbuch[3]) jetzt eben der liter. Grundriß zur Gesch. der deut. Poesie bis 1500 fertig geworden,[4] welchen Ihnen Hitzig[5] vermuthlich auch schicken wird. In Rücksicht auf diesen ist immer noch die Entdeckung eines deutschen Walther von Aquitanien zu Wien[6] ein frohrer Wunsch, der vielleicht Ihnen zu erfüllen aufbehalten. Demnächst möchte ich Sie besonders auf das S. 548 angeführte Mspt. der ehmaligen Windhagenschen Bibl., jetzt zu Wien, aufmerksam machen.[7] Ist es ein besonderes Gedicht Dietrich von Bern, oder nur Theil einer aus solchen Gedichten mit gezogenen Chronik, wie die Heinrichs von München?[8] Es liegt uns doch so besonders viel daran, den ganzen Cyklus der nazionalen Dichtungen kennen zu lernen.

Ich freue mich sehr darauf, Ihnen bald beträchtlich näher zu kommen, indem ich in wenigen Tagen von hier als Bibliothekar nach Breslau gehe; u ich hoffe zuverlässig von dort aus Sie nächstens zu besuchen u Ihre mir schon so lange erwünschte persönliche Bekanntschaft zu machen. Die erste Reise, die ich von dort mache, ist gewiß Wien, wohin mich auch besonders der große Hort altdeutscher Hdst. so mächtig zieht. — Zuförderst bitte ich Sie aber noch, mich recht bald mit einer Antwort zu erfreuen u mich in freundschaftlichem Andenken zu behalten.

Der Ihrige
F. H. v. d. Hagen

Ich bin so frei gewesen, Hitzigen aufzutragen Ihnen ein Exempl. von Nyerups Symbol. ad lit. Teut. ant.[9] beizulegen, von welchem der Herausgeber mir die 12 letzten Exempl. zum gelegentlichen Absatz geschickt hat. Da diese Samlung reichhaltig u nicht häufig ist, so ist sie Ihnen vielleicht willkommen. Sonst findet sich dort auch wol irgend ein Liebhaber dazu. Eben erhalte ich Hofstäters Buch;[10] es scheint mir doch sehr überflüßig.

---

[1] Der erste Teil 'Sigurd der Schlangentöter' war 1808 erschienen. Hagens ausführliche Rezension steht in Nr. 245—246, 7. und 8. Sept. 1809, der Haller Allg. Lit. Zeitung III, Sp. 49—59.

[2] Halle 1811.

[3] Die Erneuerung des Heldenbuches, Bd. I, 1811.

[4] Berlin, Duncker und Humblot, 1812. Als Verfasser sind Hagen und Büsching angegeben, doch ist es ganz das Werk des ersteren.

[5] Julius Eduard Hitzig, der Freund und Verleger Fouqués.

[6] Kritische Behandlung der Wiener Walther-Manuskripte durch R. Heinzel in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, Phil.-Hist. Klasse, Bd. 117, 1889.

[7] Es handelt sich um den Cod. ms. 2779 ('Deutsches Heldenbuch' III [1871], S. VI, irrtümlich 2279) der Wiener Hofbibliothek, enthaltend die 'Kaiserchronik bis auf die Gegenkaiser Konrad und Friedrich', 'Dietrichs Flucht zu den Hunnen', die 'Ravennaschlacht' usw. (Hoffmann von Fallersleben: 'Verzeichnis der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien' [Leipzig 1841], p. 13 ff.).

[8] Es ist die Fortsetzung der 'Weltchronik' von Rudolf v. Ems gemeint.

[9] Rasmus Nyerup, dänischer Germanist, Professor in Kopenhagen, Mitarbeiter und Freund v. d. Hagens. Sein Werk 'Symbolae ad literaturam Teutonicam antiquam' war 1787 erschienen.

[10] Felix Franz Hofstätter, 'Altdeutsche Gedichte aus den Zeiten der Tafelrunde', 2 Teile, Wien 1811.

Auch Fouqué, der Freund v. d. Hagens, stand mit Friedrich in Korrespondenz. In der Ausgabe des Fouquéschen Briefwechsels sind drei Briefe Schlegels mitgeteilt,[1] von Fouqués Antworten aber sind bloß einige Zeilen erhalten, die er einem Brief Philipp Veits beigefügt hat,[2] außerdem ist ein Brief an Dorothea und Friedrich[3] und einer an Dorothea allein[4] bekannt. Ein weiteres Schreiben an Friedrich kommt hier zum Abdruck. Es ist die Antwort auf den Brief Schlegels vom 22. Juni 1811, in dem dieser dem preußischen Dichter über den Eindruck des 'Sigurd' und über seine geplante Rezension berichtet, ferner Aufschluß über Hülsens Nachlaß bittet und Fouqué ermuntert, 'der nordischen Muse nicht ungetreu' zu werden. Auf diese Zeilen überströmt der Dichter des Nordens seinen geistigen Führer mit einer endlosen Reihe von literarischen Plänen.

Fouqué an Friedrich Schlegel.

Nennhausen bei Rathenaw in der Mark Brandenburg,
am 25. Julius 11.

Ihr liebreicher und ehrender Brief hat mich unendlich erfreut. Ich erkenne es für einen großen Seegen Gottes an, daß mein Sigurd so tief in Gemüther, wie das Ihrige und das Ihrer Frau Gemahlin — denn ich weiß durch unsern Isidorus,[5] daß auch sie ihn gern und öfters wieder liest — zu dringen vermochte. Schon früher habe ich es Ihnen gesagt, daß ganz besonders bei jenem Gedichte das Leben Ihrer Poesie mich umschwebte, und daß ich Niemandem auf der Welt lieber damit gefalle, als eben Ihnen. Daß mir nun dieser Wunsch in solchem Maaße erfüllt ist, verdanke ich, wie es mir mein klarstes Gefühl sagt, nicht eigner Kraft, sonder dem unnennbaren Etwas, welches Gott aus Gnaden giebt und das sich oftmals aus dem Menschen auf eine Weise herausspricht, über die er in seiner Ichheit kaum Rechenschaft geben kann, dafern er aber ehrlich mit sich umgeht, in eben dieser Ichheit nicht anders, als die tiefste Demuth empfinden kann. — Sie haben mir das ganze Herz aufgeschlossen mit Ihren Worten, und müssen es nun schon gütig aufnehmen, wenn sich Ihnen auch das Verborgenere darin kund zu geben strebt.

Ohne Zweifel sind nun die vaterländischen Schauspiele[6] bereits in Ihren Händen, und ich wünsche vom ganzen Herzen,[7] daß Sie und Ihre Frau Gemahlin auch an dieser Dichtung Freude finden mögen. Den Waldemar trage ich seit meiner Kindheit mit mir herum,[8] und habe ihn oftmalen in

---

[1] 'Briefe an Friedrich Baron de la Motte Fouqué', hg. von Albertine Baronin de la Motte Fouqué (Berlin 1848), p. 368—373.

[2] Raich, 'Dorothea v. Schlegel' (Mainz 1881) II, p. 201. — 6. Sept. 1813.

[3] Ebenda II, 210. — 29. Sept. 1813.

[4] Ebenda II, 267. — 24. Juni 1814.

[5] Schriftstellername des Grafen Otto Heinrich v. Loeben (1786—1825), der als Lyriker in der romantischen Bewegung einen geachteten Platz einnahm.

[6] 'Vaterländische Schauspiele' 1811. — I. 'Waldemar der Pilger, Markgraf von Brandenburg.' — II. 'Die Ritter und die Bauern.'

[7] Ursprünglich 'Seele' statt 'Herzen'.

[8] Die 'Lebensgeschichte des Baron Friedrich de la Motte Fouqué. Auf-

Wald und Garten vor andern Kindern oder auch ganz allein aufgeführt. Es ist gut, daß ich ihm diese theatralischen Darstellungen im Voraus habe angedeihen lassen; auf unsern heutigen Bühnen möchte er schwerlich dazu gelangen. Ihr Bruder — mein mir unendlich lieber und verehrter Meister — ließ mir vor einiger Zeit einmal durch Chamisso schreiben, ich solle doch für die Bühne dichten; es seien ja selbst Aeschylos und Shakespeare bereit gewesen, sich nach ihr zu fügen. Aber ich mußte ihm erwiedern, daß Aeschylos und Shakespeare auch keine Ahnung von einem Bühnenwesen, wie unser heutiges leider ist, gehabt hätten, und daß ich nun schon bei meiner Weise bleiben müsse, höchstens auf eine mögliche Darstellbarkeit Rücksicht nehmend. Was meinen Sie dazu? — Der nordischen Muse will ich, Ihrer Mahnung getreu, gewiß immer meine hauptsächlichsten Kräfte zuwenden. Zwei Heldenspiele liegen fertig, zu deren Beschluß aber mir die Sage noch immer zu dunkel leuchtet.[1] Ich denke mich um deren willen mit Gräter[2] in Briefwechsel zu setzen. Jetzt dichte ich an einem großen Ritterroman, welcher Deutsche, Spanische, Französische, Englische und vorzüglich meine lieben Nordländischen Ritter unter einander in Berührung bringen soll.[3] Nach dessen Beendigung schwebt mir ein Heldenspiel von dem Leben und Thaten Alboins vor,[4] deren Lesung in Paul Warnefrieds gestis Langobardorum mich sehr anregt. — Was unsres Hülsens[5] Nachlaß betrifft, der allerdings in sofern er der Welt bestimmt war, ihr nicht vorenthalten werden darf, so habe ich darüber an seinen nächsten und, wenn ich mich so ausdrücken darf, von ihm durchdrungensten Freund, Erich von Berger,[6] geschrieben. Er muß die Papiere in Händen haben, und ist wohl befugt, sie zu ordnen und bekannt zu machen. Ich habe ihm meine Hülfe bei der Herausgabe angeboten, oder ihn, falls er mir das Geschäft übertragen will, um die seinige gebeten. Nur werden wir leider in Hinsicht des Wie vielleicht genöthigt sein auf Aeußerlichkeiten Rücksicht zu nehmen, denn Hülsens Wittwe und Kind sind arm zurückgeblieben. Inwiefern dies bestimmen kann, muß Berger, der die Umstände der Familie genau kennt, am besten entscheiden, und ich habe desfalls bei ihm angefragt. Sobald dies Geschäft, für das Sie sich mit so freundschaftlicher Treue interessiren, einen bestimmten Gang nimmt, erhalten Sie Nachricht darüber von mir. —

Eine Abschrift der Hagenschen Sigurdrezension erhalten Sie entweder beigehend oder nächstens durch meinen Freund Hitzig. Was er Ihnen aber gewiß bei legt, ist das Frühlingsheft meiner Jahreszeiten(der Verfasser des Todesbundes bin ich selbst).[7] Hier komme ich nun mit einer recht herzlichen

---

gezeichnet durch ihn selbst' (Halle 1840, p. 305), erwähnt auch, daß dieses Stück seit seinen Knabenjahren in ihm geschlummert hat.

[1] Wahrscheinlich zwei der 1813 erschienenen 'Dramatischen Dichtungen für Deutsche', von denen 'Alf und Yngwi', 'Irmensäule' und 'Runenschrift' in Betracht kommen können.

[2] Der bekannte Germanist.

[3] 'Der Zauberring' (1812).

[4] 'Alboin der Langobardenkönig. Ein Heldenspiel' (1813).

[5] Der mystische Philosoph der romantischen Schule, Erzieher und Freund Fouqués, Gatte seiner Kusine. Vgl. über ihn: R. Haym, 'Die romantische Schule' (1914[3]); 'Lebensgeschichte des Baron Fr. de la Motte Fouqué', p. 66 ff., 294 f. — Auch Schelling interessierte sich für den Nachlaß ('Briefe an Fouqué', p. 349), den Fouqué in seiner 'Allgemeinen Zeitschrift von Teutschen für Teutsche' (1813) Heft 2 herausgab.

[6] Joh. Erich v. Berger, Professor der Philosophie in Kiel (1772—1833).

[7] 'Jahreszeiten, eine Vierteljahrsschrift für romantische Dichtungen', die schon mit dem Winterheft 1814 einging. Das erste Heft brachte 'Undine, eine Erzählung vom Verfasser des Todesbundes'. Anfänglich wurde infolge

Bitte. Unterstützen Sie diese Zeitschrift mit Beiträgen; wenn es sein kann, recht bald. Romanze, Erzählung, Dramatisches Gedicht, was es auch sei, ich werde es aus Ihrer Hand mit innigem Dank empfangen. Durch die Aeußerung im Vorwort, man wolle blos unterhalten, lassen Sie sich gewiß nicht abschrecken, wohl fühlend, es sei dies ein Versuch, ob es sich das Volk einmal gefallen lassen wolle, daß man ihm nach einer Einleitung, wie es sie fordert, etwas Gutes geben könne. Machen Sie meine Hoffnung auf Ihre freundschaftliche Beihülfe nicht zu Wasser; ich vertraue so fest darauf, und sehe ihr mit so vieler Freude entgegen.[1]

Dem lieben Isidorus habe ich Ihren Gruß bereits zugeschrieben. Ja wohl ist das ein recht herzensguter, kindlich reiner Mensch, in dem gewiß noch vieles Herrliche liegt, und zu seiner Zeit hervorströmen wird an das Licht der Welt. Es ist mir gelungen, ihn zu einem recht ernsten Studium der Nibelungen zu bringen, und ich habe eine große Freude darüber.

Leben Sie wohl, und kann es sein, so erquicken Sie mich bald wieder einmal durch Ihre Worte. Ihrer Frau Gemahlin meinen innigsten und ehrerbietigsten Gruß. Ich bin mit herzlicher Achtung und Freundschaft

ganz der Ihrige

Fouqué.

Aus zeitgenössischen Berichten erhellt die ungemeine Popularität, deren sich Fouqué im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts in Wien erfreute. Wenn auch die Lobeserhebungen seiner Wiener Korrespondenten, wie die Familie Schlegel oder M. v. Collin[2] nicht eben hoch beanschlagt werden können, muß dem unparteiischen Zeugnis Brentanos[3] um so mehr Wichtigkeit beigemessen werden. Fouqué war in Wien Mode geworden, Beiträge von ihm erschienen in den Zeitschriften, Werke von ihm wurden nachgedruckt, und seine Beliebtheit erstreckte sich auch auf die Provinzgebiete der Wiener Kultur.[4] In den 'Briefen an Fouqué' ist aus der Wiener Schriftstellerwelt außer dem Ehepaar Schlegel bloß Matthäus v. Collin vertreten, doch wissen wir, daß auch Frau Pichler freundschaftlich mit ihm verkehrte, und selbst eine Verbindung mit Hormayr wird vielleicht angenommen werden können.[5] Von Collin brachten die 'Briefe' fünf Zuschriften; sein erstes Schreiben wird wohl verlorengegangen sein, da der undatierte Brief Collins, der in der Ausgabe an erster Stelle steht, schon eine Antwort auf Fouqués hier folgenden ersten ist.

---

einer Verwechslung von 'Todesbund' und 'Tugendbund' Gneisenau für den Verfasser gehalten ('Lebensgeschichte von Fouqué', p. 306). Fouqué scheint diesem Gerücht vorbeugen zu wollen.

[1] Schlegel lieferte keine Beiträge zu den 'Jahreszeiten'. Vgl. 'Bibliographisches Repertorium' I. Walzel-Houben, 'Zeitschriften der Romantik', 212 ff.

[2] 'Briefe an Fouqué', p. 58 ff., 368 ff.

[3] Reinhold Steig, 'Achim von Arnim und Clemens Brentano' (Stuttgart 1894), p. 336. — Wien, 5. April 1814.

[4] M. Murko, 'Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik' (Graz 1897), p. 26, 41.

[5] In Hormayrs 'Archiv' war 1813 eine prosaische Sage und eine Ballade von Fouqué erschienen.

Fouqué an Matthäus v. Collin.

1.

An Herrn Matthäus Edlen von Collin.

Die herzliche Achtung, welche ich Ihrem seeligen Bruder[1] schon seit dessen erstem Auftreten schuldigerweise zollte, hat sich noch sehr gesteigert seit vor Ihrer kräftigen Schilderung sein Bild in höchster Eigenthümlichkeit und unverkennbarer Wahrheit vor mir heraufgestiegen ist. Aber Sie haben mir noch mehr bescheert, als das; Sie haben mir und jedem Empfänglichen ein klares Bild des so höchst wichtigen, so vielfach ringenden Zeitalters aufgestellt, in welches Heinrich Collins edles Leben fiel. Sehr vieles ist mir anschaulicher, reiner, freier seitdem geworden, und es versteht sich also von selbst, daß ich Ihnen für eine Kräftigung und Erhellung meines ganzen Seins zu danken habe. Sie wissen ohne Weitres, wie viel das sagt.

Sodann empfangen Sie auch freundlich meinen herzlichen Dank für die Mittheilung Ihrer dramatischen Dichtungen.[2] Mein Lieblingsheld darunter bleibt der tapfre Babenberger,[3] der mir gar tief ins Herz gegriffen hat! Der Marius ist sehr reich an erhebenden und erschütternden Momenten, und vielleicht rührt meine ausschließliche Vorliebe für den streitbaren Friedrich mit von meiner Vorliebe für alles Ritterthum her. Aber es ist nun einmal so.

Ich schrieb Ihnen nicht früher, weil ich erst Alles, was Sie mir so gütig zusandten, lesen wollte, und weil man Werke, wie die Ihrigen, weder flüchtig lesen kann, noch darf.

Nächstens sende ich Ihnen durch unsern Freund Büsching ein Werklein von mir, dessen Titelkupfer Ihnen, dem persönlich unbekannten gütigen Freunde sagen mag, wie ich aussehe.[4] Lassen Sie mich doch wissen, ob Ihr Antlitz dem Ihres seeligen Bruders gleicht.[5]

Mit aufrichtiger Achtung

Ihr ganz ergebener

Friedrich Baron de la Motte Fouqué
Major und Ritter.

Anmerkung auf der Außenseite: 'pr. 19 t Xbr 814'.

Nach längerer Pause suchte Collin Fouqué am 7. August 1816 wieder auf, doch hat sich dessen Antwort nicht erhalten. Auf seine nächste Zuschrift vom 31. März 1817 erfolgte folgendes Schreiben:

---

[1] Der zu seiner Zeit gefeierte Wiener Dramatiker Heinrich Josef v. Collin (1772—1811), dessen sämtliche Werke der jüngere Bruder (1813—14) herausgab und mit einer eingehenden Biographie (Bd. VI) versah.

[2] 'Dramatische Dichtungen von M. v. Collin' I—II (Pest, Hartleben, 1813), enthaltend: 'Der Tod Friedrichs des Streitbaren', 'Der Cid', 'Marius', 'Calthon und Colmal'.

[3] Friedrich der Streitbare.

[4] Wie aus der Antwort Collins ersichtlich, war auch dieser Brief durch Büsching vermittelt worden. Fouqué meint hier das Winterheft 1814 der 'Jahreszeiten', dem ein Porträt von Philipp Veit beigefügt war, das aber im Kupferstich in Wien schon früher allgemein verbreitet gewesen.

[5] Das Bild H. J. Collins in der Gesamtausgabe von 1813—1814.

2.

Herrn v. Collin.

Nennhausen, am 5t Julius 1817.

Ihre vaterländischen Dichtungen[1] sind mir wie aus der Seele geschrieben, geehrter Herr und Freund. Ich konnte gar nicht vom Lesen fortkommen, und ward dann natürlich nochmals zu Friedrich des Streitbaren Tode hingezogen. Sie schreiten rüstig und schön vorwärts auf der betretnen, edlen Bahn,[2] in Eigenthümlichkeit und Kraft, der Tugend und den Mängeln, ja den Lastern Ihrer Helden das volle Recht gebend, und eben dadurch sie unserm Gemüthe so nahe rückend, und — wo Versöhnung möglich ward — uns die Versöhnung so freudig in's Herz legend. Wenn ich Einzelnheiten loben soll, so stelle ich den Hadmar Kunring[3] oben an, diesen Helden von furchtbar tragischer Größe, beinah so schauerlich, ja gräßlich als Hagene, und dennoch von tiefer, bisweilen wirklich zarter Liebenswürdigkeit. Man geräth nahe dran, an der Möglichkeit seiner innern Rettung zu verzweifeln, und fühlt sich nun unbeschreiblich beruhigt, und sicher darüber am Schluß. Er faßt seine Buße eben so kräftig, oder vielmehr weit kräftiger an, als vorhin die Sünde, und wird gewiß gar herrlich und klar damit zu Stande kommen. Nun bekenne ich noch, daß mir eine Kleinigkeit fehlt, eine Thorheit vielleicht. Ich hätte gern von der dummen Liese[3] Dummheiten — von den nicht unsittlichen versteht sich von selbst — mehr aus der wunderlichen Kreatur eignem Munde vernommen. Es wär aber freilich wohl in gewisser Hinsicht allzuverletzlich geworden. Steckt ja doch ohnehin ein tiefer, warnender, fast schwermüthiger Ernst in dieser tollen Erscheinung und der Bethörung zwei muthiger Ritter für sie! — Nur daß freilich ein Hartneid[3] ganz drüber zu Grunde gehn muß; für einen Hadmar wird es nur eine irdische Fegfeuerflamme mehr. — Bates hat mich mit Bewunderung erfüllt, aber doch am Schlusse mit allzutrübem Entsetzen. Es leuchtet der ewige Himmel wohl mit seiner Wahrheit durch die heidnischen Wetterwolken hin. aber ich hätte gern noch mehr von der lichten Bläue mit eigenen Augen erschaut. — Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank für die ganze reiche Gabe, und möge es Ihnen Gott verleihen, noch recht viel, vorzüglich in Ihrer oesterreichischen Heldenbahn zu dichten, Ihnen und uns Allen zur Erquickung und Erhebung.

Hoffentlich ist mein früherer Brief nun schon längst in Ihren Händen. Mit meinem altsächsischen Bildersaale[4] schreitet es rasch, und wie ich hoffe, gut vorwärts. Ueberhaupt werde ich Sie nun bald mit erwiedernden Liebesgrüßen fast überschütten können. Möchten Sie so viele Freude daran finden, als ich an den Ihrigen. — Mit meiner Gesundheit geht es Gottlob sehr erträglich; weit besser wenigstens, als im vorigen Jahr.

Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, und lassen Sie unsre Mittheilungen nicht so lange unterbrochen werden.

Mit aufrichtiger Hochachtung der Ihrige

L. M. Fouqué.

---

[1] 'Dramatische Dichtungen' III—IV (Pest, Hartleben, 1817), enthaltend: 'Belas Krieg mit dem Vater', 'Die feindlichen Söhne', 'Der Tod Heinrich des Grausamen', 'Butes', 'Der Streit am Grabe', 'Die Kunringer'.

[2] Vgl. Jos. Wihan, 'M. v. Collin und die patriotisch-nationalen Kunstbestrebungen in Österreich zu Beginn des 19. Jahrhunderts'. ('Euphorion' 1901, Ergänzungsheft V.)

[3] Personen in den 'Kunringern'. Liese, die Geliebte Hadmars, trotz ihrem Namen gar nicht dumm. Die ganze Gestalt ist verfehlt. Hartneid von Ort ist Hadmars Rivale bei Liese.

[4] I—IV, 1818—1820.

Sein letzter Brief ist die Antwort auf Collins Zeilen vom 30. Januar 1818.

3.

An H. Matthäus v. Collin.

Nennhausen, am 14t April 1818.

Mein hochverehrter Freund,

Während Sie mit der Sorge um Ihr liebes Kind kämpften,[1] und der Herr Ihnen seine Gnade erwies, sah es auch bei mir gar ernsthaft aus. Zwar Gottlob so beängstigend traf es mich nicht, als Sie, denn die Gefahr galt nur mir selbst. Alle Nachwehen des Jahres Dreizehn waren in mir aufgewacht,[2] und hatten sich zum concentrischen Angriff verbündet, der aber durch eine glückliche Kriesis zu meinem Besten ausschlug, so daß auch ich zum innigsten Dankgefühl gegen unsern lieben Vater im Himmel angeregt bin. Das Nähere wird Ihnen Freund Büsching mittheilen; ich Genesender, durch ärztliche Vorschriften und rückgebliebene Arbeiten noch immer in meiner Zeit sehr beengt, sage Ihnen heut nur in gedrängten Worten, daß ich mich gar herzlich auf die verheiß'nen Kinder Ihrer Muse freue, und daß ich beikommenden Sohn der meinigen Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen bestens empfehle. — Ueber unsre Ansichten des gegenwärtigen Zeitmomentes[3] müssen wir uns bei bessrer Muße noch einmal gegenseitig recht gründlich aussprechen. Und das wird uns nicht schwer fallen, denn in dem Hauptsatze: 'Was Gott thut, das ist wohlgethan!' sind wir ja vollkommen einig. Wer auf dieses Fundament bauet baut recht und gut und zu Gottes Ehre, und wird sich mit den andern Baumeistern von gleicher Gesinnung irgendwo überraschend auf gleicher Bahn zusammenfinden, mag auch in den ersten Baurissen dort und hier eine noch so scheinbare Verschiedenheit kund geworden sein. — Nur für die Einleitung einer Frage: haben Sie Hallers Restauration der Staatswissenschaft gelesen?[4] Ich verdanke diesem Werke manchen Kampf und manchen Sieg in meinem Innern. —

Noch komme ich mit einer Bitte. In Ihrer Kaiserstadt wohnet auf der Landstraße in der Ungergasse im sogenannten Ritternschen Poststall Nr. 306. ein Dichter, Namens Joh. Nep. Gunz,[5] der mir ein Trauerspiel zur Ansicht mittheilen ließ, genannt: die Größen. Ich glaube unverkennbare Spuren der ächten Begeisterung darin zu entdecken, aber auch das eben so unverkennbare Bedürfniß einer kräftigen kritischen Leitung. Möchten doch Sie dies gute Werk an ihm vollführen! Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie ihm in meinem Namen sagen wollten, daß nur meine Krankheit mich habe verhindern können, ihm

---

[1] Vgl. Collins Brief vom 30. I. 1818 ('Briefe an Fouqué', p. 70).

[2] Über die Erkrankung Fouqués bei Lützen und den Wiederausbruch der Krankheit 1818 vgl. 'Lebensgeschichte Fouqués', p. 317, 331.

[3] Er spürte die Veränderung des Zeitgeistes, die er auch an der allgemeinen Beurteilung seiner Leistungen wahrnehmen konnte. Die freieren Gesinnungen und die studentischen Bestrebungen der Zeit waren ihm ziemlich verhaßt. Daraus läßt sich auch sein Auftreten für das Andenken Kotzebues erklären.

[4] Karl Ludwig v. Haller, 'Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlichen geselligen Zustandes, der Chimäre des künstlich bürgerlichen entgegengesezt' I—VI (1816—1825). Es machte einen großen Eindruck auf die Zeitgenossen, so auf Adam Müller ('Öst.-ung. Revue' N. F. VIII, 287), Stolberg ('Anz. f. deutsches Altertum' IV, 383).

[5] Ein wenig bekannter Wiener Schriftsteller.

auf seinen freundlichen Brief vom 22t December zu antworten; aus derselben Ursache auch sei es mir unmöglich gewesen, mit dem Grafen Brühl[1] in Berlin ordentlich wegen der Aufführung jener Dichtung zu unterhandeln, doch seie wohl auch überhaupt bei dem nur kaum von der Asche erstehenden Theater[2] wenig Aussicht dazu. — Vielleicht wehrte und wehrt mir Gott eben deshalb das direkte Antworten, um den hoffnungsvollen Dichter in Ihren Schutz und Schirm zu bringen. —

Gott sei mit Ihnen, und erhalte mir Ihre Freundschaft. — Viel Glück zu der Wiener Literaturzeitung![3] Ich freue mich allemal herzlich, wenn ein solches Institut in solche Hände kommt. — Habe ich erst einmal wieder die Hand etwas freier, so biete ich Ihnen wohl einen oder ein paar Beiträge an. —

Von Herzen der Ihrige

Fouqué.[4]

Karoline Pichler berichtet in ihren Memoiren über ihre Verbindung mit Fouqué: 'Ich stand schon längere Zeit mit unserm gefeierten Sänger der Undine, dem Freiherrn von Fouqué in brieflichem Verkehr, welcher sich, wenn ich nicht irre, bei Gelegenheit eines Geschäfts mit der Buchhandlung meiner Schwägerin durch meine nachgesuchte Vermittlung angesponnen hatte. Später hatte mir Baron Fouqué seine Gunlaugurssage sehr ehrenvoll gewidmet, und so kam es, daß ich einige Jahre hindurch mit ihm und auch einmal mit seiner Gemahlin, der Dichterin, Briefe wechselte.'[5] Ihre Verbindung mußte schon 1813 erfolgt sein, da Pichler damals schon als Mitarbeiterin von Fouqués 'Musen' erscheint, ihr Briefwechsel scheint aber erst 1825 oder 1826 begonnen zu haben.[6] Diese Briefe der Pichler sind nicht bekannt, von den Schreiben des Dichters befinden sich zwei in der Autographensammlung der Wiener k. k. Hofbibliothek, wohin sie aus dem Pichlerschen Nachlaß gekommen sind.

Fouqué an Karoline Pichler.

1.

Gnädigste Frau,

Die Huld, mit welcher Sie meine früheren ehrerbietigen Grüße aufgenommen haben, erweckt mir die Dreistigkeit, Sie unterthänigst um einen gütigen Rath zu bitten. Ich arbeite an einem Trauerspiel: Der Jarl

[1] Karl Friedrich Moritz Paul Graf v. Brühl (1772—1837), seit 1815 Generalintendant der Königlichen Schauspiele in Berlin.

[2] Das Berliner Theater brannte am 29. Juni 1817 ab.

[3] Ein eigentümlicher Glückwunsch, wenn man bedenkt, daß die 'Wiener Allg. Literaturzeitung', deren Redakteur Collin von 1814 an gewesen, eben 1818 einging. Oder sollte hier eine Verwechslung mit den 1818 gegründeten 'Wiener Jahrbüchern der Literatur' obwalten?

[4] Randbemerkung mit Bleistift: 'praes. 12t May 818'.

[5] 'Denkwürdigkeiten aus meinem Leben 1769—1843', hg. von E. K. Blümml ('Denkwürdigkeiten aus Altösterreich'; München, Müller, 1914), II, p. 226.

[6] Ebenda II, p. 547 Anm.

der Orkney-Inseln geheißen,[1] und möchte wohl gern einmal ein Werk von mir früher auf der Bühne, als im Druck vor der Welt erscheinen lassen. Hier in Berlin hat die Opern- und Balett-Lust die Repertoire dergestalt ueberhäuft, daß selbst die Wiederbelebung meiner von den Flammen verscheuchten Undine, obgleich das Publikum mannigfach nach ihr verlangt und sie doch auch ein Opernkleid anhat, erst im Herbst dieses Jahres stattfinden wird.[2] Glauben Sie, daß eines der Theater Ihrer Kaiserstadt sich für meinen Jarl interessiren könnte, so bitte ich um einen gütigen Wink, wie ich die Sache anzustellen hätte. Auf jeden Fall möchte ich die einzuschickende Abschrift am liebsten erst in Ihre Hand senden. Dieser Jarl der Orkney-Inseln ist mir sehr lieb, und deshalb würde es mich freuen, ihn ehr, als jedem Andern in dem mir sehr theuern Wien, einer verehrten Dichterin vorzustellen.

Hoffentlich haben Sie ein Exemplar meiner Gunlaugur-Saga[3] erhalten, für deren schöne Ausstattung ich der Verlagshandlung aufs lebhafteste dankbar bin.

Voll inniger Hochachtung habe ich die Ehre, zu verharren Gnädige Frau

Ihr ganz unterthäniger

Berlin, am 5ten Maerz 1826. La Motte Fouqué.

Eine gütige Antwort von Ihnen würde mich wieder auf dem Lande finden: zu Nennhausen bei Rathenaw, in der Kurmark Brandenburg.

2.

Nennhausen bei Rathenaw, in der Kurmark Brandenburg
am 23. Nov. 31.

Sie werden es nun schon wissen, gnädige Frau, wie arm und umdüstert für diese Welt Ihr unglücklicher, hier unterzeichneter Sanges Freund geworden ist, durch den Tod seines Liebsten auf dieser Welt.[4]

Oft, wann die Zähern so recht heiß, und just eben dann doch so recht mild und kindlich aus meinen Augen strömen, muß ich, auch jetzt noch unwillkürlich, wie staunend ausrufen: 'Ach, ich hätt' es nicht gedacht!' und dann fließen die Zähren reicher noch. Ja: reich! Das ist das rechte Wort dafür, denn es bringt so holde Linderung mit diesen Strömen in meine bis an den Tod wunde Seele, als mit den irdischen Strömen Gold und Erquickung über die irdische, paradiesverarmte Welt. —

Ihrer gütigen Theilnahme, gnädige Frau, eben so gewiß, als meines frommen Leides, hatte ich Ihnen schon vor etwa 14 Tagen durch meinen Freund, den Buchhändler Reimer[5] in Berlin, eine Denkschrift, nur für nähere Theilnehmende bestimmt, zusenden lassen. Hoffentlich sind die ernsten Kunden schon in Ihrer Hand. Dann gewiß in Ihrem Herzen auch. —

Das beifolgende kleine Gedicht bittet um Ihren Schutz für die Ein-

---

[1] 'Der Jarl der Orkney-Inseln', Trauerspiel in 5 Aufzügen, Prag 1829.

[2] Der erste Komponist der 'Undine' war E. T. A. Hoffmann, dessen Vertonung großen Erfolg hatte, durch den Brand von 1817 aber von der Bühne verschwand. Später unternahm Fouqué mit dem Kapellmeister Karl Girschner eine vollständige Umarbeitung, die aber erst 1837, und zwar in Danzig ein einziges Mal zur Aufführung gelangte. ('Lebensgeschichte von Fouqué', p. 345 f.)

[3] 'Die Sage von dem Gunlaugur, genannt Drachenzunge und Rafn dem Skalden.' Wien, Anton Pichler, 1826.

[4] Tod seiner Frau, der Dichterin Karoline Fouqué geb. Briest, gestorben 11. Juli 1831.

[5] Georg Andreas Reimer, der bekannte Buchhändler in Berlin.

rückung in irgend ein Wiener Blatt,[1] nebst der hinzugefügten Anmerkung, durch die unwillkürliche Verspätung wol nothwendig geworden, überhaupt wol aber auch beachtenswerth als Zeichen der Zeit. —

Ihre mir verheißne Dichtung hat mir Herr Liebeskind in Leipzig[2] bis heute noch nicht gesendet. Meine Tochter Maria[3] und ich sehe verlangend darnach aus.

Bald hoffe ich durch eine Anstellung im Kriegs-Dienst den Unbilden der heutigsten Druckwelt enthoben zu sein, nimmer aber, will's Gott, treulos zu werden dem Umgang der Muse. Sie besucht mich in meiner Trauer hold und reich. Ueber meinem Grabe mögen die Blüthen, welche sie mir bringt, auch einst aufgehn für die Welt. —

Voll der innigsten Verehrung Ihr ganz unterthäniger

La Motte Fouqué.

Budapest. Arthur Weber.

---

[1] Über dieses Gedicht und seine Erscheinung konnte nichts Näheres festgestellt werden.

[2] August Liebeskind, Buchhändler zu Leipzig.

[3] Fouqués 1803 geborene Tochter Maria Luise Caroline.

Die Reimsprache der sog. kentischen Fassung der 'Sieben weisen Meister'.

Die sog. kentische Fassung der 'Sieben weisen Meister' (Brandl, *Pauls Grdr.* II, 1. S. 635, Körting, *Grundr.*[5] § 717) hat, wie schon Kölbing (Ausg. des *Arthour und Merlin*, altengl. Bibl. 4, Leipz. 1890, S. LXXXVI f.) erwähnt, viele sprachliche Eigentümlichkeiten gemeinsam mit *Arthour u. Merlin, Kyng Alysaunder* (Hs.: **O** = Laud 622, Oxford; **L** = Lincoln's Inn 150, und Auchinleck-Hs., fragment., ed. Weber, *Metr. Romances* I, Edinb. 1810, nach O) und *Richard Löwenherz*. Brandl (a. a. O.) reiht diese Denkmäler ihrer Sprache wegen unter die kentischen, Morsbach (*Me. Gram.* S. 10) unter die dem Kentischen verwandten ein, während neuerdings W. Heuser (*Alt-London,* Osnabrück u. Straßburg 1914) die Sprache als Londonerisch bezeichnet. Bezüglich des Richard verweise ich auf die Darstellung in meiner Ausgabe dieses Romans (Wiener Beiträge f. engl. Phil. 42, S. 37 f., bes. S. 48), worin die Berücksichtigung der gesamten Überlieferung die Ergebnisse der Untersuchung Kölbings korrigiert. Abschriften aller Hss. der Sieben weisen Meister, die ich in Hinblick auf eine Textausgabe 1914 herstellte (**A** = Auchinleck-Ms., **Ar** = Arundel-Ms. 140, fragmentarisch, **E** = Egerton Ms. 1995, **B** = Hs. Balliol College, Oxford, 354, **F** = Hs. Ff. II—38 der Univ. Bibl. Cambridge) ermöglichen mir eine ähnliche Korrektur bezüglich dieses Denkmals. Die Untersuchung des Hss.-Verhältnisses durch Killis Campbell (*Study of the romance of the Seven Sages.* Diss. Baltimore 1898, auch in *Publ. Mod. Lang. Ass. of Am.* XIV, 1899, S. 1—107) und in seiner Ausgabe der nördl. Version (*Albion Series*, Boston 1907, S. XL f.), der ich nichts hinzuzufügen habe, ergibt, daß A und Ar eine, E und B eine zweite Gruppe von Hss. sind, während F selbständig eine dritte darstellt, eine bis zum Beginn der 13. Erzählung überhaupt sehr freie Bearbeitung, welche die Reihenfolge der Geschichten ändert, neue einführt und vor allem sehr kürzt. Ich betrachte daher in zwei dieser Gruppen gleich überlieferte Reime als höchstwahrscheinlich original, wobei ich jedoch F erst vom Beginn der 13. Erzählung benütze. Das Ergebnis ist (Verszählung nach A oder Ar):

1. Reimtechnik.

A. Konsonantisch unreine Reime: Verschiedene Nasale reimen untereinander *man* : *came* Ar 215, 665; *toun* : *costom* A 2213; versch. Zischlaute *broth* : *therof* A 961, *dissche* : *ywis* Ar 978, 1016; verwandte Dentale *wot* : *maidenhod* A 326.

B. Vokalisch unreine Reime: Vernachlässigung der Vokalquantität wahrscheinlich in *men* : *sleen* A 384, *therinne* : *swine* (Schwein) A 750, *liuind* : *find*

A 2245, *is* : *wyse* Ar 2575 (doch hier Quantitätsausgleich möglich; Luick, *Unters. z. engl. Lautgesch.* § 419; Morsbach, *Arch.* C, S. 70 f.); wahrscheinlich Kürzung des langen Vokals in *vpon* : *don* (Inf.) A 240, *anon* : *vpon* A 730, Ar 2393, *euerychone* : *on* Ar 283, *lemman* : *anone* A 2339, *men* : *azen* A 714, 1069, 1137, *wimmen* : *azen* A 662, *ten* : *men* Ar 1965; Vernachlässigung der Vokaliqualität (außer gemein-me. $\bar{o}$: $\bar{o}$ und $\bar{e}$: $\bar{e}$ im Auslaut) bei Reimen von $\bar{e}$: $\bar{e}$ im Inlaut *teþ* : *deþ* A 805, *quen* : *sien* A 935, *rede* (*rēad*) : *glede* (*glēd*) Ar 934, *grete* : *3ete* (*gēt*) Ar 2527, *lere* (*lǣran*) : *here* (*hīeran*) E 3342 (belegt EF), dann au : ou in *owe* (*awe*) : *elbowe* A 1753. Nur scheinbar unrein sind *bifel* (ae. *bifēoll* prät. sing.) : *Aueril* A 945 wegen der auch von Chaucer benutzten Kürzungsform mit i (siehe Wild, *Sprachl. Eigentümlichkeiten der wichtigsten Chaucer-Hss.* Wiener Beitr. 44, S. 135 f.), dann *here* (ne. *hair*) : *tere* (prät. sing. zu *teran*) A 344 wegen möglicher Analogieform an das Prät. Plur. und *hale* (ae. *hālo*) : *tale* Ar 491 wegen möglicher früher Kürzung und späterer Dehnnng (siehe Wild, a. a. O. S. 71 als Erklärung entsprechender Schreibungen in Ch.-Hss.); weiteres *afterward* : *lord* A 1675, l. *louerd*. Reime von *ŭ* : $\bar{o}$ kommen wie in anderen südl. Denkmälern vor: *bihoueþ* : *loueþ* Ar 911, *sone* (*sunu*) : *done* (Inf.) A 1121, : *mone* Ar 2570. In *come* (prät. Sing.) : *Rome* A 2263 kann die Analogieform *cōm* vorliegen (Luick, *Unters.* § 584).

2. Reimsprache.

1. Vokale in Hochtonsilben. Die Vokalquantität ist wegen ihrer Vernachlässigung im Reim nicht genau festlegbar.

Vokalqualität. Wg. *a* > ws. *æ* gebunden mit *a* in *fast* : *kast* (an *kasta*) A 310; mit *e* in *had* : *bed* Ar 610. Wg. *a* > ws. *ea* neben Palatal reimt mit *a* in *gate* : *abate* (frz. *abattre*) Ar 1899, doch ae. Plur. *gatu* neben Sing. *geat*. Wg. *a* > ws. *ea* vor *r* + Kons. reimt mit *a* in: *scharp* : *carp* (an *karpa*) A 2438, mit *e* in *mark* : *derk* (ae. *deorc*) A 1464, *stere* : *werk* A 1989. Wg. *a* vor Nasal reimt 1. vor gedeckter Nasalis m. *o* in *lemman* : *anone* Ar 2339; 2. vor Nas. in offener Silbe mit *a* in *schame* : *blame* Ar 1586, : *dame* A 1658, 2014, 2125, 2498; *name* : *fame* A 1097, 2207, : *Jame* (Eigenn.) Ar 1535. Wg. *a* vor *l* + Kons. > ws. *ea*, angl. *a* reimt mit *e* in *helde* : *welde* A 1433; ohne Dehnung *helue* : *selue* A 251, *bihelue* : *himselue* A 192. Ae. *æ* + *g* > ws. *ē* reimt gew. mit gemein-me. *ai*, so *seid* : *ipaied* A 100, 1483, 2083, : *itraid* A 1581; aber auch mit *ē* in *ised* : *red* A 1780. Ae. *e* + *g* > ws. *ē* in *ongegn*, ws. *ongeān*, *ongēn* liegt folgenden Reimen zugrunde: *azen* : *wimmen* A 663, : *men* A 715, 1138. Für die gemein-me. Form mit *ai* keine Reime. Palatal + wg. *e* reimt mit *e* in *3elp* : *help* A 1160, *scheld* : *held* Ar 1901; mit *i* in *bi3ete* : *wite* (Konj. Präs.) A 918, (Inf.) 939, 955; *for3et* : *wryt* (Part. Prät.) Ar 2219, *3eue* (Inf.) : *lyue* (Inf.) Ar 2005, doch ist hier auch *e* möglich (von ae. *leofast*, *leofast*, vgl. Sievers, *Ags. Gram.*[3] § 416 A. 2b, Bülbring, *Al. Elem. Buch* § 235—239). Umlaut von *u* > ae. *y* in geschl. Silbe reimt mit *e* in *hid* (prät. zu *hȳdan*) : *bed* A 69, 147, *felle* (*fyllo*) : *asmelle* A 759, *kynde* : *ende* Ar 373, : *schende* A 1659, : *ende* Ar 1528, *sinne* : *henne* A 1176, *knet* (zu *cnyttan*) : *ifet* A 1382, *list* (zu *lystan*) : *best* A 1521, *hel* (*hyll*) : *well* A 2277, *jschet* : *set* Ar 2075, *fullfyll* : *tell* Ar 2528, *hirte* (afrz. ü, *hurter*) : *smerte* A 134; mit *i* in *rigge* : *ligge* A 791, *syne* : *winne* Ar 704, *fullfyll* : *wyll* Ar 2436, *gylt* (ae. *gylt* sb.) : *wylt* Ar 2536. In offener Silbe reimt es mit *e* in *dide* : *stede* Ar 2147, *iuel* : *deuel* A 739. Wg. *ai* > ae. *ā* reimt ausnahmslos mit $\bar{o}$ und $\bar{o}$, Beispiele zahlreich. Wg. *ai* > ae. *ā* + *g*, *w* reimt mit *au* in *aknawe* : *drawe* A 920, *thrawe* : *drawe* A 708, *awe* : *lawe* A 1476. *nought* (ae. *nāwiht*) reimt mit *au* und *ou* z. B.: *bicaut* A 1157; *brout* Ar 477. Ae. *ēa* (< wg. *ai* mit *i*-Umlaut) reimt gekürzt mit *a* in *lasse* : *passe* A 1172, *neuyrthelasse* : *solas* Ar 2320, *neþeles* : *was* Ar 2184 (stets mit *a*, siehe später), *last* : *hast* (Subst.) A 1132. Got. *é*, wg. *ā* > ws. *ǣ*, angl. kent. *ē* reimt bis auf *strete* (*strǣt*) : *het* (ae. *hēt*, Prät. zu *hātan*) Ar 404 stets mit $\bar{e}$ verschiedener Herkunft in *speche* : *teche* A 14, *wede* : *stede* (ae. *stede*) A 607,

eue (*æfen*) : *leue* A 739, *red* (*ræd*) : *ded* A 1161, 2150, : *lede* A 2391 usw. Gekürzt reimt es mit Kürzung aus ae. *ē* in *drad* (Prät.) : *mad* A 770. Reime mit *nede* (*dede* : *nede* A 1318, *rede* : *nede* A 1623, Ar 1796) lassen keine Schlüsse zu wegen ae. *nēad* neben *nīed*, *nēd*, siehe NED. Ae. *þǽr* reimt als *þere* (gemein-me.) : *forbere* E 2903 (belegt EBF), dann als *þare* : *kare* A 1347. Got. *é*, wg. *ā* nach Palatal > ws. *eā*, angl. kent. *ē* reimt mit *ē* in *yere* (Jahr) : *dere* F 2386 (belegt FB). Wg. *au* > ae. *ēa* + *i*-Umlaut > streng ws. *īe*, angl., kent. und sächs. Patois *ē* reimt nur mit *ē* in *here* : *chere* A 11, : *manere* A 177, 2202, *powere* A 1425, : *lere* E 3343 (belegt EF), *herde* : *ferde* A 1311, 1365. Ae. *īe* in *gīet* (Herkunft unklar, Sievers, *Ags. Gram.*[5] § 74, A. 1) reimt mit *ē* in *ȝete* : *grete* (groß) Ar 2528. Ae. *ē*, *ēo*, *ēa* (mit Ebnung) + *g*, *h*, an. *ey*ȝ in *deyȝa* (sterben) reimt 1. mit *ai* in *neghȝ* : *steghȝ* (Prät. **steah* st. *stāg*) A 773, *bewraid* : *bitraid* A 1889, *hyȝe* (*hēah*) : *seȝe* (*seah*) Ar 2130, *daide* (starb) : *laide* (legte) A 2449; 2. mit *ī* in *lie* (lügen) : *flaterie* A 2022, : *pie* (Elster) A 2085, 2146, : *signifie* A 2275; : *Hongry* Ar 2032, *ye* (Auge) : *hy* (Eile) E 3197 (belegt EF). Umlaut von *ū* > ae. *ȳ* reimt 1. mit *ē* in *fest* (*fyst*) : *brest* A 342, *fer* : *gardiner* A 1632, 1640, : *ihere* A 1738, : *stouer* A 2471, : *cher* A 2501; 2. mit *ī* in *pride* : *side* A 472, *lite* : *visite* A 1003, : *respite* Ar 55, : *profite* A 1038, : *sodomite* A 1429, : *smite* A 2565.

2. Vokale in Nebentonsilben. Für Veränderungen der Vokale unter starkem Nebenton keine Reimbelege. Aussprache eines End-*e* nirgends für den Reim erforderlich.

3. Konsonanten. Ae. *þ* reimt mit *d* in *ded* (*dēaþ*) : *red* (Rat) A 1394, Ar 2009, wie auch in anderen Dichtungen (siehe meine Richard-Ausg. S. 29). Über Reime von *s* : *s* siehe vorn. Die Adverbialendung reimt als *-lich* in *sikerlich* : *swich* A 1392, *wonderlich* : *rych* Ar 2328, *preuelich* : *lich* Ar 2360; als *-li* in *sikeli* : *whi* A 142, 2299, : *redy* Ar 2266, : *lotebi* A 1310.

4. Flexivisches. Dat. Sing. von *man* reimt wahrscheinlich als *men* : *aȝen* A 1137. Plurale auf *-n* reimen in *fon* : *non* A 736, : *anon* A 1884. Pron. Pers. reimt in *scho* (l. *sche*) : *fre* Ar 2045 wie gemein-me. Verbum : Ind. Präs. 3. Pers. Sing. nur mit der Endung *-eþ* in *doth* : *soth* A 130, *beþ* : *teþ* A 2575. Part. Präs. mit *-ing* in *habbyng* : *witnessing* (Verb.-Subst.) A 558; mit *-ind* in *liuind* : *find* A 2245. Inf. in mehrsilbigen Formen stets endungslos, einsilbig mit oder ohne *n* in zahlreichen Beispielen. Der Präsensstamm der 2. schw. Konj. wird ohne *-i-* gebildet (zahl. Beisp.) bis auf die analog. Form *waranty* : *amy* (afrz. *ami*) Ar 1917. Das Part. Prät. der starken Verba ist bis auf *boren* : *corn* (Subst.) A 1058 in mehrsilbigen Formen stets endungslos, in einsilbigen ist *-n* gewöhnlich erhalten: *igon* : *non* A 1056, 1630, : *anon* A 644, *lain* : *puteyn* A 1566, *idon* : *euerichon* A 1799, *misdon* : *non* A 1964, *done* : *anon* Ar 2345, 2454; aber endungslos *ido* : *therto* A 460, : *to* A 905, 2580, : *mo* A 1858, *vndo* : *to* A 1803, *ybee* : *me* E 3349 (belegt EF). Ausgleich zwischen Sing. und Plur.-Vokal im Prät. ist durch Reime nicht zu belegen; der Sing.-Vokal ist noch nicht an den Plur. angeglichen in *spak* : *blac* A 1846, *fond* : *hond* A 2155. *stale* : *smale* A 1988 ist die 'Kompromißform' mit Vokalqualität des Sing. und Quantität des Plurals. *ȝeue* (Part. Prät.) : *leue* Ar 2233 die auch sonst belegte Analogieform, siehe Cornelius, *Palatalisierung* (Morsbachs Studien 30), S. 19. Ae. *habban* reimt als *habbe* : *gabbe* A 1610, als *haue* : *knaue* Ar 37, 2142 und E 3396 (belegt EF); *libban* als *libbe* : *sibbe* A 154, : *ribbe* A 1437; als *liue* : *idriue* A 1530, : *ȝeue* Ar 2004; *licgan* als *ligge* : *rigge* A 792; *secgan* als *sai* : *dai* 1588. Vom Verb.-Subst. lautet die 3. Pers. Präs. Ind. Sing. bloß *is* (zahlreiche Beispiele), die 3. Pers. Präs. Konj. Sing. *be* (: *he* Ar 2105), die 3. Pers. Prät. Ind. Sing. *was* (zahlreiche Beispiele), der Plur. Prät. *were* (: *bere* A 38, Ar 2316, : *dere* B 3587, belegt BF). Von Prät. Präs. stehen im Reim von cunnan *conne* (Inf.) : *sonne* (Sonne) A 4, (Konj. Präs.) : *sonne* (desgl.) A 1030; von magan *may* (Präs. Konj.) : *day* Ar 1520; von mōt *mote* (Präs. Plur.) : *bote* (Subst.) A 1442.

In der Reimtechnik weichen also die 'Sieben weisen Meister' von den besser reimenden me. Dichtungen im kurzen Reimpaar bis auf den vereinzelten *au* : *ou*-Reim nicht ab, sie ist ähnlich der im **R**(ichard), aber bedeutend besser als im **A**(rthour) und **M**(erlin) und (Kyng) **A**(lysaundre). Siehe die Zusammenstellung auf S. 31 f. meiner R-Ausgabe.

Sprachlich unterscheiden sich die 'Sieben weisen Meister' vom R. bloß geringfügig (*ongēn* ist im R. nicht belegt, in den 'S. w. **M.**' die Formen mit *ai* nicht; *þore* einmal im R, *ȝare* für *ȝeār* einmal im R; *ȳ* im R gewöhnlich *ē*, seltener *ī*, in 'S. w. M.' umgekehrt; *-liche* im R nur einmal, neben seltenem *-lik* und gewöhnlichem *-ly*, hier *-liche* neben seltenerem *-ly* die gewöhnliche Form; die 3. Pers. Sing. Präs. auf *-s*, die im R einmal vorkommt, nicht in 'S. w. M.'; Part. Präs. *-end* und *wes* für *was*, je einmal im R, neben *-ing* und *-ind* wie in 'S. w. M.' hier nicht, Eindringen des Sing.-Vok. in den Plur. Prät. d. st. Verba); man kann also als bewiesen ansehen, daß diese beiden Dichtungen den gleichen Sprachgebrauch in ihren Reimen zeigen. Anders bei AM und A; siehe hierüber Kölbings Darstellung in der Einleitung seiner AM-Ausgabe, die ich für A durch Ausscheidung aller nicht auch in Hs. L gleich wie in O überlieferten Reime korrigiere. Die Kollationen beider stellte mir Prof. Brandl seinerzeit zur Verfügung. Hierbei ergibt sich:

1. Vokalismus: Wg. *a* > ws. *æ* ist *a* bis auf *gres* : *pres* (frz. *presse*) AM 7972. Wg. *a* > ws. *ea* neben Palatal reimt mit *a* in *ȝare* (*ȝearu*) : *fare* (ae. *faran*) AM 1423, 2357, 3694, A 1187; mit *e* in *schaft* : *laft* AM 7457, dann *togedre* (ae. *togædere*) : *wedre* A 3741, 6084. Wg. *a* > ws. *ea* vor *r* + Kons. läßt sich in AM und A hinsichtlich seiner Lautqualität nicht festlegen, weil hier auch sicheres me. *a* mit sicherem *e* vor *r* reimen. Wg. *a* vor Nasal. Vor gedecktem Nasal bloß Selbstreime oder solche mit Eigennamen, vor Nas. in offener Silbe bloß *a*. Wg. *a* vor *l* > ws. *ea*, angl. *a* reimt mit Dehnung im A mit *e* oder *o*, im A bis auf einen Fall stets mit *e*. Ohne Dehnung in AM und A bloß mit *e*. Ae. *æ* + *g* > ws. *ǣ* in *sǣde* kommt neben Formen mit *ai* vor. Über Reime von *sǣde* mit ae. *a* in offener Silbe und *ai* : *oi*-Reime siehe später. Ae. *e* + *g* > ws. *ē* in *ongeyn*, ws. *ongeān*, *ongēn* reimt in AM und A häufig mit *ē*, *e* und gelegentlich mit *a*. Palatal + wg. *e* reimt mit *i* in *giefan* und *gietan*, mit *e* in *gieldan*, *gielpan*. Mit *i* reimt auch ae. *genge*. *I*-Umlaut von *u* > ae. *y* reimt mit *e*, seltener mit *i*. Wg. *ai* > ae. *ā* reimt ausnahmslos mit *ǭ*. Die von Kölbing verzeichneten Reime mit *a* sind teils Eigennamen, *drof* : *gave* A 3896 ist in L anders überliefert, *on* : *oȝan* AM 3630 und *nan* : *oȝan* AM 6263 sind wohl Kürzungsformen, *mare* : *fare* AM 69 kann auf ae. *māra* zurückgehen und ein *ǣ* : *ā*-Reim sein, *abade* : *sade* AM 6423 ist wohl irgendwie verderbt. Wg. *ai* > ae. *ā* + *g* oder *w* reimt gewöhnlich mit *au*, im AM zweimal mit *ou*. *nought*, *ought* reimt mit *au* und *ou*. Got. *é*, wg. *ā*, ws. *ǣ*, angl. kent. *ē* reimt mit *ę̄* und *ę̆*, die im Reim nicht geschieden werden. Über Reime mit me. *ā* siehe später. Got. *é*, wg. *ā* neben Palatal > ws. *eā*, angl. kent. *ē* reimt mit *ē*, in ws. *ȝeār* auch mit *ā* in *ȝare* : *fare* AM 6771. Ae. *ē*, *ēo*, *ēa* (mit Ebnung) + *g*, *h*, an *eyj* in *deyja* reimt mit *ai* und *ī*. Über den Reim *sleiȝe* : *anuye* (ne. *annoy*) A 9 f. siehe später. *I*-Umlaut von *ū* > ae. *ȳ* reimt im A ziemlich gleich häufig mit *ī* und *ē*, ein-

mal mit frz. *ü* in *fure* : *dure* 4323; im AM häufiger mit *ē*, seltener mit *ī*. Reime von ae. *u*- : *ō* kommen gelegentlich vor. Reime mit Abschwächung von Vokalen unter starkem Nebenton und mit ausgesprochenem unbetontem End-*e* kommen nicht vor. Auffallend sind aber Reime von me. *ai* verschiedener Herkunft mit afrz. *oi*, *ui* und zw. *bywrye* (*biwrēgan*) : *boye* A 4377 (ev. nicht ne. *boy*, sondern *boie*, Henker, nach NED und Diez mit afrz. *buie* 'Kette' in Zusammenhang zu bringen), *seide* : *anoyed* A 877, 1288, 1599, 1668, 2941, 3087, 4159, AM 7226, *day* : *anoy* AM 7080, 7263, *sleiȝe* (*slēah*) : *anuye* A 9, *neiȝe* (*nēah*) : *anoye* A 6116, *dye* (sterben) : *anoye* A 6569. Dann Reime von me. *ę̄* > ae. *ǣ* = wg. *ai* + *l*-Umlaut und ws. *æ*, angl. kent. *ē* < ws. *ā*, got. *ê* mit me. *ā* < ae. *a* in offener Silbe oder frz. *a* und zw. *seide* (l. *sede*) : *made* A 524, 7339, AM 526, 1358, 1872, 2398, *clane* (ae. *elǣne*) : *mane* (ae. *manu*) A 2228, *arerith* : *farith* A 4077, *rade* (ae. *rædan*) : *made* A 4649, AM 4258, 5016, 6118, *hale* (ae. *hǣlo*) : *tale* AM 30, *haþen* (ae. *hǣþen*) : *matþen* (zu ae. *maða*) AM 483 und 8107, : *scaþen* (zu ae. *sceaða*) AM 6718, 7004, 7012, 7511, : *baþen* (ae. *baþian*) AM 6813, 9918, *ferrade* : *glade* AM 1788, 8583, : *made* AM 3528, *rade* (ae. *rǣd*) : *ymade* AM 62, 1601, 2048, 2824, 2860, 4117, *slape* : *ape* AM 814, *sade* (ae. *sæd*) : *made* AM 936, *forlate* (ae. *forlǣtan*) : *gate* AM 1310, *bilaue* (*belǣfan*) : *haue* AM 1999, *dale* (ae. *dæl*) : *smale* AM 3835, *mast* (ae. *mǣst*) : *bast* (afrz. *bast*) AM 4443, *aue* (ae. *ǣfen*) : *haue* AM 5381, *grade* : *made* AM 7118. Weitere Reime mit frz. *haste*, die auch in anderen Denkmälern vorkommen (vgl. Behrens, *Z. Gesch. d. frz. Spr. in Engl.*, S. 75), so daß an Beeinflussung durch ae. *hǣst* zu denken sein könnte, nämlich *mast* : *hest* A 1417, AM 115, 1725, 2213 u. ö., *best* : *hast* A 3396, *fairest* : *hast* A 5242 und Reime mit Prät., wo 'Kompromißformen' (Vokalqual. des Sing., Quantität des Plurals) möglich sind, *spake* : *ytake* A 2922, : *lake* A 5310, *bispake* : *take* AM 2505, : *rake* (ae. *racian*) AM 8037, *bare* : *care* A 5452, : *ware* (ae. *warian*) AM 1686, *ȝaue* : *staue* A 5842, *bade* : *made* AM 376, *quaþe* : *raþe* AM 1592, 8027. Endlich Reime von *i* mit *e*, z. B. *skile* : *hele* (z. *helian*) A 439 f., *deme* : *withinne* A 5928, *selle* : *stille* AM 1300 f., *wesche* : *ywis* AM 2583 und zahlreiche Reime mit *wille* wie *selle* : *wille* A 3724 f., *wille* : *telle* A 5042 f. u. a., aber auch vereinzelt von *ī* : *ē* wie *stede* : *ride* A 2237, *wide* : *glede* AM 1499. Reime von gekürztem *ē* : *i* und *i* : *ē* auch wo Kürzung kaum eingetreten ist (*qwede* : *myde* A 8020, *ȝede* : *myde* A 4780, 5772, 6832, AM 4859, 5267, *stille* : *eastel* AM 1973) sind häufig.

2. Konsonantismus. Ae. *dǣaþ* reimt im AM zweimal mit *d*. Me. *š* reimt häufig mit *s*.

3. Flexion. Plurale auf *-n*, endungslose und umgelautete Plurale stehen häufig im Reim. Von den Verbalendungen erscheinen die 3. Pers. Sing. Ind. Präs. mit *-þ* und gelegentlich mit *-s*, der Ind. Plur. auf *-þ*, oder er ist endungslos (*-n* ist stellenweise möglich, aber nirgends nötig; solche auf *-s* sind mit Kölbing, a. a. O. S. XCIII, nicht beweisbar). Plur. Konj. Präs., Prät. Plur., Indik. und Part. Prät. sind endungslos; in Reimen mit Subst. im Plur. wäre stellenweise ein *-n* möglich. Einsilbige Inf. u. Part. reimen mit und ohne *-n*. Das Part. Präs. endigt auf *-ing* und *-ind*. Der Präs.-Stamm der zweiten sw. Konj. hat gelegentlich das *-i-* bewahrt, auch kommen analogisch frz. Verba mit *-i-* vor. Die Ablautsstufe des Prät.-Plur. ist vom Sing. verschieden bis auf *fleyȝe* (z. *flēogan*) : *eyȝe* (Augen) A 2360, *stowe* (z. *stigan*) : *bowe* (*boga*) A 1209, *schof* : *grof* AM 8780. Ae. *byegan* reimt als *abuyne* : *reyn* A 2992, als *abugge* : *egge* (ae. *ecg*) A 2971, *abigge* : *flegge* (schrecklich, vgl. ae. *flecgan*) AM 3364. — *habban* als *habbe* : *gabbe* (an *gabba*) A 312, : *dabbe* A 2305, 2793, 7303, *habben* (Präs.-Plur.) : *crabben* (ae. *crabba*, Plur.) A 4982, : *gabbe* A 4966; als *haue* : *knaue* A 413, : *bilaue* (*bilǣfan* Inf.) A 2000, : *aue* (*ǣfen*) A 5382. — *libban* als *libbe* : *sibbe* A 5036, 5983, 6328, : *ribbe* A 7965, AM 8192; als *lyue* : *forȝeue* A 1677, AM 1589, : *ȝiue* AM 2455, 4147, 4154, 4912, 6576, 6569, 8961, : *dryuen* A 5730. — *leegan* bloß als *legge* : *egge*

A 3662, AM 2026, 6426, 7466, u. ö. — *lecgan* als *legge* : *egge* A 3662, AM 2026, 6426, 7466, 9086 u. ö. — *seegan* als *segge* : *egge* A 1839, 2151, : *brigge* AM 7730, 7794; als *say* sehr oft. Vom Verb. subst. reimt die 3. Pers. Sing. Ind. Präs. als *is*, die 1. u. 3. Pers. Sing. Ind. Prät. als *was* und im AM viermal als *wes*, der Plur. u. d. Konj. Prät. als *were* und *ware*. Von den Prät. Präsentien und Anomalen stehen im Reim von *witan* des Präs. Plur. *wite* : *bizete* AM 4561 und 6474; von *cunnan* des Präs. Plur. *conne* : *nonne* AM 1191; von *dearr* bloß die 2. Pers. Sing. Präs. *darst* : *arst* (*ærest*) AM 1089; von *sculan* das Plur. Präs. *schulle* : *fulle* AM 8424; von *magan* das Plur. Ind. Präs. *mowe* : *avowe* A 3452, 6323, AM 946, *may* : *clay* A 144, AM 74, : *Tholomey* A 7505; das Konj. Präs. *mow* : *avowe* AM 1051; *mot* bloß das Plur. Präs. *mote* : *bote* AM 3411.

Die zwei Dichtungen zeigen also alle sprachlichen Eigentümlichkeiten der 'S. w. M.' und des R, darüber hinaus aber noch die Formen *ogan, togedere,* dann vor allem Reime von *e* : *a* vor *r*, von *ai* : *oi*, ae. *æ*, *æ̂* : *ā*, *ī* : *ē* und zahlreicher gekürzter *ē* : *i*. Die Sprache aller vier Denkmäler unterscheidet sich deutlich von strengkentischen (siehe die Zusammenstellung in meiner R-Ausgabe S. 48); die Sprache der 'S. w. M.' und des R unterscheidet sich von der Chaucers bloß in folgendem: vereinzeltes *e* für ae. *æ*, Vorkommen der Form *sede* statt *saide*, *au* < *ō* + *w*, *g* und das Part. Präs. auf *-ind*. Dies alles sind Formen, die in London zwar nicht unbekannt waren und die bloß der auf Sprachreinheit bedachte Chaucer gemieden hat. Doch findet sich *gres* für *gras* in Ch.-Hss. (Wild, a. a. O. S. 42) und Londoner Kirchenurkunden (W. Zopf, *Zum Sprachgebrauch in den Kirchen-Urkunden von St. Mary at Hill, London*. Berl. Diss. 1910, S. 20). Bis zur Londoner Proklamation Heinrichs III. (1258) scheint sich überhaupt der Lautwert *æ* erhalten zu haben (E. Dölle, *Zur Sprache Londons vor Chaucer*, Morsbachs Studien 32, S. 92). *sede* findet sich bei A. Davy (ds. S. 30); *au* < *ā* + *w*, *g* ist in den ältesten Londoner Urkunden üblich (Dölle, a. a. O. S. 41), wird aber dann bis auf einen Reim von *know* mit *au* bei Capgrave (Dibelius, Angl. XXIII, S. 186) allgemein durch *ou* verdrängt; erst im 15. Jahrh. tauchen wieder *au*-Schreibungen auf (Zopf, a. a. O. S. 52, Süßbier, *Sprache der Cely-Papers*. Berl. Diss. 1905. S. 51, 52). Part. Präs. auf *-inde* erhalten sich bis Caxton und in die Cely-Papers (Zopf, a. a. O. S. 85, Süßbier, a. a. O. S. 86). Aber auch die besonderen Eigentümlichkeiten des Reimgebrauchs im A und AM lassen sich am ehesten als Londonerisch erklären, sie lassen sich freilich erst in der Überlieferung aus dem 14. und 15. Jahrh. nachweisen. So Verwechslung von *a* und *e* vor *r* in Ch.-Hss. (Wild, a. a. O. S. 8—39) und häufig im 15. Jahrh. (Zopf, a. a. O. S. 18, 19), Verwechslung von *i* und *e* in Schreibungen, bei gekürztem und ungekürztem *ē* (Zopf, a. a. O. S. 36, Süßbier, a. a. O. S. 39, Zachrisson, *Pronunciation of Engl. vowels 1400—1700*, Göteborg 1915, S. 69). *togedere* (bei Ch. *togider*) ist eine gewöhnliche Form (Süßbier, S. 23). *ā* für ae. *ǣ* und *æ̂* endlich erweist

Heuser, a. a. O. S. 37 f. als in London heimisch. Die Reime *ai* : *oi* endlich erklärt Behrens, *Z. Gesch. d. frz. Spr. in Engl.* (frz. Stud. V/2, 1886) S. 160 als Nachwirkung der zentralfrz. Form mit [*üei*], während Heuser (a. a. O. S. 61) an eine hauptstädtische Sprachgewohnheit denkt, also etwa an eine Aussprache [*ɔi*], wie sie für die spätere Zeit durch Schreibungsverwechslungen mit *i*, *y* erwiesen ist (Zachrisson, a. a. O. S. 89).

Es ist daher mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß die vier Gedichte in London entstanden sind, bzw. zumindest Londoner Sprachgebrauch in ihren Reimen folgen, und zwar die 'S. w. M.' und R (in den ursprünglichen Teilen) der gewählteren Sprache, wie sie Chaucer noch etwas verfeinert benutzt, A und AM sorgloser, ohne besondere Auswahl, was auch zu der wenig sorgfältigen Reimtechnik dieser Dichtungen recht gut paßt. Ihre (oder ihr) Verfasser stehen jedenfalls eine sociale Schicht tiefer als die der beiden anderen Denkmäler.

Wien. Karl Brunner.

Ariosts Satiren.

Im Nachlasse Ariosts fanden sich neben vielen unausgeführten Arbeiten sieben fertige Satiren in einer sauberen, zusammenhängenden Abschrift. Jahrhundertelang war man der Ansicht, daß der Dichter das Manuskript eigenhändig geschrieben habe, und zu Ehren seines dreihundertjährigen Geburtstages hat Viani ein Faksimile dieses nachgelassenen Werkes herausgegeben. Neuere Untersuchungen haben diese Annahme erschüttert, ein genauer Vergleich der Schrift der Satiren und der zahlreichen von Ariost selbstgeschriebenen Briefe hat ergeben, daß der Schreiber nicht mit dem Verfasser identisch ist. Immerhin handelt es sich um eine Handschrift, die Ariost zu seinem eigenen Gebrauche hatte herstellen lassen und in die er, solange er lebte, Verbesserungen eintrug. Es ist ja bekannt, daß er sich nur schwer entschließen konnte, ein Werk als fertig herauszugeben, und daß er unermüdlich im Ausfeilen und Verbessern war. So enthalten auch die vergilbten Blätter der Satiren zahlreiche Korrekturen, die aber nicht alle von dem Dichter selber stammen. Nach ihm hat noch eine zweite Hand eingegriffen, vermutlich Doni, als er 1550 die Venezianer Ausgabe der Satiren für Giolito besorgte. Auf jeden Fall sind diese Abänderungen erst nach dem Tode des Verfassers hinzugekommen, denn sie fehlen in den ersten Drucken, die unmittelbar nach seinem Ableben erschienen. Die früheste, uns bekannte Ausgabe stammt aus dem Jahre 1534, sie trägt zwar den Vermerk *di nuovo stampate,* aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß sie die erste war. Weitere Ausgaben sind im 16. Jahrhundert zahlreich, Polidori[1] fürt etwa zwanzig auf, ohne daß seine Zusammenstellung vollständig wäre; ich selbst besitze eine Ausgabe der Satiren von 1581 (Venezia Orazio de' Gobbi), die ihm unbekannt ist. Im 17. Jahrhundert sind die Gedichte so gut wie verschollen, teilweise infolge der Unduldsamkeit der Kirche, die an ihren meist sehr harmlosen Späßen und Angriffen Anstoß nahm, ja sie in verschiedenen Orten auf den Index setzte. Das 18. Jahrhundert zeigte wieder stärkeres Interesse für Ariosts Werke, darunter auch für die Satiren, doch betrachtete man sie zumeist als eine Nebenarbeit, die im Anschluß an den *Orlando* unter den *opere minori* untergebracht wurde. Einzelausgaben sind in dieser Zeit selten, zumeist nichtitalienischen Ursprungs. Neuerdings hat man den Satiren eine erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet. Wir betrachten es als wichtigste Aufgabe der literarischen Forschung, durch das Kunstwerk zu der Person des Schöpfers durchzudringen, und in dieser Hinsicht bieten die sieben Gedichte äußerst wertvolles Material. Mag auch in ihnen

[1] *Opere minori in versi e in prosa.* Firenze 1857 I, X f.

manches auf Konvention und Überlieferung beruhen, mag nicht jedes Wort eine persönliche Bedeutung besitzen, so tritt hier Ariost doch ähnlich wie in den Prologen seiner Komödien in eigener Gestalt vor uns hin und spricht mit eigenen Worten zu uns.

Es ist fraglich, ob wir in den sieben Satiren alle Gedichte dieser Gattung besitzen, die Ariost geschrieben hat. Die Herausgeber der wertvollen Ausgabe von 1550 versprechen auf dem Titelblatt neben den bekannten zwei weitere unveröffentlichte Satiren, die freilich in ihrem Bande nicht enthalten sind, und der Sohn des Dichters Virginio erzählt in seinen Memoiren, daß sich im Nachlaß seines Vaters das Bruchstück einer an Castiglione gerichteten Satire gefunden habe. Auch von ihr ist nichts auf uns gekommen; aus der Tatsache geht jedoch hervor, daß Ariost die ihm offenbar sympathische Dichtungsart fortzusetzen gedachte, ja ihr einen größeren Aufschwung geben wollte, als er der letzten Krankheit zum Opfer fiel. Die ersten fünf Satiren sind alle an Verwandte und Freunde des Dichters gerichtet, die sechste an den Sekretär des Herzogs, sie halten sich also innerhalb des begrenzten Ferrareser Kreises, während die siebente an Bemlo und die geplante achte an Castiglione darüber hinausgehen und in die hohe Literatur eintreten, die sich in diesen beiden führenden Geistern verkörperte. In ihnen spricht oder wollte Ariost zu ganz Italien sprechen.

Er selbst hat, wie gesagt, diese Gedichte nicht herausgegeben; sei es, daß er die Korrektur der vorhandenen noch nicht für abgeschlossen hielt, sei es, daß er sie durch weitere zu vermehren wünschte, aber die Satiren waren doch schon zu seinen Lebzeiten bekannt. Der Dichter Alamani, der sich auch mit Erfolg als Satiriker betätigte, erkennt 1532 Ariost als Vorbild und Meister auf diesem Gebiete an,[1] und da jener damals schon seit längerer Zeit in Frankreich lebte, so setzt seine Kenntnis einen ziemlich ausgedehnten Umlauf der Satiren voraus. Der Gedanke liegt nahe, daß die Personen, an die die Satiren gerichtet sind, diese wirklich erhielten und, stolz auf diese Ehre, weitergaben. Aber man darf sich durch die Briefform nicht täuschen lassen; sie ist traditionell, übernommen von Horaz und Juvenal, und beruht schon bei diesen auf Konvention. Wenn beispielsweise Horaz in einem Gedicht an den steinreichen Mäcenas das Lob der Einfachheit singt, so fehlt jede Beziehung zu dem angeblichen Adressaten. Ähnlich verhält es sich mit der dritten Satire[2] Ariosts. Er erteilt dort dem Vetter

[1] Tambara, Ausgabe der Satiren. Livorno 1903. Einleitung S. 4. Auch der mit Ariost befreundete Bentivoglio hat sie offenbar zu Lebzeiten des Verfassers gekannt und ist durch sein Vorbild zum Satiriker geworden. Das läßt sich der Sat. V des Bentivoglio entnehmen.

[2] Die Numerierung nach der von Polidori. In der Ausgabe von Berardi Campobasso 1918 ist dies die fünfte, in der Übersetzung von Gildemeister,

Annibale Maleguccio Ratschläge wegen der Wahl einer Frau, aber wie sich aus der Einleitung ergibt, hatte dieser schon seine Wahl getroffen, er hätte also nicht die geringste Verwendung für die Weisheiten des Dichters gehabt. Die zweite Satire wendet sich an den Bruder Alessandro und seinen Freund Ludovico da Bagno, die beide den Kardinal von Este auf seiner Fahrt nach Ungarn begleiteten, während der Dichter auf diesen anstrengenden Dienst verzichtet hatte; sie enthält so scharfe Ausfälle gegen seinen früheren und den jetzigen Patron der Adressaten, daß sie für diese bei der aufbrausenden Gemütsart des Kardinals ein gefährliches Danaergeschenk gewesen wäre. Wenn diese Satire überhaupt bei dessen Lebzeiten geschrieben wurde, so behielt sie der Autor sicher vorsichtig in seinem Schreibtisch. Auch die sechste Satire kann nicht wirklich abgeschickt sein. Ariost war gewiß durch und durch Dichter, aber den ehrenvollen Antrag, als Gesandter des Herzogs nach Rom zu gehen, lehnte der im Staatsdienst ergraute Verfasser sicher nicht in Terzinen, sondern in einem prosaischen Aktenstück ab. In der siebenten Satire endlich empfiehlt Ariost seinen Sohn dem gelehrten Bembo und bittet ihn, einen guten griechischen Lehrer für den Jüngling zu suchen. Das wirkliche Begleitschreiben, das Virginio nach Padua mitnahm, ist aber erhalten, und in ihm findet sich noch nicht einmal ein Hinweis auf die poetische Einführung. Bei diesen vier Satiren unterliegt es keinem Zweifel, daß die Briefform nur eine äußerliche Einkleidung ist, daß es sich um selbständige Gedichte handelt, die nur von einem bestimmten, den Adressaten besonders interessierenden Ereignis ihren Ausgang nehmen. Die Anrede des Freundes hat kaum eine größere Bedeutung als die Widmung, die man einer Komödie oder sonstigen Dichtung vorzusetzen pflegte. Bei den Satiren I, IV und V ist es dem Inhalte nach nicht unbedingt ausgeschlossen, daß sie als poetische Sendschreiben verwendet wurden, wenn auch die freimütige Kritik an der Gönnerschaft des Herzogs Bedenken erregt. Die Gleichheit des Stils zwingt aber zu der Annahme, daß diese Satiren dieselbe Bedeutung wie die andern vier besitzen, und daß sie zum mindesten in der jetzigen Form nicht abgeschickt wurden. Wir können uns den Hergang wohl so erklären, daß der ersten Satire ein wirklicher gereimter Brief zugrunde liegt. Der Dichter kündigte dem jüngeren Bruder Galasso seine bevorstehende Ankunft in Rom in Terzinen an und beauftragt ihn, für ein angemessenes Quartier zu sorgen. Die beifällige Aufnahme dieses Scherzes mag Ariost dann zur künstlerischen Durcharbeit des ersten Entwurfes und zur Fortsetzung der Satirendichtung bestimmt haben. Er beabsichtigte offenbar,

herausgegeben von Heyse (Berlin 1904), steht dies Gedicht an erster Stelle. Die Zitate, soweit sie deutsch sind, entstammen dieser vortrefflichen Übertragung.

erst mit der ganzen Sammlung in die Öffentlichkeit zu treten, aber bei der Harmlosigkeit der meisten Gedichte bestand kein Bedenken, Freunden und Bekannten schon einen Einblick in das Manuskript zu gewähren.

Dadurch, daß die Satiren mit den in ihnen erwähnten Ereignissen nur in einem mittelbaren Zusammenhang stehen, wird ihre Datierung erschwert. Die tatsächlichen Vorgänge lassen auf die Abfassungszeit nur insoweit einen Schluß zu, als sie einen frühesten Termin, einen terminus post quem bilden. Immerhin läßt sich das Entstehungsjahr der meisten mit ziemlicher Genauigkeit angeben, mit Ausnahme der ersten, die nach Tambara[1] 1512 oder 1513, nach Berardi[2] und anderen erst 1517 verfaßt ist. Der spätere Termin muß als der wahrscheinlichere angesehen werden, da sonst die erste Satire durch einen Zeitraum von fünf Jahren von den nachfolgenden getrennt wäre. Die zweite ist nach dem Aufbruch des Kardinals und vor dem Eintritt in den herzoglichen Dienst geschrieben. Von der dritten läßt sich nur sagen, daß sie nach der Hochzeit des Vetters Annibale Malaguzzi entworfen wurde, die 1520 stattgefunden haben soll. Die vierte fällt nach dem April 1918, wo Ariost in den Dienst des Herzogs trat, und vermutlich vor dem Juli desselben Jahres, in dem der Kardinal Bibbiena nach Frankreich abreiste. Die fünfte und sechste stammen aus der Garfagnana, und zwar aus dem Jahre 1523; in der sechsten gibt der Dichter selber an, daß er damals 49 Jahre zählte. Die siebente endlich ist 1531 anzusetzen, etwa gleichzeitig mit dem Brief, den Virginio dem z. Z. in Padua lebenden Bembo überbrachte. Die Satirendichtung beginnt danach mit dem 40. Lebensjahre des Verfassers und erstreckt sich bis zu seinem Tode. Dem entspricht auch der Ton der Gedichte: es ist der des gereiften Mannes, der manches erlebt, mit den großen Hoffnungen der Jugend abgeschlossen hat und dem die Enttäuschungen nicht erspart geblieben sind.

Wie das gesamte poetische Schaffen der Renaissance, so steht auch die Satire unter antikem Einfluß. Darüber waren sich sowohl die Autoren als die Theoretiker des 16. Jahrhunderts klar,[3] nur vermischten die letzteren die griechischen *Σάτυροι* mit der *satura*, die altrömischen oder besser lateinischen Ursprunges ist, denn die Dichter, die sie pflegen, entstammen in der Hauptsache der Provinz. Quintilian erklärt mit Stolz: *Satira tota nostra.* Und in der

[1] Giov. Tambara, *Studi sulle Satira di L. A.* Udine 1877. S. 20 ff.

[2] Berardi. l. c. 35. Die dritte Satire wird von Berardi (nach seiner Zählung die fünfte) zwischen 1519 und 1523 angesetzt.

[3] Sansovino in *Discorso sopra la Materia della Satira*, Einleitung zu einer Sammlung *Sette Libri di Satire.* Venetia 1560 und Paterno in *Lettra sorra la Materia della Satira* in *Satire di cinque Poeti illustri.* Venetia 1560. Auch Dietrich in *Pulcinella* 75 ff. (Leipzig 1907) bringt die Satura mit den *Σάτυροι* in Verbindung.

Tat können wir in ihr eine dem italienischen Geist im besonderen Maße angepaßte Form und Gattung sehen. Es ist daher begreiflich, daß Ariost sich zur Satire berufen fühlte, denn er ist der Dichter, der nach dem Urteil Carduccis *il genio, il sentimento, e l'indole* des italienischen Volkes am schärfsten zusammengefaßt und zum Ausdruck gebracht hat. Um Ursprung und Wesen der Satire und zunächst der römischen *satura* zu verstehen, muß man sich vor Augen halten, daß die ersten Verfasser von Satiren, wie Ennius und Pacuvius, in ihren hohen Dichtungen nur Nachahmer der Griechen waren, aber sie blieben doch Dichter, die gelegentlich das Bedürfnis fühlten, dem Zwang der Nachahmung und dem gleich lästigen Zwang des stilisierten Wortes zu entfliehen. Für diese Gedichte, in denen sie sich selber geben durften, in denen sie frei von der Leber weg redeten und sich mit den Ereignissen ihrer Zeit auseinandersetzten, erfand Ennius die Bezeichnung *satura*, die wir am besten durch *Vermischtes* oder *Allerlei* wiedergeben. Die Satura war in erster Linie Gelegenheitsgedicht, und diesen Charakter behielt sie auch, als sie von Lucilius, der zu dem Kreis des jüngeren Scipio gehörte, zu einer literarischen Gattung erhoben wurde. Mommsen vergleicht ihn mit Béranger, und dieser Vergleich ist richtig, insofern die Dichtungen beider sich durch Volkstümlichkeit, Unmittelbarkeit der Empfindung und Freiheit der Form auszeichnen, aber diese Freiheit ist bei dem Franzosen eine Folge seiner souveränen Beherrschung der Form, bei dem Lateiner Flüchtigkeit und Lässigkeit. Lucilius schreibt schlechte Verse; mit spielender Leichtigkeit plaudert er über aktuelle Ereignisse, zumeist politische, die natürlich ihn und die Römer des 2. Jahrhunderts v. Chr. zumeist interessieren; gelegentlich werden aber auch literarische und moralische Fragen mit guter Laune erörtert. Eine beißende Kritik liegt dem Verfasser fern, doch stellt er gern die schlechtere neue Zeit in Gegensatz zu der guten alten. Ihre Einfachheit wird gerühmt, die neumodische Üppigkeit und der zunehmende Luxus getadelt. Das sind die Töne, die sich bei allen späteren Satirikern, auch bei Ariost, wiederfinden.

Varros *Menippische Satiren*, die in populärer Form moralphilosophische Themen behandeln, sind für die Entwicklung von geringer Bedeutung. Der belesene Polyhistor steht stark unter dem Einfluß der Griechen, und vielleicht ist es diesem Umstande zuzuschreiben, daß die späteren Römer nicht an ihn, sondern an Lucilius anknüpfen. Horaz hat diese Abhängigkeit ausdrücklich anerkannt, Persius ließ sich durch Lucilius für die Satire begeistern, und wenn für Juvenal keine direkten Zeugnisse vorliegen, so sind seine Beziehungen zu dem ältesten Satiriker darum nicht weniger deutlich. Horaz steht ihm nicht nur zeitlich, sondern auch geistig am nächsten, aber er unterscheidet sich durch die bessere Form von seinem

Vorgänger. Während dieser noch verschiedene Metren anwendet, hält der Zeitgenosse des Augustus an seinen eleganten Hexametern fest. Auch er bietet keine mitleidlose Enthüllung von menschlichen Lastern, sondern entwirft fein abgerundete Augenblicksbilder gesellschaftlicher Schwachheiten, die mit liebenswürdigem Spott und bester Laune gezeichnet sind. Horaz ist kein Mann der sittlichen Empörung, er weiß es selber, und durchdrungen von dem Gefühl der eigenen Schwäche schildert er seine Menschlichkeit mit behaglichem Humor. Er fühlt nicht den Beruf zum Sittenrichter, er verurteilt nicht die Torheiten seiner Mitmenschen, sondern plaudert und lächelt über sie im Bewußtsein seiner überlegenen, allerdings nicht sehr tiefen Weisheit. Von einem aktuellen Ereignis ausgehend, läßt er sich scheinbar wie Lucilius treiben, aber er ist ein Künstler, der bei aller Freiheit sein Ziel fest im Auge behält. Seine Satiren sind ein geschlossenes Kunstwerk, kein wirres Durcheinander wie die seines Vorgängers. Auch er tut einen Griff in das volle Leben und schreibt Gelegenheitsgedichte, nur daß er sich entsprechend den Zeitverhältnissen von der Politik fernhält. Das war zu gefährlich, und Horaz ist kein Mann, sich der Gefahr auszusetzen.

Der aktuelle Charakter der Satire geht bei Persius und Juvenal verloren. Ersterer deklamierte zwar mit der ganzen Empörung der Jugend gegen ein verderbtes Jahrhundert, aber mit Ausnahme der ersten Satire gegen die Schriftsteller seiner Zeit trägt er einen zeitlosen Charakter und behandelt stoische Lehrsätze, wobei er allerdings ganz im Sinne des Horaz die goldene Mittelstraße empfiehlt. Persius ist abstrakt und theoretisch, ohne Witz und ohne Humor. Wo Horaz launig ist, wird er pathetisch; wo jener lächelt, deklamiert der jüngere Dichter. Dieser rhetorische Charakter tritt bei Juvenal noch stärker hervor. Wer seine Satiren liest, ist geneigt, ihn wegen der Rücksichtslosigkeit und des Freimuts, mit denen er die Laster der höchsten Kreise geißelt, zu bewundern; aber diese rücksichtslosen Angriffe richten sich gegen Leute, die seit 100 Jahren im Grabe modern, sie haben nur theoretische Bedeutung; die Entrüstung ist künstlich, nicht die des in seinen heiligsten Gefühlen beleidigten Moralisten, sondern des Rhetors, den Enttäuschungen und persönliche Verbitterung zur Darstellung der schwärzesten Seiten des gesellschaftlichen Lebens drängen. Juvenals Satire ist persönlich, aber nicht zeitlich. Auch er besitzt keinen Humor und wenig Witz. Seine gleichmäßig gallige Schilderung wirkt eintönig und auf die Dauer langweilig, zumal da sein künstlerisches Gefühl äußerst gering ist. Seine Komposition ist schlecht; die Satire zerflattert und verfehlt trotz der schwärzesten Farben ihre Wirkung. Juvenal will ein strenger Sittenrichter sein, aber ihm fehlt dazu die Größe des Charakters, und in dieser Beziehung bleibt er selbst hinter Persius zurück.

Gleiche Ursachen bringen gleiche Erscheinungen hervor. Wie einst die Lateiner, so fühlten sich auch die Italiener des ausgehenden Quattrocento durch die Nachahmung und den kasuistischen Wortzwang eingeengt. Auch sie suchten einen Ausweg, eine Möglichkeit, sich freier, selbständiger und persönlicher auszugeben, als es die Nachbildung der Antike und der mustergültige Petrarkismus erlaubten. Da die hohe Poesie diesem Drang vorschlossen war, brach er sich in einer bodenständigen, realistischen Dichtung Bahn, in der die Verfasser alles und jedes, selbst das Gemeinste aussprachen und sich selbst mit zynischer Offenheit gaben. Als Reaktion gegen die Unnatur einer gewaltsam aufgepfropften Kunstpoesie erschien zu Ende des 15. und noch mehr im 16. Jahrhundert eine unübersehbare Menge von Capitoli, Epistole, Satiren, Madrigalessi u. a. m., die man teilweise nur als Schmutzliteratur bezeichnen kann. Der antike Einfluß fehlt auch hier nicht, aber er fällt weniger ins Gewicht, da er auf Realismus und Beobachtung der Wirklichkeit drängt. Die Eigenschaften des italienischen Volkes, die in der hohen Poesie unterdrückt wurden, seine Spottsucht, Lachlust, seine Freude am Niedrigen, sein gesunder Wirklichkeitssinn, seine Skepsis, seine Fähigkeit, dem Großen eine komische, dem Kleinen eine ernste Seite abzugewinnen, kommen in dieser Literatur zum Ausdruck. Die Bezeichnung spielt dabei eine untergeordnete Rolle, und es ist schwer, einen begrifflichen Unterschied zwischen Satire, Epistel und einem Capitolo anzugeben. Auch die Zeitgenossen vermochten es nicht. Wenn z. B. Sansovino (l. c.) als das Wesen der Satire betrachtet, daß sie *cose umili e basse* in einem *stil umile e basso* behandelte und *simplicità* mit *acerbità* verbindet, so sind das Allgemeinheiten, die ebensogut auf das Capitolo passen. Ähnlich äußert sich Paterno (l. c.): Der Stil der Satire soll *umile e pedestre, non molto dalla prosa lontano* sein, aber nicht *insipido, troppo sordido, e osceno*; sie verlangt *spirito e energia e con pensata temperanza impensato progresso,* sowie Witz, Geist und Lebendigkeit. Auch damit ist nicht viel anzufangen. Wichtiger ist, wenn er als Zweck der Satire bezeichnet: *esaltare la virtù e diradicare i vitii.* Die moralische Absicht ist offenbar das entscheidende Merkmal, das die Satire von den anderen, ihr nahestehenden Gattungen trennt. Diese Auffassung fügte sich trefflich in die ästhetische Lehre der Renaissance ein, der es ja vor allem darauf ankam, den moralischen Nutzen der Poesie nachzuweisen. Wenn also die Satire diesen lehrhaften Zweck in besonderem Maße erfüllte, so folgt daraus, daß sie auch besonders hoch geschätzt und mit besonderer Vorliebe gepflegt wurde. Ariost war viel zu sehr Künstler, um sich mit Kunsttheorien zu befassen, aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch er dieser Ansicht huldigte und daß er es als Aufgabe der Satire betrachtete, zu der Belehrung und Besserung der Menschen beizutragen.

Man kann ihn als den Schöpfer der italienischen Satire bezeichnen, wenn er auch einen und zwar sehr bedeutenden Vorgänger in Antonio Vinciguerra, dem Sekretär der Republik Venedig, besaß, dessen sechs Satiren 1485 erschienen. Aber dieser steht mit seinem ungeheuren Pessimismus, mit seiner Verzweiflung an der Welt völlig allein. *Misera etade secolo infelice!* ruft er aus. In den *cieco viver nostro*, dem sinnlosen Leben, sieht er nichts als die kurze Dämmerung einer zwecklosen Hoffnung. Der Mensch ist das elendeste Geschöpf, *Nascemo infetti.* Die Welt erscheint ihm wie Hamlet als ein Garten voll Unkraut. Er vergleicht sich selbst mit einer Latrine, die Kot, Urin, Krankheit, Schmerzen und Trauer von sich gibt, und drei Jahrhunderte vor Leopardi bezeichnet er die Welt als *fango mortal che è bello in vista.* Daß Ariost die Gedichte Vinciguerras gekannt hat, ist anzunehmen, aber einen Einfluß konnte deren verzweifelte Stimmung auf sein kindlich-fröhliches Dichtergemüt nicht ausüben, höchstens daß sie ihn zum Widerspruch reizte. Wenn z. B. der Venezianer die Ehe für einen *huomo d'intelletto* verwirft, das Weib ein *idolo di lussuria* nennt und in beinahe Schopenhauerscher Weise den Geschlechtstrieb als eine Verblendung des Einzelnen zwecks Erhaltung des Ganzen bezeichnet, so erklärt Ariost (Sat. III):

daß niemand ohne Frau zur Seite
im Guten nicht vollkommen werden kann,
noch ohne Sünden leben, wer nicht freite.

— — — — — — — —

Was Liebe ist, was Menschlichkeit bedeute,
erfährt er (der Ehelose) nie.

Stärker können die Gegensätze nicht sein. Dagegen hat der jüngere Dichter die Form des älteren übernommen, es ist die Terzine. Der Vers der *Divina Commedia* hatte im Laufe der Jahrhunderte seine Erhabenheit zugunsten der Ottava eingebüßt. Bei Vinciguerra besitzt er noch einen Rest vom Geiste und der Kraft Dantes, im 16. Jahrhundert dagegen wurde er völlig zum Metrum der realistischen Tagespoesie. Ariost verwendet in seinen Satiren ausschließlich die Terzine, die meisten Satiriker folgten seinem Beispiele, und nur in Ausnahmefällen finden sich der sdrucciolo sciolto, der endecasillabo sciolto oder die Stanze.

Inniger sind die Beziehungen Ariosts zu den römischen Satirikern. Zwar die Fragmente des Lucilius wurden erst 1597 herausgegeben, jedoch konnte sich unser Dichter aus den zahlreichen Zitaten bei Cicero und Varro ein Bild von dessen Kunst machen. Ein direkter Einfluß ist trotzdem nicht wahrnehmbar; was die beiden Satiriker gemeinsam haben, wird durch Horaz vermittelt, höchstens der Spott über die Ausländerwelt, sei es, daß man sich als Spanier gebärdet (Sat. I, 76 ff.) oder seinen guten christlichen

Taufnamen in einen klassischen verwandelt (VII, 58 ff.), könnte durch Lucilius' Schilderung der Gräkomanie (II, 85) hervorgerufen sein. Am meisten verdankt Ariost dem Horaz, der bekanntlich sein Lieblingsschriftsteller war. Der Römer diente ihm als Vorbild für seine jugendliche lateinische Liebeslyrik, und durch die Erklärung horazischer Gedichte soll er später die bewundernde Anerkennung der römischen Gelehrten errungen haben. Wenn der Sänger des *Furioso* dem Lateiner an schaffender Phantasie auch weit überlegen ist, so besteht zwischen beiden doch eine geistige Wahlverwandtschaft, die besonders in ihren Satiren zum Ausdruck kommt. Beide standen schon im reifen Alter, als sie sich dieser Dichtungsart widmeten; beide hatten das Leben von der ernsten Seite kennengelernt und manche Enttäuschung erlebt; beide wissen, daß die Welt voll von Fehlern und Unvollkommenheiten ist, aber die Torheit der Menschen versetzt sie nicht in flammende Entrüstung, sondern lockt ihnen nur ein kluges Lächeln weltmännischer Weisheit ab. Beiden ist die künstlerisch vollendete Darstellung dieser Verkehrtheiten zum Schluß wichtiger und interessanter als die Besserung der Menschen, zu der weder der Zeitgenosse Leos X. noch der des Augustus Vertrauen hat. Ariost steht seiner eigenen Weisheit skeptisch gegenüber. Er macht (Sat. III) die schönsten Vorschläge, wie man sich der Treue seiner Frau vergewissern kann, um wehmütig zuzugeben, daß seine Ratschläge nichts nützen werden, wenn sie die Absicht hat, ihren Mann zu betrügen. Er wie Horaz leben in einem Jahrhundert, wo die großen Interessen des öffentlichen Lebens längst erloschen sind, und wo es nur noch eine bedeutende Idee gibt, die Kunst. Das Bewußtsein ihres Künstlertums ist die treibende Kraft ihres Lebens und Schaffens, es verleiht beiden den Mut, sich mit ihren Fehlern und menschlichen Unvollkommenheiten hüllenlos darzustellen. Sie sind groß als Künstler, warum sollten sie auch groß als Menschen sein? Es liegt auf der Hand, daß Ariost dabei der empfangende, Horaz der gebende Teil ist, aber nichts wäre falscher und ungerechter, als von einer Nachahmung zu reden. Die Ähnlichkeit ergibt sich aus der Wesensgleichheit der beiden Dichter. Wenn z. B. Ariost die Einfachheit rühmt und das ärmliche Mahl am eigenen Tisch der Schlemmerei an der Tafel des Gönners vorzieht, so konnte er die Idee dem Horaz entnehmen, aber sie ist darum nicht weniger seine eigenste Empfindung, ja sie trägt vielleicht in seinem Munde sogar einen persönlicheren Charakter als in dem seines Vorgängers. Die Weltanschauung beider Dichter ist in vieler Hinsicht die gleiche, aber es spricht für die Selbständigkeit des Italieners, daß er stofflich von Horaz herzlich wenig übernommen hat. In dieser Beziehung boten ihm Persius und Juvenal mehr. Wenn er beispielsweise in der siebenten Satire gegen die Humanisten loszieht, so spürt man

den Einfluß der ersten des Persius. Wenn Juvenal über die Nichtigkeit der vornehmen Abstammung ohne eigene Tüchtigkeit spottet, so greift Ariost dieses Thema auf, freilich um es in ganz anderem Geiste zu verarbeiten. Der Römer klagt auch über die unwürdige Behandlung der Klienten durch den Patron sowie über die geringe Schätzung und schlechte Entlohnung der gelehrten Berufe; diese Beschwerden mußten besonderen Eindruck auf den modernen Dichter machen, der schwer unter dem Joch seines Gönners, des Kardinals von Este, litt und später nur kümmerlich von den dürftigen Zuwendungen des Herzogs Alfonso lebte. Wo er z. B. in der zweiten Satire auf diese schlimmen Erfahrungen zu sprechen kommt, geschieht es mit einer Bitterkeit, die ihm sonst fremd ist und sich vielleicht wenigstens teilweise auf den Einfluß Juvenals zurückführen läßt. Diesem ist unser Dichter an Menschenliebe, Humor und Liebenswürdigkeit ebenso weit überlegen wie als Künstler. Er erreicht zwar nicht ganz die Kunstfertigkeit des Horaz; offenbar hat er die geschickte Technik, mit der dessen Satiren aufgebaut sind, nicht erkannt. Er sah Zufall, Laune und Willkür, wo in Wirklichkeit die genaueste Berechnung waltet, oder glaubte im Geiste Horaz' zu handeln, wenn er sich planlos treiben läßt, ohne zu merken, daß sein Vorbild wohl die Zügel lockert, aber stets fest in der Hand hält, während sie bei ihm gelegentlich am Boden schleifen. Dante in *De vulg. eloquentia* I, 15 erhebt gegen die Ferrareser den Vorwurf der *garrulitas* (loquacità); in Ariosts Satiren gibt es verschiedene Stellen, die ihn rechtfertigen, aber wenn dieser Mangel auch besteht, wenn der Dichter bisweilen abschweift und sein Thema aus dem Auge verliert, so verfällt er doch niemals in die Planlosigkeit und Zerfahrenheit Juvenals.

Sansovino bezeichnet die Satiren als *ardentissime riprenditrici delle cose non buone.* Das trifft auf die Gedichte Ariosts nicht zu und kann es auch nicht bei einem Verfasser, den selbst ein scheelsüchtiger Beurteiler wie Aretin[1] als die *somma bontade,* als den Inbegriff der Güte, bezeichnet. Diese Güte oder milde Nachsicht kommt überall zum Ausdruck. Ariost rät (Sat. III) zu einer humanen Behandlung der Frau, während noch Shakespeare eine Tracht Prügel für ein geeignetes Mittel zur Herstellung des ehelichen Friedens hält; er empfiehlt (Sat. VII), die Jugend mit Güte zu erziehen, selbst auf Kosten der Gelehrsamkeit, und sogar für die Tiere hat er ein fühlendes Herz. Er ermahnt (Sat. I) den Bruder Galasso, der ihm in Rom Quartier bestellen soll: 'An den Pferden auch tu deine Pflicht'. Über seine eigene Harmlosigkeit und über die seiner Satiren ist der Dichter völlig klar, wenn er V, 49 f. erklärt:

[1] Im Prolog der *Cortigiana.*

Ich töte nicht, ich haue nicht, vor mir ist
ein jeder sicher.

Er schildert wohl die Laster der Humanisten, aber er weiß (VII, 94 ff.):

Wollt ich jedoch auf sie die Geißel schwenken,
so käm ich wegen Raubes in Verdacht
an Aretins und an Pistojas Schränken.

Nein, die giftigen Waffen dieser Satiriker will und kann Ariost nicht führen; bei ihm überwiegt der Humor, das verzeihende Mitleid eines großen und weichen Herzens, die Schärfe. Er stellt menschliche Laster und Torheiten dar, und gewiß fällt manchmal ein hartes Wort des Unmuts, aber der Geist, der das Ganze beseelt, ist milde und verzeihend. Sein Humor versöhnt mit den dargestellten Schwächen, er lächelt sie weg und löst sie in Nichts auf. Verkehrtheiten, über die man so harmlos und launig plaudern kann, können nicht so schlimm sein, es sind Zufälligkeiten, die man belacht, keine Fehler, die notwendigerweise der Menschheit anhaften. Ariosts Welt ist trotz einzelner Mängel gut, während der Pessimismus die eigentliche Grundlage der Satire ist. Er gehört nicht zu den größten auf diesem Gebiet, aber wenn er durch seinen Optimismus als Satiriker verliert, so gewinnt er dadurch als Mensch und Dichter.

Der Verfasser des *Orlando*, der auf einem Flügelroß über Meer und Länder jagt, ist kein Weltverneiner. Aber man kann nicht immer durch die Wolken fliegen, in den Satiren schickt er sich zu einem irdischen Spaziergang an. Auch ein solcher hat seine Reize und ist geeignet, ihn und seine Freunde zu amüsieren, wenn man dabei auch keine wunderbaren und überraschenden Dinge sieht, wie bei einem Ausflug nach dem Mond. Ariost legt nur Wert auf die Darstellung, nicht auf den Stoff. Die Gegenstände seiner Satire sind alles andere als neu. In erster Linie müssen natürlich die Pfaffen herhalten. Das war im 16. Jahrhundert selbstverständlich. Zwar hatte schon das ganze Mittelalter über ihre Streiche und ihre Verkommenheit gelacht, aber das Thema war unerschöpflich und wurde von dem Publikum der Renaissance stets dankbar aufgenommen. Ariost hat es gründlich ausgebeutet, besonders die Ehelosigkeit der Priester, die mit Notwendigkeit zur Unsittlichkeit führt, mißfällt ihm,

drum ist die Klerisei
auch solche gierige, grausame Meute,
wie wölfisch sie, wie eselhaft sie sei. (III, 24—26.)

Fast die ganze erste Satire ist diesem Thema gewidmet. Er schildert den Pater, der 'rot wie ein Krebs', voll von Wein auf die Kanzel steigt, um dem 'nüchternen' Volk das Evangelium auszudeuten. Er spottet über die Schlemmerei der Mönche, über die Bischöfe, die ihr Amt auf Vorschuß gekauft haben und daher be-

ständig in Geldnot sind, und über die ehrgeizigen Kardinäle, ja selbst bis zum Papste erhebt er sich,

der nicht ruht, bis Kinder und Nepoten
er aus dem bürgerlichen Stand erhebt,

der sich nicht scheut, Italien dem Bürgerkrieg preiszugeben, um seine Bastarde zu versorgen. Es klingt sehr bedenklich, wenn es von ihm heißt:

Bannflüche fertigt er in aller Eil'
für seine Nachbarn; für die Wölfe und Raben
des grimmen Mars hält man den Ablaß feil,

aber man muß bedenken, daß weder die Flüche noch der Ablaßhandel in Italien tragisch genommen wurden. Ein deutscher Mönch, wie Fra Martino, dessen Unglauben Ariost übrigens nicht 'streng und grämlich' nimmt (VII, 43), mochte sich über derartige Dinge empören, die Italiener hatten sich längst daran gewöhnt und lachten darüber. Man braucht nur an Macchiavellis Fra Timoteo zu denken, um die Harmlosigkeit der Ariostschen Ausfälle zu verstehen.

Einen ebenso dankbaren und beliebten Stoff wie die Pfaffen boten die Weiber. In der dritten Satire schildert Ariost die Mißstände der Ehe, die nicht ausbleiben können, ob man nun eine schöne oder eine häßliche Frau wählt. Im ersten Fall hat man Sorgen und Eifersucht, im zweiten 'Pein fürs Leben', wenn man auch nicht die Gefahr läuft, betrogen zu werden. Dieses Unglück ist bei einer schönen Frau beinahe unvermeidlich, und nur ein sicheres Mittel gibt es dagegen, das der Teufel einem armen, von der Eifersucht gequälten Maler in einer Facetie des Poggio (No. 133) angibt. Ariost hat diesen derben Spaß, der auch sonst sehr beliebt war[1] und dem unerschöpflichen Repertoire mittelalterlicher Schwänke entstammt, in graziöse Verse gebracht. Auch was er sonst an den Frauen zu tadeln hat, ihre Putzsucht, Uberhebung, ihren Stolz und ihre Mißwirtschaft, beruht auf Überlieferung, und der konventionelle Charakter dieser Kritik tritt um so klarer zutage, als sie sowohl zum Leben des Dichters als zu den Stellen, wo er seiner eigenen Auffassung folgt, im schärfsten Widerspruch steht. Er selbst betrachtete es als das größte Glück, als er endlich seine Alessandra heimführen konnte, und er lebte mit ihr in ungestörtester Harmonie, ja in derselben Satire, wo er in der beliebten Form des Mittelalters über die Frauen spottet, zeigt er sich, wo er seine eigene Ansicht ausspricht, als ein begeisterter Verehrer der Ehe, ohne die man 'im Guten nicht vollkommen werden kann' und nicht weiß, was 'Liebe und Menschlichkeit bedeuten'. Hier spricht er wirklich aus, was er für seine Alessandra,

[1] Er findet sich bei Rabelais '*Pantagruel*' III, 38, und Lafontaine, *Contes* III, 12. Auch Shakespeare nimmt im *Kaufmann von Venedig* auf diese Ringfabel Bezug.

die den Mittelpunkt seines Lebens und Denkens bildete, empfand:

Sei zärtlich, liebe sie mit solchem Sinn,
wie sie dich lieben soll; lob ihre Sachen,
und was sie tut für dich, nimm dankbar hin. (II, 253—255.)

Dieses Gedicht zeigt deutlich, wie Persönliches und Unpersönliches in den Satiren nebeneinander stehen. In den meisten Fällen durchdringen sich die beiden Elemente. Die Laster der Humanisten, die Nichtsnutzigkeit der Höflinge, der Geiz und die Kargheit der Gönner hat Ariost sicher selber gesehen und gespürt, aber darum gehörten sie doch zu den üblichen Themen seiner Zeit, die zahlreiche Schriftsteller vor und nach ihm behandelt haben, manche, z. B. Aretin, sogar viel schärfer als er. Er empfiehlt die goldene Mittelstraße, wie alle Satiriker seit Lucilius, aber er hatte dabei sicher nicht das Bewußtsein, daß er eine tausendjährige Weisheit wiederholte, sondern es geschah aus seiner eigenen Empfindung heraus. Er war ein Mann der Mäßigung. Selbst in der Religion wünscht er eine wohlabgestimmte Frömmigkeit (III, 197—199); seine Vaterlandsliebe findet sich mit den Grenzen eines Kleinstaates ab, und selbst seine Liebe ist in der Jugend mehr ästhetisch, später mehr treue Anhänglichkeit als stürmische Wallung. Seine Phantasie ist überschwenglich, im Leben steht er ohne größere Leidenschaften da, und das Bekenntnis zur guten Mitte, das im Munde eines großen Dichters etwas spießbürgerlich anmutet, entspricht seiner Neigung, wenn es auch in keiner Weise originell ist. Die Originalität des Satirikers liegt nicht im Stoff, sondern vor allem in der Stellung, die der Verfasser innerhalb dieses Werkes sich selber zuweist. Er ist nicht nur Subjekt, sondern auch Objekt der Komik. Er selbst, der Dichter im praktischen Leben, ist der Gegenstand seiner Satire.

Ariost ist durch und durch Künstler, d. h. ein Mensch, der völlig von seinen Launen, Stimmungen und augenblicklichen Eingebungen abhängig ist. Er kennt seinen Charakter, und schon in jungen Jahren schreibt er ein lateinisches Gedicht *De sua ipsius mobilitate.* Zwang verträgt er nicht. In Satire I sagt er:

Ich hab' ein unbeständig Herz im Leibe,
drum war mir, mich zu binden, stets verhaßt.

Er weiß, wenn er heiratet, hat er Lust, Priester zu werden, und wenn er Priester wird, hat er das Bedürfnis nach einer Frau. Er ist Dichter, aber vom Dichten kann man nicht leben, zumal in jener Zeit, wo die Kunst des Lesens auf eine kleine Oberschicht beschränkt, der Nachdruck aber so gut wie unbeschränkt war. Er hat nicht nur für sich, sondern auch für die zahlreichen jungen Geschwister und seine alternde Mutter zu sorgen. Der Konflikt zwischen Kunst und Broterwerb durchzieht sein ganzes Leben; aber so ernst er im Leben gewesen sein mag, in der Dichtung wird er

niemals tragisch. Nach der Sitte der Zeit trat er in den Dienst des Kardinals von Este und erwartet von ihm eine angemessene Pension, doch zu seiner Überraschung ist dem wenig kunstsinnigen Gönner mit Versen nicht gedient, sondern er will praktische Leistungen, er gönnt Ariost

selten einen Ruhetag,
und statt zum Dichten braucht' er mich zum Reiten,
und über Stock und Stein im steten Flug. (VII, 237—239.)

Er sandte ihn als Vertreter an verschiedene italienische Höfe, ein diplomatischer Dienst, zu dem man Dichter und Gelehrte von Ruf gern verwendete, da sie das Latein glänzend beherrschten und durch ihren Ruhm überall Eingang fanden. Aber das Reisen ist Ariost ein Greuel, vielleicht weniger das Reisen selber als der Zwang, daß er reisen muß. Während er von Ort zu Ort gejagt wird, ist sein Ideal, still im bescheidenen eigenen Häuschen zu leben oder die Villeggiatura guter Freunde zu teilen, wie er Sat. V, 115 ff. sie beschreibt:

Anmut'ge Landschaft stimmte stets aufs beste
zum Schreiben mich; sie hat es oft getan
in unserm Reggio, meinem Wiegenneste.
Noch heut' entzückt mich dein Maurizian,
das schöne Haus, das Flüßlein, die Asyle, (ombroso seggio)
die schatt'gen, so die Nymphen sich ersahn;
der Weiher, der den Garten rings mit Kühle
umschließt, der frische Bach, der erst die Au
bewässert und hernach treibt er die Mühle.

Dort möchte er träumen, dichten, fabulieren. Seine Phantasie erschließt ihm Herrlichkeiten, mit denen keine Ferne wetteifern kann. Wozu also reisen? Nur weil der Patron es befiehlt. Im Jahre 1513 scheint sich eine Gelegenheit zu bieten, das verhaßte 'Joch des heiligen Kardinals' abzuschütteln. Leo X. besteigt den päpstlichen Thron, dem Ariost früher freundschaftlich nahegestanden hat. Mit köstlicher Selbstironie erzählt er, wie er nach Rom kommt, um sich bei dem neuen Oberhirten in Erinnerung zu bringen. Die Aufnahme entspricht seinen kühnsten Hoffnungen. Der Papst erhebt sich von seinem heiligen Sitze, nimmt die Hand des Dichters, umarmt und küßt ihn auf beide Wangen 'väterlich'. Doch der praktische Erfolg bleibt aus, im strömenden Regen muß er zu seinem einsamen Abendessen im 'Lamm' zurückkehren. Er tröstet sich damit, daß der Papst erst an die vielen Nepoten denken müsse, und daß man zum Schluß als Kardinal auch nicht glücklich sei. Aber auf Rom hofft er nicht mehr. Als ihm zehn Jahre später der Gesandtenposten bei der Kurie angetragen wird (Sat. VI), mit dem Bemerken, daß er dort 'Ehre und Gut' einheimsen könne, lehnt er ab: An Ehre habe er genug und auf Reichtum hoffe er

nicht mehr. So verbringt er weitere Jahre im Dienste des Kardinals, aber stolz erklärt er (II, 262), wenn dieser

Meint, daß er mich gekauft mit seinen Gaben,
so geb' ich sie zurück, leicht fällt die Wahl,
und will nur meine Freiheit wieder haben.[1]

Endlich erfolgt der Bruch. Der Dichter hat nun die Freiheit, aber auch die Armut. Natürlich kann er sie nicht ertragen, und schon nach wenigen Monaten begibt er sich wieder in den 'Käfig, der der Nachtigall zur Plage wird'. Er tritt in den Dienst des Herzogs.

Und weil ich leben muß von fremdem Gut,
ist's besser, mich beim Herzog satt zu laben,
als bei geringem Volk mit Bettelei
mein täglich Brot zusammen mir zu schaben. (IV, 24—28.)

Nun klagt er wieder über den Dienst, der sich von dem früheren nur dadurch vorteilhaft unterscheidet, daß er zu Hause bleiben kann. Aber Alfons' Kasse ist durch den Krieg erschöpft, er hat kein Geld mehr für das Mäzenatentum, und so schickt er den Dichter als Statthalter in die Garfagnana, ein wildes Bergland mit einer verwilderten Bevölkerung, das nach den letzten Wirren an Ferrara gefallen war. Ariost selbst meint (V, 177), der Fürst habe mehr an die Not seines Dichters als an die seiner neuen Untertanen gedacht. Eine ungeeignetere Wahl konnte er kaum treffen, sie wird höchstens noch durch die Berufung Sancho Pansas zum Statthalter seiner Insel überboten. Ariost hat die volle Einsicht in das Groteske seiner Stellung:

Wie man ein Land regiert, will der ermessen?
Ein Mann, den wenig von den Fünfzig trennt
und noch von Knabennarretei besessen?

Sein Reich besteht aus 83 Ortschaften, und in allen gibt es nur Mord und Totschlag, nur Diebstahl und Zank. Die Mörder sind zahlreicher als die Häscher, und mit eingerollter Fahne geht ihnen die Polizei vorsichtig aus dem Wege. Er selbst, der Herr Gouverneur, bittet, schmeichelt, droht, verurteilt, spricht frei und vor allem schreibt er Akten, 'täglich neue Bogen an seinen Herrn um Beistand oder Rat'. Mit hinreißender Selbstironie schildert er sich in seiner ganzen Hilflosigkeit. Er vergleicht sich mit dem Huhn, das mit dem gefundenen Juwel nichts anzufangen weiß, und mit dem Schiffer, der vom König ein Pferd erhält, aber nur zu rudern, und nicht zu reiten versteht, und er kommt zu der Einsicht, daß er kein Reiter ist. Auch der Herzog muß wohl allmählich erkannt haben, daß man aus einem Dichter, und noch dazu dem *più fantastico e capriccioso,* wie ihn Carducci[2] nennt, keinen Landrat

[1] Übrigens auch eine Erinnerung an Horaz, Sat. I, VII, 35—39. *Inspice si possum donata reponere laetus,* cf. Berardi l. c. S. 30.

[2] *Delle Poesie latine edite ad inedite d. L. A.* S. 18.

machen kann. Er rief ihn nach Ferrara zurück, wo Ariost seine letzten Lebensjahre in dem heiß ersehnten eigenen Heim, an der Seite seiner Alessandra in Unabhängigkeit, frei von jedem lästigen Zwang verbringen durfte. Ob das Glück seinen Erwartungen entsprach? Es scheint fast nicht so, denn er, dem das Reisen so verhaßt war, solange er reisen mußte, besucht in den nächsten Jahren Venedig, Correggio und Mantua. Ariost war eine gesellige Natur. Schon der Gedanke, allein zu Mittag zu speisen, ist ihm unerträglich (II, 163), er brauchte Menschen und Bewegung, und vermutlich trieb es ihn von der Stille des eigenen Heims wieder in den Lärm des Lebens hinaus.

Die Forscher, die sich mit den Satiren beschäftigen, greifen zumeist nur einzelne Stellen heraus, die sie als Belege für Ariosts Ehrenhaftigkeit und Aufrichtigkeit, seine Bescheidenheit und seine Vorliebe für die Einfachheit anführen. Das ist eine äußerliche Betrachtung, die an Eigenschaften haftet, die sich entweder von selbst verstehen oder doch für das innerste Wesen des Dichters wenig besagen. Der Wert der Satiren besteht in dem Lebensbild, das er von sich selber entwirft. Beruht dieses auf Wahrheit? Das Dasein des Dichters war nicht leicht, reich an Ungnade, Zurücksetzung und Kränkung; und ist es ihm wirklich gelungen, alle diese Widerwärtigkeiten,

des Unterdrückers Zwang, des Stolzen Hohn,
. . . . . des Rechtes Aufschub,
den Übermut der Ämter und die Schmach,
die Unwert schweigendem Verdienst erweist,

so leicht zu tragen, wie es nach den Gedichten den Anschein hat? Es ist wenig wahrscheinlich, eher muß man annehmen, daß sein empfindliches Dichterherz schwer darunter gelitten hat. Aber das, was ihm das Leben vergällte, das rang er in der Poesie nieder, das löste er mit überlegenem Humor in Scherz auf. Das Lebensbild der Satiren ist ein Kunstwerk, vielleicht das größte, das unser Dichter geschaffen hat, und um es zu schaffen, dazu bedurfte er nicht nur eines starken Talentes, sondern in erster Linie einer seelischen Größe, die sich durch äußerliches Mißgeschick zwar gelegentlich verstimmen, aber nicht dauernd erbittern ließ. Pietro Aretino hat, wie schon erwähnt, Ariost als die *somma bontade* bezeichnet. Vielleicht war niemand besser geeignet, den Charakter unseres Dichters zu beurteilen, als der Pamphletist, der in jeder Beziehung sein Widerpart war. Er ließ sich von dem Bösen überwinden, Ariost überwand das Böse mit Gutem.

Berlin. Max J. Wolff.

Maupassant und Flaubert.

Flaubert hat bis zu seinem Tode, am 5. Mai 1880, Maupassant seine Freundschaft und Sorge geschenkt, die fast an Vaterliebe grenzte. Maupassant war ihm ein Erinnerungsbild seiner Jugend, ein Stück neugeschenkter Jugend aus der Zeit des Freundschaftsbundes von Gustave und Caroline Flaubert mit Alfred und Laure le Poittevin. Fl.s Liebe zu dem etwas älteren, früh verstorbenen Alfred hat nie aufgehört. Als er an Laure de Maupassant geb. le Poittevin den ersten — erhaltenen — Brief, nachdem sie sich längere Zeit aus den Augen verloren hatten, als Antwortbrief schreibt, wohl Ende 1863, da ist der ganze Brief voll vom Andenken an Alfred: *Elle* (der Brief) *m'a apporté, comme sur un souffle d'air frais, toute la senteur de ma jeunesse, où notre pauvre Alfred a tenu une si grande place! Ce souvenir ne me quitte pas. Il n'est point de jour, et j'ose dire presque point d'heure où je ne songe à lui!* Aus dieser romantisch-sentimentalen Erinnerungsstimmung heraus warf er sich mit seiner unverbrauchten Liebeskraft, die er so gerne gab, wenn er die eigenen Hemmungen überwinden konnte, auf den jungen Guy, den Sohn der Freundin und vor allem den Neffen des Freundes, dem er auffallend glich. So wurde er Mentor und Freund M.s, sobald dieser reif und fähig war, Fl. zu begreifen. Und der frühreife, begabte Junge dankte ihm mit getreuer Liebe und Verehrung. Der weise Einsiedler von Croisset gab dem jungen Guy seine Prägung, und über den Tod Fl.s hinaus wirkt sie. Nicht allzulange darüber hinaus; denn, wenn auch die Verehrung bis zu M.s Tode fortdauerte, die Schülerschaft, das Verständnis und die Nachfolge Flaubertscher Kunstanschauung schwand. M. ging eigene, künstlerisch schlechtere Wege; vielleicht hat er Fl.s Wege nie ganz verstanden, er folgte ihm nur als Schüler. Aber der Einfluß Fl.s ist doch sehr groß gewesen und soll im folgenden abgegrenzt und festgelegt werden.

Am sinnfälligsten, aber auch am äußerlichsten ist der Einfluß Fl.s auf die Kunsttheorie und Weltanschauung M.s zu merken. Neubert hat kürzlich 'Die literarische Kritik Guy de Maupassants', Supplementheft VIII u. IX der Zeitschrift für franz. Sprache und Literatur 1914 und 1919 passim darauf hingewiesen. Die Leitsätze Fl.s: *Les honneurs déshonorent, le titre dégrade, la fonction abrutit,* kehren bei M. wieder: *Trois choses déshonorent un écrivain: La Revue des deux mondes, la décoration de la Légion d'honneur et l'Academie française,* also stark ins Praktische, Konkrete und Oberflächliche gewandt. Dieser Ausspruch M.s ist bestritten, vielleicht deshalb, weil M. zum mindesten seine Ansicht über die 'Revue' geändert hat. 1880 lehnt sie seine 'Dernière es-

capade' ab; aber später schloß er einen günstigen Vertrag mit ihr ab, jährlich mindestens 15 Druckbogen, den Bogen zu 1500 Frank, zu liefern. Er hätte nicht der praktische Normanne sein müssen, wenn er solch eine Anerbietung aus prinzipiellen Gründen ausgeschlagen hätte. Er ist als Schriftsteller nur 40 Jahre alt geworden; wer weiß, was aus seinen Theorien über Orden und Akademie noch geworden wäre.

In ähnlicher Weise übernimmt M. weitere Leitsätze Fl.s, aber er kehrt sie immer ins Schlagworthafte und Phrasenhafte. Was bei Fl. errungenes Resultat ist, ist bei M. übernommenes Programm. Die fanatische, alles andere verzehrende, uneigennützige Liebe zur Kunst macht den Künstler aus. Das hat M. von Fl. gelernt, aber er konnte die Kunst nicht ausschließlich lieben, er liebte das Leben, er liebte Sport und Weiber zu sehr. Am 15. Juli 1878 schreibt Fl. an M.: *Pour un artiste, il n'y a qu'un: tout sacrifier à l'art. La vie doit être considérée par lui comme un moyen, rien de plus* ... In den Briefen M.s an Fl. (Edition Conard, Boule de Suif) finden wir keine Töne, die wie die von Fl. angeschlagenen klingen. Wohl Entmutigung und Depression, aber nicht über die Kunst, sondern über das Leben. Und wenn M. in dem oft zitierten Aufsatz über George Sand im Gaulois 13. Mai 1882 sagt: 'Neben dem sehr berechtigten Wunsch, Geld zu verdienen, neben dem ganz natürlichen Verlangen nach Ruhm liebt der Künstler leidenschaftlich, was er hervorbringt, und muß es lieben', so zeigt das mehr 'gesunden Menschenverstand' als Flaubertschen Kunstfanatismus. Man verstehe mich recht: nicht daß er anders urteilt als Fl. soll ihm vorgeworfen werden, das ist sein gutes Recht; aber daß er so tut — wenn es ihm paßt —, als stände er auf dem Standpunkt Fl.s, daß er sich mit Redensarten schmückt, während Fl. sein Leben daransetzte, das ist Pose oder Unehrlichkeit oder Nichtverstehen.

Zusammenfassend äußert er sich über sein Verhältnis zu Fl. in der Vorrede zu den Briefen Fl.s an George Sand: bewundernd, aber wieder oberflächlich, das wichtigste mißverstehend bewundernd; er spricht von Fl.s erhabener Objektivität und der *Impassibilité* des Künstlers, bewundernd und als ob er ganz auf dem gleichen Boden stände. Dann fügt er nüchtern und kühl hinzu: 'Das waren für ihn Glaubensartikel'. Das heißt auf deutsch: Für mich sind sie es nicht! M. spricht von der *Impassibilité* des Dichters und gleichzeitig *'j'écris parce que je souffre'*. Auch hier will ich sein Prinzip — falls es eins ist — nicht angreifen. Aber er kann nicht Fl. als sein Ideal hinstellen, wenn er auf ganz anderem Standpunkt steht. Die Wesensähnlichkeit der 'beiden Normannen' haben auch die Literarhistoriker immer viel mehr betont als M. selber, so daß es zur Binsenwahrheit geworden ist, Fl. und M. als eine

Art künstlerische Einheit anzusehen. M. ist Fl.s Schüler gewesen, aber im äußerlichen Sinne, er ist von ihm literarisch eingepaukt worden. Was jedoch die große Schülerschaft ausmacht, das Durchdrungensein von den Ideen des Meisters und eigenes Verarbeiten des vom Meister Übernommenen, etwa wie Nietzsche um Wagner gerungen hat, das hat M. nie getan und nie versucht. Er hat nie mit Fl. innerlich abgerechnet, er hat nur von ihm genommen, was und wann es ihm paßte. Er wußte, daß Fl. ein großer Künstler war, und er liebte und verehrte zeitlebens den großen Menschen, aber er hat nie um Fl.s Kunst gerungen, sie wohl in ihrer Ausschließlichkeit nie verstanden.

Als weitere 'Erbschaft' Fl.s führt Neubert IX, 101 die Verachtung des Bourgeois an. Er sagt: 'Es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel', fährt dann fort: 'nur daß sie nicht in dem Maße bei dem Schüler ausgeprägt war wie bei dem Meister, der den "Bourgeois" mit einem fast krankhaften Hasse verfolgte.' Aber das ist gerade das Entscheidende; der Haß gegen das Unkünstlerische, Unschöne ist das Charakteristische bei Fl., ist das eminent Künstlerische, diese grenzenlos gesteigerte Sensibilität gegen das Häßliche und Banausische; nicht daß Fl. den Bourgeois haßt, sondern wie er ihn haßt; nicht die Tatsache, sondern der Grad. Bei Fl. ist es Haß, bei M. Verachtung. Die Verachtung des Bourgeois ist ein literarischer Gemeinplatz; den Bourgeois haben auch die ganzen Romantiker, Murger, Leconte de Lisle und die Parnassiens, Zola, Mendès, Barrès, die Symbolisten und unzählige andere verachtet. Jeder Künstler, jeder Bohème, ja sogar jeder junge Mensch verachtet den Spießer. Dieser Gemeinplatz mündet in die Trivialität des Studenten, der den Philister verspottet und verlacht; es ist fast eine Pubertätserscheinung. Aber Fl.s Haß gegen den Bourgeois ist ein Kunstprinzip, hervorgegangen aus der feindlichen Einsamkeit des Großen, aus dem Kampfe des Denkers und Phantasten gegen die Realitäten der Welt; es ist der Kampf von Don Quijote, von Stendhal, Schopenhauer und Nietzsche gegen die blöde Umwelt, während M.s Bourgeoisverachtung die von Murger ist, wenn einem Philister ein Streich gespielt wird, oder die des Studenten, der 'Ruhig, Philister!' singt. Also M. hat von Fl. gelernt, daß man als Künstler den Bourgeois verachten muß, aber er hat die Tiefe und das Leidenschaftliche daran nicht verstanden. Der abgründige Haß bei Fl. (man denke an 'Bouvard et Pécuchet' und den 'Dictionnaire des idées reçues') ist zu einem Gemeinplatz und zu einer Platitüde geworden. Ich muß somit der herrschenden Ansicht widersprechen, daß M. von Fl.s Kunsttheorie imprägniert gewesen wäre; es war bloß eine leichte Tünche.

Viel wichtiger ist die ganz persönliche und direkte Beeinflussung M.s durch Fl., als M. richtigen Unterricht bei Fl. hatte; mündlich

und in Briefen belehrt und ermahnt er den jungen Guy während dessen ganzer Vorbereitungszeit bis zu seinem Tode. M. selbst berichtet darüber in dem Vorwort 'Le Roman' zu 'Pierre et Jean': *Plus tard, Flaubert, que je voyais quelquefois, se prit d'affection pour moi. J'osai lui soumettre quelques essais. Il les lut avec bonté et me répondit: 'Je ne sais pas si vous aurez du talent. Ce que vous m'avez apporté prouve une certaine intelligence, mais n'oubliez point ceci, jeune homme, que le talent — suivant le mot de Buffon — n'est qu'une longue patience. Travaillez!' Je travaillai, et je revins souvent chez lui, comprenant que je lui plaisais, car il s'était mis à m'appeller, en riant, son disciple. Pendant sept ans je fis des vers, je fis des contes, je fis des nouvelles, je fis même un drame détestable. Il n'en est rien resté. Le maître lisait tout, puis, le dimanche suivant, en déjeunant, développait ses critiques ...* Fl. lehrte ihn: *Il s'agit de regarder tout ce qu'on veut exprimer assez longtemps et avec assez d'attention pour en découvrir un aspect qui n'ait été vu et dit par personne. Il y a, dans tout, de l'inexploré, parce que nous sommes habitués à ne nous servir de nos yeux qu'avec le souvenir de ce qu'on a pensé avant nous sur ce que nous contemplons. La moindre chose contient un peu d'inconnu. Trouvous-le. Pour décrire un feu qui flambe et un arbre dans une plaine, demeurons en face de ce feu et de cet arbre jusqu'à ce qu'ils ne ressemblent plus, pour nous, à aucun autre arbre et à aucun autre feu. C'est de cette façon qu'on devient original. Ayant, en outre, posé cette vérité qu'il n'y a pas, de par le monde entier, deux grains de sable, deux mouches, deux mains ou deux nez absolument pareils, il me forçait à exprimer, en quelques phrases, un être ou un objet de manière à le particulariser nettement, à le distinguer de tous les autres êtres ou de tous les autres objets de même race ou de même espece.*

Also Durchkorrigieren, theoretische Anweisungen und Aufgabenstellen umfaßte die Lehrtätigkeit Fl.s. Das Korrigieren stelle ich zurück, da Fl. das bis zu seinem Tode durchführte; zu den theoretischen Anweisungen, die er bei Fl. in Paris, in der Rue Murillo, und in Croisset erfuhr, kommen die Anregungen und Ermahnungen in den Briefen. Zunächst das Aufgabenstellen. M. gibt selbst ein Beispiel l. c.: *Quand vous passez, me disait-il, devant un épicier assis sur sa porte, devant un concierge qui fume sa pipe, devant une station de fiacres, montrez-moi cet épicier et ce concierge, leur pose, toute leur apparence physique contenant aussi, indiqué par l'adresse de l'image, toute leur nature morale, de façon à ce que je ne les confonde avec aucun autre épicier ou avec aucun autre concierge, et faites-moi voir, par un seul mot, en quoi un cheval de fiacre ne ressemble pas aux cinquante autres qui le*

suivent et le précèdent. Ein glücklicher Zufall hat uns einen zweiten Bericht über diese Aufgabestellung erhalten. Adolphe Brisson erzählt, Lumbroso, Souvenirs sur Maupassant, Rome 1908, S. 127: *Demain matin, tu marcheras dans la rue jusqu'à ce que tu aperçoives un concierge s'appliquant à balayer le trottoir devant sa maison. Alors tu t'arrêteras, tu contempleras ce spectacle, tu t'en pénétreras et tu consigneras fidèlement les sensations de tout ordre qu'il aura suggérées à ton imagination. Vite à l'ouvrage! et soigne ton pipelet! Que je le reconaisse si jamais je le rencontre.* Diese Version ist sicher die richtige; schon der Stil ist ganz der gutmütig polternde Fl.s, und der *'pipelet'* in dieser familiären Verwendung ist typisch Fl. Wenn M.s Bericht etwas abweicht, so genügt schon der zeitliche Unterschied zur Begründung. 'Pierre et Jean' ist 1888 erschienen. Damals lag das weit zurück, M. war der arrivierte Schriftsteller und legte vielleicht keinen übertriebenen Wert darauf, gerade das Schülermäßige hervorzuheben. Das Duzen ist kein Grund gegen sorgfältige Überlieferung Brissons, wenn auch Fl. erstmalig unter dem 13. Februar 1880 (Corr. IV) M. duzt, während er ihn am 8. Januar 1880 noch mit *vous* anredet; es paßt ganz zu der hitzigen, stürmisch-väterlichen Art Fl.s, daß er den Schüler im Eifer der Kunstbegeisterung duzt, wie auch im Brief über Boule de Suif, Corr. IV, 354 das Du durchbricht. Diesen hitzigen, etwas tyrannischen Eifer und Sorge hat Fl. auch in den Briefen an M. Er ist ihm ans Herz gewachsen als Neffe und Sohn Le Poittevin, als Schriftsteller von Zukunft, und er gefiel ihm als Mensch, was ja auch M. an der oben zitierten Stelle etwas unbescheiden deutlich hervorhebt. Im Briefe an Laure de Maupassant, 23. Februar 1873, lobt er den Sohn, behält sich aber ein endgültiges Urteil über Guys Talent vor: *Je crois notre jeune garçon un peu flâneur et médiocrement âpre au travail. Je voudrais lui voir entreprendre une œuvre de longue haleine, fût-elle détestable! Ce qu'il m'a montré vaut bien tout ce qu'on imprime chez les Parnassiens ... Avec le temps il gagnera de l'originalité, une manière individuelle de voir et de sentir (car tout est là); pour ce qui est du résultat, du succès, qu' importe! ...* Darin steckt das ganze Kunstprinzip Fl.s. Ob es auch Mutter und Sohn M. ganz lag? Wenn Fl. sagt: *'N'en faisons pas un raté!'* so ist die Mutter einverstanden; sobald er es verstehen kann, auch Guy. Aber Fl. meint verfehlte Künstlerschaft, die M.s verfehlte Existenz schlechthin. Ist das nicht der Gegensatz zwischen künstlerischer Anschauung und Anschauung des 'gesunden Menschenverstandes' oder, wenn es auch M. entsetzen würde, des Bourgeois? Am 20. Juni 1873 empfiehlt Fl. Guy gute Lektüre: *'L'abandonnée'* von Turgenjeff. Am 25. Oktober 1876 empfiehlt er ihm einen Stoff für Artikel, Geschichte der modernen Kritik, also

wieder eine Aufgabe, die M. übrigens nie geschrieben hat. Weihnachten 1876 erkundigt er sich nach dem Gedeihen eines historischen Dramas.

Einmal hat M. deprimiert und in billiger Weltverachtung an Fl. geschrieben, in dem — gekürzten — Brief vom 3. August 1878 (Boule de Suif, Ed. Conard S. CVIII f[1]). Fl. antwortet unter dem 15. Juli 1878: *Vous vous plaignez des femmes qui sont 'monotones'. Il y a un remède bien simple, c'est de ne pas vous en servir. 'Les événements ne sont pas variés.' Cela est une plainte réaliste et d'ailleurs, qu'en savez-vous? Il s'agit de les regarder de plus près. Avez-vous jamais cru à l'existence des choses, est-ce que tout n'est pas une illusion? Il n'y a de vrai que les 'rapports', c'est-à-dire la façon dont nous percevons les objets. 'Les vices sont mesquins', mais tout est mesquin! 'Il n'y a pas assez de tournures de phrases!' Cherchez et vous trouverez ... Il faut, entendez-vous, jeune homme, il faut travailler plus que ça. J'arrive à vous soupçonner d'être légèrement caleux. Trop de putains! trop de canotage! oui, monsieur! Le civilisé n'a pas tant besoin de locomotion que prétendent messieurs les médecins. Vous êtes né pour faire des vers, faites-en.* Er warnt ihn vor der *'tristesse'* und schließt rührend-humorvoll: *Croyez-en l'expérience d'un scheik à qui aucune extravagance n'est étrangère.* Hinter dieser derben, polternden und wieder humorvollen Art des Ermahnens und Ausschimpfens sehen wir das innere Wohlwollen, die väterliche Art bei Fl., die sich nicht nur auf den Schriftsteller, sondern auch auf den Menschen M. erstreckt. Fl. führt M. bei nützlichen Leuten ein; er empfiehlt ihn an Zeitungen und Zeitschriften; er interessiert sich für seine amtliche Karriere, er drückt durch, daß M. das Marineministerium mit dem des öffentlichen Unterrichts vertauschen kann, was etwas angenehmer ist; er empfiehlt ihn an Raoul Duval von der 'Nation', der später beim Prozeß wegen des 'unsittlichen' Gedichtes in 'Des Vers' helfen muß; er schlägt ihm Themen für Zeitungsartikel vor, er, der die Zeitungen gehaßt hat; er verschafft ihm Verleger; schreibt den berühmten Verteidigungsbrief für den Gedichtband im Gaulois (21. Februar 1880), schreibt ihm alle vorzunehmenden Schritte genau vor und gibt ihm die nötigen Empfehlungen, um eine öffentliche Anklage zu verhindern; als er annimmt, daß M. kein Geld hat, ihn in Croisset zu besuchen: *J'ai un double louis superbe à ton service. Un refus par délicatesse serait de la canaillerie à mon endroit* (wohl Februar 1880, Corr. IV, S. 378). Kurz, in den Briefen kommt die ganze zärtlich sorgende Liebe Fl.s heraus, der Guy alles geben will, was

[1] Einer der Briefe muß falsch datiert sein, da Fl.s Brief evident die Antwort auf den von M. ist.

er hat: Unterstützung jeder Art, in Dingen der Kunst wie des Lebens. Und M. dankt mit der Widmung seines Gedichtbandes:

A Gustave Flaubert
A l'illustre et paternel ami
que j'aime de toute ma tendresse,
à l'irréprochable maître
que j'admire avant tous.

Nun als letztes das kritische Durchkorrigieren, daß Fl. bis zu seinem Tode durchgeführt hat, ein schulmäßiges Durchkämmen des Stils, das sich aus Fl.s enorm hoher Einschätzung des Stils ergab, und das er auch z. B. bei Zolas 'Conquête de Plassans' in einem Brief an Zola vom 3. Juni 1874 und 'Nana', am 15. Februar 1880 anwendet. Er kritisiert schonungslos die Versuche und später die Werke M.s durch. Der schon erwähnte A. Brisson erzählt, Lumbroso l. c. S. 197, von einer solchen Lektion: *'Mon fils, tu vas me couper ces épithètes. Et ce verbe? Que vient faire ici ce verbe?' Il se fâchait lorsque deux phrases se suivant avaient le même destin et le même rythme.* Mahn, Guy de Maupassant, Berlin 1908, sagt S. 79: 'Randbemerkungen zu dem bis jetzt Manuskript gebliebenen Gedichtband, den Léon Fontaine aufbewahrt, rühren unzweifelhaft von Fl. her und legen Zeugnis ab von seiner Unerbittlichkeit.' Schade, daß das unveröffentlicht ist. M. erwähnt diese Schulung durch Fl. in der Vorrede zu Pierre et Jean nicht, aber darauf zielt wohl, wenn Pol Neveux von M. gehört hat (Boule de Suif, Ed. Conard S. XXII): *Durant sept années Fl. dépeça, pulvérisa les gauches essais de l'élève, dont les progrès restaient incertains.* Dafür haben wir die Kritik Fl.s über einzelne Gedichte, die später in 'Des Vers' erschienen, aus seinen Briefen an M., also Werke des Dreißigjährigen, deren einem Fl. dieselbe Unerbittlichkeit zeigte wie denen des Jünglings. Am 25. Oktober 1879 schreibt er: *C'est très bien votre Vénus. Je n'y vois rien à reprendre que deux petites incorrections grammaticales, mais elles peuvent se défendre. Dormez sur vos deux oreilles. C'est bon.* Es handelt sich um die 'Vénus rustique' aus dem Gedichtband, Ed. Conard S. 117 ff.; die beiden Unkorrektheiten lassen sich natürlich nicht feststellen. Sonst ist Fl. also zufrieden. Wohl aus dem Januar 1880 (Corr. IV, 353): *Quant à votre mur plein de vers splendides, il y a des disparates de ton. Aussi le mot bagatelle nous verse une douche glacée. L'effet comique arrive trop tôt, mais admettons que je n'aie rien dit; il faut voir l'ensemble.* Es handelt sich um 'Le mur', Ed. Conard S. 1 ff. Das Wort *bagatelle* kommt nicht darin vor. Das Gedicht ist im Januarheft 1880 der 'Revue moderne et naturaliste'[1] erschienen; vielleicht hat Fl. 'Le mur' in

[1] In Deutschland unauftreibbar.

dieser Zeitschrift gelesen, vielleicht steht dort noch das angefeindete Wort. Die Edition Conard sagt l. c. S. 8 darüber: *le texte, assez différant d'ailleurs en certains passages.* Das wichtige ist, daß M. Fl. folgt; in der definitiven Ausgabe fehlt das Wort. Die Kritik ist streng, erkennt aber auch manches an.

Unter dem 8. Januar 1880 schreibt Fl.: *Le titre est bon! Des Vers, par G. de M. Gardex-le.* Februar oder März 1880 (Corr. IV, 378) schreibt Fl.: *Maintenant causons de Désirs. Eh bien! mon jeune homme, la dite pièce ne me plaît pas du tout. Elle indique une facilité déplorable. Un de mes chers désirs, un désir qui est cher! Avoir des ailes, parbleu! le souhait est commun. Les deux vers suivants sont bons, mais au quatrième les oiseaux surpris ne sont pas surpris puisque tu es à les poursuivre, à moins que surpris ne veuille dire étonnés? Je voudrais, je voudrais. Avec une pareille tournure on peut aller indéfiniment tant qu'on a de l'encre! Et la composition? où est elle? Ainsi qu'un grand flambeau, l'image me semble comique; outre qu'un flambeau ne laisse pas de flamme, puisqu' il la porte. Des fronts en cheveux noirs aux fronts en cheveux roux. Charmant, mais rappelle trop le vers de Ménard: Sous tes cheveux châtains et sous tes cheveux gris. Oui je voudrais. Pourquoi oui? Clair de lune excellent. L'affolante bataille, atroce! En somme je t'engage à supprimer cette pièce, elle n'est pas à la hauteur des autres. Là-dessus ton vieux t'embrasse. Sévère, mais juste.*

Das Gedicht 'Désirs' steht in der Ed. Conard S. 65 ff. Es läßt sich zum Teil feststellen, wie M. sich zu der Kritik gestellt hat.

Un de mes chers désirs ist ersetzt durch *Le rêve pour les uns;* aber dadurch änderte er auch in der zweiten Strophe, die mit *D'autres voudraient* beginnt. Offenbar sind die beiden ersten Strophen nicht unwesentlich verändert, weil in der definitiven Ausgabe die erste davon handelt, was *les uns,* die zweite, was *les autres* möchten; erst die dritte beginnt mit: *Moi, ce que, j'aimerais.* Ursprünglich handelten offenbar auch die ersten zwei von dem, was der Dichter wollte.

Avoir des ailes ist geblieben. Die vierte Zeile der ersten Strophe hat M. total geändert, statt *oiseaux surpris* reimt jetzt *les cieux assombris,* was eine Umformung der ganzen Zeile bedingte. *Je voudrais* steht immer noch an drei Strophenanfängen, das neue *J'adorerais,* das erste Wort der sechsten Strophe, ersetzt offenbar das angefeindete *Oui je voudrais* und streicht gleichzeitig ein *voudrais. Ainsi qu'un grand flambeau* ist ersetzt durch *une flamme éternelle,* wodurch Reim und Sinn umgestaltet werden mußte. Der Vers: *Des fronts en cheveux noirs* etc. ist geblieben; das ironisch gelobte *clair de lune* ebenfalls. *L'affolante bataille,*

die Fl. *atroce* fand, ist verschwunden; sie muß in der letzten Strophe gestanden haben, wohl in den ersten Zeilen; wo, kann ich nicht erraten.

M. hat also das meiste dieser recht scharfen Kritik angenommen. Er vertrug auch derben Tadel, was ihn nur ehrt. Noch bei einem weiteren Gedicht sind wir in der Lage, die definitive Gestalt mit einer früheren Fassung zu vergleichen: 'Sommation sans respect' (Ed. Conard S. 91ff.). In einem Briefe an die Mutter (Boule de Suif S. XXXVf.) vom 8. März 1875 sagt M.: *'Voici une pièce de vers que j'ai faite dernièrement. Sommation respectueuse.'* Und nun zitiert er die erste Fassung des Gedichtes. Sie hat 11 Strophen, die definitive 14. Bloß sechs Strophen der ersten Fassung sind in definitive übernommen worden, die drei ersten, die zwei letzten und die siebente des Entwurfs, die der fünften der definitiven Fassung entspricht. Die Varianten in diesen Strophen sind nicht sehr wichtig: In der zweiten Zeile der ersten Strophe ist in der definitiven Fassung *bête* durch *gros* ersetzt, weil *bête* in der ersten Zeile der zweiten Strophe Reimwort ist. Die dritte Strophe ist ganz umgeändert worden, mit neuem Reimschema. Bei *grotesque époupantail* der vorletzten Strophe ersetzt *grotesque* ein *puéril* der ersten Fassung; M. entfernte die metrische Härte, *puéril* zweisilbig zählen zu müssen. Schließlich ist auch der Titel verändert, das ironische *Sommation respectueuse* durch das positive *Sommation sans respect.* Wichtiger ist, was M. inhaltlich geändert hat. Die nicht in die definitive Fassung übernommenen Strophen bringen die Rede, daß Gott uns beide füreinander geschaffen hat, Gott sieht nicht nach der Mitgift, Gott lachte selbst über den häßlichen Ehemann. Diese Tirade ist in der definitiven Fassung ersetzt durch eine boshafte, anschauliche Schilderung des Äußeren und der Art des Gatten. Also sentimentale Gemeinplätze ersetzt durch anschauliche Schilderung; das subjektiv Triviale durch das objektiv Plastische. Wäre diese Änderung nicht ganz im Sinne Fl.s, wenn sie nicht tatsächlich von Fl. selbst ist?

M. konnte mit dem Gesamturteil Fl.s durchaus zufrieden sein. Ganz einverstanden war Fl. immer noch nicht; er schreibt, ohne Datum, Corr. IV, 380: *J'ai lu immédiatement ton volume, que je connaissais du reste, aux trois quarts. Nous le reverrons ensemble.* Also er will ihn mit M. nochmals durchgehen. Immerhin wertete er den Band ziemlich hoch, höher als M. selbst, der ihn nie geliebt hat und später bereut hat, ihn veröffentlicht zu haben. Jules Lemaître sagte: *Vers d'un prosateur.* Versen gegenüber war Fl., der die Verse von Bouilhet wunderschön fand, offenbar nicht so kritisch wie sonst. Sein Wichtigstes bei der Kritik waren Fragen des Stils, und mit drei Punkten, der *déplorable facilité,* der *'scie'* der vielen *je voudrais* und der von Brisson erwähnten Uber-

lastung mit überflüssigen und liederlich gewählten Worten trifft er ins Schwarze. Ich werde noch oft bei der Stilkritik der Werke M.s darauf zurückkommen müssen.

1880, ein paar Wochen vor 'Des Vers' erschien 'Boule de Suif' in dem Sammelband 'Soirées de Médan'. Er wurde, besonders durch M.s Novelle, ein großer Erfolg. Fl. hatte von der geplanten Novelle schon gewußt, wohl nicht von der geplanten Zusammenarbeit der sechs 'Médanistes'. So verstehe ich eine Stelle aus Fl.s Brief vom 2. Januar 1880: *Ah! ça, vous allez donc publier un volume! Un volume de vers bien entendu, mais d'après votre lettre le conte rouennais en fait partie? Et puis vous dites nos épreuves; qui cela, nous? J'ai grande envie de voir l'élucubration anti-patriotique. Il faudrait qu'elle fût bien forte pour me révolter.* Fl. denkt zunächst an den Gedichtband, an dem M. ja schon seit Jahren arbeitete; aber *'conte rouennais'* geht wohl sicher auf Boule de Suif, denn *élucubration anti-patriotique* paßt doch nur darauf, und *'nous'* sind die Médanisten.

Vor dem Erscheinen sah Fl. das Manuskript und war begeistert; ohne Datum (wohl Anfang Januar 1880, Corr. IV, 354) schreibt er den bekannten Brief: *Mais il me tarde de vous dire que je considère 'Boule de Suif' comme un chef d'œuvre. Oui! jeune homme! Ni plus, ni moins, cela est d'un maître. C'est bien original de conception, entièrement bien compris et d'un excellent style. Le paysage et les personnages se voient et la psychologie est forte. Bref, je suis ravi, deux ou trois fois j'ai ri tout haut (sic) ... Ce petit coute restera, soyez-en sûr! ... J'ai envie de te bécotter pendant un quart d'heure! Non! vraiement, je suis content! Je me suis amusé et j'admire.* Ferner undatiert (nach dem 19. Februar 1880, Corr. IV, 379f): *J'ai relu Boule de Suif et je maintiens que c'est un chef d'œuvre. Tâche d'en faire une douzaine comme ça! et tu seras un homme!* Er empfiehlt in dem ersten Brief (Corr. IV, 354), zwei Stellen zu streichen: *qui ne sont mauvaises du tout, mais qui peuvent faire crier les imbéciles parce qu'elles ont l'air de dire: 'moi je m'en f...: 1° dans quelles fosses'.*[1] Zum Verständnis muß ich die Stelle nach ihrem Wortlaut im Manuskript von 'Boule de Suif' ergänzen; also: *dans quelles fosses d'aisances avez-vous plongé, ô fusils à tabatière,* es handelt sich um von den Franzosen weggeworfene Flinten. Der Brief Fl.s lautet weiter: *Ce jeune homme jette de la fange à nos armes; et 2° le mot tetons* (bei der Beschreibung von Boule de Suif). *Après quoi le goût le plus béqueule n'aurait rien à vous reprocher.* Er sagt ferner: *Je vous ai mis sur un petit morceau de papier mes remarques de pion. Tenez-en compte, je les crois*

[1] In der Corr. IV, 355 steht ein sinnloses *frises* statt *fosses;* überhaupt läßt die Herausgabe der Corr. sehr zu wünschen übrig.

bonnes. Natürlich ist der Zettel nicht erhalten, aber im Manuskript finden sich eine Anzahl Korrekturen, darunter die zwei eben angeführten Stellen, die M. in Fl.s Sinn geändert hat; ferner haben im Gedichtband das Gedicht 'Désirs' und das Gedicht 'Sommation' allein Korrekturen erfahren, bei 'Désirs' nachweislich und bei 'Sommation' wahrscheinlich von Fl., und endlich sind die Korrekturen in der Tat gut und stimmen durchaus zu Fl.s Stilkritik; so habe ich wohl ein Recht, anzunehmen, daß der Zettel in M.s Hände gekommen ist, und daß die Korrekturen in das Manuskript aufgenommen sind. Ob alle Korrekturen von Fl. stammen, läßt sich natürlich nicht erweisen, aber die, die nicht von Fl. sind, sind zum mindesten in seinem Sinne.

M. spricht in der Einleitung zu Pierre et Jean S. XXXIII über Fl.s Stillehre: *Quelque soit la chose qu'on veut dire, il n'y a qu'un mot pour l'exprimer, qu'un verbe pour l'animer et qu'un adjectif pour la qualifier. Il faut donc chercher, jusqu'à ce qu'on les ait découverts, ce mot, ce verbe et cet adjectif, et ne jamais se contenter de l'à peu près, ne jamais avoir recours à des supercheries, même heureuses. ...*

Von diesem Standpunkt aus verstehen wir den Sinn von Fl.s Korrekturen zu Boule de Suif. Ich greife die wichtigsten heraus:

Ed. Conard S. 3: *allure molle* für *traînée, éparpillée,* das bezeichnende Adjektiv statt zweier nichtssagender.

S. 4: *division moulue dans une grande bataille* statt *hachée,* das originelle Wort statt des trivialen.

S. 6: *De par le monstrueux 'droit de guerre'.* Das überflüssige, die Wirkung schwächende *monstrueux* ist gestrichen.

S. 8: Schilderung des besetzten Rouen: *Les rues semblaient vivantes comme au temps des Français; rien en apparence n'était changé que l'uniforme des soldats.* Dafür knapp und anschaulich: *Les Français ne sortaient guère encore, mais les soldats prussiens grouillaient dans les rues.*

S. 9: *souvent* für *chaque jour.* Die billige Übertreibung ist gestrichen.

S. 10: *Les vases du fleuve étaient pleine[s] de ces vengeances obscures.* Statt des sehr beliebig gewählten Adjektivs *pleines: ensevelissaient.*

S. 10: Die sentimentale Tirade: *C'étaient le dévouement des pauvres à leurs misérables foyers qui travaillaient chaque nuit dans l'ombre,* streicht Fl. weg.

S. 16: *toute petite, toute mignonne, toute jolie. toute petite* gestrichen.

S. 16: *d'un œil ravi,* dafür *air.*

S. 19: *un gros bedon* ersetzt durch *une gorge énorme,* um nicht *faire crier les imbéciles.*

S. 33: *la voix dure d'un allemand, dure* gestrichen, da überflüssig und nur den Stil belastend.

S. 37: *Sa grande barbe, qui avait pris elle-même la nuance de son breuvage aimé,* für *pris elle-même*: *gardé,* knapp und plastisch.

S. 41: *Boule de Suif, dont le ventre et les tetons se mêlaient sous un peignoir de cachemir,* dafür: *qui paraissait plus replète encore,* abgeschwächt, um die Spießer nicht zu ärgern.

Alle Korrekturen bedeuten eine Präzisierung und ein Erzielen von deutlicherer, bildhafterer Anschaulichkeit. So ist Boule de Suif stilistisch wohl das beste Werk von M. Es hatte einen großen Erfolg beim Publikum, wohl wegen des pikanten Themas, aber auch infolge der graziösen und durchaus lustigen, liebenswürdig-ironischen Darstellung. Fl. erklärte es, wie schon erwähnt, als ein Meisterwerk; es mußte ihm auch liegen; die Verhöhnung des Bourgeois war sehr deutlich und ziemlich heftig, dazu konnte es als Dokument menschlicher Dummheit und Gemeinheit angesprochen werden, war also ganz imprägniert von Flaubertschen Ideen. Eigen war der leichte, tändelnde, spöttelnde Ton, über den Fl. nicht verfügte; aber in der Gesinnung, im Tenor war es ein Kind von Fl. Deshalb — sicher unbewußt — liebte er die Novelle und übersah, woran wir uns stoßen: das zu derb Aufgetragene und zu sehr Konstruierte. Die Vertreter der 'guten Gesellschaft' sind feige und erbärmlich, die einzig Anständige in Gesinnung und Handeln ist die Dirne; also ein sentimentales Requisit der Romantik. Die Dirnen als Heldinnen sind ja überhaupt sehr beliebt bei M., der für sie immer viel übrig hatte (cp. A. Brisson, l. c. S. 128). Nun das Konstruierte: der Edelmann, der Fabrikant, der Kaufmann (jetzt würde man Schieber sagen), der demokratische Agitator, die Kirche, repräsentiert durch die zwei Nonnen; außerhalb der Gesellschaft die Dirne, die geschwätzige, impulsive und naive 'Stimme des Volkes', die am Ende die einzig respektable ist.

Der Erfolg von Boule de Suif war eine der letzten Freuden Fl.s. Am 5. Mai 1880 ist er gestorben. Aber hört mit seinem Tode sein Einfluß auf? Ich denke nicht. Mindestens sieben Jahre des Unterrichts in Flaubertschen Ideen und Flaubertscher Stiltheorie können nicht mit einem Schlage vergessen sein. Ich habe M.s Werke daraufhin durchgelesen; je weiter man sich von Fl.s Todesjahr entfernt, desto größer werden die Unterschiede, und andere Einflüsse machen sich bemerkbar. So finde ich Spuren Flaubertschen Geistes bloß in zwei Büchern, in dem Novellenband 'La Maison Tellier' und dem Roman 'Une Vie', die Novellen aus dem Jahre 1881, der Roman von 1883. Dies Resultat paßt zu dem Bilde, das ich von Fl.s Einfluß auf M. gab: mehr eine oberflächliche Tünche, mehr Respekt vor einem anerkannten und ver-

ehrten Künstler als ein Verarbeiten und Insichaufnehmen eines Kunstprinzips. Sobald der persönliche Kontakt fehlt, schwächt sich der Einfluß; bloß die ersten paar Jahre nach dem Tode des Meisters wirkte er noch, bloß beim ersten Novellenband und beim ersten Roman. Auch nicht alle Novellen dieses Bandes zeigen die Spuren Fl.s, sondern nur zwei: die Titelnovelle und 'Histoire d'une fille de ferme'.

Mit der Novelle 'La Maison Tellier' blieb M. im alten Fahrwasser, er nützte den Erfolg von Boule de Suif aus. Er dachte vielleicht an den Rat Fl.s nach Boule de Suif, Corr. IV, 380: *Tâche d'en faire une douzaine comme ça.* Im Januar 1881 ist die Novelle fast vollendet; Boule de Suif S. CXLVI an die Mutter: *J'ai presque fini ma nouvelle sur les femmes de bordel à la première communion. Je crois que c'est au moins égal à Boule de Suif, si non supérieu.* Auf seiner Reise in Algier, Sommer 1881, trifft er Lemaître und erzählt ihm von seiner Novelle, *dont la première partie se passait dans un mauvais lieu et la seconde dans une église.* Die Grundidee der Novelle ist stark im Sinne Fl.s. Die Dirnen, die unter Führung der Bordellmutter an der ersten Kommunion im kleinen Dorfe teilnehmen, die durch ihr Beispiel das ganze Dorf in eine Woge des Glaubens mit hineinreißen, die den alten Priester zum einzigen Male seines Lebens ein Wunder des Glaubens erleben lassen, die dann glücklich und zufrieden zu ihrer alten Tätigkeit zurückkehren, dies Spielen mit den sogenannten höchsten Dingen (wie in 'Cœur simple' Felicités Papagei zu einer Art heiliger Geist wird), diese Erkenntnis menschlicher Dummheit zeigt noch die Tatze des alten Löwen von Croisset. Vermieden hätte Fl. die billigen Outriertheiten, die er ja auch bei Boule de Suif zu streichen riet: den Vergleich der Laterne am Bordell mit der Laterne einer Madonnenstatue, *la petite lanterne de madone.*[1] Als die 'Damen' im Dorfe spazierengehen, bekreuzigt sich eine halbblinde Alte *comme devant une procession.* Auch hier ist der Witz dürftig und zu billig, das Ausspielen der Gegensätze 'Kirche und Bordell' ist zu sehr gewollt und konstruiert. Das schlimmste ist das Kinobild, wie die kleine Konstanze im Bett zusammen mit Rosa la Rosse schläft. *Et jusqu'au jour la communiante reposa son front sur le sein nu de la prostituée!*

Fl. hätte auch den Stil gekämmt, einige überflüssige und lästige Adjektiva gestrichen oder ersetzt: *calme et profond sommeil, cœur*

[1] Diese Pointe findet M. so ausgezeichnet, daß er sie zweimal bringt. Ebenso den Anschlag am Bordell: *Fermé pour cause de première communion,* den er auch zweimal wörtlich zitiert. Es ist sonst nicht M.s Art, seine Witze so breitzutreten; dazu versteht er zuviel von der Technik des Witzes, daß Wiederholung die Pointe abbricht. Ich erinnere mich auch nicht, in anderen Novellen dieses Ausquetschen eines Witzes gefunden zu haben.

inquiet et troublé, émotion vague et pénible; er hätte der *facilité* der Trivialitäten, wie: *De cet œil qui répond 'oui', un 'oui' plus disant et plus délicieux qu'une parole!* Einhalt geboten. Er hätte also die zu billigen Wirkungen nicht geduldet und M. zum *'Travail du style'* ermahnt. Aber er wäre mit der Novelle zufrieden gewesen; auch sie ist graziös erzählt, der Höhepunkt, die Feier in der Kirche, ist recht diskret und geschickt herausgearbeitet, das Tempo der Novelle ist leicht und nicht ermüdend und der Schlußwirbel und die Schlußpointe gut gewählt. Varianten zu Maison Tellier existieren nicht. Novellen pflegte M. nur zu feilen, wenn sie früher in einer Zeitung oder Zeitschrift erschienen waren; Maison Tellier kam gleich in Buchform heraus.

Die zweite für mich wichtige Novelle ist: 'Histoire d'une fille de ferme'. Es ist die Geschichte einer Magd auf einer Ferme, die einen Geliebten hat, der sie schwanger sitzen läßt; sie heiratet später den Fermier und, da sie zusammen keine Kinder haben, nimmt er schließlich ihren unehelichen Jungen an Kindes Statt an. Der Einfluß von Fl.s Novelle 'Un cœur simple' ist evident. Dasselbe Problem, die Geschichte eines braven, unselbstischen und unselbständigen Dienstmädchens, die gleiche Desillusionierung durch die Liebe, die — gehemmt — in der Liebe zur Arbeit und für andere einmündet. Was M. Eigenes hinzutat, war — natürlich — die Unterstreichung des Geschlechtlichen, was Fl. nur eben mit andeutet, und der verschiedene Ausgang: bei M. ein bourgeoiser Schluß, Ende gut, alles gut, mit der Schlußpointe aus dem Rührstück.

Manches am Stil hätte Fl. nicht gefallen: die Leichtigkeit der Trivialitäten, wie: *une douceur qui lui pénétrait au cœur; tout envahi par le désir; folle d'impatience et d'inquiétude; une souffrance nouvelle, une souffrance de toutes les heures, de toutes les minutes; elle voulait la paix, le repos complet, dormir sans fin; étranglée par une angoisse; son petit d'où venait tout son malheur, mais d'où venait aussi tout son bonheur sur la terre;* die beliebigen und unpräzisen Adjektiva: *midi brûlant; mollesse délicieuse; yeux brillants; persistance acharnée; aurore empourprée; fraîcheur délicieuse; mare profonde; immense douleur; révolte désespérée; larmes ruisselantes.*

Stilistisch ist diese Novelle vernachlässigter und liederlicher als 'Boule de Suif' und 'Maison Tellier'. M. ist schon hier, was Henri Ghéon später von ihm sagt: *'un improvisateur plein de mauvais goût et d'une spéciale grâce'.* Dabei hat M. diese Novelle umgearbeitet und korrigiert. Sie war schon vor der Buchform am 26. März 1881 in der 'Revue politique et littéraire' erschienen, und die damalige Gestalt weicht nicht unwesentlich von der endgültigen Fassung ab. Am Ende des vierten Kapitels gibt Rose sich dem

Pächter hin, während in der definitiven Form sie sich nach Widerstand nehmen läßt. Auch die Herbeiführung der Lösung ist eine andere: sie sieht, wie ihr Mann mit dem Curé spricht, sie besucht den Curé und gesteht dann ihrem Manne alles. Die definitive Fassung ist die psychologisch bessere; die Passivität des Mädchens ist stärker betont, sie hat keine Initiative und läßt mehr alles mit sich geschehen, sie läßt sich ins Glück wie ins Unglück treiben. Die stilistischen Varianten sind ganz unbedeutend.

Als letztes Werk, worin Fl.s Einfluß stark mitspricht, betrachte ich 'Une Vie', erschienen als Feuilleton im Gil-Blas vom 27. Februar bis 6. April 1883, im selben Jahre noch in Buchform. Die Komposition ist hier eine andere; das liegt nicht am Charakter des Romans, denn die behandelten drei Novellen sind ja kleine Romane. Es liegt offenbar ein neuer Einfluß vor. Unter dem 2. Dezember 1878 schreibt M. an Fl. über 'Nana' (Boule de Suif S. CXII f.): *La division du livre ne me plaît pas. Au lieu de conduire son action directement du commencement à la fin, il la divise, comme le Nabab en chapitres qui forment de véritables actes se passant au même lieu, ne renfermant qu'un fait et, par conséqueut, il évite ainsi toute espèce de transition, ce qui est plus facile. — Ainsi: 1er chapitre: Une représentation aux Variétés. — 2e chapitre: L'appartement de Nana. — 3e chapitre: Une soirée chez le comte Nupha* [im Buche: *Muffat*]. — *4e chapitre: Un souper chez Nana* etc. Diese — hier befeindete — Technik der Komposition wendet M. in seinem Roman an: Kapitel I: Mädchenleben. Kapitel II: Fernes Auftauchen des Zukünftigen. Kapitel III: Verlobung etc. In diese 14 Kapitel sind Einlagen eingestreut, die zum Teil — wie immer bei M. — aus Chroniken aus dem Gil-Blas und Gaulois übernommen sind. Die rührende Geschichte der Tante Lison erschien am 7. Mai 1881 im Gaulois, dann 1900 im 'Père Milon', dem Nachlaßband, der aus alten Chroniken etc. vom Verleger fabriziert wurde, als 'Par un soir de printemps'; die Hochzeitsreise als 'Voyage de noce' im Gaulois 18. August 1882; die korsischen Vendettageschichten (Une Vie, Ollendorff o. J. S. 97 ff.) gehören in Stil und Inhalt zu der Geschichte 'Un bandit corse' im Père Milon; die normannische Heirat, Une Vie S. 178—182, ist auf den Ton der kleinen Bauerngeschichten gestimmt, wo die ganze Komik in der Situation liegt, wie die Bauern sich bei gleichgültig welchem Anlaß unerwartet, gerissen oder bodenlos indifferent zeigen, etwa wie im 'Aveu', 'Lapin', 'Une Vente', 'Tribunaux rustiques' etc. Die Entdeckung des Ehebruchs der Mutter durch die Briefe, S. 214 ff., cp. 'La Veillée' im Père Milon; das Drama in der Hirtenhütte, S. 247 ff., war im Thema schon benutzt im 'Saut du berger', Gil-Blas vom 9. März 1882 und wieder im Père Milon; sogar die unnovellenhafte Beschreibung des Abschiedes Jeannes von

ihren Möbeln, an denen ihr halbes Leben hängt, S. 294 f., erscheint als 'Vieux objets' als Brief zurechtgemacht im Père Milon.

Also die Komposition zeigt den Einfluß von Zola und M.s eigenartige Manier der Verwertung eigener früherer Produkte. Der Einfluß Fl.s tritt dagegen hervor in der leitenden Idee und im Inhalt. Die leitende Idee ist die der Desillusion; die Heldin wird vom Leben enttäuscht als Frau, als Tochter und als Mutter. Alles wird anders und niedriger, als sie in ihren Träumen erhofft hatte; als letztes bleibt ihr die kleine Enkeltochter. Wird sie an der auch wieder eine Enttäuschung erleben?

Man hat auf die Ähnlichkeit mit Fl. schon früher hingewiesen (Mahn S. 319), aber merkwürdigerweise auf 'Un cœur simple'. Mahn hat es nicht schwer, das nur sehr summarische der Übereinstimmungen darzulegen und diese Ansicht abzulehnen. Er übersieht, daß eine viel stärkere und wirklich vitale Beeinflussung durch ein anderes Werk Fl.s vorliegt, durch die 'Education sentimentale'. Das junge Mädchen ist eigentlich schon unfähig fürs Leben, eben durch eine *éducation sentimentale;* und nun erlebt sie eine Enttäuschung nach der anderen. Jeanne ist eigentlich nur ein weiblicher Frédéric; und am Schluß des Buches sprechen Frédéric und Charles von einem Schülerstreich: *C'est là ce que nous avons eu de meilleur! dit Frédéric. Oui, peut-être? C'est là ce que nous avons eu de meilleur! dit Deslauriers.* Ganz ähnlich schließt 'Une Vie' mit der Betrachtung Rosalies: *La vie, voyez-vous, ça n'est jamais si bon ni si mauvais qu'on croit.* Trotz dieser Ähnlichkeit der Schlußpointe wieder die diametrale Verschiedenheit der 'beiden Normannen'. Bei Fl. tiefe tragische Resignation, die sich einen halb ironischen, halb lachenden Anstrich gibt, weil sie weinen möchte; bei M. die Resignation des oberflächlichen sogenannten gesunden Menschenverstandes.

Die 'Education' war das große Vorbild für 'Une Vie', aber M. hat die Geschichte in ein anderes Milieu gehoben, in das ihm vertraute der kleinen normannischen Landedelleute, seine eigene Sphäre der Jugendzeit. Jeanne ist in vielem das Abbild seiner Mutter, Laure le Poittevin de Maupassant. Der leichtsinnige Ehemann, das Nebeneinanderleben, die Tragödie in der Hirtenhütte, die in Wirklichkeit durchaus untragisch verlief, das Verbummeln des Sohnes (Hervé de Maupassant), die Hoffnung auf die Enkelin (Simonne), alles das hat M. aus dem Eigensten entnommen. Und dazu wollte er sein Heimatland schildern, seine Normandie; wollte sagen, daß er sie liebte und was sie ihm gewesen ist. *Et il confesse à ses amis qu'il obéit ... à une véritable nécessité de délimiter la plaine natale telle qu'elle charma ses jeunes années* (Pol Neveux, Boule de Suif S. XLVI). So ist die Entstehungsgeschichte von 'Une Vie' eine durchaus komplexe, aus verschiedenen

Einflüssen und Erfahrungen zusammengesetzt. Aber Fl.s Einfluß erscheint mir unwiderleglich und gerade im Allerwichtigsten nachweisbar. Hierzu kommt, was nach meiner Ansicht von Fl.s Einfluß gilt: je weniger Zeit nach Fl.s Tod verstrichen ist, desto stärker war noch sein Einfluß. M. begann das Werk bereits in der ersten Hälfte des Jahres 1881 (Mahn S. 320), wenn es auch erst 1883 veröffentlicht wurde. Der erste Roman floß ihm eben nicht so leicht aus der Feder. Louis Barthou ist im Besitz eines unvollendeten Manuskripts von 'Une Vie', das auf dem Deckel von M.s Hand die Aufschrift *vieux manuscript* trägt. Ein weiteres Fragment besitzt Léon Hennique, über das nichts Näheres bekannt ist. Die Unterschiede sind nicht unbeträchtlich; so hat vor allem im Manuskript Barthou Jeanne einen Bruder Henri, der sehr stark an den gleichnamigen Sohn im Roman erinnert und dessen Stelle einnimmt. Der Stil im Fragment ist im ganzen breiter und unpräziser, ebenso in den nicht sehr wichtigen Korrekturen des definitiven Manuskripts für die Romanausgabe. Es ist, als ob Fl., der tote Meister, zum letztenmal dem geliebten Schüler das Werk durchgesehen hätte; aber nicht mehr scharf und knapp, sondern farbloser und ohne die alte Energie. Das Bild des alten Ideals ist eben im Schwinden.

Im Stil dringen die von Fl. gerügten Fehler, die auch mir durchaus als solche erscheinen, wieder stark vor:

Die 'beliebigen' Adjektiva: *joie infinie; œil morne; nuit lumineuse; œil ravi; regards pleins de passion; affection indescriptible; jouissance exquise; tendresse délicieuse; charme tendre; branches grêles; douleur horrible; malheurs indéfinis; gorge profonde; soulagement immense; idées singulières.* Als Klangwirkung ist *venaient de venir* scheußlich. Trivialitäten wie: *un souffle frais et doux passa, comme un soupir heureux de la terre. Une affinité l'unissait à cette poésie vivante. Des regards passionnés si longs que les âmes semblent se mêler. On pleure parfois les illusions avec autant de tristesse que les morts.*

Die *facilité* wird zur Geschwätzigkeit; es beginnen die Satzungeheuer, die sich beim späteren M. mehren. S. 170 ein Satz von 82 Wörtern, S. 294 gleich einer von 85 und einer von 90, S. 238 sogar einer von 129.

Von dem mehrfach wiederholten *je voudrais* im Gedicht 'Désirs' sagte Fl. (S. 229): *Avec une pareille tournure on peut aller indéfiniment tant qu'on a de l'encre!* Dieselbe *tournure* taucht wieder auf: *C'est là que ..., c'est là qu'il ..., c'est aussi là qu'elle ...* S. 195; *les jours ..., ces jours ..., ces jours ...* S. 221; *de l'affection ..., de l'affection ..., de l'affection ...* S. 258; *la mer ..., la mer ..., la mer ...* S. 303. Das schlimmste Beispiel steht S. 315, wo sechs Sätze hintereinander mit *Elle* beginnen.

So haben wir M.s Werdegang unter Fl.s Einfluß verfolgt, von den Schülerarbeiten, von dem schulmäßigen Durchsehen der Gedichte an zur ersten Novelle, die ihm Erfolg und den vollen Beifall Fl.s brachte, bei der er seine Besserungen als älterer Fachgenosse und nicht mehr als Lehrer schlechthin gab, und zu den nach Fl.s Tode erschienenen Frühwerken, wobei wir feststellen konnten, wie der Einfluß des alten Meisters abebbt. M. ist seinen eigenen Weg weitergegangen, der ihn jäh zu Ruhm, Geld und unerhörter Beliebtheit führte. 1890 waren 373000 Bände Maupassant verkauft (Lumbroso S. 456). Aber er ist von den Wegen der reinen Kunst abgegangen, der Kunst, die er nie so geliebt hat wie die wahren Künstler, wie Fl. sie geliebt hat. In Deutschland hat, soviel ich sehe, kein Literarhistoriker an M.s 'reiner Kunst' gezweifelt; z. B. schreibt Morf, Die romanischen Literaturen S. 390: 'ein Talent, das in Fl.s rein artistischer Tradition blieb'. Die Franzosen sind skeptischer gewesen. Die *facilité*, vor der schon Fl. warnte, wirft ihm Henri Ghéon vor: *la facilité l'a perdue; la facilité n'est pas le génie.* Scharf und unfreundlich zugespitzt, aber kaum übertrieben sagt Stuart Merrill: *Guy de M. est un auteur prisé des commis-voyageurs!* Und das zeitgenössische Urteil Edmond de Goncourts, das die Freunde M.s ihm so gewaltig verübelten, trifft nach meiner Ansicht, vollkommen gerecht Lob und Tadel abwägend, ins Schwarze: *M. est un très remarquable nouvellière, un très charmant conteur de nouvelles, mais un styliste, un grand écrivain, non, non!*

Und ich glaube, Fl. wäre zu demselben Urteil gekommen, wenn er die Entwicklung seines *'chéri'* erlebt hätte. Allem gegenüber, gerade allem, was er liebte, Mensch oder Kunstwerk, war er stets, was er im Briefe über M.s Gedicht 'Désirs' gesagt hat, und was jeder Kunstkritiker (also auch ich) sein will: *Sévère, mais juste.*[1]

Jena. Heinrich Gelzer.

[1] Was hier als Artikel erscheint, ist ein Kapitel aus einem Buch über Maupassant, das noch in diesem Jahre erscheinen wird. Daraus erklären sich manche Urteile über den späteren M., die ich an dieser Stelle nicht ausführlich begründen kann.

Das Sardische im Romanischen etymologischen Wörterbuch von Meyer-Lübke.

(Lieferung 9 u. 10.)

8522. **taedium:** Dazu log. *tóyu*, cp. *téu* 'das Wehklagen um den Toten bei der Leichenfeier', wie Subak, ZRPh XXXIII (1909), 669 erkannte. Zu *-dy-* s. Lautl. § 174. Zur Bedeutung, an der M.-L. vielleicht Anstoß nahm, ist zu bemerken, daß **taedium** schon in spätlateinischer Zeit, in der Vulgata und bei den Kirchenvätern 'Gram, Betrübnis' bedeutete und griech. *λύπη, ἀχηδία* übersetzte, s. Rönsch, Itala u. Vulgata S. 325 und Semasiol. Beiträge I, 69.

8534. **taikka** (got.): sa. *takka* entlehnt aus it. *tacca*.

8542. **taliare:** log. *taiare*, cp. *tallai*.

8547. **tamaricium:** Der alte Name der Tamariske ist im Sard. *tamaríke*, CSP 192 und als Ortsname ebd. 187, 312, 344, 356; daraus nlog. *tamaríye* (REW 8548); es ist wenig wahrscheinlich, daß das daneben vorkommende log. *tamarittu* auf lat. **tamaricium** zurückgeht; vielmehr dürfte es kat. *tamarit* entsprechen. Cp. *tramázzu* ist eine Entstellung.[1]

8562. **tantus:** cp. *tanda* 'Anteil, zugeteiltes Tagewerk' = span. *tanda* von gleicher Bedeutung.

8569. ***Tarantum:** log. *kariñátula* 'Holzwurm' ist nur gall.-sass. und nordlog. und entlehnt (*ñ*!); s. Litbl. 1916, Sp. 380.

8606. **taxo:** Daß die sard. Wörter für den Marder mit **taxo**, wie M.-L. selbst zweifelnd annimmt, etwas zu tun haben, halte ich für ganz unwahrscheinlich. Nirgends begegnet eine *t*-Form. Das Tier heißt bitt. *grassípile*, nuor. *grassíβile*, fonn. *assíβile*, in der Baronía (Orosei, Siniscola): *grassíle*; log. meist *assíle*, in Abbasanta, Ghilarza: *kassíle*, im Campidano von Milis: *kassí* (dort schwindet *-l-*), gallur. *vassíli*, sass. *bassíli*. Im Campidano ist das Wort nicht bekannt. Die zentralsard. Formen erklären sich von selbst als 'fetthaarig, mit glänzendem Haar', eine Benennung, die auf den Marder sehr gut paßt. Wenn wie gewöhnlich die zentralen Formen als die ursprünglichen angesehen werden dürfen, so sind die übrigen Entstellungen infolge der satzphonetischen Erscheinungen mit sekundärem Schwund des *-β-*. Solche Entstellungen begegnen immer am häufig-

[1] Die Synkopierung kann nicht mit Salvioni, RIL XLII, 857 als 'lautgerecht' angesehen werden und wird auch nicht, wie dieser will, durch log. *tramatta* 'Matratze' gestützt; denn dieses, neben dem nordlog. und sass.-gall. *tramázza* (s. Spano II, unt. materasso) vorkommt, ist ein Eindringling aus dem Festlande, vgl. apul. *stramazzo* 'rancio, letto dei marinai' (de Vincentiis), veron. *stramazzo* 'coltrice' (Angeli), vegl. *stramuás* (Ive, AGI IX, 183); das log. *-tt-* ist nichts als Angleichung des *-zz-* an die log. Lautgewohnheit.

sten dann, wenn die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nicht mehr erkannt wird.[1]

8610. **tecum:** log. cp. *kunteyus.*

8618. **tegula:** Lies ZRPh Bh. XII, 46 statt ZRPh XII, 40.

8665. **termen:** log. *trémene,* cp. *trémini* Grenze.

8671. **terraneus:** log. *espe terranza* eine Art Erdwespe (vgl. *ariola terrania* im CSP 311).

8677. **testudo, testugo:** nuor. *testúyine,* log. *tostuíne, tostóine* (Campus, Fon. S. 29), cp. *tostoíni, tostoínu*; die *o*-Formen durch *tostu* 'hart' beeinflußt.

8705. **therion** (griech.): Das von Guarnerio angenommene Etymon für log. *tirryólu,* cp. *xirryólu* ist höchst fraglich; in den Zentraldialekten sagt man: *þiþirryólu, þikkirryólu*; die Wörter werden meist für die Fledermaus gebraucht, auch für den Hirschkäfer, und hängen mit anderen Tiernamen dunklen Ursprungs zusammen. Vermutlich handelt es sich um Wörter der vorrömischen Sprache (ähnlich wie bei einer Reihe von Pflanzennamen).

8727. **tibia:** log. *tíviu* kann nicht bodenständig sein, sondern ist Umbildung aus dem span. medizinischen Ausdruck *tibia.*

8750: **tingere:** Guarnerio meint RILomb. XLIV, 1102 anläßlich des vom Anonimo Bonorv. verzeichneten log. *tintiéddu* 'macchia nera che ha il grano annebbiato' (no. 786), *intintieddare* 'picchiettare di nero' (no. 380) 'non può pensarsi che a *intintu* + *nieddu* "tinto di nero"'. Daß bei den log. Wörtern *tintu* hereinspielt, ist möglich; aber die vom An. Bonorv. angegebene Bedeutung ist jedenfalls nicht die ursprüngliche. Das Wort ist nämlich in ganz Sardinien in einer anderen Bedeutung verbreitet, für den vom Herdfeuer aufsteigenden Ruß, der in den kaminlosen Häusern die Wände bedeckt. Die Formen sind: bitt. *þiþyéddu,* nuor. *þiþiþéddu,* log. (Padria, Bonorva, Olmedo) *tintyéddu,* cp. *sizzyéddu, sinzyéddu.* Die bekannte Trias *þ — t — z* (*s*) im An- und Inlaut spricht gegen *tintu* als ursprünglichen Bestandteil des Wortes, und von *nieddu* kann nicht die Rede sein, da das anlautende *n* doch nicht verschwinden könnte. Dagegen ist der Zusammenhang mit nuor. *þiþóne,* log. *tittóne,* cp. *zizzóni* 'Feuerbrand, brennende Holzscheite auf dem im Boden eingelassenen Herde' = *titione* (mit dem an den Inlaut assimilierten Anlaut *þ — t — z*) lautlich und begrifflich naheliegend; man vergleiche dazu auch span. *tizón* Feuerbrand, *tiznar* rußen, *tizne* Ruß, *tizna* Schwärze, *tiznón* Rußfleck.

[1] Man könnte freilich auch annehmen, die bitt.-nuor. Formen seien volksetymologische Deutungen eines nicht verständlichen (*k*)*assile*; aber bei dem konservativen Charakter der Zentraldialekte ist das wenig wahrscheinlich; auch zeigen die Zwischenstufen, wie in der Baronía und in Fonni, deutlich, daß von den Zentralformen auszugehen ist. Endlich, wie würde sich (*k*)*assile* aus sich selbst erklären?

8755. **tirare:** Die Angabe: kat. (> campid.) *tira* 'Leisten' ist doch wohl ein Irrtum; sowohl span. wie kat. (und das daraus entlehnte camp.) *tira* bedeuten einzig und allein 'ein schmaler Streifen Leinwand'. (Die ital. Übersetzung 'lista' bei Spano, die wohl Ursache des Irrtums sein dürfte, bedeutet auch nicht 'Leisten', sondern 'Streifen').

8759. **titta:** Lies am Schluß von Absatz 2: AStSard. I, 414 statt IX, 414.

8767. **tok:** log. *tokkare,* cp. *tokkai* in der Bedeutung 'an der Tür klopfen' entspricht span. *tocar a la puerta.*

8781. ***tonsare:** log. *tušórżu* auch heute noch 'Zeit und Ort der Schafschur'; im Campidano: *tundiðróżu.*

8791. **torculare:** Lies ZRPh XXXIII, 485 statt 455.

8794. **tornare:** cp. *turra* 'Schöpflöffel' kann schwerlich von dem gleichbedeutenden log. *trudda, turudda* getrennt werden; M.-L. zweifelt denn auch und erwähnt das Wort auch unter Nr. 8949 **trulla**; *turra* ist aus **trulla** über *turla* entstanden, wie *aúrra, feúrra, meúrra* aus **harula, ferula, merula.** Die Übersetzung 'Kochlöffel' (Nr. 8949) erweckt falsche Vorstellungen. Das log. und cp. Wort bezeichnet einen großen kurzstieligen Holzlöffel, der zum Herausfischen der Molken, zum Herausschöpfen der Getreidekörner, Bohnen usw. aus einem Korbe, auch zum Herausschöpfen des Wassers aus einem Kahn verwendet wird. — Im Camp. bedeutet *turra* auch die hohle Hand; Spano übersetzt 'rovescio della mano, metacarpo'; aber was er unter metacarpo versteht, zeigt Teil II: *'pianta dessa manu'.* Wäre das Wort ein Verbalsubstantiv, wie M.-L. meint, so müßte es **torra* lauten; denn das Vb. lautet nirgends anders als *torrai*; *turrai* ist etwas anderes, nämlich 'rösten' = kat. *turrar* (neben der Schreibung *torrar*). Es ist also *turra* 'hohle Hand' identisch mit *turra* 'Schöpfkelle', was hinsichtlich der Bedeutung keiner Erörterung bedarf. — Log. *turrošu* kann dagegen wohl Ableitung von *torrare* sein mit dissimiliertem vortonigem *o.*

8796. **tornus:** log. *tórinu* ist sichtlich Umstellung aus it. *tornio*; daneben *tornu* = it. *torno.*

8833. **tradux:** log. *traiγáðu* 'sermento con grappoli' vermerkt Spano für Ozieri; es ist dasselbe Wort, das sonst *triγáðu, triγárżu, triγa, tríya* lautet = **trichila,** ***tric'la** (Nr. 8894). Da sonst **tradux** in Sardinien nicht bezeugt ist und Ozieri kein konservativer Ort ist, ist eine zufällige Einmischung von *tra-* wahrscheinlicher.

8839. **tragula:** log. *tražu*, cp. *trayu* bezeichnen zunächst eine Schleife aus Baumzweigen, auf der Steine und sonstige Lasten befördert werden, dann auch die Dreschwalze, die die Rinder nachschleppen; cp. auch *trángulu.* Das algher. *traǧu* (so statt *tragu* bei M.-L.) ist wie so ziemlich alle auf die Landwirtschaft bezüglichen Wörter im Katalanischen von Alghero ein Sardismus.

8886. 2. **trebba:** Lies log. *triulas* statt *triulos*. Dies, wie cp. *tréulas* 'Juli' kann nicht von **trebla** kommen, sondern ist Ableitung vom Vb. log. *triulare*, cp. *treulai*.

8894. **trichila:** s. Nr. 8833.

8899. **trifolium:** Die gewöhnliche log. Form ist nuor. *trivóžu*, log. *triózu*, cp. *trevúllu, travúllu, truvúllu*. Bei den cp. Wörtern kommt vielleicht die griechische Form **triphyllon** in Betracht wie bei span. *trébol*.

8968. ***tufula:** cp. *túvulu* bezeichnet die Ketteneimer der Wassermühle, die im Logudoro *kadúffu, kadúffulu, kadófulu* heißen; alle diese Wörter dürften gleichbedeutendem kat. *catúfol, caduf(ol)*, *alcaduf* entsprechen, wobei der Wegfall des anlautenden *ca-* im Cp. durch die Bedeutungsähnlichkeit des it. *tubo* sich erklärt. — Zu *tuḍḍa* Sproß vgl. jetzt Jud, Ro XLIII, 194 und Wagner, AStSa XI (1916), 184.

8996. **turbiscus:** Die sardischen Wörter sind doch wohl einheimisch.

8999. **turdus:** log. *turdu*, cp. *turdu, truđu*.

9018. **tutare:** bitt. *tutare* auslöschen, log. *tuđare* das Feuer mit Asche oder Erde zudecken.

9071. **ungula:** Lies *inĝiriúnĝa* statt *ingirriňĝa*.

9079. **urceolus:** log. *urtsólu* ist ein aus dem Galluresischen ins Nordlog. gedrungenes Lehnwort (daher das *-ts-*), das dem eigentlichen Sardischen fehlt.

9092. **urvum:** Ich zweifle an der Herkunft von log. *arβáđa*, cp. *orβáđa* 'Pflugschar' von *urvum*, da Bedeutung wie Suffix und das überall wiederkehrende *a-* eine andere Basis verlangen.[1]

9104. **uva:** log. *úa* ist vom Norden her eingedrungen und nur nordlog.; sardisch dafür **aciňa.**

9120a. **vadum:** cp. *báu, áu* (acp. *bau,* Carte volg. I, 3); log. *bađu* (× it. *guado*).

9120b. **vafer:** log. cp. *marfušu* 'verworfen, schurkisch' kann nicht aus dem Sizil. stammen, da eine solche Entlehnung vereinzelt dastände; es entspricht gleichbedeutendem kat. *marfus*, span. *marfuz* (aus dem Spanischen stammt natürlich auch das sizilianische Wort, ebenso wie nap. *marfuso* und das veraltete ital. *malfusso*).

9147. **vapor:** cp. *pampa* gegenüber log. sass. *vampa* gewiß wie dieses Entlehnung aus dem Ital.

9173. **vectis:** fonn. *bette, ette* Stange, Hebel.

9184. **velum:** log. richtiger *belu*.

9223. **verbum:** gewöhnlich im Plural: log. *soš bérβos,* cp. *iš bréβus* Zauberformeln zum Verhexen der Flintenkugeln, zum Ablenken des Blitzes usw.

[1] Ich werde auf das Wort demnächst in meinem 'Ländlichen Leben Sardiniens' zurückkommen.

9228. **veritas:** log. *veridade* natürlich aus it. *verità*.

9231. **vermis:** Die gebräuchliche cp. Form ist *brémi*.

9239. **verres:** Ein log. **verra* 'Jähzorn', das M.-L. anführt, gibt es meines Wissens nicht; offenbar liegt eine Verwechslung vor.

9248. **versus:** log. *bessu, čšu* bedeutet weder 'Richtung' noch 'Art und Weise', sondern 'modo, vezzo', d. h. 'schlechter Brauch, Unart', ebenso wie gall. *vessu*; beide entsprechen it. *vezzo*.

9253. **verticillus:** Die Form *vertīǧéḍḍu* stammt nach Spano aus Orosei, d. h. der Baronía; in Bitti: *vertikéḍḍu*, nuor. *ortīǧéḍḍu*, cp. *ortyéḍḍu*.

9291. **vetulus:** log. *bexxu*, cp. *bečču* aus it. *vecchio* entlehnt, vgl. Wagner, Litbl. 1916, Sp. 377 u. 380. — Dagegen ist log. (*b*)*eɣru, beyu* 'alt' (von Bäumen), 'wurmstichig' (vom Holz) ein direkter Fortsetzer von **veclus.**

9299. **vibex:** Ein gallur. **vimiči* 'Narbe' gibt es nicht. Bei Spano steht *vinici* f.; aber auch das ist ein Irrtum; *viniči* ist der Plur. des Sing. *viníčča*. Es kann also auch das Etymon M-L.s nicht aufrechterhalten bleiben. Offenbar hängt das Wort mit *vino* zusammen, 'Weinmal, rotes Mal'.

9306. ***vicenda:** bitt. *bišenda* kann nur aus dem Norden stammen, ist also festländisches Lehnwort.

9327. **viginti:** Lies log. *binti* statt *vinti*.

9361. **virga:** log. *birga*.

9364. **virgo:** nuor. *sar bírǧines* 'die Feen, die nach dem Volksglauben in den Grotten der Urzeit hausen (= *yanas*).

9369. **virilis:** Lies in der Klammer log. *siríle* statt *serila*.

9389. **vitex:** nuor. *vitikínžu*, log. *biđŕiɣínžu*, (*b*)*iđŕiɣínžu* bedeuten 1. Weinranke, 2. wilder Wein (clematis vitalba). Der von Salvioni, RILomb. XLII, 857 angenommene Zusammenhang mit **vitex**, um das *r* in (*b*)*iđŕiɣínžu* zu erklären (wie it. *vetrice*), ist schon deshalb hinfällig, weil die Bedeutung von **vitex** eine ganz andere ist; **vitex** ist bekanntlich eine Weidenart. Das Wort ist in Sardinien überhaupt nicht vertreten. Salvioni sagt zwar: C'è invece *idrighinzu* 'vitalba, vetrice'; aber letztere Angabe ('vetrice') muß auf Zerstreutheit beruhen; denn weder bei Spano noch bei Cara befindet sich eine derartige Definition.

Wir müssen also schon von **vitis** ausgehen oder von **vitic-ula**, vgl. it. *viticcio*. (*b*)*iđŕiɣínžu* und das von Spano auch angegebene *triɣínžu* veranlassen Salvioni zu einem höchst gezwungenen Lautkunststück: La forma *trighinzu* si riannoderà direttamente all' **itrighinzu*, da cui procede *idri-*; vale a dire, si tratterà, come in *trementu* **atramentu**, inchiostro, di una apocope anteriore al ridursi di *-tr* in *dr*.' Für uns erklärt sich die Form einfacher durch Einmischung des bedeutungsverwandten *triɣa, triɣaržu* Weinlaube, Rankenwerk.

9406. **vitulus:** Lies nuor. *briku,* log. *biyru, biyu* (statt *viyu*).

9410. **vivenda:** log. *bidanda* wird von Spano mit 'pastume, pasta', cp. *vianda, fianda* mit 'pasta di minestra' übersetzt; in beiden Fällen bedeuten die Wörter nicht 'Gebäck' und auch nicht 'Mehlspeisen', wie Meyer-Lübke übersetzt, sondern 'Teigwaren, Maccheroni' (was man italienisch bekanntlich als *pasta, pasta asciutta* bezeichnet), und dasselbe (also auch nicht 'Gebäck') bedeutet genues. *vidanda, vianda* ('pasta asciutta', Frisoni), von dem die sard. Wörter entlehnt sind. Die Maccheroni, die ein Hauptnahrungsmittel der Insel sind, werden aus Genua bezogen, und heute sind die großen Maccheronifabriken (*Pastifici*) in Cagliari, die fast ganz Sardinien versehen, in der Hand genuesischer Firmen.

9418. **vivula:** log. *male de sas vîulas* (wohl erst aus it. *vivola*).

9432. **volaticus:** In Sardinien ist nuor. *bolática,* log. *boláđiγa, oláđiγa, bolántiγa* der Name der vor dem Auge tanzenden Hornhautflecken, des Leukoms.

9464. **vulpes:** Lies log. *gurpe* statt campid.; das Wort ist auf einige Gennargentu-Dörfer beschränkt (Ollolai, Olzai).

9465. **vulsus:** camp. *maladía dess' urzu* Herzschlächtigkeit der Pferde (bolsaggine).

9470. **vulva:** Auch heute noch log. *urβa, ulβa, bulβa* Gebärmutter, an manchen Orten auch Mutterkuchen (Placenta).

9479. **wahten:** log. *abbaidare,* sass. *abbaiddá* 'schauen' können unmöglich auf das germanische Etymon zurückgehen. Schon die Beschränkung auf den Norden der Insel legt kontinentalen Ursprung nahe; die Wörter sind aus ait. *guaitare* (alomb. *aguaitar* etc.) entlehnt, wie kors. *guáita,* Litbl. 1916, Sp. 382. — camp. *abbettai* 'warten' gehört gewiß nicht hierher, sondern ist = it. *aspettare,* wie *addibéttu* = it. *a dispetto.* In beiden Wörtern trat Assimilation von *sp* > *pp* und dann Sonorisierung ein, ein Fall, der bei Fremdwörtern nicht vereinzelt steht.

9483. **waidanjan:** Das *l* von log. *balanzare* stammt offenbar von *balanza* Wage (vgl. it. *bilancio*); auf keinen Fall kann es mit Salvioni, AStSa V, 213 als hiatustilgend angesehen werden; Salvioni vergißt, daß es sich um ein Lehnwort handelt (vgl. camp. *gwadanǧai,* gall. *gadañá*), das also nicht verpflichtet ist, sein *-d-* zu verlieren; daher kann auch von einer 'normal rispondenza' **banzare* keine Rede sein.[1]

[1] Auch die übrigen Beispiele Salvionis für ein hiatustilgendes *l* betrachte ich als hinfällig. Neben *pilinzones* steht bitt. *pirinzones,* Campus, Fon. S. 61, § 143; auch sonst log. *peđinzones,* cp. *peđinǧonés* mit erhaltenem *-d-,* d. h. auch hier haben wir es mit Lehnwörtern aus it. *pedignoni* zu tun, wie meist bei medizinischen Ausdrücken (ob die *-r-*Formen auf pernio direkt zurückgehen [Nr. 6420], bezweifle ich jetzt). Daß *-r-* für *-d-* stehen kann, wie im ganzen Süden, gibt auch Salvioni zu. Im übrigen vgl. Wagner, ZRPh XXXIV (1910), 580—581 u. XXXIX (1919), 730 ff.

9499. **wango:** Die sard. Wörter sind hier zu streichen und stehen schon richtiger unter Nr. 3777 **glandula.** Log. *gángulas,* gall. *ğánguli* ist ebenso wie *ganga* als Lehnwort aus it. *gángola* aufzufassen. Vgl. Schuchardt, ZRPh Bh. VI, 18 und Jud, Ro XLIV (1915), 116—117. *ganga* und *gángula* ist übrigens nicht 'Kehle' schlechtweg, sondern entsprechend it. *gavigne* die Vertiefung an der Kehle zwischen den Mandeldrüsen und dem Kinn, d. h. die Stelle, an der man jemand bei der Kehle packt, daher cp. *aggangai,* log. *aggangulittare* an der Kehle packen, erdrosseln. Auch daraus ergibt sich der Zusammenhang mit it. *gángola* 'Mandeldrüse' = **glandula.**

9502. **wardan:** log. *bardare* natürlich entlehnt aus it. *guardare*; *bárdya* = it. *guardia*; *bárdyas, árdyas, guárdyas* (Spano, s. v. *crae*) auch 'Schlüsselbart' = kat. *guardias, guardas,* span. *guardas de la llave* 'Schlüsselbart'.[1]

9627. **ziziphus:** log. cp. *zínzula* entlehnt aus it. *zizzola.*

S. 764, Anm. 1: gall. *auğğá*: lies 'bedeutet scheuen' statt scheinen.

Berlin. Max Leopold Wagner.

[1] Daß log. *ba-* keineswegs auf germ. *wa-* zurückgeht (was ja bei dem Fehlen eines germanischen Einflusses von vornherein ausgeschlossen ist), sondern die Entsprechung von it. span. kat. *gua-* ist, zeigen neben obigen deutlich Lehnwörter wie log. *barrellu* (cp. *orreḍḍu*) = it. *guarnello*; log. *bardana* = ait. *gualdana* (s. zu Nr. 6921).

Kleinere Mitteilungen.

Über die Echtheit des Sesenheimer Liedes 'Balde seh ich Rickgen wieder'.

Ed. Schröder wendet sich im Goethe-Jahrbuch 1919, S. 82 ff. gegen Reuschel (Euphorion 1919, S. 57—61); seine Einwände sind durchaus berechtigt. V. 5—6 bietet der Erklärung keine Schwierigkeit, weder wenn man sie wörtlich (vgl. D. j. G. II, 100 'alle Mädgen, die Gnade vor meinen Augen finden wollen, müssen sie lernen und singen'), noch weniger, wenn man sie anakreontisch versteht. Der Anakreontiker dichtet seine Lieder für Freunde und Mädchen, von denen sie gesungen werden, vgl. Gleim, Schriften 1802, I, S. 400 und Minor-Sauer, Studien z. Goethe-Phil. 1880, S. 12. V. 8—10 mag man auch in anakreontischem Sinne deuten, vgl. D. j. G. I, 213, 236; Uz, Werke D. L. D., Nr. 33—38, S. 297; Götz, Gedichte D. L. D., Nr. 42, S. 16.

Lied Nr. 8 kann also sehr wohl in der Straßburger Zeit entstanden sein; die von Reuschel richtig bemerkten Anklänge von V. 13—16 an Gleims Gedicht 'Der reiche Mann' (Euphorion 1918, S. 60) bieten noch keinen Anlaß zur Verlegung in Goethes Leipziger Zeit. Ich glaube vielmehr, diese Übereinstimmung läßt sich auch anders erklären.

Betrachten wir einmal Lied Nr. 8 zusammen mit Nr. 5 'Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?' und zwar ohne Beziehung zu einem bestimmten Verfasser.

Die Gedichte scheinen in der Situation verwandt. Nr. 5: Die Geliebte ist verreist; der Dichter ist allein zurückgeblieben; Sehnsucht nach der Geliebten und Bitte um baldige Rückkehr. Nr. 8: In Erwartung der Rückkehr; Freude über baldiges Wiedersehen.

Inhaltliche Übereinstimmung der beiden Lieder:

Nr. 5, 2 Wo singst du itzt? — Nr. 8, 6 Wenn sie meine Lieder sang.

Zu Nr. 5, 3 'wo triumphiert das Städtchen' bemerkt Bielschowsky (Friederike und Lili 1906, S. 71): 'diese Wendung hat etwas von dem gezierten und gepuderten Stil der Anakreontik an sich, die wir nicht einmal in Goethes Leipziger Liedern voll ausgeprägt finden', vgl. jedoch D. j. G. I, 271 'Und triumphiert wohl gar'.

Andere anakreontische Formen: Nr. 8, 9 ängsten — Nr. 5, 14 bang; vgl. 'Die Laune des Verliebten', D. j. G. I, 275 u. 277; Gleim, Schriften 1802, II, 213.

Nr. 5, 7 zärtlich, 12 Nachtigall; Nr. 8, 3 munter, tanzen, 11 Gram, 14 'Freude, süß und rein'.

Anakreontische Motive finden wir Nr. 5, 5—8 Verknüpfung von Gefühl und Landschaft;[1] Nr. 8, 15—16 'Nicht für aller Klöster Wein'.

In beiden Gedichten treffen wir Verwendung der Alliteration, darunter die von den Anakreontikern bevorzugten w- und l-Alliterationen: Nr. 5, 15 Winter werden — Nr. 8, 8 liebe Liebe.

Die beiden Lieder scheinen weiter durch Gleims Lyrik gleicherweise beeinflußt zu sein, besonders durch das Gedicht 'Bitte um eine Stunde' (1749); vgl. auch E. v. Kleist, 'Amynt', 1751 an Gleim gesandt, und das 'Lied eines Lappländers' (1757).

[1] Ein von der Anakreontik übernommenes schäferliches Motiv.

Gleim, Bitte um eine Stunde	Sesenheimer Lied.
V. 1—2 Wo ist sie itzt, ihr Echo tut es kund! Wo ist sie itzt ...?	Nr. 5, 1 Wo bist du itzt, mein unvergeßlich Mädchen?
V. 5 ... wo schallet dein Gesang.	Nr. 5, 2 Wo singst du itzt?
V. 6 Wer höret dich jetzt meine Lieder singen?	Nr. 8, 6 Wenn sie meine Lieder sang.
V. 7 ... bey deiner Saiten Klang;	Nr. 8, 5 hats mir geklungen;
V. 13 O wie ..., wenn ich sie;	Nr. 8, 5 Ach wie, ... wenn sie;
V. 14 tanzeten die Stunden;	Nr. 8, 3 tanzen meine Lieder;
V. 21 Komm, komm zurück!	Nr. 5, 13 O komm zurück! Komm' bald zurück!
Gleim, 'Der reiche Mann' (1767).	
	Nr. 8, 13 ich habe
V. 2 das göttliche Geschenk, die Gabe	Nr. 8, 15—16 Ja, ich gäbe diese Gabe Nicht für aller Kloster Wein.
. . . . .	
V. 5 Und täglich eine Flasche Wein	

Anklänge an Gleims Lyrik zeigt vielleicht noch: Nr. 5, 7 '... Dir nachzuweinen mit deinem Freund'; vgl. Gleim, Romanzen, Schriften I, 223: Sie weint ... um ihren Freund. Nr. 5, 13 Hirt und Herden, Gleim II, 38 Hirt und Herde.

Diese Übereinstimmungen lassen vermuten, daß beide Gedichte möglicherweise von einem Verfasser stammen.

Da aber Nr. 5 Lenz unzweifelhaft zugehört, müßte auch Nr. 8 von Lenz herrühren.

Betrachten wir jetzt Lied Nr. 8 in Beziehung zu Lenz.

Die häufige Anwendung der Alliteration scheint auf Lenz zu deuten, vgl. Lenz, Gesammelte Sshriften, herausg. von F. Blei, I, S. 48 'sie stürzten die Stiegen stumm hinunter'; I, 192 tanzend mit träumendem Blick; I, 212, 213, 217 'Heilig ist es von Gott — Was mir im Herzen glüht'; I, 220 heilige, himmlische Flamme; I, 211

'Ich wuchs empor, wie Weidenbäume
Ihr niedrig Haupt in lichte Wolken heben';

vgl. dazu V. 3—4 Munter — meine — Melodie.

Ferner Blei IV, 167 hoch, hehr und heilig.

Desgleichen finden wir bei ihm häufig rhetorische Wiederholungen; vgl. Blei I, S. 105, 111, 131 f., 135, 143, 170, 179.

Zu V. 4 'süß'te Melodie' sei bemerkt: das damals sehr beliebte Wort 'süß' kommt bei Lenz bedeutend häufiger vor als beim jungen Goethe; vgl. auch D. j. G. I, 277 'Hörst du dort die Schalmeien? Die schöne Melodie.'

Zu V. 8 lange lang vgl. Lenz, Briefe 1918, I, 142 'Lange, lange habe ich die Züge dieser Mutterhand mit stummer Inbrunst an meine Lippen gehalten'.

Zu V. 8 liebe Liebe vgl. 'Yarrows Ufer', Blei I, 147 'Bleich, bleich in Wahrheit, liebe Liebe du!' und Blei I, 134 'Grausame Liebe! ihr reißt mich hinunter. Reißt denn, Geliebte!' Als Beispiele für Lenzens Vorliebe für die l-Alliteration diene Blei I, 213 'Winde der lauen Luft. Lerne von ihnen ...' und Blei I, 143 'Und deckte

Mit Lilien den Rubinenmund,
Mit Lilien sie um und um
Und klagte so sein Leiden stumm.'

Zu V. 15 'gäbe diese Gabe' vgl. Blei I, 9 ängstende Todesangst, I, 17 täuschender Traum.

Zu V. 7—8 vgl. Blei I, 108 'Da alles singet In unsern Tagen, schwieg ich lang.

Zu V. 9 'tiefe Schmerzen' vgl. Blei I, 118, 125 u. 186 'Wenn die Seele ihrer Leiden Höh' und Tief' nicht mehr verstand'; vgl. auch Bielschowsky, S. 82.

Zu V. 9 'ängsten' vgl. Briefe I, 24 'In Sesenheim bin ich gewesen. Ist es Trägheit oder Gewissensangst, die mir die Hand zu Blei macht, wenn ich Ihnen die kleinen Szenen abschildern will, in denen ich und eine andere Person die einzigen Akteurs sind'. An Salzmann 28. Juni 1772, dem Tage der Rückkehr Friederikens.

V. 11—12 leuchtet ein traditionelles lyrisches Motiv hindurch: das Vergegenständlichen des Liedes und das hätschelnde, koketticrende Tändeln des Dichters mit diesem seinem Kinde, desgl. Blei I, 108

'Was hält mich ab, mein Liedel dir zu zeigen?
Ach du verstehst es nicht — doch zeig' ich's hier
Den Bäumen — — — —'

Zu V. 14 vgl. Blei I, 219 ... verspricht dir reine, Tausend reine Lebensfreuden, und Blei I, 214, 218; desgl. Uz, Werke D. L. D., S. 239.

Zu V. 1—2: 'wiedersehn' und 'umarmen' scheinen bei Lenz in assoziativer Beziehung zu stehen, vgl. Briefe II, 147 '... bis ich die Meinigen wiedergesehen, von denen ich dennoch einige bis jetzt noch nicht umarmt habe'.

Ferner scheinen bei Lenz durch Assoziation verbunden: Liebe, Freude, Wein; vgl. 'An die Sonne', Blei I, 164

'Seele der Welt, unermüdete Sonne!
Mutter der Liebe, der Freude, des Weins!'

Daher vielleicht die Folge in unserm Gedicht: V. 8 Liebe, V. 14 Freude, V. 16 Wein.

Man könnte einwenden, zwischen V. 8 'Liebe' und V. 14 'Freude' liegt eine ganze Strophe. Doch wäre darauf zu erwidern, der Rhythmus der Worte in V. 9—21 eilt ohne Pause vorüber, dadurch wird V. 9—11 als einheitliche gedankliche Impression empfunden, und diese Impression wieder ist im Fluß der Bewußtseinsinhalte, welche das Gedicht darstellt, als Einschub, ja als ungebetener Eindringling zu betrachten.

Mit dem 'Doch' in V. 13 wird er wieder verdrängt und mit 'jetzt sing' ich' auf das 'lange nicht gesungen' in V. 7 zurückgegriffen; dadurch wird in dem Ruhepunkte hinter 'ich' in V. 13 das durch V. 8 mit 'lange' in Verknüpfung stehende Wort 'Liebe' wieder ins Bewußtsein gehoben — 'und ich habe' — geht das Lied weiter — 'volle Freude'.

V. 15—16 zeigt Anklänge an Gleims Gedicht 'Der reiche Mann'. Nun wissen wir aber, daß Lenz 1772 in seinem Dichten durch Gleims Lyrik beeinflußt wurde. September 1772 schickt er an Salzmann die Romanze 'Piramus und Thisbe', eine Nachahmung der parodistischen Romanzen Gleims. Lied Nr. 5 zeigt, wie wir sahen, Anklänge an Gleim, ferner scheint an Gleim zu erinnern die Stelle: 'als Wein und Liebe mich wider Willen zum Verbrecher machten' (Die Aussteuer 1772), Blei II, 77; vgl. Gleim II, 103 'Der Friedensstifter': 'Wein und Liebe Bändigt Helden, Wein und Liebe macht Verträge' (Anakreon 38).

Diese Erwägungen machen es möglich, daß Lenz V. 15—16 geschrieben haben kann. Dadurch wird Lenz noch nicht zum Nachahmer der Anakreontiker. Er selbst würde einer solchen Beurteilung heftig widersprechen: 'Aber Liebesgötter, Grazien! Allenfalls ein Wisch, Name und schielende Anspielungen, der Flittern der Gelehrten. Und mag es eine Hure sein, man sieht so genau nicht drauf, flittert sie doch, daß es eine Lust ist.' Blei IV, 211. Seine Lyrik ist nie 'Name, Flitter und schielende Anspielung', sondern immer Ausdruck des Selbsterlebten — wie auch unser Lied —, wenn er auch dafür noch nicht immer eigene Formen gefunden hat, sondern sich öfter noch der anakreontischen Ausdrucksformen und anakreontischer Motive bedient (z. B. das Motiv des 'Liebhabers in allen Gestalten', 22. Lied Anakreons, verwendet er in 'Heilige Quelle', Blei I, 142, und 'O wär' ich leicht wie Zephir, wie eine Sylphe', Blei I, 143).

Betrachten wir jetzt die beiden Lieder Nr. 5 und Nr. 8 als einheitliches Ganzes, so werden wir finden, daß wir mit drei Wendungen eine Brücke zu den gleichzeitig (1772) entstandenen Werken Lenzens schlagen können.

Nr. 5, 6 'Und es vereint
Der Himmel sich, dir nachzuweinen ...'
entspricht: Piramus und Thisbe (1772) 'Der Himmel selbst fing an zu weinen', Blei I, 73.

Nr. 5, 3 'wo triumphiert das Städtchen' vgl. Amor vincit omnia (1771/72) 'Götterbild! hier triumphierest du ...'

Nr. 8, 3 tanzen meine Lieder vgl. Amor vincit omnia, 'Ein Liedchen mit dem End' Eurer Zunge tanzen, Blei I, 278.

Berücksichtigt man folgende Beobachtung, so scheint das gleichzeitige Vorkommen dieser anakreontischen Wendungen nicht zufällig zu sein. Bei Lenz treffen wir nämlich in Arbeiten und Briefen, die in dem gleichen Zeitraum entstanden sind, häufig dieselben Wendungen und Ausdrücke, so daß man umgekehrt aus dieser sprachlichen Übereinstimmung auf gleichzeitige Entstehung schließen kann.

Durch diese Darlegungen glaube ich so viel erwiesen zu haben, daß man die Möglichkeit der Autorschaft Lenzens nicht wird von der Hand weisen können. Im Sprachgut wird man spezifisch Lenzisches zwar nicht auffinden können, ebensowenig wie man im Lied Nr. 1 spezifisch Goethesches (vgl. Goethe-Jahrb. 1919, S. 97; 'fühlbar' gebraucht auch Lenz, Blei I 97, desgl. 'fühllos' Blei I 99) wird feststellen können; aber Lied Nr. 5 und Nr. 8 scheinen doch so viel Beziehungen miteinander zu haben, daß die Möglichkeit besteht, daß sie von einem Verfasser stammen.

Enthalten nun auch die Worte unseres Liedes nichts spezifisch Lenzisches, so glaube ich doch aus der Empfindungsweise, die hinter den Worten liegt, etwas Lenz Eigentümliches herausdeuten und so von der Annahme der Möglichkeit zu der Annahme der Wahrscheinlichkeit der Verfasserschaft Lenzens fortschreiten zu können.

Die Verse 5—6 enthalten anscheinend ein anakreontisches Motiv, aber da das ganze Lied als Ausdruck des Erlebten anzusehen ist, wird man diese Verse allein nicht anakreontisch deuten können, sondern annehmen müssen, daß sie auf wirklich Erlebtes und Empfundenes zurückgehen. Und da scheint mir Lenzens Liebesgefühl hindurchzuleuchten, jene Art des Liebesgefühls, die — der affektierten Erotik der Schäferpoesie zwar nicht allzufern stehend, aber mehr ans Pathologische streifend — man mit Hörigkeit der

Liebe bezeichnen mag, und für die in Klang und Ton der Stimme ein besonders wirksamer erotischer Reiz liegt. In 'Lilis Park' finden wir diese Erotik dargestellt: 'Ich höre die liebe, liebe Stimme wieder ..., Ach, singt sie wohl, daß ich sie hören soll?' vgl. meine Ausführungen im 'Archiv für neuere Sprachen' 1920, S. 155. Es sei noch hinzugefügt: Lenz, Gesammelte Schriften, herausg. von Lewy, IV, S. 131: 'Wollen Sie nicht mit uns tanzen? fragte sie mit einer Silberstimme, die alle Saiten des aufmerksamen Pondolfo entzückend durchklang. Dieses Einladende, dieses Bewegliche, dieses Anschmiegende, Furchtsame und doch Liebeskühne im Ton und der Kadenzierung der Silben füllte seine ganze Seele mit einer gewissen Lieblichkeit, Begierlichkeit, Zudringlichkeit und Beweglichkeit usw.'

So bleibt als Resultat der Untersuchung:

Es besteht die Möglichkeit der Verfasserschaft Lenzens, zwei Punkte scheinen jedoch für deren Wahrscheinlichkeit zu sprechen: die inhaltliche und formale Übereinstimmung der Lieder Nr. 8 und Nr. 5, und das Durchklingen der Empfindungsweise Lenzens in Nr. 8.

Königsberg i. Pr. Rudolf Ballof.

Neue kritische Bemerkungen zu Uhlands Briefwechsel und Tagebuch.

(Vgl. Archiv 1919, Bd. 138, S. 221 ff.)

1. Zu Bw. I S. 33, Anm. 2. Am 12. Mai 1807 schreibt Kölle an Uhland: 'Fr. Schlegel muß Cotta Geld schuldig sein, sonst würde er nichts ins Morgenblatt gestiftet haben, das bei vielen anderen Vorzügen unbeschreiblich unpoetisch ist. Eben dieses verhinderte mich auch, die Satire: Der Kiffhäuser Berg zu vollenden.'

2. Zu Bw. I S. 152, Anm. 1. Zu Chamissos Mitteilungen, nach denen Koreff schon im Herbst 1806 in Paris eingetroffen sein muß (Archiv 1919, Bd. 138, S. 222), stimmt Koreffs eigene Angabe in seinem für den Kanzler von Hardenberg bestimmten Lebensabriß [im Geheimen Staatsarchiv in Berlin, Hardenbergscher Nachlaß, K. 50], daß er nach dem 'Unglück der französischen Unterjochung' sehr bald 'Ruhm und Vertrauen in der großen Stadt' genoß und einer ihrer gesuchtesten Ärzte wurde. Er will bis zu 30000 Frank jährlich verdient haben. Er verläßt 1811 Paris, ist 1815 vorübergehend in den Pariser Lazaretten tätig und kehrt erst Anfang der zwanziger Jahre zu dauerndem Aufenthalt nach Paris zurück. Literatur über ihn:

Biogr. Porträts, aus Varnhagens Nachlaß, Hamburg 1871, S. 1 ff.

Voss. Ztg. 18.—25. Nov. 1906.

Münchener Allg. Ztg. 8.—10. Jan. 1907.

Lenz: Geschichte der Universität Berlin I 552 ff.

3. Zu Bw. I S. 291, No. 334. Der im Tgb. 9. März 1812 erwähnte Brief ist der unter No. 330 abgedruckte. Es heißt dort: 'Ich lege meine letzten Auszüge bei (nämlich aus den fils d'Aimon); hast Du die früheren (vgl. Tgb. 23. II. 1811 und Bw. 1. XII. 1811) aus bloßer Höflichkeit willkommen geheißen, so trifft Dich billige Strafe.'

4. Zu Bw. I S. 302, Anm. 1. Bekker ließ bereits 1816—18 in Berlin einen 8bändigen griechischen und lateinischen Plato erscheinen. F. A. Wolf veröffentlichte 1811 eine Erklärung zum Phädon, 1812—20 drei Dialoge mit klassischer lateinischer Übersetzung.

5. Zu Tgb. 20. März 1810. Uhland notiert: 'Absendung der Papiere Varnhagens nach Berlin.' Über diese Papiere gibt das Original des Briefes Varnhagens an Rahel vom 27. 6. 1810 Aufschluß. Es heißt dort: 'Sind die Urquijo'schen Briefe angekommen? Uhland sagt mir, er habe sie von Tübingen vor seiner Abreise abgesandt.' [Diese Sätze sind übrigens nicht in dem aus Varnhagens Nachlaß 1874 herausgegebenen Briefwechsel zwischen V. und Rahel abgedruckt. Der Originalbrief in der V.-Sammlung der Staatsbibliothek zu Berlin, Mappe Varnhagen.] Es handelt sich hier offenbar um die Briefe des Don Raphael d'Urquijo an Rahel. Zwischen Urquijo, der seit 1802 spanischer Gesandtschaftssekretär in Berlin war, und Rahel bestand 1½ Jahre lang eine leidenschaftliche Neigung; infolge tyrannischer Eifersucht Urquijos erfolgte 1804 der Bruch. V. sagt in seinen ungedruckten Notizen: 'Rahel hat diesen nie verwunden. Diese Leidenschaft, ihre Wendung, Urquijo selbst, bleiben ihr ein stetes Problem; ihr Gemüth ist immerdar davon erfüllt.' Urquijos Briefe sind abgedruckt in Ludmilla Assings Buch: Aus Rahels Herzensleben.

6. Zu Tgb. 30. Juni 1810. Uhland notiert: 'Wiedersehen Varnhagens auf der Galerie.' [D. h. im südlichen Verbindungsbau zwischen dem alten Louvre und den Tuilerien; hier waren die Kunstschätze untergebracht.] Hat sich Uhland im Datum geirrt? Nach Varnhagens unter 5 mitgeteilter Frage im Briefe vom 27. Juni könnte es scheinen, daß Uhland spätestens am 27. Juni mit Varnhagen gesprochen habe. Dieser scheinbare Widerspruch wird durch die Tatsache aufgeklärt, daß Varnhagen den am 27. Juni geschriebenen Brief erbricht, um in einer kurzen Nachschrift über den grauenvollen Brand beim Feste des Fürsten Schwarzenberg zu berichten. [V.s ausführlicher Bericht in seinen Denkwürdigkeiten Bd. 2.] Bei dieser Gelegenheit wird er dann auch die obigen Sätze nachgetragen haben. Hierfür spricht auch die Tatsache, daß diese Sätze am Rande quer geschrieben sind.

Warnemünde. Wilhelm Moestue.

Der erste Psalm in niederländischer Dichtung vom Jahre 1740.

Durch einen Glückszufall bin ich in den Besitz eines zwei Teile umfassenden, in schwarzbraunen Sammet gebundenen Bandes gekommen, dessen erster Teil folgenden Titel hat. Oben liest man in einer aufgeschlagenen Bibel auf der linken Seite: Het Woort des Heeren blyft in der eeuwigheyt. Auf der rechten: Ende dit is het woort dat onder u verkondigt is 1 Petr. 1 vers 23. Darunter von zwei Säulen eingefaßt: Het Nieuwe Testament ofte alle Boecken des Nieuwen Verbondts onses Heeren Iesu Christi door last van de Hoogh. Mog. Heeren Staten Generael der vereenigte Nederlanden en volgens 't Besluyt vande Sinode Nationael gehouden tot Dordrecht in de jaaren 1613 ende 1619. Uit de Oorspronckelycke in onse Nederlandtsche Taal getrouwelyck overgeset. Tot Dordrecht By Jacob en Hendrik Keur. Der zweite Teil trägt den Titel De CL Psalmen des Propheten Davids Met eenige andere Lofsangen: Uyt den Francoyschen in Nederlantschen dichte overgeset door Petrum Dathenum; ... Mitsgaders De Christelicke Cätechismo, Formulieren en Gebeden de Gereformeerde Kercken. Te Dordrecht, By Jacob en Hendrik Keur. A°. 1740. — Von der 'Acte van Authorisatie' (Rückseite des Titels) (26. November 1737) und dem auf den beiden folgenden Seiten befindlichen 'Inhoudt des Nieuwen Testaments' abgesehen, die

sich der Antiqua bedienen, ist alles übrige in Fraktur gedruckt, mit Ausnahme der Überschriften der einzelnen Bücher, z. B. Het Heyligh Euangelium, Na [de beschrijvinge] Matthei; und der hier und da der Verdeutlichung halber zugefügten Worte, z. B. Matth. 2, 16: 'Als Herodes sagh dat hij van de Wijse bedrogen was, doe wiert hij seer toornigh, ende [eenige] afgesonden hebbende, heeft omgebracht alle de kinderen die binnen Bethlehem, ende in alle des selfs lantpalen [waren] van twee jaren [oudt] ende daer ander, na den tijt dien hij van de Wijse neerstelick ondersocht hadde' — 'neerstelick' gründlich; 'neerstelick ondersocht hadde', griech. ἠκρίβωσε — man vergleiche die deutsche Bibelübersetzung. — Da ich in mein Lehrb. d. niederl. Spr. den ersten Psalm aus 'Het boek der Psalmen, nevens de gezangen, bij de hervormde kerk van Nederland in gebruik' aufgenommen hatte, war ich natürlich gespannt darauf, zu sehen, welche Form im Jahre 1740 dafür beliebt worden war, und ich darf annehmen, daß die Vergleichung beider, die in vielfacher Beziehung allerlei Beobachtungen machen läßt, willkommen sein wird. Ich lasse deshalb den 'Den eersten Psalm' in Abschrift folgen:

1. Die niet en gaet in der godtloosen raet,
Die op den wegh der sondaers niet en staet,
En niet en sit by den spotters onreyne;
Maer dagh en nacht heeft in Godts wet alleyne
Al sijnen lust, ja spreeckt daer van eenpaer,
Die mensch is welgelucksaligh voorwaer.

2. Hy sal gelijck zijn eenen schoonen boom,
Geplant by eenen klaren waterstroom,
Die sijn vruchten geeft in bequame tijden,
Van welcke geen drooge bladt valt bezijden:
Soo sal die mensche saligh zijn bekent,
Met al sijn doen, tot welcken hy hem wendt.

3. Maer soo en is 't met den godtloosen niet,
Die als kaf verstroyt werden daer men 't siet,
't Welck van den wint hier en daer wert gedreven:
Soo sullen sy in Godts gerichte beven,
En niet bestaen, maer haest vergaen beschaemt,
Met den vromen werden sy niet genaemt.

4. Godt kent den wegh, en der vromen gemoet,
Hij draeght sorge voor hen en voor haer goet;
Dies sullen sy welgelucksalig wesen:
Maer nademael dat onse Godt gepresen,
Op der godtloosen wegen niet en acht,
Sy en haer doen werden tot niet gebracht.

Am Rande finden sich die sechs Verse der Prosaübersetzung, wovon ich den dritten Vers anführe: Want hy sal zijn als een boom, geplant aen waterbeecken, die sijne vrucht geeft in sijnen tijt, ende welckes bladt niet af en valt: ende al wat hy doet, sal wel gelucken.

Ich lenke die Aufmerksamkeit auch auf die alte, von der heutigen abweichende Schreibung, vor allem auf die damals noch zulässige Freiheit des Versbaus, wo Hebung und Senkung die Stelle vertauschen können und nur die Silben gezählt werden. Der Inhalt wirkt in der ihm gegebenen Form kräftig und eindrucksvoll.

Dortmund. C. Th. Lion.

Vom Pradler Bauerntheater.[1]

Wieder ist ein gutes, echtes Stück Alt-Innsbruck ganz leise und spurlos verschwunden, etwas Ureigenes unserer Stadt, das weit über die Grenzen des Landes bekannt und beliebt war, das Pradler Bauerntheater. Die Sonne des Glückes und Erfolges lachte stets über dem luftigen Musentempel, wenn der Spielleiter der alten Überlieferung, der Wiedergabe des romantischen Ritterschauspiels, getreu blieb. Bombenvoll erzitterte der hölzerne Stadel von dem Beifallssturm seines dankbaren Besuches; aber wehe, wenn der Burgvogt die zurückgelassene Gräfin zu arg bedrängte, dann nahmen die Zuschauer in kernigen Worten Partei für die verfolgte Unschuld und schleuderten saftige Reden gegen den stets rothaarigen Bösewicht, während so manchem Weiblein eine Zähre tiefempfundenen Mitleids über die Wange rann. Alles aber vereinigte sich wieder im lautesten Jubel, wenn der lustige Knappe mit seinen Witzen, Gstanzeln und Gsangeln aus dem Stegreif einsetzte und seine Zuschauer die Schlechtigkeit der Welt vergessen ließ. Ja, das war das ganze Geheimnis des Pradler Theaters: die Stücke, einer alten Überlieferung folgend, waren für das urwüchsige, natürlich empfindende, unverbildete Volk geschrieben und von Mutter Natur mit Witz und Humor begabte, unverkünstelte Schauspieler, die das alte Ritter- und Schauerstück voll erfaßten und in der richtigen Weise wiedergaben, verstanden es, das Herz des Volkes zu packen.

Wenn ein lieber, verdienter Freund von hinnen geht, dann gebührt ihm ein wohlwollender Nachruf; und wenn er, wie es sich ja für das Pradler Theater geziemt, einem tragischen Tode erliegt, dessen letzten Akt zu besprechen allerdings noch nicht an der Zeit ist, dann erst recht. So sei denn im folgenden eine kurze Geschichte unseres nun zerstörten Musentempels seinen Freunden übergeben.

Am 7. Oktober 1866, wenn ich recht berichtet bin, schloß das Theater in der Höttingerau mit dem romantischen Ritterschauspiel 'Maria, Gräfin von Halwig oder die Georgsburg' seine Pforten. Bald darauf wurde der Stadel, in dem die Bühne aufgeschlagen war — den offenen Zuschauerraum schützte bei schlechtem Wetter eine Plache — niedergerissen. Es war damals das letzte der Innsbrucker Bauerntheater, die Volksbühnen in Ambras, Pradl, Mühlau, Büchsenhausen, beim Stamser waren bereits früher von den Musen verlassen worden. So hatte das romantische Ritterschauspiel seine letzte Heimstätte in Innsbruck verloren und harrte in den Jahren 1867 und 1868 der Erlösung. Schauspieler, Bühneneinrichtung, Garderobe und vor allem die allgemeine Sehnsucht nach der großen Gaudi waren vorhanden, und so bedurfte es nur eines rührigen Mannes, um das alte Bauerntheater wieder zum Leben zu erwecken. Das war Sebastian Meister, der alte Tiroler Volkssänger, der sich nach weiten Reisen in Innsbruck zur Ruhe gesetzt hatte. Im Jahre 1868 schritt er an den Bau des neuen, nun verschwundenen Theaters im Lodronischen Hof, den er im gleichen Jahre erwarb, nachdem er vorher das Grubersche Wirtshaus am Innrain geführt hatte. Mit Fischhändler Riegl kaufte er vom alten Theater in der Höttingerau die Kulissen und mit den von der alten Bühne übernommenen Schauspielern, dem Schneidermeister Ferdinand Rauter, Schuster Josef Brock, dem früheren Theaterdirekter, Tischlermeister Pfötscher, dem heute noch lebenden un-

[1] Aus dem 'Alpenland', 4. Juni 1920.

übertroffenen Komiker Alois Lener u. a. eröffnete Meister am 3. Mai 1869 das Pradler Theater mit dem bis in die letzte Zeit noch zugkräftigen Stücke 'Die Beatushöhle'. Großes romantisches Ritterschauspiel mit Gesang und einem Vorspiele 'Der Tournierpreis', große Pantomime mit erklärendem Gesange. Beginn ½2 Uhr, Ende ½8 Uhr. Sitz in der Nobelgalerie oder num. Sitz im Parterre 40 Kr., 1. Platz 30, 2. Platz 20, 3. Platz 10 Kr. Dekorationen vom Dekorationsmaler Juliani, Kostüme neu, nach Zeichnung des Bartinger Seppl (auch einer, der einen Nachruf verdiente), von Anton Polli, dem bekannten Inhaber einer Maskenleihanstalt. Die Rüstungen von J. Zuchristian. So der erste Theaterzettel. Das Theater war bei der Eröffnungsvorstellung so überfüllt, daß zahlreiche Besucher bei der Kasse abgewiesen wurden und sich für den entgangenen Genuß im schattigen Wirtsgarten des 'Lodronischen Hofes' bei mehreren Seideln Wein und Schweinsbrateln — glückliche Zeit — entschädigen mußten. Das Stück wurde an den folgenden Sonn- und Feiertagen bei stets vollem Hause wiederholt und erst am 13. Juni durch 'Balbina von Avignon' oder 'Die Wege der Vorsehung sind wunderbar', großes romantisches Ritterschauspiel in 5 Akten, abgelöst. Auch 'Balbina' füllte einen Monat lang das Theater. Am 18. Juli kam dann das große historische Ritterschauspiel 'Die Waisen von Neapel' mit der humoristischen Tiroler Szene mit Gesang 'Die drei Leutascher auf der Alm' an die Reihe, worin Sebastian Meister als Dorfschulmeister das Publikum ergötzte. Als letztes Stück der 'Saison' ging am 22. August unter großem Beifall das Ritterschauspiel 'Erich von Treuenstein' über die Bretter, mit dem das Spieljahr am 26. September 'zum Vorteile der Theatermitglieder' schloß.

Das Pradler Theater hatte seine Probe bestanden. Getrost konnte es am Ostersonntag 1870 wieder seine Pforten eröffnen, großartiger Erfolg und voller Besuch blieben ihm treu. Für das Stück 'Die Blutrache' oder 'Der Sturz des Hauses Guastali' hatte Bartinger Seppl die prächtige Felsengrotte neu gemalt, für das Stück 'Johanna Montfaucon' holte man den vom Höttingerau-Theater noch beliebten alten Schwaller von Hall als Räuberhauptmann Rudrich. — Auch das nächste Jahr 1871 ging für unser Theater glücklich vorüber; begonnen wurde am Ostermontag, geschlossen am Kirchweihsonntag, wobei ein Widder ausgespielt wurde. Einen Riesenerfolg hatte in diesem Jahre das Stück 'Jutta von Rottenburg' oder 'Die Ahnengruft auf Eulenhorst'; da gab es einen türkischen Garten mit 'lebendem' Springbrunnen und Schwan, eine naturgetreue Lanigerbalgerei, welche die Pradler selbstverständlich echt unter dem Gejohle der Zuschauer aufführten.

Im Jahre 1872 übernahm Josef Brock, der beliebte Direktor des einstigen Höttingerau-Theaters, die Spielleitung. Sein Garderobier war der bekannte Anton Polli. Fast durchwegs wurden Ritterstücke aus dem Spielplan der Höttingerau-Bühne gegeben, so auch mit großem Erfolg 'Herzog Friedrich mit der leeren Tasche' oder 'Emma von Wolkenstein, das Heumädchen von Tirol'. Auch im folgenden Jahre hatte das vaterländische Schauspiel 'Kaiser Maximilian auf der Martinswand', worin Kunz von der Rosen seine übermütigen Lokalwitze machte, großen Erfolg.

Eine denkwürdige Änderung gab es für unser Pradler Theater im Jahre 1875. Seit dem Jahre 1871 war Othegraven Direktor des Innsbrucker Stadttheaters oder richtiger des k. k. Hof- und Nationaltheaters, wie unsere jetzt städtische Bühne bis 1886 hieß. Othegraven war der tüchtigste und unternehmendste Theaterdirektor, den die Innsbrucker je hatten. Bei seiner Unter-

nehmungslust und im Vertrauen auf seine Beliebtheit bei den Innsbruckern versuchte er es, die Spielzeit auch über den Sommer auszudehnen und im Jahre 1875 auch das Pradler Theater in seinen Wirkungskreis einzubeziehen. Er spielte im Theater bis Ende April, und ab 2. Mai 1875 spielte er mit seiner Truppe im 'Lodronischen Hof'. Er ließ das Theater frisch tünchen, mit Fahnen und Emblemen ausschmücken, eine Kaiserbüste wurde zwischen Blumen angebracht, die Parterresitze amphitheatralisch erhöht. An Sonn- und Feiertagen gab er in Pradl zwei Vorstellungen und spielte auch an einzelnen Wochentagen. Er gab Stücke von Anzengruber, Nestroy, Benedix, Kotzebue, Birch-Pfeiffer, Franz Kaiser u. a. Othegraven suchte durch eifrige Reklame in den Innsbrucker Zeitungen sich einen guten Besuch zu sichern und unterdrückte auch jede Reklame der alten Pradler Truppe, so daß wir über sie keine Nachricht aus diesem Jahre überkommen haben. Vermutlich spielten die Pradler in diesem Jahre unter Ferdinand Brix, dem als Liebesboten wohlbekannten Innsbrucker Packträger, im alten Schießstand. Othegraven ließ es jedoch bei der ersten Saison im Pradler Theater bewenden, schloß dasselbe nach fünfmonatlicher Spieldauer am 26. September und bezog am 1. Oktober wieder sein Hof- und Nationaltheater.

Im nächsten Sommer 1876 war die alte Pradler Gesellschaft unter der Spielleitung ihres Garderobiers Anton Polli wieder auf ihrer Pradler Bühne und brachte dort das alte Ritterschauspiel wieder zu Ehren. Infolge des kalten Wetters konnte das Theater erst am 7. Mai eröffnet werden. Das vaterländische Schauspiel war in diesem Jahre vertreten durch 'Der Wirt am Sand oder das Jahr 1809', ländliches Gemälde von Vitus Augetti. Dabei gab es eine Tiroler Hochzeit mit Nationaltanz, besondere Wirkung erzielte die Erschießung Andreas Hofers.

Schlecht ließ sich das Spieljahr 1877 an. Wegen der Ungunst des Wetters begann das Spiel erst am 6. Mai. Der ganze Mai war naßkalt, dagegen herrschte im Juni eine tropische Hitze, außerdem spielte noch immer das Nationaltheater. Doch von Ende Juni ab hatten die Pradler wieder ihre alte Zugkraft.

Im nächsten Jahre verschwindet wieder die Pradler Truppe von ihrer angestammten Bühne, dafür spielt daselbst der Schauspieler Hensel vom Stadttheater mit einer Truppe. Das Theater, das bisher immer den Namen 'Pradler Sommertheater' führte, hieß nun 'Tiroler Volksbühne'. Hensel brachte Volksstücke wie 'Der Hallodri', 'Agnes Bernauer', 'Das letzte Aufgebot' u. a. zur Aufführung. Das Unternehmen scheint jedoch nicht recht gezogen zu haben, denn im folgenden Jahre 1879 treffen wir auf der Pradler Bühne wieder die alte Truppe unter der Leitung des Packträgers Ferdinand Brix, der als Intrigant eine der Hauptfiguren des Theaters war. Er scheint die Spielleitung bis zum Jahre 1883 behalten zu haben, in welchem Jahre der 'Lodronische Hof' in den Besitz des Wirtes Josef Anton Krautschneider überging. Die Spielleitung führte in diesem Jahre der Goldschmied Mayr.

Im nächsten Jahre übernahm Ferdinand Rauter, der von der Höttingerau her noch beliebte Schauspieler, der wohl allen Innsbruckern noch in bester Erinnerung ist, die Direktion und behielt sie in zielbewußter Führung bis zum Jahre 1904. Rauter verstand eine prächtige Truppe trefflicher Schauspieler auszubilden und brachte das Theater im Verein mit seiner späteren Nachfolgerin in der Spielleitung, Josefine Weiß, zur eigentlichen Blüte. Rauter starb am 20. Februar 1905. So mancher besucht wehmutsvoll noch

die Grabstätte des 'Alten von Pradl' im St. Nikolauser Friedhof. Unter Rauter wurden die neuen Dekorationen von Franz Inzigneri, einem alten originellen Mitglied der Pradler Truppe, gemalt, von ihm stammt auch die Neubemalung des alten vom Bartinger Seppl noch herrührenden Theatervorhanges. Er zeigte früher die Figuren Erzherzogs Ferdinands und der Philippine Welser, die Farbe war aber mit der Zeit abgefallen, so daß man zum großen Gaudium des Publikums hindurchsah.

Wir kommen schon in die Zeit, die allen Innsbruckern geläufig ist, und können uns daher kurz fassen. Eine Neuerung sei noch aus dem Jahre 1889 erwähnt. Seit diesem Jahre erscheinen nämlich die Namen aller Mitspielenden auf dem Theaterzettel, was vielleicht für den künftigen Chronisten des Theaters von Wert ist. Am 2. August 1891 feierte der beliebte, heute noch sich bester Gesundheit erfreuende Komiker Alois Lener das 40. Jahr seiner Bühnentätigkeit, die er noch am Theater in der Höttingerau begonnen hatte So mancher wird sich noch des ulkigen Knappen Pietro in dem Stück 'Robert Graf von Lasserillo' oder der 'Hungerturm von Spaletto' erinnern, welche Rolle sich Lener zum Benefiz erkoren hatte. Am 29. Mai 1892 erschien der heute in allen deutschen Landen berühmte Direktor Ferdinand Exl zum ersten Male auf dem Pradler Theaterzettel. Er gab den Herold im schaurigen Ritterschauspiel 'Katharina Howard', der Herzog Etheiwood das Haupt abschlägt. Wie Exl selbst schreibt, war der Anfang schwer. Die Pradler hatten damals prächtige Schauspieler, ja ganze Schauspielerfamilien, die den Kern der Truppe bildeten; ich nenne nur die Namen: Rauter, Weiß, Wöll, Gstöttner, Lener u. a.

Das nächste Jahr 1893 brachte wieder eine Änderung, die für unser Pradler Theater nicht ohne Einfluß blieb. Die Pradler begannen unter Direktor Rauter nach alter Gewohnheit am Ostermontag ihr Spiel in Pradl. In diesem Jahre wurde die Tiroler Landesausstellung veranstaltet, eines der wichtigsten Ereignisse in Innsbrucks neuester Geschichte. Ein Strom von Fremden war zu erwarten, der sich auch tatsächlich einstellte. Von allen Seiten wurde für Vergnügungen für die Fremden gesorgt; so wurde auch das Volkstheater beim Löwenhaus gebaut. Der neue Bau, für ein Volkstheater wie geschaffen, lockte die alten Pradler, sie verließen im Mai noch die altgewohnte Bühne und eröffneten unter der Direktion Rauter-Weiß am Pfingstmontag das neue Löwenhaustheater mit dem zugkräftigen Ritterstück 'Georg Freigraf von Aarau' oder 'Die Bluthochzeit auf Falkenstein'. Frau Josefine Weiß sprach den Prolog. Im Pradler Theater war inzwischen Direktor Erdmann vom Stadttheater mit seinen Schauspielern eingezogen. — Die Pradler Bühnenbretter mußten damals Ungewohntes über sich ergehen lassen; Stücke wie 'Die Gigerln von Wien', 'Mein Leopold' und ähnliche sollten das Theater füllen. Der Erfolg scheint nicht besonders gewesen zu sein; am 27. August bereits wurde die Pradler Bühne geschlossen, Erdmann ging als Theaterdirektor nach Dornbirn. — Auch im folgenden Jahre spielten die Pradler vom Ostermontag bis Kirchweihsonntag noch im Löwenhaus. Hans und Ferdinand Gstöttner feierten dort ihr 25jähriges Schauspielerjubiläum. Im Pradler Theater spielte der Schauspieler Hans Robert aus München mit einer Truppe, der auch Ludwig Gürtler angehörte. Gegeben wurden Volksstücke und Singspiele, die Spielzeit dauerte vom 15. April bis 9. September.

Reuig kehrte im Jahre 1895 die Direktion Rauter-Weiß wieder nach

Pradl zurück. Doch Kerntruppen, wie die Lener und Gstöttner, hatten sich abgesondert und spielten mit Franz Wöll, Ludwig Gürtler u. a. unter der Leitung des bereits genannten Franz Inzigneri auf der von den Pradlern selbst kreierten Konkurrenzbühne im Löwenhaus. Die Direktion Rauter-Weiß verstand es jedoch, die entstandenen Lücken durch Heranziehung und Ausbildung neuer Kräfte auszufüllen und so das Pradler Theater wieder in die Höhe zu bringen. Die Pradler gewannen den alten Ferd. Brix wieder, der nun nach 15jähriger Pause, im 74. Lebensjahre, wieder unter Riesenbeifall die Bühne betrat. Direktor Rauter feierte sein 50jähriges Bühnenjubiläum, Ferd. Exl hatte sein erstes Benefiz als Learl im 'Jägerblut', Anna Weiß, die Tochter der Frau Direktor Josefine Weiß, war vom Stadttheater in Konstanz hereingekommen; kurz, es gab eine gute Saison in Pradl, während die Konkurrenz im Löwenhaus schlechte Geschäfte machte. In den folgenden Jahren kehrte noch mancher der abgefallenen Pradler Schauspieler ins alte Heim wieder zurück, ja, im Jahre 1897 bestand gar keine Konkurrenz mehr, da in ganz Innsbruck, außer in Pradl, kein Sommertheater mehr spielte. Eine zweite Sommerbühne wäre für Pradl an und für sich nicht besonders gefährlich gewesen, schon wegen der Ritterstücke, die am zugkräftigsten waren und nur von den Pradlern gespielt werden konnten; aber das Verhängnisvolle war, daß sich jedes Konkurrenzunternehmen aus den Pradlern selbst heraus durch Spaltung bildete und dadurch den Mutterschoß bedenklich schwächte.

Die gefährlichste Probe für das Pradler Theater war die Gründung der Exltruppe, die sich zum großen Teile aus den besten Spielern der Pradler zusammensetzte. Am Ostermontag 1902 traten die Exlleute zum ersten Male im 'Österreichischen Hof' mit dem 'Pfarrer von Kirchfeld' auf, 1904 erscheinen sie schon im 'Löwenhaus'-Theater als festgefügte Truppe, im Sturmschritt der hohen Kunst sich nähernd. Frau Josefine Weiß, auch altes Theaterblut — ihre Großmutter Kühnel geb. Danner war schon im Theater beim 'Stamser' aufgetreten —, hatte seit dem Tode Rauters allein die Leitung der Pradler Bühne übernommen, und ihr gelang es wieder, trotz des Verlustes ihrer besten Spieler, neue Kräfte zu finden und so den Betrieb zur Freude des alten Pradler Publikums, das sich aus allen Kreisen der Stadt und Umgebung zusammensetzte, weiterzuführen. Das Pradler Theater blieb bei seiner alten Tradition, der Pflege des Ritterstückes in der überkommenen, allerdings der Zeit entsprechend etwas verfeinerten Weise, und übte damit die alte Zugkraft aus, trotz aller anderen Sommertheater, die im Laufe der Jahre entstanden.

Selbst der Weltkrieg konnte unserem Pradler Theater unter seiner tatkräftigen Direktorin Frau Weiß nichts anhaben. In den Jahren 1914 bis 1917 wurde noch nach alter Sitte an allen Sonn- und Feiertagen in Pradl gespielt, und als das Theater am 28. Oktober 1917 mit dem auch auf dieser Bühne in letzter Zeit eingeführten Allerseelenstücke 'Der Müller und sein Kind' das Spieljahr schloß, da ahnte es weder der alte Müller noch sonst jemand, daß unter den Geistern, die zum Sterben in diesem Jahre bestimmt, an ihm vorüberzogen, auch der des Pradlers Theaters sei. Es war das Totenstück unserer nun bald 50jährigen Bühne geworden.

In der Karwoche 1920 wurde das Schauspielhaus niedergerissen. Über die letzten Ereignisse, die zu diesem tragischen Ende führten, wird wohl in späteren Jahren einmal berichtet werden können.

Ich bin überzeugt, über das Pradler Theater wird in den nächsten fünfzig Jahren mehr geschrieben werden als während der ganzen Zeit seines Bestandes. Vor allem wird der Literarhistoriker sich des romantischen Ritterschauspiels bemächtigen, das seinen Ursprung aus der Zeit des Absterbens des geistlichen Volksschauspiels herleitet. Zum Glück besitzt die letzte Spielleiterin, Frau Josefine Weiß, noch fast sämtliche Spieltexte. Mögen dieselben einmal an einem sicheren Orte für alle Zeiten geborgen werden; denn das romantische Ritterschauspiel, das immer mehr vom Volksstück verdrängt wird und nur mehr auf einigen Dorfbühnen, insbesondere in Buch bei Schwaz gepflegt wird, dürfte bald der Geschichte angehören.

Auch der Kulturhistoriker wird das Pradler Theater, in dem nicht zünftige Schauspieler, sondern nur Dilettanten voll Liebe, Lust und Geschick zum Komödiantentum das Publikum ergötzten, in den Bereich seines Forschungsgebietes aufnehmen. Hoffen wir, daß der Kulturhistoriker nicht einst berichten muß, daß die Pradler Bühne, auf der noch immer die bedrängte Unschuld gerettet, das Böse bestraft und das Gute belohnt wurde, kurz, die Moral Sieger blieb, durch ein Kino ersetzt wurde. Auch die Geschichte des zünftigen Theaters wird dankbar des Pradler Theaters gedenken müssen, war es doch die Schule unserer berühmten Exleute und manch anderer heute auf großen Bühnen wirkenden Schauspieler von gutem Namen. Und welch reiche Fundgrube wird unser Theater, seine Spieler und seine Stücke mit den Lokalwitzen und Gstanzeln für den Innsbrucker Lokalhistoriker erst bieten! Möge es nur allen diesen Forschern gelingen, den reichen Schatz noch rechtzeitig zu sichern.

Kaspar Schwarz.

Zum Balladenrhythmus.

Der Unterschied zwischen dem stattlichen, kräftigen Rhythmus einer alten Volksballade und dem Geklingel einer späteren Straßenballade fällt beim Lesen einiger Zeilen auf. Eine weitere Untersuchung darüber, wodurch eigentlich dieser Unterschied bedingt ist, fehlt. Man begnügt sich damit, auf die Unregelmäßigkeit im Metrum der älteren Balladen hinzuweisen und sie der größeren Regelmäßigkeit der späteren gegenüberzustellen. So Brandl in Pauls Grdr. II/1[1], S. 840, Schipper, Altengl. Metrik (Engl. Metrik 1. Teil), S. 349, K. Nessler, Geschichte der Ballade Chevy Chase (Palaestra 112), S. 28 f.

Ich versuche daher im folgenden einige der Hauptunterschiede darzulegen und beschränke mich hierbei für die Untersuchung auf Sir Patrick Spence und die ältere Chevy-Chase-Ballade einerseits, auf die jüngere Chevy-Chase-Ballade anderseits. Mehr Material heranzuziehen, erscheint überflüssig, da es sich ja um typische Unterschiede handelt, die schon an wenigen typischen Beispielen zum Ausdruck kommen müssen. Von Kunstdichtern schließt sich Coleridge im *Ancient Mariner* mehr dem Gebrauch der Volksballaden an, Cowper in *John Gilpin* dem der Straßenballaden, so daß man an diesen beiden Dichtungen die künstlerische Verwertungsmöglichkeit dieser Eigenarten erkennen kann. Bei einer metrischen Untersuchung der Volksballaden bietet allerdings die Überlieferung leicht Anlaß zu Fehlschlüssen. Selbst von den 18 bei Child überlieferten Fassungen des Sir Patrick Spence stammt keine unmittelbare aus dem Munde von Volkssängern. Es ist also vielleicht mit Veränderungen, Weglassungen oder Zusätzen von Abschreibern oder Ge-

dächtnisfehlern von Mittelspersonen zu rechnen. Die ältere Chevy-Chase ist auch kaum Aufzeichnung aus dem Volksmunde, vgl. Nessler, a. a. O., S. 7—10. Ich habe daher Verse, in denen durch leichte Korrekturen der Rhythmus regelmäßig wird, nicht mitbetrachtet, z. B. Chevy Chase A 7^4: *A hondrith (fat) hartes (ded) thar lay*, oder 13^1: *Leave of the brytlyng of the deare (he sayd)*, oder 13^3: *For neuer sithe ye wear (on your mothers) borne* (die eingeklammerten Wörter wären zur Korrektur wegzulassen); weiter habe ich offenkundig verderbte Verse ausgeschieden, so Ch. Ch. 15^3, 17^2 u. a. Selbstverständlich gestatte ich beim Lesen alle irgendwie üblichen Freiheiten der volkstümlichen Poesie und die dialektischer Art, so auch unsilbischen bestimmten Artikel, ohne dies als metrische Unregelmäßigkeit zu bezeichnen. Über die Balladenstrophe selbst vgl. Schipper a. a. O. (Septenarpaar).

In der Volksballade verzeichne ich nun folgende Abweichungen vom regelmäßigen Schema des Septenarpaars:

1. zweisilbiger Auftakt, oft in Chevy Chase, z. B. 1^2, 7^1, 12^1, 12^3, 17^3, 21^1 u. ö.

2. fehlender Auftakt: Sir P. Sp. 2^1 (*Up and spak an eldern knight*), Chevy Chase oft, z. B. 4^1, 5^3, 6^4, 11^1, 11^3. 18^3, 21^3 usw.

3. zweisilbige Senkung: Sir P. Sp. 1^3: *O whar will I get (a) guid sailor* (*a* unsicher überliefert); oft in Ch. Ch. z. B. 1^6, 3^2, 4^1, 5^3, 10^1, 10^4, 16^3, 18^4, 21^3 usw.

4. fehlende Senkung zweimal in Ch. Ch.:

Both with spear bryny and brand 11^1;
′ × ′ ′ × × ′

And that was seene verament 26^3.
× ′ × ′ ′ ×

5. dreihebige statt vierhebige erste Halbzeilen bei klingendem Schluß: Ch. Ch. 1^3, 1^5, 18^1, 52^3, 53^1, 53^3, 55^1 und vielleicht auch Sir P. Sp. 1^3 u. 2^3. Vgl. darüber Nessler, a. a. O. S. 29.

6. vierhebige statt dreihebige zweite Halbzeilen, nur Ch. Ch. 34^4 (Nessler, S. 30).

7. satzbetonte Silben stehen in der metrischen Senkung, die metrische Hebung fällt auf eine vorausgehende oder folgende unbetonte Silbe. z. B. S. P. Sp. 1^1, 1^2:

The king sits in Dumfernling toune
× ′ × ′ × ′ × ′
Drinking the bluid-red wine.
× ′ × ′ × ′

Ebenso 2^2, 3^1, 4^4, 10^3: Ch. Ch.: 1^1, 3^4, 5^4, 7^1, 8^4, 10^2, 16^5, 23^3, 28^3, 34^3, 46^3, 47^3, 51^1, 57^3, 64^3.

Von dieson Unregelmäßigkeiten finden sich in der Straßenballade (Chevy Chase B) bloß:

1. Fehlender Auftakt einmal 44^1;

2. mehrsilbige Senkung, einmal 63^3;

3. satzbetonte Silben in metrischer Senkung öfter: z. B. 3^1, 4^3, 5^1, 8^2, 11^3, 13^4, 14^2, 15^3, 18^1, 18^3, 20^1, 21^2, 24^2 u. ö.

4. Sehr häufig aber fällt die metrische Hebung auf eine satzunbetonte Partikel oder irgend ein Füllwort, ohne daß ein satzbetontes Wort in der

vorhergehenden oder folgenden Senkung steht, so 2^3 (*is*), 2^4 (*of*), 3^1 (*in*), 4^3 (*to*), 5^4 (*to*), 7^4 (*did*), 8^1 (*had*), 9^1 (*on*) 9^2 (*to*), 10^1 (*through*) usw.

Dies ist für die Straßenballade vor allem typisch.

Im *Ancient Mariner* verzeichne ich die meisten Freiheiten der Volksballade, so zweisilbigen Auftakt (3, 32, 71, 80, 87 u. ö.), fehlender Auftakt (22, 29, 119, 121, 168 u. ö.), fehlende Senkung (197, im Ausruf), satzbetonte Wörter in metrischer Senkung (2, 10, 17, 26, 34, 35 u. ö., besonders wenn die Aufmerksamkeit auf dieses Wort gelenkt werden soll), dann aber auch gelegentlich schwach betonte Wörter in der metrischen Hebung, ohne daß satztonige in der Senkung stehen, also wie in den Straßenballaden (40, 47, 65, 109, 136, 138 u. ö.) Im John Gilpin finden sich aber bloß die beiden letzteren Freiheiten (41, 44, 46, 62, 64, 66, 105 u. ö. und anderseits 1, 2, 3, 5, 6, 7, 9, 10, 12, 13 usw., also sehr häufig wohl in absichtlicher Übertreibung).

Wien. Karl Brunner.

Zu Thomas Occleve.

T. F. Tout (*Chapters in the administrative history of mediaeval England*, Manch. 1920, I, 29. 65) benutzt Thomas' autobiographische Dichtungen für die Kenntnis vom intimen Leben eines Kronbeamten; Thomas war der früheste Privatsiegelschreiber literarischer Berühmtheit. Auch verwertet er dessen (wie vieles andere von ihm ungedruckte) Abhandlung, die den frühesten, historisch sehr wertvollen Leitfaden zur Technik jenes Privatsiegelamtes liefert. Es ist dies ein Quartband, zumeist Hoceleves Autograph, jetzt British Museum Ms. Additional 24062, eine Formelsammlung von Privatsiegel-Urkundenformularen.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Chaucers Stellung in Hofämtern.

T. F. Tout (*Chapters in the administrative history of mediaeval England: the Wardrobe, the Chamber and the Small seals*, Manch. 1920. II, 335) schildert in einer für die englische Verfassungsgeschichte epochemachenden tiefgründigen Forschung und lichtvollen Darstellung, wie das Königtum, dem die Barone im 13., 14. Jahrh. den Einfluß auf Staatsschatz und Kanzlei entzogen, sich eigene Haushaltsämter schuf oder, wie die Königskammer, neu belebte. Oft stieg der königliche Kammerdiener (*valet, yeoman*) zu hohen Ehren, gehörte nicht selten zu guter Familie, ohne gesellschaftlichen Unterschied vom Knappen (*esquire*): er genoß vor sonstigen Kronbeamten den Vorzug enger persönlicher Berührung mit der Majestät und diente ihr in allen möglichen Vertrauensstellungen. Chaucer liefert ein Beispiel, wie auch dem Mittelstand sich die Laufbahn der Königskammer öffnete.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Liedrefrain und Tanz im englischen Mittelalter.

Joh. Steenstrup, *De danske folkevisers ældeste Tid og Visernes Herkomst* (Kop. 1919, auch in *Histosisk Tidsskrift*, 9. Række I, 232—297), leitet das bis Anfang 13. Jhdts. zurückverfolgbare Volkslied der Dänen nicht aus England her. Daß hier die Ballade zum Tanz gesungen ward, ist unbewiesen.

Sie entbehrt des tanzbegleitenden Refrains entweder ganz (so in ¾ des in Childs *Ballads* gesammelten Stoffes, so buntartig und stark neuzeitlich er ist) oder verdankt ihn dem Einflusse des Nordens (wie sicher im *King Orfeo* aus Shetland) oder bietet einen andersartigen als der Norden. In Dänemark drückt der Refrain Bewegung aus, wie Tanz, Ritt, Rudern, Sehnsucht, Liebestrieb, in England Stillstand, z. B. den Namen einer Blume oder Handelsstadt; dort ist er mehr gedanklich, hier rein lautmusikalisch, ja bisweilen bloß Interjektion. Kehrzeilen in Englands Ballade, oft zweiteilig mit Reim, folgen anderem Stilprinzip als der Refrain des Nordens. Den Tanz begleitet in England Instrumentalmusik, nicht Refraingesang; der Refrain erwähnt ihn nie. Nicht dieser also gab den Anstoß zum Refrain des Nordens. Auch fehlen der älteren Volksdichtung der Dänen die *Ich*-Form und die Frage an die Zuhörer, die ihr beide in England und Deutschland häufig eignen. Jene trägt ein älteres Gepräge. Steenstrup zitiert für sich Child und Ker; der Schotte Henderson meint, bei Anglodänen entstehe die Ballade Englands; des Nordens Stoffe aber wandern nach Britannien wohl erst nach 1470, als eine dänische Königstochter nach Schottland heiratete. Vielmehr Frankreichs Tanzlied mit Refrain gab den Anstoß zum Volkslied Dänemarks, ohne Vermittlung Britanniens oder Deutschlands. — — Daß die Form des englischen Liedes vom Klerikerlatein abhänge, ist unwahrscheinlich, weil der Septenar im Kirchengesang selten ist. — — Wenn Knuts Verse über Elys Mönchsgesang — hundert Jahr nach ihm auftauchend — *in choris publice cantantur*, so heißt dies vielleicht nur 'im Chor', nicht notwendig 'beim Tanze'. — — In der (auch bei Wilh. von Malmesbury und Orderic berichteten) Legende über *Die Tänzer von Kölbigk* (s. u. d. P. Edw. Schröder in *Zs. f. Kirchengesch.* 17, 1897) bildet der Vers *Quid stamus, cur non imus?* vielleicht nur eine frankoromanische Zufügung, französischem Tanzliede verwandt, zu dem norddeutschen Berichte von 1021, der keine bloße Fabel ist, sondern an eine nachgewiesene Tanzkrankheit anknüpft. Der Tanzführer heißt hier *Bovo*, nicht 'Bube, Schlingel' allgemein, noch auch mit *Boeve de Hamtun* in Zusammenhang; vielmehr heißt *Bovi* auch die Strohpuppe, mit der um 1250 in Dänemark das Volk beim Kindelbier tanzte, laut der von einem englischen Franziskaner in Cork zum Predigtzweck 1279 gesammelten *Exempla*, die Paul Meyer herausgab. — Im *Guillaume de Dole* findet Verf. das durch Shakespeare im *Cymbeline* dem Boccaccio entnommene Motiv vom Verleumder der keuschen Fürstin mittels hinterlistiger Erkundung ihres geheimen Muttermals. — — Doch nicht nur Englands Literaturgeschichte, sondern die germanisch-romanische allgemein geht die bedeutende Abhandlung des großen dänischen Forschers an, der die verschiedensten Seiten germanischen Altertums beherrscht.

Berlin. F. Liebermann.

Zwischenspiele für Edward II.

Tout (*Chapters in the administrative hist. of mediaeval England*, 1920, II, 357) fand unter den Ausgaben der Königskammer des Königs 'gratification to the clerks of one chamber manor (Rittergut der königlichen Kämmerei) who played interludes at another such manor to divert Edward and his chamberlain'.

Berlin. F. Liebermann.

Shute mengl.: 'Lastschiff'.

Eine Rechnung der Königskammer um 1325 verbucht eine Einnahme *De custode shutarum et batellorum regis in Tamisia* (bei Tout *Chapters in the administr. hist. of England*, II, 349[1]): vielleicht ein Lehnwort aus dem Niederländischen.

Berlin. F. Liebermann.

Zu Pons von Capduelh.

Im laufenden Jahrgang der *Zs. f. r. Ph.*, S. 231 erhebt Meyer-Lübke Einspruch gegen die bisher übliche Auffassung einer Strophe des Kreuzliedes Gr. 375, 2, das zuletzt von Schultz-Gora in seinem *Provenzal. Elementarbuch* herausgegeben worden ist. Die Stelle kennzeichnet so treffend das Verhältnis von Rittertum und Kreuzzug, daß ihr eine über den Einzelfall hinausreichende Bedeutung zukommt. Diese mag es rechtfertigen, wenn hier zu den Ausführungen Meyer-Lübkes noch einmal das Wort ergriffen wird. Die fragliche Strophe lautet:

Ja mais no·s gab negus bars qe pros sia,
s'ar no socor la crotz e·l monumen;
c'ab gent garnir, ab pretz, ab cortezia
et ab tot cho q'es bel et avinen
podem aver honor e iauzimen
en paradis; gardaz dunc que querria
plus coms ni reis, s'ab honraz faiz podia
fogir enfern e·l putnais fuoc arden,
on maint chaitiu viuran toztems dolen.

Während bisher *qe pros sia* (v. 1) als Objektsatz und das *qe* zu Beginn des dritten Verses als 'denn' galt, will M.-L. unter entsprechender Änderung der Interpunktion *qe pros sia* als Relativsatz und den mit dem genannten *qe* eingeleiteten Satz als Objekt zu *gab* (v. 1) fassen, wobei denn der Bedingungssatz (v. 2) als Nebensatz zweiter Ordnung seinem übergeordneten Satz (*c'ab gent garnir* etc.) vorangestellt wäre. Dementsprechend deutet M.-L.: 'Kein Ritter, der etwas auf sich hält, soll damit prahlen, daß, wenn er auch nicht am Kreuzzug teilnimmt, wir ja mit der Erfüllung unserer gesellschaftlichen Verpflichtungen schon das tun, was uns zukommt, wir also ein Anrecht auf das Paradies haben.'

Gegen diese Auffassung ließe sich schon sprachlich allerhand einwenden. Über die seltsame Diskrepanz der Verbalpersonen in Haupt- und Nebensatz (*no·s gab negus bars ... qe podem*) sucht M.-L. durch die Annahme hinwegzukommen, daß hier eine mit *qe* eingeleitete direkte Rede vorläge oder daß der Dichter sich im Eifer mit den Rittern identifiziere. Zu solchen Erklärungen wird man aber doch erst greifen, wenn ohne sie die Interpretation erheblichen Schwierigkeiten begegnet, nicht aber bei einem Gedicht, dessen Diktion sonst so klar und schlicht dahinfließt wie die des vorliegenden Kreuzliedes. Ob ferner der Konjunktiv in dem Relativsatz *qe pros sia* ganz berechtigt ist, mag dahingestellt bleiben; erwartet man doch nach der neuen Interpretation eher so etwas wie *qi vol esser pros*. Andererseits überrascht der Indikativ *podem* nach *no·s gab negus bars*, und endlich könnte man auch an der Zweckmäßigkeit des Wortes *gabar* Anstoß nehmen in dem Zusammenhang, in den M.-L. es stellt.

Denn es darf doch wohl kaum als *gap* ausgelegt werden, wenn ein Ritter behauptet, er könne auch ohne Kreuzzug, lediglich kraft seiner Rittertugenden das Paradies erwerben. Nicht eitle Ruhmredigkeit läge hier vor, sondern eine den kirchlichen Anschauungen der Zeit völlig zuwiderlaufende Äußerung, wie wir sie im Ernst einem Ritter nicht zutrauen dürfen. Hier, in den Versen 3—6, liegt denn auch der Angelpunkt der Meyer-Lübkeschen Auffassung und, wie wir meinen, seines Irrtums. Denn unmöglich kann der Dichter einem Ritter eine für seine Zeit so bedenkliche Anschauung imputieren, und ebensowenig wie der Dichter haben, soweit ich sehe, die bisherigen Interpreten dieser Stelle einen solchen Fehler begangen. Hier liegt also ein zweites Mißverständnis Meyer-Lübkes vor. Wohl von niemandem sind bisher die Verse so gedeutet worden, wie er es glauben machen will. Als die hergebrachte Auffassung der Stelle gibt M.-L. an, es werde gesagt, 'das Paradies erwirbt zwar jeder Ritter durch höfisches Benehmen, aber natürlich hat er noch viel mehr Anrecht darauf, wenn er sich durch Waffentaten im heiligen Kriege auszeichnet.' Mit Recht zweifelt M.-L., ob durch eine solche Argumentation die Lässigen sich hätten aufrütteln lassen. Aber so argumentiert der Dichter gar nicht, und so hat ihn auch keiner seiner bisherigen Interpreten argumentieren lassen.

Vielmehr gibt die bisherige Fassung in klarem Wortlaut einem klaren Gedanken Ausdruck. Auch wir wollen mit M.-L. an die vorhergehende Strophe anknüpfen. Aber das Beispiel Alexanders, der die Welt eroberte und doch nur ein Leichentuch davontrug, stellen wir in einen etwas anderen Gedankengang. Der große König galt als Inbegriff ritterlichen Wesens; aber die Ausübung aller seiner Rittertugenden half ihm nicht zur Seligkeit. Jetzt jedoch, so meint der Dichter, hat jeder Ritter die Möglichkeit, durch eben diese Tugenden das Paradies zu erwerben, falls er sie an der Eroberung des Heiligen Landes betätigt.

So — und nur so — verstanden, bieten die Worte des Dichters dem Lässigen jenen Anreiz, den M.-L. in ihnen vermißte. Seine Rittertugenden sollen ihm nicht Ausrede sein, dem Kreuzzug fernzubleiben, sondern Ansporn, an ihm teilzunehmen. Diese Verschmelzung von Rittertum und Kreuzesdienst, diese Nutzbarmachung der Rittertugenden für die heilige Sache, ist ein Gedanke, der vielen Kreuzliedern gemeinsam ist und dem wohl kein Trobador beredteren Ausdruck verliehen hat als Pons von Capduelh.[1]

Berlin. Kurt Lewent.

Afrz. *Bourghés*, Obl. *Bourghét*.

Im Fablel vom 'Prestre comporté' (Montaiglon-Raynaud, Rec. IV, 1 ff.), dessen Text Steppuhn, Das Fablel vom Prestre comporté und seine Versionen, Diss. Königsberg 1913, nach den Hss. A und B hergerichtet hat, begegnet V. 48, 64, 70, 94 usw. eine Dienerin mit Namen *Bourghés* (*Borghes*, *Borges*), Obl. *Bourghet* (*Borget*); wo sich *Bourghe*, *Borge* findet, wie V. 230, 299, steht es offenbar für *Bourghet*, *Borget*. Steppuhn äußert sich nicht zu diesem Namen, wie ja denn den Personennamen immer noch ziemlich wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird. Mir scheint, daß es eine Koseform von *Guibourc* ist wie *Goton* von *Margoton Tasse* von *Eustasse*. Der Frauenname

[1] Vgl. *Altprov. Kreuzlied* S. 62 f. und 81.

Guibourc ist ja aus den Epen zur Genüge bekannt, er kommt aber auch sonst vor, z. B. M.-R., Rec. II, 207 (*Guibort*), Martinsleben 8682, im 26. Miracle de Nostre Dame ed. G. Paris et Robert IV, 177 ff. und in einer Pastourelle (Bartsch, Rom. u. Past. II, 22 V. 27), wo eine Schäferin so (*Guibor*) heißt.

Was an unserer Namensform weiter interessiert, ist die männliche Diminutivendung *-et*. Ich kenne sie nur noch in *Marét* (Nom. *Marés*) bei M.-R. II, 8, 18 (dieselbe Person heißt ebenda S. 11, 15, 20, 22 *Marion* und S. 20 einfach *Marie*) und in einer Pastourelle (Rom. u. Past. II, 26 V. 7, s. Var.[1]). Es ist also mit *-et* ebenso verfahren worden wie mit den an männliche Personennamen herantretenden Diminutivendungen *-on* und *-ot* (z. B. *Michel, Michon*; *Charles, Charlot*), die so häufig ohne Rücksicht auf das Geschlecht weiblichen Personennamen angefügt wurden, z. B. *Marion, Margot* (beide zusammen in *Margoton*), was nicht ausschließt, daß wir nicht auch *-ote* daneben haben in *Marote* (*Mariote*), während ein **Marionne* m. W. nicht vorliegt, doch vgl. prov. *Guilhalmona, Peirona*. Entsprechend *Johanet* zu *Johan*, *Martinet* zu *Martin* haben wir mithin *Maret* zu *Marie* trotz danebenstehendem *Mariete*, und *Bourghet* zu *Guibourc*, falls meine Herleitung das Richtige trifft.

Jena. O. Schultz-Gora.

Nochmals ital. *ghetto*.

(Vgl. *Wörter und Sachen* 1915, S. 205[2].)

Die von mir a. a. O. für nicht echt gehaltene alte Belegstelle, die Tommaseo-Bellini s. v. *ghetto* aus Cecco Angiolieri anführt, lautet nach den kritischen Ausgaben von Massèra (Bologna 1906, S. 131 f.) und Giuliotti (Siena 1914, S. 116) tatsächlich nicht, wie bei Tomm.-Bellini steht:

Amor mi fa invogliar di sì gran ladre
Che par che siano figliuole di ghetto,

sondern beide Herausgeber setzen statt *ghetto Gaetto* des Textes (und daher *sian* statt *siano*) ein, der ein 'celebre ladro, forse leggendario' gewesen sein soll. Damit ist eine alte Stütze für ital. *ghetto* beseitigt. Zur Form *ghettare* statt *gettare* in ital. *traghetto* vgl. jetzt REW s. v. *trajectare*, dessen Erklärung das *g* aus *tragando* wohl wegen des weitverbreiteten Simplex *ghettare* (vgl. REW 4568 s. v. *jectare*: venez. *ghetar*, 'mit auffälligem *g-*' und Salvioni, Krit. Jahresber. VII, I 136, vor allem aber *conghiettura*) Bedenken erregt. Zur Bedeutung vgl. das synonyme prov. *gitare* 'couler, fondre le métal', über das Berthelé in *Rev. d. langues rom.* 46, 282 ff. gehandelt hat. Zu ital. *giudecca* vgl. Salvioni, *Bull. d. soc. dant. ital.* NS. VII 258, dessen Deutung (=*judaica*, altprov. *juzaiga*) immerhin die Endung ebenso unerklärt läßt wie seine Ausführungen über *genecco* = *gynaiceion*, spätlat. *genicium* das *-ecco* (Einfluß des Gen. Plur. *γυναίκων*. Salvioni, App. di latino medievale, S. 17 ist wohl wenig wahrscheinlich). Über prov. *guet*, das REW anführt, schreibt mir Herr Prof. Appel, es könne nur neuprovenzalisch sein und sei aus Mistral entnommen:

[1] Auf diese Stelle hat G. Cohn in den Tobler-Abhandlungen aus einem anderen Grunde hingewiesen.

[2] Zu verbessern S. 201 Anm. 1 Z. 9 v. u.: *Nazaret*, Z. 3 v. u. Saineanu st. Şaineann, S. 204 Z. 16 v. o.: einzufügen 'Würdigung' nach 'solche', Anm. 1, 2. Kolonne Z. 6 v. o.: l. *mazaro* st. *mazara*, Z. 11 v. o. Oudin st. Ondin, S. 205 Z. 6 v. o.: st. Pamaso, Ital.: Parnaso Ital.; Z. 18 v. o.: bestechende st. bestehende.

'Altprov. *guet* existiert, soweit ich sehe, nicht. Mistral führt als "romanisch" *gueit guaït*, aber das ist ein Zusammenwerfen mit dem Subst. zu *gaitar* "wachen".' Das alte Wort in Frankreich ist **judaria* (*juirerie, jutario*). Außerdem wäre 'prov. *guet*' im REW durch nizza. *guet* (vgl. Mistral) zu ersetzen.

Bonn. Leo Spitzer.

Zu 'fils de char'.

In *Zs. f. fr. Spr. Lit.* 42 (1914) p. 18 erhob Meyer-Lübke Zweifel bezüglich des Ausdrucks fils de char = unehelich und schreibt gleich danach: 'G. Paris schließt daraus, daß Karl *in carro natus* bezeichnet wird, daß das ein Deckwort für "uneheliche Kinder" gewesen sei. Ich frage also nochmals: Gibt die spätlatein. oder die altfranz. oder meinetwegen auch die alte deutsche Literatur irgendeinen Anhaltspunkt für eine solche Auffassung? Wo nicht, so möge man sie nicht als etwas Sicheres, sondern als das bezeichnen, was sie ist, als Ausfluß einer etymologischen Spielerei des Mittelalters.' Diesen Zweifel hatte er schon in seinem Aufsatz 'Romanisch Bast-' in *Wörter und Sachen* I p. 37 (1909) geäußert. Übrigens hat schon Rajna auf die Wahrscheinlichkeit einer mittelalterlich-gelehrten Spielerei hingewiesen [nämlich in carro natus und Cáro-lus]. Indem ich mich dieser Auffassung anschließe, möchte ich auf zwei Kleinigkeiten aufmerksam machen.

1. S. Singer hat *Zs. f. d. Alt.* 35 (1891) p. 182 f. über das in einem mhd. Gedicht des Heinrich von Veldeke vorkommende Schiff folgendes bemerkt: 'Anderseits erinnert dieses Schiff, das zugleich ein Wagen ist, allerdings an die deutsche Vorzeit. In den letzteren Vorstellungskreis gehören auch das Bett, das zugleich ein Wagen ist, das "lit merveille" (Parz. 566,16; Crestien 9070), anderseits der Wagen, der als Bett benutzt wird, wie jener, auf dem Karl Martell oder Karl der Große oder die Nachkommen der auf dem Feldzuge befindlichen Ritter (Gui de Bourgogne p. 122) gezeugt werden. ... Vielmehr wird man durch die Selbstverständlichkeit, mit der in diesem Fall die Sache vor sich geht, an die alte Wagenburg erinnert, die als Wagen und Wohnung zugleich dient.' — Übrigens bedeutet mlat. carrus 'Troßwagen' (s. auch *Litrbl. f. g. r. Ph.* 1908, Spalte 231).

2. Ist es möglich, daß der Ausdruck *in carro natus* mitbeeinflußt bzw. miterzeugt wurde durch das griechische *νόθος*? Dieses Wort bedeutet nämlich 'unehelich'.

Schalkhausen bei Ansbach. Walter Benary.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Albert Leitzmann, Wilhelm von Humboldt. Charakteristik und Lebensbild. Mit drei Bildnissen. Halle a. d. S., Niemeyer, 1919. 102 S. 3,50 M.

Unter Deutschlands Gelehrten ist Wilhelm von Humboldt bei der Nachwelt kein schlechtes Los gefallen. Eine würdige Ausgabe hat seine Werke und Briefe vereint, und fehlt ihm das ragende Denkmal einer Biographie, die der Gesamtheit seines Lebens, Wollens und Vollbringens gerecht wird, so hat die Aufgabe, das Bild seiner Persönlichkeit in großen Umrissen für alle zu zeichnen, die fähig sind, einen Hauch seines Wesens zu spüren, mehr als einmal gerade die Berufensten gelockt. Zwischen den einzelnen Versuchen liegt jedesmal ein Menschenalter, einmal einige Jahre weniger, das zweitemal etwas mehr: voran schreitet ein Altmeister deutscher Literaturgeschichtschreibung, Rudolf Haym, mit einem Buche, das er 'Lebensbild und Charakteristik' nannte (1856), dann befreite 1881 Alfred Dove in der Zusammenfassung seiner Beiträge für die *Allgemeine deutsche Biographie* eine der schönsten Gaben seiner feinen Feder aus der Abgeschlossenheit des großen Sammelwerkes und machte sie der Allgemeinheit zugänglich (*Die Forsters und die Humboldts*); jetzt schließt sich Albert Leitzmann, schon als Herausgeber um Humboldt hoch verdient, solchen Vorgängern würdig an. Er darf sich rühmen, einen guten Teil des eigenen Daseins in innigster Gemeinschaft mit dem Genius seines Helden verbracht zu haben, aus ihr erwuchs ihm das persönliche Bedürfnis, sein Bild vor sich und anderen erstehen zu lassen; als freie Arbeit entwarf er in glücklichen Ferientagen seine Skizze aus der Erinnerung an das, was ihm frohes Mühen in den Schaffenstagen gewesen war — geschrieben ohne gedruckte Hilfsmittel, will sie in aller Sachlichkeit doch wirken als Bekenntnis zu einem Lebensinhalt und verzichtet daher auf alles gelehrte Beiwerk.

Unsere Sache ist es, solche Gabe zu empfangen in dem Geiste, in dem sie gegeben wird. Die Frage kann nur sein, ob die Gestalt Humboldts uns auf diesen Blättern lebendig wird, ob wir den Rhythmus seines Lebens und Denkens in ihnen spüren. Und dazu haben wir nur ja zu sagen. Nicht ohne Absicht hat wohl Leitzmann im Titel Hayms Reihenfolge 'Lebensbild und Charakteristik' vertauscht. Der Freund Schillers und Goethes, der geistige Vater des humanistischen Gymnasiums und der Universität Berlin, der Schloßherr von Tegel ist eine geschichtliche Persönlichkeit, die als solche das Recht in Anspruch nehmen darf, bei jedem, der einigermaßen teilgenommen hat am geistigen Leben seines Volkes, eine gewisse Vorstellung ihres Wesens von vornherein zu erwecken. Gerade darum wird derjenige, der zu einer Schrift über Humboldt greift, es dankbar begrüßen, wenn er zunächst seine Vorstellung nachprüfen, berichtigen und vertiefen kann an einem Gesamtbild der geistigen Art des hohen Mannes; nach solcher Vorbereitung ist er erst recht imstande, den irdischen Lebensweg des Genius zu verfolgen.

Die Eigenschaft, die Leitzmanns Charakterbild als die herrschende im Wesen seines Helden in den Vordergrund stellt, ist diejenige, die uns Söhnen einer wirren, ihrer Ziele nicht bewußten Zeit, die neidenswerteste dünkt: jene Sicherstelligkeit, die Goethe auch an Schiller rühmte, die früh erworbene, stets bewahrte Ausgeglichenheit eines mit sich selbst einigen Sinnes, die, auf einer glücklichen Verschmelzung von Verstandes- und Gefühlskräften beruhend, ihm in seinem Innenleben die feste Burg schuf, deren Frieden dann kein Schicksal trüben konnte. Der erst in diesem Jahrhun-

dert erschlossene Briefwechsel mit der Gattin gibt Leitzmann die Möglichkeit, eindringlich zu zeigen, wie die gegebene Anlage durch das Glück dieser Verbindung erhalten und entwickelt wurde: hatten über des Knaben und Jünglings Lehrjahren nicht die günstigsten Sterne gewaltet, erklärt sich aus ihnen jener Zug von Kälte, den mancher später an dem Manne empfand, Karoline brachte ihm die Lebensluft, in der er zu dem wurde, wozu er bestimmt war, und so wird denn das Charakterbild Wilhelms zu gleicher Zeit zur lebendigen Veranschaulichung einer Seelengemeinschaft zweier hohen Naturen, wie sie von so idealer, geistig gesegneter Art zu den höchsten Gütern dieses Erdenlebens gehört.

Wie die Charakteristik kann auch das Lebensbild nur eine Skizze sein, aber der Meister seines Stoffes versteht, auswählend und zusammenfassend, auf einer mäßigen Anzahl Seiten Schicksale und Taten, Geplantes, Entworfenes und Vollbrachtes lebendig an uns vorüberziehen zu lassen. Wir lernen verstehen, wie dieser reiche Geist sein Genügen daran hat, über ihn bewegende Fragen sich selbst klar zu werden, und dann sich neuen zuwendet, ohne sich darum zu sorgen, vor anderen die Fülle des Erkannten auszubreiten. Der Staatsdienst, dem er um der glücklichen Muße seiner Thüringer Tage, um der Lust seiner weiten Bildungsreisen willen so leichten Herzens den Rücken gewandt hat, hält dann doch den wie für ihn geschaffenen römischen Gesandtschaftsposten für ihn bereit, und durch die Zeit der Not und Erhebung schreitet er, der Erfolge froh und bittere Enttäuschung tragend, den Tagen des Alters entgegen, da ihm und uns die letzten Früchte seiner Forschungen reifen. So entwirren sich uns die Fäden eines reichen Lebens, wir erhalten Einblick in die Werkstatt des unermüdlich tätigen Denkers, Forschers und Dichters: schmerzlich berührt noch heute das Verhängnis, daß der Preußische Staat in den Jahren seines Ausbaues einen seiner erleuchtetsten Männer scheiden ließ — darf ein Wunsch ausgesprochen werden, so wäre es der, daß Leitzmann bei einer Neuauflage auch zu diesem Punkt (S. 73 ff.) keinen anderen sprechen lasse als Humboldt und sich selbst: das Zitat eines Dritten, mag es noch so treffend die tiefsten Gründe für Humboldts Scheitern formulieren, wirkt als ein Fremdkörper in der einheitlichen Darstellung.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Gertrud Bäumer, Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik, ausgewählt und eingeleitet von G. B. 2. Aufl. Leipzig und Berlin, Teubner, 1919. V + 464 S. und 12 Bildnisse.

Schon beim flüchtigen Durchblättern des Buches fällt einem zweierlei gegenüber der 1. Auflage angenehm auf: einmal ist das Schriftbild gefälliger und klarer geworden, und zweitens sind die Bildreproduktionen jetzt bei weitem einheitlicher im Ton aufeinander abgestimmt. Sein Anwachsen (gegen IV + 318 S. der 1. Aufl.) verdankt das Buch den neuaufgenommenen Kapiteln 'Frau Aja' und 'Friederike Brion', sowie der Neubearbeitung der Abschnitte 'Die schöne Seele' und 'Christiane'. Mit der Aufnahme der Frau Rat (deren Bild an Stelle des der Sus. v. Klettenberg getreten ist), dieser ältesten und treuesten Freundin Goethes, ist wohl manchem Leser ein langgehegter Wunsch erfüllt. Die unter ihren Briefen getroffene Auswahl reiht sich den übrigen würdig an. Auch das Sesenheimer Idyll mögen wir nicht missen in einer Darstellung der Frauen, die um Goethe waren. Daß in den Briefen der Susanna von Klettenberg der erste, für die Verfasserin doch recht charakteristische Abschnitt des Briefes an Wenzel Neisser durch eine zusammenfassende Anmerkung ersetzt worden ist, kann ich nicht als Vorteil empfinden, ebensowenig das Fehlen ihres Bildes (es sollte wohl die Zwölfzahl gewahrt bleiben); zu begrüßen sind die neu hinzugefügten erklärenden

Anmerkungen, vor allem aber die Aufnahme des bezeichnenden Briefes an Moser. Ganz verändert hat sich die Darstellung der Christiane Vulpius, auf Grund der neuen Ausgabe ihres Briefwechsels mit Goethe von Graef. Außer der völlig umgearbeiteten und vertieften Einleitung sind noch manche Briefe, namentlich Christianes, eingeschoben, die ihr Bild um diesen und jenen charakteristischen Zug bereichern. Offenbar hat die Verfasserin nach dem Erscheinen des obengenannten Briefwechsels ihre der breiteren Lesermenge gegenüber abweisende Haltung betr. der Darstellung Christianes, wie sie sich in der Einleitung der 1. Auflage zu erkennen gab, geändert und statt dessen sich nun bemüht, in uns mitfühlendes Verständnis für diese Natur und die Rolle, die sie neben Goethe zu spielen berufen war, zu wecken. Man lese nur den Brief, in dem sie ihrer Freude über den 'Gruß der lieben Mutter' rührenden Ausdruck gibt, oder die naiv-drollige Darstellung ihres Reiseabenteuers in Neuhof, wo sie 'mit 2 Pistolen durch ein 50 Mann ins Haus' ging, ohne daß einer 'piepste'.

Fraglos wird sich das Buch in der neuen Fassung neue Freunde erwerben. Ein störender Druckfehler ist stehengeblieben: S. 83, in der Anmerkung: 1862 statt 1762; auf S. 254 unten steht noch der Hinweis auf S. 213 (der 1.) statt S. 325 (der 2. Auflage).

Hannover. H. Beyer.

Paul Lehmann, Wert und Echtheit einer Beda abgesprochenen Schrift (Sitz.-Ber. Bayer. Ak. d. Wiss., Philos. Kl. 1919, I). München 1919. 21 S.

Giles hat in seiner Gesamtausgabe Bedas wie manche kleinen Dichtungen so auch den *Liber Quaestionum* über Bibelstellen und dogmatische Fragen nicht abgedruckt, und Migne ihn unter *Spuria* eingereiht. Zuerst Oudin sprach die Schrift Beda ab. Wie Lehmann scharfsinnig und mit staunenswerter Belesenheit in karolingischer Theologie erweist, mindestens teilweise mit Unrecht! Nämlich Smaragd, Claudius von Turin, Hraban, Haimo haben sie benutzt und teilweise als *Beda* zitiert. Beda selbst freilich führt das Schriftchen im Katalog seiner Werke nicht auf. — Zu *profundum maris* in der Leidensgeschichte des Apostels Paulus (2. Kor. 11, 25) lautet Bedas Erklärung: so hieß eine tiefe Grube für Sträflinge zu Kyzikos, laut [mündlicher?] Exegese Erzbischof Theodors. Wie in der *Historia ecclesiastica* oft, erscheint also dieser Metropolit Englands aus Tarsos auch hier als Vermittler römisch-kirchlicher Bildung. — Paläographie und Kunstgeschichte mögen den spärlichen Zeugnissen ums Jahr 700 einreihen die Bemerkungen, daß in Bibelbüchern *nomen Dei* in leuchtendem Gold und Überschriften *minio* (rot) eingetragen vorkommen, und daß in der Wandmalerei der 'Äthiope' [Neger, Teufel] schwarz, dagegen *candidi corporis sive capilli Saxo* erscheine. [Der Angelsachse, einschließlich Nicht-Sachsen, heißt Sachse auch bei anderen Anglen, so Alcuin (meine *Ges. d. Agsa.* II, 283 n. 1) und Stephan. Ripon, *V. Wilfr.* 19; ferner nennt ihn so Papst Vitalian bei Beda III, 29. — Die Hellfarbigkeit von Haut und Haar seines Stammes hebt Beda auch sonst hervor.] — Die Geißelung des Apostels nach jenem Briefe erklärt Beda aus *pictura libri, quem doctissimus vir Cudvin Orientalium Anglorum antistes, veniens a Roma, secum in Britanniam detulit, in quo videlicet libro omnes [s. Pauli] passiones sive labores per loca opportuna erant depicta.* Bedas Anteil an illustrierten Codices und manche englische Handschrift, die auf Vorbilder Roms zurückgeht, ist bekannt. Während diese *Passiones s. Pauli* verschollen sind, besitzt Antwerpen die Kopie zehnten Jahrhunderts von einer anderen Bilderhandschrift Cudwines, einem Sedulius. — Cuthwin erscheint in der [bereits ins neunte Jahrhundert hinaufreichenden] Liste der Bischöfe Ostangliens [ed. Sweet *Oldest Engl. texts*

168]; er war nach dem Verfasser, um ein Menschenalter früher als man bisher annahm, nach 716 und vor 731 Bischof. [Es lebten damals zwei andere Geistliche desselben Namens: ein Bischof von Leicester und der Adressat des Briefes über Bedas Tod.]

Berlin. F. Liebermann.

H. Thiemke, Die me. Thomas Beket-Legende des Gloucesterlegendars. Kritisch herausgegeben mit Einleitung. (Palaestra 131.) Berlin, Mayer & Müller, 1919.

Schon ten Brink[1] lobt die Thomas Beket-Legende, die 'durch historischen Ton und durch den Umfang der Darstellung aus dem Kreise der übrigen Legenden heraustritt, den sie übrigens in würdiger Weise beschließt'. Seinem Urteil schließt sich Schofield[2] an: 'Its (des Gloucesterlegendars) prevailing mediocrity is occasionally relieved, however, by a spirited piece like the life of Thomas à Becket, which is full of feeling and impressions.' So ist denn eine Einzelausgabe nach allen Hss. durchaus gerechtfertigt.

Die Einleitung bespricht in herkömmlicher Weise zuerst Überlieferung, dann ausführlicher die Frage nach der Quelle, fügt einzelnes über die Eigenart des Verfassers bei, geht auf die Frage des Verhältnisses des Chronisten Robert von Gloucester zum Legendar ein und behandelt endlich kurz Metrik und Sprache des Denkmals.

Die Gruppierung der Hss., wie sie für die Textkritik nötig ist, innerhalb der zwei durch die verschiedene Fassung der Geburtsgeschichte des Heiligen gegebenen Hauptgruppen gelingt Th. durch Nachweis recht deutlicher Fehler, nur zwei Hss. kann er nicht genau einordnen. Freilich stimmt sein Stammbaum mit dem von Bälz[3] für die Brendanlegende desselben Legendars aufgestellten nicht ganz überein. Th. bemüht sich, dies durch eine Reihe mehr allgemeiner Gründe zu erklären (S. VII—IX), wie fehlenden Gliedern, der Möglichkeit der unabhängigen Entstehung desselben Fehlers bei zwei Schreibern, des Diktierens in den 'Hss.-Fabriken' in den Klöstern und des Mangels an positiven Fehlern. Er hätte auch das Korrigieren von Fehlern durch intelligentere Schreiber und die Benutzung von zwei Vorlagen erwähnen können. Besonders so deutliche Fehler, wie einige derjenigen sind, auf welchen sein Stammbaum beruht, sind auch von mittelalterlichen Schreibern leicht zu entdecken. Im übrigen sind die Verschiedenheiten zwischen Th. und B. sehr gering, ja, bestehen eigentlich nur darin, daß Hss. M (= Ashm. 43, Bodl. aus d. Anf. d. 14. Jahrh.) und R (= Trinity Coll. Cambridge R 3, 25; Alter: Wende des 14. und 15. Jahrh.), also zwei zeitlich ziemlich auseinanderliegende, die kaum d i r e k t auf dasselbe Original zurückgehen, bei Bälz nahe verwandt erscheinen, bei Th. entfernter, wenn auch in derselben Hauptgruppe. Daß Th.s zwei Hauptgruppen bei B. nicht erscheinen, hat nichts zur Sache, da ja auch in ihrem Stammbaum die Hss. mit der Geburtsgeschichte nach Fassung *a* eine — zwar mit einigen Hss. der Gruppe *b* näher als mit anderen derselben Gruppe *b* verwandte — Sondergruppe bilden, was damit zu erklären wäre, daß ihr gemeinsames Original die Geburtsgeschichte *a* anderswoher bezogen hat, als sämtliche andere Hss. des Legendars.

Die ausführliche Quellenuntersuchung erweist äußerst einleuchtend auf Grund übersichtlicher Zusammenstellung von gleichen und verschiedenen

---

[1] Geschichte der englischen Literatur I, 342.

[2] Engl. Lit. from the Norman Conquest to Chaucer (Lond. 1906) S. 394.

[3] Martha Bälz, Die me. Brendanlegende des Gloucesterlegendars. Berliner Diss. 1909.

Motiven in der engl. Legende und den in Betracht kommenden Quellen, daß der sogenannte Quadrilogus, eine lat. Kompilation aus vier *vitae* des Heiligen, die Vorlage der me. Legende war.

Bezüglich der Verfasserfrage meint Th. vorsichtig (S. LX), daß sich die Frage, ob die Legende auch vom Chronisten Robert verfaßt sei, mit Sicherheit weder bejahen noch verneinen lasse. Er hat damit wohl sicher recht, wenn er auch den Hauptgrund, warum sich bei allen derartigen Untersuchungen an me. Denkmälern beinahe stets ebensoviel Gründe für wie gegen gemeinsame Verfasserschaft finden lassen, nicht erwähnt: die Voruntersuchungen, wieweit mittelmäßige me. Dichter überhaupt originell und nicht rein handwerksmäßig schreiben, fehlen und entbehren, da wir nur von so wenigen Dichterpersönlichkeiten sämtliche Werke, soweit sie überliefert sind, kennen, wohl auch jeder sicheren Grundlage. Wir wissen daher nie, was persönliche Eigentümlichkeit, was handwerksmäßige ist und was wiederum Eigentümlichkeit eines Standes, eines Klosters usw. war. Das gleiche gilt für die erst recht ergebnislosen metrischen Untersuchungen, in denen Th. übrigens hauptsächlich an Bälz und ihren überscharfsinnigen Schlüssen Kritik übt.

Sprachlich bietet die Legende nichts Interessantes.

Der Text folgt der üblichen Art me. 'kritischer' Texte; eine, womöglich die älteste Hs. bietet die Grundlage, und sie wird nach den aus dem Stammbaum abzuleitenden Grundsätzen verbessert.

Wien. Karl Brunner.

Maria Born, Die englischen Ereignisse der Jahre 1685—1690 im Lichte der gleichzeitigen Flugschriftenliteratur Deutschlands. Dissertation. Bonn, Georgi, 1919. 194 S.

Die Flugschrift der Neuzeit bringt dem Historiker nur selten eine bestimmte neue Tatsache; wohl aber erhellt sie die damalige öffentliche Meinung oder die Richtung, in der Politik, Gesellschaft und Intelligenz der leitenden Mächte sie zu beeinflussen strebten. Was Fräulein Born hier fleißig sammelt, genau verzeichnet, nach guter Schulung kritisiert und auf merkwürdigen Inhalt hin umsichtig auszieht, zeigt, welchen Wert England, Niederlande und Frankreich auf die Meinung der Deutschen legten, wie aber auch Deutschland begriff, welchen entscheidenden Einhalt Oraniens Triumph dem Jesuitismus und auf Europas Festland der Übermacht Frankreichs gebot. Den Streit zwischen Absolutie und Volkssouveränität erörtert der Deutsche aus naturrechtlichen Kategorien, ohne besondere Kenntnis von britischer Verfassungsgeschichte, meist als loyaler Untertan mit Tadel gegen Unbotmäßigkeit und Neuerungssucht des Engländers; ein Parteigänger Oraniens erklärt dagegen Jakob II. Todes schuldig. Die inneren Verhältnisse der Insel treten so sehr zurück, daß die Bill of rights unerwähnt bleibt; nur eine Schrift gibt verständig die gegenwärtige Steuerlast in England nicht der Umwälzung von 1688, sondern dem sie verursachenden vorherigen Regimente schuld. Ein kluger Staatsmann rät [vielleicht aus Kenntnis der Tudor-Politik], wer die Engländer unterdrücken wolle, müsse ihnen den Schatten der Freiheit lassen.

Etwa neunzig Blätter und Hefte verwertet die Verfasserin, wohl die Hälfte oder ein Drittel, wie sie schätzt, vom einst Vorhandenen: es sind das Staatsurkunden, politische Aufrufe, amtliche Denkschriften, parteiliche Tagesberichte, wirkliche oder vorgebliche Briefe, zeitgenössische Betrachtungen, ein für Geschichte des Staatsrechts interessanter Prozeß zwischen König und Volk, mit Selbstverteidigung der personifizierten *raison d'état*, Predigten, Spottlieder mit Wortwitz, erfundene Dialoge bis fast zu drama-

tischer Höhe, ein Orakel Apolls auf dem Parnaß, ein Höllenfest und Totengespräche: Karl II. und Monmouth warnen Jakob aus dem Grabe. Um die Objektivität des Zuschauers zu erheucheln, verkleidet sich ein politischer Satiriker gegen die Franzosen als Lappe. — Das meiste ist aus den Sprachen jener drei Westmächte oder dem Latein nur abgedruckt oder ins Deutsche übersetzt oder doch stofflich dorther geschöpft. Als Druckort wird genannt London, Amsterdam, Hamburg, Köln oder ein erfundener Stadtnamen; zumeist fehlt er; öfters wird als Verleger Marteau [Hammer] fingiert. Holland, wo die Protestanten Ludwig XIV. angreifen durften, rühmte sich der freien Presse, die sich gelegentlich sogar gegen den Oranier vorwagte, während in nachbarlichen Monarchien die öffentliche Stimme versklavt sei. — Die weitaus größere Zahl der Stücke sind an- oder pseudonym. Der Parteistandpunkt erhellt bei der Derbheit des Ausdrucks freilich leicht. Fräulein Born entdeckt als Verfasser einiger Stücke Leti, Karls II. Historiographen, den Ratspensionar Fagel und Burnet, des Oraniers Freunde. Letzterer Bischof benutzt für seine Geschichte einige dieser Schriften. Mehrere Stücke vermag die Vf. einer Feder zuzuschreiben oder von einander abhängig zu erklären. Als Quellen erweist sie das papstfeindlich interpolierte Book of common prayer, ferner Tho. Smith *De republica Angl.* (1583); die dahinter gedruckten Relationen sind von Pufendorf benutzt, der, besonders für die Nationalcharakteristik der Engländer, vielen dieser Flugschriften vorlag. Man wähnt, sie würden, durch üppiges Leben verweichlicht, den Holländern in den Kolonien nicht widerstehen können! Ebenso wertlos sind die Gerüchte, die den Haß gegen die Jesuiten beweisen und schüren wollen: Karl II. sei von ihnen und Jakob umgebracht, und des letzteren Sohn nur untergeschoben, ja habe zum *pater* den *Pater Petre*. Als Monmouths Mutter wird irrig eine Kölnerin Ursiner ausgegeben. — Anderswo erscheint manche Idee, die nicht Wirklichkeit wurde, z. B. daß der Oranier die Macht ohne den Maria allein vorbehaltenen Königstitel empfangen solle. — Die verständige Verfasserin überschätzt demgemäß auch keineswegs die Bedeutung dieser ihrer Funde. Dennoch bleibt viel daran bemerkenswert für den Historiker der internationalen Politik und Kultur. Hier einige Proben.

Frankreich steht überall im Vordergrunde. Man tadelt, daß Karl II. ihm Dünkirchen verkaufte. Es suche die Krone der Stuarts mit dem Parlamente und Holland zu verfeinden und zu schwächen, um mit ihrer Hilfe letzteres niederzuwerfen und *dominium maris* zu erlangen. Jakobs Franzosenfreundschaft entfremde ihm das Volk Englands und vernichte den letzten Schutz gegen Frankreichs Tyrannei über Europa. England möge vielmehr, wünscht Chr. Weise schon 1698, das Zünglein an der Wage zwischen den streitenden Großmächten bilden. Die mehrfach vorkommende Gleichgewichtsidee entstammt wohl Pufendorf. — Zum Schutze des Handels gegen Seeräuber möchte einer die Küste Nordafrikas von Frankreich und England gemeinsam besetzt sehen. Ein anderer durchschaut, des Dreißigjährigen Krieges eingedenk, das Kunststück machtgieriger Fürsten, die Völker *thyrso religionis* zu fanatisieren. In einem 'Streite der Nationen' erscheint schon 1690 der Deutsche als der objektive Europäer. Sogar der Holländer wünscht jedem Lande Konfessionseinheit; nur der Deutsche spricht für religiöse Duldung; obwohl antifranzösischer Protestant, tadelt dieser Gerechtigkeitsfanatiker die Thronfolge Oraniens als Rechtsbruch und betet für den inneren Frieden — — Großbritanniens. [Wir kennen seines Geistes Enkel 1918.] — M. Born hat mit dieser Erstlingsarbeit sich um die Geschichte der politischen Ideen wohlverdient gemacht; in künftigen Werken, die die Wissenschaft von ihr erhofft, erbitten wir zugunsten eiliger Benutzer eine durchsichtigere Anordnung.

Berlin. F. Liebermann.

Anna Jacobson, Charles Kingsleys Beziehungen zu Deutschland. (Anglistische Forschungen, hg. von Hoops, Heft 52.) Heidelberg 1917.

Diese dankenswerte und fleißige Studie ist wohl durch den Krieg angeregt worden, als ein Nachweis willkommen sein mußte, daß selbst ein schon in seinem Gehaben bewußt die besten Überlieferungen Alt-Engländertums zur Schau tragender Dichter, ein Geistlicher, der die englische Staatskirche so ungemein hoch einschätzte, wie Charles Kingsley, deutsches Denken, deutsche Dichtung, ja selbst Deutschlands Weltstellung so ganz anders einschätzte als die Engländer der Gegenwart. Er stand hierin freilich nicht allein, sein Freundeskreis teilte dieselben Ansichten, und ihnen allen hat Coleridge und Carlyle als Brücke gedient.

In — wohl erschöpfender — Kleinarbeit weist die Verf. Kingsleys persönliches Verhältnis zu Deutschen und Deutschland nach, unter den ersteren sind vor allem der preußische Gesandte Bunsen und der Oxforder Professor für Sprachwissenschaft Max Müller bedeutungsvoll; dann spricht sie von Kingsleys Beziehungen zur deutschen Sprache, die er recht gut beherrschte, dann von denen zur deutschen Literatur, Philosophie, Theologie, endlich den weniger wichtigen zu deutscher Sprach- und Geschichtswissenschaft, Naturwissenschaft, Malerei und Musik. Das Schlußkapitel handelt von Kingsleys Stellungnahme zur deutschen Nation seiner Zeit, besonders während des Krieges von 1870/71, während dessen er in einer Reihe von Briefen vollständig auf deutscher Seite steht und die deutschen Ansprüche auf Elsaß ohne jede Einschränkung billigt, bevor man vielleicht in Deutschland an eine Annexion zu denken wagte. Zahlreich sind die von der Verf. angeführten Stellen aus Kingsleys Werken, welche Beeinflussung durch deutsche Literatur zeigen oder auf diese direkt anspielen. Sie muß aber doch zusammenfassend bemerken (S. 100): 'Als Vermittler deutschen Geistes spielt Kingsley nur eine untergeordnete Rolle, im wesentlichen ist er ein Träger und Verbreiter von deutschen Gedanken, die bereits mit englischen Augen gesehen sind.' Wenn sie fortfährt: 'für seine persönliche und dichterische Entwicklung aber sind die Beziehungen zu Deutschland von weittragender Bedeutung', so geht dies aus ihrer Studie nicht mit überzeugender Deutlichkeit hervor. Sicher ist, daß Kingsley seine sozialpolitischen und religiös-ethischen Gedanken, derentwillen ihm ja vor allem der Nachruhm sicher ist, nicht direkt aus Deutschland geholt hat. Für sie ist einerseits Carlyle, anderseits S. T. Coleridge, der ihm durch F. D. Maurice nähergebracht wurde, maßgebend. Von diesen beiden geht der Gedanke des werktätigen Christentums und die Hochschätzung der anglikanischen Kirche aus ('Das Christentum ist nicht eine Theorie oder eine gelehrte Spekulation, sondern Leben'; vgl. Brandl, *Coleridge* S. 380, 401 f. und 404 f.), von ersterem so ziemlich alle sozialpolitischen Ideen der Christlichsozialen, so die Notwendigkeit innerer Umwandlung und nicht politischer Maßnahmen zur Linderung der sozialen Mißstände, wie denn überhaupt die Abkehr von der utilitarischen Weltanschauung. Wieweit er hierbei von Deutschland, besonders von Goethe angeregt wurde, vgl. G. v. Schulze-Gävernitz, *Carlyle*[2] S. 192 f. Coleridge und Carlyle waren für das damalige England die Vermittler deutscher Gedanken, sie führten die Reaktion gegen das achtzehnte Jahrhundert und holten ihr Rüstzeug aus Deutschland (J. St. Mill, *Autobiography* Ch. V). Freilich, Kingsley hat, durch sie angeregt, auch ihre Quellen im Original gelesen, was der Verf. zu beweisen sicher gelungen ist, so daß sie sich S. 3 mit Recht gegen W. Fischers Behauptung (Literaturblatt f. germ. u. rom. Phil. Nov./Dez. 1916, S. 362) wendet, 'daß Kingsley die deutschen Idealisten und überhaupt die deutsche Literatur nur indirekt, d. h. über Carlyle kennengelernt hat'; eine zusammenhängende Darstellung des unmittelbaren Einflusses der Deutschen auf Kingsleys Werden und auf

seine dichterische Eigenart ist sie uns aber schuldig geblieben. Ihre Zusammenstellungen bilden aber hierfür eine äußerst schätzenswerte Vorarbeit.

Wien. Karl Brunner.

Theodore Roosevelt, History as literature, and other essays. New York, Scribner, 1913. 310 S. 1,50 $.

Nach zwei Seiten hin ist es interessant, diese kurz vor dem Kriege verfaßten Reden und Aufsätze des kürzlich verstorbenen Expräsidenten jetzt nachzulesen: in politischer Hinsicht und im Vergleich zur Geschichtsmethode des Carlyle.

Politisch im höchsten Grade ist die Rede, die Roosevelt 1910 in Oxford hielt: *Biological analogies in history.* Er betont da zunächst die Gemeinsamkeit der Angelsachsen dies- und jenseits des Atlantik in Blut und Bildung. Er erinnert an den Niedergang der Holländer und der Italiener, die da glaubten, *they could hire others to do their fighting ... they refused in times of peace to make ready fleets* (S. 69) ..., sie hatten aufgehört, *to bring forth fighters* (S. 71) — wie anders die Japaner! Er vergleicht das englische Weltreich mit dem altrömischen und sagt dann den *Americans and you people of the British Isles* eine Lehre, die den *anti-imperialists as little* zusagen werde *as it would suit a certain type of forcible-feeble imperialists* (S. 81), nämlich: *However the battle may go, the soldier worthy of the name will with utmost vigour do his allotted task* (S. 83) ... *for so shall our seed inherit the earth* (S. 84). Kriegsvorbereitung, allgemeine Wehrpflicht, großer Flottenbau werden da bereits eingeschärft und ein ganz weitgehender Imperialismus gepredigt, und zwar mit alttestamentlichen Gottesworten. Aber am Schluß vergißt Roosevelt nicht, diesem Programm noch ein modernethisches Mäntelchen umzuhängen. Als *justification* für die bevorstehende Eroberung soll immer deren *benefit* für die beherrschte Rasse dienen, wie bei Indien, Ägypten und den Philippinen (S. 90), und *justice* solle gelten für jedermann *to earn from life the reward which should always accompany thrift, sobriety, self-control, respect for the rights of others, and hard and intelligent work to a given end* (S. 91). Also der Eroberte muß sich noch bedanken, daß er die vom Eroberer vorgesteckte Arbeit tun und dann ein Küchenleben führen darf. Der Schluß ist Aufforderung an die Engländer zu eifrigem Mittun bei solch 'frommer' Kraftleistung. Der Cromwellische Geist der Gewalttätigkeit unter puritanischer Verbrämung weht in diesen Sätzen, und hätten wir sie früher fleißiger studiert und expliziert, so hätten viele unserer Landsleute die Versprechungen Wilsons richtiger eingeschätzt.

Im Gegensatz zu dieser Oxforder Rede stellt uns Deutschen die Berliner Rede vom Mai 1910 nur eine allgemein menschliche Zusammenarbeit mit Amerika auf geistigem Gebiet in Aussicht; sie bringt ein Kompliment für den hellen Verstand des Großen Friedrich vor, das offenbar für das Ohr des zuhörenden Kaisers berechnet war, erwähnt die Fruchtbarkeit der deutschen Mütter, die bekanntlich unseren Feinden besondere Angst einflößte, und kehrt immer wieder den nationalen Gegensatz zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten heraus. — Bedeutend wärmer hatte Roosevelt einige Wochen vorher in Paris die republikanische Gemeinsamkeit gefeiert, Gesundheit des Körpers und Vermehrung der Geburten gerühmt und es für die Freiheit, ja die Pflicht jedes Volkes erklärt, *to judge for itself in matters of vital importance* (S. 171), wobei die elsässische Frage zwar nicht genannt, aber deutlich gemeint ist. Gäbe es einen Preis für Kriegsstifter, Roosevelt hätte ihn redlich verdient.

Von den kleineren Aufsätzen wendet sich der über *The thraldom of names* gegen die einseitige Verherrlichung von *freedom* und *order* und empfiehlt gegenüber den Trusts einen gewissen *collectivism.* Eine Kritik von

H. St. Chamberlains 'Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts' bekämpft dessen germanische Rassenidee. Andere Artikel sind rein literarisch und zeigen die Schwäche des Verfassers in nichtpolitischen Dingen. Nur der Eingangsessay, betitelt *History as literature*, weckt noch unsere Aufmerksamkeit wegen seiner Stellungnahme zu Carlyle.

Der schottische Geschichtspädagoge wird darin, was Ziel und Stil der Vergangenheitsdarstellung betrifft, von Roosevelt unbedingt anerkannt. Der Historiker soll das Gewesene zu neuem Leben erwecken und zu moralischer Wirkung bringen; er soll lesbar schreiben und als Persönlichkeit anziehen; die Wahrheit darf er nicht verlassen, aber das Gegenwartsbedürfnis hat ihm Auslese und Farbe zu bedingen. Man kann sagen, daß beide Männer die Ausbeutung der Geschichte zu aktuellen Zwecken unter ethischer Form betreiben, und dabei kommt die Wahrhaftigkeit bei beiden zu kurz. Aber in einem Punkte ist Roosevelt mit Carlyle unzufrieden: in der Geschichte Friedrichs II. habe letzterer *pretended to discern morality where no vestige of it existed* (S. 20). Die Moral, die Carlyle da fand, sei nur die des Alten Testaments gewesen, nicht die des Neuen. Unwillkürlich fragt man, ob etwa Roosevelts eigene Ansprüche auf ags. Weltherrschaft unter Hinweis auf althebräische Landverheißungen zur Bergpredigt passen? Was Roosevelt hier gegen seinen Lehrer und Meister sagt, gilt wenigstens ebenso von ihm selber. Viel mehr noch als der hochkonservative Weise von Chelsea hat er seine imperialistischen Tendenzen durch geschichtliche Argumente zu beflügeln getrachtet. Er nennt dies Überwindung der *dry-as-dusts*. Ich will lieber ein wissenschaftlicher Pedant heißen, als durch einseitigen Wissensschein die Leute zu einer widerrechtlichen Ausnutzung politischer Gelegenheiten verleiten, die doch auf die Dauer niemals Bestand haben kann.

Berlin. A. Brandl.

Neue Tauchnitzbände. Vol. 4527: C. N. and A. M. Williamson, The Wedding Day. — Vol. 4528: Arnold Bennett, The Truth about an Author. — Vol. 4530: H. B. Marriott Watson, The Excelsior. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1919. Je 4 M.

Die Tauchnitzsammlung hat während des Krieges in einer Anzahl von Bänden ältere Werke, z. T. wissenschaftlichen Charakters, gebracht und dadurch in sehr dankenswerter Weise manche Lücke in ihren Reihen ergänzt; daß sie nunmehr darangeht, ihr altes Amt, die Kenntnis neuerer Erscheinungen, vor allem der erzählenden Literatur, dem Festlande zu vermitteln, werden alle begrüßen, die wissen, was sie in früheren, besseren Zeiten in dieser Beziehung geleistet hat. Im alten vertrauten Gewande liegen ein paar Romane und zwei in einem Bande vereinigte Essayreihen vor, die Romane zwar auf etwas kriegsmäßigem Papier, alles aber in klarem, schönem Druck und zu einem verhältnismäßig immer noch bescheidenen Preise.

Welche Gesichtspunkte die Verlagsbuchhandlung freilich bestimmt haben, gerade diese beiden Romane nach so langer Pause zuerst zu bringen, ist nicht erkennbar, Rücksicht auf besonderen dichterischen Wert ist es wohl nicht gewesen: was geboten wird, ist Durchschnittsware, wohl noch aus der Zeit vor dem Kriege stammend, denn kein leises Wörtlein deutet auf die Erschütterungen hin, welche die Vorgänge der letzten Jahre über die gesamte europäische Menschheit gebracht haben. Aber die Aufnahme in die Tauchnitzsammlung bürgt für einen gewissen Erfolg dieser Romane in England, für den Literarhistoriker wird es nicht ohne Reiz sein, mit einigen Worten der Frage nachzugehen, mit welchen Mitteln dieser Erfolg erreicht wurde, was also auf ein englisches Durchschnittspublikum zur Zeit ihres Erscheinens wirkte.

Da ist zunächst zu sagen, daß es sich bei beiden Romanen um Kriminalgeschichten handelt, beide setzen mit einem geheimnisvollen Vorgang ein, dessen Aufklärung das Ziel der Handlung ist, beide verzichten dabei auf die beliebte Mithilfe durch den modernen Ersatz für die Göttermaschinerie, den Detektiv.

Die Führung der Handlung ist charakteristisch verschieden: die Williamsons begnügen sich mit ihrem Anfangsgeheimnis, sie beuten es aus und führen es in behaglicher Breite nach allen Seiten vor, Watson aber sucht den Erfolg darin, daß er den Leser durch einen wahren Irrgarten von immer neuen rätselhaften Ereignissen jagt — hier herrscht Eilzugstempo, dort die behagliche Gangart der seligen Postkutsche. Das sagt schon, daß Watson eine moderne Form des Unterhaltungsromans vertritt: modern ist der Stoff, ein großangelegter Versicherungsschwindel, bei dem es sich um Millionenwerte handelt, modern das erregende Moment der Handlung — der Erzähler willigt darin ein, die Persönlichkeit eines ihm zufällig ähnlichen, sonst wildfremden Menschen anzunehmen — modern die Art, wie der Leser von einer aufregenden Lage zur andern gepeitscht wird. Im Gegensatz dazu sind bei den Williamsons die ältesten Motive aus den Tagen der seligen Mrs. Radcliffe noch lebendig: da ist das romantisch gelegene Schloß auf der weltfernen Hebrideninsel Skye, von den schauerlichen Höhlen, über denen es erbaut ist, führen geheime Gänge zu seinen Gemächern, da gibt es unheimliche Familiensagen, unheilverkündende Geräusche und was sonst noch zum Schauerapparat gehört, und ganz wie in alten Zeiten findet zu guter Letzt alles seine natürliche und zureichende Aufklärung.

Da weder Watson noch die beiden Williamsons über den mittleren Durchschnitt des Schriftstellers hervorragen, so beherrschen sie nicht den Stoff, sondern werden von ihm beherrscht. Geben wir Watson seinen ganz ungenügend begründeten Personentausch als Voraussetzung zu, so müßte er wenigstens suchen, die Handlung einigermaßen überzeugend zu gestalten, aber in der Freude an den einzelnen spannenden Vorgängen macht er es sich gar zu leicht, sie zur Kette zusammenzuschmieden, und um zum Ende gelangen zu können, muß er sogar eine neue Person vom Himmel herabfallen lassen, über deren Anteil an der ganzen Sache der Leser vollständig im unklaren bleibt. Die Williamsons sind ehrbare Familienschriftsteller, die mit den Motiven des Sensationsromans nur ein bißchen Löwe spielen können; den Vorwurf leichtfertiger Begründung wird man ihnen nicht machen, aber die traute Überlieferung einer braven Leuten zusagenden Romanhandlung wirft sie aus der begonnenen Bahn: was als spannendes Drama anhob, versandet zur Marlittiade. Es war ja alles nicht so schlimm gemeint: der bedenkliche Bräutigam der jungen Lordstochter erweist sich zuletzt doch als wackerer Mitmensch und möglicher Schwiegersohn, und die beiden Hauptpersonen, der dämonische Rächer eines dunklen Frevels und seine Gegnerin, die Taube mit der Schlangenklugheit, werden schließlich, wie es sich gehört, zum glücklichen Paar.

Alles in allem: die beiden Proben englischen Durchschnitts, von denen die eine im Eisenbahnabteil, die andere am Kaminfeuer soweit ganz unterhaltsam zu lesen ist, scheinen mir zu zeigen, daß recht grob angewandte moderne, bedenklich abgestandene alte Mittel zu beträchtlichem Erfolg in England führen können; diesem Durchschnitt ist der unsere mindestens gewachsen. Mögen folgende Bände der Sammlung uns Proben aus etwas höheren Lagen des Romanparnasses bescheren!

Bennetts Buch führt fort aus dem Romanlande in die Welt derer, die Romane schreiben. Die erste Hälfte will *the truth about an author* erzählen: es handelt sich um den wörtlichen Wiederabdruck einer schon in den neunziger Jahren zuerst in der *Academy*, dann als Buch ohne Verfassernamen erschienenen Aufsatzreihe. Aus dem Charakter der ersten Veröffentlichung ergibt sich, daß es sich nicht um eine eigentliche Selbstbiographie handelt:

ein Schriftsteller plaudert Zunftgeheimnisse aus, er tut es mit sprühendem Witz und nie versagender guter Laune; solange er es als Anonymus tat, erhob er also nicht den Anspruch, den Anteil der Leser für die geistige Entwicklung der eigenen Persönlichkeit zu gewinnen, sondern wollte mehr oder weniger seine Erfahrungen als ziemlich allgemeingültig hinstellen. Da diese nun dem etwas romantischen Bilde, das sich das große Publikum vom Dichter macht, gutenteils geradezu widersprechen, so war der Erfolg sehr geteilt: die wenigen Wissenden verspeisten als köstlichen Leckerbissen, was dem 'Volk' eben Kaviar war.

Seit der Schleier der Anonymität gefallen ist, hat sich der Charakter des Buches geändert, obwohl keine Zeile anders lautet. Dadurch, daß der Leser nun all diese Dinge auf den wohlbekannten Schriftsteller Bennett bezieht, schiebt er das Buch in den Bereich der Selbstbiographie, und für eine solche fehlen viele Dinge, die deren Reiz ausmachen: ihr Gegenstand ist nun einmal nicht bloß der Schriftsteller, der Maler, der Musiker, sondern der ganze Mensch; ihr Weg führt vom Persönlich-Individuellen zum Typischen, bei Bennett steht es umgekehrt. Und gerade deshalb regt sich der Zweifel, ob diese 'truth about an author' denn wirklich die Wahrheit ist.

Nicht als ob Veranlassung wäre, gegenüber der ausdrücklichen Versicherung des Verfassers bei irgendwelchen Einzelheiten einen Vorbehalt zu machen; die Sache liegt aber so, daß der Journalist die Vorhand vor dem Romanschriftsteller hat, und es ist wohl möglich, daß er, um nur nicht zu idealisieren, sich zu ausschließlich auf den Standpunkt des Pentameters in jenem Schillerschen Distichon stellt, der von der milchenden Kuh redet. Denn das ist das A und O von Bennetts Aufsätzen: das Schriftstellerhandwerk ist ein Handwerk wie ein anderes. Ist eine gewisse natürliche Anlage gegeben, so hat man nur dafür zu sorgen, daß man das Werkzeug, die Sprache, zu handhaben lernt, und alles andere findet sich. Nichts von irgendeiner inneren Notwendigkeit, einem Drange zu sagen, was man leidet: dieser Jünger Apolls betont immer von neuem, wie er ganz außerhalb jeder literarischen Luft seine Kinder- und Jünglingsjahre verlebt habe, wie er durch ganz zufällige äußere Ereignisse zuerst Journalist, dann Erzähler geworden sei; wenn er von seiner literarischen Tätigkeit spricht, schwelgt er förmlich in den Ausdrücken des Handwerks — kann man sich etwa Heyse oder Storm denken, wie sie ihre Erzählungen schier grundsätzlich nach der Wortzahl, ihre eigene Meisterschaft nach der Anzahl der in der Stunde gelieferten Worte berechnen?

Daraus ergibt sich für diese Bennettschen Erinnerungen, daß sie von den Geheimnissen des dichterischen Schaffens nichts verraten; der Tagesschriftsteller, der hier redet, läßt uns selbst da, wo er künstlerische Fragen streift (S. 58 f. das künstlerische Temperament, 77 f. die Inspiration), vor verschlossenen Türen stehen. Es kann doch nicht damit abgetan sein, daß man diese Dinge als vorhanden anerkennt, ihr Auftreten als etwas Selbstverständliches hinnimmt: die Frage ist gerade, wie sie bei einer bestimmten Einzelpersönlichkeit aus überkommener Anlage und erworbenen Fähigkeiten erwachsen, wie sie sich entwickeln und betätigen. Aber das wäre für den 'smarten' Tagesschriftsteller ja wohl *sentimentalizing*, und so hat denn der Dichter Bennett zu schweigen, wenn wir nicht etwa dem Verfasser glauben sollen, daß ein solcher gar nicht vorhanden ist.

Natürlich soll es fernliegen, um dessentwillen, was wir nicht finden, das Gebotene zu schmähen. Der Reiz dieser Plaudereien ist in ihrer kecken Offenheit unwiderstehlich, ganz abgesehen von den anziehenden Einblicken in das englische Leben, die sie gewähren: was für anschauliche Bilder gibt es da aus der Redaktion einer Damenzeitschrift, aus dem Allerheiligsten eines großen Verlegers, aus den Beziehungen zwischen Schriftsteller und Literaturtrusts, aus der Arbeit der Bücher- und Theaterrezensenten! Die Autoren mögen sich freilich bekreuzigen, wenn sie hören, daß dieser

britische Rhadamantus ausrechnet, daß er zur Zeit der Abfassung seiner Skizzen täglich, die Sonntage eingeschlossen, mindestens ein Buch rezensierte und daß dabei die halbe Million Worte, die er jährlich lieferte, noch enthielten 'one or two books, one or two plays, and numerous trifles not connected with literary criticism'. Die Frage, ob er denn alle Bücher lese, die er zu besprechen vorgebe, verneint er auch sehr kühl: wie er trotzdem meint, allen billigen Anforderungen gerecht zu werden, ist mit aller Sicherheit des guten Gewissens auf Seite 104 ff. auseinandergesetzt.

In merkwürdigem Gegensatz zur ersten Hälfte des Bandes steht die zweite *Literary Taste: how to form it.* Dort eine letzten Endes rein praktische Auffassung der Literatur als eines Berufszweiges, hier eine sehr ideale als eines hohen Kulturbesitzes; dort spricht von Tagesware einer, der sie selber liefert und wenigstens vorgibt, nichts anderes liefern zu wollen, hier ein Laienprediger, der den Weg weisen will zu Gütern, die mit dem täglichen Markt nichts zu tun haben. Wir Deutschen haben ein Buch, dessen Zweck wenigstens verwandt ist: Schönbachs *Über Lesen und Bildung,* aber die Ziele des deutschen Gelehrten sind weiter gesteckt, er geht davon aus, wie man überhaupt lesen soll, vergißt also auch die Bedürfnisse des Tages an Zeitungen und Zeitschriften nicht, er setzt ernsthaftes Bildungsbedürfnis voraus und zieht infolgedessen in seine Betrachtung auch die großen Meister des Auslandes: er schreibt sein Buch als wissenschaftlicher Systematiker. Der englische Schriftsteller aber setzt ein eigentliches Bildungsbedürfnis nicht voraus, sondern will es erst wecken; er spricht zu solchen, denen Geschmack an und Verständnis für Literatur zunächst auf derselben Stufe stehen wie Kenntnis der neuesten Tänze oder irgendeiner andern gesellschaftlichen Vollkommenheit. Seine Systematik ist also eine ganz andere als die Schönbachs: der Deutsche denkt an Bildung, der Engländer an Geschmack.

Wie charakteristisch ist da Bennetts große Ehrfrucht vor dem Begriff des established classic! Auf eine nähere Begriffsbestimmung läßt er sich nicht ein, abgesehen von der sehr allgemeinen Feststellung, daß das Kennzeichen wahrer Literatur die innere Anteilnahme *(emotion)* ist, die hinter ihr steht. Der Leser hat sich nun irgendeinen Klassiker zu wählen und mit ihm zu ringen, bis er jene emotion empfindet und versteht; er hat sich gegenwärtig zu halten, daß er als Leser einer solchen Persönlichkeit in bester Gesellschaft ist, und hat also den Grund für etwelche Enttäuschung, die ihn überkommen will, in sich selbst zu suchen und zu überwinden. Das ist natürlich sehr schön gesagt, aber ob diese einfache Vorschrift zum Ziele führt, dürfte in sehr vielen Fällen doch zweifelhaft sein: die Großen des Geistes haben auch ihrer Zeit ihren Zoll zu zahlen gehabt, und nicht jede Seite, die sie geschrieben haben, kann unmittelbar zu den Nachlebenden sprechen. Für Bennett ist *literary taste* anscheinend etwas, was über jede Zeit erhaben ist; in Wirklichkeit ist der Begriff aber sehr starken Schwankungen unterworfen, und wer eine so umfassende Liste von 'Klassikern' aus mehr als vier Jahrhunderten aufstellt, wie Bennett es tut, müßte doch wohl dieser Frage nähertreten.

Auf Einzelheiten näher einzugehen, scheint sich mir im Rahmen dieser Besprechung zu erübrigen, so reich diese Aufsätze an gescheiten und anregenden Bemerkungen auch sind. Nur noch einiges über Bennetts Listen, die für den Literarhistoriker besonders wertvoll sind, weil sie zeigen, welchen Umfang ein Mann wie Bennett dem Begriff *classical literature* gibt, was er im besonderen für gegenwartskräftig genug hält, um ungelehrte Leser des zwanzigsten Jahrhunderts zu fesseln. Auf jeden Fall geben seine Aufzählungen (bei denen übrigens lebende Schriftsteller grundsätzlich nicht genannt werden) einen starken Eindruck von der ununterbrochenen Entwicklung des englischen Schrifttums; mag er schon etwas weitherzig sein und seinen Lesern reichlich viel zutrauen (im einzelnen kritische Einwände

zu erheben, kann natürlich kaum des Volksfremden Sache sein), so muß der Deutsche doch mit einem Gefühl des Neides sagen, daß für sein Volk entsprechende Listen bis in das späte achtzehnte Jahrhundert hinein bedeutend magerer ausfallen würden. Jedenfalls nennt Bennett manche Namen, die bei uns den meisten Anglisten von Fach eben nur Namen sein werden, so unter den *Poets* von *Period I* Sir John Suckling und Andrew Marvell, unter denen von *Period III*, die bis zur Schwelle der Gegenwart reicht, George Darley, T. L. Beddoes, J. C. Mangan und manchen andern. Vielleicht noch lehrreicher sind die Namen, die er wegläßt, so in *Period I* u. a. Sir Philip Sidney, Sir Walter Raleigh, Th. Heywood, in II den Verfasser der Juniusbriefe, in III Hellam, Grote, Buckle, John Wilson und — Oscar Wilde, unter den Dichtern Felicia Hemans und Sir Edwin Arnold, auch Macaulay ('his ill-informed and unjust denunciations live because his genuine emotion made them into poetry, while his *Lays of Ancient Rome* are dead because they are not the expression of a genuine emotion'). Oder man mustere die Einzelwerke, die er auswählt: wenn er z. B. von Romanschriftstellern des neunzehnten Jahrhunderts die Werke von Dickens und der Charlotte Brontë, die *Principal novels* von Peacock empfiehlt, so beschränkt er sich bei Thackeray auf *Vanity Fair* und *Esmond* (neben *Barry Lyndon* und den *Roundabout Papers*, bei Scott auf fünf Romane (darunter *Redgauntlet*, aber nicht *The Bride of Lammermoor* oder *Kenilworth*), bei Kingsley auf *Westward ho!* Eine wehmütige Erinnerung, wohl auch für England, ist der Kostenanschlag seiner Gesamtklassikerbibliothek: sie umfaßt Werke von 226 Verfassern in 337 Bänden und wäre einst gebunden für £ 26 14 s 7 d zu haben gewesen — also 650 M. hätten reichlich genügt. Junge deutsche Anglisten werden also vorläufig darauf verzichten müssen, nach seinen Ratschlägen ihre Bücherei zusammenzustellen — vielleicht braucht es aber kein frommer Wunsch zu sein, daß unsere Bibliotheken ihre Bestände darauf ansehen, ob sie das alles bieten, was dem Engländer als Mark und Kern seiner klassischen Literatur erscheint.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Emil Winkler, Marie de France. Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, B 188, Abhandlung 3. Wien 1918. 130 S.

W. bringt uns eine Arbeit über Marie de France, was an und für sich sehr löblich wäre, da wir von dieser geheimnisvollen Dichterin des Mittelalters so gut wie nichts wissen. Ihre Werke liegen in guten Ausgaben vor, aber über ihr Leben und eigentlich auch über ihre Zeit wissen wir nichts Sicheres. W. sucht zunächst die Punkte, die dafür angeführt werden, daß M. in England lebte, zu widerlegen. Es geht dabei nicht ohne Gezwungenheit ab. S. 19 übersetzt er das

m'entremis de cest livre faire
E de l'Engleis en Romanz traire (Fabeln, Epil. V 11 f.)

durch: 'ich habe unternommen, dieses Buch zu schreiben, und es, das im Englischen vorhanden ist, damit auch dem Französischen zu vermitteln'!! Er findet also für *traire* eine ganz absonderliche 'Nuance'. Schwierigkeit bereitet ihm auch das 'Purgatoire de Saint-Patrice', ein irischer Stoff, der bald auch in England sehr große Verbreitung fand. Es liegt nun nahe, daß über einen in England beliebten Stoff auch zunächst in England geschrieben wird. W. sagt aber S. 49: 'Konnte ... der lateinische Traktat nicht bald nach seiner Entstehung auch dann zu Maries Kenntnis gelangen, wenn sie in Frankreich

dichtete?' Natürlich konnte er das, immerhin ist das Gegenteil wahrscheinlicher. W. findet sogar im 'Purgatoire' einen Hinweis, daß Marie in Frankreich gelebt habe. Die Schlußverse lauten:

Jo, Marie, ai mis en memoire
Le livre de l'Espurgatoire
En Romanx qu'il seit entendables
A laie gent e cuvenables.

‚Beim Ausdruck *laie gent* wird jedermann eher an die Laienwelt Frankreichs als an die dünne Schicht Franzosen oder, wenn man lieber will, Normannen denken, die den Hof eines Heinrich II. oder seiner Nachfolger ausmachten.' Mit dieser Begründung könnte man die Existenzberechtigung sämtlicher in England nicht für Geistliche bestimmten französisch gedichteten Werke anzweifeln. Also, W. greift teils geschickt, teils absolut voreingenommen die Beweisstücke für den Aufenthalt Maries in England an. Trotz der parteiischen Beweisführung kann man ihm recht geben, daß diese Frage bei einem non liquet endet; manches spricht für England, ein durchschlagender Beweis ist bisher noch nicht erbracht.

Dagegen gibt W. zu, daß M. vielleicht mit dem englischen Hof irgendwelche Beziehungen hatte. Daß sie adlig war, beweist wohl sicher der Titel *Dame*, den ihr Denis Pyramus gibt. W. führt weiter aus, sie dichtet die Lais nicht *en l'onur*, sondern *pur amur* eines Grafen Wilhelm, sie schreibt sie *pur sa preiere*. Also ist sie an Rang gleichstehend. *Hume ne femme de grant pris* in Guigemar bezieht sich kaum nur auf das Literarische, sondern geht auf ihre adlige Abkunft. Hier zeigt sich wieder der Fehler bei W., daß er aus den Worten zuviel herauspressen will. Immerhin ist das — schon früher bekannte — Resultat richtig, daß M. wohl adliger Abkunft ist und für ihre Zeit eine gute Bildung besaß. Es folgt dann eine Schilderung ihrer Stellung und Bedeutung für die Literaturgeschichte. S. 74 ff. gibt W. eine zusammenfassende Schilderung ihres Lebens nach seiner Untersuchung. Er erklärt sie für verheiratet, macht dazu S. 74 die Anmerkung: 'Ich weiß nicht, wie Suchier dazu kommt, von ihrer Unvermähltheit zu sprechen. Nichts rechtfertigt eine solche Vermutung.' Nichts rechtfertigt die Vermutung W.s! Da nie Mann oder Kinder erwähnt werden, folgert Suchier die 'Unvermähltheit'. Die Vermutung liegt durchaus auf seiten W.s, der die Beweislast tragen müßte, was er nicht tut. Dieses konstruierte Lebensbild M.s führt uns zum springenden Punkte der Abhandlung: Marie de France ist niemand anders als Marie de Champagne, die Tochter Ludwigs VII. von Frankreich, die Gönnerin Chrétiens und mancher anderer Dichter. Nun findet W. auch den Vers des Fabelprologs klar: *Marie ai num, si sui de France.* '*Si sui de France* muß eben ein Teil ihres Namens sein, wie "de Troyes" ein Teil jenes Chrestiens' S. 77. Also heißt sie Marie de France, was auch alle anderen annehmen. W. fährt fort: 'Aber auch wenn man — wie angeblich Marie — im Ausland lebt, nennt man sich doch nicht nach seinem Heimatlande, sondern eher nach seinem Heimatsort.' Hier schneidet W. ein Problem der Namenforschung an, das komplizierter ist, als er ahnt. Man nennt sich nach dem Heimatsort; da sind zwei Möglichkeiten gegeben: 1. Heimatsort mit *de*, Typus: Chrestien de Troyes. 2. adjektivisch: Guillaume Lillois, Jehan Chartrain cp. Schultz-Gora, Zeitschrift 37, 236. Aber W. irrt, wenn er meint, daß man sich nicht nach seinem Heimatlande nennt: Guillaume de Normandie, der Dichter des 'Besant de Dieu', der sich adjektivisch auch Guillaume le Normant nennt; die Troubadour Guiraut d'Espanha und Peire d'Auvergne; der Dichter des Silenceromans (cp. meine 'Nature' S. 66 ff.), Heldric de Cornuaille; die vielen lateinischen Schriftsteller: Johann von Cornwales, Johannes von Wales, Guillermus von Apulien, Peter von Dänemark usf. Natürlich ist hier auch die adjektivische Form vorhanden: Arnaut Catala, Peire Espanhol, Guil-

laume Breton, Guillaume Flamant, Henricus Italicus, Johannes Hispanus, Josephus Scotus, Petrus Lombardus, Petrus Picardus usf. Also man nannte sich ebenso gut nach seinem Heimatlande wie nach seinem Heimatsorte, nach dem Lande wohl seltener. Schwieriger ist zu ersehen, warum der eine sich nach dem Ort, der andere nach dem Lande nennt. Sehen wir uns einige Fälle an: Guillaume de Normandie hat seinen 'Besant de Dieu' außerhalb Frankreichs geschrieben, cp. Gr. Gr. 693. Vielleicht stammte er aus einem Orte der Normandie, den man im Ausland (England) nicht kannte. Guiraut d'Espanha: 'Diese Form [der *dansa*] ist besonders von G. d'E. gepflegt worden, der sie wahrscheinlich aus Spanien einführte', Suchier, Literaturgeschichte S. 72. Also ein Spanier, der in der Provence dichtete. Seinen spanischen Heimatsort kannte man in Frankreich nicht, also: d'Espanha. Genau dasselbe ist es, wenn in Italien der Maler Lucas van Leyden in den Museen als Luca d'Ollanda auftritt. Wer weiß in Italien, was Leyden ist! Und mindestens so summarisch sind die geographischen Kenntnisse im Mittelalter gewesen. Peire d'Auvergne war ein Bürgerssohn aus dem Sprengel Clermont; sein Heimatstädtchen kannte außerhalb seiner Provinz kein Mensch, daher nennt er sich nach dem Lande. Ähnlich mag es mit Heldric de Cornuaille gestanden haben. Also, unsere Beispiele zeigen, daß Menschen sich nach ihrem Heimatland und nicht nach dem Heimatsort genannt haben, wenn der Ort entweder so unbedeutend ist, daß dessen Kenntnis schon außerhalb der nächsten Nachbarschaft aufhört, oder wenn sie fern von ihrer Heimat lebten, wo man auch größere Städte ihres Heimatlandes nicht kennt. Leyden ist eine ganz respektable Stadt, trotzdem: Luca d'Ollanda. So möchte ich auch wie Suchier l. c. S. 173 Marie de France erklären: Sie stammte aus irgendeinem Orte von Francien, im Auslande nannte sie sich nach dem Lande, da man den Ort nicht kannte. Das spricht mir natürlich für England.

Diese Namensfrage interessiert W. aber nicht weiter, er leugnet einfach die Existenz der Namengebung nach dem Lande, er hat nämlich eine andere Erklärung. *Si sui de France* heißt: Ich bin aus dem Hause Frankreich. Da W. Namen nach dem Lande nicht kennt, hat er sich auch nicht gefragt, ob Guiraut aus dem spanischen Königshause (welchem?) stammt, ob Guillaume Herzog der Normandie war usf. Aber abgesehen davon, hat es mit W.s Übersetzung schwere Bedenken. In den Chroniken und Urkunden nennen sich die Mitglieder des königlichen Hauses nie *de Francia*. Es heißt immer *filia* oder *filius* oder *frater* usf. *regis nostri*. W. selbst versucht auch gar nicht, Belege für *de France* aus dieser Zeit herbeizubringen; in späterer Zeit steht es bekanntlich anders damit. Ohne darüber zu reden, zitiert er selbst Stellen des Typus *filia regis nostri*. S. 82 *filiam regis Franciae homine Mariam*. S. 86 *filiam Ludovici regis Franciae*. S. 87 *filiam Ludovici regis*. S. 89 *M(aria) Trecensis comitissa ejus dilectissima filia*. Dazu aus dem 'Heracle', *Marie, fille Loëi* S. 90. Aus 'Eructavit': *jantis suer le roi de France* S. 112. Wenn aber keinerlei Belege beizubringen sind, daß *de France* in damaliger Zeit aus dem Hause Frankreich bedeuten kann, dann ist die Hypothese W.s schon gefallen. Es bleiben außerdem noch genug Unwahrscheinlichkeiten. W. führt alle Dichter auf, die zu Marie, Gräfin von Troyes, in Beziehung gestanden haben. Keiner sollte es für nötig gefunden haben zu erwähnen, daß sie selbst Dichterin war? Wenn W. S. 124 sagt: 'Für die übrigen (Karrenroman, Lyrik) ist sie die literarisch interessierte Dame, deren eigene Dichtungen den entsprechenden Kreisen ohnedies bekannt sind,' so ist das zu billig. Gerade diese Kreise hatten das lebhafteste Interesse, die Seite des *anch'io sono poeta* der Gräfin hervorzuheben.

W. schreibt S. 124: 'Nirgends hat sich unserer Identifizierung Marie de Frances mit Marie aus dem Hause Frankreich, Gräfin von Champagne, ein Hindernis entgegengestellt.' Aber doch nur infolge der Konstruktionen W.s. Tatsächlich bleibt als Ähnlichkeit nur: beide heißen Marie, beide waren

in der Jugend weltlich und im Alter fromm. Das ist die Geschichte von den alten Betschwestern, womit übrigens Marie de France nichts Böses nachgesagt werden soll, da wir ja nichts über ihr Leben wissen. Auf Marie de Champagne trifft es eher zu, cp. die Stelle S. 111, die W. diskret übergeht. W. verfällt in den alten Fehler des Identifizierens um jeden Preis. Je weniger wir über einen Dichter wissen, um so verlockender ist es, ihn mit dem oder jenem zu identifizieren. Das Mittelalter weiß nichts davon; gut, daß ein Romanist kommt, der es endlich feststellt! Es ist das eine ähnliche Tendenz, wie sie in der Kunstgeschichte vor einiger Zeit wütete, als jedes Kunstwerk 'getauft' werden mußte, also irgendeinem bekannten Künstler zugesprochen wurde. Dieser Identifizierungsversuch der beiden Marien ist einer der haltlosesten, aber auch bedauerlichsten; denn W. hat viel, wenn auch verrannten Scharfsinn darangesetzt. Ganz umsonst ist seine Mühe nicht gewesen, es bleibt eine scharfe, nur leider voreingenommene Kritik der für England sprechenden Beweisstücke bei Marie de France und ein ausführliches Lebensbild der hochbedeutenden Gräfin Marie von Troyes, wo nur ihre politische Tätigkeit fast ganz unberücksichtigt bleibt. Manches darüber hätte W. leicht bei A. Cartellieri, Philipp II., August 1899 ff. gefunden; aber die Romanisten vernachlässigen nun einmal allzu gern die Arbeiten der Historiker, wovor ich schon Zeitschrift 38, S. 381 warnte. — Marie de France aber bleibt gleich anziehend und gleich geheimnisvoll vor wie nach Winklers Buche.

Jena. Heinrich Gelzer.

Leo Spitzer, Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik. Halle, M. Niemeyer, 1918. 392 S. 4°.

Was diesen 19 Aufsätzen, die fast alle (bis auf vier) bereits in Fachzeitschriften erschienen sind, hier aber nicht nur gesammelt, sondern auch erweitert und durch zwei sorgfältige Register leichter benutzbar gemacht vorliegen, ihr Gepräge gibt, ist die stupende Belesenheit des Verfassers nicht nur in den romanischen Sprachen, sondern auch im Deutschen (nebst seinen Mundarten) und im Slawischen, eine Belesenheit, die die Lektüre freilich einigermaßen erschwert, insofern sie Spitzer nicht nur zu umfänglichen Fußnoten, sondern auch zu Fußnoten zu diesen Fußnoten veranlaßt: so erstreckt sich z. B. eine auf S. 107 beginnende Fußnote erster Ordnung über vier Seiten hin und ist von vier Fußnoten zweiter Ordnung begleitet, deren erste wiederum auf die nächste Seite hinübergeht.

Geben wir zunächst, durch eine kurze Inhaltsangabe, eine Vorstellung von dem Reichtum des Gebotenen. 1. 'Zur Syntax des italienischen Possessivpronomens': Fälle wie (I) *Certo, doveva essere una disperazione inumana, la sua* (D'Annunzio) oder (II) *Io qui? E non è ora un sogno il mio?* (Silvio Pellico). Die Erklärung sieht Sp. in mechanischer Übertragung des Typus I auf den Typus II, bei welchem statt des *il mio* eigentlich ein neues Substantiv stehen sollte (etwa 'mein Zustand'). Eine befriedigendere Erklärung gibt Voßler, 'Logos' VIII 10: *e non è ora un sogno il mio?* zerfällt psychologisch in 1. 'Ist das Jetzige bzw. Meinige nicht ein Traum?' und 2. 'Ist der Traum auch wirklich von mir?' Man könnte interpretieren: 'Ist es nicht bloß ein Traum, der meinige Traum?': die Vorstellung, er müsse nur träumen, ist bei S. Pellico so stark, daß sie ihm zu einer Tatsache wird, und Spitzers Deutung ('mein Zustand') trifft logizistisch an der psychologischen Wirklichkeit vorbei.

2. *Sa conversation ... ne sentait point son curé de village* (und ptg. *seu burro*) wird von Sp. anders erklärt als von Tobler (V. B. II 86): = 'seine Konversation verriet nicht den Landpfarrer' oder noch genauer '... ihr Landpfarrerhaftes'. Auffällig sei nicht das Possessiv, sondern das Konkretum an Stelle des Abstraktums, was aber verständlich wird durch Fälle wie *er hat*

seinen Doktor gemacht = er hat sein Doktorat gemacht + er ist Doktor geworden. Mir persönlich scheint diese Erklärung befriedigender.

3. *chef d'œuvre* nicht = 'Hauptstück von einem Werk' (wie *fripon de valet*), sondern einfach: = 'ein Stück Bearbeitetes', was durch Belege gestützt wird.

4. In *payer comptant* liegt nicht, wie REW 2181 angegeben, *contente* 'sofort' vor, sondern *computando* bzw. *computante* [wie ich auch in meinem 'invariablen Partizipium' (Rom. Forsch. 1914, S. 414/5) angenommen habe], also Partizipium 'mit Ausartung des Sinnes'. Im Anschluß daran bespricht Sp. andere, schon von Tobler erwähnte 'ausgeartete' Partizipien und führt sie sehr glücklich auf das besondere Milieu zurück, in dem sie entstanden sind (so stammt z. B. *toilette voyante* aus dem neuesten Schneiderargot, *café chantant* aus der Geschäftssprache, die gern personifiziert). Zu *velléités chantantes* 'Singgelüste' vergleicht sich das in meinen 'Präd. Part.' aus Maupassant zitierte *humeur donnante* = 'Gebelaune'. Übrigens ist die Neigung zum Personifizieren eine Eigentümlichkeit aller Fachsprachen, z. B. auch der philologischen: *das Manuskript A liest ... the manuscript reads* ('Präd. Part.' S. 91).

5. *Vous avez beau parler* wird verglichen mit ital. *avete un bel parlare*, u. a. hinsichtlich des unbestimmten Artikels.

6. Ein langer Aufsatz (22 Seiten) über ital. *così*: es verweigert die Angabe des Grundes der Frage, es erscheint als Verlegenheitswort, etc.

7. Frz. it. *là*, ausgehend von Tobler, V. B. III^2 135 ff.: *là* = 'wahrhaftig' (*sais-tu ton livret et les quatre règles, mais là, solidement?*); *là* bedeutet nach Sp. nicht 'kurz und gut', 'endgültig' ('Punktum!'), also den Abschluß eines längeren Räsonnements, sondern 'siehe!', also die Vorbereitung auf das, was kommt; man könnte es oft als 'Vergegenwärtigungspartikel' bezeichnen, z. B. D'Annunzio, Gioconda 114: *Ma pensa: trovarti là dopo tanto, nel luogo stesso dove avenne l'orribile cosa, là, sola, di fronte a quella donna che ti ha fatto tanto male;* so auch bei Maupassant (von dem D'Annunzio abhängig ist) und bei den französischen Symbolisten. — Es werden dann weiter behandelt: ital. *lì* = 'sofort' und *là* = 'basta!'; *là* als Verlegenheitswort ['nicht unselten' (lies: 'nicht selten') bei Camões], portg. *cá* und *isso* als Verlegenheitswort, und ähnliches *cll* (= illud) des Mallorquinischen.

8. Auf 50 Seiten werden Besonderheiten im Gebrauch von spanisch *que* vorgeführt: unberechtigtes *que* bei *en fin* in einem von Weigert zitierten Cervantes-Beispiel wird durch Fälle aus dem modernen Spanisch gestützt; *que* in dem gleichfalls von Weigert zitierten, aber anders gedeuteten Satz: *¿Usase en este pueblo que se case un diablo con otro?* — *Que no, dijo el médico* ... wird angeknüpft an Tobler, V. B. II 16: *que* (d. h. die Konjunktion *que*) hätte hier den Sinn: 'unter dem besonderen Verhältnis, daß ...', 'bei dem wichtigen Nebenumstande, daß ...'; *que* in *este sí que se puede decir cabello de oro* wird gedeutet als das von Tobler V. B. I 57 behandelte ('*que*-Sätze, anknüpfend an adverbiale Ausdrücke der Versicherung, Beschwörung, Vermutung, Bejahung, Verneinung, an Interjektionen'); dorthin wird auch span.-port. *como que* gezogen, während das *que* nach Zeitadverbien (frz. *si longtemps que je n'avais eu l'occasion*) nicht als Konjunktion, sondern als Relativ gefaßt, also von *heureusement que* abgetrennt wird; so liege denn auch in kat. *prou que* eher relatives als konjunktionelles *que* vor. Schließlich wird die von Schuchardt behauptete baskische Beeinflussung von bearnesisch (*you*) *que resti* abgelehnt, das allgemein psychologisch verständlich sei: *que*, ursprünglich affektisch, sei dann 'intellektualisiert' oder 'grammatikalisiert' worden.

9. Ital. *pazienza!* in Fällen wie Deledda, *Nel deserto* S. 152, wo Frau Lia geäußert hat, sie möchte ans Meer: *avrei bisogno anch'io un po' d'aria di mare.* — *Pazienza: dove va, signora Lia?* "steht in der Mitte zwischen

'na, wir werden ja sehen!' und 'na, reden wir nicht davon!'"; ähnlich im Franz. (Rabelais) und Portug. Ferner steht es im Sinne von '... das ginge noch an, aber ...': *se fosse bella, pazienza, ma pare una bertuccia*; *Si on lui laissait quelque chose, patience; mais on lui ôte tout.* Es ist also ein Trostruf, der ursprünglich zur Ausübung einer christlichen Tugend ermahnte, zu einer bloßen Konjunktion 'verkalkt' worden. Bei dieser Gelegenheit werden dann andere Ausdrücke gleicher Bedeutung aufgeführt, z. B. *passi* (*passe encore*), *vada per* (*va pour*), *sta bene* usw.

10. '*Facere* mit dem Infinitiv zur Umschreibung des Verbum finitum', z. B. *faites moi escouter* = '*escoutez-moi*' ist bereits von H. F. Muller, Origine et histoire de la préposition 'à' dans ... 'faire faire quelque chose à quelqu'un' (Poitiers 1912) erklärt worden: = 'macht (bewirkt), daß ich gehört werde' als Anrede an hohe Personen, denen man es nicht zumuten wollte, persönlich zuzuhören, sondern die man bat, gewissermaßen ihrem Ohr (als ihrem Diener) den Befehl dazu zu erteilen — also eine Höflichkeitsformel, wie *vous* für *tu*, ausgebildet zur Karolingerzeit. Spitzer hat dem nichts Wesentliches hinzuzufügen.

11. Die schöne Studie 'Über syntaktische Einordnung des Individuellen unter die Allgemeinheit' (von den bisher erwähnten Aufsätzen der erste, der nicht schon vorher erschienen war), behandelt typisierendes *on*, wie es z. B. in der Schilderung eines proletarischen Umzuges gebraucht wird: *V'là la chose; on a essayé d'amasser l'argent du loyer: pour ça, on a trimé, veillé, jours et nuits un trimestre entier* ...; ptg. wird angesichts der unbesonnenen Tat eines Jünglings entschuldigend gesagt: *São rapazes!* und frz. schließt der Sprechende sich selbst mit ein, wenn er etwa zu Kindern sagt: *Ne rions pas tant, s'il vous plaît! et dépêchons-nous!* (Daudet, eins der Beispiele von Soltman, Syntax der Modi S. 38). Im letzteren Fall liegt nun freilich nicht eine 'Einordnung des Individuellen unter das Allgemeine' vor, sondern eine (begönnernde) Einordnung des Sprechenden unter den (oder die) Angeredeten, besser gesagt eine Identifizierung, ähnlich wie ich die sogenannte uneigentlich indirekte Rede ('*Sie hatte, strafe sie Gott, niemals eine schönere Braut gesehen*') als eine Identifizierung des Autors mit seinen Geschöpfen zu erklären mich bemüht habe (Germ.-Rom. Mon. VI 470 ff.). Und wie diese Identifizierung auch eine ironische sein kann (z. B. bei Flaubert in *Bouvard et Pécuchet*), so auch die hier vorliegende: bei V. Hugo, Ruy Blas V (ed. Nelson 156 f.) sagt Don Salluste zur Königin: *écoutez, ne faisons pas de bruit ... Ne nous emportons pas. Vous êtes dans ma main.* — Pluralis majestatis und Autorenplural bezeichnet Sp. als ererbte Spielarten des Plural inclusivus oder sociativus.

12. Wie Sp. schon in einer Fußnote zweiter Ordnung (S. 169 unten) zu dem vorhergehenden Aufsatz eine 'gemeineuropäische oder vielleicht allgemein-psychologische Syntax' im Gegensatz zu der bisherigen, mehr lokalhistorisch verfahrenden befürwortet, wie er die (von ihm doch geteilte!) kulturhistorische Ableitung von *Faites moi escouter* im vorvorigen Aufsatz dazu benutzt, um der Voßlerschen Zurückführung sprachlicher Erscheinungen auf die besondere Geistesart von Völkern und Epochen in einer Fußnote (S. 142) einen Fußtritt zu versetzen, so wendet er sich nun in diesem (gleichfalls früher nicht erschienenen) Aufsatz sogar gegen Meyer-Lübke, und zwar bezeichnenderweise gegen eine der bei diesem Gelehrten nicht zahlreichen kulturhistorischen Erklärungen. Das Futurum *cantare habeo* hat sich in den 'wichtigsten Literärsprachen' (Frankreich, Spanien, Portugal und Mittelitalien) verbreitet, fehlt dagegen in minder kultivierten Ländern wie dem Rätoromanischen, Oberitalien, Sardinien, Rumänien etc. So meint denn Meyer-Lübke, es sei von Stätten größerer Bildung ausgegangen (Toskana, Frankreich); Voraussetzung für seine formale Erstarrung sei 'gepflegte Sprache, literarische Ausbreitung'. Sp. ist das 'Operieren mit derartigen sprachlichen Kulturwirkungen'

zu subjektiv; nach ihm ist das *cantaraio*-Futurum 'nicht interromanisches Wandergut, sondern eine an verschiedenen Punkten der Westromania aus einem gemeinsamen vlt. Ansatz entwickelte autochthone Bildung'. Auch hier will Sp. allgemein-psychologische Gründe an Stelle der kulturhistorischen setzen: das rein zeitliche *amabo* sei unvolkstümlich gewesen und durch das 'affektische Surrogat' *amare habeo* verdrängt worden (wie das rein temporal gewordene *j'aimerai* im Nfrz. einem *je vais aimer* weiche), und so sei der Übergang von diesem zu jenem aus dem 'ewigen' Zwiespalt zwischen Logik und Affekt zu erklären. Zur Stütze dieser Ansicht verweist er auf die 'Ähnlichkeit der jeweils auftretenden Futursurrogate in den idg. (und auch nicht-idg.) Sprachen'; daß nur vier Kategorien auftreten (Präsens, Ingressiv, Desiderativ und Jussiv statt Futur) sei 'in der relativen Einheitlichkeit der menschlichen Logik begründet'. (Hier gibt es nun plötzlich eine 'relative Einheitlichkeit der menschlichen Logik' — während nach Spitzers Ausführungen in den Neueren Sprachen XXVI 328 'eine von einem jakutischen oder mongolischen Aristoteles geschriebene Logik ganz anders aussehen würde', sintemalen es 'soviel Logiken als Sprachen gibt' und 'das Denken sich nach dem Sprechen modelt' — ein Gedanke, auf den nie gekommen zu sein Toblers unverzeihliche Sünde ausmacht. Ein besonders scharfer Logiker ist Sp. nun eben nicht!). — Gegen die Auffassung von *cantare habeo* als eines Jussivs habe ich seither ('Futurum' S. 51 ff.) Bedenken geäußert: für mich ist *cantare (ire) habeo* herzuleiten aus *iter habeo* 'ich habe den Weg vor'; ist dem so, so hätten wir bereits eine fünfte Kategorie. Und ich glaube, je mehr Sprachen jemand beherrscht, desto mehr 'Kategorien', desto weniger Ähnlichkeit wird er finden.

13. Der Aufsatz mit dem etwas mehr versprechenden Titel 'Über den Imperativ im Romanischen' behandelt nur zwei besondere Gebrauchsweisen dieses Modus: 1. den 'gerundialen Imperativ' und 2. den 'historischen Imperativ'. 'Gerundialer' Imperativ scheint mir um kein Haar verständlicher oder berechtigter als 'Imperativus pro Gerundio', wie sich auszudrücken Sp. den 'Logikern' vorwirft (N. Spr. XXVI 339): im Gegenteil: bei 'Imperativ pro Gerundio' hätte ich mir etwas denken können — 'gerundialer Imperativ' war mir zunächst unverständlich. Gemeint sind Fälle wie *gira e rigira, siamo sempre allo stesso punto*: der Imperativ enthält einen 'ironischen, weil undurchführbaren oder gar nicht als durchführbar gedachten Befehl'. Hierzu wird, wie immer, vieles angeführt, nicht aber (vgl. jedoch S. 205 unten) etwas so Naheliegendes wie der 'konzessive' Imperativ: *Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken — du bleibst doch immer wer du bist* (auch romanisch, vgl. meine 'Modi' S. 47). — 'Historischer Imperativ' ist gebildet in Anlehnung an den nicht gerade geistreichen Schulausdruck 'Historischer Infinitiv', also Verwendung des Imperativs zu lebhafter Erzählung (z. B. bei Maupassant: *et puis je grimpe sur mon impériale, j'ouvre mon ombrelle et fouette cocher!*). — Bei diesem 'historischen' und 'gerundialen' Imperativ hat Sp. freilich leichtes Spiel, durch Herbeiziehung zahlreicher Parallelen (auch aus nicht-romanischen Sprachen) den 'urtümlichen und allmenschlichen Charakter' dieser Redeweisen im Sinne seiner allgemein-psychologischen Syntax zu erweisen: eine solche Verwendung des Imperativs liegt ebenso nahe wie etwa die des Präsens zur anschaulichen Erzählung von Vergangenem und bedarf im Grunde so wenig der umfänglichen Belege, wie es besonders erforscht zu werden braucht, daß auch die Indianer die Gewohnheit des Essens und des Hüttenbauens aufweisen.

14. 'Persona pro re' (und res pro persona) ist schon von Kalepky (Z. frz. Spr. 1913[1], S. 257 ff.) ausführlich behandelt worden. Sp. bemerkt ihm gegenüber, derartige abgekürzte Ausdrücke stammten aus den verschiedenen Ständesprachen (z. B. *nous paraissons* des Journalisten; *nous* = unsere Zeitung), wie auch *toilette voyante* und *des gants paille*; diese 'Kompression'

und 'Kontraktion' sei nicht Eigengut des Neufranz., sondern komme auch im Deutschen, Englischen, Italienischen, Rumänischen und vielleicht schon altfranz. vor; statt des 'die Sprache schulmeisternden *pro*-Ausdrucks' möchte er lieber sagen: personelle Anschauung. — Auch das Gegenteil kommt vor: in Stefan Großmanns Roman 'Die Partei' (Berlin 1919, S. 347) sagt ein Klavierlehrer: '... vielleicht zahlt die Stunde morgen nicht' (statt 'der Schüler', der ihm offenbar herzlich gleichgültig ist). Wieder anders gelagert: in einem Berliner 'Couplet' von J. Freund heißt es: 'Ich hab' geerbt mit riesigem Talent: Drei alte Tanten hab' ich aufgefressen' (d. h. den von ihnen hinterlassenen Besitz: die Tanten interessieren den Sprechenden offenbar nur so weit, als sie Geld besitzen und hinterlassen). Zolas Nana identifiziert sich beim Rennen mit dem Pferd, das ihren Namen trägt: p. 383: *A combien suis-je? — Diable! je ne vaux pas cher* etc. (vgl. p. 405, 416). Und so hätte man eine stilistische Sonderung der von Kalepky (und mir) mitgeteilten nebst den von Spitzer selbst gesammelten, untereinander nicht gleichartigen Fälle sowie schließlich eine kulturhistorische Einordnung gewünscht. Im übrigen aber kann man diesen Aufsatz, in dem man durch den Satz überrascht wird: 'sie (die Persona pro re-Konstruktion) ist — wie jede Stilerscheinung — überall, wo sie sich findet, aus den speziellen geistigen Strömungen der Zeit zu erklären', nur zustimmen.

15. Span., kat. *y* 'und' hat oft eine kräftigere Bedeutung: 'und auch', 'und zwar' (= lt. *atque*); so auch alt- und neufrz. *et* und ähnlich 'wohl in jeder volkstümlichen Literatur'. Zu ital. *bell'e fatto* stellt sich kat. *bo y amanit* 'fertig zubereitet'; neben *tot* + Gerundium tritt auch *tot y* + Gerundium ('beeinflußt von oder parallel zu *bo y*'), das aber auch nach *ab tot y* + Inf. statt der gleichen Konstruktion ohne *y* erklärt werden kann; *ab tot y aixó* 'trotzdem' läßt sich danach oder nach Fällen wie *fins y a tant, fins tant y que* etc. deuten, und so werden noch mehrere merkwürdige Gebrauchsweisen dieses *y* beleuchtet. Schließlich wird die Tatsache, daß sich zu jedem Abschnitt in einem Aufsatz von O. Weise: "Die Konjunktion 'und' im Gebrauche der Mundarten" romanische Parallelen finden lassen, als ein schönes Beispiel des aus gleichen Vorbedingungen entstehenden Sprachlich-Gleichen, der syntaktischen 'Konvergenz' (Marbe) in Anspruch genommen.

16. Die gleiche Tendenz verfolgt der nächste Aufsatz: 'Über "Rahmenstellung" im Romanischen': romanische Parallelen zu deutschen Fällen wie *dat is tumm Tüch is dat ja* (Tüch = Zeug).

17. Auch *noctem et diem* (statt *diem et noctem*) findet sich überall; es wird auf fünffache Weise erklärt. Ein weiteres Beispiel wäre: Renart le contrefait (Bartsch-Wiese 86, 211) *onques ne le soir ne le main ne vix cellui* ... — Beispiele für Hysteron proteron siehe Chevalier au barisel, ed. Schultz-Gora, v. 308 und 310.

18. Gewichtiger ist der nächste Aufsatz: 'Die syntaktischen Errungenschaften der französischen Symbolisten'. Hier ist kaum etwas anderes zu beanstanden als die Überschrift (was schon Voßler getan hat): es handelt sich weder um 'Syntaktika' noch um 'Errungenschaften'; vielmehr wird (auf 59 Seiten) gezeigt, wie die Symbolisten altes, erstarrtes Sprachgut wieder neu, lebendig, anschaulich zu machen wissen, wie sie den Ausdruck weniger deutlich, unbestimmter, verschwommener gestalten, wie sie ihn verinnerlichen, wie sie ihn wohllautend machen, wie sie ihn überraschend gestalten, wie sie ihn verkürzen und so der Sprache neue Möglichkeiten eröffnen. Es fehlt mir der Raum, um auf die vielen feinen Beobachtungen dieses schönen Aufsatzes im einzelnen einzugehen; ich muß mich damit begnügen, ihn eingehendem Studium aufs angelegentlichste zu empfehlen.

19. Weniger einverstanden erklären kann ich mich schließlich mit dem letzten Aufsatz: 'Ein Ersatzwort für Syntax', als welches 'Beziehungslehre' oder genauer 'Begriffsbeziehungslehre' vorgeschlagen wird: Begriffe auf

einander zu beziehen ist das Geschäft des Logikers, nicht des Sprechenden oder des Sprachforschers, und 'Beziehungslehre' erscheint mir zu eng. Ich verstehe unter 'Syntax' viel von dem mit, was man gemeinhin der 'Stilistik' zurechnet: diese beiden Disziplinen möchte ich in der Weise scheiden, daß ich nur das als 'Stilistik' gelten lasse, was ausdrücklich den besonderen Sprachgebrauch eines besonderen Einzelnen behandelt, als 'Syntax' dagegen alle Untersuchungen, die auf die Frage eingestellt sind, inwieweit die einzelnen Wendungen, die ja zweifellos von einem (oder von wenigen) Einzelnen aufgebracht worden sind, bereits allgemein, typisch, 'Regel' geworden sind, inwieweit sie sich ihres ursprünglich stilistischen Wertes entäußert haben, inwieweit sie, mit anderen Worten, bereits erstarrt oder 'grammatikalisiert' sind. Sp. hat es ja selber ausgesprochen (N. Spr. XXVI 334), 'daß das ursprünglich Stilistische zum Syntaktischen wird': daraus folgt nun aber m. E. mit Notwendigkeit, daß sich eine Syntax ohne 'stilistische' Erörterungen gar nicht schreiben läßt, und daß eine bloße 'Beziehungslehre' eine gar klägliche Syntax darstellen müßte. Um ein praktisches Beispiel zu geben: bei *un billet payant* müßte eine bloße 'Beziehungslehre' sich mit der Feststellung begnügen, daß hier das Partizip zum Substantiv ungewöhnlich bezogen ist (eine Wissenschaft, für die ich mich bedanken würde!); eine wirkliche 'Syntax' dagegen würde ausführen, der Ausdruck entstamme (wie dies Spitzer S. 25 gezeigt hat) der Geschäftssprache, die zur Personifikation geneigt ist ('eine Karte, welche zahlt', also eigentlich durchaus korrekte Beziehung!), und damit würde sie bereits 'Stilistik' treiben. So habe ich auch in meiner 'Bedeutung der Modi' die seelischen Voraussetzungen auszuspüren versucht, auf die sich z. B. der Gebrauch des Konjunktivs nach *quoique* gründet (der selbstverständlich für keinen Schriftsteller als Stilistikum in Anspruch genommen werden könnte!), ohne daß ich glaube, mich damit aus der eigentlichen Domäne der Syntax entfernt zu haben: diese besonderen seelischen Voraussetzungen sind eben vergessen, der Ausdruck ist 'grammatikalisiert' und damit der Syntax anheimgefallen. —

Ich darf nicht annehmen, mit diesen summarischen Ausführungen den Reichtum des Bandes auch nur entfernt angedeutet zu haben. — Was nun die Leitgedanken oder Grundüberzeugungen betrifft, die diesen verschiedenen Aufsätzen ihre Einheitlichkeit geben, so finde ich deren zwei. Einmal die Überzeugung von der syntaktischen Konvergenz: da überall die gleichen psychologischen Vorbedingungen herrschten, müsse auch überall sprachlich Gleiches entstehen. Oder um es kurz (und ein wenig zugespitzt) zu formulieren: Zu welchem Ende studiert Spitzer romanische Sprachen? — Um in ihnen das gleiche zu finden, was sich in sämtlichen anderen Sprachen auch findet. — Der andere Leitgedanke aber ist der, daß alles, was jetzt Syntax ist, einst Stilistik gewesen sei, daß die Syntaktika erstarrte, grammatikalisierte Stilistika darstellen, die sich jeweils aus besonderen psychologischen Voraussetzungen, aus dem 'Milieu' (Geschäftssprache!) oder dem 'Moment' einer besonderen Kulturepoche erklären lassen und von da aus erklärt werden müssen. — Diese beiden Gedanken scheinen mir nun einigermaßen miteinander im Widerspruch zu stehen; und dieser Widerspruch ist, wenn ich nicht irre, in einer Zwiespältigkeit im Wesen des Verfassers begründet: Spitzer ist einerseits ein feinfühliger, sich einfühlender Beobachter des konkreten sprachlichen Lebens, anderseits aber noch in abstrakten intellektualistischen und gleichmacherischen Theorien aus dem achtzehnten Jahrhundert befangen: einerseits sieht er wohl die Verschiedenartigkeit (z. B. zwischen Romanischem und Germanischem), anderseits aber will er sie nicht sehen (sondern versteift sich mit Marbe auf die 'Gleichförmigkeit der Welt'). Nun bedeutet aber, daß überall die gleichen psychologischen Vorbedingungen eintreten und demgemäß sprachlich Gleiches entstehen kann, noch nicht: daß es auch überall entstehen muß. Nichts liegt z. B. näher, als das Futurum imperativisch zu

verwenden (*Du wirst kommen!*), und für eine oberflächliche Betrachtung ist dies auch 'überall' geschehen. Sieht man aber näher zu, so zeigt sich, daß es nicht überall in sämtlichen Modifikationen und in gleicher Häufigkeit geschehen ist: im Französischen z. B. ist dieses Heischefuturum weit häufiger als im Deutschen; das Griechische verwendet 'Du wirst es tun' nur in der Bedeutung 'Ich werde meinen Willen durchsetzen', nicht aber z. B. als Ausdruck einer Bitte; im Deutschen wäre es nicht gut möglich, jemand im Futurum einen Rat zu erteilen (was im Französischen vorkommt) usw. Wenn man diese Verschiedenheiten nicht einfach als 'Zufälle' ansehen will, so wüßte ich nicht, wie man sie anders als aus besonderen kulturhistorischen Voraussetzungen heraus erklären könnte. Und ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß Sp., der seinem eigenen Zeugnis zufolge (N. Spr. XXVI 334) sich vom 'Nur-Historiker' ('nach Toblerart' fügt er hinzu) 'zum sozusagen stilistischen Syntaktiker' entwickelt hat, allmählich noch mehr kulturhistorisch denken lerne.

München. Eugen Lerch.

Der Trobador Cadenet, hg. von Carl Appel. Halle, Niemeyer, 1920. 123 S.

Nach dem 'Bernart von Ventadorn' und der 'Provenzalischen Lautlehre' ist der hochverdiente Gelehrte, dem die provenzalischen Studien schon so viele Förderung verdanken, wieder an der Arbeit gewesen und hat uns eine Ausgabe von Cadenet beschert, die eine um so wertvollere Bereicherung der Einzelausgaben von Trobadors darstellt, als der genannte Dichter keine gewöhnliche Physiognomie aufweist, vielmehr eine ganze Reihe gedanklicher und stilistischer Besonderheiten darbietet, die scharf aufgefaßt sind und uns mit aller wünschenswerten Deutlichkeit vorgeführt werden. Für die Textgestaltung mußten allerdings verschiedene Pariser Handschriften naturgemäß ausscheiden, und daher hat der Herausgeber denn auch auf eine Variantenangabe verzichtet, aber das besagt im ganzen nicht viel; auch hat die Erfahrung gelehrt, daß bei schwierigen Stellen die Schreiber oft schon selbst nicht verstanden haben, und daß die Kenntnis sämtlicher Lesarten nur selten wirkliche Klarheit bringt. Die Stoffanordnung ist eine andere, als wir es sonst gewohnt sind, indem die Gedichte in den Rahmen der Biographie gerückt erscheinen; das Bild wird so gewiß lebendiger, nur hätte in den Anmerkungen behufs bequemerer Auffindung auf die Seitenzahlen verwiesen werden sollen. Die Gedichte sind von einer Prosaübersetzung begleitet. Über die Zweckmäßigkeit einer solchen kann man verschieden denken. Ich halte sie nur bei solchen Gedichten für angebracht, deren Inhalt für den Historiker wichtig ist, und die ihm auf diese Weise bequem zugänglich gemacht werden; sonst aber hat der Herausgeber ja die Anmerkungen zur Verfügung, um dem Fachmann keinen Zweifel darüber zu lassen, wie er im einzelnen verstanden wissen will, und eine Übersetzung ist dann überflüssig, ja nicht selten störend, weil sie immer Zugeständnisse an die Lesbarkeit macht und dadurch wieder Unsicherheit über das genaue Verständnis aufkommen läßt.

Cadenet, aus der eigentlichen Provence stammend und mit seiner Blütezeit dem Ende des 12. und Anfang des 13. Jahrhunderts angehörig, hat uns 23 Gedichte hinterlassen, die sich aus 17 Liebesliedern, einer Doppelcobla, drei Sirventesen, einer Pastorela und einer Alba zusammensetzen; außerdem ist er an einem Partimen beteiligt. Besonders interessant ist die Alba, die eine Verbindung der Chanson de mal-mariée mit dem Tagelied aufweist, und anziehend das vom Herausgeber S. 76 ff. dazu Vorgetragene. Gr. 106, 9 wird ihm mit Recht abgesprochen und mit Stroński dem E. de Barjols zugeteilt. Auch Gr. 106, 1, das die Hss. Cf, die beiden einzigen, die es überliefern und unter dem Namen Cadenet bringen (Stronski weist es aus einem besonderen Grunde dem G. Faidit zu), dürfte ihm kaum angehören, und A. setzt es denn auch bei-

seite; freilich macht er S. 92 zu V. 31 das Bedenken geltend, daß hier *venal* wie noch einmal bei Cadenet in dem seltenen Sinne von 'bereit' erscheint, doch weist er ja selbst S. 106 die gleiche Bedeutung des Wortes bei B. del Pojet nach.

Daß bei der Biographie, der Herstellung und der Interpretation der Texte alles wohl erwogen ist, bedarf keiner besonderen Erwähnung; die folgenden Bemerkungen tragen daher mehrfach auch nur den Charakter von Fragen und Vorschlägen. Zu dem Anfang der *Vida 'Cadenetz si fo de Proensa, d'un castel que a nom Cadenet'* sagt A., es sei ihm dafür, daß einfach ein Städtename als Personenname gebraucht worden wäre, ein anderes provenzalisches Beispiel nicht bekannt, und er setzt infolgedessen leise Zweifel in die Glaubwürdigkeit der Lebensnachricht. In der Tat ist dieser Fall beachtenswert. Immerhin sei daran erinnert, daß Herr Ademar in einem Partimen Raimon de Miraval einfach mit Miraval anredet (Hs. O ed. de Lollis no. 131, Hs a[1] ed. Bertoni no. 332), vgl. Andraud, R. de Miraval S. 14 u. 29. Allerdings haben wir hier auch den Personennamen danebenstehend, es kommen aber noch, wenn ich nicht irre, der Trobador Pujol, Pojol sowie der Joglar Cardaillac in Betracht; der erstere Name scheint mir nichts anderes zu sein, als eine Ortsbezeichnung, s. heutiges *le Poujol* im Arr. Béziers, und der zweite (Gr. 242, 27: *Cardalhac, per un sirventes* und Gr. 119, 7: *Pos sai es venguts, Cardaillac*) dürfte von dem Orte *Cardaillac*, Arr. Figeac herrühren. Zu dem Kastell *Dosfraires* bei Nizza (S. 6) hatte ich schon in Zs. VII, 204 eine Notiz beigebracht, und über die 'Königin' Eleonore von Aragon (S. 18) im Ltrbl. XXIV, 116 etwas eingehender gesprochen. — S. 2 V. 10 ff. *E s'ieu fos per vos jausenz, De quis volgues, fos Paris! O agues Domas conquis! Pois quis volgues, fos manenz!* Das *domnas* der Hs. kann freilich nicht richtig sein, und die Änderung in *Domas* = Damascus ist bestechend; aber sie überzeugt, wie mir scheint, doch nicht ganz, besonders weil die 4. Zeile sich schlecht anschließt. Ich möchte vorschlagen, [*s*]*'o agues, domna*(*s*), *conquis* zu schreiben: wenn ich das, Dame, errungen hätte, sc. *qu'ieu fos per vos jausenz* (V. 10), dann ...'. 'Vers 17—8. Warum heißt es in der Übersetzung 'einen Kuß, den ich von Euch, o Herrin, gewänne', statt einfach 'einen Kuß, den ich Euch, Herrin, geben könnte'? V. 35—6. *Plus tengra vos per amia, E'n sera chansos e lais.* 'Und es wird deswegen ein Lied und ein Leich sein' scheint mir nicht im Stile der Trobadors zu liegen; ich zweifle kaum, daß *fera*, die Nebenform von *feira*, zu schreiben ist, falls sie nicht wirklich in der Hs. steht. — S. 14 V. 4. *Et eu d'e lo pel vescomt de Burlatz.* Ein neutraler Akkusativ *lo*, den BP zu bieten scheinen, verdiente angemerkt zu werden, wenn er auch S. 28 V. 34 wieder so begegnet (steht er auch im D[c]?), d. h. ohne Verbindung mit einem Dativ des Pronomens der 3. Person. S. 14, V. 8. *Per respieich que revegna.* In Anm. wird auf 3, 37 verwiesen, aber dort (S. 46, V. 62) steht *per respieg de.* S. 15 heißt es von G. Faidit im Hinblick auf Gr. 167, 50, daß er seinen Entschluß, am Kreuzzug teilzunehmen, i. J. 1203 ausführte, s. aber jetzt Lewent in Zs. 40, 230. — S. 23 V. 44 erscheint *gardatz si i ai ben mon voler* in der Übersetzung als 'seht da, ob ich so recht von Herzen will'. Besser ist doch wohl: 'seht zu, ob ich nicht mein Wollen fest auf Euch gerichtet halte'; für *si* 'ob nicht' nach *gardatz* und *veiatz* s. meine Prov. Studien I, S. 21 zu 148 und S. 68 zu 35, 9. — S. 25, V. 3 schreibe *dupt'* statt *dupt.* V. 17 dürfte *agues* eher 'möchte ich erhalten' als 'sollte ich e.' heißen. — S. 27, V. 12 Komma nach *que.* V. 21 ist mit dem handschriftlich Überlieferten in der Tat nichts zu machen. A. schreibt *omn' i a*, aber begegnet die Form *omne* sonst bei Trobadors? V. 37. Streiche den in der Anm. gegebenen Verweis auf 13, 8, da hier *per respieg que* steht; über *per respieg de* 'in der Hoffnung auf' s. auch Provenz. Studien I, S. 76 zu 65, 1. V. 52 brauchte die ziemlich häufige Nebenform *es* zu *etz* im Texte nicht durch *etz* ersetzt zu werden. V. 54 ff. ist eine üble Stelle. Die Auffassung des Herausgebers ist geistvoll, aber ob sie das Richtige

darstellt, erscheint mir doch zweifelhaft. Die Erörterung darüber würde hier zu weit führen, und ich will nur bemerken, daß *s'en venir* in V. 57 = 'fortgehen' doch bedenklich ist, sowie daß dieser Vers sich an das Voraufgehende m. E. nicht anschließt. — S. 30, V. 20. *Et enaissi pot la clamor delir.* Anm.: 'delir kann trans. und intrans. sein'. In der Übersetzung hat sich A. für letzteres entschieden, da er sagt: 'so kann die Klage wohl zunichte werden', aber dann müßte es *clamors* heißen. — S. 32, V. 1 ff. Warum ist die Orthographie von a[1] bei diesem Gedicht nicht durchgängig beibehalten worden? V. 3—4. *Entro qe'l venz socor de frese auratge E la condui a port de salvamen.* Das in der Anm. Gesagte 'das bei *socor* zu erwartende Pronomen steht erst bei dem mit *e* dazugefügten *condui*' wird wohl das Richtige treffen, nur scheint mir bemerkenswert, daß in den sonst bekannten Beispielen, soweit ich sehe, das Pronomen immer beim ersten Verb steht. V. 6 tilge Komma nach *respeig.* V. 20. Die im Konjunktiv liegende Sinnesschattierung ist in der Übersetzung nicht zum Ausdruck gekommen. V. 32. *E qe s'amors ab la mia s'asenda.* In Hs. steht *s'amor*, wovon in der Anm. nichts gesagt ist; *asendre* kann daher auch transitiv und *se* ethischer Dativ sein. — S. 34, V. 24. Die Übersetzung steht im Widerspruch mit der Anmerkung. Das Folgende ist in der Übersetzung als Frage genommen, nicht aber im Text. Hier vermißt man wirklich sehr die Lesarten von DU. — S. 35, V. 43—4 ist im Text durch Punkte bezeichnet. Zu dem, was ABU bieten, *Qe de lieis don sui partitz Es* (*E* U) *que merces noi dessenda*, heißt es in der Anm.: 'darf man lesen (A. meint 'interpungieren'): *Que de lieis don sui, partitz Es que*, denn von ihr, der ich angehöre, ist Entscheid, ist es ausgemacht, daß'? So lautet denn auch die Übersetzung, aber ohne Fragezeichen. Ich möchte fragen, ob nicht vielmehr zu verstehen sei: 'denn mit Bezug auf sie, von der ich geschieden bin, d. h. die mich von sich scheidet, liegt die Sache so, daß'. Wegen *esser que* s. S. 39, V. 18. Auch wäre der Konjunktiv nach *es que* vielleicht weniger auffällig als nach einem etwaigen *partitz es* 'es ist ausgemacht'. V. 61—2. *De ma filha la comtessa puosc dir Q'en Alvergne fai son fin pretz grazir.* Daß Cadenet von einer Gräfin *ma filha* sagt, ist natürlich auf den ersten Blick überraschend, und A. bemüht sich in der Anm. des längeren um eine Deutung. Es gibt aber noch eine andere Trobadorstelle, die einiges Licht auf die unsrige wirft. P. Vidal sagt von dem Grafen Heinrich von Malta: *E mos cars filhs, lo coms Enrics A destruitz totz sos enemics* (ed. Bartsch 29, 8—9). Zu der bekannten Selbstüberhebung von P. Vidal, die gerade auch in diesem Gedicht (Str. 2) sich kundtut, paßt es nicht schlecht, daß er von dem Grafen den väterlich-intimen Ausdruck des Papstes gebraucht, und Cadenet hat ihn vielleicht nur übernommen; aber es ist auch möglich, daß er in der familiären Umgangssprache zwischen Älteren und Jüngeren, oder zwischen Freunden üblich war,[1] wie dies im Deutschen geläufig ist, und dann würde sich die Kühnheit der Dichter nur darauf beschränken, daß sie ihn gegenüber im Range so viel höher stehenden Personen zur Anwendung bringen. — S. 37, V. 48. Die 3. Sg. Ind. Präs. *acorre* hätte wohl eine Bemerkung verdient. In seiner 'Provenz. Lautlehre' § 54 sagt A., daß *rr* mundartlich ein *e* hinter sich erzeugt. — S. 39, V. 17 wird *faich d'amor* mit 'liebevolle Tat' übersetzt; es scheint mir vielmehr 'mit der Liebe zusammenhängendes Tun' zu bezeichnen. V. 20 schreibe *serv*'?, s. oben zu S. 35, V. 43—4. V. 22. *E'ls poigna en desfairę.* Ich sehe nicht, daß eine Hs. *els* schreibt; in der Anm. findet sich keine Äußerung dazu. V. 41—3. *Que tot so c'om ten meillor Es a conquerre pejor, E so que pauc val, viatz.* In der Anm. ist von *pejor* nicht die Rede, sondern nur von *viatz*, von dem es heißt, daß es adjektivisch gebraucht scheint. Zu letzterer Annahme kann

[1] Bei Tappolet, Roman. Verwandtschaftsnamen, und bei Pauli, 'Enfant', 'garçon', 'fille' dans les langues romanes wird dieser Punkt nicht berührt.

man sich schwer entschließen, und ich meine, daß ein 'wird gewonnen' aus dem Vorhergehenden zu entnehmen ist. — S. 42, V. 1—3. *Az ops d'una chanso faire, Ses plus, ai bona vaxo? Pero si dic ieu que no.* *Pero* 'dennoch' ist in der Übersetzung fortgeblieben; da es aber doch dasteht, so ist ein Zwischengedanke, etwa 'ich weiß nicht recht' anzunehmen. V. 27 streiche Komma nach *volria*. Warum ist V. 29 *d'una guiza* mit 'in solcher Art' übersetzt? V. 35—7. *Ieu non cugera ja vezer L'ora que pogues tan voler Com: de leis feira un sol bais!* wird teils recht frei, teils kaum zutreffend wiedergegeben mit 'nicht dacht' ich jemals auch nur zu begehren, sie gäbe mir einen einzigen Kuß'. Das Subjekt von *pogues* ist m. E. die Dame, also: nicht würde ich glauben, es je zu erleben, daß sie so viel wollen könnte, d. h. mit so viel einverstanden sein könnte wie ein Kuß ist, den ich ihr geben könnte'. — S. 53, V. 37. Für *ja*, das in der Anm. zutreffend mit 'ja doch' erklärt wird, war ein Hinweis auf den gleichen Gebrauch im Altfranzösischen am Platze; hier tritt es schon Alexius 91c (*jat portai en mon ventre*) so auf. V. 45—6. *Tals cum ieus oraria Es, cui platz, vostr'enans* wird übersetzt mit 'so wie ich's für Euch bitten würde, ist mir (dem es gefällt) was Ihr gewinnt'. Ich bekenne, dies nicht recht zu verstehen und fasse die Stelle anders auf: 'so wie ich Euch (Akk.) nur wünschen könnte, seid Ihr, der Eure Förderung gefällt', d. h. der es gefällt, sich zu fördern (s. V. 42). Wegen *es* = *etz* s. oben zu S. 27, V. 52. *Orar* mit Akkusativ der gewünschten Person ist gewiß nicht gewöhnlich, aber erscheint doch an einer Stelle bei F. de Romans, die Levy, S.-W. V, 507 no. 4 anführt, wenn auch mit etwas anderem Sinn, nämlich 'erflehen', 'erbitten': *ex eu vos or entre mos brax*. Ist meine Deutung richtig, dann wäre hinter *enans* ein Kolon zu setzen und hinter *gent-aconhdans* (V. 48) ein Semikolon. — S. 54, V. 9. Dieser Vers ist in der Übersetzung ganz fortgeblieben, was deshalb etwas störend ist, weil der Bedingungssatz syntaktisch zum Folgenden gehört und eine Anmerkung darüber fehlt. V. 30 wird *ses faillida* besser in Kommata gesetzt: 'ohne daß er einen Fehl begangen hat'. V. 50—3. *Et ieu sui leials amaire, Mais iozos et amoros Com qu'estiers no'm vei guerida Ses vos.* In V. 53 gehen die Hss. auseinander und die Anm. fragt: '*non ai*' oder '*no'm vei*' oder '*no's ve*'? In der Übersetzung hat sich A. für das letzte entschieden, und daher sollte auch im Text *no's ve* stehen. Die Stelle ist aber auch so noch bedenkenerregend; zum wenigsten erwartet man eine Bemerkung darüber, daß *que* in *qu'estiers* = *is qui* sein soll. Auch ein *mais* 'aber' paßt sehr schlecht in den Zusammenhang, und fast möchte man fragen, ob nicht *mais* hier einmal steigernd beim Adjektiv verwendet sein kann; dann wäre *c'om* zu schreiben, dahinter ein Komma zu setzen und das folgende *que* als 'denn' zu nehmen. — S. 57, V. 34. War es nötig, für *ae* der Hss. IS *aic* zu schreiben? M. W. ist *ae* für die 1. Sg. auch sonst gesichert.[1] V. 39. *E·l ben c'om li dixia* wird übersetzt mit 'was man Gutes zu ihr sprach'; besser wäre: 'das Freundliche, das man ihr sagte'. *Li* ist gewiß das Ursprüngliche (s. Anm.); ebenso *dire ben ad oleu* bei A. de Sestaron (Bertoni, Rime prov. ined. XI, 2), vgl. Prov. Stud. I, S. 78 zu 70, 6 über *dire mal ad a.* V. 49 ff. Der Gedankengang in dieser Strophe ist und bleibt auch ohne das sonderbare *de faitz carestia* recht dunkel. V. 59. Streiche Komma nach *dolenta*, s. die Übersetzung, die für das Folgende zu frei ist. V. 66. Zu *cui* für *qui* war eine Anmerkung erwünscht; über *qui* für *cui* habe ich Prov. Stud. I, S. 62 zu 14, 2 gesprochen. — S. 68, V. 21 ff. sagt in dem Partimen Guionet zu seinem Streitgenossen: *Cadenet, s'ieu vos dixia Que conogut vos*

[1] Ich habe augenblicklich allerdings nur zwei Belege aus 'Jaufre' (Bartsch, Chr. 250, 18, 24) und das *ae* bei der Hand, das DIK in einem Liede des B. v. Ventadorn bieten, s. Ausg. von Appel 9, 11. Mit Unrecht setzt Grandgent, Outline § 184 *ae* vor *aic* in das Paradigma.

avetz, Eu sai ben qu'eu failliria Atressi cum vos failletz. In der Anm. heißt es: *conoisser* steht objektlos und zugleich in intensiver Bedeutung 'richtig erkennen', und die Übersetzung lautet: 'C., wenn ich Euch sagte, daß Ihr das Rechte kanntet, weiß ich wohl, ich würde in gleicher Weise es verfehlen, wie Ihr verfehlt.' Daß *conoisser* jene Bedeutung haben kann, ist mir äußerst zweifelhaft, aber auch mit einer solchen vermag ich dem Ganzen keinen befriedigenden Sinn abzugewinnen. Alles ist in Ordnung, wenn man *conoisser* die faktitive Bedeutung gibt, die es ja auch sonst hat, mithin übersetzt: 'das, was Ihr zu erkennen gegeben, d. h. zum Vorschein gebracht habt'. — S. 75—6, V. 34—5. *Qu'ab las melhors Ten dan vilania.* Übers.: 'denn bei den besseren Frauen schafft Niedrigkeit sich Leid'; klarer und sinngemäßer ist doch: 'bringt häßliches Benehmen (das man ihnen gegenüber beobachtet) Schaden'. — S. 88, V. 15 *al prim erbatge.* Die Annahme, daß *erbatge* etwa das Hinaustreiben des Viehes auf die Weide bezeichne, scheint mir keineswegs nötig zu sein; es genügt die Bedeutung 'Wiesengrün'. V. 17—21. Wie A. das Ganze versteht, wenn er alle diese Verse in Klammern einschließt, ist mir wenig ersichtlich. Wäre es nicht richtiger, mit V. 21 allein so zu verfahren und *quar* in V. 17 *qu'ar* zu schreiben, wobei denn *que* 'so daß' hieße? — S. 98 ist versehentlich nicht bemerkt, daß das Gedicht *S'ieus essai* schon von Jeanroy herausgegeben war; auch fehlt nicht T, sondern d.

Bei der Tenzone Guionet-Cadenet fragt der Herausgeber S. 70, wer dieser Guionet war. Der Identifizierung desselben mit dem Teilnehmer an drei anderen Partimens (Gr. 238, 2—3 und 191, 1) darf man wohl zustimmen. In dem letzten Partimen (*En Maenard Ros*) erscheint nun für *Guionet* (V. 9) auch *Gui* (V. 22 und 32), und dieses führt A. zu der weiteren Frage, ob in Guionet nicht der bekannte Gui de Cavaillon zu erblicken sei. Er bejaht sie auf Grund des Umstandes, daß in Hs. G Gr. 238, 2 und 191, 1 unmittelbar auf eine Tenzone folgen, die Esperdut und Ponz (de Monlaur) zu Verfassern hat und die dort dementsprechend überschrieben ist, sowie daß er die Identität von Esperdut mit Gui de Cavaillon für ausgemacht ansieht. Ich muß bekennen, daß mir letzteres trotz Rev. d. lang. rom. 54, 72 nicht so sicher erscheint, ohne daß ich hier den Raum habe, darauf näher einzugehen, und daß mir daher auch die Gleichung Guionet = Gui de Cavaillon zu kühn vorkommt. Dagegen wird man es mit A. auf Grund der Hss. DEIK wohl als feststehend halten dürfen, daß Cabrit = Gui de Cavaillon ist (S. 111), wenn auch Chabaneau, Biographies S. 135 meint: *la chose n'est point sûre.* Doch bleibt A. hier noch nicht stehen. Auch für die Beteiligung (beziehentlich alleinige Autorschaft) an Gr. 238, 4 (Guigenet), sowie an Gr. 196, 1 und 2 weiß er Gründe ins Feld zu führen. Wer sich entschließt, alle jene Identifikationen anzuerkennen, muß jedenfalls so viel zugeben, daß dann kein anderer Trobador uns unter so proteusartigen Gestalten seines Namens entgegentritt als Gui de Cavaillon.

Es seien noch ein paar Druckverschen angemerkt: S. 59, Z. 1 l. 'da' für 'daß', S. 88, V. 14 l. *an* für *ans*, S. 89, V. 35 l. *si 'n* für *sin*, S. 101, Z. 13 streiche *que*, S. 108 Mitte stimmt der Verweis auf V. 16 nicht; auf *Girart* S. 97, Z. 14 und S. 118, Z. 3 (l. *Guilhem*) macht mich der Herausgeber selber aufmerksam.

Jena. O. Schultz-Gora.

Alexandre Eckhardt (professeur au Collège Eötvös), Remy Belleau. Sa vie. Sa 'Bergerie'. Étude historique et critique. Budapest, Jos. Németh, éd. 1917. 239 S. 8°. Kr. 10.

Nach Du Bellay, Baïf und Ronsard ist jetzt auch Belleau eine eingehende Arbeit gewidmet worden. Im I. Teil, der die Geschichte seines Lebens und

damit verflochten die seiner Studien und Dichtungen darstellt, ist es Eckhardt gelungen, biographisch Neues beizubringen, weniger durch Funde als durch bessere Ausnutzung bereits bekannten Materials. So erzählt B. selbst, daß ihn von 1550 an Christophle de Choiseul, ein echter Renaissanceprälat, prunkliebender Genießer und Mäzen, unterstützt hat. Aber die Angabe war übersehen worden, da sie sich nur in der ersten Ausgabe des von B. kommentierten *Second livre des Amours* von Ronsard (1560) findet; denn Ronsard ersetzte nachher, wie er häufig verfuhr, den Namen Choiseul durch einen anderen, so daß der Anlaß zur Bemerkung entfiel. An der Hand der *Ode à Myr. le duc de Guise* wirft E. mehr Licht auf B.s Teilnahme am Feldzug gegen Neapel und macht es wahrscheinlich, daß B. in die Kavallerie des Marquis d'Elbeuf eingereiht war, der ihm später die Erziehung seines Sohnes am Guisenhof in Joinville anvertraute. Auch ein paar unedierte Übersetzungsversuche B.s aus Parmenides, Ovid und Martial hat E. zusammen mit solchen von Ronsard, Nicolas Denisot etc. ausgegraben, nach denen man bislang, durch falsche Angaben von Binet und Colletet irregeleitet, fruchtlos die Rhetorik von Ramus durchstöberte, statt seine französische Dialektik, in der sie stehen.

Das Schwergewicht der Studie liegt in der kritischen Durchleuchtung von B.s Werk, die den II. und III. Teil ausfüllt. Die Quellenuntersuchung bringt manche Ergänzungen zu dem, was wir seit Vianey, Besser u. a. wissen. B. ist wie alle Renaissancedichter nie auf Selbständigkeit in modernem Sinn versessen, in seinem Schaffen durchaus von fremden Vorbildern abhängig, außer von einheimischen von italienischen, lateinischen (alten und neuen) und von griechischen, die ihm als gelehrtem, gerade wegen seiner gründlichen Kenntnis der griechischen Antike hochgeschätztem Humanisten innig vertraut waren. Von den Franzosen hat auf ihn am stärksten Ronsard abgefärbt, dessen Einfluß von den frühesten Versuchen B.s bis zu den *Pierres précieuses* zu spüren ist. So ist B.s Anakreon-Übersetzung nicht denkbar ohne die vorhergehenden Anakreon-Nachahmungen Ronsards, an die B. sich gelegentlich sogar in den Reimen anlehnt und von denen er manchmal ganze Verse wörtlich herübernimmt. Wie E. hervorhebt, wird die Anlehnung durchaus nicht immer bewußt sein. Die Gedichte des bewunderten Meisters haften B. derart im Ohr und im Gedächtnis, daß er nicht mehr von ihnen loskommen kann. Die Arbeit am Kommentar zu den Sonetten durchtränkt ihn natürlich noch tiefer mit Ronsards Geist und Wesen. Sehr einleuchtend zeigt E., wie ihm unmittelbar aus dem Kommentar selbst Gedichte erwachsen, aus der Umschreibung mit anderen Ausdrücken, die er von Ronsardschen Gedichten gegeben hat. Worin sich inmitten der vielen Beeinflussungen, die er erleidet, B.s Eigenart behauptet, das will E. mit der Formel 'peintre de nature' veranschaulichen, die er über den III. Teil als Titel setzt. Mir scheint das Schlagwort, obwohl es von Ronsard stammt, nicht das glücklichste. Gewiß versteht sich B. darauf, die Natur, Landschaften, die Umgebung von Joinville, das Treiben der Winzer zu schildern, lebendig, wenn auch mit den unvermeidlichen literarischen Reminiszenzen. Aber E. macht selber darauf aufmerksam, daß B. seine Beobachtungsgabe, sein deskriptives Talent lieber benutzt, um Architektur, Skulptur, Webereien, Geschmeide und dergleichen wiederzugeben. E. heißt ihn mit Recht den Parnassier der Plejade: denn B. gehört mehr als seine Freunde künstlerisch in die Gegend der dekorativen Parnaßdichtung. Und zwar ist von den beiden Dichtern, die E. zum Vergleich nennt, nicht Hérédia der ihm verwandteste, sondern Gautier, mit dem er verschiedene Züge gemeinsam hat. Wie bei diesem ist auch bei ihm der Sinn für Monumentalität, für die ruhige Einfachheit gerader Linien nur schwach entwickelt, um so größer aber die Neigung zum Gebogenen, Gewundenen, zu Kurven, Spiralen und Schnörkeln. Und (was noch wichtiger ist) auch B. hat ungewöhnlich enge Fühlung mit der bildenden Kunst, den

Kultus des von Menschenhand geformten Gebildes, das ihn (jedenfalls ohne daß er sich bewußt und absichtlich wie Gautier auf solche Wirkungen dressierte) mehr reizt als die Natur.

E.s Studie bedeutet eine willkommene Bereicherung der Plejadenforschung, gründlich im Literarhistorischen, im Analysieren feinsinnig, voll von Verständnis und Liebe. Schade, daß der Versbau B.s ganz mit Schweigen übergangen wird. Ein paar Seiten darüber wären zur Abrundung wünschenswert gewesen. Zum Schluß nur noch eine kleine Bemerkung zu S. 212! Daß in dem *Chant pastoral* ein Widerspruch herrsche, scheint mir gar nicht sicher. Die Verse, die B. Toinet in den Mund legt, um die Schilderung des Bechers einzuleiten, müssen doch nicht so aufgefaßt werden, als wäre der Gewinner und Spender des Bechers, 'cil qui me l'a baillee,' und der Drechsler, der ihn verfertigt hat, der 'gentil Bougar', ein und dieselbe Person. Freilich bleibt auch dann die Frage offen, warum B. von 1572 an den Namen Bougar am Ende ausmerzte.

Freiburg i. Br. H. Heiss.

K. Vossler, La Fontaine und sein Fabelwerk. Heidelberg, Carl Winter, 1919. 190 S. M. 6,50, geb. M. 9,10.

Die aus Vorlesungen an der Münchener Volkshochschule hervorgegangene Schrift ist durch einige Züge auch für den Fachmann nicht uninteressant. Die vier ersten Abschnitte (Leben und Dichtung in Frankreich unter Ludwig XIV. — La Fontaines Bildungsgang — La Fontaine als Satiriker und Humorist — Fabel- und Tierdichtung vor und nach La Fontaine) nehmen ziemlich viel Raum ein, und das über die Fabeln selbst Vorgetragene ist einigermaßen knapp bemessen, besonders da die Betrachtung über die Fabel vom Raben und vom Fuchs schon anderweitig gedruckt vorlag, doch wird man etwas durch die Anhänge 2 und 3 entschädigt, in denen die Fabel von der Kutsche und der Mücke sowie die Wolfsfabeln besonders behandelt werden.

In nicht wenigen Punkten muß man Ausstellungen machen oder den Ausführungen des Verfassers widersprechen; nur einige seien berührt. Der Wortreichtum, über den bekanntlich V. verfügt, wirkt nicht immer erfreulich auf den Leser; man sucht zuweilen vergeblich nach der zugrunde liegenden Anschauung, erhält keine klare Vorstellung und vermißt erläuternde Beispiele, so S. 48—50, 85, 118—9. Auch an Schlagworten fehlt es nicht und nicht an Wendungen, die mehr verblüffen, als daß sie wirklich unterrichten, so wenn La Fontaine S. 53 als ‚verträumter Edelanarchist' bezeichnet wird, oder es S. 61—2 heißt: 'die Einheit von Scherz und Ernst, von Rührung und Ironie aber heißt man Humor'. Es geht schlechterdings nicht an, L. als einen trägen Hans den Träumer hinzustellen, 'eingesponnen in eine Art träumerischen Genusses der sinnlichen Welt' (S. 23). Er besaß die Gabe des Genies, die Außenwelt objektiv, tief und deutlich in sich aufzunehmen; außerdem hatte er mehr Phantasie als irgendein Dichter des 17. Jahrhunderts. Daß er es aber wie jeder echte Künstler nicht an der Anstrengung bewußten Kunstschaffens hat fehlen lassen, um die vollendete Form zu finden, ist offenbar und wäre es auch, wenn wir nicht die Niederschrift der ersten Fassung einer Fabel hätten, die ein von der endgültigen Gestalt ganz abweichendes Aussehen zeigt. Die sehr subjektive, in apodiktischer Gestalt auftretende Art V.'s macht sich mehrfach unangenehm bemerkbar. Taines Buch 'La Fontaine et ses fables' oberflächlich zu nennen (S. 145), ist zum mindesten hart; das bei Taine überschriebene Kapitel 'Les bêtes' ist z. B. alles andere als oberflächlich. S. 139 heißt es: 'Was den Menschen zum Dichter macht, ist nicht der Besitz einer religiösen Gewißheit, sondern die Sehnsucht danach'. Goethe sagt bekanntlich im Götz: 'So fühl' ich denn ... was den Dichter macht, ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz.' Wenn

S. 111 gesagt wird: 'Dieser Kritiker hatte keine Ohren, sonst mußte er hören, wie der Dichter durch Metrum, Rhythmus und Reim seine Moral erläutert und uns ungeduldig gemacht hat gegen dieses ruhelose, wetterwendische, komische Völkchen' (sc. der Frösche), so muß man ein großes Fragezeichen dazusetzen, und ein nicht kleineres zu dem Satz von de Souza, den V. sich zu eigen macht (S. 110, Anm. 1): *La Fontaine cherche l'existence naturelle de l'idée dans le rythme même.* Was auf S. 86 oben steht, nähert sich stark dem Gesuchten und Geistreichelnden, und diesen Zug findet man besonders in der stilistisch-ästhetisierenden Analyse der ersten Fabel. Da soll uns 'der Standpunkt des Raben noch höher erscheinen' durch *sur un arbre perché* statt *perché sur un arbre*; *être perché* soll ein ‚stolzes und protziges Thronen' bezeichnen, was gar nicht der Fall ist, und dann heißt es: 'Diese wenigen Züge lassen schon die aufgeblasene Gemütsart des Raben erraten.' Weiterhin wird Folgendes hineingedeutet: 'Durch die Hochtöne *bec laisse* entsteht ein Hiatus im Rhythmus, der den Käse zu verschlingen scheint', und noch weiter: 'Indem der Rabe im Satzbau als der Urheber beider Vorgänge erscheint, entsteht ein komischer Widerspruch zwischen der gedachten Absicht des Singens und der tatsächlichen Folge des Käseverlustes.' Wenn denn überhaupt von einem komischen Widerspruch die Rede sein kann, so würde er ebenso entstehen, wenn das Subjekt wechselte. Auffallenderweise ist von den köstlichen *il ne se sent pas (de joie)* und *mais un peu tard* gar nicht die Rede; letztere Wendung gestattet es übrigens nicht, von einem 'gutmütig humorvollen Verweilen bei der Moral' (S. 75) zu sprechen.

Noch ein paar Einzelheiten. *Tu ne tarderas guère* in 'La mort et le bûcheron' wird gewiß richtig mit 'das kann dir kaum Verzögerung bringen' erklärt (S. 124), aber nicht richtig ist es, daß 'die Erklärer sich über den Ausdruck auszuschweigen pflegen,' denn schon Gérusez hat ihn zutreffend gedeutet und nach ihm Régnier I, 108, der noch auf Littré *tarder* nº 6 hätte verweisen können. In Erstaunen setzt die Behauptung (S. 125), daß *devise* 'ebenso wie der Wahlspruch, zu dem man sich bekennt, die Losung und das Los, dem man unterliegt,' bedeutet; abgesehen davon, daß Losung doch synonym mit Wahlspruch ist, hat *devise* niemals das Los bedeutet, dem man unterliegt. Die S. 137 angeführten Verse passen nicht zu dem vorher gesagten 'dem Tauber ergeht es bei Kleist mit jedem Tage besser'. Es brauchte nicht, wie S. 157 bemerkt wird, mit dem Konjunktiv *elle se plaint qu'elle soit seule à agir* zu heißen, sondern ebenso gut *qu'elle agisse seule*; natürlich beklagt sie sich nicht über das Handeln, sondern über das 'Alleinsein' dabei, aber, ob Indikativ oder Konjunktiv, *seule* hat eben den Akzent. Was soll es bedeuten, wenn zu *dont j'aurai passé mon envie* S. 170 hinzugesetzt wird: 'd. h. *fait passer mon envie*'? Besser wäre ein Verweis auf Littré *passer* nº 59 gewesen.

Jena. O. Schultz-Gora.

Dr. Fritz Neubert, Die literarische Kritik Guy de Maupassants. — Derselbe, Die kritischen Essays Guy de Maupassants (mit Ausschluß der literarischen Kritik). Supplementheft VIII und IX der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur. Chemnitz und Leipzig, Wilhelm Gronau, 1914 und 1919.

In dem ersten Heft gibt N. eine Übersicht über die literarischen Themen, die Maupassant behandelt hat, im zweiten über die kritischen Essays Maupassants überhaupt, die er in folgende Rubriken einordnet: Allgemeines, Von der Schlechtigkeit des Menschengeschlechts, Maupassants Mitleid, Von der Nichtigkeit und den Leiden des Lebens, Maupassants Lebenskunst, Die Kunstkritiken. Es handelt sich also fast ausschließlich um den Journa-

listen Maupassant. Dieser war bis 1908 völlig unbekannt. Da erschienen die Artikel von Paul Mahn im 'Literarischen Echo', S. 77 ff. und 149 ff., die sich fast unverändert in seinem Buch 'Guy de Maupassant', Berlin 1908, wiederfinden. Mahn hat auf der Nationalbibliothek das Material für Maupassants Journalistentätigkeit gesammelt und uns eine hinreichende Übersicht und Charakterisierung gegeben. Immerhin wollte Mahn nur orientieren, es wäre also Platz für eine größere Arbeit über den Journalisten Maupassant geblieben. So hat N. seine Aufgabe nicht aufgefaßt, auch er gibt nur eine Auswahl und will uns auf Grund der journalistischen Arbeit ein Bild von Maupassants Weltanschauung geben. Im einzelnen bringt er nicht viel mehr als Mahn: auch er kennt den (oder die) Artikel über die französische Poesie des 16. Jahrhunderts nicht, der 1877 in der 'Nation' erschien. Flaubert schreibt Corr. IV, 253 f.: *Je trouve très bien votre article sur la poésie française. Cependant j'aurais voulu un peu plus d'éloge de Ronsard. Je vous dirai en quoi je trouve que vous ne lui rendez pas une justice suffisante. Mais encore une fois je suis très content de vous.* Über die Beziehungen zur 'Nation' und weitere kritische Pläne Maupassants hätte N. noch manches Interessante in der Correspondance Maupassants, Boule de Suif, Ed. Conard, S. XCVII ff. finden können. Überhaupt hätte N., da er doch einmal das schwer zugängliche Zeitungsmaterial durchgearbeitet hat, uns einen großen Dienst erweisen können, wenn er uns Tatsächliches gegeben hätte statt dieser Rekonstruktion von Maupassants Weltanschauung: In welchen Zeitschriften und Zeitungen hat Maupassant geschrieben? Wieviel und was unter den Decknamen Guy de Valmont, Joseph Prunier, Maufrigneuse, Chaudrons du diable, oder noch unter anderen? Zu welchen Zeitungen oder Zeitschriften stand er in einem festen Verhältnis als Chroniqueur oder Rezensent? Reist er 1881 nach Algier etwa im Auftrage einer Zeitung, und welcher? Es fehlt noch so viel Positives in unserer Kenntnis von Maupassant dem Journalisten; aber auf diese Arbeit hat N. verzichtet, um uns die Weltanschauung des Journalisten Maupassant zu geben. Dabei hat er einen Fehler gemacht: er hat Maupassant zu ernsthaft genommen, er ist auf ihn hereingefallen. Pol Neveux, der Freund Maupassants, der ihn sicher nicht unterschätzt hat, schreibt, Boule de Suif, S. LXV f.: *'il est denué de tout esprit critique ... Et plus tard, même faiblesse à exposer comme à prouver, dans son essai sur l'évolution du roman dans l'introduction de Pierre et Jean, dans ses salons enfin qu'il ne faut pas relire.'*

Es ist rührend anzusehen, wie ernsthaft N. diese Ergüsse eines Durchschnittsjournalisten nimmt. N. bespricht den Einfluß von Flaubert und Schopenhauer; über Flaubert handle ich in diesem Heft (s. o). Bei seinem Vergleich mit Schopenhauer wirkt es tragikomisch, in den Anmerkungen getreulich die Stellen aus den Werken Schopenhauers angeführt zu sehen, die Maupassant benutzt haben soll. Dabei hat Maupassant nur eine ganz oberflächliche Kenntnis von Schopenhauer gehabt und sicher seine Werke nie gelesen, Er kennt ihn, wie heute ein Journalist Nietzsche kennt, der vom 'Übermenschen' gehört hat und 'Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht' zitiert. So halte ich N.s Arbeit für einen Versuch am ungeeigneten Objekt. Er nimmt ernst, was bloß Ergüsse eines Durchschnittsjournalisten sind, der gerne und viel schreibt und Geld verdienen will. Nützlich gewesen wäre eine statistische Arbeit und Festlegung des Raumes, den die Journalistik in Maupassants Lebensgeschichte einnimmt, so wie Mahn begonnen hatte. Aber N. suchte und fand Ewigkeitswerte, wo es sich bloß um Expektorationen handelt — *qu'il ne faut pas relire.*

Jena. Heinrich Gelzer.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XXIV, 5/6. Febr. 19 [A. Hredegh, Religiöse Primitiverscheinungen im oberen Schwarzatal, Bezirk Wr. — Neustadt, Niederösterreich. — W. Tschinkel, Sagen aus der Sprachinsel Gottschee. — H. Ankert, Menschenblut als Medizin. — Ein Spottlied auf Friedrich II. von Preußen. — H. Ankert, Die 'goldene Stunde' im Leipaer Bezirke. — E. Neweklowsky, Opankenerzeugung in der Herzegowina. — Ethnographische Chronik aus Österreich. — Literatur der österreichischen Volkskunde. — Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für Völkerkunde].

Wiener Zeitschrift für Volkskunde, XXV 1/3, April 1919 [V. Geramb und V. Zack, Das Steyrer Kripperl. — E. Weinkopf, Volkstümliche Pflanzenbenennung im n.-ö. Waldviertel. — L. Führer, Die Bevölkerung Montenegros. — W. Tschinkel, Schimpf- und Spottnamen im Gottscheer Volksmunde. — E. Neweklowsky, Die Montenegriner als Jäger und Fischer. — G. Gugenbauer, Wandern und Skizzieren. Volkskundliche Literatur. — Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für Volkskunde].

Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts. VII, 1, 1917 [R. Lehmann, Adolf Matthias. — A. Bender, Basedows Verhältnis zur engl. Philosophie. — A. Schwarz, Das Schulwesen im österr. Verwaltungsgebiet Polens. — O. Clemen, Zur Geschichte der preuß. Prinzenerziehung. — A. Kollitsch, Schulpredigten aus der Zeit Josephs II.]. — 2. [K. Knoke, Leben und Schriften des hessischen Humanisten P. Nigidius (1501—83). — L. Neubaur, Aus Briefen des Pädagogen Peter Kawerau.] — 3. [R. Stölzle, Ein Arzt als Vorläufer pietistischer Pädagogik. — K. Freye, J. M. Lenzens Knabenjahre. — O. Clemen, Pestalozzi, Wolke, Tillich und Riga. — O. Braun, Schellings Ideen zur Kulturpädagogik]. — 4. H. Schönebaum, Das Sachsen-Altenburger Elementarschulwesen von 1672—1787. — H. Schmidt, Ein Erziehungsvertrag aus dem Jahre 1763].

Fitzhugh, Thomas, The Indoeuropean superstress and the evolution of verse (University of Virginia, Bulletin of the school of Latin. No. 9). Anderson Brothers, University of Virginia, Charlottesville, Va. U. S. A. Price 2½ $. 112 S.

Berghoeffer, Christian Wilhelm, Der Sammelkatalog wissenschaftlicher Bibliotheken des deutschen Sprachgebiets bei der Freiherrlich Carl von Rothschildschen öffentlichen Bibliothek. Frankfurt a. M., Baer & Co., 1919. 61 S.

Hilka, Alfons, Die Wanderung der Erzählung von der Inclusa aus dem Volksbuch der Sieben weisen Meister. Breslau, Favorke, 1917. 44 S.

Hilka, Alfons, Eine bisher unbekannte lateinische Übersetzung der griechischen Version des Kalilabuches (Sonderabdruck aus dem 95. Jahresber. der Schlesischen Ges. f. vaterl. Kultur). Breslau, Aderholz, 1917. 10 S. [Lat., Hs. XV. Jh., in Budapest].

Zum Gedächtnis Ernst Windischs (geb. 4. 9. 1844, gest. 30. 10. 1918). I. Nachruf M. Försters. II. Nachruf E. Hultzschs. Mit dem Bildnis E. Windischs. Leipzig, Brockhaus, 1919. 8 S.

Neuhaus, Johannes, Einführung ins Irische (An Gaedhealg [= ɔngelægɔ]). (Sprachen kleiner Völker, hg. von Th. Jaensch u. Joh. Neuhaus.) Halle a. d. S., M. Niemeyer, 1918. 64 S.

Reinhardt, Karl, Erläuterungen zu der Ordnung der Prüfung und zu der Ordnung der praktischen Ausbildung für das Lehramt an höheren Schulen in Preußen. 2. erweit. Aufl. Berlin, Weidmann, 1919. 145 S. 4 M.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXXIX, 11, 12, Nov., Dez. 1918 [Behaghel: Holmberg, Zur Geschichte der periphrastischen Verbindung des Verbum substantivum mit dem Participium praesentis im Kontinentalgermanischen. — Götze: Lichenheim, Studien zum Heiligenleben Hermanns von Fritzlar. — Behaghel: Fortunatus, nach dem Augsburger Druck herausgeg. von H. Günther. — Behaghel: Günther, Zur Herkunft des Volksbuches von Fortunatus. — Reuschel: Rosenmüller, Das Volkslied: Es waren zwei Königskinder. — Streuber: Lichtenstein, Gottscheds Ausgabe von Bayles Dictionnaire. — Schroeder: Sauer, Grillparzers Gespräche und die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen. — Sulger-Gebing: Saedler, Hebbels Moloch. Ein Kultur- und Religionsdrama. — Ackermann: Hübener, Die stilistische Spannung in Miltons 'Paradise Lost'. — Fischer: Bjurman, Edgar Allan Poe. — Spitzer: Richter, Studien über das neueste Französisch. — Meyer-Lübke: Nyrop, Histoire étymologique de deux mots français: haricot, parvis. — v. Wartburg: Gauchat et Jeanjaquet, Grammaire et lexicographie des patois de la Suisse romande. Bibliographie. — Golther: Klose, Der Roman von Claris und Laris. — Glaser: Becker, Clément Marots Liebeslyrik. — Streuber: Chinard, Notes sur le voyage de Chateaubriand en Amérique. — Pizze: Farinelli, La vita è un sogno. — Spitzer: Ettmayer, Zur Kenntnis des Altladinischen. — Bibliographie. — Personalnachrichten. — Notiz]. — XL 1/2, Jan., Febr. 1919 [Voßler: Burdach, Deutsche Renaissance. 2. Aufl. — Schuchardt: Spitzer, Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß. Eine Streitschrift gegen die Sprachreinigung. — Ehrismann: v. Steinmeyer, Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler. — Wocke: Bremer, Deutsche Lautkunde. — Wocke: Bremer, Deutsche Lautlehre. — Golther: v. Unwerth, Christian Weises Dramen Regnerus und Ulvilda. — Siebeck: Wolff, Der Toleranzgedanke in der deutschen Literatur zur Zeit Mendelssohns. — Siebeck: Van Stockum, Spinoza-Jacobi-Lessing. — Sulger-Gebing, Philipp Hafners Werke. Hrsg. von Ernst Baum. — Streuber: Michell, Heyse and his predecessors in the theory of the Novelle. — Binz: Trautmann, Die altenglischen Rätsel. — Ackermann: Wolff, Der Fall Hamlet. — Behaghel: Stoelke, Die Inkongruenz zwischen Subjekt und Prädikat im Englischen und den verwandten Sprachen. — Spitzer: Hatzfeld, Über die Objektivierung subjektiver Begriffe im Mittelfranzösischen. — Hilka: Heldt, Franz. Virelais aus dem 15. Jahrhundert. — Streuber: Dietschy, Die 'Dame d'intrigue' in der französischen Originalkomödie des 16. und 17. Jahrhunderts. — Glöde: Cordier, J. J. Rousseau und der Calvinismus. — Krüger: Quelle, Verzeichnis wissenschaftlicher Einrichtungen, Zeitschriften und Bibliographien der ibero-amerikanischen Kulturwelt. — Pfandl: Santiage Ganzalez Mateo, Vida, publ. por Galo Sanchez. — Hilka: Jacobus des Voragine, Legenda aurea, deutsch von R. Benz. — Pfandl: Hartig, Die Gründung der Münchener Hofbibliothek durch Albrecht V. und Joh. Jac. Fugger. — Bibliographie. — Personalnachrichten. — Alfred von Weber-Ebenhof, Erwiderung. — A. Eichler, Schlußwort. — Notiz]. — 3/4, März, April [Spitzer: Nienkamp, Kultur und Sprache. — Götze: Matthias, Der deutsche Gedanke bei Jakob Grimm. — Cramer: Patzig, Die Städte Großgermaniens bei Ptolemäus und die heut entsprechenden Orte. — Golther: Patzig, Dietrich und sein Sagenkreis. — Ehrismann: Wilhelm, Denkmäler deutscher Prosa des 11. und 12. Jahrhunderts. — Götze: Meyer, Die Überlieferung der deutschen Brandanlegende. — Helm: Ludwig, Untersuchungen zur Chronologie Albrechts von Halberstadt. — Abt: Rank, Aus dem Böhmerwalde und volkskundliche Beiträge aus Ranks übrigen Werken.

— Abt: Günther, Die schlesische Volksliedforschung. — Paterna: Rabe, Sünd ji all' dor? Althamburgische Kasperszenen. — Behaghel: Rubens, Parataxe und Hypotaxe in dem ältesten Teil der Sachsenchronik. — Koch: Langhans, Untersuchungen zu Chaucer. — Ackermann: Kerrl, Die metrischen Unterschiede von Shakespeares King John und Julius Caesar. — Herzog: Foerster, Kristian von Troyes. Wörterbuch zu seinen sämtlichen Werken. — Eckhardt: Melich, Die altfranzösischen Lehnwörter der ungarischen Sprache. — Eckhardt: Homan, Der Name des ungarischen Volkes und der Titel des ungarischen Königs im Latein des Mittelalters. — Spitzer: Herzog, Die Bezeichnungen der täglichen Mahlzeiten in den romanischen Sprachen. — Streuber: Zingel, Untersuchung über die Originalität der pädagogischen Gedanken Rabelais'. — Streuber: Werth, François de Molière, sein Leben und seine Werke. — Glöde: Winkelmann, Zur Entwicklung der Staats- und Gesellschaftsanschauung Voltaires. Glöde: Marx, Claude Tillier als Romanschriftsteller. — Appel: Voßler, Der Minnesang des Bernhard von Ventadorn. — Hennicke: Durand, Lis Alenado dou Garagai recuei de pouesio prouvençalo. — Pfandl: Spiro, Meisternovellen spanischer Autoren. — Bibliographie. — Personalnachrichten. — Auskunfts- und Beratungsstelle für Latein. — Amerika. — Warnatsch, Erwiderung. — Götze, Antwort. — Notiz]. — 5/6, Mai, Juni [Binz: Leitzmann, Walther und Hiltgunt bei den Angelsachsen. — Behaghel: Baesecke, Einführung in das Ahd. — Helm: Naumann, Ahd. Grammatik. — Behaghel: Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. — Helm: Ganzenmüller, Das Naturgefühl im Mittelalter. — Helm: Lindemann, Geschichte der deutschen Literatur, 9. u. 10. Aufl., von M. Ettlinger. — Abt: Meier, Volksliedstudien. — Behaghel: Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten, 7. Aufl. — Golther: T. Stimmer, Comedia von zweien jungen Eheleuten, hrsg. von W. Witkowski. — V. Wurzbach: Horsthemke, Melchior von Diepenbrock als Übersetzer spanischer Dichtungen. — Hämel: Lejeune, Die deutsch-spanischen Freundschaftsbestrebungen von Joh. Fastenrath. — Körner: Nathansky, Die österreichische Seele. — Golther: Ch. Jensöns den norske Dictionarium eller Glosebog i ny utgave ved Torleiv Hannaas. — Binz: Gillespy, Layamons Brut. — Fischer: Brie, Sidneys Arcadia. — Jordan: Zeller, Die Rechte des Admirals von Frankreich nach der Hs. Paris. B. N. A. Fr. 10251. — Spitzer: Bachmann, Das englische Sprachgut in den Romanen Jules Vernes. — Glöde: Brix, Die Entwicklungsphasen der Maximen La Rochefoucaulds. — Wiese: Studi su la lirica siciliana del duecento I, II, III. — Wiese: Tallgren, Les poésies de Rinaldo d'Aquino. — M. L. Wagner: Schürr, Charakteristik der Mundart von Portomaggiore. — M. L. Wagner: Schürr, Romagnolische Mundarten. — v. Wartburg: Salvioni, Dell'elemento germanico nella lingua italiana. — v. Wartburg: Bertoni, Per l'elemento germanico nella lingua italiana. — Spitzer: Bulleti de dialectologia catalana. 1915—1916. — Pfandl: Sanchez, Refranes de Veo-Veo. — Pfandl: Corley, Word play in the Don Quixote. — Schuchardt: Schuchardt, Die romanischen Lehnwörter im Berberischen. — Bibliographie. — Literarische Mitteilungen, Personalnachrichten. — Dänische Gesellschaft der Wissenschaften, Preisaufgabe. — Ibero-amerikanischer Studienpreis. — Universität Basel. Wackernagelstiftung. — A. v. Weber-Ebenhof, Berichtigung. — Notiz]. — 7/8, Juli, Aug. [Spitzer: Mauthner, Beiträge zu einer Kritik der Sprache. — Schumacher: Birt, Die Germanen. — Körner: Scherer, Geschichte der deutschen Literatur mit einem Anhang von O. Walzel. — Behaghel: Welander, Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen. — Helm: Waag, Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes. 3. Aufl. — Paterna: Jack, Madame de Staël and the spread of German literature. — Golther: Eirspennil, Am. 47 fol., udg. ved Finnur Jonsson. — Binz: Morte Arthure, hg. von E. Björkman. — Ackermann: Albrecht, Neue Untersuchungen zu Shakespeares Maß für Maß. — Fischer: Fehr, Studien zu O. Wildes Gedichten. — Lerch: Spitzer, Über syntaktische Methoden auf romanischem

Gebiet. — Voßler: Spitzer, Aufsätze zur rom. Syntax und Stilistik. — Voßler: Lerch, Die Bedeutung der Modi im Französischen. — Spitzer: Streng, Himmel und Wetter in Volksglaube und Sprache in Frankreich. — Spitzer: Schwabe, Der Konjunktiv im ital. Adverbialsatz. — Wagner: Menéndez Pidal, Antologia de prosistas Castellanos. — Bibliographie. Mitteilungen. — Spitzer, Antikritik. — Schuchardt, Erwiderung]. — 9/10, Sept., Okt. [Spitzer: Schwyzer, Genealogische und kulturelle Sprachverwandtschaft. — Behaghel: Paul, Deutsche Grammatik. — Götze: Blümel, Einführung in das Mhd. — Behaghel: Götze, Familiennamen im badischen Oberland. — Helm: Wernicke, Die Prosadialoge des Hans Sachs. — Berger: Roethe, Martin Luthers Bedeutung für die deutsche Literatur. — Berger: Merker, Reformation und Literatur. — Helm: Meisinger, Volkslieder aus dem badischen Oberlande. — Abt: Meisinger, Oberländer Volksliederbuch. — Golther: Rittershaus, Altnord. Frauen. — Golther: Finnur Jonsson, Rimnasafn, Samling af de aeldste islandske rimer. — Golther: Beckman u. Kalund, Alfraedt islenzk, islandsk encyklopaedisk litteratur II. — Collin: Logeman, A commentary on the Norwegian text of H. Ibsen's Peer Gynt. — Fischer: Wenzel, Cyril Tourneurs Stellung in der Geschichte des engl. Dramas. — Minckwitz: Fischer, Die persönlichen Beziehungen Rich. Monckton Milnes' zu Deutschland. — Schläger: Gennrich, Musikwissenschaft und romanische Philologie. — Hilka: Dexel, Untersuchungen über die franz. illuminierten Hss. der Jenaer Universitätsbibliothek. — Hilka: Brandis, Beiträge aus der Universitätsbibliothek zu Jena. — Lerch: Nyrop, Kongruens i Fransk. — Spitzer: Grieß, Die Tonschilderung in Lotis Romanen. — Lewent: Appel, Provenzalische Lautlehre. — Wagner: Guarnerio, Le 'Launeddas' Sarde. — Pfandl: Miguel de Cervantes Saavedra, Obras completas. — Wagner: Coester, The literary history of Spanish America. — Bibliographie. — Mitteilungen. — Personalnachrichten]. — 11/12, Nov., Dez. [Wocke: Götze, Wege des Geistes in der Sprache. — Behaghel: Ehrismann, Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. — Streuber: Heusler, Deutscher und antiker Vers. — Helm: Keymann, Kudrun en Biterolf. — Götze: Mohr, Die Dramen des V. Bolz. — Götze: Martin Luther, Sämtliche deutsche geistliche Lieder, hg. von F. Klippgen. — Schott: Schneider, Studien zu H. von Kleist. — Schott: v. Klein, Schenkendorfs Liederspiel 'Die Bernsteinküste'. — Moog: Hofer, F. Hebbel und der deutsche Gedanke. — Moog: Herke, Hebbels Theorie und Kritik poetischer Muster. — Ackermann: Meißner, Jung-Shakespeare. — Fischer: Björkman, Lord Byron. — Hilka: Mitteilungen aus der kgl. Bibliothek. IV. Kurzes Verzeichnis der romanischen Handschriften. — Meyer-Lübke: Gilliéron, Généalogie des mots qui désignent l'abeille, d'après l'atlas linguistique de la France. — Sperber: Ljunggren, Barrikad. — Voßler: Homén, Studier i fransk classicism. — A. Kolsen: Stimming, Bertran von Born. Kleine Ausgabe. — Voßler: Dante Alighieri, La divina comedia, hg. von L. Olschki. — v. Wartburg: Butlleti de dialectologia catalana. Juliol-desembre 1918. — Pfandl: Haebler, Bibliografia ibérica del siglo XV. — Schuchardt: Urtel, Zur baskischen Onomatopoesis. — Bibliographie. — Literarische Mitteilungen, Personalnachrichten. — Preisaufgabe. — v. Grienberger, Verwahrung. — A. Schulze, Erklärung. — K. Voßler, Erwiderung. — O. J. Tallgren, Réplique. — B. Wiese, Erwiderung].

The American journal of philology. XL, 3, No. 159, Juli, Aug., Sept. 1919 [C. Knapp, References to literature in Plautus and Terence. — E. B. Lease, The use and range of the future participle. — A. C. Johnson, Problems in Delphian chronology. — C. Waites, Satura rediviva. — Reviews and book notices].

Modern language notes. XXXIV, 7, Nov. 1919 [J. D. Bruce, Mordrain, Corbenic, and the vulgate Grail romances. — L. H. Harris, Lucan's 'Pharsalia' and Jonsons 'Catiline'. — J. F. Bradley, Robert Baron's tragedy of 'Mirza'. — L. A. Hibbard, Jacques de Vitry and 'Boeve de Haumtone'. — W. Kurrel-

meyer, German lexicography, II. — A. S. Cook, The authorship of the O. E. 'Andreas']. — 8, Dec. 1919 [J. M. Beatty, Ir., The battle of the players and poets. — P. F. Baum, The fable of belling the cat. — H. T. Baker, The two Falstaffs. — J. M. Burnam, An early Spanish book-list. — A. R. Nykl, The talisman in Balzac's 'La peau de chagrin]. — XXXV, 1, Jan. 1920 [A. O. Lovejoy, Schiller and the genesis of romanticism. — A. Schinz, Un 'Rousseauiste' en Amérique. — J. E. Wells, Fielding's 'Champion' — more notes. — H. W. O'Connor, Addison in Young's 'Conjectures'. — S. M. Beach, The 'Julius Caesar obelisk' in the 'English Faust book' and elsewhere. — C. B. Ely, The psychology of Betty Sharp].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XXII, 3, 1919 [A. Wehrli, Die Schwitzstübli des Zürcher Oberlandes. — Th. Delachaux, Le tavillon et son emploi décoratif dans l'architecture du Pays d'Enhaut. — S. Meier, Volkskundliches aus dem Frei- und Kelleramt. — O. Ringholz, Die Einsiedler-Wallfahrtsandenken einst und jetzt. — Miszellen. — Bücheranzeigen]. — 4 [H. Mercier, Sobriquets nationaux et internationaux. — E. Tappolet, La survivance de 'Diana' dans les patois romands. — P. O. Ringholz, Die Einsiedler-Wallfahrtsandenken einst und jetzt (Schluß)].

Die neueren Sprachen, hg. von W. Küchler und Th. Zeiger. XXVII, 5/6 August—September 1919 [W. Küchler, Ernest Renan zwischen Frankreich und Deutschland. — Br. Herlet, Die neueren Sprachen in der neuen Schule. — Th. Zeiger, Einheitsschule und neuere Sprachen. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVII, 7/8 November—Dezember 1919 [B. Fehr, Drei Probleme ästhetischer Literaturbetrachtung. — E. Tappolet, Die Verwendung der Lautschrift im fremdsprachlichen Unterricht. — W. Fischer, Kurze Bemerkungen zur 'vereinfachten Lautschrift'. — A. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax (XIII.). — Eug. Lerch, Der Konjunktiv des psychologischen Subjekts im Französischen. — O. Weidenmüller, Deutsch und Fremdsprachen auf der Oberrealschule. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXVII, 9/10 Februar —März 1920 [W. Hübner, John Locke als Sprachphilosoph. — V. Klemperer, Vom Cid zum Polyeucte. — Vermischtes. — Anzeiger].

Modern philology XVII, 8, Dec. 1919 [E. H. Wilkins, The genealogy of the editions of the Genealogia deorum. — E. M. Albright, Notes on the status of literary property, 1500—1545. — E. C. Baldwin, Milton and the psalms. — J. D. Rea, Jaques in praise of folly. — J. W. Draper, Spenser's linguistics in The present state of Ireland].

Sprak och stil. IX, 1/2, 1919 [G. Cederschiöld, Den nya bibelsvenskan. — F. de Brun, Betydelsen av det medeltida ordet forfader. — J. Palmér, Till några regler i Sahlstedts grammatika. — J. E. Hylén, Ett par konkunktionsuttryck. — O. Sylwan, Metriska spörsmål. — O. Gjeedman, Aktiva och passiva versifikatører emellan. — N. Lindquist, Förvanskade ord i Per Brahes Oeconomia]. — 4/5, 1919 [M. Feuk, Bildspråket i Sensitiva amorosa. — F. Johannesson, De med postposition sammansatta pronominella adverberna i modern svensk litteraturprosa. En statistik undersökning. — Th. Hjelmquist, Stefanussynen i svensk diktning. — G. Bergstedt, Ett och annat om Tegnérs versbildning. — R. G. Berg, Nya adjektiv på — sam. — O. Lindén, Lokal inessiv med i och på].

Germanisch-romanische Monatsschrift. VII, 8/9, Sept. 1919 [J. Forchhammer, Kopenhagen, Systematik der Sprachlaute als Grundlage eines Weltalphabets. I. — O. Walzel, Dresden, Die Formkunst von Hardenbergs 'Heinrich von Ofterdingen'. — Frick, Ulm, Manon Lescaut als Typus. — Selbstanzeigen]. 10/12, Okt.-Dez. [O. Walzel, Dresden, Die Formkunst von Hardenbergs 'Heinrich von Ofterdingen' II. — O. H. Brandt, Dresden, Ländliches Leben in der Dichtung des Hains. — H. F. Müller, Blankenburg, Shaftesbury und Plotinos. — J. Forchhammer, Kopenhagen, Systematik der Sprachlaute als Grundlage eines Weltalphabets II.].

Neophilologus IV, 2, 1919 [S. Eringa, Les premières manifestations de la renaissance dans la poésie lyrique néerlandaise (1544—1555). — P. Valkhoff, Sur quelque ouvrages d'Elie Luzac, II. — H. W. J. Kroes, Nhd. Krawall. — O. Walzel, Die künstlerische Form der deutschen Romantik. — H. Annema, Touter — tille — toelle. — R. Volbeda, Half preceded or followed by the (in)definite article or other modifiers. — W. van der Gaaf, The pronunciation of word. — A. G. van Hamel, Tondalus — visioen en Patricius — vagevuur. — J. van Wageningen, Stopwoorden]. — 3 [C. de Boer, De plaats van het attributieve adjektief in het moderne Frans. — P. Leendertz Jr., De strophen van Rutebeuf. — I. W. Marmelstein, L'édition strasbourgeoise de l'institution chrestienne. — S. Eringa, Les premières manifestations de la renaissance dans la poésie lyrique néerlandaise (1544—1555). — S. A. Krijn, Een gemeenschappelike bron van Fagrskinna en Agrip. — Th. C. van Stockum, Wilhelm Busch und der Humor. — W. van der Gaaf, Addenda to the pronunciation of *word*. — W. A. van Dongen, Sr., Bevy and Galaxy. — A. E. H. Swaen, Het 18 e Oudengelsche raadsel. — C. van Heerikhuizen, The plot of A midsummernight's dream. — A. G. van Kranendonk, Some notes on the metre of Shelley's Sensitive plant. — A. E. H. Swaen, Unedited letters, III. — J. Schrijnen, Gr. *ἄμαξα* en Fr. *brouette* en zijn maagschap. — M. Boas, De infinitivus futuri in het Grieksch en in het Nederlandsch]. — 4 [W. Mulder, Les taffurs. — G. G. Kloeke: H. Sparnaay, Laudine bei Chrestien und bei Hartmann. — M. J. Rudwin, Des Teufels Schöpferrolle bei Goethe und Hebbel. — W. A. van Dongen Sr., He put on his hat and He put his hat on. — C. van Heerikhuizen, How does the under-plot in Love's labour's lost reinforce the central motive of the main action. — D. C. Hesseling, Observations sur quelques emplois notables de l'accusatif en grec moderne. — J. J. A. A. Frantzen, Über den Einfluß der mittellateinischen Literatur auf die französische und deutsche Poesie des Mittelalters].

Creizenach, W., Geschichte des neueren Dramas, II. Bd.: Renaissance und Reformation. 1. Teil. 2. verm. u. verb. Aufl. Halle, Niemeyer, 1918. XV, 581 S. 20 M. + 20%. [Der Band behandelt die latein. Renaissancedramatik und die Anfänge ihrer gelehrten Nachbildung in der Volkssprache. Von englischen Erzeugnissen kommen besonders in Betracht: Grimalds Archipropheta, die Nachbildung des Pammachius, die Übersetzungen des Seneca, Gorboduc, Tancred und Jocasta. Die Darstellung ist gegenüber der ersten Auflage nicht sonderlich vertieft. In der Fragestellung überwiegt das Stoffliche und die Form; die Verknüpfung der Dichtungen mit dem nationalen Leben trat in einem so international angelegten Werke naturgemäß zurück].

Germanisch.

Sievers, Eduard, Metrische Studien, IV: Die altschwedischen Upplandslagh nebst Proben formverwandter germanischer Sagdichtung. 2. Teil: Texte. (Abhandlungen der Phil.-Hist. Klasse der Sächs. Ges. d. Wiss.) Leipzig, Teubner, 1919. S. 266—620, 4°. M. 14. [Den Upplandslagh sind Proben ähnlicher Formation beigefügt: auf dem skand. Gebiete aus der Gutasaga, Eyrbyggjasaga, Gunnlaugssaga, Gylfaginning, Skaldskaparmal; auf ags. Gebiet aus den Gesetzen Ines, Ælfreds und Æthelreds; aus Antworten auf Klage um Land, Rectitudines; ferner zwei Urkunden, Ged. auf Edgar, König Edward und Ætheling Edward, die Charakteristik Wilhelms des Eroberers, auch einiges aus Ælfrics Bibelschriften und den Sprüchen Catos; auf altfries. Gebiete: Landrecht. Als Beispiel dieser Metrik mögen hier die ersten Strophen aus der Schilderung des Eroberers in den Annalen 1086 folgen:

1 (= Plummer, S. 217, 24)

Æfter ūre drihtnes hǣlendes Crístes
gebýr-tíde ān þūsend
wíntra and séofon and hundéahtatig wíntra

on đām ān on twentigan gēare
2 (= S. 217, 26)
Đæs đe Wilhelm wēold Englalond swā him god ūde,
gewēarþ swīđe hēfelic gēar
ond swīđe wōlbērendlic ón đissum lónde
swylc eóde cóm <đā> on monnum
3 (= S. 217, 29)
Đæt fūl'nēah āfre se ōđer món
wārþ ón đām wyrrestan ýfle
(đæt is on đām drīfe), ond mónige mænn
swúlton on đām ýfele.]

Skandinavisch.

Ibsen, Henrik, Die Kronprätendenten, historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, deutsch von M. von Borch, hg. von Fritz Günther. (Velhagen und Klasings Sammlung, 168.) Bielefeld, Velhagen, 1918. XXX, 156 S. Geb. M. 1,20. [Die Einleitung behandelt 1. Ibsens Leben und Werke, 2. das vorliegende Drama; auch wird einige Ibsenliteratur verzeichnet. Die Anmerkungen behandeln fast ausschließlich historische Dinge.]

Niederländisch.

Lion, C. Th., Kurzgefaßtes Lehrbuch der niederländischen Sprache für den Selbstunterricht. Leipzig, Reisland, 1919. VIII, 140 S. M. 5.

Deutsch.

Wissenschaftliche Beihefte zur deutschen Alpenforschung, hg. vom Bunde der Sprachinselfreunde, 3. Heft. Leipzig, Fischer, 1919. II, 54 S. Einzelpreis 80 Pf. Reihenpreis 50 bei gleichzeitiger Bestellung von 6 Heften [A. Baß, Leipzig, Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien. — Schriftennachweis. — Nachträge. — A. Baß, Die bisherigen Ergebnisse der deutschen, französischen, italienischen und englischen Forschungen in den 7 Gemeinden von Vicenza in geolog. und palaeontol. Hinsicht. Schriftennachweis. Nachweis der Zeitschriftfolgen, die über die Sprachinseln und Mundartenforschung Aufsätze brachten. Liste I. Bezieher und sonstige Empfänger unserer Schriften. Liste II. Vaterländisches Vereinswesen.]

Hirt, Hermann, Geschichte der deutschen Sprache. (Handbuch des deutschen Unterrichts an höheren Schulen, begr. von A. Matthias.) München, C. H. Beck, 1919. 301 S. M. 16.

Weise, O., Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. 9. verb. Aufl. Leipzig, Teubner, 1919. VIII, 292 S. M. 4.

Händel, Oskar, Führer durch die Muttersprache. Dresden, Ehlermann, 1918. 173 S. M. 2,80.

Wahnschaffe, Friedrich, Die syntaktische Bedeutung des mhd. Emjambements (Palaestra 132). Berlin, Mayer u. Müller, 1919. VIII, 215 S. M. 9.

Läftman, Emil, Verbets modus i indirekt anföring i modern tyska. Stockholm, Bonniers, 1919. VI, 322 S. 12 Kronen. [Material: Bartsch, Vom sterbenden Rokoko; Busse, Lena Küppers; Ebner-Eschenbach, Freiherrin von Gemperlein; Ernst, Das Glück ist immer da; Feldegg, Letzte Stunden; Hauptmann, Atlantis; Hegeler, Die goldene Kette; Heyse, Im Paradies und Novellen; Kretzer, Berliner Skizzen; Mann, Der Tod in Venedig; Ompteda, Margret und Ossana; Perfall, Der schöne Wahn; Rosegger, Lasset uns von Liebe reden; Schnitzler, Anatole, Kakadu, Worte; Stökl, Frau Juliane; Stratz, Schwert an meiner Linken; Sudermann, Frau Sorge; Thoma, Postsekretär; Tovote, Nicht doch! und Frl. Grisebach; Wildenbruch, Das edle Blut. Aus diesen Vertretern der modern-deutschen Erzählungsliteratur stellt Verf. zu-

sammen: die Verwendung des Konjunktivs im indirekten Nebensatz, die des Indikativs und die anderer Verbalformen. Ergebnisse S. 279 bis 321.]

Koch, Max, Geschichte der deutschen Literatur, I. Band, von der ältesten Zeit bis 1748 (Sammlung Göschen). 8. neubearb. u. erw. Aufl. Berlin, Göschen, 1918. 170 S. Geb. M. 1,25.

Danielowski, Emma, Das Hiltibrantlied. Beitrag zur Überlieferungsgeschichte auf paläographischer Grundlage. Berlin, Mayer u. Müller, 1919. 103 S. mit zwei Tafeln.

Scheffel, Viktor von, Ekkehard. Eine Geschichte aus dem 10. Jahrhundert. Hg. von F. Eigl (Freytags Sammlung). Wien, Tempsky, und Leipzig, Freytag, 1918. XIX, 435 S. Geb. M. 3,50.

Das Nibelungenlied, Übersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext, hg. von W. Frege, mit Einl. u. Anm. und 2 Beilagen in Kunstdruck. Berlin, Bong (1918). I. Teil: LVII, 763 S.; II. Teil: 342 S. geb. [Der mhd. Text ist in der Fassung B abgedruckt; wo Simrocks Übersetzung dazu nicht stimmte, ist sie nachgebessert. Die Einleitung unterrichtet sachkundig über das Bekanntwerden der Dichtung in der Zeit der Romantik, gibt den Inhalt der alten Nib.-Sage, hauptsächlich nach der Wölsungen Saga, vergleicht damit die deutsche Sage und wendet sich dann zu der Erzählung in der Thidhrekssaga als einem Zwischenglied. In der Frage nach dem Verfasser ist große Zurückhaltung beobachtet; ein Österreicher dürfte es gewesen sein, und ein Mann des niederen Adels; alles übrige bleibt zweifelhaft. Der Anhang bietet zunächst einen Abriß der mhd. Formenlehre und der Nibelungenstrophe, dann viele sprachliche Bemerkungen, und bei jedem Abenteuer einen knappen Ausblick auf geschichtliche oder sagenhafte Grundlage. Die Ausstattung ist sehr gefällig.]

Singer, S., Wolframs Willehalm. Bern, Francke, 1918. IV, 128 S. Brosch. M. 10.

Dar kloane Catechismo von z'Béloseland, vorträghet in z'gaprécht von siben kameün un a viar halghe gasang. In seminárien von Pádebe, 1842. (Manuldruck: F. Ullmann, Zwickau Sa.) 39 S. Verth Kreüzer 7. [Ende Juni 1915 veranlaßte die ital. Heeresleitung die Räumung der deutschen Sprachinsel Sette Communi auf dem Hochplateau von Asiago. Darauf ließ die Leipziger Verlags- und Kommissions-Buchhandlung, Leipzig-Reudnitz, Ranftsche Gasse 10, den Faksimiledruck des sog. Kloanen Catechismo, als das letzte Literaturdenkmal der Sprachinsel, für 5 M. — statt wie bisher um 20 M. — verkaufen. Der Text liest sich wie lebendiges Althochdeutsch.]

Henrich, A., Die lyrischen Dichtungen Jakob Baldes. Straßburg, Trübner, 1915. (Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, hg. von A. Brandl, A. Heusler, F. Schultz. 122. Heft.) 233 S. [Biographie und Stoffgeschichte, Feststellung des äußeren Lebensganges eines Dichters und seiner Anlehnungen und Entlehnungen sind die leichteren Aufgaben für den Literarhistoriker des 16./17. Jahrhunderts. Daß zumal die neulateinische Lyrik schematisch und unfrei war, weiß jeder. Wie das dichterische Individuum inmitten der erdrückenden Fülle von Konvention und Tradition größte Mühe hatte, sich selbst durchzusetzen, etwas von sich durchschimmern zu lassen, so ist es auch für uns heute sehr schwer, ihm auf die Spur zu kommen. Deshalb kennen wir auch so wenige neulateinische Lyriker; aber wenn das mit Recht beklagt wird, so liegt es doch auch in der Natur der Sache. Selten lockt irgendwo eine künstlerische Individualität. Für das 16. Jahrhundert hat Schröder doch immerhin den bedeutenderen nahezukommen gewußt, und was sich für sie und Balde lohnt, das würde sich für die Mehrzahl dieser poetisch exerzierenden Schulmeister und Geistlichen nicht lohnen. Was uns mehr not tut als eine Reihe von Einzelmonographien, ist deshalb eine Geschichte der Schulen, Strömungen, Muster und Formen, wie wir sie von Ellinger erhoffen. Freilich, um so dringender ist die Verpflich-

tung, einem großen Talent endlich das Seine zu geben, und wenn Balde seit Herder auch des Entdeckers nicht mehr bedarf, so ist man über die rein gefühlsmäßige Feststellung, daß hier poetische Werte vorliegen, ihm gegenüber doch noch nicht ernstlich hinausgekommen. Ich verstehe persönlich besonders gut, wie H. durch Erich Schmidts Kolleg dazu geführt worden ist, dem starken Eindruck, der aus den knappen, aber markant charakterisierenden Worten unseres Lehrers hervorging, nachzugehen und einmal zu untersuchen, wie es denn mit dem Lyriker Balde bestellt ist. Eine umfassende Kennzeichnung sollte es werden; nicht dem romantischen Ideal der 'Dechiffrierung der Persönlichkeit' aus den Werken wird dabei nachgejagt, denn deren ungehemmter Entfaltung und Äußerung im Gedicht standen ja, wie H. selbst einsichtig auseinandersetzt, eine Menge von Schwierigkeiten im Wege; und die Neigung hinwiederum, von sich selbst im engsten Sinne zu reden, d. h. von allerlei äußerlichen Eindrücken und von körperlichem Befinden, ist weder etwas individuell Baldesches — denn es ist vielen Renaissancelyrikern gemein —, noch vermag es das Bild des Mannes stark zu beeinflussen. So ist hier das Dichterwerk für die Betrachtung das erste und nicht nur Mittel zum Zweck, und das sei H. gedankt. Denn dessen hingebende Betrachtung und eingängliche Charakteristik ist wie eine der wichtigsten, so der meistversäumten Aufgaben des Literarhistorikers. Die geistreiche philosophische Formel, auf die man den Mann und sein Werk vielleicht bringen könnte, fehlt hier völlig. Dafür erhalten wir wirklich ein klares und übersichtliches Bild dessen, was er geleistet hat, lernen ohne trockene Inhaltsangabe und ermüdende Quellenjagd seine Stoffe, ohne schematisches metrisches Breittreten seine Formen, ohne psychologische Künstelei seinen Gesichtskreis und sein typisches Reagieren auf Eindrücke, ohne vages Ästhetisieren den speziellen Kunstwert der zahllosen Muster verpflichteten, aber doch eigenen Kunst kennen. Insofern die Gedichte Baldes für H. ausschließlich Quelle und Gegenstand sind, kann er wohl sagen, daß seine Arbeit kein neues Material bringt. Aber sie bringt neue Einsichten, auch in das Einzelverständnis des sprachlich-stilistisch nicht immer leicht zugänglichen Dichters, und läßt ohne Koketterie ein reiches Wissen auf dem absichtlich nur mit Vorsicht betretenen Gebiete der neulateinischen Stoff- und Formengeschichte durchschimmern. E. Schmidt, für den es die schlimmste Verurteilung des Literarhistorikers bedeutete, wenn er von ihm sagen mußte: 'Er kann nicht charakterisieren', hätte seine Freude an dem Buche gehabt, das seinen Namen mit Recht an die Spitze stellen darf. Hermann Schneider.]

Borcherdt, H., Augustus Buchner nnd seine Bedeutung für die deutsche Literatur des 17. Jhs. München, Beck, 1919. VII, 175 S. M. 12.

Scherrer, Max, Kampf und Krieg im deutschen Drama von Gottsched bis Kleist. Zur Form- und Sachgeschichte der dramatischen Dichtung. Zürich, Rascher & Cie., 1919. IV, 428 S. M. 8. [Mit seiner Fragestellung und der Art der Beantwortung löst dieses umfangreiche Buch nicht nur das Problem, welches es sich vorgenommen hat, sondern entwirrt in der minuziösen Behandlung der einzelnen poetischen Strömungen und Gestalten auch Knäuel, die nicht unmittelbar auf seinem Wege lagen. Das Ergebnis könnte man etwa in die Worte fassen: Der Zeit Gottscheds und der Schweizer fehlt das kriegerische Erlebnis, und so sucht sie Form und Gestaltung bei fremden Vorbildern, ohne dem eigenen Fühlen Opfer zu bringen. Im Siebenjährigen Krieg gewinnt das Erleben zuerst Gestalt und erstarkt mächtig in der radikalen Neugeburt der Geister, die wir 'Sturm und Drang' nennen. Bis zu den Revolutions- und Napoleonskriegen bleibt es nun wach, um dann von neuem ursprüngliche Anstöße zu erfahren. Shakespeare geht neben solcher rauhen Wirklichkeit mächtig einher, wirft das Gewicht seiner Kunst als dichterisches Erleben in die Wagschale des jungen Geschlechts und prägt dessen kriegerisches Erleben in bestimmte Formen, so daß sie den Krieg nur noch

mit seinen Augen schauen. Noch in der Faustschlacht beharrt Goethe im allgemeinen auf diesem Ton, trotz machtvoll gesteigerten Ausdrucksmitteln. Ihm gegenüber stellt sich Schillers Pathos und fordert und vergegenständlicht die höchste Idealität von Sprache und Bild. Zu ihnen gesellt sich Kleist, die Brücke zwischen beiden schlagend: er ist realistisch wie Goethe, aber auch schwungvoll gehoben wie Schiller.[1] Neben der äußeren Darstellung des Kampfes indes ist die innerliche Auffassung des Krieges nicht zu vergessen. Der Sturm und Drang bejaht ihn freudig und sucht sein Werkzeug, die Armee, zu reformieren. Schiller schwankt; er verherrlicht ('Wallenstein') oder verwirft ('Wilhelm Tell') oder wägt gegeneinander ab ('Braut von Messina'). Die Kriegsauffassung der Humanität, die schließlich bei ihm siegt, herrscht unbedingt bei Goethe. In scharfen Gegensatz dazu setzt sich Kleist. Er führt eine andere Zeit herauf, die kriegerische Epoche Napoleons pulsiert in seinen Stücken als immanenter Gehalt, die Anschauungen der Humanität werden in Stücke zerschlagen. Wolfgang Stammler.]

Goethes Freundinnen, Briefe zu ihrer Charakteristik. Ausgew. u. eingel. von Gertrud Bäumer. 2. Aufl. Leipzig, Teubner, 1919. V, 464 S. und 12 Bildnisse. M. 6.

Goethe, Faust, erster Teil. Vollständig hg. u. erl. von H. Steuding (Freytags Sammlung). 3. Aufl., mit einem Titelbild. Wien, Tempsky, und Leipzig, Freytag, 1918. 263 S. Geb. M. 1,40.

v. Grolman, Adolf, Fr. Hölderlins Hyperion. Stilkritische Studien zu dem Problem der Entwicklung dichterischer Ausdrucksformen. Karlsruhe i. B., Müller, 1919. 94 S. M. 5,50.

Grillparzer, F., König Ottokars Glück und Ende, Trauerspiel in fünf Aufzügen, hg. von Woldemar Haynel. (Velhagen und Klasings Schulausg., 170.) Bielefeld, Velhagen, 1918. XII, 137 S. M. 1,20. [Die Einleitung bespricht den Dichter und die Dichtung in sympathischer Weise und wundert sich über die österreichische Zensur, die ein Werk von so ausgesprochen nationaler Gesinnung von der Aufführung am Burgtheater zunächst ausschloß, sowie über die österreichische Zuhörerschaft, die, als das Werk endlich aufgeführt wurde, den Dichter nicht verstand. Im Deutschen Reiche pflegte man so spezifisch österreichischen Dingen überhaupt nicht viel Interesse entgegenzubringen.]

Uhland, Ernst, Herzog von Schwaben, für den Schulgebrauch hg. von Richard Eickhoff (Freytags Sammlung). 4. umgearb. Aufl. Wien, Tempsky, und Leipzig, Freytag, 1918. 110 S. M. 1.

Leitzmann, A., Wilhelm von Humboldt, Charakteristik und Lebensbild. Halle a. d. S., Niemeyer, 1919. 102 S., 3 Bildn. M. 3,50.

Ranke, Leopold von, Auswahl aus seinen Werken, hg. von Otto Bauer. (Velhagen und Klasings Schulausg., 173.) Bielefeld, Velhagen, 1919. XX, 174 S. Geb. M. 1,80. [In der Einleitung ist betont, wie sehr Ranke von Walter Scott ausging und wie er an dessen Quentin Durward eine Kritik übte,

[1] Gerade über Kleist sagt Scherrer viel Fruchtbares (S. 325 ff.) und bringt neue Gesichtspunkte zur Geltung. Ich hebe nur die zusammenfassenden Sätze heraus: 'Historisch erreicht die formale Auseinandersetzung in Schiller ihren Höhepunkt. Kleist greift sie leidenschaftlich noch einmal auf. Im Zusammenhang der ganzen Kunstentwicklung gesehen, zeigen sich seine Werke als geniale, aber für jeden einzelnen Fall insbesondere gefundene, ganz eigenrichtige und einmalige Formsynthesen. Die vorwiegend klassische Penthesilea neben der vorwiegend Skakespearischen Hermannsschlacht zeugt dafür am lautesten. Kaum ein anderes Schaffen schwankt so stark, kaum ein anderes fordert von jedem neuen Werk so viel zugegebene Prämissen. Darüber darf kein Zweifel sein: was dem Guiskard an Formalabsichten zugeschrieben wird, war mit seinem Scheitern gescheitert und ist nie erreicht worden.'

die einen Anglisten zu einer Studie über diesen bedeutsamen Roman begeistern könnte. An Rankes Methode wird hervorgehoben, daß das Zuständliche bei ihm noch sehr im Hintergrund blieb, daß er aber bei Beurteilung der Persönlichkeiten eine weitgehende konfessionelle Versöhnlichkeit zeigte. Abgedruckt werden ein Artikel 'Die großen Mächte' 1833, eine Skizze von drei Seiten über die innere Selbständigkeit der deutschen Nation, ein ähnlich kurzer Artikel über Bismarck aus dem Nachlaß, ein Essay über Friedrich Wilhelm IV., eine Skizze über die deutsche Handelspolitik nach 1815, über Hardenberg, Stein und Scharnhorst, Friedrich den Großen, Wilhelm I., Luther und Ignatius Loyola. Über letzteren Beitrag urteilt der Herausgeber: 'Mit einer bewundernswerten Feinfühligkeit und Seelenkenntnis hat er, der überzeugte Protestant, dem Innenleben Loyolas nachgespürt und sein Urteil durch keine vorgefaßte Parteimeinung getrübt. Rankes Auffassungsweise ist klassisch und dürfte für alle Protestanten, die mit ihren katholischen Volksgenossen in Frieden leben wollen, vorbildlich sein.']

Scheffel, Viktor von, Der Trompeter von Säkkingen, ein Sang vom Oberrhein, hg. und erläutert von Ernst Müller (Freytags Sammlung). Wien, Tempsky, und Leipzig, Freytag, 1918. XVI, 234 S. Geb. M. 2,40.

Walzel, O., F. Hebbel und seine Dramen (Aus Natur und Geisteswelt Nr. 408). Leipzig-Berlin, Teubner, 1919. 139 S. M. 2,15.

Die Quellen zu Gottfried Kellers Legenden. Nebst einem kritischen Text der 'Sieben Legenden' und einem Anhang hg. von Albert Leitzmann. (Quellenschriften zur neueren deutschen Lit., Nr. 8.) Halle a. d. S., Niemeyer, 1919. LVI, 154 S. M. 4,40. [Leitzmann bietet in gewohnter Sorgfalt einen Neudruck derjenigen Legenden Kosegartens, die als Quelle für Keller in Betracht kommen. Dazu kommt als Einleitung eine eingehende, wenn auch etwas trockene Besprechung von Kosegartens Werk, die über Francks umfängliche Biographie (1887) in wesentlichen Punkten hinausführt. Schließlich ist ein Neudruck der Kellerschen Legenden angefügt, der merkwürdigerweise nach der ersten, nicht nach der letzten vom Dichter durchgesehenen Ausgabe (der dritten von 1884), veranstaltet ist, unter Verzeichnung der für Kellers Stilgefühl wichtigen Varianten. Der zweite Teil der Einleitung bringt dementsprechend eine Art Kommentar zu den 'Sieben Legenden', der sich an manchen Stellen zu einem Kellerschen Stilrepertorium auswächst und dankenswerte Sammlungen zu sprachlichen Besonderheiten zusammenträgt. Wie leicht sich der Philologe aber irren kann, wenn er aus dem gedruckten Material Rückschlüsse auf frühere Fassungen ziehen will, haben Ermatingers Berichtigungen zu S. LII in der deutschen Literaturzeitung 1919, Sp. 699 gezeigt; wieder ein Fall, der zu methodischer Vorsicht ermahnt. Wiedergabe zeitgenössischer Rezensionen beeudet das für Seminarübungen sehr geeignete Büchlein. Noch eine Frage: Woher hatte Keller die Namen, welche er nicht bei Kosegarten fand oder in seinen Legenden änderte, z. B. Gebizo, Bertrade, Zendelwald, Iole usw.? Wolfgang Stammler.]

Beyel, F., Zum Stil des Grünen Heinrich. Tübingen, Mohr, 1914. VIII, 201 S. M. 4. [Auf diese sympathische Studie trifft Kellers unmutsvolles Wort über die phantasielos dürren Literarhistoriker, ihre Auslegungs- und Vergleichungswut nicht zu, die sie am Anfang zitiert. Es wird hier, um bei des Meisters humoristischem Bilde zu bleiben, nicht ein toter Mops ausgegraben und anatomiert; auch nicht eine unfertige Vorstufe schulmeisterlich mit einer reiferen Überarbeitung verglichen. Der Verfasser erkennt zwar mit Recht ein erhebliches Weiterschreiten Kellers an, eine objektiv höhere Künstlerschaft, die aus dem zweiten Grünen Heinrich spricht, aber es können hier doch zwei gleichberechtigte Kunstwerke gegeneinander abgeschätzt werden. Zu dem naheliegenden Vergleich mit dem 'Wilhelm Meister' wäre freilich zu sagen, daß Keller gegenüber die Aufgabe einfacher liegt insofern, als bei ihm nicht wie bei Goethe dem stilistischen Reiferwerden ein starkes sach-

liches und kompositorisches Nachlassen entspricht, also die Entwicklung sich formal und stofflich gleichmäßig nach aufwärts verfolgen läßt. Trotz des Abstandes von dreißig Jahren hat Keller Goethes Entfremdung von dem eignen Werke nicht gekannt, wenigstens hat er es nicht als Flickbau unter Dach gebracht, sondern in die zweite Fassung ebenso wie in die erste seine ganze Persönlichkeit hineingelegt. Und das eben vertieft die Aufgabe der stilistischen Untersuchung: nicht nur ein reiferer Stilist, ein reiferer Mensch tritt mit derselben Hingebung wie einst an das Werk heran. Die anders gewordene Persönlichkeit in ihrem Spiegelbilde aufzuzeigen, das ist die Aufgabe, die B. mit löblichem Verständnis und phrasenloser Diskretion löst. Wir werden nicht mit psychologischen Erörterungen, mit einem Schwall philosophischer Termini überschüttet, auch die Prätention, tief in der Seele des Dichters lesen zu können, was heutzutage viele so gut verstehen, erhebt er nicht. Wie er auch das andere Extrem des pedantischen Schematisierens meidet, das Zerfetzen der Sätze und Glieder des Kunstwerks nach grammatischen und syntaktischen Kategorien, das manche für das Wesen einer Stiluntersuchung halten. Dennoch bietet er eine sorgfältige Sammlung. Mit Recht betont er, daß Bewußtes und Unbewußtes in der Umarbeitung wie in der stilistischen Leistung jedes Künstlers zu unterscheiden seien. Es bedeutet kein Auseinanderzerren dieses unlöslichen Doppelprozesses, wenn B. scheidet zwischen der reichlichen und sorgfältigen Feilarbeit, die mit berechnendem Kunstverstand zur subtilen Umnuancierung verwandt worden ist, und einer anderen Art der Umbildung, durch die eine allgemein so zu nennende Objektivierung des Stoffes sich eingestellt hat, aber unwillkürlich auf Grund der gewandelten und gealterten Persönlichkeit. Daß gerade der Menschenbildner erst hat werden müssen, das zeigt B. in sorgfältiger Untersuchung, die das allmählich immer plastischere Hervortreten des Individuums und seiner Erscheinung bei Keller beweist. Wo trocken statistische Anhäufung von Quellenbelegen am Platze scheint, da verweist B. diese nach Tunlichkeit in die Anmerkung und hat somit seinem Büchlein eine angenehme Lesbarkeit verliehen, die vergleichenden Stiluntersuchungen nicht immer zu eignen pflegt. Hermann Schneider.]

Storm, Theodor, Novellen, hg. von Dr. W. Tesdorpf. (Velhagen & Klasings Schulausg., 174.) Bielefeld, Velhagen, 1919. X, 191 S., mit einem Bildnis. M. 1,50. [Die Einleitung beschränkt sich auf eine kurze Angabe von Storms Lebensschicksalen und auf den Abdruck zweier Gedichte auf ihn. Es folgt der Abdruck der Novellen Marthe und ihre Uhr 1847, Im Saal 1848, Abseits 1863, Unter dem Tannenbaum 1864, In St. Jürgen 1867, Viola tricolor 1873.]

Englisch.

Englische Studien. LIII, 1, 1919 [E. v. Siebold, Synästhesien in der englischen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Ein ästhetisch-psychologischer Versuch. — N. Bögholz, Zu den Konjunktionen. — Det kongelige Danske Videnskabernes Selskabs Prisopgaver for 1919. — Ankündigung von Arbeiten. — Kleine Mitteilungen]. — 2 [J. Koch, Chaucer-Proben. — M. Rösler, Veraltete Wörter in der Grammatica Anglicana von 1594. — E. v. Siebold, Synästhesien in der englischen Dichtung des 19. Jahrhunderts. Ein ästhetisch-psychologischer Versuch].

Anglia XLII, 4, Nov. 1918 [M. Förster, Kleinere me. Texte. — B. Münz, Shakespeare als Philosoph. — B. Münz, Zwei Shakespeare-Studien. — R. Mothes, Das Flugwesen und der ne. Wortschatz. — H. Lange, Chaucers 'Myn auctour called Lollius' und die Datierung des Hous of Fame. — H. Lange, Über die Farben König Richards II. von England in ihrer Beziehung zur Chaucerdichtung. Eine heraldische Studie, zugleich ein weiterer Beitrag zur Legendenprologfrage. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung.

— M. Förster, Zu den Erfurter Pflanzennamen]. — XLIII, 1, April 1919 [H. Cramer, Das persönliche Geschlecht unpersönlicher Substantiva, einschließlich der Tiernamen, bei W. Wordsworth. — F. Holthausen, Der me. Streit zwischen Drossel und Nachtigall. — F. Holthausen, London Lickpenny. — V. Langhans, Zu Chaucers Legendenprolog. — O. Petersen, Beiträge zu Beaumont-Fletcher. — E. Westergaard, Verbal forms in Middle-Scotch. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur ae. Wortforschung]. — 2, Juli [H. Cramer, Das persönliche Geschlecht unpersönlicher Substantiva (einschließlich der Tiernamen) bei William Wordsworth. II. — A. E. H. Swaen, The airs and tunes of John Gay's Beggar's opera. — M. Förster, Zu den 'Kleineren me. Texten', Anglia 42, 145 ff. — O. B. Schlutter, Weitere Beiträge zur altengl. Wortforschung]. — 3/4, Nov. [J. Koch, Das Handschriftenverhältnis in Chaucers 'Legend of good women'. — M. Trautmann, Weiteres zu den ae. Rätseln und Metrisches. — H. Cramer, Das persönliche Geschlecht unpersönlicher Substantiva (einschl. der Tiernamen) bei W. Wordsworth. — E. A. Kock, Interpretations and emendations of Early English texts. V. — F. Holthausen, Zu me. Romanzen. — F. Holthausen, George Ashby's Trost in Gefangenschaft].

Beiblatt zur Anglia. XXIX, 9, Sept. 1918 [Förster: Schrader, Reallexikon der indogermanischen Altertumskunde. Erste Lieferung: Aal-Duodezimalsystem. — Eichler: Richter, Geschichte der englischen Romantik. II. Bd. Die Blüte der Romantik. I. Teil. — Fehr: James Macpherson's Fragments of ancient poetry, 1760, in diplomatischem Neudruck mit den Lesarten und Umarbeitungen hg. von Otto L. Jiriczek. — Holthausen, Die Geschichte von Martin Waldeck in W. Scotts 'The antiquary'. — Holthausen, Zu alt- und mittelenglischen Denkmälern. 1. Zur ae. Exodus. 2. Zum ae. Neunkräutersegen. 3. Zu Dame Siriþ. — Ellinger: The day of the Saxon; critical problems of the British empire by Homer Lea. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von Dr. A. Paul. — Mellin: Brandeis und Reitterer, Lehrgang der englischen Sprache für österreichische Realgymnasien. I. Teil: A First English primer. VI. Teil: A nineteenth century reader]. — 10, Okt. [Fehr: von der Heide, Das Naturgefühl in der englischen Dichtung im Zeitalter Miltons. — Fehr: Pound, Folk-song of Nebraska and the Central West. A Syllabus. — Fehr: Smith, Ballads surviving in the United States. — Eichler: Sieper, Die altenglische Elegie. — Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten. — Neue Bücher]. — 11, Nov. [Aronstein: Goetze, Der Londoner Lehrling im literarischen Kulturbild der Elisabethanischen Zeit. — Kellner: Mai-Rodegg, Hamletentdeckungen eines Schauspielers. — Kellner: Weiner, Die Verwendung des Parallelismus als Kunstmittel im engl. Drama vor Shakespeare. — Fischer: Bußmann, Tennysons Dialektdichtungen, nebst einer Übersicht über den Gebrauch des Dialekts in der engl. Literatur vor Tennyson. — Born: Atkinson, Dictionary of English and German military terms and of other words useful to officers. Part I: German-English; part II: English-German. — Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten]. — 12, Dez. [Western: Deutschbein, Sprachpsychologische Studien. — Born: Caspars's Technical dictionary English-German and German-English. Compiled by C. N. Caspar. — Born: Elsner und Kriegeskotte, Technisches Wörterbuch für Werkzeugmaschinen und Maschinenwerkzeuge in Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch und Spanisch. — Lange: Langhans, Untersuchungen zu Chaucer. — Holthausen, Zum älteren englischen Drama. 1. Welth and Helth. 2. Johan the Evangelyst. — Mann, Die Geschichte von Martin Waldeck in W. Scotts 'The antiquary']. — XXX, 1, Jan. 1919 [Holthausen: Kock, Jubilee jaunts and jottings. — Langhans, Untersuchungen zu Chaucer. — Caro: Jacobson, Charles Kingsleys Beziehungen zu Deutschland. — Caro: Fischer, Die persönlichen Beziehungen Richard Monckton Milnes', ersten Barons Houghton, zu Deutschland. — Björkman, Bedwig in den westsächsischen Genealogien. — Neue Bücher. — Mit-

teilungen]. — 2, Feb. [Ekwall: Marcus, Die Schreibung *ou* in frühmittel-englischen Handschriften. — Ekwall: Halfter, Die Satzverknüpfung in der älteren Genesis. — Born: Zimmermann, An easy handbook of German for soldiers. — Born: Zimmermann, Military vocabulary, German-English and English-German. — Caro: R. W. Emerson, The conduct of life. — Holthausen, Zu den altenglischen Rätseln. — Neue Bücher]. — 3, März [Western: Jones, An outline of English phonetics. — Fischer: Born, Nachträge zu The Oxford English dictionary; III. Teil. — Fischer: Deters, Die englischen Angriffswaffen zur Zeit der Einführung der Feuerwaffen, 1300—1350. — Fischer: Wiener, Naogeorgus im England der Reformationszeit. Horn: Handbuch der Auslandspresse. 1918. Bearbeitet von der Auslandsstelle des Kriegspresseamts. — Horn: Dehn, England und die Presse. — Mutschmann: Krüger, Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz. — Fehr, Wordsworths pantheistische Intuition in verstandesmäßiger Beleuchtung. — Holthausen, Ae. Hwala im Widsith. — Holthausen, Drei Zitate bei Ouida. — Mitteilungen]. — 4, April [Aronstein: Landsberg, Ophelia. Die Entstehung der Gestalt und ihre Deutung. — Aronstein: Radebrecht, Shakespeares Abhängigkeit von John Marston. — Fehr: Jonas, Shakespeare and the stage. — Kellner: Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft. Hg. von A. Brandl und M. Förster. Bd. LIII u. Bd. LIV. — Rózsa, Unveröffentlichte deutsche Bearbeitungen englischer Stücke auf den alten deutschen Bühnen in Ungarn. I. Shakespeare. — Liebermann, Ein englischer Dichter fühlt Deutschlands Unglück]. 5, Mai [Björkman: Beowulf. Mit ausführlichem Glossar hg. von M. Heyne. 11. u. 12. Aufl., bearbeitet von Levin L. Schücking. — Aronstein: Schöttner, Über die mutmaßliche stenographische Entstehung der ersten Quarto von Shakespeares 'Romeo und Julia'. — Mühe: Hudson, Milton and his poetry. — Fehr: Cowl, The theory of poetry in England. — Fehr: Gretton, The English middle class. — Mutschmann: Krüger, Unenglisches Englisch. — Ib. Rózsa, Unveröffentlichte deutsche Bearbeitungen englischer Stücke auf den alten deutschen Bühnen in Ungarn (Schluß). — Holthausen, Zum Shakespeare-Text. I. All's well that ends well. II. Neue Bücher]. — 6, Juni [Ia. Keller: Koppel, Das Primitive in Shakespeares Dramatik und die irreführenden Angaben und Einteilungen in den modernen Ausgaben seiner Werke. — Mühe: Schofield, Chivalry in English literature. Chaucer, Malory, Spenser und Shakespeare. — Fischer: Frey, Der Einfluß der englischen, französischen, italienischen Literatur auf die Dichtungen Matthew Priors. — Fehr: Steeves, Learned societies and English literary scholarship in Great Britain and the United States. — Björkman, Zu einigen Namen im Beowulf. — Mann, Zu Beowulf, hg. von Schücking, bespr. von Björkman. (Druckfehlerverbesserung zu Beiblatt XXX, 121 f.) — Fehr: Zu Shakespeares Titus Andronicus. — II. Neue Bücher]. — 7, Juli [Fehr: Boyd, The contemporary drama of Ireland. — Fischer: Gordon, The naming of characters in the works of Charles Dickens. — Ekwall, Die Anglistik in Schweden in den letzten zwei Jahren. — Holthausen, Zur englischen Aussprache des 18. Jahrh.]. — 8, August [van der Meer: van Haeringen, De Germaanse Inflexieverschijnselen ('Umlaut' en 'Breking') phoneties beschouwd. — Ekwall: Gevenich, Die englische Palatalisierung von k > č im Lichte der englischen Ortsnamen. Ekwall: Harz, Die Umschreibung mit *do* in Shakespeares Prosa. — Mühe: Lorenzen, Peveril of the Peak. Ein Beitrag zur literarischen Würdigung Sir Walter Scotts. — Fehr: Bax, Reminiscenses and reflexions of a mid and late Victorian. — Fehr: The letters of Algernon Charles Swinburne. With some personal recollections by Th. Hake and A. Compton-Rickett. — Ib. Holthausen, Zu 'Eule und Nachtigall'. — II. Mitteilungen: Det kongelige Danske Videnskabernes Selskabs Prisopgaver for 1919]. — 9, Sept. [Fehr: Quiller-Couch, Studies in literature. — Fehr: Besant, A., An autobiography. — Fehr: Coulton, Social life in Britain from the conquest to the reformation. — Fehr:

Benham, English literature from Widsith to the death of Chaucer. — Mutschmann: Thyret, Einführung in die franz. und engl. Lautlehre. — Aronstein: Methode Alvincy, Gespräch- und Lesebücher etc.]. — 10, Okt. [Fehr, In Memoriam Wilhelm Creizenach. — Fehr: Keeling letters and recollections, ed. by E. T. with an introduction by H. G. Wells. — Förster: Antibaconismus. Shakespeare-Bacon? Zur Aufklärung seines Anteils an der Erneuerung Österreichs von Dr. Albert Eichler. — Mühe: Sandison, The 'Chanson d'aventure' in M. E. — Mutschmann: Fehr, Studien zu O. Wildes Gedichten. — Mutschmann, Zu O. Wildes Gedichten]. — 11, Nov. [Ekwall, Erik Björkman. — Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten. 31. Ae. *gied, gidd, gydd* 'Gedicht, Spruch'. — Me. Pletten 'schlagen, eilen, trampeln'. — Mutschmann, Milton und das Licht]. — 12, Dez. [Fehr: Ia. Hecht, R. Burns. Leben und Wirken des schottischen Volksdichters. — Mutschmann, Milton und das Licht (Schluß). — II. Mellin: Velhagen und Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben, Band 148 B: Eliot, The mill on the floss. Mit Einleitung und Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von O. Hallbauer. — Band 149 B: Locke, On civil government. Für den Schulgebrauch ausgewählt und mit Anmerkungen versehen von G. Humpf.]

English studies. I, 1, Feb. 1919 [E. Kruisinga, The inns of court. — W. van Maanen, Shelley-translations. — I. W. Preger, The death of Dorian Gray. — J. Gompers, Reply. — C. J. van der Weij, Identical idioms in Dutch and English. — A. G. van Kranendonk, Notes on Modern English books]. — 2, April [F. Hopman, Remarks on the study of literature. — E. Kruisinga, Free adjuncts. — R. W. Zandvoort, Modern studies. — W. A. van Dongen Sr., Some remarks on the use of One as a prop-word. — A. G. van Kranendonk, Notes on Modern English books. — Fr. A. Pompen, Boer's Oergermaansch handboek. — C. J. van der Wey]. — 3, Juni [W. van Doorn, A crowded company. — F. J. Hopman, Remarks on the study of literature II. — A. C. Stehouwer, O. Henry F. P. H. Prick van Wely, Seeming parallels. — W. A. van Dongen Sr., Adverbs formed from monosyllabic words in *-y*. — W. A. van Dongen Sr., 'Labour in the quern'. — P. J. H. O. Schut, Aids to translation. — A. G. van Kranendonk, Notes on Modern English books. — 4, Aug. [F. J. Hopman, Some aspects of Lord Byron's character and poetry. — W. van Maanen, A literary portrait of Swift. — A. G. van Kranendonk, Notes on Modern English books]. — 5, Okt. [H. Poutsma, Participles. — F. J. Hopman, Some aspects of Lord Byron's character and poetry II]. — 6, Dez. [H. Poutsma, Participles II. — A. G. van Kranendonk, Notes on Modern English books.

Jespersen, Otto, Growth and structure of the English language. Awarded the Volney prize of the Institut de France 1906. Third ed. revised. Leipzig, Teubner, 1919. IV, 255 S. [Es ist erfreulich, das bekannte Buch abermals neugedruckt und in handliche Form gebracht zu sehen. Bei Kapitel 3, Old English, würde man gern einige neuere Literatur, z. B. Schücking, berücksichtigt sehen. Auf me. Gebiete war die Forschung weniger tätig; da gilt noch uneingeschränkt, was J. auf S. 222 über das Abbrechen der ags. Sprachtradition sagt. Auch daß Chaucer noch keine zweifache Wortgarnitur hat, ist in Geltung. 'The same is true of Shakespeare': Gilt dies vollständig angesichts der Vulgärreden, wie sie z. B. Goneril mit ihrem Hausverwalter und der Narr mit König Lear führt? Sicher hat J. recht, wenn er im 19. Jahrh. feststellt, daß gewöhnliche und dichterische Rede oft stark auseinandergehen, indem der Dichter den ungewöhnlichen Ausdruck bevorzugt. So bewährt sich auf Schritt und Tritt die alte anregende Kraft des Büchleins.]

Gevenich, Olga, Die englische Palatalisierung von k > č im Lichte der englischen Ortsnamen (Studien z. Engl. Phil. hg. von Morsbach). Halle a. d. S., Niemeyer, 1918. XVI, 168 S. M. 6.

Phönix, W., Die Substantivierung des Adjektivs, Partizips und Zahl-

worts im Ags. Diss. Berlin, Mayer u. Müller, 1918. M. 2. 82 S. [Das Problem. Die untersuchten Denkmäler. Grenzen der ags. Substantivierung. Substantivgebrauch in Beowulf, Elene, Juliana, Judith, Byrhtnoth und Annalen. Die *nd*-Stämme. Ergebnisse. Weiterentwicklung der Substantivierung].

Trautmann, M., Die ae. Rätsel des Exeterbuchs hg., erl. u. mit Wörterverz. versehen (Morsbachs u. Holthausens Ae. u. me. Texte, 8). Heidelberg, Winter, 1915. XX, 203 S. und 6 S. der Hs. auf Tafeln. M. 5,50. [Durch zwei Menschenalter hat gelehrter Fleiß und Scharfsinn diese noch nicht hundert Rätsel durchforscht; die Liste der von Trautmann benutzten Bücher und Artikel füllt mehr als zehn Seiten; auch die verwandten lateinischen und altgermanischen Rätselsammlungen sind zum Vergleich mit herangezogen worden; wenn trotzdem noch manche Rätsel ungelöst sind, darf man sie überhaupt als unlösbar bezeichnen. Andere schienen bereits bewältigt und werden jetzt von Trautmann abermals in vorsichtiger, fast grübelnder Nachprüfung als fraglich bezeichnet oder geradezu anders gedeutet. Da gab es eine 'trächtige Sau'; sie sollte fünf Junge im Leibe tragen und dadurch auf sechs Köpfe und zwölf Augen kommen: so faßte Dietrich 1859 das 37. Rätsel. Im Interesse der Volksernährung ist es fast schade, daß Trautmann 1894 das Gedichtchen in der Mitte auseinanderschnitt und die erste Hälfte auf *homo — mulier — equus* bezog — so nämlich forderten es die eingeschobenen Runenzeichen; die zweite Hälfte sei 'Schiff'. Holthausen und Löwenthal schienen damit einverstanden; aber der Amerikaner Tupper erklärte 1910, 'Schiff' sei die Lösung für das Ganze; es habe vier Füße, d. h. Ruder, unter dem Bauch und, wenn es einen Mann, eine Frau und ein Roß trage, zugleich acht Füße auf dem Rücken; auch die sechs Köpfe wurden phantasievoll mit herausgefunden. Ein zweiter Amerikaner, Wynk, besah sich die Sache und wünschte das Rätsel als Ganzes 'auf den Meeresgrund'. Trautmann lehrt jetzt 'des genaueren', daß ein Mann mit einem Vogel in der Hand, sowie eine Frau mit einem Hund auf dem Arm und einem Kind im Leib, zusammen auf einem Rosse sitzend vorschweben; aber es sei auch möglich, daß der Mann den Hund trägt und die Frau den Vogel. Selbst diese Deutung wird erst dadurch ermöglicht, daß man das V. 7 überlieferte *flod* für ein Verderbnis aus *fold* erklärt. Bei diesem Rätsel war die Lösung überdies beigeschrieben; auch halfen Parallelen mit lateinischen Rätseln des Symphosius (5. Jh.) und Aldhelm (7. Jh.), sowie mit altgermanischen Rätseln die Spur ausfindig machen! 'Hagelkörner' sollte Rätsel 58 besagen, wie Trautmann 1894 herausfand; vorher sollten 'Schwalben' oder 'Mücken' gemeint sein; aber noch 1894 wurden es 'Regentropfen', 1905 'Gewitterwolken', und jetzt sind es plötzlich 'Mauerschwalben' geworden. Was werden wohl künftige Forschergenerationen noch herauslesen? Aus solchen Erfahrungen wird man schließen dürfen, daß es den Autoren und den Lesern dieser Literaturgattung weniger auf eigentliches Erraten der Rätsel ankam, als auf eine Mode des Beschreibens, die mit der beliebten Figur der *kenning* im Epos eine bemerkenswerte Ähnlichkeit hat. Der durch Jahre fortgesetzte Eifer des Erratens bei unseren Forschern soll deshalb nicht unterschätzt werden. Wieviel wird nur ags. Sprachgebrauch evident, wenn man Trautmanns Anmerkungen durchgeht! Erstaunlich ist es auch, zu beobachten, wie früh die Angelsachsen auf solche Stilmode verfielen. Weder in Frankreich noch bei uns wären die Kreise, die die Volkssprache redeten, im Zeitalter Karls des Großen dafür schon zu haben gewesen. Dies aber ist sicherlich das Alter der ags. Versrätsel, denn die eng damit zusammenhängende lateinische Rätselproduktion der Angelsachsen, die man gut datieren kann, reicht über das 8. Jh. nicht herab, ja mit Ausnahme von Alkuin nicht über das erste Drittel des 8. Jh.s herab; von da an war es mit allen Kunsträtseln in England für Jahrhunderte aus. Man überlege: kaum ist um 700 die Missionszeit vorbei, so erwächst bereits solche Überstilisierung durch Gelehrte in der Volkssprache. Es ist eine Parallele dazu,

daß gleichzeitig der größte Gelehrte des Abendlandes an der schottischen Grenze auftaucht und ein Stück Bibel in die Volkssprache überträgt: Beda. Eine ungemein rasche Geistesentwicklung wird uns dadurch für die Zeit um 700 bezeugt, wenn nicht etwa mehr geistige Schulung, als man gewöhnlich annimmt, den Angelsachsen schon vor der Bekehrung eigen war. Nach der Verwüstung der Angelnreiche 868 ff. ist solche Schriftstellerei nicht mehr denkbar; ihre natürlichen Pflegestätten, die Klöster, lagen in Trümmern. In Alfreds Vorrede zur Cura pastoralis sind diese Verhältnisse auch deutlich bezeugt. Was dort über die weitverbreitete Lateinkenntnis der etwas älteren Angeln gesagt ist, stimmt zu den vielen Parallelen zwischen ags. und lat. Rätseln, wie sie Trautmann in dankenswerter Weise aufdeckt. Über Einzelheiten der Rätselliteratur mag sich da und dort noch streiten lassen, aber das Gesamtergebnis ist sicherlich durch Trautmanns kommentierte Ausgabe festgelegt, die als reife Frucht eines halben Gelehrtenlebens zu schätzen ist. A. Brandl.]

Wolf, Alfred, Die Bezeichnungen für Schicksal in der ags. Dichtersprache. Diss. Breslau, Fleischmann, 1919. XII, 127 S. [Untersucht werden die Bedeutungen der Wörter *wyrd, gesceap, gesceaft, gewyrht, geeynd, gebyrd, gifeðe, orlaeg.*]

Hackenberg, Erna, Die Stammtafeln der ags. Königreiche. Dissertation. Berlin, Mayer & Müller, 1918. IX, 117 S. M. 3. [Die erhaltenen Texte der westsächsischen Stammtafeln werden vollständig mitgeteilt, auf ihre Verwandtschaft hin untersucht und so bezeichnet, daß sich ursprünglicher Wortlaut von bloßer Kopie abhebt. Man wird fortan nicht mehr einen Stammtafeltext des 15. Jh. als gleichwertig mit einer Urfassung behandeln dürfen. Auf diese Wertabstufung durch philologische Kritik ist hauptsächlich hingearbeitet. Die anderen Stammtafeln sind nur bis Florenz von Worcester herab mitgeteilt. Die Anfänge der Genealogik erscheinen bei den Angeln; die Südleute scheinen von ihnen abhängig.]

Mason, Lawrence, Genesis A, translated from the Old English. (Albert S. Cook's Yale Studies, XLVIII.) New York 1915. VII, 61 S. [Die Kenntnis der ae. Literatur bei der Allgemeinheit, der das Angelsächsische seiner Schwierigkeit wegen unbekannt ist, will der Übersetzer vermitteln. Er wählt die ältere Genesis als Denkmal, dem poetische Schönheiten nicht fehlen, und als Beispiel der einstens so beliebten Bibelparaphrasen. Thorpes Übersetzung in seiner Ausgabe von 1828 ist im allgemeinen nicht mehr zugänglich, darum schien eine neue ins heutige Englisch nicht unangebracht. 'Übersetzen' heißt modernisieren', sagt M. in seiner Einleitung. Er wählt daher moderne Prosa, frei von antikisierenden und biblischen Wendungen, die durch den Stoff nahelägen. Nur den eigenartigen Stil der angelsächsischen Poesie mit seinen zahlreichen Appositionen wahrt er und damit den eigenartigsten Reiz der Kunstform. Seine Übersetzung liest sich leicht und ist so gewiß zweckentsprechend. Der zugrunde gelegte Text ist der Greins. Emendationen übernimmt er die allgemein anerkannten; nur gelegentlich wagt er eigene und geht hierbei vielleicht des klareren Sinnes halber, der ihm als Übersetzer ja besonders am Herzen liegen mußte, etwas zu weit, als konservative Textgestaltung für gewöhnlich gestattet. So möchte er V. 1492 *þridda(n)* durch *dryde* ersetzen, das Holthausen z. B. als dritte (Heimat) *neben Himmel und Hölle* ohne Textänderung erklärt. Ebenso lösen sich die Schwierigkeiten in V. 1852 bis 1853 und V. 2400 mit Holthausen, der hierin Sievers bzw. Grein folgt, durch Einführung eines Eigennamens ohne wesentliche Textveränderung. Karl Brunner.]

Rubens, G., Parataxe und Hypotaxe in dem ältesten Teil der Sachsenchronik (Parker-Hs. bis zum Jahre 891). (Morsbachs Studien zur englischen Philologie, LVI.) Halle, Niemeyer, 1915. X, 53 S. [Die Arbeit will untersuchen, in welcher Weise das gedankliche Abhängigkeitsverhältnis der Sätze

in einem primitiven Sprachtypus zum Ausdruck kommt. Auf den ersten Blick scheint hierzu der älteste Teil der Sachsenchronik sehr geeignet zu sein. Es ist das älteste zusammenhängige Denkmal in Originalprosa, das uns in einer germanischen Sprache überliefert ist, somit einerseits frei von Nachahmungen des Satzbaues künstlichen Prosastils, die sich in Übersetzungen stets einstellen werden, anderseits von dem bereits hochentwickelten poetischen Stil, wie er uns auch in den ältesten überlieferten poetischen Denkmälern entgegentritt. Der Wert der Sachsenchronik für Fragen der Satzverknüpfung darf aber doch nicht überschätzt werden. Für eine Untersuchung der Wortstellung und vieler anderer syntaktischer Fragen ist sie gewiß von einzigartiger Wichtigkeit; der dürftige Chronikstil, der nur selten über das bloße kurze Berichten von Tatsachen hinausgeht, begünstigt aber naturgemäß bloßes Nebeneinanderstellen von Sätzen ohne jede Verbindung oder bloß mit einer durch die beifügende Konjunktion *and*, wie der Verf. selbst gelegentlich bemerkt (S. 12, 52). Das Bild, das sich aus der Untersuchung bietet, ist daher weit verschieden von dem aus ähnlichen an poetischen Denkmälern (L. L. Schücking, Die Grundzüge der Satzverknüpfung im Beowulf; W. Kopas, Die Grundzüge der Satzverknüpfung in Cynewulfs Schriften). Die Sachsenchronik mag mit ihrer Vorliebe für asyndetische Parataxe der gesprochenen Sprache näher stehen als die poetischen Denkmäler, in denen Hypotaxe verhältnismäßig häufig ist. Die für sie besonders typische Aneinanderreihung von Sätzen auch ganz verschiedenartigen Inhalts mit *and* und Konjunktionen zeitlicher Ordnung (*þâ*, *hêr* usw.) ist jedoch sicher auf Rechnung des Chronikstils zu stellen. Der Beitrag, den sie zur Geschichte des Prosastils bietet, der sich von der bloßen Aneinanderreihung von Sätzen, wie sie die gesprochene Sprache unterstützt, durch die vierlerlei Ausdrucksmittel, die sie der geschriebenen Sprache voraus hat, vorzieht, zur künstlichen Neben- und Unterordnung von Sätzen durchringt, ist sicher sehr schätzenswert. Karl Brunner.]

Förster, Max, Die Beowulf-Handschrift (Berichte über die Verhandlungen der Sächs. Ak. d. Wissensch. zu Leipzig, philol.-hist. Klasse 71, 1919, IV). Leipzig, Teubner, 1919. 89 S. und 2 Tafeln.

The recluse, a fourteenth century version of the Ancren riwle, critically edited by Joel Påhlsson. Diss. Lund, Ohlsson, 1918. XIV, 335 S. [Hs. Pepys 2498 von Magdalene College Cambridge, um 1400 geschrieben, ist hier zum erstenmal abgedruckt und eingehend mit Anmerkungen versehen. Es ist eine freie, nicht sehr sorgsame Kopie der Ancren riwle mit einer Reihe Auslassungen und Zutaten; der Text ist oft so verändert oder verderbt, daß man das Original schwer wiedererkennt. Die Sprache ist nicht einheitlich und schwankt zwischen südl. und mtl. Eigentümlichkeiten. Der Abdruck ist verdienstlich; wer druckt uns bald die älteren Hss., die noch ausstehen?]

Thiemke, Hermann, Die me. Thomas-Beket-Legende des Gloucesterlegendars (Palästra 101). Berlin, Mayer & Müller, 1919, LXIX, 185 S. M. 15.

Chaucer-Handbuch für Studierende, ausgewählte Texte mit Einleitungen, einem Abriß von Chaucers Versbau und Sprache nebst einem Wörterverzeichnis, hg. von M. Kaluza. Leipzig, Tauchnitz, 1919. 248 S. [Die englischen Chaucerausgaben sind zurzeit nicht zu erschwingen, und John Kochs deutsche Ausgabe umfaßt nur die Canterbury tales; so druckte Kaluza Proben seiner verschiedensten Dichtungen mit Einleitungen, damit unser Chaucerstudium weitergehen kann. Er beginnt mit einer Bibliographie, ½ S., beschreibt das Leben des Dichters auf 2½ S., gibt die Zeugnisse über seine Werke und stellt von diesen folgende Zeittafel auf: ABC und andere kleinere Gedichte vor 1369; Book of duch. 1369; Roman of the rose nach 1370; Cæcilie, Griseldis, Constance und Mönch nach 1373; Mars 1379; Boece, Former age und Fortune nach 1380; House of Fame Dez. 1381; Parl. of fowles

Febr. 1382; Troylus 1382—4; Palamon 1385; Legend of good women 1385—86; Canterbury tales 1387—1400; Astrolabe 1391; 2. Fassung, gen. A, des Prologs Lgw nach 1394. Über Chaucers Belesenheit, Handschriften und Ausgaben handeln 1½ S. Bei der Auslese der Texte wird besonders berücksichtigt HF, Parl. of fowles, von Troylus Buch I, III u. V, von G. W. der Prol. A, von den Cant. tales der Prolog, Ritter, Wife of Bath und Pardoner, Mönch und Nonnenpriester. Den Anhang bilden 6 Seiten über Chaucers Versbau und 14 über seine Sprache. Beim Wörterverzeichnis fällt jeglicher Mangel an Etymologie auf. Offenbar sollte nur für die einfachsten Bedürfnisse der me. Lektüre gesorgt werden.]

Beschorner, Franz, Verbale Reime bei Chaucer. Diss. Göttingen 1920. 32 S. [1. Tendenz zu verbalem, 2. zu infinitivischem Reime bei Chaucer. 3. Konstruktion 'gan' mit reimendem Infinitiv. 4. Entwicklung dieser Sprachformen als Kriterium für Entstehungszeit, wobei sich für die mittlere Periode die etwas bedenkliche Reihenfolge ergibt: Hous of Fame, Troilus, Parlement of foules. Das Ganze wird in Morsbachs Sammlung erscheinen.]

Schöffler, Herbert, Beiträge zur me. Medizinliteratur. (Sächsische Forschungsinstitute in Leipzig. Anglistische Abteilung I.) Halle a. d. S., M. Niemeyer, 1919. XV, 308 S. [Literaturverzeichnis S. VII—XV. Lexikograph. Studien zur me. Medizin. Practica physicalia Magistri Johannis de Burgundia mit Ausgabe des Textes nach Hs. aus der ersten Hälfte des 15. Jh. und mit Nachweis von Quellen oder wenigstens Parallelstellen der einzelnen Rezepte. Wortregister].

Arns, Karl, Der religiöse britische Imperialismus Bochum, Oschmann, 1919. 80 S. [Die Gewohnheit der Engländer, den Feind auch mit Religionswaffen zu bekämpfen, wird vom XVI. Jh. an herunter verfolgt bis zur Gegenwart, mit einer Menge von Belegen, die allerdings häufig nur aus zweiter Hand geschöpft sind, besonders aus Bries wohlbekannter Schrift über den Imperialismus. Diese Gepflogenheit soll auf den Charakter der anglikanischen Kirche als einer Staatseinrichtung zurückgehen. In der Tat wäre den Nachweisen des Verfassers noch einiges aus dem frühen Reformator Becon beizufügen, der schon 1512 geboren wurde und bereits von den besonderen Privilegien handelt, die England von Gott erhalten habe und für die es dem Himmel besonderen Dank schulde. Aber andererseits ist solche Kampfesweise nicht auf die Leute der Staatskirche beschränkt; die Puritaner mit Cromwell an der Spitze haben sie noch eifriger gebraucht, und während des letzten Krieges hat sich auch der katholische father Vaughan in London nicht gescheut, wiederholt aufzufordern: 'Keep on killing Germans'. Sollte daher nicht der politische Zelotismus dem Engländer tiefer sitzen als die Suprematie des Königs in der anglikanischen Kirche? Dazu würde stimmen, daß Hobbes bekanntlich gelehrt hat, auf Befehl des Staatsoberhauptes müsse der Bürger auch bereit sein, Christum zu verleugnen. Auf der Insel sind von vornherein die Grenzen so stark markiert gewesen, daß sie mehr als anderswo den Bewohnern frühzeitig ins Denken übergingen. Die Darstellung des Verfassers ist also in historischer Hinsicht nicht lückenfrei; aber auch so wirkt die Aufzählung alttestamentlicher Geschosse zu politischen Tageszwecken durch viele Seiten hin aufregend genug; die Schrift ist ein Beitrag zur Geschichte des Religionsmißbrauches.]

Zachrisson, R. E., Engelska stilarter. Stockholm, Carlson, 1919. 175 S. Kr. 4,50. [Altertümliche Sprache wird von familiärer und vulgärer in phonetischer und grammatischer Art geschieden, worauf noch Textproben folgen. Die Bibel und Hamlet stehen an der Spitze der altertümlichen Texte; aber auch ganz moderne Verse pathetischer Art gehören dazu, wie 'A forsaken garden' von Swinburne und 'Napoleons's downfall' von Hardy. Daß innerhalb dieser Klasse verschiedene Strömungen zu scheiden wären, wird allerdings schon durch die Beigabe des 'Ancient mariner' von Coleridge an-

gedeutet. Auch bei der Sprache der einfachen Leute dürfte wenigstens zwischen Dialekt und Jargon gesondert werden. Zu sehr enthält sich Verfasser der historischen Betrachtungsweise. Er hat eigentlich die Probleme nur angedeutet.]

Münz, B., Shakespeare als Philosoph (auch Angl. XLIII, 2, 3). Halle, Niemeyer, 1918. 105 S. M. 4. [Von einem Philosophen hätte ich mir systematischere Arbeit erwartet. Kein Aufbau von Shakespeares Denkweise wird versucht; Verf. erörtert nur einzelne Probleme, wie seine Stellung zu Materialismus, Pantheismus, Pessimismus und Optimismus, seine Vorstellung von Zeit und Willensfreiheit, um zu zeigen, daß der Dichter philosophisch zu konzipieren vermochte. Ohne weiteres ist dabei vorausgesetzt, daß er von Montaigne und Giordano Bruno angeregt war, während der Hauptphilosoph, der für ihn und seine Umgebung immer in erster Linie in Betracht kam, nämlich Cicero, im Schatten bleibt. Da hat John Robertson in seinem Buch 'Montaigne and Shakespeare' 1909 bereits viel umsichtiger eine Reihe von Parallelen zusammengetragen, wodurch Shakespeare mit älteren Lateinern zusammenhängt.]

Eichler, A., Anti-Baconiaens, Shakespeare-Bacon? Zur Aufklärung seines Anteils au der Erneuerung Österreichs. Wien, Neubauer, 1919. 120 S. [Gewissenhaft folgt E. den phantasiereichen Einfällen der Baconianer durch ihre Textaus- und -unterlegungen, ihre Buchstabenkünste und Bilderdeutungen, als wollten diese Leutchen wirklich die Wahrheit und nicht bloß Mystik, Träumerei, Sensation. Vergleicht man in positiver Weise das Denken der beiden Zeit- und Stadtgenossen, so ergibt sich eine Divergenz, wie selten in der Geschichte zwischen zwei geistig hervorragenden Nachbarn. Aufklärend könnte die Ausmalung des Londoner und Stratforder Bekanntenkreises wirken, der sich zu Shakespeares Autorentätigkeit öffentlich bekannte, mit Wort und Bild. Auch die Parallelen zwischen den von Shakespeare unter vollem Namen herausgegebenen und gedruckten Epen und den gleichzeitigen Dramen könnten beweisen, was noch niemand mit einem triftigen Grunde zu bestreiten vermochte, daß nämlich beide von demselben Autor herrühren. Wer durchaus zweifeln will, wohl ihm!]

Harz, Hildegard, Die Umschreibung mit *do* in Shakespeares Prosa (Angl. Arb. von Schücking und Deutschbein, 2), Cöthen, Schulze, 1918. VI, 142 S. M. 4,80. [Unterschieden werden mannigfache Zwecke der Umschreibung: Ausdruck der reinen und vollkommenen Einfühlung, teils in positiven, teils in negativen Sätzen; Ausdruck der Einfühlung in negativen Sätzen, Ausdruck der Einfühlung 'für' den Angeredeten in positiven Sätzen; Ausdruck der Höflichkeit als Einfühlung; Ausdruck der intellektuellen Einfühlung; objektiven Denkens; beim Imperativ; in Nebensätzen; das *do* der Sprachunkundigen; Rhythmik; die Umschreibung kann nicht erklärt oder entschuldigt werden; in der Frage. Ergebnis: 'Ein Beweis mehr für die Feinheit von Shakespeares Psychologie und die feste Fügung des Dialogs. Daß mehrere Typen in den Romanzen fehlen, erklärt sich aus ihrer besonderen Technik. — Außerdem fällt auf, daß die Umschreibung mit *do* zum Ausdruck objektiven Denkens häufig in komischen Situationen verwendet und gern von Personen gebraucht wird, die Sinn für Humor haben: Armado, Falstaff, Teuchstone und die Clowns'.]

Shakespeare, Julius Caesar, auf Grund der Schlegelschen Übersetzung m. Einl. u. Anm. hg. von Christian Gaehde. (Die Meisterwerke der deutschen Bühne, hg. von Witkowski, 77.) Leipzig, Becker. XV, 82 S. 30 Pf. — Ein Sommernachtstraum (das 78.). XIV, 87 S. 30 Pf. [Die Einleitung zum Sommernachtstraum ist gut und legt sowohl die Entstehung des Werkes klar, als auch die Handlung, die Charaktere, den Stil, die Textüberlieferung, die Bühnengeschichte und das Nötigste über Schlegels Übersetzung. Aber vorzüglich ist die zu Julius Caesar, weil sie das Auftauchen des Stoffes über-

haupt im damaligen englischen Drama verfolgt, den wechselnden Auffassungen von Caesar und Brutus bei Shakespeare nachgeht, die zeitgeschichtlichen Einflüsse untersucht und die Veränderung des Dramatikers an seiner Quelle einsichtig behandelt. Anmerkungen erläutern noch einzelne Stellen. Der Text ist gut konservativ behandelt. Einiges ist in eklektischer Art nachgebessert; die Veränderungen sind am Schluß zusammengestellt.]

Radebrecht, Friedrich, Shakespeares Abhängigkeit von John Marston (Angl. Arb. v. Schücking u. Deutschbein, 3). Cöthen, Schulze, 1918, XVI, 122 S. M. 4,40. [Verf. glaubt, Shakespeare in Hamlet, Lear und Othello abhängig von Marston erweisen zu können, speziell von dessen Drama 'Antonio's revenge'. Ist es sicher, daß dies Stück, das 1602 erschien, älter war als Hamlet?]

Landsberg, Gertrud, Ophelia: die Entstehung ihrer Gestalt und ihre Deutung (Neue angl. Arbeiten, hg. von Schücking und Deutschbein, 1). Cöthen, Schulze, 1918. 92 S. M. 3,30. [Aus dem Vergleich mit verwandten Skakespearischen Heldinnen folgert Verf.: 'Eine solche Vereinigung von Schwäche, Weltlichkeit, Schönheit, Treulosigkeit, Krankheit und feenhafter Holdseligkeit hat Shakespeare nie vorher und nie nachher geschaffen . . . Shakespeare verwandte keine besondere Sorgfalt auf diese Figur, d. h. überhaupt auf die Liebesepisode im Hamlet, weil das dem Wesen der Rachetragödie nicht entsprochen hätte, und wahrscheinlich auch, weil er keine Lust am Weibe hatte wie Hamlet. Dazu stimmt ihre dramatische Unzulänglichkeit. — Möglich ist, daß die Ophelia-Gestalt bei Shakespeare als Folie für die Königin Gertrud gedacht sei: die reine, unberührte junge Unschuld im Gegensatz zur düsteren Sünde; aber dieser Eindruck wird uns durch Ophelias Schwächlichkeit sofort wieder gestört; im Grunde hat sie ja dem Prinzen Hamlet so wenig die Treue gehalten, wie Gertrud dem alten König. — Ophelias Wahnsinn ist und bleibt ein, wenn auch fesselndes, Accedens. — Ihr eigentlicher Wert liegt nicht auf dramatischem, nicht auf psychologischem, sondern auf rein poetischem Gebiet.' Man kann auch anders denken.]

Förster, Max, Das Elisabethanische Sprichwort nach Thomas Drakes Treasurie of ancient adagies (1616). Sonderabdruck aus Anglia XLII. Halle, M. Niemeyer, 1918. 64 S. M. 3,20.

Koberg, Werner, Quellenstudien zu John Crownes 'Darius'. Diss. Kiel. Hamburg, H. Kampen, 1918. 142 S.

Mutschmann, Heinrich, Der andere Milton. Bonn, Schroeder, 1920. VII, 112 S.

Hecht, Hans, Robert Burns, Leben und Wirken des schottischen Volksdichters. Heidelberg, Winter, 1919. 304 S. M. 11.

Fehr, Bernhard, Studien zu Oskar Wildes Gedichten. (Palästra 100.) Berlin, Mayer & Müller, 1918. XII, 216 S. M. 12.

Zuber, Elisabeth, Kind und Kindheit bei George Eliot. Diss. Basel 1919. 91 S. [Zuerst wird das Kind bei älteren englischen Dichtern beobachtet. Anfangs erscheinen noch nicht Kinder, sondern nur junge Menschen; sie denken wie Erwachsene und reden sogar in Monologen. Eine zweite Klasse taucht bei Chaucer und in den Mysterien auf. Der Knabe in Chaucers 'Prioress' tale' spricht kindlich. Man darf dabei auch an Isaak in einem ungefähr gleichzeitigen Bibelstück erinnern. Shakespeare scheint von der Verfasserin mit in diese Reihe gestellt zu werden; namentlich sein Arthur im 'König Johann' durfte erwähnt werden. Statt seiner werden genannt der Schwank 'Dobson's drie bobs' und die Bänkelsängerballade von den Kindern im Walde. Aber alle diese Gestalten und auch die einschlägigen bei Defoe und Fielding sind nur 'passive Kinder'; ihr Realismus ist am ehesten fühlbar, wenn sie als enfant terrible sich gebärden; namentlich sind sie Träger von Pathos. Eine dritte Stufe der Entwicklung hat sicherlich mit Wordsworth eingesetzt, der hier nicht ganz zu seinem Rechte kommt.

Die Romantik trachtete über das passive Kind hinaus, hat aber das Kind eher überschätzt und für weiser erachtet als die verbildeten Erwachsenen. Selbst Dickens sei über diese Grenze noch nicht hinausgekommen; er hat Kinder zu Hauptpersonen gemacht und mit individuellen Zügen ausgestattet, diese jedoch ins Maßlose gesteigert. Die Eliot erbt solche Tradition. Mit Wordsworth verehrt sie das Kind; Worte von ihm hat sie als Motto ihrem 'Silas Marner' vorangesetzt. Mit Dickens erzählt sie von Kindern gern Schelmenstreiche. Aber sie kam über diese Vorgänger hinaus. Zunächst sind Knaben und Mädchen bei ihr deutlich gesondert und mit Absicht einander gegenübergestellt, wie namentlich in 'The mill on the floss'. Ferner haben ihre Kinder ein engeres Verhältnis zu den Tieren, gebrauchen mehr Gesten, denken unbehilflicher, sind in Rede und Verlangen mehr von Sinnlichkeit beherrscht, haben auch eine eigene Aussprache und Syntax und zeichnen sich namentlich durch 'Gefühlsgedächtnis' aus. Diese Vorzüge dankt die Eliot weniger den Erzählerinnen, die ihr unmittelbar vorangingen, als dem eigenen Gefühlsgedächtnis. Sie hat sich selbst so genau beobachtet, als hätte sie die modernsten Kinderpsychologen studiert. Solches Wissen hat zur Folge, daß sie weniger auf Erziehung gibt als auf Selbstentwicklung, daß sie den Kindern nicht die herkömmlichen Liebesmotive zuschreibt, sondern Geschwister- und Elternliebe, daß sie überhaupt ihrem Kultureinfluß gerecht wird. Nur der Mangel bleibt an ihr haften, daß sie zu früh den Sinn für landschaftliche Dinge den Kindern aufgehen läßt. Gibt es nicht noch viel kindlichere Figuren in modern englischen Erzählungen? Die Verfasserin hat feinsinnig gearbeitet und von Dibelius viel Methode gelernt; man liest ihre Darlegungen, wenn sie auch nicht erschöpfend sind, mit Anregung und Genuß.]

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors. Leipzig, B. Tauchnitz. Je M. 6.50.

Vol. 4526. Bacon, Francis, The essays on counsels civil and moral, from the final edition, with notes and a glossary by Leon Kellner.
„ 4527. Williamson, C. N., The wedding day.
„ 4528. Bennet, A., The truth about an author.
„ 4529. Bennet, A., The city of pleasure.
„ 4530. Watson, H. B. M., The excelsior.
„ 4531. Shaw, Bernard, Three plays for puritans. Caesar and Cleopatra. The devil's disciple. Captain Brassbound's conversion.

Krüger, G., Schwierigkeiten des Englischen. III. Teil: Vermischte Beiträge zur Syntax. Dresden, Leipzig, C. A. Koch, 1919. 190 S. M. 11. [Inhalt: *Excuse me laughing*, Gerundium, Zwischenschiebung, *only too, I meant to have gone*, demonstratives Subjekt fehlt, *I was shown the collection*, Umstandswort, *A scoundrel of a fellow*, Wegfall von *a* nach *never*, Sonderheiten der Betonung, Spielbetrieb in der Sprache, Eigenheit des nordamerikanischen Englisch.]

Krüger, G., Unenglisches Englisch, eine Sammlung der üblichsten Fehler, welche Deutsche beim Gebrauch des Englischen machen. 2. stark verm. Aufl. IX, 246 S. Geh. M. 7,20.

Krüger, G., Wiederholung der englischen Sprachlehre. Beispiele ohne Regeln. Für Schulen und zur Vorbereitung auf Prüfungen. Dresden und Leipzig, C. A. Koch, 1919. 21 S. M. 1.

Krüger, G., Des Engländers gebräuchlichster Wortschatz. Kleine Ausg. des 'Systematic English-German vocabulary'. Für den Schul- und Selbstunterricht. Mit Angabe der Aussprache. 3. verb. Aufl. Dresden, Koch, 1918. VIII, 72 S. Geb. M. 1,20.

Boerner, O., und O. Thiergen, Grammatik der englischen Sprache, Ausg. A, im Anschluß an das Lehrbuch der engl. Sprache f. d. Schulgebr. bearb. von O. Thiergen, neubearb. von B. Schulze. 5. Aufl. Leipzig, Teubner, 1918. XII, 210 S. Geb. M. 4,20.

Brandeis, A., und Th. Reitterer, Lehrbuch der engl. Sprache für Realschulen. Wien, Deuticke, 1918. Teil II: English reader. 156 S., 27 Bilder und 2 Karten. Geb. Kr. 3,60. — Teil III: Literary reader. 236 S. und notes 29 S., 5 Bilder, 27 Portraite. Geb. Kr. 5,60. ['English reader' enthält geographische und geschichtliche Artikel über England, dazu einige Geschichten und Skizzen, die mehr für kindlichen Geschmack berechnet sind, auch Cowper's 'Gilpin', Burns' 'John Barleycorn' und Brownings' 'Piper of Hamelin'. Dagegen bringt 'Literary reader' Artikel von und über Shakespeare und die neueren Hauptautoren bis herab zu Shaw mit dessen 'Political character of the English', in den Mund Napoleons gelegt, der englische Teil schließt. Von Amerikanern sind nur Franklin, Irving, Emerson, Longfellow und Mark Twain vertreten. Die Entwicklung der Schullesebücher zeigt vielleicht am deutlichsten, wie sehr der englische Unterricht bereits modernisiert ist.]

Chambers, Two centuries of English history. Für den Schulgebr. bearb. von Arnold Schiller. (Velhagen & Klasings Schulausg., 157B.) Bielefeld, Velhagen, 1917. VIII, 119 S. Anhang mit Anmerkungen 46 S. M. 1,30. [Die Firma W. und C. Chambers brachte beim Tode der Königin Victoria eine Geschichte Englands von 1714 bis zur Gegenwart heraus, also eine Geschichte der Dynastie Hannover, bei der hauptsächlich gezeigt werden sollte, wie mächtig England unter dieser Dynastie gewachsen war. Dies Geschäftswerk empfahl sich dem deutschen Herausgeber durch seine Form: 'Klare, anschauliche Darstellung'. Ohne irgendwie den Zweck des Werkes beurteilen zu lehren, ohne die Auffassung irgendwie zu ergänzen oder gar zu korrigieren, sind 44 § daraus abgedruckt und einige Bildchen beigefügt. Zu Anfang steht 'The insurrection of 1715'; sie wird als eine bare Torheit hingestellt. Den Schluß macht 'The great Boorwar'; er erscheint nicht als viel mehr. Der Schlußsatz verkündet, daß britische Ordnung überall in der Welt, wo sie hinkommt, Frieden, Ordnung und Fortschritt bedeutet; wenn der Herausgeber ihrer Ausdehnung auf unser Land das Wort reden wollte, hat er zweckmäßig gehandelt.]

The English novel of the 19th century: I. Specimens of the social novel: Kingsley, Yeast; Sheehan, My new curate; Corelli, The hired baby; Besant, All sorts and conditions of men. Für den Schulgebr. erkl. von H. Büning. (Schöninghs franz. u. engl. Schulbibl. II, 16.) Paderborn, Schöningh. 108 S. mit 18 S. Anmerkungen und 59 S. Wörterbuch. M. 2,10.

Grimm's Fairy tales, select. and ed. by P. Kempf (Diesterwegs Neuspr. Reformausg., 54). Frankfurt a. M., Diesterweg, 1919. 63 S., dazu 32 S. Notes und 26 S. Wörterbuch. M. 2,60.

Stories for the young, für den Schulgebrauch hg. von M. Bücker-Schirrmann (Pariselles Franz. u. engl. Schulbibl., C 45). 95 S., dazu 33 S. Anmerkungen. M. 1,30 [14 Erzählungen aus englischen Kinderbüchern, geordnet nach aufsteigenden Schwierigkeiten].

Shakespeare, Hamlet, mit Anmerkungen für den Schulgebr. hg. von R. Ackermann (Velhagen & Klasings Sammlung, 161B). XIX, 145 S., dazu Anmerkungen und Namenverzeichnis 32 S. M. 1,60 [Enthält ein kurzes Leben Shakespeares, bibliographische Angaben und eine Zeichnung von der Bühne des Globustheaters, wie sie bei gefülltem Hause ausgesehen haben dürfte.]

Carlyle, Thomas, A faithful friend of Germany (Pariselles Franz. u. engl. Schulbibl., 202). Leipzig, Renger, 1919. X, 79 S. Geb. M. 1,30. [Abgedruckt sind einige Briefe von Carlyle an seine Braut und an Goethe; einige Stellen von Carlyle über Goethe, Schiller und deutsche Literatur überhaupt; vier Skizzen aus dem Leben Friedrichs des Großen; der bekannte Brief an die 'Times' von 1870 und schließlich ein Brief von Bismarck von 1875 mit Dank für einen Geburtstagswunsch. Anmerkungen. Namenverzeichnis].

Emerson, R. W., Representative men, für den Schulgebrauch hg. von

R. Günther (Pariselles Franz. u. engl. Schulbibl., A 205). VII, 62 S., dazu 26 S. Anmerkungen. M. 1,20.

Mill, John Stuart, On liberty, mit Anmerkungen zum Schulgebr. hg. von Wieckert (Velhagen & Klasings Schulausg., 158B). Bielefeld, Velhagen, 1918. XXIX, 119 S. mit Anhang von Anmerkungen 35 S. M. 1,30. [Diese literarische Hauptfrucht des englischen Liberalismus, erschienen eine Generation nach der Reformbill, wird man schwerlich recht begreifen, ohne einen Ausblick nicht bloß auf Mills eigenes Leben, das sehr still verlief, sondern auf die Geschichte der politischen Partei, der er angehörte. Der grobe Freiheitsbegriff von 1832 war 1859, nach der Tätigkeit von Carlyle, der Christlichsozialen und auch des ästhetisch sozialen Ruskin nicht mehr festzuhalten; er bedurfte der Verfeinerung und Ausgestaltung: diese hat Mill hier versucht und hiermit dem liberalen Programm die Lebensfrist beträchtlich verlängert. Wird der Schüler ohne solche Orientierung das Ziel des Autors erfassen? Es ist wohl eine der schwersten Aufgaben auf der höheren Schule, eine Klasse so weit in englische Gedankengeschichte einzuführen, daß sie von Mill mehr behält als den Eindruck des 'Rationalisten', wie er in der Einleitung schlankweg genannt wird.]

Henty, G. A., By conduct and courage, erkl. von Huppertz (Pariselles Franz. u. engl. Schulbibl., A 204). VI, 106 S., dazu 21 S. Anmerkungen. M. 1,50.

Stories of the great war by various authors (Pariselles Schulbibl., 200). VI, 91 S. M. 1,40. [Aus englischen Quellen werden abgedruckt Skizzen über die ersten Kriegstage, die Einnahme von Lüttich, den englischen Rückzug, Paris im September 1914, die Torpedierung der drei englischen Kreuzer, the race for the coast und die zweite Schlacht von Ypern, alles mit einer gewissen Objektivität geschildert und gemischt mit Bewunderung für die Tapferkeit der englischen — nur der englischen — Soldaten. Die Sympathie der Verfasser ist natürlich bei unseren Feinden. Würden solche Berichte in England für eine Schule zusammen gedruckt werden?]

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von A. Hilka, XL, 1. 1919 [H. Breuer, Wendelin Förster zum Gedächtnis. — E. Richter, Grundlinien der Wortstellungslehre. — W. Meyer-Lübke, Beiträge zur romanischen Laut- und Formenlehre. 4. Geschichte des betonten *au*. — W. Küchler, Über den sentimentalen Gehalt der Haupthandlung in Crestiens 'Erec' und 'Ivain'. — Vermischtes: H. Schuchardt, Romano-baskisches 'Schaf', 'Lamm'. — L. Spitzer, Frz. *macmouset, marmot* — frz. *échelle* 'Landungsplatz' — rum. *porumb* 'Mais'. — M. L. Wagner, Oberital. *fers(a)* 'Röteln' — lomb. *bonza* 'Fäßchen'. — H. Schuchardt, Oberengad. *sutember* 'September'. — L. Spitzer, Zur Motivgeschichte. — Besprechungen]. — XL, 2. 1919 [E. Gamillscheg, Französische Etymologien I. — L. Jordan, Zum altfranzösischen Joufrois. — Vermischtes: W. Meyer-Lübke, Prov. *un* aus *en* — Die iberischen Patronymika auf *-ex* — Katal., span., portg. *garra* 'Klaue' — Altfranz. provenz. *isnel*. — K. Lewent, Prov. *pois (que)* 'obgleich'?. — L. Spitzer, Katalanische Etymologien. — K. Lewent, Hat Gaucelm Faidit französisch gedichtet?. — W. Meyer-Lübke, Zu Pons de Capdueln — Zu Peire Vidal. — E. Höpffner, Die Folie Tristan und die Odyssee — Die Anspielung auf Crestien de Troyes im 'Hunbaut'. — Besprechungen]. — XL, 3. 1920 [Fr. Beck, Textkritische und grammatisch-exegetische Bemerkungen zu Dantes *Vita Nova*. — M. L. Wagner, Amerikanisch-Spanisch und Vulgärlatein. — J. Brüch, Zu Meyer-Lübkes etymologischem Wörterbuch (Lieferung 7. 8). — Vermischtes: H. Schuchardt, Lat. *coturnix*, rum. *potîrniche*. — E. Öhmann, Nochmals frz. *noël*. — Th. Braune, German. **gan* und it. *gana, inganare*, fr. *enganer*, sp. *gañon*, afrz *gente*, fr. *ganache* u. a. — Franz. *japper*, afr. *jangler* u. urgerm. *kamp*. — G. Rohlfs, Zur Lokalisierung von it. *andare*. — Sp. *judía*, kalabr. *suráka* 'Bohne' —

Südit. *jumenta* 'Stute' — Die Entwicklung von lat. *gr* im Romanischen — Frz. *vite*. — G. G. Nicholson, Un passage controversé des Serments de Strassbourg. — G. Bertoni, Due cobbole provenzali inedite. — Oliver M. Johnston, Inferno XXIV, 119—20. — J. de Perott, Über die das Bild des Geliebten widerspiegelnde Quelle in den Winternächten von Antonio de Eslava. — Besprechungen. — E. Gamillscheg, Zu frz. *béguine*. — O. Schultz-Gora, Zu Zs. XL, 134, 138, 170. — H. Gelzer, Zu Zs. XL, 166].

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller, XXXVIII, 2; ausgegeben im Oktober 1919 [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie, XII. Band. — Ph. Fuchs, Das altfranzösische Verbum *errer* mit seinen Stammesverwandten und das Aussterben dieses Wortes].

Archivum Romanicum, hg. von G. Bertoni. Vol. III No. 2, Aprile—Giugno 1919 [M. Casella, Il Somni d'en Bernat Metge. — G. Vitaletti, Benedizioni e maledizioni in amore. — U. Daliari, Ricerche sul luogo ove nacque a Reggio Lodovico Ariosto. — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Note varie al romanzo di Durmart le Galois. — Due etimologie. — 'Erbolato'. — Cronaca bibliografica e critica]. — No. 3, Luglio—Settembre 1919 [L. Frati, Poesie alchimistiche, attribuite a Jean de Meun. — C. Fabre, Documents d'histoire trouvés au XVIe siècle dans les livres de Pierre Cardinal et de sa famille (1218—1286). — A. Jeanroy et A. Långfors, Chansons inédites du manuscrit français 846 de la Bibliothèque nationale (fin). — Varietà e Aneddoti: G. Bertoni, Elementi lessicali volgari negli Statuts de l'Église de Maguelonne (1331). — E. Platz, Anc. franc. *russinole* fém. — Une glose de l'Appendix Probi. — L. Spitzer, Afrz. *ox* als Imperativ. — G. Bertoni, Note etimologiche varie. — P. Aebischer, Étymologies romandes. — G. Bertoni, *'Fioldo'*; *'maneggio'*, *'malussero'*. — M. Krepinsky, Quelques étymologies espagnoles. — T. Sorbelli, Una epistola di Marco Girolamo Vida. — Bibliografia].

Pauli, J., 'Enfant', 'garçon', 'fille' dans les langues romanes. Essai de lexicologie comparée. Lund, Lindstedt, 1919. 422 S. [Ein gutes Buch, von gründlichen Kenntnissen und trefflicher Methode zeugend. Von Vorarbeiten waren nur Tappolets Romanische Verwandtschaftsnamen und die Schrift von Alice Sperber, 'Zur Bildung romanischer Kindernamen' vorhanden. Der reiche Stoff ist praktisch und übersichtlich angeordnet: 1. Teil, Tradition latine, die sich in tr. propre und impropre gliedert, 2. Teil, die Création romane umfassend und zerfallend in I. Changements de sens mit verschiedenen Unterabteilungen, II. Création primitive, III. Mots d'emprunt, IV. Mots d'origine inconnue. Die Dialekte sind in weitestem Maße herangezogen worden. Hier und da wäre eine etwas stärkere Berücksichtigung der alten Sprachperioden erwünscht gewesen, z. B. trifft man schon auf afrz. *enfant* = 'erwachsenes Mädchen' (S. 28), s. Bartsch, Rom. und Past. III, 5 V. 11. *Pucelle* begegnet oft genug im 13. Jahrh. im Sinne von 'fille non mariée', nicht bloß in dem von Littré angeführten Beispiel (S. 87); warum ist nicht das *pulzella* aus dem Contrasto des Ciullo d'Alcamo erwähnt (S. 89)? Ein Suffix *-ton* (S. 98) kann man nicht gelten lassen, höchstens *-eton*, das aber aus *et* (*ete*) + *on* erwachsen ist, so daß ein **fisseton* die Vorstufe für *fiston* sein wird. *Garce* erscheint nicht erst im 13. Jahrh. (S. 147), sondern schon bei Chrestien, s. Wörterbuch von Förster-Breuer, wo Löwenritter V. 1713 fehlt. Wo finden sich Belege für einen geringschätzigen Sinn von aprov. *bacalar* (S. 171)? Der 'sens péjoratif' braucht sich nicht aus der Bedeutung 'jeune gentilhomme' (S. 172) entwickelt zu haben, vielmehr genügt als Ausgangspunkt schon das einfache 'junger Mann', 'Bursch', vgl. unser 'Bursche' in der Umgangssprache. Zu wall. *trène* 'fille' 'fillette' < *Catherine* (S. 173) konnte unser 'Trine' in 'dumme Trine' verglichen werden, desgleichen zu aprov. *dolen* 'pitoyable', 'misérable' (S. 181) unser 'traurig'. Die S. 189 Anm. 2 und S. 190 Anm. 1 besprochenen Herleitungen von *maraud* sind sämtlich unbefriedigend. Marchot, der weder hier noch im ERW. 5264 er-

wähnt wird, ist m. E. allein auf dem richtigen Wege gewesen, wenn er an einen Personennamen denkt (Zs. XVIII, 432), nur hätte er nicht *Marulf*, sondern *Marald* nennen sollen (Förstemann, Personennamen[2] Sp. 1103); im übrigen muß *marand* schon viel älter sein, als Sainéan behauptet, der vom 16. Jahrh. spricht (Godefroy Co. belegt es zuerst aus Villon), denn man findet schon in einem Fablel (Montaiglon-Raynaud, Rec. II, 138) die Ableitung *maraudise*, welches Wort ganz unbeachtet geblieben zu sein scheint. Für *Cosa* von einer Frau gesagt (S. 210) sei an *Cara-Cosa*, die Tochter des Albert Malaspina (12.—13. Jh.) erinnert, s. Suchier, Dkm. S. 323 V. 21. Bei neuprov. *tetoun* (S. 246) ist zu bemerken, daß *teto* in gleicher Bedeutung schon in der alten Sprache vorkommt, wenn Levy, Pet. Dict. sie auch nicht aufführt, s. Suchier, Dkm. S. 322 V. 1, der im Glossar kein Fragezeichen zu setzen nötig hatte. S. 268 wird mit Recht nicht das Fem. *touse* als das Ursprüngliche angesehen, sondern das Maskulinum, und wenn es heißt, daß das Maskulinum im Altfranzösischen fehlt, so besteht daselbst doch *tousel* und *touset* (s. Godefroy), die das Vorhandensein eines **tous* voraussetzen. Zu der Annahme von Meyer-Lübke RGW. 8785, daß *touse* ein Lehnwort aus dem Provenzalischen sei, liegt kein zwingender Grund vor, vgl. die Form *teuse* in Hs. E der Auberee, s. Ausgabe von Ebeling S. 137. Die Erklärung der Bedeutung von *tendron* 'junges Mädchen', wie sie das Dict. gén. gibt, ist gegenüber Nyrop die bei weitem einleuchtendere (S. 285). Für *marotte* < *Marotte* (S. 316) war statt auf Dict. gén. und Nyrop auf Littré und besonders auf G. Cohn in den Tobler-Abhandlungen S. 286 f. zu verweisen; letzterer gibt die literarischen Fundstellen für *Marote*, denen sich noch weitere aus der Pariser Steuerrolle von 1292 anschliessen lassen. Bemerkenswert ist übrigens, wie selten die Form *Mariote* zu begegnen scheint.]

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens, XLV, 7 u. 8 [Abhandlungen: K. Glaser, Aufklärung und Revolution in Frankreich. — K. Küchler, Die Ansichten des jungen Renan über französische Literatur und Literaturkritik. — P. Högberg, Zwei altfranzösische Sprichwörtersammlungen in der Universitätsbibliothek zu Upsala. — W. Meyer-Lübke, Etymologisches: 1. afrz. *chaïne*, *meïsme* und verwandte Formen; 2. afrz. *ramposner*. — C. Friesland, Technische Hochschulen und neuere Sprachen. — Referate und Rezensionen: F. Busigny, C. J. Merk, Anschauungen über die Lehre und das Leben der Kirche im altfranzösischen Heldenepos. — H. Maver, E. Gamillscheg und L. Spitzer, Die Bezeichnungen der Klette im Galloromanischen. — Miszelle: D. Behrens, *alboche*].

Gesellschaft für Romanische Literatur. Dresden. Sechzehnter Jahrgang, 1917. Der ganzen Reihe Band 41. Der festländische Bueve de Hantone, Fassung II, nach allen Handschriften mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar zum ersten Male herausgegeben von A. Stimming. Band II: Einleitung, Anmerkungen, Glossar und Namenverzeichnis. Dresden 1918. 514 S. [Mit diesem stattlichen Bande bringt der nicht ermattende Herausgeber seine Publikation der zweiten Fassung des festländischen Bueve zum Abschluß, so daß jetzt nur noch der zweite Band zur dritten Fassung aussteht. Die reichlichen Anmerkungen, über die ein praktisch angelegter Index orientiert, bringen nicht wenig Belehrendes. Zu *demie* und *denree* (V. 1971), sowie auch *enforchiés* bei *esterlins* (V. 12907) vermißt man einen Hinweis auf Belz, Münzbezeichnungen S. 23, 30, 78. Warum wird durchgängig *eue* statt *eve* 'Wasser' geschrieben? *Mander* ist in den zu V. 2282 angeführten Stellen als ein Verb des Wollens empfunden, da ja der Inhalt des *que*-Satzes nicht etwas Tatsächliches, sondern etwas erst zur Ausführung kommen Sollendes ist, also erwartet man eine etwas andere Fassung der Anmerkung. Die am Schlusse der Anmerkung zu V. 2354 namhaft gemachten Stellen können nicht

als parallel gelten zu dem *grans mals est du celer*. In dem Satze *poi s'en faloit, ne l'avoit ravisé* (V. 3622) wird *ne l'avoit ravisé* nicht mit Recht als abhängiger Satz bezeichnet, es ist vielmehr ein Hauptsatz, s. Tobler, VB. IV, 38. Zu V. 5258 heißt es, daß *rere sanz eve* ein sprichwörtlicher Ausdruck sei, aber Parallelstellen wären doch wohl am Platze gewesen; ich habe mir nur Montaiglon-Raynaud, Rec. IV, 170 angemerkt. Für das Hysteron Proteron (zu V. 7375) konnte Zipperling, Fablel du vilain mire 28/9 angeführt werden, der auch weitere, freilich nicht vollständige Literatur verzeichnet; am Schluß der Anm. muß es doch wohl heißen: 'Bueve IIIb (noch nicht erschienen)'. Zu *destre et senestre* (V. 8047) war auf Tobler, VB. II², 161 sowie auf Ebeling zur Auberee 335 zu verweisen. Die Unterdrückung von *i* in *g'irai* und *g'iroie* (V. 12914) ist nicht nur 'nicht ganz selten', sondern ziemlich häufig, s. meine Anmerkung zum 'Ritter mit dem Fäßlein' V. 382. Die Meinung von Suchier, daß *Martin* in der Redensart *chanter d'autre Martin* aus *matire* entstellt sei (V. 14959) hat wenig Wahrscheinlichkeit für sich, schon weil *parler d'autre Bernart* in gleichem Sinne danebensteht, s. Rom. de Renart ed. Martin I, 52 V. 1853 und M.-R., Rec. III, 259. Es ist nicht ersichtlich, wie man sich den Sinn vorzustellen habe, wenn in V. 16606 *troussé* als Attribut zu *d'or et d'argent* gefaßt werden soll (s. S. 48). — Das Wortmaterial der Anhänge ist nicht in das Glossar einbezogen worden, deshalb sei hier besonders auf das interessante *espiex caserex* (S. 350 V. 82) aufmerksam gemacht. — Im Index wird *grant colp* in *ferir gr. c.* als Acc. graecus hingestellt; das ist nicht zutreffend, auch wird in der Anm. der Akkus. nicht so bezeichnet. Es fehlt 'Dativus ethicus', s. Anm. zu V. 15735.]

Bartsch, K., Chrestomathie de l'ancien français (VIIIe—XVe siècles) accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. Douzième édition entièrement revue et corrigée par Leo Wiese. Leipzig, F. C. W. Vogel, 1920. XII, 548 S. M. 24, geb. M. 28. [Die sehr verdienstliche Neubearbeitung, über deren frühere Ausgaben ich schon in der Deutschen Literaturzeitung von 1909 Sp. 1448—9 und 1911 Sp. 933—4 berichtet habe, liegt hier in 12. Auflage, leider zu recht hohem Preise vor. Daß keine Anordnung nach literarischen Gattungen vorgenommen ist, bleibt ein gewisser Übelstand, auf den ich schon früher hingewiesen habe, der sich aber nun wohl nicht mehr ändern läßt. Es sind einige neuerschienene kritische Texte verwertet worden, sonst weist diese Auflage nur wenige Veränderungen gegenüber der 10. und 11. auf. Immerhin würde sich doch eine nochmalige Durchsicht einzelner Texte empfehlen. Ich greife zur Probe n° 19 (Aliscans) heraus. V. 17 erfährt der Studierende weder unter *quel* noch unter *la* (die Stelle fehlt im 'Tableau') etwas zum Verständnis von *quel la ferés?* Die Schreibung *parestes* und die Ansetzung von *parestre* im Glossar sind zu mißbilligen, schreibt doch W. selbt 24, 264 richtig getrennt *tant par esteit* und führt die Stelle unter *par* auf, wohin auch die anderen unter *parestre* stehenden gehören. In V. 47 und 50 ist trotz der Diskrepanz, *l'alosés* und *gués* mit den Hss. und der Hallenser Ausgabe beizubehalten. In V. 57 (*com' home forsenez*) wie auch sonst folgt W. für *com'* der Försterschen Schreibregel, s. zur Karre 16 und Iwain, Kl. Ausg.³ zu 24. Es würde hier zu weit führen, zu zeigen, daß diese Regel auf schwachen Füßen steht, und ich muß mich darauf beschränken, zu fragen, warum denn nicht bei *or*, wo Förster doch auch *or'* verlangt, das gleiche Verfahren beobachtet ist. V. 99 streiche man das Komma zwischen *las* und *dolant*, denn es handelt sich um asyndetische Paarung (s. Tobler, VB II², 161), die sehr enge ist und keine Trennung verträgt; 17, 62 wird richtig *las caitis* geschrieben. V. 215 ist nicht verständlich; die Stelle fehlt im Glossar unter *si(se)*. Hat man etwa *n'aie* für *s'aie* zu schreiben? V. 323 sehen wir *Martin* richtig groß geschrieben, während es im Glossar klein erscheint und sonderlicherweise mit 'idée', 'sujet' erklärt wird. Die Form *vi*,

die V. 543 als 3. sg. Perf. auftritt, fehlt im Tableau. Beim V. 3 wäre zu erwägen, ob man mit L allein für das *arestés* der anderen Hss. wirklich *aroutés* zu schreiben habe, wie es W. tut. Tobler glossiert im Wörterbuch unter *arester* diese Stelle mit 'besetzen'. Allerdings heißt es auch V. 46 *de paiens est li cans arotés*; das haben die meisten Hss. (A b wieder *arestes*), und Tobler sagt für diese Stelle 'mit Gruppen füllen', setzt aber ein Fragezeichen hinzu. Er führt noch eine Stelle aus Aliscans an: *des abatus est li chans aroutés*; es ist V. 5303 der Hallenser Ausgabe, und dort schreiben die Herausgeber mit den meisten Hss. *arestes*. Schwierigkeiten bereitet auch V. 191. Daß *esté* hier 'Standort' heißen könnte, wie im Glossar frageweise gedeutet wird, scheint mir kaum möglich, da man mindestens ein Possessiv erwarten würde. Das Natürlichste ist doch, es zu *plaine lance* zu ziehen, und vielleicht heißt es 'aufgerichtet' wie im 'Aquin', wo es Godefroy mit 'syn. de hauteur' glossiert, also 'eine aufgerichtete Lanze', d. h. 'eine Lanze in ihrer ganzen Länge'; auch die Var. *dester (= d'ester)* dürfte dafür sprechen, vgl. *soi lever en ester* im Crestien-Wörterbuch. — Ziemlich störend ist es, daß sowohl im Glossar wie im Eigennamenverzeichnis W. lange nicht überall da, wo nicht alle Belegstellen geboten sind, ein 'etc.' gesetzt hat. Im Vorbeigehen sei noch bemerkt, daß V. 191 eine Silbe zu wenig hat; bei du Méril S. 214 heißt es: *tu es mes homs de mon fié a tenir*. — Bedauerlich ist es, daß das Buch das französische Gewand hat behalten dürfen, und noch bedauerlicher, daß ein deutscher Mann einen solchen Satz wie den letzten der Vorrede gegenwärtig zu schreiben vermag.]

Beihefte zur Zeitschrift für romanische Philologie nº 53: Eine altfranzösische Fassung der Johanneslegende, hg. von A. Huber. — Eine gereimte altfranzösisch-veronesische Fassung der Legende der hl. Katharina von Alexandrien, hg. von H. Breuer. Halle, Niemeyer, 1919. 287 S. M. 24.

Walberg, E., Date et source de la vie Saint Thomas de Cantorbery par Benet, moine de Saint-Alban. S.-A. aus Romania, janvier—octobre 1916. 22 S.

Walberg, E., Sur l'authenticité de deux passages de la Vie de Saint Thomas le Martyr par Guernes de Pont-Sainte-Maxence. S.-A. aus den Neuphilologischen Mitteilungen, hg. vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors 1919, nº 5, S. 64—76.

Franz, A., Zur galloromanischen Syntax. Jena und Leipzig, Gronau, 1920. 128 S. Supplementheft X der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur.

Repetitorien zum Studium altfranzösischer Literaturdenkmäler, hg. von K. v. Ettmayer, nº 1: K. v. Ettmayer, Der Rosenroman (erster Teil). Stilistische, grammatische und literarhistorische Erläuterungen zum Studium und zur Privatlektüre des Textes. Heidelberg, C. Winter, 1919. 42 S. M. 1,20. [Das Büchlein ist nicht zu empfehlen, schon weil die offenbare Eile, mit der es dem Markte zugeführt werden sollte, eine ganze Reihe schwerer, sonderbarer und für einen Studierenden besonders gefährlicher Interpretationsfehler hervorgerufen hat. *Bacins* soll nicht 'Becken' heißen, sondern eine lothringische Entsprechung für afrz. *baucent* darstellen, *par couvent* soll 'offenkundig' heißen, *ores* 'beinahe', *en cele* 'was diese betrifft', *en toutes cors* 'vor allen anderen'. S. 18 ist von Formen wie *comans* für *comant* die Rede, und diesen wird auch *ves* für *vois* = 'ich gehe' beigezählt, wiewohl es doch eben vorher unter die 'alten sigmatischen Formen' gestellt wurde. Ebenda wird *larder* als dialektisch für *ardoir* resp. *ardre* bezeichnet, und dann heißt es: 'es scheint normannischer Herkunft zu sein und steht sichtlich unter volksetymologischem Einfluß von *lard* "Speck", etwa in der Bedeutung "rösten";' es ist einfach eine Ableitung von *lard*, bedeutet 'durchbohren' und ist keineswegs dialektisch; s. zuletzt Archiv 137, 233. Zum V. 1554 *lors perent colors plus de cent* wird S. 35 gesagt: 'Die im Texte gebotene Orthographie *colors*

läßt sich zwar syntaktisch rechtfertigen, doch ist die Auffassung von *color* als Subjekt wohl besser' (!), als ob nicht *color* Femininum und *colors* die regelrechte Form des Nom. Plur. wäre. Auch S. 17 traut man seinen Augen nicht recht, wenn man liest: 'In V. 3398 *un baisier de la rose* ist der Dichter wohl aus dem Bilde gefallen und vergißt, daß der *amant* zwar die Rose, diese aber nicht ihn küssen kann'. Die Stelle V. 1112—3 (s. S. 17) ist ganz mißverstanden worden. In *trop li fesoit Amors mal traire* (V. 3316) soll *li* Dat. ethicus sein (S. 17), usw. Die dem zu V. 1509 Gesagten gegebene Fassung (S. 34) ist unverständlich. Vom Texte erhalten wir die Verse 1433—1610 samt einer phonetischen Transkription; letztere war viel weniger am Platze als eine sorgfältige Interpretation (V. 1451, 1544, 1548 z. B. sind unerläutert geblieben). Ganz eigentümliche Anforderungen an das Vorstellungsvermögen des Lesers werden mit folgendem Satze gestellt: 'Entsprechend diesem Gesamtcharakter der Darstellung ist auch der logische Aufbau der einzelnen Sätze vor allem von einer wandernden Aufmerksamkeit getragen, die in ruhigem Gange, Glied an Glied, die einzelnen Bilder, aus denen der Roman im wesentlichen besteht, analysiert.' Das zur Metrik (S. 41) Vorgetragene übergeht man am besten mit Stillschweigen Es versteht sich, daß der Ausdruck 'Objektoïd' nicht fehlt, aber eine Erklärung für den Studierenden wird nicht als nötig erachtet. Unter den zahlreichen Druckfehlern wirkt 'Enklyse' (S. 42) etwas peinlich.]

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade:

Reihe A.: Bd. 203. C. Guy, Extraits de mémoires historiques, hg. von O. Wiese. Mit 13 Plänen. Leipzig, Renger, 1920. VII, 104 S. M. 1,60.

Reihe A.: Bd. 206. H. de Balzac, Eugénie Grandet, hg. von Eug. Pariselle. Leipzig, Renger, 1920. IX, 133 S. M. 1,30.

Reihe A.: Bd. 207. Conteurs modernes IV. Ausgewählte Erzählungen von Normand, France, Coppée, Maupassant, Daudet, Claretie, hg. von K. Wimmer. Leipzig, Renger, 1920. 98 S. M. 1,30.

Reihe B.: Bd. 33. Eug. Labiche et Éd. Martin, Le voyage de Monsieur Perrichon, comédie en quatre actes, hg. von E. Leitsmann. Leipzig, Renger, 1920. XII, 80 S. M. 1,10.

Reihe B.: Bd. 34. M. Maeterlinck, L'oiseau bleu, féerie en douze tableaux, hg. v. Hönn. Leipzig, Renger, 1920. VIII, 114 S. M. 1,30.

Engel, E., Frankreichs Geistesführer. Achtzehn Charakterbilder. Fünfte neubearbeitete Auflage von des Verfassers 'Psychologie der französischen Literatur'. Halle, Diekmann, 1920. 242 S. M. 7,50.

Marx, L., Wie ist die Aussprache des Französischen zu lehren? Mainz, Prickarts, 1919. 28 S.

de Beaux, Th., Französische Handelskorrespondenz. Zweite vermehrte Auflage. Sammlung Göschen nº 183. Berlin und Leipzig. Verein wiss. Verleger, 1919. 135 S. M. 1,60.

Provenzalisch.

Der Trobador Cadenet, hg. von C. Appel. Halle, Niemeyer, 1920. 123 S. M. 14 [s. S. 288].

Italienisch.

Walser, E., Studien zur Weltanschauung der Renaissance. Basel, Schwabe, 1920. 37 S. [Die Historiker sind seit einiger Zeit damit beschäftigt, die Anschauungen über Renaissance, wie sie Jakob Burckhardt geprägt hatte, zu revidieren. Die 'Kultur der Renaissance' war ein genialer Wurf mit der genialen Einseitigkeit und Systematisierung des Künstlers. Die Jünger Burckhardts haben das System ohne die Kunst des Meisters trivialisiert. Dagegen wandte sich die Reaktion der Historiker, und in diesen

Rahmen gehören die Studien W.s. Er weist nach, wie unendlich komplizierter alles liegt, als man früher annahm; er zeigt, wie wenig begründet die gröblich verallgemeinerte Annahme der verminderten Rechtgläubigkeit ist, wie die kritische Fähigkeit der Humanisten durchaus überschätzt wird, und wie ihre antikuriale Tendenz zu etwas Neuem, Bahnbrechendem gefärbt wird. 'Es kommt mir vor allem darauf an, zu betonen, daß von einer allgemeinen Humanistenreligion, zusammengesetzt aus Skepsis und schöngeistigem Ästhetentum, einer allgemeinen Renaissance-Indifferenz und Renaissance-Skepsis keine Rede sein kann.' Es ist ein Verdienst, daß hier ein Literarhistoriker den Literarhistorikern predigt, daß Einheitlichkeit des Gesehenen leicht Oberflächlichkeit des Sehenden sein kann. Historisch, kunstgeschichtlich und philologisch fundiert, wirken W.s Ausführungen überzeugend, dazu ein kluger und gepflegter Stil. Wenn er S. 6 ff. die Durchschnittsanschauung über Renaissance ironisirend darstellt, so ist das sein gutes Recht, aber die Wendung S. 8 von verheirateten Frauen, die 'ihr eheliches Kreuz an den Nagel hängen', ist ein verunglücktes Bild, auch wenn wir der Ironie noch so freien Lauf lassen. H. Gelzer.]

Levy, A., Le Palatali piemontesi. Torino, Fratelli Bocca, 1918. 279 S.

Spanisch.

Spanien, Zeitschrift für Auslandkunde, Organ des Verbandes Deutschland-Spanien, hg. vom Ibero-amerikanischen Institut Hamburg. Schriftleitung B. Schädel. Jahrg. I, Heft 3, 1919 [Fr. Grandmontagne, Spanier und Deutsche in Südamerika (deutsch von E. Großmann). — A. Reiff, Die Anfänge der Oper mit Textproben. — W. Mulertt, Der Amadisroman und seine zweite Heimat. — Gräfenberg, Juan Valera, Romanschriftsteller und Diplomat. — H. J. Ohrem, Johannes Fastenrath und seine spanischen Freunde. — Mitteilungen aus dem Wirtschaftsleben. — Mitteilungen aus dem kulturellen Leben. — Neuerscheinungen. — Mitteilungen des Verbandes]. Jahrg. II, Heft 1/2. 1920. Schriftleiter F. Krüger [Geleitwort. — A. Castro, Der Fortschritt der Wissenschaft im heutigen Spanien. — M. Artigas, Ein unbekanntes spanisches Gedicht aus dem Mittelalter (Madrid). — A. Salazar und Reiff, Das Musikjahr 1918/1919 in Madrid. — Gertrud Richert, Spanische Gemälde in deutschen Galerien. — Mitteilungen aus dem Wirtschaftsleben. — Mitteilungen aus dem kulturellen Leben. — Neuerscheinungen. — Deutsche Zeitschriftenschau. — Eingetroffene Schriften. — Mitteilungen des Verbandes].

Ruppert, R., Die spanischen Lehn- und Fremdwörter in der französischen Sprache. München, Lindauer, 1920. 320 S. M. 16,50. [Der Verfasser hat das Unglück gehabt, daß während des Druckes seines Buches die Arbeit von W. Fritz Schmidt, 'Die spanischen Elemente im französischen Wortschatz', Beiheft 54 zur Zeitschrift für romanische Philologie, erschien. Bei einem Vergleiche schneidet R. nicht allzu günstig ab. Die Einteilung und Formulierung bei Schmitz ist sorgsamer und zweckmäßiger. Wenn R. 300 Ausdrücke mehr aufführt, so liegt das z. T. auch an der Art der Zählung. Z. B. bringt R. das Wort *friser*, dessen Entstehung selbst durchaus fraglich ist, dazu 9 Wörter: *frisage, frisé, frisette, friseur, friseuse, frisoir, frison, frisotter, frisure* als weitere Lehnwörter, wo es sich doch bloß um von *friser* abgeleitete französische Bildungen handelt. Die Etymologie nimmt bei R. einen größeren Raum ein als bei Schmidt, nicht immer glücklich und nicht immer mit voller Kenntnis der Literatur: Bei *canot* S. 113 fehlt der Verweis auf Wiener, Zeitschrift 33, 523 ff., der einen bloßen Lesefehler annimmt; bei *dague* S. 55 keine Berücksichtigung von Schuchardts *daca*, dakisches Messer; bei *maïs* S. 146 wäre auf Spitzers Arbeiten zu verweisen gewesen. So ist das fleißige Buch eigentlich schon bei seinem Erscheinen überholt gewesen; aber zur Ergänzung des Schmidtschen Buches wird man es gelegentlich nicht ohne Nutzen heranziehen können. H. Gelzer.]

Ruppert, R., Spanisches Lesebuch für Anfänger und Fortgeschrittene. München, Lindauer, 1920. 142 S. M. 4,40. [Der Stoff ist gut ausgewählt und im ganzen geschickt angeordnet. Der Abschnitt *lesos y costumbres* wäre besser ans Ende gesetzt worden, da er inhaltlich der schwerste ist. Auch sind für diesen die Anmerkungen sicherlich zu knapp bemessen; z. B. bleiben Wörter wie *jamelgos* (88, 21), *juerga* (95, 28) unglossiert. Überhaupt sind die Anmerkungen wenig gleichmäßig gehalten, indem Leichtes, wie z. B. *ecear ocupado* (9, 29) berücksichtigt, Entlegeneres aber nicht erklärt worden ist. Die Wiedergabe von *poner coche* mit 'sich einen Wagen anlegen' statt 'einen Wagen anspannen' ist kein Deutsch.]

Rumänisch.

Gamillscheg, E., Oltenische Mundarten. Akad. d. Wissenschaften in Wien. Philos.-hist. Kl. der Sitzungsberichte. 190. Bd., 3. Abhandlung. Wien, Hölder, 1919. 116 S.

Varia.

Wissenschaftliche Forschungsberichte, hg. von K. Hönn. No. IV: E. Howald, Griechische Philologie. Gotha, Andreas Perthes, 1920. 72 S.

Folklore Argentino. II. R. Lehmann-Nitsche, El Retajo. Buenos Aires, 1914. Boletín de la Academia Nacional de Ciencias de Cordoba. tomo XX, paginas 151—234.

Kroll, W., Geschichte der klassischen Philologie. Zweite verbesserte Auflage. Sammlung Goeschen No. 367. Berlin und Leipzig, Verein. wiss. Verleger, 1919. 148 S. M. 1,60. [Sehr lebendig und klar geschriebene Darstellung mit wohlüberlegter Auswahl und übersichtlicher Anordnung des Stoffes, sowie steter Berücksichtigung der großen geistigen Bewegungen. Das Buch hat natürlich auch für den Romanisten nicht geringes Interesse.]

Zu Huracan, Arch. 139, p. 217 ff.

Infolge postalischen Versehens hatte ich nicht selbst Gelegenheit, den Druckbogen zu meinem Aufsatze durchzusehen. Ich habe die Absicht gehabt, in der Korrektur noch bezüglich der ältesten deutschen Belege des Wortes Orkan auf *Kluge, Seemannssprache* S. 598 hinzuweisen. Der dort gegebene älteste Nachweis ist von 1645 (Mandelslow Reise S. 24: Hercan). Im übrigen bleibt Huracan im Amadis von 1590 noch immer über 50 Jahre älter.

Ich habe weiterhin vor, p. 219 Anmerkung, den zusammenfassenden Aufsatz: *'Der Amadisroman und seine zweite Heimat', Spanien I, p. 194—201,* der inzwischen erschienen ist, zu nennen.

p. 220 lies Moldaüien statt Moldanien. W. Mulertt.

Berichtigung zu Arch. 139, S. 270.

Bei der Anzeige von Zund-Burguets *Exercices pratiques* ... bemerkte ich, daß die Bezeichnung 'zweite Auflage' nicht gerechtfertigt wäre. Es liegt aber in der Tat eine zweite Auflage von einem i. J. 1906 erschienenen Buche vor. Der Irrtum entstand dadurch, daß der Verlag die undatierte Vorrede des Verfassers zur ersten Auflage hat stehen lassen, in welcher von den i. J. 1901 erschienenen 'Praktischen Übungen zur Aussprache des Französischen' die Rede ist, Herr Wengler aber, der Bearbeiter der 2. Auflage, es nicht für nötig befunden hat, eine den Benutzer orientierende Vorrede seinerseits anzuschließen. Sch.-G.

LESEBÜCHER

aus dem Verlage

Georg Westermann, Braunschweig und Hamburg

FÖRSTER English Authors. With biographical notices. On the basis of a selection by Ludwig Herrig, ed. by M. Förster, Prof. in the university of Leipzig. Abr. edition of Herrig-Förster, British classical authors. 5. Auflage, In Leinwand geb. M. 13,—

FÖRSTER English Poems. With biographical notices. On the basis of a selection by Ludwig Herrig, edited by Max Förster, Prof. in the university of Leipzig. Kartoniert M. 4,50

FÖRSTER English Prose. With biographical notices. On the basis of a selection by Ludwig Herrig, ed. by M. Förster, Prof. in the university of Leipzig. Gebunden M. 6,—

HERRIG-FÖRSTER British classical authors. With biographical notices. On the basis of a selection by L. Herrig, ed. bei M. Förster, Prof. in the university of Leipzig. 96. Aufl. In einen Band geb. M. 20,— in zwei Bände geb. M. 24,—. Jeder Band einzeln, vornehm geb. M. 13,—

GRÜNEWALD The Robinson Reader. Lehrgang der englischen Sprache im Anschluß an Defoes Robinson Crusoe. Vornehm gebunden M. 8,—

HERRIG-BURGUY La France littéraire. 51. Édition.
Rémaniée par Henri Bornecque, Docteur ès Lettres, Professeur à l'Université de Lille. Avec notes explicatives. In einen Band geb. M. 15,—, in zwei Bände geb. M. 18,—. Einzelpreis für Bd. I M. 8,—, für Bd. II M. 11,—

HERRIG-PARISELLE La France littéraire. Edition abrégé.
Morceaux choisis des grands écrivains français du XVIIe au XIXe siècle. Par Eugène Pariselle, Docteur en philosophie, Professeur à l'académie royale de guerre et à l'académie techn. milit. 4. Aufl. Geb. M. 10,—

BORNECQUE-RÖTTGERS La France moderne.
Histoire, Géographie, Littérature avec lectures complémentaires, choisis dans les meilleurs écrivains français, notes, vocabulaire, table alphabétique, 43 illustrations et 2 cartes. Gebunden M. 6,50

Zu den angegebenen Preisen ist der gegenwärtige Teuerungszuschlag hinzuzurechnen

Prüfungsexemplare stehen auf Wunsch zu ermäßigten Preisen zur Verfügung

ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA

DEUTSCHES SONDERHEFT

BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1920

Inhalt

Deutsches Sonderheft

Schluß der Redaktion: Ende Februar 1920

Abhandlungen

	Seite
M. J. Deuschle, Das Aufleben der Literatur des 17. Jahrhunderts im Zeitalter der Romantik	1
Wolfgang Stammler, Claudius und Gerstenberg	21
Johann Hankiss, Diderot und Herder	59
Albert Leitzmann, Goethes älteste Gedichtsammlung	75
Albert Ludwig, Schlemihle	95
H. L. Stoltenberg, Nebentonstärken. Eigene Lehre und ihre Stellung zu S. Behn, 'Der deutsche Rhythmus'	136

Kleinere Mitteilungen

Zur Frage der Sesenheimer Lieder. Von R. Ballof	155
Über die 'Sizilianische Vesper' von J. M. R. Lenz. Von R. Ballof	156

Das Aufleben der Literatur des 17. Jahrhunderts im Zeitalter der Romantik.

Für die Entwicklung des deutschen Volksbewußtseins sind die Bestrebungen der Romantiker von eingreifender Bedeutung sowie von nachhaltigem Einfluß gewesen. Wenn sie den ideellen Bedürfnissen eines Volkes genügen soll, muß die Kunst seinem inneren Leben Ausdruck verleihen. Dafür muß sie das, was auf eigenem Boden gewachsen ist, sorgfältig pflegen und vor Unkraut bewahren, damit es sich immer reicher entfalten kann.

Die Dichter der Romantik, besonders die jüngeren, empfanden das, und weil sie selbst nicht imstande waren, schöpferisch die Forderungen ihrer Zeit zu erfüllen, machten sie es sich zur Aufgabe, die verborgenen Schätze vergangener Jahrhunderte wieder ans Tageslicht zu fördern. Daß das Mittelalter sie dabei besonders anzog, lag in ihrer ganzen Veranlagung, die sie alles am liebsten in einem weihrauchduftenden Nebel, der die scharfen Umrisse der Gegenständlichkeit verwischt, sehen ließ. Die Sagen von König Artus und König Rother, die Geheimnisse des Grals, die Mystik eines Tauler, vor allem aber das Nibelungenlied verdanken ihr Wiederaufleben in weiteren Kreisen dieser Vorliebe der Romantiker.

Goethe hatte sie zuerst auf das Einheimische wieder aufmerksam gemacht,[1] und seine Verehrung für Hans Sachs, die sich am schönsten in seinem bekannten Gedicht offenbart, veranlaßte sie, sich eingehender mit diesem Dichter und seiner Zeit zu beschäftigen. So tauchen neben den Schwänken des Hans Sachs die Erzählungen der alten Volksbücher, die Anekdoten eines Wickram, Fischarts lebendige Sprache, Frischlins Poesie und Ayrers Dramen aus dem Meer der Vergessenheit auf. Und merkwürdig: auch eine Zeit, die ihrem Wesen nach den Romantikern durch die derbe Realität der Lebensauffassung, die überall aus ihr hervorschaut, fremd sein mußte, erweckt im Gegenteil ihr lebhaftes Interesse, und so sehen wir manchen Dichter des 17. Jahrhunderts in ursprünglicher oder veränderter Gestalt den literarischen Schauplatz des romantischen Zeitalters betreten.

Unter diesen erfreut sich Andreas Gryphius einer großen Beliebtheit. Besonders sein Trauerspiel 'Cardenio und Celinde' lenkte durch seinen gespenstischen und von altem Aberglauben durchtränkten Inhalt die Aufmerksamkeit der Romantiker auf sich. Als Achim von Arnim 1804 in Ziebingen[2] mit Tieck

[1] Vgl. Tiecks Vorrede zu seinem 'Deutschen Theater' Bd. I, S. 13.

[2] Ziebingen bei Frankfurt a. d. O. gehörte der gräflich Finkensteinischen Familie. Arnim und Brentano hatten dort eine Begegnung mit Tieck, bevor

zusammentraf, betont er bereits, daß er Gryphius bearbeiten wolle, und ein Jahr später schreibt er an Brentano: 'Ich bin nicht müßig gewesen; Flemming, Opitz, Tscherning, Lohenstein, Logau, Frischlin und die beiden Gryphius liegen mir zu Füßen. Cardenio und Celinde habe ich Lust neu herauszugeben, es ist durchaus einzig und vortrefflich auf der deutschen Bühne.'[1] Für diese Ausgabe plant er dann einige Änderungen im Aufbau des Stückes.

Die geistige Verwandtschaft der beiden Dichter zeigte sich recht deutlich in der Antwort Brentanos, wo er seinem Freunde mitteilt, daß auch er Gryphius besonders schätze. Nicht allein hatte er bereits vor zwei Jahren Meyer[2] veranlaßt, den 'Piast' zu bearbeiten, sondern von ihm selbst scheinen einige Szenen aus 'Cardenio und Celinde', die seine Frau veröffentlichte, herzurühren.[3] Sophie kündigt in ihrem Vorwort an, daß Arnim das Ganze bearbeiten werde, und hofft ihn durch diese öffentliche Mitteilung zu zwingen, den im vorigen Brief geäußerten Vorsatz auszuführen. Sie sollte es nicht mehr erleben. Noch drei Jahre nach ihrem Tode mußte Arnim gestehen, daß auch vom Gryphius noch nichts gedruckt sei.[4] Zwar hatte er 1808 in den 'Heidelberger Jahrbüchern'[5] die Herausgabe einer alten deutschen Bühne, die mit einer Auswahl aus Andreas Gryphius eröffnet werden sollte, angekündigt, allein bei dieser Ankündigung war es geblieben. Daß seine Beschäftigung mit Gryphius dennoch nicht ganz resultatlos verlaufen war, sollte sich zeigen. Sein Drama 'Halle und Jerusalem' (1811) hat 'Cardenio und Celinde' als Grundlage. Dabei hat der Dichter es durch Änderungen im Aufbau des Stückes, in der Ausführung der Charaktere sowie durch das Einflechten eigener Jugenderlebnisse verstanden, dem Werk eine größere dramatische Wirksamkeit zu sichern, als die ursprüngliche Fassung von Gryphius mit ihren lang ausgesponnenen erzählenden Teilen sie besitzt.[6]

er seine Reise nach Italien antrat. Steig: 'Achim von Arnim und die ihm nahe standen' Bd. I, S. 123.

[1] Brief vom 27. Februar 1805. Steig S. 134.

[2] Johann Friedrich Meyer, Senator zu Frankfurt a. M., beschäftigte sich viel mit Künsten und Wissenschaften, übernahm sogar 1803 die Leitung des Frankfurter Theaters, um ihm eine sittliche Wirksamkeit zu sichern. Ungefähr gleichzeitig gab er dramatische Spiele heraus, unter denen sich nach Brentanos Mitteilung auch der 'Piast' befindet. Brentano hatte ihm zur Bearbeitung sein eigenes Exemplar geliehen. Im selben Jahre veröffentlichte er: 'Popiel, König von Polen. Nach Andreas Gryphius.'

[3] Bekanntlich gab Sophie Brentano 1805 die 'Bunte Reihe' heraus, zu der Brentano und auch Arnim Beiträge geliefert hatten.

[4] In einem Brief vom 22. Oktober 1809 an Brentano; vgl. Steig S. 261.

[5] VI. Intelligenzblatt der 'Heidelberger Jahrbücher' 1808.

[6] Einen ausführlichen Vergleich zwischen den beiden Stücken bringt Walther Bottermann in seiner Dissertation: 'Die Beziehungen des Dramatikers Achim von Arnim zur altdeutschen Literatur' (Göttingen 1895) S. 20—42.

Auch Immermann hat sich an die Behandlung dieses Stoffes gewagt. Von einer Verbesserung, wie bei Arnim, kann man hier aber nicht reden. Seine Bearbeitung forderte bekanntlich den herben Spott Platens in seinem 'Romantischen Ödipus' heraus.

Eingehender als Arnim und Immermann hat sich Tieck mit dem Studium der dramatischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts befaßt. Den Niederschlag seiner Forschungen bildet das Vorwort zum 'Deutschen Theater', in dem er uns den Zustand der damaligen Bühnenverhältnisse klar vor Augen führt. Die Sammlung enthält außer einigen Fastnachtspielen von Hans Rosenplüt, Hans Sachs und Jakob Ayrer die bekanntesten Pickelheringskomödien aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Hier erscheint auch 'Cardenio und Celinde', das Tieck für das beste Stück Gryphius' hielt. Die beiden Lustspiele 'Horribilicribrifax' und 'Peter Squentz' hat er mit literarischem Scharfblick ebenfalls veröffentlicht, obgleich er ihnen, trotz ihres sprudelnden Witzes, persönlich keinen Geschmack abgewinnen konnte. Von Opitz wurde 'Daphne' aufgenommen, 'nicht sowohl, weil sie an sich merkwürdig ist, sondern damit der Leser sehe, wie der Vater unserer neueren deutschen Poesie diesen leichten allegorischen Gegenstand, ein Gelegenheitsgedicht, nicht ohne Geschicklichkeit und Anmuth behandelt'.[1] Den Beschluß der Ausgabe bildet 'Ibrahim Bassa'. Dies ist Lohensteins Erstlingswerk und hat als solches noch nicht die gesuchte, schwülstige Sprache seiner späteren Dramen. Deshalb und weil es das kürzeste der Lohensteinschen Dramen ist, hat Tieck es in seine Sammlung aufgenommen.

Ein anderer Dramatiker des 17. Jahrhunderts, Christian Weise, ist für Tieck ebenfalls nicht ohne Bedeutung geblieben. In dem zweiten Band der 'Bambocciaden' von Bernhardi veröffentlichte er ein Schauspiel 'Die Verkehrte Welt'.[2] Es ist ein satirisches Possen-

[1] Vgl. Tiecks Vorwort zum 2. Band S. 10. Es wurde zur Hochzeit des Landgrafen Georg von Hessen mit Sophie Eleonore von Sachsen als Oper aufgeführt. Heinrich Schütz hatte die Komposition dazu gemacht. 1627 erschien es bei David Müller in Breslau.

[2] August Ferdinand Bernhardi war der Lehrer und Freund des jungen Tieck und wurde später durch seine Heirat mit dessen Schwester Sophie sein Schwager. Die 'Bambocciaden' sind Novellen und satirische Dramen, die er in einer Sammlung unter diesem Titel herausgab. Sie haben mehr literarhistorischen als dichterischen Wert. Tieck hat auch Beiträge dazu geliefert. So schrieb er ihm zuerst die launige Vorrede zum ersten Band und überließ ihm dann die 'Verkehrte Welt' (1799, im zweiten Band). Er hatte sie zuerst für die Sammlung 'Straußfedern' von Nicolai bestimmt gehabt, trat sie dann aber, als Nicolai sie ihm zurückschickte, auf Bernhardis Wunsch für die 'Bambocciaden' ab. Der Rahmen für das Werk war nicht glücklich gewählt, weder in der ersten noch in der zweiten Sammlung, denn der poetische Wert der 'Straußfedern' ist ebenso gering wie der der 'Bambocciaden'.

spiel, und der Titel 'ein historisches Schauspiel' soll schon das Satirische zum Ausdruck bringen. Später wurde es in den 'Phantasus' aufgenommen, wo wir in der Rahmenerzählung folgenden Quellennachweis finden: 'Im Zittauischen Schultheater, fuhr Manfred fort, fand ich eine Komödie mit dem Titel: "die verkehrte Welt"; beym Lesen erzeugte sich in mir gegenwärtige, in welcher ich aber nur einen Einfall von dem alten Rector Weise geborgt habe.'

Es ist hier die Rede von einem Lustspiel Weises: 'Die Verkehrte Welt', das als drittes Stück in der 'Neuen Jugendlust' 1684[1] erschien. Die obigen Worte Tiecks stimmen aber nicht ganz, denn aus einem näheren Vergleich der beiden gleichnamigen Schauspiele ergibt sich eine größere Abhängigkeit Tiecks von Weise, als er selbst eingesteht. Der Hauptinhalt ist allerdings ganz verschieden. Weise führt uns einen Landrichter, Alamode, vor, der in verschiedenen Fällen ein Urteil aussprechen soll. Er verurteilt dabei jedesmal gerade diejenige Partei, deren Unschuld und Recht auf der Hand liegt. Das führt zu verwickelten und gleichzeitig erheiternden Situationen. Der 'verkehrte' Richter treibt sein Wesen so lange, bis er von Apoll schließlich seines Amtes entsetzt wird.

Tiecks Possenspiel ist eine literarische Zeitsatire, in derselben Art wie seine Märchenkomödie vom Gestiefelten Kater, nur noch etwas verwirrter. Sehr geschickt weiß er einige lustige Episoden aus Weises Schauspiel einzuflechten. So verwertet er die Szene, wie der Hirt sich von den Schafen scheren lassen muß. Auch einige Personen, wie Apoll und Skaramuz, den Spaßmacher, entlehnt er aus Weises Werk.[2]

Im 17. Jahrhundert gab es einige sehr beliebte Bilderbogen von der 'Verkehrten Welt'. Einer derselben hat den Anlaß zu Weises Lustspiel gegeben.[3] In seinem Vorwort, das er 'Innhalt' nennt, obgleich es durchaus keine Inhaltsangabe ist, sagt er: 'Es ist etwas über dreißig Jahr / als etliche artige Bilder zu Kauffe giengen / darin die umgekehrte Welt durch artige und mehrentheils lächerliche Erfindungen vorgestellet war ... So ist diese Invention zu einem Lust-Spiele erwehlet / auch der Gelegenheit nach / an vielen Orten vermehret und verbessert worden.'

[1] 'Neue Jugendlust, das ist Drey Schauspiele (Vom verfolgten David. — Von der Sicilianischen Argenis. — Von der Verkehrten Welt). Frankfurt und Leipzig 1684.' Das Titelblatt der 'Verkehrten Welt' trägt die Angabe: '4. Mart. 1683 zu Leipzig bey Christian Weidmannen.'

[2] Zur Zeit der Abfassung dieses Aufsatzes war Frank Riederers Dissertation: 'Ludwig Tiecks Beziehungen zur deutschen Literatur d. 17. Jahrh.' (Greifswald 1915) noch nicht erschienen.

[3] Vgl. J. Bolte in der 'Zeitschrift des Vereins für Volkskunde' 15. Jahrgang, S. 160.

Die schöne Reproduktion dieses Bilderbogens, die Professor J. H. Scholte in der 'Zeitschrift für Bücherfreunde' (Jahrg. 4, Heft 1) neuerdings veröffentlicht hat, ermöglicht uns einen eingehenderen Vergleich mit Weises Lustspiel. Wir sehen, daß der Dichter sich genau an seine Vorlage hält; wo er von derselben abweicht, geschieht es immer so, daß er den Sinn der Vorstellung nicht aus dem Auge verliert.[1]

Diese dramatische Bearbeitung des Bilderbogens ist ganz verschieden von der 'Verkehrten Welt' Grimmelshausens, einer satirisch belehrenden Schrift in Prosaform, die ihr Entstehen ebenfalls einem Bilderbogen verdankt.[2] Grimmelshausen gibt der Entstehungsgeschichte eine sehr hübsche novellistische Einkleidung. In seinem 'Ewigwährenden Calender' (1670) erzählt er nämlich, wie Simplicissimus in einer Spinnstube von dem Bild der 'Verkehrten Welt', das er auf der 'alleranmuhtigsten Dirne-Kunckel' als 'Wockenbrief' entdeckt, so gefesselt wird, daß er darüber die schöne Spinnerin ganz vergißt. Dieses Bild hat ihn dann zu obiger Schrift veranlaßt. Das Titelkupfer der 'Verkehrten Welt' und die Reime dazu lehnen sich augenscheinlich an die Beschreibung des Bilderbogens im 'Calender' an, der Inhalt der Schrift deckt sich im übrigen aber nicht mit den Vorstellungen desselben.[3]

[1] Die folgenden Szenen aus Weises Lustspiel stimmen mit den Bildern des Bilderbogens, von links nach rechts gezählt, überein:

Weises 'Verkehrte Welt.	Bilderbogen 'Verkehrte Welt'.
I, 5	3
II, 16	4
II, 1 und IV, 17. 18. 19	6
II, 12. 13	7
II, 15	10
II, 7. 8	19
I, 1	24
Folgende Szenen weisen eine große Ähnlichkeit auf:	
III, 2	8
II, 4	9
II, 7. 8	17

Bild 1 bezieht sich auf den Titel von Weises Lustspiel.

[2] Vgl. Scholte: 'Probleme der Grimmelshausenforschung' I (Groningen 1912), S. 189 f.

[3] Im 'Calender' heißt es in der 3. Materie S. 106, daß Simplicissimus, als er in seinem 'sibenzehenden jährigen Alter noch ein Mußquetirer oder Tragoner war', ein Kommando bekommen habe, zu dem ihn der Korporal 'auß dem Beth uffwecken muste', ehe er 'den vierdten Theil außgeschlaffen hatte', weil er sich den Abend zuvor in der Spinnstube so lange über der Betrachtung des Kunkelbriefs von der 'Verkehrten Welt' aufgehalten hatte.

Nehmen wir nun Grimmelshausens Geburtsjahr als das Jahr 1625 an, dann ist das Auffinden des Bilderbogens von der 'Verkehrten Welt' ungefähr für das Jahr 1642 anzusetzen.

Weise sagt in der Vorrede zu seinem Lustspiel (1683): 'Es ist etwas über dreißig Jahr / als etliche artige Bilder zu Kauffe giengen, darin die

Eine genaue Untersuchung ergibt, daß Weise sein Lustspiel unabhängig von Grimmelshausen geschrieben hat. Daß er Grimmelshausens Schrift kannte, ist indessen nicht ausgeschlossen, denn auch den Simplicissimus hatte er gelesen. Gefallen scheint er aber nicht daran gefunden zu haben, denn in der Vorrede zu seinen 'Drei Erznarren' bittet er den Leser, nicht zu denken, es 'sei ein neuer Simplicissimus oder sonst ein lederner Saalbader wieder aufgestanden'. Grimmelshausen faßte dieses Urteil humoristisch auf und erwiderte es mit gutmütigem Spott, indem er im 'Teutschen Michel' die nahe Verwandtschaft zwischen den 'Drei Erznarren', seiner 'Baaß Catharin' und dem 'Simplicissimus' hervorhob.[1]

Auf Weise geht auch Arnim zurück, wenn er der Erzählung Schelmuffskys in seinem Wintergarten den Titel 'Die drei Erznarren' gibt. Viel mehr als die Überschrift ist dabei jedoch nicht von dem Original übernommen. Auf die Erzählung selbst werde ich im Verlauf dieser Besprechung noch zurückkommen.

Als eine Art Gegenstück zu den 'Drei Erznarren' schrieb Weise einige Jahre später den Roman 'Die drey klügsten Leute in der gantzen Welt' (1675). Aus diesem ist das sinnige Gedicht 'Die Rose blüht' ins 'Wunderhorn' übergegangen. Reichardt hatte, nach dem Urteil Brentanos 'recht artig'[2] den Text komponiert. Brentano wurde von dem Lied zu einer eigenen Schöpfung angeregt, in der aber nur die Motive der blühenden Rose und frommen Biene aus Weise entlehnt sind. Im 'Tagebuch der Ahnfrau' veröffentlicht er dann eine Variation auf Weises Gedicht.[3]

'Des Knaben Wunderhorn' ist reich an Liedern aus dem 17. Jahrhundert, und man bekommt einen tieferen Einblick in die Arbeitsweise der beiden Sammler, wenn man sieht, wie sie ihre Funde auch anderweitig zu verwerten wußten. Die Eigenart

---

umgekehrte Welt ... vorgestellet war.' Weise hat den Bilderbogen also ungefähr um das Jahr 1650 in seiner Kindheit gesehen.

Nun ist es wohl nicht unmöglich, daß beiden Dichtern ein Exemplar derselben Bilderbogenausgabe vorgelegen hat. Allerdings ist dann anzunehmen, daß eine solche Emission ungefähr zehn Jahre die Aufmerksamkeit des Publikums zu beanspruchen vermochte. Hätte man aber mit Professor Witkowsky ('Kleines Meyersches Konv.-Lex.' [7. Aufl., 1909] III, S. 282) das Jahr 1610 als Geburtsjahr Grimmelshausens anzunehmen, für welche Behauptung allerdings vorläufig die Argumente noch fehlen, so würde dieser Termin auf ein ganzes Vierteljahrhundert ausgedehnt werden müssen.

[1] Vgl. Braunes Ausgabe der 'Drei ärgsten Erznarren' (Halle 1878), Vorwort S. 4.

[2] Steig S. 131.

[3] Vgl. hierfür Bode: 'Die Bearbeitung der Vorlagen in des Knaben Wunderhorn' S. 149.

eines jeden kommt in ihrer Vorliebe für bestimmte Dichter deutlich zum Ausdruck.

Von Spee, dem Sänger der 'Trutz-Nachtigall', finden wir sechs Lieder. Vier davon wurden mit kleinen Modernisierungen und Weglassungen, sonst aber wörtlich abgedruckt, während zwei nur Bearbeitungen Speescher Lieder genannt werden können: 'Ich will dem Kindlein schenken' und 'Wacht auf, ihr schönen Vögelein'. Dieses letztere, das Schlußlied in der 'Trutz-Nachtigall', wurde der Text zu dem Bild im Kinderliedertitel, das wir Ludwig Grimms kundiger Hand verdanken.[1]

Bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts waren einige Aufsätze über Spee erschienen, die aber mehr die hervorragende Persönlichkeit als den Dichter zu schätzen wußten. Der humane Geistliche, dessen Leben ein einziger Kampf gegen die Greuel der Hexenprozesse war, denen er selbst als Beichtvater so oft beiwohnen mußte, hat mit manchem Werk diesem Unwesen zu steuern gesucht. Eines davon ist das 'Güldene Tugendbuch', das Brentano 1829 erneuerte. In dieses Werk hat der Verfasser einige Lieder eingestreut, die denselben Geist wie die Lieder der 'Trutz-Nachtigall' atmen. Es sind durchweg religiöse Gedichte, gewöhnlich in einer bunten, blumenreichen Sprache, mitunter schlicht und ergreifend.

Ignaz Heinrich von Wessenberg, ein Altersgenosse Tiecks, ist der erste gewesen, der die Aufmerksamkeit vom Menschen auf den Dichter gelenkt hat. Als Geistlicher und hoher Kirchenbeamter hatte er selbst gegen manche Mißstände in seiner Kirche gekämpft und unter ihnen gelitten. Darum mußte eine Natur wie Spee, die der seinigen so ähnlich war, mächtig auf ihn wirken. Weil er überdies sehr viel poetischen Sinn besaß, konnte er die Speeschen Lieder in ihrer ganzen Schönheit würdigen. Er bearbeitete denn auch mehrere davon und gab sie 1802 heraus.[2]

Friedrich Schlegel fühlte sich kurz vor seinem Übertritt zur katholischen Kirche sehr zu Spee hingezogen. In seinem 'Poetischen Taschenbuch' (1806) brachte er eine Auswahl geistlicher Volkslieder, die bis auf sieben alle von Spee sind. Manche sind allerdings fast kaum wiederzuerkennen, so sehr hat Schlegel sie umgearbeitet. In seiner Vorrede entschuldigt er sich mit Recht deswegen.[3]

Ähnlich wie Schlegel erging es Brentano. Je mehr er sich

---

[1] Vgl. Bode S. 538.

[2] 'Friedrich Spees auserlesene Gedichte' (Zürich 1802), 62 S. 8°. Das Bändchen enthält neun Gedichte. In die gesammelten Werke nahm Wessenberg zwölf Lieder von Spee auf.

[3] Diese Vorrede ist abgedruckt im 'Bibliographischen Repertorium' Bd. V ('Die Almanache der Romantik'; hg. v. Dr. R. Pissin; Berlin 1910), S. 81 f.

von der Welt ab und seinem Glauben zuwandte, desto mehr ging ihm die Schönheit der Speeschen Poesie auf. Zur Zeit des 'Wunderhorns' schrieb er bereits von ihm: 'Dieser Mann ist ein Dichter, mehr als mancher Minnesänger, ich will ihn herausgeben, er soll uns vieles zu den Volksliedern bieten.'[1] Jahrelang hat er diesen Plan mit sich herumgetragen, ehe er verwirklicht wurde. Erst 1817, ein Jahr vor seinem Eintritt ins Kloster, veröffentlichte er die 'Trutz-Nachtigall', vermehrt mit den Liedern aus dem 'Güldenen Tugendbuch'.

Wie sehr auch August Wilhelm Schlegel die Lieder Spees schätzte, geht aus einem Brief an Tieck hervor.[2] Sogar Arnim spricht von der 'edlen Trutznachtigall' im 7. der 'Briefe eines Einsiedlers und einer Mohrin, die Nonne wurde'.[3]

Voß, der erbitterte Feind der Romantiker, äußert seine Abneigung gegen ihre Vorliebe für Spee in einer Kritik der Werke J. G. Jacobis. Er streicht dieselben gegen die 'neuesten Assonanzenhascher, die sprachverderblichen Filippe Zesen, die Jacob Böhm'schen Allegorienjäger, die reimlustigen Spee- und Wehsänger' heraus.[4] Heute sind die Werke Jacobis fast vergessen, die Lieder dieser 'Spee- und Wehsänger' aber erfreuen sich einer noch immer steigenden Schätzung in der Literatur.

'Die hochgelobte Nachtigall Ergötzt und füllt mit ihrem Schall Berg, Hügel, Tal und Felder', singt Paul Gerhard in seinem innigen Sommerlied, das auch im 'Wunderhorn' Aufnahme gefunden hat. Diese Empfindung der Freude am Gesang der Nachtigall, verbunden mit dem Gedanken, daß der bescheidene Vogel mit der herrlichen Stimme am besten dazu geeignet sei, Gottes Lob in der Natur zu verkündigen, hat kein Dichter so schön in Worte zu kleiden vermocht wie Grimmelshausen. Durch die vollendete Sprache und das wundervolle Metrum stellt sich das Lied aus dem Simplicissimus 'Komm Trost der Nacht, o Nachtigall' den besten lyrischen Gedichten der deutschen Literatur zur Seite.

Tieck übernahm es in seinen 'Zerbino'. Das Metrum gefiel ihm derartig, daß er ein anderes Lied im selben Metrum in den

---

[1] Vgl. den oben bereits zitierten Brief an Arnim vom 2. April 1805, abgedruckt bei Steig S. 138.

[2] Er schreibt am 8. Februar 1804: 'Die Trutz-Nachtigall von Spee haben wir ebenfalls unterdessen entdeckt, und Deine Schwester besitzt sie jetzt sogar eigen. Ich weiß nun, wo sich so manche Lieder herschreiben, die ich in meinen katholischen Gesangbüchern lange geliebt und bewundert habe. Es sind mir auch die Lebensumstände des Verfassers bekannt.' Vgl. Holtei, 'Briefe an Ludwig Tieck' Bd. III, S. 289 (25. Brief A. W. Schlegels).

[3] 'Zeitschrift für Einsiedler' vom 16. Juli 1808, neugedruckt in Pfaffs Ausgabe der 'Trösteinsamkeit' S. 296.

[4] Pfaff, Einleitung zur 'Trösteinsamkeit' S. 72.

'Sternbald' hineindichtete. Auch in Eichendorffs 'Ahnung und Gegenwart' sowie in Brentanos Märchen vom Schulmeister Klopfstock finden wir es wieder. Überhaupt lehnt sich Brentano in dieser Erzählung stark an Grimmelshausen an. Die Figur des Klausners, bei dem Trilltrall lebt, ist in allen Teilen die des Einsiedlers, der den verirrten Simplicius bei sich aufnimmt. Auch sein Tod erfolgt unter denselben Umständen: beide legen sich in ihr offenes Grab, um darin den Tod zu erwarten.

Zu dem Schönsten, was das 'Wunderhorn' auf dem Gebiet der religiösen Lyrik aus dem 17. Jahrhundert enthält, gehört einer der drei darin aufgenommenen Cöllner Kirchengesänge (1625): 'Von Jesse kommt ein Wurzel zart'. Dem Gedicht liegt das alte Marienlied 'Es ist ein Ros entsprungen'[1] zugrunde, das gerade im 17. Jahrhundert viele Bearbeiter gefunden hat. Der bekannteste ist Michael Prätorius. In seiner Fassung, in Verbindung mit seinem Tonsatz (1609), finden wir das Lied in den heutigen Liedersammlungen.

Durch die falsche Auffassung eines Bibeltextes (Jesaia 11, 1) mußte sich die 'Rose' in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts öfters die Änderung in ein 'Reis' gefallen lassen. Aber bereits in der Bearbeitung Procops findet sich eine Änderung, und zwar die Fassung 'Meyblum'. Eine Maiblume muß der Dichter wohl poetischer als eine Rose gefunden haben, und vielleicht hat er sich darum von der alten Vorstellung getrennt. Dieses schöne Lied Procops steht nicht im 'Wunderhorn', aber viele andere seiner Gedichte fanden dort Aufnahme. Begreiflicherweise, denn über allen liegt ein Hauch echter Poesie.

Es ist auffallend, daß in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges verhältnismäßig wenig Kriegslieder entstanden sind. Zur Erklärung dieser eigentümlichen Erscheinung muß man da mancherlei in Betracht ziehen. Der Druck der politischen Verhältnisse lastete schwer auf Deutschland, und die Erschöpfung der Kriegsnot raubte allem geistigen Leben die Frische. Die jeden Aufschwung hemmenden Zeiten verursachten, daß die rauhe Realistik im Leben wie in der Dichtkunst vorherrschend bleiben mußte. Darum fehlt der Literatur jener Tage die Idealität. Nur die geistliche Dichtung, vorwiegend die protestantische, blühte. Zudem machte die Zusammensetzung des Heeres, das nur aus gemieteten Landsknechten bestand, eine Kriegslyrik, wie sie z. B. aus der Zeit der Befreiungskriege auf uns gekommen ist, unmöglich.

Allerdings lag auch zur Zeit der Romantiker ein politischer Druck auf dem Lande. Es war aber ein äußerer, der ein reges

[1] Der älteste Druck findet sich in einem Kölner Gesangbuch (1599). Vgl. den Aufsatz von Friedrich Spitta in der 'Monatsschrift für Gottesdienst und kirchliche Kunst' (5. Jahrg., 1900) S. 10 ff.

geistiges Leben nicht ausschloß. Außerdem ist die Romantik der Höhepunkt eines Zeitalters, in dem man gewohnt war, dem Ideellen auf jedem Gebiet stets den ersten Platz einzuräumen. Wenn die Romantiker sich sonst auch in ihren Werken gewöhnlich nicht mit den politischen Verhältnissen beschäftigt haben, so zeigt uns die Sammlung 'Kriegslieder' von Arnim (1806), daß sie dem Treiben ihrer Zeit dennoch nicht fremd gegenüberstanden. Der Umstand, daß er in diese Sammlung einige der wenigen Kriegslieder des 17. Jahrhunderts aufnahm, beweist wohl, daß er eine gewisse Verwandtschaft mit den Verhältnissen seiner Zeit herausfühlte.

Eines dieser Lieder ist das alte, kernige 'Ein feste Burg ist unser Gott' in der Umarbeitung des Moscherosch. Dieser hatte Luthers Gedicht in seinem Gesicht 'Soldatenleben' so umgearbeitet, daß es von einem geistlichen Lied zu einem Soldatenlied geworden war. In dieser Fassung verwendet Arnim es in seiner Erzählung 'Der Krieg' im Wintergarten, sowie als Schlußlied in der 'Vertreibung der Spanier aus Wesel'.[1] In den 'Kriegsliedern' läßt er Luther wieder mehr zu Wort kommen, was die Schönheit des Ganzen entschieden erhöht. Die Fassung im 'Wunderhorn' ist von allen Umarbeitungen dem ursprünglichen Text am ähnlichsten; das Gedicht hat hier eben auch nicht den Zweck zu erfüllen, der schon durch den Namen der obenerwähnten Sammlung ausgedrückt wird.

Für die Art der verschiedenen Umarbeitungen möchte ich eine Strophe aus dem Lied als besonders bezeichnend für die verschiedenen Fassungen zitieren.

Luther:

Vnd wenn die welt vol Teuffel wehr /
vnnd wolt vns gar vorschlingen /
So fürchten wir vnns nicht zu sehr /
es sol vns doch gelingen /
Der Fürst dieser welt /
wie sawr er sich stellt /
thut er vnns doch nicht /
das macht er ist gericht /
ein wörtlin kan yhn fellen.

Moscherosch:

Vnd säh der Feind noch eins so sawr,
Als wollt er vns verschlingen,
Vnd käme schon biß auff die Mawr,
Soll ihm doch nicht gelingen,
Gott der mit vns ist,
Entdeckt seine List,
Und in eim Augenblick
Stoßt ihn hinab zurück,
Daß er mit Schand muß weichen.

Arnim, 'Kriegslieder':

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollten uns verschlingen
Das fürchten Preußen nimmermehr,
Es soll uns doch gelingen;
Der Feind von dieser Welt,

Arnim, 'Wunderhorn':

Und wenn die Welt voll Teufel wär
Und wollten uns verschlingen
So fürchten wir uns nimmermehr,
Es soll uns doch gelingen;
Der Feind von dieser Welt,

[1] Vgl. Bode S. 650. Aber nur die vier letzten Zeilen stimmen mit Moscherosch überein. Die vorhergehenden sind zum Teil wörtlich nach Luther übernommen, zum Teil nach Luther bearbeitet.

Wie wild er sich stellt,
Thut er uns doch nichts,
Er scheuet ja das Licht,
Ein Schuß, der kann ihn fällen.

Wie wild er sich stellt,
Tut er uns doch nichts,
Er scheuet ja das Licht,
Ein Wort, das kann ihn fällen.

Ein zweites Gedicht aus demselben Gesicht Philanders 'Die löbliche Gesellschaft zwischen Rhein und der Mosel' wurde ebenfalls dem 'Wunderhorn' einverleibt und von Arnim mit in seine Erzählung herübergenommen. Das Gedicht ist recht charakteristisch für das 17. Jahrhundert. Es enthält nämlich einige Ausdrücke der berühmten Gaunersprache jener Zeit, von der uns ganze Lexika erhaltengeblieben sind. So bringt Moscherosch eine ausführliche Liste in seinem Gesicht 'Soldatenleben', auf die Wagenseil zurückgeht in seinem 'Buch von der Meister Singer Holdseligen Kunst Anfang / Fortübung / Nutzbarkeiten / und Lehr-Sätzen' (1697), wo er in der Vorrede von der 'vermuthlichen Herkunfft der Ziegeiner' spricht und das Lexikon Philanders durch hebräische Zeichen zu erläutern sucht.

Die Sammler des 'Wunderhorns', besonders Arnim, fanden außerordentlichen Spaß an diesem Rotwelsch. In dem erwähnten Gedicht setzte er selbst für einige deutsche Wörter den entsprechenden Ausdruck der Gaunersprache ein.[1] Auch in dem Osterlied aus Wagenseils 'Belehrung der Jüdisch-Teutschen Red- und Schreibart', das im 'Wunderhorn' unter den Kinderliedern einen Platz erhalten hat, finden sich einige hebräische Wörter. Die ersten beiden Strophen verwendet Arnim als Lied jüdischer Kinder in seinem Drama 'Halle und Jerusalem'.[2]

Durch Moscherosch wurde Arnim auch Weckherlins 'Aufruf in schwerer Zeit' bekannt, der nach Brentano 'so allgemeine Bedürfnisse der Zeit berührt',[3] daß ihn Arnim, wenn auch stark gekürzt, den anderen Kriegsliedern dieser Sammlung voranstellte. Im 'Wunderhorn' finden wir von Weckherlin außer dem soeben genannten Gedicht noch den Nachruf auf Gustav Adolf, ebenfalls in stark verkürzter Form.[4]

In ähnlicher Weise umgearbeitet wie 'Ein feste Burg', erneuert Arnim schließlich noch Zinegrefs ernstgestimmten Landsknechtgesang in den Kriegsliedern.

[1] Ein kleiner Fehler ist bei Arnims Herübernahme des Gedichtes mit untergelaufen. Für Pfennig hat Moscherosch in der vorletzten Strophe 'Doul meß' (= eig. Pfennig-Geld). Im 'Wunderhorn' und in Arnims Erzählung finden wir dafür unrichtigerweise 'Drulmeß'.

[2] Vgl. hierfür Bode S. 162.

[3] Vgl. den Brief an Arnim vom 1. Januar 1806. Abgedruckt bei Steig S. 157.

[4] Auch Haug, der frühere Mitschüler Schillers, kannte Weckherlin. In A. Schreibers 'Heidelberger Taschenbuch' (1812) veröffentlicht er ein Gedicht 'Der getäuschte Amor', das nach Weckherlin (1618) entstanden ist. (Vgl. 'Bibl. Rep.' V, S. 149.)

In dem schönen alten Heidelberg, von dem so manche Anregung für die altdeutschen Studien der Romantiker ausgegangen ist, schrieb Brentano 1806 sein 'Lied von eines Studenten Ankunft in Heidelberg'. Hierin feiert er den bedeutendsten Kunstlyriker des 17. Jahrhunderts, Martin Opitz. Dieser hatte an der Heidelberger Universität studiert und seine Liebe für die herrliche Stadt in mehreren Gedichten der Mitwelt verkündigt.[1] Das machte ihn natürlich dem Romantikerkreis sehr sympathisch. Fünf seiner Lieder erschienen mit kleinen Änderungen im 'Wunderhorn'. Außerdem veröffentlichte Straube, der Herausgeber der 'Wünschelrute', das Fieberliedlein 'Nechst als zugleiche lagen' nach der von Zinkgref besorgten Ausgabe Opitzscher Gedichte (Straßburg 1624).[2]

Tieck würdigt ihn sehr, ja er glaubt, daß 'mit Opitz, Weckherlin und Flemming eine wahre neue Epoche der deutschen Dichtkunst' anfange.[3] Ähnlich äußert sich A. W. Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen. Im 'Deutschen Museum' (1812) finden wir eine Lebensbeschreibung des Dichters, und in den 'Musen' (1814) wird sein Verhältnis zur deutschen Sprache behandelt.

Durch das 'Wunderhorn' in die Dichtung und durch Jakob Grimm in die Wissenschaft eingeführt, lebt Matthias Abele in der Romantik wieder auf. Das 'Wunderhorn' bringt drei Gedichte von ihm, von denen das 'Hochzeitlied auf Leopold' für Arnim 'das höchste Lyrische der ganzen Sammlung' ist, und 'Vivat Unordnung' sowie die beiden Teile der 'Gerichtshändel' werden von Grimm wiederholt in den 'Rechtsaltertümern' als Quelle verwertet.[4]

Wenn die Romantiker die vergessene Literatur und dadurch das Leben des 17. Jahrhunderts vor dem geistigen Auge ihrer Zeitgenossen wieder erstehen lassen wollten, was war da natürlicher, als daß sie sich mit großem Interesse einem Dichter wie Grimmelshausen zuwandten, der das Leben und Treiben seiner Zeit durch meisterhafte Schilderungen zu bleibenden Gemälden gestaltet hat, und daß sie sich Mühe gaben, diese Kunstwerke aus dem Staub, der sich im Laufe der Jahre über ihnen angesammelt hatte, wieder hervorzusuchen. Wenn ihre Bestrebungen auch nicht immer mit Erfolg gekrönt wurden, so ist von ihnen doch manche wertvolle Anregung in dieser Hinsicht ausgegangen.

[1] In seiner Ausgabe von Brentanos Gedicht nennt Karl Bartsch das Sonett 'Vom Wolffsbrunnen bey Heydelberg' und die Oden 'Galathea' und 'Ist irgend zu erfragen Ein Schäffer umb den Rein'.

[2] 'Wünschelrute' Nr. 6 (19. Jan. 1818). 'Bibl. Rep.' I ('Zeitschriften der Romantik', hg. von Walzel und Houben; Berlin 1904), S. 329.

[3] Vorwort zum 'Deutschen Theater' Bd. II, S. 9.

[4] Vgl. Halm: 'Matthias Abele' S. 90.

Von den älteren Romantikern war es besonders Tieck, der sich zu Grimmelshausen hingezogen fühlte. Neben Goethes Einfluß verdankt er Wackenroder die erste Anregung zu seiner Beschäftigung mit der altdeutschen Literatur. Zuerst getraute er sich nicht so recht heran, er warnte sogar seinen Freund davor: 'er möge sich seinen Geschmack nicht mit der altdeutschen Poesie verderben'. Als sie sich aber zusammen an der Schönheit der alten Kunstschätze Nürnbergs berauscht hatten, da mochte in Tieck wohl das Gefühl wachgerufen worden sein, daß auch in der Literatur wundervolle Sprachdenkmäler zu finden sein würden. Wackenroder hat es verstanden, diesen Funken zu hellem Feuer zu entfachen. In der darauffolgenden Zeit macht sich Tiecks Vorliebe für die Volksbücher, für Hans Sachs und den 'Simplicissimus' bemerkbar. Für sein Interesse an diesem Roman legen das Erscheinen der Jupiterepisode und die würdigenden Worte in seinem 'Tagebuch' (1798) beredtes Zeugnis ab. Damals trug er sich mit der Absicht, den 'Simplicissimus' neu herauszugeben, und die Aufnahme des Einsiedlergesangs in den 'Zerbino' ist als Vorläufer dieser Herausgabe anzusehen.[1] Leider ist sie nie zustande gekommen.

Trotzdem war wohl Tieck die Veranlassung zu einer anderen Bearbeitung dieses Romans. In Dresden lernte er 1828 den viel jüngeren Eduard von Bülow kennen, mit dem ihn bald gemeinsame literarische Interessen verbanden. Manche Ausgabe älterer und zeitgenössischer Dichter wurde von ihnen zusammen veranstaltet. Gewöhnlich besorgte von Bülow die Arbeit, und der ältere Freund schrieb das Vorwort dazu. So erschienen 1831 F. L. Schröders dramatische Werke, und so auch das bekannte Novellenbuch von Bülows (1834). Hierin hat er unter manchen Erzählungen des 17. und 18. Jahrhunderts Grimmelshausens 'Bärenhäuter' und 'Stoltzen Melcher' veröffentlicht. Diese beiden Erzählungen sind wortgetreu, nur mit Weglassung einiger Derbheiten und sprachlich modernisiert wiedergegeben. Von Bülow dedizierte das Buch dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., der sich sehr für ihn interessierte.[2]

In derselben Weise gaben sie 1846 den dritten Teil von Novalis' Schriften heraus. 1802 hatte Tieck bereits mit Friedrich Schlegel die ersten beiden Teile besorgt. Umgekehrt war das Verfahren der Herausgabe wohl nur einmal. Das Fragment 'Sommernacht', das Tieck noch als Schüler unter Shakespeareschem Einfluß geschrieben hatte, wurde mit einem Vorwort von von Bülow im 'Rheinischen Taschenbuch' (1851) abgedruckt.[3]

[1] Von Bülow, Vorwort zu seinem 'Simplicissimus' S. 12.
[2] Vgl. den Brief A. von Humboldts an Tieck. Holtei II, S. 30. 31.
[3] Eine Sonderausgabe besorgte J. D. Walter 1853. (Goedeke VI, S. 34).

In dem Vorwort zur Novellenausgabe äußert sich Tieck merkwürdig ungünstig über den 'Simplicissimus'. Dies fällt um so mehr auf, als er ihn bis dahin immer außerordentlich geschätzt hatte. Es ist möglich, daß der ältere, gereifte Mann dem Buch anders gegenüberstand als der junge, abenteuerliebende Dichter. Und doch glaube ich, daß er wohl mit den Anstoß zu der Bearbeitung gegeben hat, die von Bülow unternahm. Die bisher erschienenen Neubearbeitungen des 'Simplicissimus' hatten von Bülow so unbefriedigt gelassen, daß er sich selbst daranmachte, die ersten fünf Bücher neu herauszugeben.[1] Wohl mag auch die Bearbeitung der beiden Novellen Grimmelshausens ihn zu neuen Taten angeregt haben. Vergleichen wir seine Ausgabe (1836) mit den vorhergehenden, so müssen wir sein Verdienst entschieden anerkennen, wenn er auch später von Forschern wie Keller weit übertroffen wurde.[2]

Eine dieser genannten Bearbeitungen ist die Ausgabe von Haken, dem Verfasser der 'Grauen Mappe', die er 1810 in der 'Bibliothek der Abentheurer' veröffentlicht. Er bringt die verkürzte und geänderte Erzählung aus dem 17. Jahrhundert mit der Technik und Sprache seiner eigenen Zeit, so daß der Geist Grimmelshausens, der uns trotz aller Änderungen aus der Arbeit von Bülows entgegenweht, hier verlorengegangen ist. Durch seine Vorrede gibt Haken deutlich zu erkennen, daß er nicht fähig war, das Werk im Rahmen der Zeit, in der es entstanden war, zu betrachten. Das ist ihm jedoch nicht übelzunehmen, stand doch noch vierzig Jahre später ein Mann wie Virchow dem Buch sogar äußerst feindselig gegenüber. Haken schätzte den 'Simplicissimus' dagegen sehr und meinte, er verdiene es, in einem erschöpfenderen Auszug, als C. J. Wagenseil ihn gegeben habe, wieder ans Licht gebracht zu werden.[3]

Dieser Auszug Wagenseils war 1785 in Leipzig erschienen, nachdem er bereits 1778 einen Auszug in dem vierten Band der Reichardtschen Romanbibliothek veröffentlicht hatte. Der Bearbeiter geht von dem 1. Band der 3. Gesamtausgabe von Grimmelshausens Schriften (1713) aus. Vermutlich ist dies ein Band, der auf merkwürdige Weise in die Stadtbibliothek in Leipzig gekommen war.

Auf dem Titelblatt dieses Bandes findet sich die folgende Widmung:

---

[1] Vorwort S. 14.

[2] Die Besprechung seiner Ausgabe finden wir in dem bekannten Aufsatz von Hermann Kurz im 'Spiegel' (1837) Nr. 5 u. 6, wo uns der wahre Name Grimmelshausens entdeckt wird.

[3] Vorwort zu seiner Ausgabe S. 3 f. Auch die Renovation 1790 genügte ihm nicht.

Der sämtlichen Deutschen Gesellschafft
gehorsamst
Friderica Carolina Neuberin
geb. Weisenbornin
Deutsche Comoediantin.

Leipzig
Am 1. Jan.
1734.

Das Buch ist also Eigentum der Caroline Neuber gewesen, und wie sie dazu kam, es der 'Deutschen Gesellschaft' zu schenken, erklärt sich aus ihrer Freundschaft für Gottsched. Dieser war 1726 Senior der 'Poetischen Gesellschaft' geworden, die er kurz darauf zur 'Deutschen Gesellschaft' umbildete. Als solcher verwaltete er die auf seinem Zimmer befindliche Bibliothek der Gesellschaft.[1] Es ist sehr gut denkbar, daß Caroline, die seit 1727 mit ihm befreundet war, das Buch ihm, beziehungsweise der 'Deutschen Gesellschaft' überließ, zu einer Zeit, wo die zutage getretenen Kunstgegensätze der beiden sie noch nicht zu erbitterten Feinden gemacht hatten. Später kam das Exemplar dann mit anderen Literaturwerken des 16. und 17. Jahrhunderts der 'Deutschen Gesellschaft' in die Stadtbibliothek Leipzig. Hier fand Wagenseil es vermutlich vor. Wenn er nun in der Vorrede zu seiner Ausgabe erzählt, daß auch Lessing die Absicht gehegt habe, den 'Simplicissimus' neu herauszugeben, so liegt die Vermutung nahe, daß dieser den Roman auch aus demselben Band kennengelernt hat.

Den jüngeren Romantikern war der Roman sehr ans Herz gewachsen. Sie lasen ihn nicht nur zu Studienzwecken, sondern auch zur Unterhaltung. Das abwechslungsreiche Leben des Helden berührte manche verwandte Saite ihres eigenen Gemüts. Besonders Brentano und Eichendorff fühlten sich sehr zu dem Buch hingezogen. Brentano kannte die Abenteuer des jungen Simplicissimus schon von Jugend auf, und Eichendorff nahm das Buch sogar als Erholungslektüre mit auf Reisen.[2] Ihr Interesse für Grimmelshausen blieb aber nicht auf sein Hauptwerk beschränkt. Anfang des Jahres 1808 schreibt Brentano an Arnim auf der Rückseite eines Bildes, das für seine Bearbeitung des 'Bärenhäuters' bestimmt war: 'Ich werde dir aus dem Simplicissimus Stellen und besonders die Geschichte des ersten Bärnhäuters nebst seiner Abbildung senden.'[3] Er hat den 'Bärenhäuter', als Zeit-

[1] Vgl. Waniek: 'Gottsched u. d. deutsche Literatur seiner Zeit' S. 83, 84.
[2] Vgl. Rausse: 'Eichendorffs Beziehungen zu der volkstümlichen deutschen Romanliteratur des 17. Jahrhunderts' ('Eichendorff-Kalender' 1913); und Rausse: 'Grimmelshausen und die Romantik' ('Germania' 1900, Wissenschaftl. Beilage 25).
[3] Steig S. 246.

satire umgearbeitet, in der 'Einsiedlerzeitung' erscheinen lassen und versprach sich so viel davon, daß er am 8. April an seinen Freund schreibt: 'Ich glaube, der Bärnhäuter wird jedermann Spaß machen ... Er würde, einzeln gedruckt, beinahe ein Volksbüchlein werden können.' Ludwig Grimm sticht dasselbe Kupfer dazu, das auch Grimmelshausen benutzt hat: ein Bild aus Jost Ammans 'Charta Lusoria'.[1]

Über die Bärenhäutersage und ihren Einfluß auch auf die Romantiker hat Gaismaier[2] ausführlich berichtet. Die treueste Wiedergabe der Grimmelshausenschen Erzählung ist die bereits erwähnte von Eduard von Bülow, der, wie wir sahen, auch den 'Stoltzen Melcher' erneuert hat.

Von den kleineren Schriften Grimmelshausens hat die Erzählung vom Galgenmännlein bei den Romantikern besonderen Erfolg gehabt. Allerdings ist es nicht Grimmelshausen allein, durch den die Sage vom 'Allräungen' bewahrt geblieben ist, aber jedenfalls geht Brentano auf diesen Dichter in der 'Gründung Prags' zurück, wo er in seinen Anmerkungen zum Drama ein ganzes Stück aus dem 'Galgenmännlein' zitiert.[3] Auch Arnim wird die Erzählung Grimmelshausens für seinen Cornelius Nepos in der 'Isabella von Ägypten' benutzt haben,[4] wie er ja auch den 'Bärenhäuter' für diese Novelle verwertete. Ungefähr gleichzeitig mit Arnim und Brentano erscheint Fouqués Erzählung, die verschiedene Nachahmungen herbeiführte, sogar eine dramatische Bearbeitung, 'Vizlipuzli', von Rosenau.[5]

Arnim hat in der schon mehrfach genannten Erzählung 'Der Krieg' einen zweiten größeren Roman Grimmelshausens als Quelle verwendet. Er verschmilzt hier nämlich sehr geschickt Moscheroschs Gesicht 'Soldatenleben' mit einigen Kapiteln aus dem Anfang des 'Springinsfeld', wo der Held uns von seiner Begegnung mit der Zigeunerin Courasche erzählt und ihren ganzen Aufzug beschreibt.

Auf dieselbe Stelle in Grimmelshausens Roman geht Eichendorff in 'Dichter und ihre Gesellen' zurück.[6]

---

[1] Der Abdruck dieses Bildes befindet sich in der 'Trösteinsamkeit' und bei Scholte: 'Zeitschrift für Bücherfreunde' (4. Jahrg.) Heft I, S. 9.

[2] Gaismaier: 'Die Bärenhäutersage'. Programm des Gymnasiums Ried 1903/04.

[3] Rausse: 'Germania' S. 193.

[4] Bode S. 61 ist anderer Meinung; er glaubt, ein Bericht über den Alraun und die Abbildung eines solchen Männchens in 'Saturnalia: Das ist, Eine Compagnie Weihnachts-Fratzen Oder Centner-Lügen' habe Arnim inspiriert.

[5] Vgl. A. Ludwig in 'Euphorion' Bd. 17, S. 615—624.

[6] Rausse sagt im 'Eichendorff-Kalender' (1913), daß Eichendorff dabei Arnims Erzählung und nicht Grimmelshausens Roman selbst vorgelegen

Vielleicht bewußt, vielleicht unbewußt lehnt sich Jean Paul im Leben Fibels an Grimmelshausen an. Er kleidet die Entstehungsgeschichte dieses Werkes ganz ähnlich ein, wie Grimmelshausen das Auffinden seines 'Ewigwährenden Calenders'. Beide Dichter stellen angeblich ihr Werk aus losen Erzählungen zusammen, die als Einwickelpapier, Nähmuster u. ä. verwendet worden waren. Jean Paul läßt die Jugend im Dorf Heiligengut danach suchen, Grimmelshausen entdeckt sie bei einer Butterhändlerin.[1]

Grimmelshausen bezieht sich in seinen Werken des öfteren auf andere seiner Schriften. So spricht er im 'Springinsfeld' über die 'Courasche' und den 'Simplicissimus', im 'Simplicissimus' liest der westfälische Pfarrer seinen 'Joseph', im 'Galgenmännlein' wird der 'Teutsche Michel' erwähnt usw.

Dasselbe tut Jean Paul. Im 'Hesperus' ist Viktor ein eifriger Leser der 'Unsichtbaren Loge'. Doch hat Jean Paul hier wohl nicht Grimmelshausen nachahmen wollen, sondern er übernimmt diesen Zug von Sterne, der sich in der 'Empfindsamen Reise' auf den 'Tristram' bezieht.[2]

Auch für Jakob Grimm ist Grimmelshausen kein Fremder. Er zitiert ihn wiederholt in seinem Wörterbuch. Und mit Recht, denn es gibt wohl keinen Dichter, der für die volkstümliche Sprache des 17. Jahrhunderts typischer wäre. Jedenfalls hat Grimm eingehende Studien über ihn gemacht, denn sein Urteil über einige wichtige Fragen mit Bezug auf diesen Dichter ist ebenso scharf wie richtig. Für Adalbert Keller war es immer maßgebend.[3]

Die bekannte Erzählung aus Arnims 'Wintergarten' mit dem

---

habe. Er folgert dies aus dem Gebrauch des Namens 'Libuschka', der sich bei Grimmelshausen nicht, bei Arnim wohl finde. Sollte da nicht ein Irrtum vorliegen? Bei Arnim heißt die junge Zigeunerin 'Libussa' (vgl. auch Rausse in der 'Germania' [1910], Wissenschaftl. Beil. 25), die Figur der Courasche hat keinen Namen. Bei Grimmelshausen finden wir den Namen 'Lebuschka' oder 'Libuschka' wiederholt, sowohl in der 'Courasche' wie im 'Springinsfeld'. Dort heißt die Courasche selbst so, die junge Zigeunerin wird nicht mit Namen genannt. Daß Eichendorff also den Namen 'Libuschka' und nicht 'Libussa' verwendet, scheint mir eher ein Beweis dafür, daß er den Originalroman wohl gekannt hat, um so mehr, da bei ihm die Figur der Courasche den Namen führt.

[1] Werner: 'Jean Paul und Grimmelshausen'. 'Studien zur vgl. Literaturgeschichte' Bd. 5, Heft 4, S. 392 ff.

[2] J. Czerny: 'Sterne, Hippel u. Jean Paul'. 'Forsch. z. neueren Literaturgeschichte' Bd. 27, S. 70. Übrigens kommt dies auch bei Tieck vor. In seinem 'Gestiefelten Kater' nennt das Publikum im Vorspiel in der Ausgabe im Phantasus auch die anderen Märchenkomödien des Dichters.

[3] Vgl. den Aufsatz Kellers über Grimmelshausen im 'Serapeum' (17. Jahrgang, 1856).

Titel 'Die drei Erznarren' ist eine verkürzte, sonst aber genaue Wiedergabe des 'Schelmuffsky' von Christian Reuter. Dieses Werk war ein Lieblingsbuch der Romantiker.[1] Brentanos Bruder Christian hatte es entdeckt, und Brentano las es bei seinem Besuch in Berlin dem Freund vor, der sich daran ergötzte und bald den Plan einer Neuausgabe faßte. Am 18. Februar 1808 bittet er Brentano um eine kritische Anzeige von 'Schelmuffskys Reise um die Welt' mit interessanten Bruchstücken. Hübsch ist der Nachsatz: 'Du kannst zulügen, daß die Balken brechen.' Auf etwas mehr Lüge kam es ihm offenbar bei dem Lügenroman nicht an. Ein Jahr später kann er dem treuen Mitarbeiter dann die fertige Erzählung im 'Wintergarten' übersenden.[2]

In seinem 'Bärenhäuter' hat sich Brentano einen köstlichen Scherz mit den Hauptfiguren aus Reuters Roman gemacht. Er vermehrt nämlich die in Bärenhäuters Zimmer gemalten Berühmtheiten um das Bild Schelmuffskys und des Bruder Grafen,[3] wo sie nun in holder Eintracht mit dem würdevollen Gottsched, der ebenfalls hinzugekommen ist, die Wände zieren.

Daß diese Schwärmerei für den Schelmuffsky zwischen Arnim und Brentano einen ganzen Briefwechsel im Schelmuffskyton entstehen ließ, ist bekannt. Auch daß neben dem 'Herrn Bruder Grafen' häufig die Bezeichnung 'Herzbruder' aus dem 'Simplicissimus' auftauchte, sehr oft als Unterschrift. Sogar Gryphius mußte zu dieser Spielerei herhalten. So schreibt Brentano an Arnim mit Bezug auf einen gemeinsamen Bekannten: 'dieser liebenswürdige, kriegerische Horribilis',[4] doch offenbar eine Anspielung auf den 'Horribilicribrifax'.

Auch der sprachgewandte Balthasar Schupp erwacht in der Zeit der Romantik wieder zu neuem Leben. Im 'Heidelberger Taschenbuch' von Schreiber werden 1809 vier seiner Märchen veröffentlicht. Der Herausgeber macht eine bemerkenswerte Fußnote, die ein inniges Verständnis für die Dichter des 17. Jahrhunderts verrät: 'Der protestantische Abraham a Sancta Clara, nur noch witziger, geistvoller und gehaltener als jener, aber vielleicht eben darum weniger bekannt.'[5] Das eindrucksvolle Lied Nicolais 'Wachet auf, ruft uns die Stimme' war den Herausgebern des 'Wunderhorns' auch durch Schupp bekannt geworden. Er hatte

[1] Rausse berichtet in der 'Germania' (1910) ausführlich darüber. Vgl. auch die Vorrede zu der Ausgabe des 'Schelmuffsky' von Schullerus, Neudrucke Nr. 57. 58.

[2] Vgl. seinen Brief bei Steig auf S. 281.

[3] Vgl. O. Bleich: 'Entstehung und Quellen der Märchen Brentanos (1897) S. 50.

[4] Brief vom 5. Juli 1813. Steig S. 316.

[5] 'Bibl. Rep.' V, S. 122.

die beiden ersten Strophen in seine Schriften (Frankfurt 1648) aufgenommen, die Arnim und Brentano vorlagen.

Die Werke unbekannter Dichter aus dem 17. Jahrhundert wurden von den Romantikern zwar weniger beachtet, aber doch nicht ganz übersehen. So nehmen Arnim und Brentano manches Fliegende Blatt in ihre Volksliedersammlung auf, und Brentano veröffentlicht in den Beiträgen zum 'Gesellschafter'[1] fünf Parabeln aus dem 17. Jahrhundert, von denen der Verfasser nicht genannt wird.

Unter dem Titel 'Veriphantors betrogener Frontalbo' erschien im 17. Jahrhundert ein Roman, dessen Dichter uns über seinen wahren Namen im unklaren läßt.[2] In der 'Einsiedlerzeitung' wurde ein sog. 'Organisches Fragment' daraus abgedruckt. Die Herausgeber der Zeitschrift hatten diesen Ausdruck von Heinrich von Kleist übernommen und verstanden darunter ein Stück, das für sich ein Ganzes ausmacht, zugleich aber 'auf eine weitere Verbindung hindeutet, wie alles in der Welt'.[3] Wir finden in der Einsiedlerzeitung mehrere solcher 'Organischen Fragmente'.

An der Herausgabe des Fragments 'Frontalbo und die beiden Orbellen' ist außer den Unterzeichneten — Jakob Grimm und Arnim — auch Brentano beteiligt; er gab sogar die Anregung dazu, wie aus seinem Brief an Arnim vom 8. April 1808 hervorgeht: 'Die Platte (eines Kupferabdrucks) selbst geht morgen ab ... zugleich mit einer wunderschönen Scene aus Orbella und Frontalbo, einem meiner kleinen Romane des 17. Jahrhunderts, die ich für dich von Grimms abschreiben ließ. Die Verse, die die Orbella singt, sind sehr schlecht. Ich wünsche, daß Du ebenso viel andre schöne dieser Art und Zeit statt ihrer hinsetzt; sie liegen sehr in Deinem Talent, so wie etwa die in der Folge von Liebesklagen' ('Wunderhorn').[4] Arnim erfüllte den Wunsch des Freundes, und mit seinen Versen erschien die Erzählung am 7. Mai.

Wir können den Romantikern für ihre Bestrebungen, das Alte und Unbekannte in der einheimischen Kunst ihren Zeitgenossen wieder zugänglich zu machen, nicht dankbar genug sein. Mit kundigem Blick und sicherer Hand haben sie dabei aus dem Wust fremdländisch gefärbter Produkte, deren die Lite-

[1] Herausgegeben von F. W. Gubitz. 1817 erschienen vier Parabeln, 1818 noch eine.

[2] 'Veriphantors betrogener Frontalbo' befindet sich in der Kgl. Bibliothek Berlin unter Yu 5631. Vermutlich ist Veriphantor Pseudonym für Jo. Gorgias; vgl. Goedeke III, S. 241.

[3] Vgl. die Bemerkung Arnims in der 'Einsiedlerzeitung' vom 26. April. Pfaffs Neudruck der 'Trösteinsamkeit' S. 71.

[4] Vgl. den Abdruck des Briefes bei Steig S. 251.

ratur des 17. Jahrhunderts so viele zählt, die echt deutschen Kunstwerke herausgegriffen. Schlicht und anspruchslos, humor- und gemütvoll, mit einer gesunden, ehrlichen Derbheit und doch auf einen religiösen Grundton gestimmt, entsprechen diese Dichtungen wie wenige den inneren Tiefen des deutschen Wesens. Darum waren sie auch wie wenige dazu geeignet, von den Romantikern, deren Wollen und Schaffen im letzten Grunde überall darauf hinausging, das Gefühl fürs Deutschtum im Volk zu erwecken und lebendig zu erhalten, im Dienste ihres hohen Ideals bearbeitet zu werden.

Amsterdam. M. J. Deuschle.

Claudius und Gerstenberg.

Als Matthias Claudius[1] in den Jahren 1759—61 in Jena dem Studium der Theologie oblag, trat er der 'Teutschen Gesellschaft' bei, die nach dem Vorbilde der von Gottsched gestifteten und eine Zeitlang geleiteten 'Teutschen Gesellschaft' in Leipzig die Dicht- und Redekunst pflegte; man kam, meist Sonnabends, zusammen, verlas moralische Abhandlungen oder trug seine Poesien vor und unterwarf sie dem Urteil der Gesellschaft.

Auch Claudius' Landsmann Heinrich Wilhelm von Gerstenberg[2] gehörte ihr während seiner Jenaer Studienzeit an; 1759 erschienen seine 'Tändeleyen', anmutige anakreontische Gedichte und Liedlein, die zum Teil schon in der Gesellschaft unter allgemeinem Beifall vorgelesen waren[3]; sie übertrafen allerdings an Frische der Empfindung, Anschaulichkeit der Schilderung, Lebhaftigkeit der Sprache und Wohllaut der Verse weit alle Reimereien, die in den fünf Jahre vorher herausgegebenen 'Schriften der Gesellschaft' sich ans Licht gewagt hatten. Voll scheuer Ehrfurcht blickte der einfache Holsteiner Pfarrerssohn zu dem gefeierten und weltgewandten Dichter auf und bewunderte neidlos die Poesien des Älteren. Doch ein engeres Verhältnis wollte sich zwischen beiden persönlich noch nicht recht anknüpfen; erst als Gerstenberg die Universität verlassen hatte, entspann sich durch Vermittlung eines gemeinsamen Studienfreundes, das Magisters Jakob Friedrich Schmidt[4], ein Briefwechsel, der schließlich zu enger und langdauernder Freundschaft zwischen den beiden an Charakter recht verschiedenen Personen führte.

Für Schmidt, der sich in sehr ungewisser Lage befand und in großer pekuniärer Verlegenheit war, hatte Gerstenberg 1760 eine Sammlung veranstaltet und ihm eine Hauslehrerstelle ('Hofmeister' sagte man damals) bei dem Konferenzrat v. Thienen auf Wittmoldt bei Plön verschafft, die jener von Neujahr 1761—62 bekleidete. Von dort aus schrieb Schmidt am 19. April 1761

[1] Geboren am 15. August 1740 zu Reinfeld in Holstein, gestorben am 21. Januar 1815 in Hamburg. Biographien von Wilhelm Herbst (3. Auflage, Gotha 1876) und Wolfgang Stammler (Halle a. S. 1915).

[2] Geboren am 3. Januar 1737 zu Tondern in Schleswig, gestorben am 1. November 1823 in Altona. Eine Biographie haben wir von Dr. A. M. Wagner zu erwarten.

[3] 'Kritische und zuverlässige Nachrichten von den neuesten Schriften für die Liebhaber der Philosophie und schönen Wissenschaften' II. Bd., St. 1 (Jena u. Leipzig 1762), S. 189.

[4] Geboren am 2. April 1730 zu Blasienzell bei Gotha, gestorben am 2. März 1796. Vgl. 'Allgemeine deutsche Biographie' XXXVI, S. 777—781.

unter anderem an Gerstenberg: 'Ebenso aber wünschte ich auch, daß Sie eine kleine Correspondenz mit dem jüngsten Claudius haben möchten. Ich erinnere mich, daß er immer, so lange Sie von Jena weg sind, recht schmachtend nach einem Briefe von Ihnen ausgesehen hat. Er wollte mir bei meiner Abreise einen Brief an Sie mitgeben, befürchtete aber, Sie möchten ihm nicht antworten. Kann ich ihm dann etwa, wenn ich etwa an ihn schreibe, das Gegentheil versichern?'[1] Gerstenberg antwortete Schmidt aufmunternd, und nun begann eine Korrespondenz, die leider nur lückenhaft uns erhalten ist. Vor allem besitzen wir nur Claudius' Briefe, da Gerstenbergs Antworten mit in dem Autodafé untergegangen sind, das Claudius in den neunziger Jahren über seine gesamte Korrespondenz ergehen ließ. Aber auch die Schreiben von Claudius sind nicht vollständig erhalten. Direktor Dr. Carl Christian Redlich in Hamburg scheint sie einst alle besessen zu haben und hat eine Anzahl in einem Festprogramm mitgeteilt; aber nach seinem Tode sind sie in alle Winde zerstreut worden. Was von den verschiedensten Seiten zusammenzubekommen mir geglückt ist, lege ich im folgenden in getreuem Abdruck (unbedeutende Schreibfehler sind stillschweigend verbessert) vor. Um eine Übersicht über den ganzen Bestand zu erhalten, habe ich auch die von Redlich bereits publizierten Briefe, deren ungenaue Wiedergabe ich in vielen Fällen nach dem Original verbessern konnte, beigefügt.

Für die gütigst überlassenen Handschriften habe ich zu danken den Herren Rudolf Brockhaus Erben zu Leipzig (Nr. 8), Stadtschulrat a. D. Dr. Fritz Jonas (Nr. 20), Gotthold Lessing (Nr. 2, 3, 5, 6, 9, 10, 15, 18, 21—51) und Professor Dr. Richard M. Meyer † (Nr. 7) in Berlin.

Im folgenden gebrauchte Abkürzungen: H = Handschrift, E = Erstdruck, T = Teildruck.

1.[2]

Vortrefflicher Gerstenberg!

Der H. Magister Schmidt hat mir geschrieben, daß Sie noch bisweilen an mich dächten. Ich habe mich recht sehr darüber gefreut. Ich kann nur hoffen, daß es Ihnen lieb sein wird, wenn ich Ihnen sage, daß ich vielen, recht vielen Antheil an dem Anfang Ihres Glücks nehme. Werden Sie immer glücklicher, liebster Gerstenberg, so glücklich als ich es Ihnen wünsche und Ihr Herz es verdient. O, ich danke Ihnen tausendmal, daß Sie den H. Magister Schmidt so glücklich haben machen wollen, als er gewiß werden wird. Wenn ich Sie sonst nicht lieben müßte, so würde ich Sie bloß dieser edlen That wegen unendlich lieben und hochachten.

[1] Vgl. Redlich, 'Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Bothen. Programm' (Hamburg 1881), S. 3. (Im folgenden zitiert: Redlich.)

[2] H: ? E: Redlich S. 3 f.

Wollen Sie uns nicht bald wieder mit einigen süßen Tändeleien beschenken? Nein, liebster Freund, ob es gleich große Wollust ist, solche Tändeleien zu lesen, so haben doch die tragischen Empfindungen einen mächtigen Vorzug; schenken Sie uns also lieber ein Trauerspiel oder sonst tragische Stücke, dabei man so recht weinen muß. Wie unaussprechlich süß ist die Thräne, die man beim Grabe oder überhaupt beim Unglück seines Freundes weint, und wer wird die Thränen besser herauslocken können als Sie? O, bester Gerstenberg, wenn Sie so recht betrübte und traurige Gemälde und Empfindungen liegen haben, gönnen Sie mir das Vergnügen solche zu lesen, ich will Sie auch ewig lieben.

Leben Sie wohl, liebster, bester Freund, ich bin mit der größesten Hochachtung und Zärtlichkeit ganz

Jena, den 18. October 1761. der Ihrige
M. Claudius.

2.[1]

Mein bester Freünd!

Sind Sie noch krank, sehen Sie noch so blaß aus, als Sie aussahen, da Sie von *Segeberg* giengen?[2] O, das solte mir recht leid thun. Seyn Sie von nun an nicht mehr krank, ich wollt' es nicht gerne haben. weil ich Sie nicht habe sprechen können; so muß ich an Sie schreiben, aber was? daß ich Sie unaussprechlich lieb habe, und daß ich Sie gerne mal sehen und sprechen wolte. *Schmidt* ist, wie Sie wißen, mein naher Nachbar, er, *Gundlach*, und ich halten gute Nachbarschaft[3], uns fehlt nichts als Sie —

Ich habe auch Tandeleyen gemacht[4], Tandeleyen, denn ich wuste nicht, wie ich sie anders nennen solte. Hier sind sie, seyn Sie so gut, und sagen mir, was Ihnen gefällt, und was Ihnen nicht gefällt, ein wenig weitläuftig, wenn Sie Zeit und Lust haben. Ich wünsche Ihnen alles, was glücklich macht, und bin ich mit der grösten Hochachtung

Reinfeldt d 18 8br Ihr
1762. *Claudius.*

3.[5]

Mein liebster Freünd!

ich verfolge Sie mit meinen Briefen bis in *Copenhagen*, Sie sollen zwar Dank für Ihre Antwort haben, aber nicht den feürigen Dank, den ich für Sie fertig hatte, ich wolte von Ihnen nicht gelobt, ich wolte getadelt seyn — doch Sie wolten nach *Copenhagen*, und zu guter Letzt in *Schleswig* lieber loben als tadeln; Nun gut, damals hatten Sie Lust zu loben, wenn Sie auch einmal die Lust zu tadeln ergreift; so denken Sie auch an mich. —

[1] H: 2 Seiten 4°. E: Redlich S. 4.

[2] Gerstenberg verließ Segeberg als Adjutant v. Gählers in dem kurzen, durch Peters III. Ermordung abgebrochenen Feldzuge gegen die Russen. (Anm. Redlichs.)

[3] Schmidt war Ostern 1762 bis Michaelis 1763 Hauslehrer bei Hanssen in Wessenberg, östlich von Reinfeld an der lübischen Grenze. Der Plöner Johann Gabriel Gundlach, auch ein Jenenser Studiengenosse, ward 1764 Prediger zu Petersdorf auf Fehmarn. (Anm. Redlichs.)

[4] 'Tändeleyen und Erzählungen' (Jena 1763), ungeschickte Nachahmung von Gerstenbergs Gedichten, von der zeitgenössischen Kritik herb getadelt.

[5] H.: 3 Seiten 4°. E: Redlich S. 5.

Der *Magister Schmidt* hat die Küße, die ich ihm Ihretwegen geben solte, richtig empfangen, und ich habe wieder ein Halbdutzend an Sie zu besorgen: Sie erhalten sie aber nicht mit Überbringer dieses, Sie sollen sie zu gute haben, wenn ich Sie einmal sehe und spreche; aber — wenn sehe ich Sie einmal? — wenn die *Russen* wiederkomen? O nein, so soll mir lieber genug seyn, daß ich Sie gesehen habe, — also wenn ich einmal in die Gegend komme, wo Sie sind — na — ich hoffe alle Tage daß irgend ein Mensch aus der Gegend meine Dienste nöthig haben möchte, in der That, mein liebster Freünd, ich hoffe auf eine Gelegenheit, denn nach *Glückstadt* gehen, und anfangen zu *plaidiren* — das kann mir der Hunger nur süß machen, wenn Sie mal was für mich wißen; machen Sie sich um mich verdient, ich will Sie auch gerne lieber haben wollen. Der *Magister Schmidt, Gundlach* und ich wünschen Ihnen recht viel Glück zum neuen Jahre. Die *eloge* des H. *Hüberts* von *Schmidt*[1] haben wir schon gesehen, und uns darob gefreut. Leben Sie wohl ich bin

Reinfeldt d. 28 decembr *Ihr*
1762 *Claudius.*

N. S. Der Herr Hofprediger[2] wird es doch nicht übel nehmen, dass ich 'zu erfragen bey *et cet*' geschrieben habe[3], ich wuste Sie sonst nicht aufzufinden.

4.[4]

Liebster Freund!

Ich danke Ihnen recht sehr für Ihre freundschaftlichen Gesinnungen, und ich will Ihnen noch öfters danken. — Ihrem Rathe in Ansehung des Herrn Generalauditeurs von Caroc bin ich gefolgt, ich habe an ihn geschrieben; weil ich aber nicht weiß, wo er sich aufhält, so schicke ich Ihnen den Brief an ihn; Sie werden so gut sein und die Adresse darauf machen. An den Herrn Orthling[5] werde ich den nächsten Posttag schreiben. Der Herr Magister Schmidt hat mir so viel Gutes von ihm gesagt, daß ich mir viel Glück zu der Bekanntschaft mit ihm wünschen würde, wenn er auch nicht Generalauditeur wäre. Gundlach und Schmidt empfehlen sich Ihnen. Ich bin

Reinfeldt, d. 7. März 1763. Ihr
Claudius.

5.[6]

Mein liebster Freünd!

Ich habe Ihren Brief über den H *Magister Schmidt* richtig erhalten. *Schmidt* hat durch Ihren Brief mich wieder freundlich gemacht, denn weil

---

[1] Michael Huber, damals Mitarbeiter an d'Arnauds 'Journal étranger' zu Paris, später Lektor der französischen Sprache in Leipzig, hatte Schmidts 'Poetische Gemählde und Empfindungen aus der heiligen Schrift' ins Französische übersetzt. Die Übersetzung ist 1766 in Hubers 'Choix de poésies allemandes' wiederabgedruckt. (Anm. Redlichs.)

[2] Johann Andreas Cramer. [3] Nämlich auf die Adresse.

[4] H: ? E: Redlich S. 5 f.

[5] Generalauditeur Oertling war Gerstenbergs Freund und Mitarbeiter an der Zeitschrift 'Der Hypochondrist', dessen letztes Stück von ihm herrührt (vgl. Gerstenbergs Brief an Weiße: 'Archiv für Literaturgeschichte' IX, S. 477 ff.).

[6] H: 3 Seiten 4°. E: Redlich S. 6 f.

er imer mit seinen Gedanken so weit über Feld gegangen ist, und ein so mürrisches Gesicht hat; so hatte ich mich zu rächen solche finstre und verdrießliche Mienen angenomen, als die *Ceres* nimmermehr mag gemacht haben, als sie erfuhr, daß ihre *Proserpina* durch die Küße des Pluto entheiliget wurde. mürrisch ist *Schmidt* im allerhöchsten grad, und wen es wahr ist, was *Gesner*[1] sagt, daß Liebende gerne einsame Schatten suchen, so liebt der Jüngling gewiß, mann kann eine halbe Stunde vor ihm peroriren, und er hört nichts davon, wenn mann ihn endlich anstösst, erwacht er, und sagt zwey Worte und denn schläft er wieder ein, wenn der vertrauliche Umgang mit dem Apoll ihn so fühlloß gegen andre Dinge machte, so möchte er endlich immer fühlloß seyn, aber das ist nicht, ich muthmaße gar daß er sich mit ihm entzweit habe, und ein ganz anders *Project* habe groß zu werden. Kardinal will *Schmidt* werden, lieber *Gerstenberg*, wodurch? Durch die Jungfrau Maria, die kostet ihm gegenwärtig viele Nächte. aus der ganzen Landschaft hohlt er Bücher von ihr zusammen, dicke und dünne, große und kleine Bücher von Maria. Er sagt zwar selber, weil er immer so ein Jungfernknecht gewesen, wolle er von ihr schreiben, aber glauben Sie es nicht, er will Kardinal werden. Nun wir erwarten sein Schicksal, und seine Geschichte der *Maria*, wozu nur wenge *data* in der Schrift sind.[2]

Da *Schmidt* den *Apoll* so erzürnet hat; so hat er die hiesige Gegenden ganz und gar verlaßen, er sprach bey mir vor, als er vorbey ging, aber ich hatte iust die Tabelle von den verschiedenen Gattungen der *Tortur* vor mich, O wie floh der Gott als er sie gewahr ward! von *Carroc* habe ich noch keine Antwort[3], könten Sie indeß eine Secretair Stelle erfahren; so nehme ich sie lieber, hier war nämlich iemand, der meinen Eltern das *auditeur*seyn halb zuwieder gemacht, oder so eine Stelle die in die Policey und nützlichen Wissenschaften einschlägt, denn die hab' ich hauptsächlich studirt, inzwischen das erste das beste, ich wollte gar zu gerne vom Hause. Eine Neügkeit muß ich Ihnen doch noch mittheilen, wo Sie sie noch nicht wißen. ich bin in den Zuverläßigen Nachrichten, die zu Jena herauskommen von B vermuthlich *Blasch*[4] häßlich heruntergemacht wegen der Tändeleyen, und Sie bis in den Himel erhoben. alle Tändeleyen sind nicht von der rechten Art, einige erträglich als der steigende Busen, die Erzählungen sind schlecht, der Arme Mann und der Jüngling bedürfen sehr der Feile sonst gehts noch wohl an. es ärgert mich die Kritick nicht, aber daß Herr *Blasch* so stolz spricht, das ist doch viel, indeßen will ich Schmach erdulden und stille seyn. Wollen Sie wohl so gut seyn und sehen, ob Sie den H *Pontoppidan* nicht ausfragen können, er ist ein Vetter von dem Bischof, ich weiß aber nicht wo er ist, bey seinem Vetter

---

[1] Der Idyllendichter Salomon Geßner.

[2] Schmidts Schrift erschien unter dem Titel 'Leben und Sitten der heil. Jungfrau Maria' (Gotha 1765).

[3] Von Justizrat v. Caroc, dem Oertling schon im Januar auf Gerstenbergs Veranlassung Claudius zu einer Auditeurstelle empfohlen hatte, war an diesen so günstig geschrieben worden, daß Oertling nicht zweifelte, 'Herr Claudius werde bei nächster Erledigung einer Auditeurstelle seines Wunsches gewährt werden'. (Anm. Redlichs.)

[4] Johann Christian Blasch (1718—92) war Rektor der Stadtschule und Professor der Theologie zu Jena. Die Rezension steht im 2. Bd., Stück 1, S. 189—196.

oder in einem andern Hause in *Copenhagen*? werden Sie aber nicht böse, daß ich Ihnen die *comission* auftrage. wenn Sie ihn nicht ausfragen können; so zerreißen Sie nur den Brief; sonst sähe ichs gerne, daß er bald zu Stelle käme. Leben Sie wohl, ich küße Sie Tausendmal und bin ewig

Reinfeldt. d 11 aprill der Ihrige
1763 *M Claudius.*

6.[1]

Mein liebster Freünd!

Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung wegen den Verdrießlichkeiten, die ich Ihnen durch den verwünschten Brief an *Pontoppidan* verursacht habe, ich bin unschuldig, ich batt den H *candidaten Pontoppidan* darin um die 2 *Luisd'or*, die er mir noch schuldig ist, und zwar ganz freündschaftlich, leßen Sie den Brief selber, so werden Sie sehen, daß der Verfaßer des *Menoza*[2], wie wir hier zu Lande steif und fest glauben, ohne Ursache aufgebracht worden, es verdrießt mich um des iungen *Pontoppidan* willen, der ein rechter ehrlicher Däne ist, daß der Brief seinem Vetter dem *Pro*canzler in die Hände gefallen. da er sich gegen Ihren Bedienten so bezeigte; was wird er gegen seinen Vetter nicht für *manœuvres* machen? Doch ich kann nicht dafür und Sie auch nicht — wie gesagt also, leßen Sie den Brief, und verbrennen ihn, und vergeben Sie es mir, daß ich Ihnen denselben zugeschickt habe —

Was die *auditeur*stelle betrieft, mein Liebster, so überlaße ich es Ihnen gänzlich, was Sie für gut befinden, das will ich auch. an das Cam̃er*collegium* habe ich gar nicht gedacht, als ich Ihnen schrieb daß ich auch die *cameralia* studirt hätte, so hoch versteig ich mich nicht in meinen *projecten*, sondern ich dachte wenn etwa ein Herr, der ein Liebhaber von dergleichen Sachen wäre, einen *Secretairen* nöthig hätte, oder — ich wüste selbst nicht was ich dachte, kurz Sie solten es nur wißen, daß ich auch das cameral studirt habe. Schreiben Sie mir bald wieder, ich freüe mich immer so, wenn ich einen Brief von Ihnen kriege, wenn mir ein andrer eben daßelbe schreibt, so ists mir nur halb so angenehm, wie geht das zu? — ich liebe Sie herzlich und bin

Reinfeld d 12 *Mai* Ihr
1763 *Claudius.*

[Adresse:] *à Monsieur Monsieur de Gerstenberg Lieutenant de Cavallerie à Copenhagen* abzugeben bey dem Herrn *Morville* am Strande. *Franco.*

7.[3]

Mein liebster Freünd,

Sie müßen es mir ia nicht übel nehmen, daß ich nun so lange, lange nicht an Sie geschrieben habe (denn in der That es komt mir für, als wenn Jahrhunderte zwischen meinen letzten Brief und dießem lägen) mein dickes

[1] H: 2 Seiten 4°. Auf der vierten Seite die Adresse. E: Redlich S. 7.

[2] Der dänische Prokanzler Erik Pontoppidan ließ anonym im Jahre 1742 den Roman 'Menoza' erscheinen, der bald unter dem Titel 'Menoza, ein asiatischer Prinz, welcher die Welt umher durchzogen, Christen zu suchen, aber der Gesuchten wenig gefunden' ins Deutsche übersetzt wurde (1754 in dritter Auflage).

[3] H: 3 Seiten 4°. E: Redlich S. 7—9.

hypochondrisches Blut ist schuld daran, nun bin ich nicht viel mehr von dem Punkt entfernt, wo ich *Schmidts* angefangene Wochenschrift[1] mit vieler *Naivitet* fortsetzen könte. Nachdem ich Ihnen dieß gesagt; so kann es Sie nicht befremden wenn ich Ihnen ein kleines Wiegenlied abschreibe das ich meiner Schwester[2] 'bei ihrer kleinen Tochter zu singen', gemacht habe. Das Lied heißt so:

Großmutter *Müller*, Großvater und Großmutter *Claudius*, Vater und Mutter *Müller*, Tanten *Müllern* um die Wiege.

alle

Nun liebes Mädchen schlummre ein,
O schlaf in süßer Ruh!
wir wollen alle stille seyn,
wir sehn dir alle zu.

Großmutter *Müller* allein

Du liebe kleine Enkelin,
ich wein' mit Freüden hier
mein Herz auf deine Wiege hin = = =
ich fühls, ich leb' in ihr.

Tutti

Nun liebes Mädchen *et cet.*

Großvater und Großmutter *Claudius*

Kind =, einen Blick — denn schlafe du,
denn wiegen wir dich ein,
und küßen dir die Augen zu,
du wirst wohl schläfrig seyn.

Tutti

Nun liebes Mädchen *et cet.*

Vater und Mutter

Sie ist doch Fleisch von unserm Fleisch =
O, wecket sie nicht auf,
du Wiege mache kein Geräusch,
und wecke sie nicht auf!

Tutti

Nun liebes Mädchen *et cet* —

Die Tanten

O seht, wie ruhig schläft sie nun!
wie wallt die kleine Brust!
in unserm Arme solt du ruhn.
im Arm, du = unsre Lust.

[1] Der schon oben erwähnte 'Hypochondrist', erschien vom 2. Januar bis 19. Juni 1762 zu Schleswig in 25 Nummern.

[2] Claudius' Schwester Dorothea Christina (geboren 1744) war seit dem 5. November 1762 mit dem Pastor Christian August Gustav Müller zu Gleschendorf, Amt Ahrensböck, verheiratet und starb bereits am 26. Mai 1766.

Tutti

Nun liebes Mädchen schlummre ein
O schlaf in süßer Ruh *et cet* —

Das sind in einem ganzen Jahr fast alle reime, die ich gemacht habe, und vieleicht habe ichs klug gemacht, daß ichs dabey habe bewenden laßen. hätte ich noch sonst was machen sollen, so hätte es vom Grab und von Todtengräbern, von Bahren und Beinhäußern, von Einöden darin hie und da Alpen von Menschenschädeln trauren, sein müßen, denn das ist itzo mein Feld —

Nun, ich will mich mal losreißen, einmal mit Gewalt menschlicher gesinnet sein, ich küße Sie, Mein lieber Gerstenberg 10mal 100mal = = wie ist es so lieblich zu küßen! *Schmidt* ist meinem Kuße nun schon entzogen, und wo er nicht wieder auf einer Abentheuer durchs Ländlein *Holstein* komt, werde ich ihn schwerlich jemals wieder küßen[1]. —

Stirbt in *Copenhagen* nicht ein *Secretair*, oder braucht nicht ein Junger Herr einen Hofmeister mit ihm auf die *univcrsitet* zu gehen? wißen Sie was mir neülich eingefallen ist, ich möchte wohl nach das Land *Norwegen*, wenn ich da nur was zu thun hätte, bey den Bergwerken, oder sonst. Der Himmel weiß, wo ich noch hinkomme, indeßen habe ichs zu Hauße gut, bis etwas vorfält. *Her Gundlach* lest sich Ihnen empfhelen, Sie werden doch wohl seine Antwort auf Ihren Brief richtig erhalten haben. Leben Sie wohl, und vergelten Sie nicht gleiches mit gleichem, Nein, ich hoffe bald auf einen Brief von Ihnen, ich bin

Reinfeldt d 2 Oct. 1763. Ihr *Claudius.*

Es sind ia auch Krieglieder von einem dänischen *Grenadier*, dem iungern Bruder des preüßischen, herausgekomen[2].

8.[3]

Meine Bekandtschaft mit Bach[4] hat Grade und bisher noch dieselben die *Ovid* in seinem Büchlein, der Liebe andichtet. Da Ihnen alles was *Bachen* angehet, wichtig ist, warum sollte ich denn nicht lang und gut erzählen, daß ich ihn vorigen Sonntag Nachmittag eine Musick in der neüen *Michaelis* Kirche habe aufführen sehen und hören. Die erste Helfte der Musick war von ihm selbst, sie war aber zu schwach besetzt in der großen Kirche Dienste zu thun, und daher konnte mann nur aus dem Maulzucken einiger Menschen, die vorne an stunden, und aus abgebrochenen verlohren Lauten erfahren daß gesungen ward. Das merkwürdigste dieses Tages also ist daß ich Bachen in der Kirche sah und ihn bis an sein Hauß verfolgte, das H. Dumpf[5] mir nur *in abstracto* zu sagen wuste.

---

[1] Schmidt war wenige Tage vorher nach Thüringen zurückgegangen, wo er 1765 Prediger in seinem Geburtsflecken Zelle, 1773 Prediger in Gotha wurde. (Anm. Redlichs.)

[2] 'Kriegslieder eines königl. dänischen Grenadiers bey Eröffnung des Feldzuges' (1762), von Gerstenberg selbst gedichtet.

[3] H: 3 Seiten 4°. Auf der vierten Seite die Adresse. E: Redlich S. 9 f.

[4] Karl Philipp Emanuel Bach, Sohn Johann Sebastians, war am 3. November 1767 als Telemanns Nachfolger zum Kantor und Musikdirektor am Johanneum in Hamburg erwählt worden.

[5] Johann Wilhelm Dumpf, der erste Redakteur der 'Hamburgischen Neuen Zeitung' und der 'Adreß-Comtoir-Nachrichten', als dessen Mitarbeiter Claudius nach Hamburg gezogen war.

Heute, Diensttags Morgens gieng ich nun in das Hauß, darin er Sontags ging und traf ihn im *negligé*, darin er sprach aber nicht spielte:

+ verzeihen Sie, daß Sie mich so im *negligé* treffen.

× mann findet *virtuosen ordinoir* darin.

+ bey leibe nicht, das sind nicht *virtuosen*, das sind liederliche Leüte.

× — — — — —

× ich komme aus *Copenhagen* und habe einen Gruß für Sie von H Past. *Resewitz*, wenn Sie sich seiner noch erinnern.

+ O ja — wie steht es um die Musick in *Copenhagen*?

× sehr mäßig, *Schobert*[1] und Ihr Bruder[2] sind die Lieblings *Autors*, Sie gefallen nicht sonderlich.

+ darin muß ich mich finden. Schobert ist hier auch beckannt, er ist ein Mann der Kopfs hat, aber hinter seiner und meines Bruders itzigen *Composition* ist nichts.

× sie fällt gleichwohl gut ins Ohr.

+ sie fällt hinein und füllt es, läst aber das Herz leer, das ist mein Urtheil von der neüen Musick, der neüen comischen Musick, die auch in *Italien*, wie mir *Galuppi*[3] gesagt hat, Mode ist, so daß mann gar kein *adagio*, lauter raüspernde *Allegro*, allenfalls ein *andantino* zu hören kricht.

Der König von Preüßen hasst diese Musick aufs äußerste, sonst findet sie fast allenthalben Beyfall, und ich habe mich in meinen *Sonatinen* nur ein wenig zu den Geschmack herunter gelaßen.

× sie verhält sich vieleicht zur eigentl. Musick, wie sich das Witzige zum pathetischen

+ der Vergleich ist nicht übel. die Musick hat höhere Absichten, sie soll nicht das Ohr füllen, sondern das Herz in Bewegung setzen.

Hier sah ich ihm steif ins Gesicht.

× Sie haben einige *piecen* gesetzt, darin *Χαραχτηρε* ausgedrückt sind[4], haben Sie die Arbeit nicht fortgesetzt?

+ nein, die Stücke hab' ich gelegentlich gemacht, und vergeßen

× es ist doch gleichwohl ein neüer Weg —

+ aber nur ein kleiner, mann kanns näher haben, wenn mann Worte dazu nimmt.

u so ferner, denn ich kan nicht alles auf diesen Bogen bringen, ich muß Sie noch bitten, daß Sie mir b a l d was zu übersetzen verschaffen, denn ich hab itzo nichts zu thun, und muß täglich brodt haben.

ich habe mir eine Stube auf 4 Wochen gemietet, das traurigste dabey ist, daß ich täglich mit Lebensgefahr zu einem Nachtstuhl im Keller hinabsinken muß. Die *adreße* des Haußes, wo der Nachtstuhl im Keller steht ist: a n d e r M ü h l e n b r ü c k e bey H *S c h m i d t* g e r a d e g e g e n d e n A d l e r ü b e r.

---

[1] Berühmter Klavierspieler in Diensten des Prinzen Conti zu Paris (gestorben 1768).

[2] Johann Christian Bach, der sogenannte 'Mailändische' oder 'Englische' Bach.

[3] Baldessaro Galuppi, italienischer Komponist (1703—1785).

[4] 'Piecen, darin Charaktere ausgedrückt sind', interessierten Gerstenberg vornehmlich. Er hat dem Bückeburger Bach einmal vorgeschlagen, die Geschichte der Kleopatra ohne Worte musikalisch darzustellen. (Anmerkung Redlichs.)

Die Schönheiten Hamburgs sehe ich, koste sie aber nicht, sondern gehe vorüber als ein Mönch und brumme *memento loculi.*

Danken Sie der Fr. RittMeister für ihre Musick, und Erbsen *sans comparaison.* wen Sie den Brief gelesen haben können Sie ihn wohl *casiren* [!].

Ihr

Hamburg, Diensttags [5. Juli]. 1768. aufrechter *Claudius.*

[Adresse:] *à Monsieur Monsieur de Gerstenberg, Capitaine de Cavallerie à Copenhagen franco*

9.[1]

So lange ich auch mit der 2ten *relation* Anstand genommen, so enthält sie doch nichts neüeres weder von *Bach* noch *Lessing,* den erstern habe ich nicht wieder treffen können, er ist niemahls, denk' ich, zu Hause, den letzten hab' ich noch gar nicht gesehn, ich weiß selbst nicht warum. aber das Gespräch war mein Treü kein Gedichte, sondern eine Geschichte. ich sollte bald schreiben, was ich durch was zu Übersetzen von Proft[2] *pp* verstehe. ich verstehe dadurch, ob Sie nicht die Gutheit haben wollten, wenn Proft etwas zu übersetzen hat, mir solches zu verschaffen, oder, wenn er nichts weiß, ihm etwas vorzuschlagen und mir schleünigst (denn sonst kom̃ ich ganz *positiv* Schuldenhalber nach *Newgate*[3]) davon Nachricht zu geben, oder noch beßer den Übersetzerlohn *praenumerando* mitzusenden. ich habe noch ein Anliegen. es sollen im Dänischen gewiße Feldapothecker Stellen seyn. ein Apotheker, der gute Zeügniße unter andern von *Hensler* in *Segeberg,* wenns verlangt wird, beybringen kann, ein Bruder von dem *Hermann,* den Sie noch in Jena geckannt haben und der gegenwärtig in *Hamburg* ist, hat mich um diese Stelle befragt. ich weiß nichts davon. wißen Sie nicht wie es damit zusammenhängt, und ob wohl an eine solche Stelle zu kommen sey? ich habs mit meinen vergeblichen Laufen nach *Bachs* Hause verdient, daß Sie mir etwas Antwort ertheilen.

Ich emphele mich der Fr. Rittmeist. und Ihrem Andenken, bis ichs so bald ich *Bach pp* gesprochen habe, von neüem thun werde.

Hamburg 18. Jul. 1768. Ihr *Claudius.*

Postscriptum.

ich bin hier vergnügt genug, und ersuche ganz ergebenst den kleinen weißen Zettel H *Schoenborn*[4] und den blauen dem H *Lieutenant Rüdinger*[5] zuzustellen.

schließlich soll auch noch nomine d H *Dumpf* ersuchen, nächstens des H *Duschs* Heldengedicht[6] zu *recensiren,* weil so wohl Verfaßer, als Lesern es gerne sehen.

---

[1] H: 2 Seiten 4°. E: Redlich S. 11.

[2] Proft war Buchhändler in Kopenhagen, Verleger von Gerstenbergs 'Gedicht eines Skalden'.

[3] Schuldgefängnis in London, hier scherzweise auf Hamburg übertragen.

[4] Dichter, zum Klopstockischen Kreise in Kopenhagen gehörend (1737 bis 1817). Vgl. über ihn Weinhold in der 'Zeitschrift für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte' I, S. 129 ff.

[5] Andreas Christoph Rüdinger, Neffe Leischings, geboren 1746 in Leipzig, gestorben als Kgl. dänischer Legationsrat 1797 in Lauenburg.

[6] Mit 'Duschs Heldengedicht' ist 'Aedon und Themire, ein episches Gedicht in 12 Büchern' gemeint, das 1767 in Joh. Jak. Duschs Sämtl. Poet.

10.[1]

Allerhand schöne Rariteten[2] von Leßing und Bachen — da werden Sie sehen, daß ich bey den erstern gewesen bin, daß er Ihren Brief mit *Tiedemann* geckricht, und nächstens eine Antwort nebst seinen *antiquar*ischen Briefen an Sie schicken wird, daß ich ihm gesagt habe, Sie läsen seine Briefe und hörten seine Urtheile gern (*NB en passant* und ohne *Ceremonie* und *Complimentir*stil) daß ihm der Bart dabey glacht hat, als ich das sagte, daß er in den folgenden antiq. Briefen, davon Sie in der neuen Zeitung die ersten werden gelesen haben, H *Klotzen* das garaus machen, und ihm beweisen will, daß er sein Buch von Wort zu Wort und größentheils ohne Verstand ausgeschrieben, und abscheüliche *impertinence* habe. — Wieder auf eine andre Manier — da werden Sie sehen H Bachen, der Ihre Fantasie ein sehr schönes Stück nennt, aber wegen KirchenMusicken, damit er sich itzt beschäftigt, noch nicht Zeit hat, sie zu *componiren*, der seine Instrumente noch nicht ausgepackt hat, und daher meinen Vorschlag ihm eine seiner Sonaten vorzuspielen nicht annehmen könnte, sondern mich zu einen o r d e n t l i c h e n Besuch auf künftige Woche eingeladen hat, regardez ben, regardez ben, wie ich ihm also an Auspackung nicht hinderlich seyn wollte, und ohne weitere *discourse* bis auf Wiedersehn, abzog. abermahl auf eine andre Manier, da werden Sie sehen mich aus dem Schneiderhause an der Mühlenbrücke aus- und in ein Hauß in der Neüstadt einziehen, daher denn, weil dieß hauß so schwer zu beschreiben ist, Ihre *adresse* künftig seyn wird, a b z u g e b. a u f d e m K a i s. *a d r e ß C o n t o i r.* Schließlich ersuche ich mich der Fr Rittmeist. zu empfhelen, und, weil Sie doch sehr viel lesen, mir wenn Sie Sachen fürs *adreß*blatt besonders gemeinnützige Nachrichten finden, wißen zu laßen, wo sie stehen. Der *Etats*Raht[3] ist hier heüt um 1 Uhr angeckommen, ich hab ihn aber noch nicht gesprochen. leben Sie wohl. *C.*

Ich bitte gehorsamst um *Excuse.*

[Adresse:] *à Monsieur Monsieur de Gerstenberg Capitaine de cavallerie à C o p e n h a g e n*

11.[4]

[Hamburg, August 1768.]

Mein lieber Herr Rittmeister!

Für Sie ist unterwegens:[5]

Journal encyclop. von Anfang 1768 — April *c. a. inclusive.*

The Monthly Review for Febr., March 1768 nebst *Appendix* zu dem 7. *vol.*

Werken (3. Teil) erschienen war. Gerstenbergs Anzeige erschien in der 'Hamburgischen Neuen Zeitung' St. 179—182, 10. bis 15. November 1768; siehe 'Deutsche Literatur-Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts' Nr. 128, S. 127—137.

[1] H: 1 Seite 4°. Auf der Rückseite die Adresse. E: Redlich S. 11 f.

[2] Claudius kopiert voll Humor die Manier der Guckkastenmänner auf den Jahrmärkten.

[3] Der Etatsrat ist wahrscheinlich Johann Christian Leisching, der Bruder des Legationsrats Polykarp August Leisching, der das Hamburger Adreßkontor gestiftet hatte und Eigentümer der 'Neuen Zeitung' war. Er wird in den 'Gemeinnützigen Hamburgischen Anzeigen' Stück 88 unter den am 28. Juli angekommenen Fremden aufgeführt. (Anmerkung Redlichs.)

[4] H: ? E: Redlich S. 12 f.

[5] Die betreffenden Rezensionen Gerstenbergs über die gesandten Bücher

The critical Review for March 1768.
The Gentleman's Mag. für dito 1768.
Poetische Werke von Dusch 3. Theil, — will gern bald recensirt sein.
Das gelehrte Deutschland 3. und letzter Theil — gelegentlich.
Der *Monitor* 1. Theil — dito.
Neuberger von den Einkünften der Klöster — — dito.
Beiträge zur Clozigen Bibliothek, werden *per poste lente* mitgeschickt.
Beaumonts Geschichte von Schlegel fortgesetzet 2. Band — gelegentlich.
Gray — — 5. Theils erster Band — — dito.
Ihrer Kais. M. *Instruction* für *etc. etc.* —
Bibliothèques des sciences et des beaux Arts pour les Mois Avril, May, Juin, Juillet, Août, Sept. 1767.
Curtius 1. und 2. Theil.

Keine Anmerkungen über die Mangelhaftigkeit dieser Transmissorum; nehmen Sie mit der Vertröstung, daß es in Zukunft ordentlicher kommen soll, fürlieb, denn wo die Stücke sind, die hier nicht befindlich und es doch sein sollten, kann ohne eine Preisaufgabe gar nicht ausgemacht werden. —

Die Bücher, die von nun ab und an — das *Adr.-Comptoir* werden eingeschickt werden, sollen ohne Verzug entweder *in natura* oder titelweise an Sie gelangen, mit Bitte die Herren *Autores* baldigst durch eine *Recension* zu erquicken oder zu strafen. Ihr

etc. etc.

12.[1]

[Hamburg, Anfang Oktober 1768.]

Sie sind gewiß ungehalten und glauben, daß Sie auch wirklich Ursache haben es zu sein — indeß versichere ich, daß heute der erste Posttag nach dem Morgen ist, darin ich Bachen habe spielen hören, und daran ist hauptsächlich *Lessing* schuld. Ich allein konnte Bachen nicht zum Spielen bringen, daher ich *Lessingen* bat, mich einmal mitzunehmen, und dies Mitnehmen ist vorigen Mittwochen morgens um ½12 allererst erfolgt. — Das kleine berühmte Silbermannsche Clavier hat einen hellen, durchdringenden, süßen Ton, keine außerordentliche Stärke im Baß, keinen außerordentlich sanften, schmeichelnden Diskant und geht nur bis $\overline{\overline{c}}$. Auf diesem Klavier spielte

stehen in der 'Neuen Zeitung' 1768: St. 176—178 über die Instruktion der Kaiserin Katharina für die zur Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuch verordnete Kommission, St. 179—182 über Dusch, St. 175 über Frau le Prince de Beaumonts Auszug aus der alten Geschichte, St. 186 über Wagners Übersetzung des Q. Curtius Rufus und St. 187 über Hambergers Gelehrtes Deutschland und den Monitor. Mit Ausnahme der Rezension über Dusch fehlen alle übrigen in Fischers Ausgabe von Gerstenbergs Rezensionen in der 'Neuen Zeitung' (Deutsche Literatur-Denkmale Nr. 128), Berlin 1904. — Die 'bloß zum Zeitvertreib' mitgesandten Bücher sind: C. H. Wilkes 'Moralische Beiträge zu der Klotzigen Bibliothek der schönen Wissenschaften', St. 1 und 2, Hamburg [vielmehr Leipzig], gedruckt auf Kosten des Verfassers, eine der zahlreichen Streitschriften, die der 'Antikritikus' veranlaßt hatte; vgl. Allgemeine deutsche Bibliothek 2, S. 103 ff.

[1] H: ? E: Redlich S. 13—15. (Bei Fischer a. a. O. S. LXII die Stelle über 'Ugolino' und die 'Antiquarischen Briefe' fälschlich als aus einem 'ungedruckten' Briefe [wo ist die H?] zitiert. Ebenso von Fischer im Euphorion X, S. 74 die Stelle von: 'Ihre Recensions, sagt' bis 'ausstreiche' als 'ungedruckt' zitiert und in das Jahr 1769 versetzt.)

Bach zwei *Adagio* und ein *Allegro*, die er ausdrücklich für dies Klavier gesetzt hat, das erste Mal wie sie auf dem Blatte vor ihm stunden, und das zweite Mal verändert. Die Stücke waren gar nicht schwer, indessen spielte er das *Allegro* so geschwind und so rein dabei, daß man leicht sahe, wie er mit schwereren Stücken umgehen werde. Sein *Adagio*-spielen kann ich nicht besser beschreiben, als wenn ich Sie an einen Redner zu denken ganz gehorsamst ersuche, der seine Reden nicht auswendig gelernt hat, sondern von dem Inhalt seiner Rede ganz voll ist, gar nicht eilt etwas herauszubringen, sondern ganz ruhig eine Welle nach der andern aus der Fülle seiner Seele herausströmen läßt, ohne an der Art der Herausströmung zu künsteln, wohl aber zu denken, so wie ich an diesem Gleichniß nicht gekünstelt, aber auch nicht gedacht habe. Ich bat ihn um die letzte Fantasie in den Probestücken etc.[1], und ich kann Ihnen versichern, daß wir sie nicht sehr unrecht gespielt haben, wie er sich denn auch, als ich etwas spielte, vernehmen ließ, wie man hören könne, ich spiele mit Leib und Seele, *quod obiter monco*. Er spielte noch eine von seinen leichten Sonaten — die *Allegro* fahren wie schnelle Donnerwetter unter seinen Fingern heraus, wir müssen sie nach diesem etwas geschwinder spielen. — Ich habe ihm von Klopstocks Bardenliedern etwas gesprochen, er scheint es aber entweder nicht zu begreifen oder ist kalt gegen alles, was nicht gut bezahlt wird, welches er denn in Ansehung der Cramerischen Psalmen selbst sagte, auch etwas von einem Briefe eines *Anonymi* über diese Materie und von einer Antwort darauf, wie Sie wissen, hinzuthat. Er sagte von *Pergolesi*[2], daß viel Ausdruck und guter Wille in seinen wider die Composition anstoßenden Sachen sei, daß aber ebensoviel ohne diese Fehler darin sein könnte. Er will diesen Winter ein Concert halten, wenn er 100 Subscribenten à Mann 10 rth. kriegen kann, wird sie aber vermuthlich nicht kriegen. *Solfeggi* sind eigentlich kurze musikalische Sätze, die die Sangmeister in Italien ihre Schüler singen lassen, um ihre Kehle geläufig zu machen; daher sind Bachs *Solfeggi* kurze musikalische Stücke, junge Spieler fertig zu machen. Die Orgel spielt Bach gar nicht und muß hier in Hamburg verschiedene Urtheile über sich ergehen lassen, welches ihm denn sehr ungewohnt vorkommt. So viel von dem einen Virtuosen, nun etwas von dem andern[3]. Ich habe ihm die Stelle aus Ihrem Briefe vorerzählt, darin Sie äußern, daß er laut seiner antiquarischen Briefe ein rechter unerbittlicher Geier und Crocodill sei, der seinen Feind *etc.* Er lachte gewaltig: ja — so hätte Gerstenberg es gleich machen sollen, als er[4] die Schleswigschen Briefe so unartig mißhandelte. Sie fühlen das Compliment, das hier gemacht ward, ohne daß man eins machen wollte. Ich könnte Ihnen noch viele dergleichen Anekdötchen erzählen, auch unter anderm, wie man sich über die Kunst aus 5 Versen des Dante ein Trauerspiel zu machen wundert *etc.* Der Ugolino ist ganz fertig[5]. Die

[1] 'C. Ph. E. Bachs Versuch über die wahre Art Klavier zu spielen, mit Exemplen und 18 Probestücken in 6 Sonaten.' Erster Teil. Berlin 1759.

[2] Giovanni Baptista Pergolese, italienischer Komponist (1704—1737), besonders berühmt durch seine Komposition des 'Stabat Mater'.

[3] Lessing.

[4] Klotz; vgl. seine 'Deutsche Bibliothek' I, 4, S. 96 ff.

[5] Im Druck, wie die 'Antiquarischen Briefe', den also Claudius überwachte.

antiquarischen Briefe auch und schon abgegeben, um Ihnen überschickt zu werden, weil man sie gerne recensirt haben will[1]; sie werden nächstens nebst andern Sachen von hier an Sie abgehen. Catharina der Zweiten Reglement fürs Gesetzbuch möchte auch ehestens recensirt werden, und noch einige andere Stücke, darauf ich mich nicht gleich besinnen kann. Ihre Recensions, sagt eine Parthey Leser, sind schön, eine andere sagt: 'ia, es ist wahr', weil die erstere es gesagt hatte, und die dritte, die nicht so klug als die ersten und so dumm als die letzten sind, sagen, wir verstehen sie nicht und lesen lieber die Recensions anderer Leute, ich weiß nicht ob es möglich ist alle 3 Klaßen Leser auf einmahl zu befriedigen, indeß sähe der H. LegationsRath es wohl, daß es möglich wäre, mir ists gleichviel, weil ich nicht zur zweiten Claße gehöre noch die zwei Rth. am Ende des Jahres einstreiche. —

Neulich bin ich in Ottensen gewesen und habe das Grab der Klopstock besehen. Der Gedanke ans begraben einer geliebten Frau ist mir seit langer Zeit süßer gewesen, als der an die erste Nacht. Bei einem so komischen Gefühl hatte das Grab gute Sache, og jede maerkede snart en lille smule af den Følelse, den Enkemand havde denne Gang, ein Sommerlüftchen vom Sturme des Barden.

Schönborn ist wohl todt, er sollte mir nothwendig antworten und hat es nicht gethan. — Wollen Sie ihm wohl gelegentlich sagen, nicht daß er schreiben soll, denn das hab' ich nun schon vergessen, sondern daß er mir meine Noten schicke, wenn ich ihn nicht verklagen soll.

Glück zum jungen Dichter[2], und der Fr. Rittmeister meine Empfehlung. *Ut supra.*

Daß dieser Brief nicht franco ist, hat seinen guten Grund[3], ist aber ohne Folgen für die künftigen.

13.[4]

Mein lieber H. Rittmeister!

Ich hätte Ihnen vielleicht schon ehender geantwortet, wenn ich nicht 8—10 Tage in Reinfeldt gewesen wäre.

Palschau[5], sagt Bach, spielt meine Sachen schlecht, sein Fingerwerk ist unverbesserlich, er spielt viel schwerere Sachen als meine sind, aber — ich habe ihn, wenn er bei mir war, immer gebeten von meines Vaters Sachen zu spielen, wo es bloß aufs Treffen ankömmt. Dem Herrn v. Gerstenberg vermelden Sie meinen Respekt, ich habe bisher noch nicht Zeit und Muße genug gehabt, seine Poesie zu componiren, es soll aber nächstens gewiß geschehn.

Ich glaube, ich habe das letzte schon einmal geschrieben, aber Bach hat es auch zweimal gesagt.

Lessing läßt viel grüßen, ich komme eben von ihm. Ihr Brief hat nun

[1] Die Anzeige des ersten Teils der 'Antiquarischen Briefe' im 6. Stück der 'Hamburgischen Neuen Zeitung', unterzeichnet A, rührt nicht von Gerstenberg her, dagegen die des zweiten Teils, 'Neue Zeitung' 1769, St. 183 bis 186: Fischer a. a. O. S. 289 ff.

[2] Gerstenbergs neugeborener Sohn Thomas.

[3] Claudius' Geldmangel.

[4] H: $2^3/_4$ Seiten 4°. [Angeboten 1911 in Henricis Autographen-Katalog X, S. 40, Nr. 440.] E: Redlich S. 15 f.

[5] Palschau war ein berühmter Klaviervirtuose in St. Petersburg.

schon drei Wochen auf seinem Pulpet gelegen und beantwortet werden sollen, und er soll nun beantwortet werden, ehe Sie sich's versehen, sagt er. Ich will's aber nicht gesagt haben, denn zerstreuter ist in dieser Gegend kein Mensch als er. Sie haben Wittenbergs Recension, die schwerer zu ertragen ist als eine von Duns, gewiß schon gelesen[1]. Nächstens will Lessing eine davon in die neue Zeitung einrücken lassen. Er will auch nach Copenhagen kommen, im Februar *etc. etc.* Wir sind unschuldig, wenn Sie die antiquarischen Briefe noch nicht haben, hier sind sie seit drei Wochen auf die Post gegeben. Die alten griechischen Autoren weiß Lessing Ihnen nicht zu verschaffen, er will aber seine Bibliothek verkaufen und Ihnen den Catalogum zuschicken, wo Sie sich dann auslesen können. Die fehlenden Nummern der Zeitung *etc.* kommen mit den nächsten Büchern, den Sonnabend denke ich.

Ihre Anmerkungen in den Zeitungen?[2] wie viele hier in Hamburg sollten sie wohl verstehen? Doch will ich nicht widerrathen sie fortzusetzen, denn was auch vom Herablassen für den größten Theil der Leser geschwatzt werden mag, wenn der kleinste Theil sowohl in als außer Hamburg, dem der größte Theil sowohl in als außer Hamburg ein besseres Urtheil als sich selbst zutraut, die Recensions etc. rühmt, so bemüht sich gewiß ein großer Theil von dem größten Theil den Geschmack daran zu bringen, nur zu! — *Justum et tenacem propositi virum etc.*

Der Rector Ehlers[3] ist hier neulich durchgegangen, er läßt sie grüßen; er sprach mir von Projecten, die Klopstock vorhätte[4], was ist das? Ich habe ihn nach Harburg begleitet, und in Harburg durch Lachen eine unruhige Nacht gemacht. In Oldenburg fehlt auch ein Conrector; wenn Sie die Stelle zu vergeben hätten, wollte ich Ihnen ein gut Wort darum geben, denn mich dünkt nun, daß ich von Mutterleibe an zum Conrector bestimmt sei.

Schönborn hat mir geschrieben, beim Styx, er hat mir geschrieben, ich will ihm vielleicht auch wohl einmal wieder schreiben.

Mademoiselle Giezelli, damit ich Ihnen Ihre vielen musikalischen Neuigkeiten einigermaßen gut thue, singt schlecht, von Herzen schlecht, obgleich sie hier allgemeinen Beifall findet; ich schreibe dies nicht Bachen nach, den ich es auch einmal habe sagen hören, sondern ich dachte es gleich, nachdem sie meinen Ohramboß und Ohrhammer das erste Mal mit ihrer fetten Stimme in Bewegung gesetzt hatte, aber Schetki ist ein Virtuose[5].

Der Frau Rittmeisterin und beiden künftigen *Musicis* meine Empfehlung. Ich wünsche mich eben nicht nach Copenhagen, aber Sie hierher, wenn ich

[1] Wittenbergs Rezension des 'Ugolino' erschien in Nr. 176 (2. Nov.) des 'Hamburgischen Correspondenten' von 1768. Die versprochene Lessingsche Anzeige ist nie geschrieben; die 'Neue Zeitung' hat daher überhaupt keine Anzeige des 'Ugolino' gebracht. (Anm. Redlichs.)

[2] Gerstenbergs Anmerkungen stehen in der 'Neuen Zeitung' 1768, St. 145. 150. 156. 167; 1769, St. 13. 14. 25. 26. 27. Vgl. Fischer a. a. O. S. 100 ff., 104 ff., 124 ff., 149 ff., 156 ff.

[3] Martin Ehlers, bis Michaelis 1768 Rektor in Segeberg, war in gleicher Stellung nach Oldenburg berufen worden.

[4] Mit Klopstocks Projekten ist natürlich der in der Widmung von Herrmanns Schlacht angedeutete Plan einer vom Kaiser Josef zu gründenden Akademie deutscher Dichter und Gelehrten gemeint. (Anm. Redlichs.)

[5] Signora Gizzielli (Gizielli, Giezielli) wirkte als Theater- und Konzertsängerin, F. G. C. Schetky als Violoncellovirtuose in Hamburg.

in Hamburg bleiben sollte. Hier hab' ich keinen Menschen, zu dem ich gehe, zu Lessingen komme ich alle 4 Wochen einmal, und was dergleichen mehr ist.

Hamburg, den 4. November 1768. Claudius.

14.[1]

[Hamburg, Januar 1769.]

Mein lieber Herr Rittmeister!

Sie wollen nie wieder empfindlich thun, wenn ich nicht länger mit Antwort zögere? nun so will ich denn schreiben, aber antworten, wie Sie es haben wollen, das heißt Ihnen eine Copie der Cantate Clarissa[2] nebst Bachs *Meditationes* darüber zuschreiben, das kann ich nicht. Geben Sie mir 10 *Commissions*, nur keine an Bach. Man läuft und läuft und trifft ihn nie zu Hause, wenigstens heißt es so. Letzthin traf ich ihn bei H. Lessing und brachte mein Gewerbe an, da sollte ich nun noch 14 Tage warten, so wäre seine Passionsmusik fertig etc. etc. Nun so componirt denn Eure Passionsmusik, Herr Kapellmeister; alles Vieh auf dem Felde und alle Vögel unter dem Himmel und ich wollen Euch nicht stören, bis die 14 Tage um sind.

Für die Nachrichten, die Sie mir von Schönborn[3] gegeben haben, danke ich Ihnen, vermuthlich hat diese neue Information ihn zu stolz gemacht, einem niedrigen Zeitungsschreiber zu antworten, sonst hätte er auf ein ihm mit der fahrenden Post zugeschicktes Briefchen wohl antworten können, weil ich gerne wissen möchte, ob es angekommen sei.

Unsere Zeitung hat diesen Neujahr über 30 St. gewonnen, unser Adreßblatt *non item*[4].

Wissen Sie nicht, wer die Lieder von dem Barden Ringulf gemacht hat?[5] Lessing sagte letzt, aus vielem wolle er Sie für den Verfasser halten, aus vielem aber auch nicht. Grüßen Sie H. Klopstock von meinentwegen, H. Lieutenant Rüdinger hat mir gesagt, daß er nun recht gesund sei, er mag's im Sommer oder Herbst gewesen sein, ist er's aber in diesem traurigen Wasserwinter, so mag er nur selbst seine Demission als Großmeister nehmen; die hiesige Zunft, die seit Heiligendreikönig die Todtenfarbe gesetzt hat, leidet keinen gesunden Großmeister über sich. Wir sind hier *aux abois*, wüthig und rasend geht jeder vor sich, flieht den Anblick der Wasserstellen und zerschlägt tief im Lande mit den Ruinen seiner Schrittschuhe die Baumknospen und hervorkommenden Frühlingsblumen. Lebt die Heseckern noch — das feinste unter den Mädchen, von Amors Finger aus dem schönsten Rosenknöspchen Edens gebildet — und noch unentweihet vom brünstigen Ehemann? O, mein lieber Rittmeister, Major,

---

[1] H: ? E: Redlich S. 17.

[2] 'Clarissa Harlowe im Sarge', eine Kantate von Gerstenberg, ist ungedruckt geblieben.

[3] Schönborn war 1768 in das Haus des älteren Bernstorff als Hofmeister eines Vetters desselben eingetreten.

[4] Daß Gerstenbergs Rezensionen das Publikum auf den gelehrten Artikel der 'Neuen Zeitung' aufmerksam gemacht und den Debit vermehrt hätten, schreibt auch P. A. Leisching am 14. März 1769 und bietet für die Zukunft als Honorar 10 Taler monatlich für 7 bis 8 Rezensionen per Monat. (Anm. Redlichs.)

[5] Karl Friedrich Kretschmann (1738—1809).

Oberst, General, — ich wollte dann — dann den traurigen Wasserwinter vergessen. Sorgt doch, ihr Leute, daß kein Mehlthau der zarten Blume schade und ihre Blätter in Unschuld abfallen *in many a silent melancholy shower.*

15.[1]

Mein lieber H Rittmeister,

Sie können mir itzo einen Gefallen thun — so hängts zusammen.

Ein jüngerer Bruder d H *Hermans* unsers academischen Bekannten itzo *advocatens* in *Kiel,* der in *Ploen* auf der Schule allerhand jugend Sünden beging übrigens aber sehr munter und fähig war, wurde von seinen Vormündern unter die Dänen gegeben. Seine Capitulations-Jahre waren um, und man versagte ihm seinen Abschied — er schrieb von *Lübeck,* wo er auf Werbung lag, an seinen *Chef,* man sollte ihm seinen Abschied schicken oder er würde *descrtiren* — und als der Abschied nicht erfolgte that er was er versprochen hatte, gieng zu den Preüßen wo er beym General Major *v. Lossau* zwar *engagirt* aber weil er ihn sehr gut brauchen konnte nicht als Soldat sondern als Schreiber gebraucht worden. Dieser junge Soldat und Schreiber will itzo gerne in sein Vaterland zurück fürchtet sich aber seiner Desertionswegen. Sein Bruder der *advocat* hat deswegen beym General Kriegs Komißariat 30 rth für seinen Abschied geboten, aber von diesem Collegio, das vermuhtlich durch den Bericht des Regiments-*Chefs,* der in den Gedanken steht, der Junge *Hermann* sey im Dänischen, sich hat verleiten laßen, die *Resolution* erhalten, *Herman* solle beym Regiment sich *sistiren,* so wolle man um seinen Abschied höheren Orts ansuchen. Der *Advocat* hat das zweite *Supplicatum* gemacht, und das schicke ich Ihnen hiebey angeschloßen mit Bitte es durchzulesen und zum Vortheil deßelben bei Ihro *Excellence v. Gähler,* wenn Sie es übergeben, s i c h z u v e r w e n d e n. Leben Sie wohl

Hamburg d 10t März 1769. *Claudius.*

16.[2]

Mein lieber Herr Rittmeister!

Ich danke Ihnen für die Nachricht wegen Herrmann — und will Ihnen dafür einen Punkt in Ihrem letzten Brief an den Legationsrath ohne *Complimenten* beantworten, weil der Legationsrath ihn nicht gerne selbst beantworten mag, nämlich den wegen der Zeitungen, gelehrten und politischen. —

Zuerst also: die neue kaiserlich privilegirte Hamburgische Zeitung wird Ihnen nach wie vor unentgeltlich geliefert werden. Die Hallischen gelehrten *etc.* Zeitungen könnten Ihnen freilich wohl nützlich sein, und wir gönnten sie Ihnen auch herzlich gerne, allein die Exemplare, die wir davon haben, sind hier schon engagirt, und darin kann wenigstens für dieses Quartal kein Aenderung gemacht werden, und das Comptoir vermag es nicht, Ihnen ein Exemplar frei zu halten; von der dänischen Post bringen wir fast nichts heraus, man bezahlt uns immer mit Gegenrechnungen;

[1] H: 2 Seiten 4°. E: Redlich S. 18.

[2] H: ? E: Redlich S. 18. — Herbst (3. Aufl., S. 78, Anm.) führt einen Brief an Gerstenberg vom 19. März 1769 an, in welchem Claudius von Klopstock dem 'Barditenmann' spricht.

überall ist die erste Anlage beim Comptoir so groß und breit gemacht, daß ein patriotischer Revisor, dergleichen Ew. Hochwohlgeb. gehorsamer Diener ist, allenthalben einziehen muß, wenn die Sache bestehen soll. Wenn es Ihnen also nicht möglich ist, diese mancherlei Zeitungen in Copenhagen in Gesellschaft mitzuhalten, so müssen wir des Vortheils entbehren, den Sie daraus in Ihren Recensionen ziehen würden. Gegeben an unserm Pult, kurz nach 12 Uhr Mittags d. 19. April.

L. S. Revisor der Hamburgischen Adreßcomptoirsrechnungen.

Wenn Sie meiner launigten — exhortatorischen — oratorischen — lächerlichen Briefe müde sind, so sagen Sie ein Wort — ich kann Sie auch nicht schreiben.

17.[1]

Mein lieber H. Rittmeister, ich wage trotz Ihres langen Stillschweigens noch einen Brief, und zwar in Angelegenheiten des H. Herrmanns. Sein Bruder hat sich nämlich auf Ihre Enunciation beim Regiment eingefunden, und es geht nun ein *Supplicatum* an das Commissariats-Collegium ab, darin gebeten wird, ihm versprochenermaßen den Abschied für die 30 rth gnädigst auszuwirken. Das also H. Herrmanns wegen, und von meinetwegen noch das hinzu, daß wir in Hamburg Sie lieb haben.

d. letzten Juni 1769. Claudius.

18.[2]

[Hamburg, Februar 1770.]

Also eins nach dem andern, wies in Ihrem Brief vorkömmt.

Prof. Schlegel wiße also, daß ich seinen Auftrag besorgt habe und daß er die Rechnung *pp* mit der ersten Post erhalten wird, daß ich übrigens nicht geantwortet, weil ich glaubte, ihm sey an meiner Antwort nichts gelegen, wenn seine Comißion nur ausgerichtet wäre. wegen der gewißen Foderung mag er selbst an H *Leisch.* schreiben. Bachs Musickal. Vielerley[3] enthält gutes und mittelmäßiges durch einander. Sie sollen es gelegentlich haben. es kommen Stücke für allerley Instrumente darin vor, von lauter berühmten Meistern, die *Bach* mir auch nach der Reihe hergenannt hat, aber ich habe sie wieder vergeßen.

Bach will die Clariße componiren und vor sich drucken laßen, hier ist der Text zum nochmaligen Durchsehen. Sie thun aber nicht übel, wenn Sie bey jeder Versabtheilung den Affect und musikalischen Ausdruck, den Sie verlangen, notiren.

Zum Hypochondristen[4] habe ich nichts, und bin dabenebst sehr faul (*piger*). ich habe H *Bode* gesagt, was ich ihm sagen sollte, er erwartet aber mit verlangen, und vermuthet in allem Ernst Manuscript zu den Briefen[5]

---

[1] H: ? E: Redlich S. 19.

[2] H: 2 Seiten 4°. E: Redlich S. 19 f.

[3] Erschien mit dem 5. Januar 1770 in wöchentlichen Lieferungen.

[4] Gerstenberg arbeitete damals den 'Hypochondristen' völlig um; in der neuen Gestalt erschien er: Bremen und Schleswig 1771 in drei Teilen.

[5] Gerstenbergs 'Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur' (Neudruck von A. v. Weilen in den 'Deutschen Literaturdenkmälern des 18. und 19. Jahrhunderts Nr. 29. 30); der Fortsetzung erstes Stück erschien: Hamburg und Bremen 1770. Vgl. v. Weilen, Einleitung S. CXXV ff., S. 293 ff.

und das hat er schon lange gethan, schicken Sie also bald etwas, damit Sie ihn nicht betrügen.

Bachs kleine Clavierstücke *item* 12 *Format*[1] kommen gelegentl. auch mit —

H *Sturtz*'s Gewißen soll geschont werden.

Das Alexanderfest[2] ist noch nicht angekommen. Die beiden ersten Theile von Yorick[3] und was sonst neües herauskommen wird will *Bode* gelegentlich (*N B* gelegentlich, das ist, wenn einmal etwas Bücherwerk oder so geschickt wird) [schicken.]

Gundlach will ichs schreiben. *Lessing* ist noch hier, nur noch 3 Wochen.

Bach versprach mir allerley *nelpetto*Stückgen für die Fr. Rittmeisterin und für Sie, aber, er hat sie mir noch nicht gegeben, sollte ers wider Vermuhten thun (denn ob ihm d H *v. Gerstenberg* wohl nicht gleichgültig ist, so ist sein Naturell ein Stein, der nur durch außerordentl. Gewalt oder Zufall in Bewegung gerahten kann), so werde ich sie den Augenblick einpacken und hinüber gehen heißen. die Fr. Rittmeisterin an einen ihrer gehorsamsten — Sagen Sie doch was ich für ein Wort brauchen soll, Diener sagt zu wenig und Anbeter zu viel, und Freünd gar nichts — also an den *Adreßcontoir*nachrichtenschreiber in Hamburg zu erinnern, wie auch den H Rittmeister, der hiebey den Artikel von *Brown*[4] zu empfangen hat.

ich habe *Bach Klopstocks* Lied W i r und S i e gegeben, er wills in die Unterhaltungen *componiren*[5].

Magister Schmidt lässt sich ein Kind nach dem andern gebähren. nach einem Brief von einem ganzen Bogen, den er mir vor eingen Monahten geschickt hat, zu rechnen, ist er noch zufrieden mit sich und seiner Frau, ich soll Sie auch g r ü ß e n, übrigens regnet es hier alle Tage und wir haben vom Burgermeister bis auf mich Husten und *Rheumatismus*

Claudius.

Ich francire diesen Brief nicht, nicht weil ich ihn nicht franciren will, sondern weil ich ihn nicht franciren kann, ich will einen *quartanten* Liebeslieder *ediren* wen ich in zwey Tagen 1 ß gehabt habe, und wen ich dem ohngeachtet nicht vergnügt bin —

grüßen Sie *Klopstock.*

---

[1] 'Zwölf zwei- und dreistimmige Stücke für die Flöte oder das Violin und das Clavier'. Hamburg 1770.

[2] Händels Komposition, die Gerstenberg wohl durch Claudius bestellt hatte.

[3] Die 2. Auflage von Bodes Übersetzung der '*Sentimental journey*' von Lawrence Sterne, deren beide erste Bände im Sommer 1769 herausgekommen waren.

[4] 'Browns Betrachtungen über die Poesie und Musik nach ihrem Ursprunge, ihrer Vereinigung, Gewalt, Wachstum und Trennung, und Verderbnis. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen und zween Anhängen begleitet, von J. J. Eschenburg' besprach Gerstenberg in Stück 117 und 123 der 'Neuen Zeitung' vom Jahre 1769. Vgl. Fischer S. 238 ff.

[5] Klopstocks Ode 'Wir und Sie' erschien im 'Göttinger Musen-Almanach auf das Jahr 1770' S. 17 aus den Wiener 'Schriften zum Vergnügen und Unterricht' abgedruckt. Eine Komposition der Ode von Bach steht aber nicht in den 'Unterhaltungen'.

19.[1]

[Hamburg, Anfang März 1770.]

Hab ich's in meinem letzten Wisch gesagt oder noch nicht, daß Bach es gerne sieht, wenn Sie ihm gelegentlich Kleinigkeiten für sein Musikalisches Vielerley schicken wollen? Die kleine Cantate aus dem Schackspear wird auch componirt werden, wann aber, das weiß ich nicht, und das weiß Bach selbst nicht.

Was Sie von dem eignen Schnitt der Versode *etc.* sagen[2], scheint Bach wahr zu finden; ob er's auch wahr fände, wenn's ein anderer gesagt hätte, das weiß ich nicht, und das weiß Bach selber nicht.

Die zwei Worte von dem Musikalischen Vielerley in der neuen Zeitung habe ich gesagt. Bach ist nicht sonderlich damit zufrieden gewesen, um ihn zu trösten, habe ich ihm vorgelesen, was Sie dawider haben. Das Musikalische Vielerley folget *in Extenso* hiebei.

H. Herder ist hier seit 8 Tagen, und reist heute von hier nach Kiel. Er kommt aus Frankreich und Holland, und wird, wie man sagt, wieder auf Reisen gehn. Sie können denken, wie ich gehorcht habe, wenn er von Hamann erzählte, auch habe ich gehorcht, wenn er sonst etwas sprach. Er ist sehr lebhaft; ich bringe überhaupt seit Monaten meine Zeit mit Horchen zu, zum Sprechen habe ich nicht viele Lust, der leidige Amor hat sein Werk in mir, zum Sprechen habe ich nicht viele Lust, und eben aus diesem Grunde kann ich Ihnen auf Ihre freundliche Anfrage auf der letzten Seite Ihres Briefs nichts antworten. Man sieht alle Dinge anders als vorher, wie Sie wissen — und er hat sein Werk in mir, und darum habe ich nicht viele Lust zum Sprechen und darum leben Sie wohl.

Schicken Sie mir doch mit der ersten Post Klopstock seinen deutschen Text zu *Stabat mater*[3]. Ich bitte Sie darum.

20.[4]

[Hamburg, Frühjahr 1770.]

ich denke 1 oder 2 Bogen Wiegenlieder drucken zu lassen *lucri caussa* — mag ich nun wohl ein Wiegenlied von Ihnen, das ich habe und das sich anfängt 'Schlaf, aber schlafe nicht zu lange' pp mit hineinsetzen, es kommt in eine nicht ganz schlechte Gesellschaft. ein Wort den ersten Festtag. Schicken Sie doch bald *Hendels* Musick sie soll hier aufgeführt werden. Bald mehr. *Claudius.*

[Adresse:] *à Monsieur Monsieur de Gerstenberg Capitaine à Copenhague p. C.*

---

[1] H: ? E: Redlich S. 20 f. T: Haym, Herder I, S. 361 [der letzte Absatz des Briefes].

[2] Über 'den eignen Schnitt der Versode' hatte sich Gerstenberg geäußert in dem Aufsatz: 'Schlechte Einrichtung des Italienischen Singgedichts. Warum ahmen Deutsche sie nach?', erschienen in der Fortsetzung der 'Schleswigschen Literaturbriefe' (1770) S. 116 ff. (v. Weilens Neudruck S. 332 ff.); dann in seinen 'Vermischten Schriften' III, S. 352 ff.

[3] Die Übersetzung des Kirchengesanges 'Stabat mater' nahm Klopstock selbst nicht in seine Werke auf; sie wurde zuerst gedruckt in Schmids 'Anthologie der Deutschen' II (1771), S. 293, dann in der Schubartschen und in der Darmstädter Sammlung.

[4] H: 1 Seite quer 8°. Rückseite mit Adresse.

21.[1]

[Hamburg, September 1770.]

Hier sind zwey Sonaten von *Bach*; es habe sie niemand, sagte er, als er sie mir gab. Das *Allegretto* zur ersten habe ich nicht ausgeschrieben, weil Sie es schon haben.

Auch sind hier zwey Arien zur Approbation oder zur Schmähung *pp*.

H. *Schiöring*[2], der Ihnen diese Kleinigkeiten mitbringt, ist vor 12 Wochen von *Copenhagen* nach Hamburg gekommen, *Bachen* zu hören, und sich von ihm weisen zu laßen; *Bach* hat ihm auch nach vielem Flehen wöchentlich zwey Stunden gegeben. Wenn Sie also ein Ohrenzeuge von *Bachs* Spielart, besonders im *adagio*, werden wollen, so laßen Sie sich von ihm vorspielen, aber urtheilen Sie nicht gleich vom ersten mal, er ist sehr blöde, hohlt aber beym zweiten, dritten mal nach was er beim ersten versieht. Sie werden überdem finden, daß er einer von den guten Dänen ist, und geneigt seyn, ihm zu helfen und fördern in allen Leibesnöhten; ich wünschte daß der Himmel ihn zu *Sünchsen's adjunctus* bestimmt hätte, bis meine Capelle eingerichtet wird.

Von *Altona* weiß ich nichts, als was mir aus *Copenhagen* geschrieben worden, ich habe das Project gepflanzt, Apollo wird ja begießen. ich danke Ihnen für Ihre Briefe, mein lieber Rittmeister, leben Sie wohl, und nun —

— hier wird mein Antlitz heller
und himmlisch lächelnd wend' ich um

an die Frau Rittmeisterin.

Sie haben mich durch Ihren Brief in Verlegenheit gesetzt, denn Menschen ist es nicht gegeben, *Bachen* zum *componiren* zu bewegen; er ist faul, und verdient eben so wenig als ich einen Brief von Ihnen. ich habe ihm schon vor einem halben Jahr *Cramers* Nachahmungen der Psalmen *pp* gegeben, er wollte Melodien dazu machen, gestern schickt er sie mir wieder und hat keine dazu gemacht[3]. ich hoffe indeß, daß ich nächstens einige gute Singsachen werde schicken können, und bis dahin empfhele ich die Jagd von Hillern[4], und besonders ein *alla Pollaca* im ersten *Act*. Herr *Schiöring* hat sie, so wie Hiller sie fürs Clavier herausgegeben hat, und wenn Sie die Partitur haben wollten, so würde es mir vieleicht nicht unmöglich seyn, sie habhaft zu werden. Der AdreßcomtoirnachrichtenSchreiber in Hamburg ergreift mit Freuden eine jede Gelegenheit, bey welcher er zeigen kann, wie sehr er Sie achte, und der Gott des Klanges und des Gesanges breite seinen Fittig über Sie und über den Rittmeister.

Claudius.

22.[5]

Mein lieber Rittmstr.

ist nicht ein gewisser *Schiöring*, ein Saitenspieler bey Ihnen gewesen? hat er Ihnen nicht von meinetwegen Brief und Noten gebracht? er hat

---

[1] H: 2 Seiten 4°. E: Redlich S. 21 f.

[2] Niels Schiörning, Herausgeber eines dänischen allgemeinen Gesangbuches, war Kammermusikus in Kopenhagen.

[3] Bachs Komposition der Cramerschen Psalmen erschien erst: Hamburg 1774.

[4] Komische Oper in drei Akten mit Text von C. F. Weiße (Leipzig 1770), Musik von Adam Hiller.

[5] H: 1 Seite 4°. Auf der vierten Seite die Adresse. E: Redlich S. 22.

mir nicht einmal geschrieben und ich habe ihm nichts zu leid gethan, ich bin böse auf ihn.

Klopstock hab ich gesprochen, er wird den Winter in Hamburg zubringen, der holdseelige Großmeister, der. ich wohne itzo hinter *Petri* Kirche in der Probstey bey H *Fahlius* und freue mich aufs Eis wie *Jonas* auf den Kürbisschatten.

Einige Zeither habe ich nichts gethan als Arien von *Guglielmi, Piccini, Potenza, Swanenberg pp* gehört und gespielt. weicher und wollüstiger kann wohl keine Musick seyn, die Arien sind fürtreflich in ihrer Art aber man verwöhnt sich, und die andern *Componisten* die nicht so heißen wollen nicht darauf schmecken.

Auf Neujahr legt *Bode* eine Zeitung in *Wansbeck* an[1] und ich werde sie schreiben helfen. ich wollte gerne daß der gelehrte Artickel zwar nicht grade beßer wäre als in vielen andern Zeitungen, aber etwas eignes muß er haben, und nicht so wie die andern seyn, geben Sie mir Ihre Gedanken über die Einrichtung doch auch mit zum besten, ich sammle itzo Stimmen deswegen.

Hamburg d 28 Octbr 1770. *Claudius.*

[Adresse:] *à Monsieur Monsieur de Gerstenberg Capitaine de Cavallerie à Copenhague Franco.*

23.[2]

— *a horse! a other horse! bind up my Wounds — have mercy Jesu* —

Denn mein itziges Pferd kann uns nicht beide tragen, und sie muß mit mir —

ich habe mir die unnöhtige Mühe gemacht, ein unbedeutendes Bauermädchen lieb zu gewinnen, und ich habe es mit ehrlichem Blut und Hirn beschloßen, sie zur Männin zu machen, wenn mir irgendwo auf dem Lande eine kleine Amtverwalter *pp* Stelle werden könnte, im Dänischen oder Deütschen, gleich gut. ich weiß nicht, mein lieber Rittmeister, ob Sie itzo etwas dazu beytragen können, oder mein ehemaliger Graf[3] hochgebohren. ich hätte *Oncle Lorck*[4] gebeten mit dem Grafen zu sprechen, aber er thut Ihnen eher etwas als *Lorck*, den er ist gar ein großer Freünd und Beschützer der Gelehrten Leut. Ehlers seine Stelle in *Oldenburg* ist offen[5], ich weiß fast keine einzige Regel mehr aus der Grammatick, und bin in dem Betracht gar nicht geschickt zum Rector, habe auch eben nicht große Lust in *Oldenburg* zu seyn, aber wen Sie's meinen, wollte ichs doch werden, oder was Sie sonst meinen. Sie antworten mir bald, eine vorläufige Meinung, ob ich gleich so unverschämt lange nicht geantwortet habe. es haben ja schon die alten Dichter gesagt, daß die *animae coelestes* nicht Rache üben. Gott grüße Sie und die Frau Rittmeisterin.

Ihr *Claudius.*

bey *Bode* am Holzdam in *Hamburg. d 3 Sept 1771.*

---

[1] 'Der Wandsbecker Bothe', 1771—1775 erschienen.

[2] H: 1 Seite 4°. E: Redlich S. 23.

[3] Graf Holstein, bei dem Claudius Ostern 1764—65 in Kopenhagen Sekretär gewesen war.

[4] Der Bruder von Claudius' Mutter, Josias Lorck (1723—85), Pastor zu Kopenhagen und berühmter Bibelsammler.

[5] Ehlers übernahm 1771 die Leitung des Altonaer Gymnasiums.

24.[1]

[Wandsbek, Herbst 1771.]

Aber, das sage ich vorher, beschneiden kann ich den Brief nicht, und kein Couvert darum machen, meine Scheere ist seit 3 Tagen fort, und ich kann sie nicht wiederfinden.

'Warum haben Sie in aller Welt das Secretariat beym *Lotto* nicht angenommen?'

Darum, weil es mir nicht angeboten worden. In *Copenhagen Hamburg* und *Altona* habens die Leute gewusst, daß ich eine sehr gute Stelle beym *Lotto* in *Copenhagen* haben sollte, nur ich Leut in *Wandsbeck* weiß kein Wort davon. Am Ende nähme ich eine Stelle in Copenhagen an, aber lieber eine auf dem Lande, und denken und sinnen Sie herum, mein lieber *Gerstenberg*, haben muß ich bald etwas oder ich thue mir ein Leid, wie der Nachtwächter bey *Hendel* und *Rolle*. An meinen *Oncle Lorck* habe ich lange schon geschrieben, ich denke er muß H *Stemann* nicht gerne zu Leibe wollen, sonst hätt ers ja wohl gethan, ich kann den Brey nicht gar ins Maul schieben, er mag auch wohl nichts thun können, den er ist ein guter *Oncle* und hasst mich nicht. aber ich muß bald etwas haben, oder ich thue mir ein Leid, und das wäre doch Schade um mich. Gott gebe Ihnen und der Frau Rittmeisterin viel Freüde. Ihr

Claudius.

[Adresse:] *à Monsieur Monsieur de Gerstenberg Capitaine à Copenhague Franco.*

25.[2]

[Wandsbek, Winter 1772.]

Mein lieber Rittmeister,

denn Sie mögen werden oder geworden seyn was Sie wollen, so werden Sie doch für mich nicht mehr und nicht weniger, als Sie als Rittmeister gewesen sind. ich wolte Ihnen schon mit Herrn *Schiöring* schreiben, aber mein Bauermädchen gebahr grade, 2 Monaht zu früh, einen kleinen lieben Bauerjungen[3] der nur so lange lebte, daß er einmal recht herzlich zum Mond aufweinen konnte, und das hinderte mich daran.

Das erste was ich Ihnen zu sagen habe ist, daß, ob ich gleich in Jahresfrist nicht geschrieben habe, es doch so anzusehen sey, als ob ich immer ordentlich alle 14 Tage geschrieben hätte. Es ist auch mißlich an einen gelehrten zu schreiben. ich habe da eben 2 Theile von Briefen, die an Klotz geschrieben sind[4], und ich werde kalt und warm dabey. So viel Schande ist dabey für die Briefsteller, die zum Theil beckannte berühmte Gelehrte sind, und hier fast alle als elende Schmeichler auftreten. Ein gewißer Preußischer Lieutenant von Hagen hat sie herausgegeben, der gar kein Gefühl von der Heiligkeit des Freund-Vertrauens haben oder in großer Hungers-Noht seyn muß.

Das zweite also ist, daß Sie diesen und alle meine Briefe verbrennen. wer weiß welchen Lieutenant Ihr Briefpult in die Hände fallen könnte.

---

[1] H: 1 Seite 4°. Auf der vierten Seite die Adresse.

[2] H: 1 Seite 4°.

[3] Der Erstgeborene starb am 30. September 1772.

[4] 'Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotzen. Halle 1772—73', von Claudius in dem obgedachten Sinn angezeigt im 'Wandsbecker Bothen' (1772) Nr. 180 und 181 (10. und 11. November).

Das dritte ist mein ungefärbter Wunsch, daß es Ihnen und der Frau Rittmeisterin wohl gehe, und den iungen Dichtern, die, wie ich höre, einer nach den andern um sie aufschießen.

ich schickte Ihnen gerne die Charfreitags Musick mit, aber ich habe sie noch nicht. Damit Sie aber sehen, was Sie zu gewarten haben, lege ich Ihnen ein Stück aus unserm Wandsbecker Bohten bey.

ich lebe sehr vergnügt und glücklich, und wenn ich jährl ein hundert Thaler mehr hätte, würde ich mich nach nichts umsehen. So ist freilich *angusta res domi,* aber das schärft das *Ingenium.* Noch eins mein lieber Rittmeister. *Bode* klagt manchmal, daß Sie ihm nichts zu den *Litteratur*-Briefen schicken. Er sagt, er habe deswegen, durch den Handel mit dem Buchhändler in Sleswig und sonst, ansehnl. Ausgaben gehabt, und die wären rein verlohren, wenn Sie nicht fortsetzten. *Bode* kann nicht viel verliehren, und ich bitte Sie, denken Sie darauf, wie er auf eine oder die andre Art geholfen wird. Emphelen Sie mich der Frau Rittmeisterin bestens, auch *Preislern*[1] *et cet.* Ihr *Claudius.*

26.[2]

Wandsbeck d 8 Aprill [1774]. morgends $^1/_{26}$ Uhr.

ich thue Ihnen melden, daß mein Bauermädchen vor *circa* 8 Wochen ein klein Kind weiblichen Geschlechts gebohren hat[3], das nun vor mir in der Wiege liegt, und Brust haben will. 's muß aber warten. denn mein Bauermädchen schläft noch, und mag sie nicht wecken.

weiter thu ich melden, daß ich recht wohl auf bin, und gerne vernehmen möchte, Sie und die Frau Rittmeisterin wärens auch.

drittens, und welches die Hauptsache und der eigentliche Inhalt des Briefs ist, thu ich melden, daß der alte Pastor *Würger* in *Ottensen* gestorben ist, und daß der iunge H Pastor *Würger* die Stelle gerne wieder haben sollte. der *Resident* in *Altona,* der Consistorialraht *Ahlemann et cet. et cet.* wollen sie ihm auch gerne in Handen spielen. ich habe aber gedacht, daß eins zu viel beßer sey als eins zu wenig, und schreibe Ihnen, ob Sie vieleicht dabey helfen und fördern könnten, und lege eine gehorsahmste Vorstellung deswegen bey, die Sie etwa meinem *Oncle Lorck,* wenn der sollte helfen und fördern können und jedem andern der das kann, vorlesen sollen.

Würger hat würcklich viel Recht zu der Stelle seines Vaters, denn er war, wie Sie wißen, *Rector* in *Tönningen,* und bat um die Stelle, die er itzo hat, und die er schon vorher hätte haben können und nicht wollte, wenn ihm dabey die Expectanz auf den *Ottensen*-Dienst gegeben würde. Man gab ihm die Stelle und ließ sich auf die Expectanz nicht ein, und er

---

[1] Zeichner und Kupferstecher in Kopenhagen.

[2] H: 1 Seite 4°. — Ein Brief vom 2. Februar 1773 ($2^1/_2$ Seiten 4°) im Verzeichnis von Meyer Cohns Autographen-Sammlung (Berlin 1905) I, S. 95, Nr. 1003; ein Brief vom 11. März 1774 im Katalog von Liepmannssohns XXII. Autographen-Versteigerung (1898), Nr. 370.

[3] Die älteste Tochter Karoline, geboren am 7. Februar 1774, später verheiratet mit dem Hamburger Buchhändler Friedrich Perthes. Vgl. Cl. Th. Perthes, 'Friedrich Perthes' Leben nach dessen schriftlichen und mündlichen Mitteilungen'. Drei Teile. 6. Auflage. Gotha 1872.

war so blöde und bescheiden und nahm sie an, da er sich dadurch nicht verbeßerte, und recht sauer hat.

leben Sie wohl mein lieber *Gerstenberg*, wir grüßen Sie und die Fr. Rittmeisterin herzlich, und wünschen sie oft her. *Claudius.*

[Am linken Rande:]

Schicken Sie mir doch gelegentlich Beyträge zum Bothen, und seyn Sie doch nicht härter als ein Stein. Ihnen muß doch oft was einfallen.

27.[1]

[Wandsbek, November 1774.]

Mein lieber Herr Rittmeister,

Sie haben vieleicht, wenn Sie Zeitungen lesen, gemerkt, daß ich eine Sammlung von meinen Schnurpfeiffereyen[2] zu Ostern herausgeben will. ich habe in der Ankündigung[3] wenigstens 1 schönes Kupfer versprochen; da bitte ich Sie nun, ob Sie nicht mit dem alten Freund *Preisler* sprechen wollten, ich muß haben: ein Kupfer in klein Octav darauf der Todt mit einer Sense steht[4], und weiter ein Paar Kleinigkeiten, wenn eine Seite halb leedig bleibt. kann Preissler mir die zu Ostern machen, und will er sie machen, und was will er dafür haben? Denn, versteht sich, ich will sie bezahlen.

Wegen der Pachtung eines Kammerguts ist es ja so gar stille, Sie vergeßen es doch nicht wieder? Mein Bruder, dem ich davon gesagt habe, frägt mich und frägt mich, und ich weiß nicht was ich ihm antworten soll.

Bach grüsst Sie vielmahl. Er schickt itzo 12 sehr schwere *Sonaten* zum Druck nach England. Er hat auch 6 Kammer *Symphonien* gemacht, die für eine seiner besten Arbeiten gelten können.

Wenn Sie mir bald antworten will ich Ihnen auch einen recht langen Brief voll allerhand Neuigkeiten und Anecdoten schreiben. ich frankire diesen Brief nicht, weil mein Bote ihn so sicherer bestellt, frankiren Sie auch nicht.

Wir empfehlen uns der Frau Rittmeisterin auf das allerbeste.

Claudius etc.

28.[5]

Wandsbeck, d 8ten Julius. 1775.

Willkommen also in Lübeck.[6] ich dachte Sie kämen gar nicht, weil Sie seit Monaht *Märtz* kommen wollten, und kein Mensch wußte warum Sie nicht kamen. Nun Sie denn aber endlich doch da sind, willkommen noch einmahl, und es ist uns lieb daß Frau Thetis nun keine Gewalt mehr über Sie hat.

---

[1] H: 1 Seite 4°.

[2] 'Asmus omnia sua secum portans oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten'. Von 1775—1812 erschienen acht Teile in sieben Bänden (Teil I/II im ersten Band).

[3] In verschiedenen Hamburger Zeitungen sowie im 'Wandsbecker Bothen' Nr. 179 abgedruckt, datiert vom 8. November 1774; auch dem ersten Bande des 'Asmus' vorgesetzt.

[4] Vgl. das Titelbild des ersten Bandes von 'Asmus'.

[5] H: 3 Seiten 8°.

[6] Gerstenberg war dänischer Resident und Konsul in Lübeck geworden.

In 14 Tagen denken ich und mein Bauermädchen persöhnlich dem Herrn Residenten und der Frau Residentin die Aufwartung zu machen und ein 24 Stunden gut von ihnen zu haben *et cet.* —

H *Stade* sagt mir von 25 *Ex.* des H *S. T. Asmus* die H *Zinn* in *Copenhagen* haben wolle; er sagt zugleich: Sie meinten, ich wüsste schon deswegen Bescheid. ich weiß aber keinen Bescheid und habe von Ihnen in 3 Monahten keinen Brief gesehen. Die Frage ist also: will H *Zinn* noch 25 *Ex.* haben, oder ist dies Gerede etwa von den *Exemplaren* zu verstehen, die ich schon vor circa 8 Wochen an den jungen *Preisler* geschickt habe?

ich habe auch gehört, Herr *Agent Meinig* in *Copenhagen* habe *Subscribenten colligirt* und wundre sich, daß ich ihm keine *Exemplare* schicke, da er mir doch deswegen einen Brief geschrieben hätte. ich habe keinen Brief von H *Agent Meinig* erhalten u. s. w. wißen [Sie] da etwas davon? ich könnte ihm sonst noch mit *Ex.* dienen.

Sie wißen doch, daß ein gewißer Herr Fleurke aus Danzig mir mein Buch nachgedruckt hat?[1] der Esel hätte es lieber nicht thun sollen.

Wenn Sie mir etwas Nachricht auf *obexplicirtes* geben können; so bitte ich, daß Sie es den ersten Tag thun.

Wir empfhelen uns dem Herrn und der Frau im Hause auf das allerbeste. *Claudius.*

ich bin zwar noch in *Wandsbeck,* aber meine *adreße* ist doch

zu H. Herrmanns Apothecke auf dem Speersorth.

à

Hamburg

29.[2]

Wandsbeck d 21 Aug. 1775.

Der Amtsverwalter oder Hebungsbediente in *Reinfeldt,* der Kammerraht *Friederichs,* ist gestern gestorben, und meine Mutter will mich gerne dort bey sich als Amtsverwalter haben. ich habe also darauf angelegt; können Sie, durch *Cramer, Trante* oder sonst jemand, etwas fördern, so laßen Sie's nicht *pp.*

ich und mein Bauermädchen, das von meinem Freund *v. Gerstenberg* und seiner Frau und ihrer Freundschaft, ungeachtet der vorläufigen *Rodomontade* ihres Mannes, ganz überrascht worden ist, denken sehr viel, und sind sehr unzufrieden, daß kein Wagen von *Lübeck* in *Wandsbeck* ankommt. Wollens uns desto öfter in *Reinfeldt* ausbitten. Wir grüßen die Frau Residentin und den Herrn Residenten nicht wenig, Herr *Voß*[3] grüsst auch und er möchte Ihren Nahmen im Musenallmanach haben, wärs auch nur mit 2 Zeilen aber binnen 14 Tagen. *Claudius.*

[1] Der Titel dieses sonst schwer vom Original unterscheidbaren Nachdrucks hat als Verlagsbezeichnung: Hamburg und Wandsbeck 1775, während es bei der echten Ausgabe heißt: Hamburg, gedruckt bey Bode 1775.

[2] H: 1 Seite 8°.

[3] Johann Heinrich Voß war nach Wandsbek übergesiedelt und gab seit Ende des Jahres 1775 seinen Musen-Almanach als Konkurrenzunternehmen zu dem Göttinger Musen-Almanach dort heraus. Vgl. H. Grantzow, 'Geschichte des Göttinger und des Vossischen Musen-Almanachs'. ('Berliner Beiträge zur Germanischen und Romanischen Philologie' XXXV. Germanische Abteilung Nr. 22.) Berlin 1909.

30.[1]

Wandsbeck, d 13 Nbr. 1775.

thue dem Herr Resident und der Frau Residentin zu wißen, daß mein Bauermädchen mir diesen Morgen um 10 Uhr ein Fräulein gebohren hat[2], und daß sie sich samt dem Fräulein, gott sey tausendmahl Dank, recht wohl befindet. Juchhey!

Folget hiebey die Liste, der *Musiquen* welche diesen Winter, in H *Mr* Ebelings *Concert* in Hamburg aufgeführt werden:

Romulo ed Ersilia, von *Hasse.*
Der Meßias von Händel.
Te deum von *dito.*
Armida von *Salieri.*
Orphee et Euridice von Gluck.
Die Israeliten von *P. E. Bach.*
Miserere von *Hasse.*
Requiem von *Gomelli pp.*

Wenn Sie eins von diesen Stücken zu hören geneigt seyn sollten, so sagen Sie welches oder wie viele, so will ich Ihnen 8 Tage vorher schreiben den Tag der Aufführung. das *Requiem* von *Gomelli* wird im ersten *Concert* am künftigen Sonntag gemacht. Es ist g a n z vortreflich.

Voß ist nur bis *Kiel* geckommen und hat Briefe vom *Adreßcomtoir* erhalten, daß er nicht schnell genug des *Musenalmanachs* halben nach Hamburg zurückkommen könne. Er ist also den kürzesten Weg gangen. So bald der erste Schnee den abscheulichen Steindamm etwas ebner wird gemacht haben wird H *Voß* seine Aufwartung in *Lübeck* machen. Die Briefe an ihn bitte ich an mich *p posto* zurück zu schicken. H *Voß* und wir alle emphelen uns Ihnen und der Frau Rittmeisterin aufs Beste.

Claudius.

31.[3]

Wandsbeck, d 29 Nvbr. 1775.

Wenn Sie diesen Brief erhalten und gelesen haben wird es nicht lange dauern, so wird ein Mann kommen und Ihnen einen Brief und ein klein Päckel bringen, darin ein Glaß Englischer Mustard ist. ich wollte das Päckel eben auf die Post tragen, da kam der Mann, der den Englischen Mustard macht und ein Engländer und mein guter Freund ist, selbst und will mit einer *quantität* Mustard und Schuschwarz auf gut Glück nach Lübeck reisen. Für sich sollen Sie ihm keinen Mustard abkaufen, denn bey mir stehen noch 3 Gläßer die ich für Sie geckauft habe und die *Eaton* Ihnen mitbringen soll; aber wenn Sie Beckannte und Freunde haben die Mustard mögen, So weisen Sie *Master Edward* an sie. Sein Senf ist gut, und er ist es wehrt daß er viel absetze. ich kann Ihnen von *Master Edward* erzählen wenn ich nach *Lübeck* oder Sie nach *Wandsbeck* kömmen. Gott befohlen. In großer Eile wie man zu sagen pflegt. — *Cl.*

---

[1] H: 2 Seiten 8°.

[2] Die zweite Tochter Christiane, gestorben bereits am 2. Juli 1796. Auf den Tod dieser seiner Lieblingstochter dichtete Claudius das zarte, tiefempfundene Lied: 'Es stand ein Sternlein am Himmel', das Achim v. Arnim und Clemens Brentano in 'Des Knaben Wunderhorn' aufnahmen.

[3] H: 1 Seite 8°.

32.[1]

Reinfeldt d 9 Febr. 76.

Hochwohlgebohrner
Gnädiger Herr

ich habe eine Kutsche geckauft — und in der Kutsche fahre ich itzo durchs Land, und ich bin zur Stunde in *Reinfeldt,* Meister *Voss,* der Bänkelsänger, ist auch mit in der Kutsche geckommen.

Es könnte seyn, daß wir samt u. sonders am Montag nach *Lübeck* kämen, blauen Montag zu machen, als nämlich ich, mein Bauermädchen, der Bänkelsänger und unser Kind.

Sollten Briefe an uns bey Ihnen ankomen so legen Sie wohl das Porto bis weiter aus. Wünschen guten Empfang.

Claudius.

[*Am linken Rande:*] Her Pastor *Nodt*[2] grüßt. er kömmt auch, wenn Sies nicht allen abschreiben.

33.[3]

[Wandsbek, Anfang 1778.]

Era Erai Ero Eri Etai (ich *supponire* daß Sie schon etwas *Otahitisch* verstehen, und also nur immerzu.) *Aibu Ateatea Ainee Enua-Taiti Emoe, Etio Eo* (ist wahrhaftig rein *otahitisch vide* Historischer Bericht *pp* von den *p* Reisen um die Welt 4ter Band.; nur in Ansehung des letzten Wort *E o* muß ich hinzufügen, daß es hier nicht in seiner eigentlichen Bedeutung: 'schwitzen' sondern der metaphorischen 'eßen' stehe, weil die Leute in *Otahite* allezeit beym Eßen schwitzen sollen. Eo steht hier also für *gnaa.*[4]

---

[1] H: 1 Seite 8°.

[2] Pastor in Reinfeld.

[3] H: 1 Seite 8°. Auf der Rückseite die Adresse.

[4] Cook und Johann Reinhold Forster (dessen Reisebericht oben gemeint ist) hatten von der erst 1606 entdeckten interessanten Insel Otaheiti (Tahiti) genauere Kunde heimgebracht, und man war allgemein von Begeisterung für dieses Paradies erfüllt; der Traum, in den Naturzustand zurückkehren zu können, schien nun erfüllt. Besonders in dem Freundeskreise um Claudius und Gerstenberg schien man lange ernstlich darauf zu denken, dorthin auszuwandern und eine Kolonie zu gründen, 'die falsche Europäische Welt zu verlassen und den glücklichen Gefilden eines zweyten Paradieses entgegen zu eilen'. So schrieb der Lübecker Liederdichter Overbeck am 11. November 1777 an Sprickmann in Münster, um auch ihn für die Idee zu werben. Zu Teilnehmern an der phantastischen Exkursion waren ausersehen Voß, Claudius, Hahn, Miller, Fritz v. Stolberg, Schönborn, Gerstenberg, Mumsen, Esmarch, Brückner, Klopstock, Sprickmann, Krebs, Buchholtz, Schücking und Groeninger (die letzten fünf in Münster). Forster sollte bei der englischen Regierung vermitteln und als Leiter der Expedition dienen. In einem zweiten Briefe vom 30. Januar 1778 berichtete Overbeck weiter, daß Claudius und Voß entschlossen seien, mitzumachen; 'mit ersteren stehe ich sogar in einer Art von Otahitischem Briefwechsel ... Nächstens erwarten wir Claudius, da soll noch mehr verhandelt werden; denn er kömmt expreß darum her.' (Nach den Originalen im Besitz von Amtsgerichtsrat B. Sprinckmann-Kerkering zu Warendorf, für deren Mitteilung ich auch hier zu danken habe.) Doch scheint sich das Projekt, wie natürlich, im Sande verlaufen zu haben, denn in den

ich bin schon lange willens gewesen eine Fahrt nach *Reinfeldt* und *Lübeck* zu machen; der zweite Theil des Sethos[1] hat mich aber bisher zurückgehalten. Der wird nun aber in 14 Tagen fertig, und denn bin ich für nichts Bürge, mein Lieber.

Unsern Herzlichen Gruß an die Frau Rittmeisterin, und der liebe Gott erhalte Ihnen Ihre Kinder alle frisch und frölich. *M. C.*

[Am oberen Rande:] *Soorce Sao-lodo Monecopai Overbeck.*[2]

[Adresse:] Herrn *v. Gerstenberg* noch in Lübeck.

34.[3]

Wandsbeck d 18 July 1778.

Ihre Noten, mein lieber Herr Resident, sind schon lange *parat* gewesen, es hat aber an einer Gelegenheit nach Lübeck gefehlt. Heute gehen hier 3 Schweizer nach Lübeck durch, und die Noten kommen mit als näml. 6 *Concerte* von *Schröter*, gestochen, und 3 *Sonaten* und 6 *Sonatinen* von *Eichner*, geschrieben. Was die *Concerte* kosten steht dünkt mich darauf geschrieben, und von dem andern kostet der Bogen 4 ß. ich wünsche daß Ihnen alles gefallen möge.

Frau Rebecca grüsst Sie und Frau Residentin gar freundlich und bedankt sich noch vielmahl für die gute Aufnahme in Lübeck.

Wir sind gottlob alle gesund, und erwarten, ob und wann Sie Ernst zu

---

folgenden Briefen, weder Overbecks noch Claudius', ist mehr davon die Rede. (Vgl. W. Herbst, 'J. H. Voß' 1, S. 199 ff., 306 ff.) Auch sonst nahmen deutsche Schriftsteller und Dichter lebhaften Anteil an der Insel. Wieland schwärmte dem guten Vater Gleim bereits am 4. Mai 1772 vor von 'den guten Einwohnern der Insel Taiti, von denen uns der Ritter Bongainville ein so anziehendes Gemälde macht' (Ausgewählte Briefe III, S. 120), und noch 1794, als er mit Matthisson über seine Jugendliebschaften sich unterhielt, nannte er ein Mädchen 'eine Otaheitin, in Biberach' (Stuttg. lit. Ver. 261, S. 329). Zachariä dichtete eine kleine Erzählung in Jamben: 'Tayti oder die glückliche Insel' (Braunschweig 1777); der frechspottende 'Almanach der Bellettristen und Bellettristinnen auf das Jahr 1782' von Schulz und Erbstein trug 'otaheitische' Verleger- und Erscheinungsortsnamen; 1782 erschien eine anonyme Satire 'O-Wahaus des O-Tahiten Reise durch Athen. Aus dem O-Tahitischen übersetzt'; 1792 begrüßte Gleim Otaheiti als die Heimat der Göttin Freiheit; in der Zeitschrift 'Irene' 1801, S. 433 steht eine 'Otaheitische Scene' von G. A. v. Halem, und noch am 5. April 1808 schrieb der nüchterne Heinrich Voß aus Heidelberg an Charlotte v. Schiller: 'Die otaheitische Unschuld, die in den Jahren 80 so gepriesen ward, liebe ich so wenig, wie die in den Geßner'schen Hirtenidyllen, denn wer möchte die Unschuld durch solche Beschränktheit erkaufen.' (Urlichs, Charlotte von Schiller und ihre Freunde III, S. 240.) Über die Fortwirkung dieser Schwärmerei bis ins 19. Jahrhundert zu Alexander v. Humboldt, Jean Paul ('Titan'), Mörike ('Land Orplid'), Tieck und Gutzkow ('Wally') vgl. die Zusammenstellung von Harry Maync in der Internationalen Monatsschrift 1912, Nr. 8, Sp. 992/94. Einen Roman 'Tahiti' voll sentimentaler Schilderungen verfaßte 1857 Gerstäcker, und noch J. V. Widmann plante eine Idylle, die Georg Forster unter den Otaheiti-Mädchen in glückseliger Ruhe darstellen sollte (J. Fränkel: Biogr. Jahrb. XVII, S. 261).

[1] Der zweite Teil der 'Geschichte des ägyptischen Königs Sethos' (aus dem Französischen des Abbé Terrasson übersetzt) erschien: Breslau 1778.

[2] Zusatz von Overbeck. [3] H: 2 Seiten 8°.

Ihrer Reise nach Hamburg thun werden. *Klopstock* ist itzo nach *Kiel, Eckhoff, Leutmarch* und komt in etwa 3 Wochen wieder. Denn kommt doch. ich grüße H Overbeck und Ihre [Ihren?] andern *Violin*spieler.

Matthias Claudius.

35.[2]

Wandsbeck d 19 Octbr. 1778.

Großen Dank noch für Ihre gute Manier Gäste bey sich zu handhaben. Zu *Wessenberg* sind Sie bekanntlich nicht gewesen, wir auch nicht, aber nur weil wir hörten daß Sie nicht geckommen wären.

Die verabredete Untersuchung ist mit allem Fleiß vorgenommen worden und es hat sich daraus ergeben, daß der Thurm *quaestionis* auf der Kirche von *Sansneben* stehe, welches ich gehorsahmst einzuberichten nicht ermangle, und zu verfechten auf mich nehme.

Vorigen Sontag habe ich das Heilig *pp* von *Bach* in der *St. Cathrinen* Kirche gehört. Es ist ganz vortreflich. Künftigen Sonntag wird es in der *St. Michaelis* Kirche aufgeführt und die Chöre der Engel und der Völker werden an verschiedene Oerter placirt werden. ich schreibe Ihnen dieses, wenn Sie etwa herkommen wollten. gereuen wird es Sie nicht.

ich und Frau Rebecca grüßen Sie und die Frau *Residentin*, und die Kinder samt und sonders. Wir sind gottlob gesund.

Matthias Claudius.

36.[3]

Wandsbeck d 9t Novbr 1780.

Hier die *recepten* wieder zurück; das Pulver hohl der Henker, es hat uns Brechen gemacht, daß uns Hören und Sehn vergangen ist, aber darum nicht weniger Dank für gehabte Mühe und den guten Willen.

Der *Almanach* ist nicht mehr bey *Vircheaux*[4] zu haben; er kann aber verschrieben werden wenn Sies verlangen. auch über die *Sept Epoches de la nature* bittet er um Erläuterung wo Sie es angezeigt gefunden haben. Er kennt bloß ein *Supplement* zu der allgemeinen Naturgeschichte, *Sur les Epoches de la Nature*[5], das aber vermuhtlich nicht das ist, was Sie meinen.

Heute geht die *Partitur* des Alexanderfestes an Sie ab. ich konnte sie nirgend auftreiben als bey H *Westphal*, der sie Ihnen zur Durchsicht nebst noch einigen andern *Musicalien* für H *Doctor Buchholz* überschickt auf die Bedingung, daß Sie, wenn sie gefodert werden sollte, sie flugs wieder anhero übermachen, weil er nur die Eine *Copie* vom Alexanderfest näml. hat. Frau Rebecca grüsst freundlich, so freundlich sie mit der geschwollenen Backe kann. sie hat diese Tage wieder im Zahn, Kinbacken und Ohr viel viel ausgehalten.

Die vorgeschlagene Reise nach Lübeck behagt uns nicht übel, und wir sinnen darauf, wie die Sache vor sich gehen soll.

Nun viel Grüße und leben Sie wohl. *M. C.*

---

[1] Eckhof, Gut des Grafen Holck, und Loitmark, Gut der Familie Stolberg; vgl. über einen Besuch Klopstocks dort im Jahre 1777 Muncker, 'F. G. Klopstock' S. 475.

[2] H: 2 Seiten 8°. [3] H: 2 Seiten 8°. [4] Buchhändler in Hamburg.

[5] Von dem französischen Naturforscher Buffon, von Goethe geschätzt ('Goethe-Jahrbuch' VI, S. 30 f.).

was sagen Sie zu den neuen *Häslerschen Sonaten?* ich finde sie treflich. *Voß* ist zum Rector in Hannover erwählt, und ist hingegangen die Umstände zu beäugen.[1]

37.[2]

Wandsbeck d 21sten *Xbr.* 1780.

Vielen Dank für die gute Bewirthung. Wenn wir Sie in Verlegenheit gesetzt haben; so sind wir unschuldig, denn Sie hatten uns selbst vor mehr als 4 Wochen nachdrücklich eingeladen, und Sie sind allein schuldig, denn Sie hätten uns entweder in Wirthshauß gehen heißen, oder in der ersten besten Stube auf die Erde betten und dabey überzeugt seyn sollen daß es uns dabey recht gemühtlich seyn würde. Dies nicht so wohl fürs vergangene als fürs Zukünftige.

Was das Geld anlangt, so können Sie glauben, daß ich nicht ohne Ursache Ihnen davon gesprochen habe. Wenn Sie es anderswo indeß kriegen können so nehmen Sie's, weil ich lieber auf alles in der Welt zu wenig als zu viel rechne. übrigens kann ich Ihnen sagen, daß ich, viel wahrscheinlich, in 3—6 Wochen die 300 rth. schicken werde. und damit leben Sie wohl. Frau Rebecca grüsst herzlich.

Matthias Claudius.

38.[3]

Wandsbeck d 16 Jan. 1781.

Hierbey die 300 rth. Weil ich noch nicht genau weiß wie die *Obligation* lauten soll; so geben Sie *ad interim* nur einen Schein, daß Sie vom H *Baron H. E. v. Kottwitz* 300 rth. zu 4 *pC.* von Ostern an zu rechnen erhalten hätten.[4]

Dieser Brief ist zwar den 16 *vt supra* angefangen aber den allererst vollendet worden.

Schreiben Sie doch, wen Sie den Empfang melden, was an einer Sage wahr ist, die man in *Hamburg* hat, daß näml. in *Travermünde* ein Schif angeckomen sey das die Pest an Bord habe.

Noch bitte ich, daß Sie mir, so bald es seyn kann mit der dänischen Post 6 Bouteillen von den besten Sorten Rheinwein vom Lübeckischen Keller*) schicken, und dabey den Wein benahmsen und den Preiß schreiben. ich pflegte sonst dergleichen Geschäfte durch den sel. *Strack*[5] betreiben zu laßen, und würde Sie, am wenigsten bey dieser Gelegenheit, damit beladen, wenn ich nicht glaubte, ich kriegte durch Sie aufrichtigen Wein, und wenn mir nicht daran gelegen wäre aufrichtigen zu haben. Es soll eine Sechswöchnerin davon trinken die ich herzlich lieb habe[6], und andere gute Leute.

*) unter andern 2 Bouteillen Steinwein.

---

[1] Er nahm die Stelle nicht an; vgl. jetzt den aufschlußreichen Aufsatz von Franz Bertram, 'Karl Philipp Moritz' und Johann Heinrich Voß' Bewerbung um das Rektorat der Stadtschule zu Hannover (1780)': 'Hannoversche Geschichtsblätter' (1913) S. 177—192.

[2] H: 2 Seiten 8°. [3] H: 2 Seiten 8°.

[4] Vgl. zu der Geldangelegenheit unten Brief 50. [5] Strock? Struck?

[6] Seine Schwägerin, von der er am 8. Dezember 1780 an Gleim berichtete. (Vgl. W. Stammler: 'Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte' 47, S. 123.)

Unsern Gruß an die Fr. Residentin und lieben Kinderlein. Leben Sie wohl Matthias Claudius

H Jacobi hab ich geschrieben, daß Sie ihm über seine Lieblingssonaten, die ich Ihnen letzthin mitgebracht habe, selbst schreiben würden. Machen Sie mich also nicht zum Lügner, und schreiben Sie bald an ihn. Frau Rebecca meint, Sie sollten hübsch gleich schreiben, wenn Ihre Frau entbunden seyn wird, nach *Wandsbeck* näml. und würde das also ein anderer Brief seyn als den Sie nach *Düsseldorff* schreiben sollen.

NB. Die holländischen *ducaten* sollen zwar itzo 7 ℔ 8 ß thun. Sie können indeß, wenn Sie das lieber wollen, den Schein auf 120 holländische *ducaten* stellen.

39.[1]

Wandsbeck d 19 *Febr.* 1781.

Viel Glück zum blauäugigen Sohn[2], wir haben es uns recht lieb seyn laßen. Gott sey Lob und Dank, daß es so kurz und gut gangen ist; er laße es auch hier bey uns zu seiner Zeit kurz und gut gehen![3] Sagen Sie der Frau Wöchnerin von uns viel freundliches, und pflegen sie bald wieder aus dem Bette.

ich bin sehr neugierig über den *Salto mortale* des gutmühtigen *Trante*.[4]

Ihre 3 Bücher soll *Overbeck* Ihnen wieder mitbringen. ich habe sie alle 3 gerne gelesen.

Wenn *Büffons roman*[5] in Lübeck zu haben ist, und nicht über 2—4 ß kostet; so seyn Sie so gut, ihn für mich zu kaufen, nur die Karte muß dabey seyn, als daran mir gar viel gelegen ist. ich nenns *roman*, weil neben viel Wahrheit so gar lieblich geträumt ist.

Noch habe ich 2 Bitten,

Eine, daß Sie doch bald an Jacobi schreiben wenns noch nicht geschehen ist.

die zweite, daß Sie mir 2—3 Bund *i e*[6] 20—30 Stück *riga*ische Bütte gütigst ankaufen und überschicken laßen.

Frau Rebecca grüsst herzlich, und ich desgleichen, und habe die Ehre *pp*

M. C. —

40.[7]

[Wandsbek, Februar — März 1781.]

Hier der Kasten, lieber *Gerstenberg*, danke für den guten Willen, und bitte nicht damit zu säumen. Wen ich an den Brief der Sie gefreut hat einigen Antheil hätte, so wär es gern geschehen. wir erwarten das weitere mit Ungedult.

ich habe allen Respect für Ihren *Büffon*; auf seinem Wege hat vieleicht

---

[1] H: 2 Seiten 8°.

[2] Gerstenbergs siebentes Kind, Ende Januar geboren.

[3] Am 16. Mai 1781 erblickte Claudius' fünfte Tochter Trinette das Licht der Welt.

[4] Karl Friedrich Trant, Verwaltungsbeamter in Kopenhagen, Gerstenbergs Freund.

[5] Die '*Epoches de la nature*'. [6] *i e* = *id est*, das ist.

[7] H: ½ Seite 8°.

Niemand sein Werk gethan. Wen ich einmahl nach Lübeck kome wollen wir des alten Dichters Gesundheit trinken. Viel Gruß. ich habe Eile.

Ihr *M. C.*

41.[1]

Wandsbeck d 9 Aprill 1781.

Hiebey Ihre Bücher wieder zurück, die *Epoches* von *Büffon* habe ich an *Cramern* nach *Kiel* geschickt. Hiebey mit der verlangte *Calendrier de Poche.* er kostet 28 ß und dafür laßen Sie mich *riga*ische trockne Bütte haben, wenn deren ankommen.

Wegen *Segeberg* wars Schade, wünsche bald anderweitige gute Nachrichten zu hören. Mit der *Obligation* bleibts bis weiter wie es ist.

Frau Rebecca befindet sich Gottlob wohl, und *medio May* dürfte sich ein Knäblein sehen laßen[2]. Gott helfe!

ich hoffe, daß Sie an Jacobi geschrieben haben. Beyfolgendes Lied vom *Gr. Nesselrodt*[3] hat er mir für Sie geschickt. es sind ein Paar Schreibefehler darin, übrigens ist es sehr artig, wie Sie mit mehren finden werden.

H *Kunze* hat ja nicht Wort gehalten. Ist er hin nach *Kiel*?

vieleicht gehe ich mit *Kottwitz* nach *Aschberg* und in dem Fall könnten wir vieleicht über Lübeck zurückgehen und Sie begrüßen.

Wir grüßen herzlich an Sie und Frau Sophie und sämtliche Kinder, und ich hoffe, daß *Darby* die Mehlspeisen schon nach *Gibraltar* eingebracht hat.[4]

Ihr *M. C.*

42.[5]

Wandsbeck d 4 May 1781.

ich hofte auf gute Gelegenheit, aber es will keine kommen; also hier die Bücher, als *Zimmermann*[6] und der Kalender, die ich Ihnen noch *restire.*

Unsre Kinder haben alle das Fieber gehabt oder noch. Frau Rebecca wird sehr kümmerlich. Gott helfe uns bald.

Kottwitz ist vor 14 Tagen nach Berlin *pp* abgegangen, und aus unsrer Reise nach *Aschberg* ist nichts geworden.

Die *Mad. Voss* hat wieder einen Sohn. Leben Sie wohl und grüßen Frau und Kinder vielmahls. *M. C.*

43.[7]

Wandsbeck d 12 Jul 1781.

Guten Tag. *Si vales bene est ego valeo,* und ersuche Sie morgen mit der dänischen Post mir wohlgepackt 2 Boteillen von dem alten berühmten Lübecker Steinwein schreibe Steinwein zu überschicken. Hiebey 2 rth. zu dem Behuf. ich ersuche ferner nicht ungedultig zu werden, daß ich so oft *incommodire,* will mich auch gerne wieder *incommodiren* laßen.

---

[1] H: 2 Seiten 8°. [2] Vgl. Anmerkung 3 zu Brief 39.

[3] Ist damit der bayrische Dramatiker Freiherr von Nesselrode gemeint?

[4] Die Bedeutung dieses Satzes ist mir unklar. Handelt es sich etwa um eine Sendung für Freund Schönborn in Algier?

[5] H: 1 Seite 8°.

[6] Irgendeine Schrift des Hannoverschen Leibarztes und Popularphilosophen Johann Georg Zimmermann.

[7] H: 2 Seiten 8°.

Das Fieber ist endlich aus unserm Hause abgegangen, und wir hoffen daß es Gesundheit werde nachgelaßen haben, die gebe Ihnen und uns der liebe Gott.

übrigens wüsste ich für diesmahl nichts zu berichten als einen freundlichen Gruß von Frau Rebecca und den Kinderlein an Sie, Frau Residentin und die Kinderlein.

Wir haben ein Familienstück von Herder, nur Silhouetten, aber gar treflich gemacht[1].

Ihr

Matthias Claudius.

44.[2]

Wandsbeck d 19 *Xbr* 81.

Ich ziehe freilich Lübeck vor; außer den in Ihren Briefe gedachten Vortheilen, ist der Knabe doch näher zur Hand wen ihm Krankheit oder sonst Trübsal zustößt, und denn ist das Reisegeld auch doch höher nach *Bordeaux* als nach Lübeck. Also bitte ich in Ihren Bemühungen bestens fortzufahren. Es soll bald der Vetter sich in Lübeck *presentiren,* oder gar alle Beide, damit Herr *Koch*[3] die Wahl habe.

Ich hätte Ihnen die Ostsee*actien* lieber gegönnt als *Müntern,* indeß *dabit Deus his quoque finem.*

Wir sind gesund, und wollen morgen nach *Hamburg,* die Weynachtgeschenke zu hohlen. Viel Glück und Gutes zu Weynachten und Neüjahr, und viele Grüße von Frau Rebecca. Die *Sonaten* von *Haidn* sind sehr schön, auch einige von *Reichardt,* sonderl. die erste. *addies.*

Ihr *M. C.*

45.[4]

Wandsbeck d 26 *Xbr.* 81.

ich schrieb Ihnen neulich, daß die jungen *Müllers* den ersten Tag über kommen sollten, sich dem Herrn *Koch* zu *presentiren.* ich dachte damahls nicht daran, daß die beiden Knaben Ausgang *Januars* zu Hause reisen. Wenn es also d H *Koch* einerley wäre, so könnten sie itzo die Reise spahren. Sollte es aber vor H *Koch* die Mine von Quackckeley im geringsten nur haben können, so ist nicht die Rede weiter davon, und die Knaben kom̃en den ersten Tag, damit er sehe ob einer von ihnen ihm gefalle.

Viel Glück und Gutes zum Neuen Jahre.

Kempenfeldt hat eine Schlacht gehalten. wenn *Guichen* ihm nicht zu sehr an Schiffen ist überlegen gewesen, so hat er gewiß gewonnen, das ergibt sich aus dem Nahmen.[5] Viel Grüße von Frau Rebecca an Sie und die Frau Residentin und lieben Kinderlein.

Ihr *M. C.*

---

[1] Vgl. die Silhouette bei Kühn, 'Die Frauen um Goethe' I, S. 144.

[2] H: 1 Seite 8°.

[3] Koch *verbessert aus*: Schmidt. — Es handelt sich um eine Hauslehrerstelle, die einer von Claudius' Neffen Müller (siehe oben Anmerkung 2 zu Brief 7) in Lübeck einnehmen sollte.

[4] H: 1 Seite 8°.

[5] Richard Kempenfelt (1718—1782), engl. Admiral, nahm im Amerikanischen Freiheitskriege am 12. Dezember 1781 einen Schiffstransport, den der französische Admiral de Guichen mit seiner Flotte schützen sollte, infolge kühnen Angriffes weg.

46.[1]

Wandsbeck d 6 Märtz 82.

Viel freundlichen Gruß zuvor. *Si vales bene est ego valeo* und bitte Sie für einliegenden *Ducaten* 2 Boteillen *Steinwein*, die Boteille zum rth., mit der nächsten dänischen Post, die am Freytag von Lübeck geht, gütigst zu übermachen und für das Geld was nach *emballage pp* noch an dem *Ducaten* überschießt ein Gericht Dorsch beypacken zu laßen.

Unser Schiffer *Daniel Berg* ist mein Mann nicht. nachdem er Ihnen solche große Eile vorgemacht hat die *Canaille* noch über 3 Wochen in Lübeck gelegen, und der Kasten ist erst im *Februar* nach *Königsberg* geckommen. Wollen den Namen doch merken: *Daniel Berg*!

sonst habe noch zu vermelden, daß ich vor einigen Monahten, da unser bisheriges Hauß zusammenfallen wollte, uns einen eignen Heerd gekauft habe, den wir auch seit 14 Tagen schon würklich *cultiviren* und sehr *probat* finden. Gott erhalte uns gesund darin und gebe, daß wir darin bleiben können und nicht durch eine etwannige *cessione bonorum* oder dergleichen uns von ihm trennen müßen, denn wir können itzo eine Kuh halten, das uns eine trefl. Hülfe ist.

ich habe einen großen Platz hinter dem Hause, darauf ich mir von allen meinen Freunden Einen Baum schenken laße; wenn Sie darauf *entriren* wollen steht er Ihnen auch offen. Uebrigens sind wir gesund und haben neulich unser jüngstens [!] Mädchen entwöhnt oder vielmehr sind noch daran. Wir grüßen herzlich an Sie die Frau Residentin und lieben Kinderlein, und erwarten gute Nachrichten von *Trante pp*

Matthias Claudius.

47.[2]

Wandsbeck d 9 *Sept.* 82.

Die *assignation* ist richtig angeckomen, und ich danke dafür. Freilich hätte ich sie gerne zu *Johannis* gehabt, indeß komt sie itzo auch nicht ungelegen.

Es thut uns leid, daß Ihre Frau so kränklich ist; aber sollte grade dafür nicht eine Reise nach Hamburg nützlich seyn? Auf allen Fall wünschen wir gute Beßerung und, wen Gott will, einen kleinen Jungen stat des verlohrnen.

Wir sind bis auf die kleinste *Trinette*, die sehr schwer Zähne macht, samt und sonders wohl auf, und danken Gotte dafür. Ueberbringer dieses wird Ihnen das übrige mündlich sagen, was ich etwa noch schreiben könnte.

Leben Sie wohl, wir grüßen Sie und Ihre Frau vielmahl. Gott sey mit Ihnen Matthias Claudius.

Machen Sie doch daß der Freund *quaestionis* nach *Hamburg* kommt.

48.[3]

W. d 25 Nov. 82.

Beyfolgendes Buch soll ich Ihnen von wegen des *G R. Jacobi* übermachen[4].

[1] H: 3 Seiten 8°. [2] H: 2 Seiten 8°. [3] H: 3 Seiten 8°.

[4] Der erste Band der 'Vermischten Schriften' (Breslau 1781) von F. H. Jacobi, dessen Druck Claudius in Hamburg überwacht hatte.

Bey der Gelegenheit fragen wir nun nachbarlich an, was Sie und die Ihrigen machen? und hoffen daß wir gute Antwort erhalten werden.

Wir unsers Orts sind, die kleinste Zahnpatientin ausgenomen, Gottlob eine Zeitlang her ziemlich wohl auf gewesen. Seit einigen Tagen kränkelt Frau Rebecca, die wieder schwanger ist; ich hoffe indeß, daß es nicht Noht haben soll, und wünsche es von Herzen.

daß Voß seinen ältesten Sohn verlohren hat, wißen Sie vermuthlich schon; so wißen Sie denn auch dazu, daß einige Leute daran arbeiten ihn an des verstorbenen *C. R. Struensees, Directors* der Domschule, [Stelle] nach *Halberstadt* zu bringen.

Neues wüste ich sonst nichts zu melden; ich habe wieder angekündigt, und lege auf allen Fall 2 Anzeigen bey, wenn Ihnen etwa jemand aufstieße, der gern damit bestellt seyn wollte.

Wir grüßen Sie und die Frau Residentin vielmahls.

Leben Sie wohl

M. Claudius.

Haben Sie *Schulzens* Volkslieder?[1] Das heiß ich noch Lieder.

Ein Gruß an *Wickedes* u. *Henriette pp*

49.[2]

W. d 28 Febr. 1783.

ich höre von Overbeck, daß Sie diese Tage nach *Copenhagen* gehen. Glück zu und komen Sie wieder mit allem was Sie sich wünschen und Ihnen gut ist.

ich habe imer gehoft diese Zeit nach Lübeck zu komen, aber es hat sich auch immer Hinderniß gefunden.

Hier schickt Jacobi Ihnen ein Paar Blätter, die Sie auch im *Febr.* des Museums finden werden[3].

Wir sind gottlob gesund und grüßen Sie und Fr. Residentin und Kinder.

Voss wohnt itzo auf dem Rahthause in *Eutin* und ist überhaupt zufrieden[4].

Wen Sie *Overbeck* sehen, so sagen Sie ihm doch, daß ich ihm antworten und ihn besuchen würde gelegentlich.

Gott befohlen, und noch einmal glückliche Reise.

Ihr *M C.*

ich habe gehört, daß H *Esmarch* bey *Stemann* sich der *Collecte* für den *Asmus* in *Copenhagen* angenomen hat[5]. Wen Sie ihn sehen sollten, so sagen Sie ihm doch, daß er bis Ostern Zeit hat mit der Einsendung, Chodowiecki kann mir die Kupfer nicht eher liefern. —

Man soll in *Copenhagen* nicht ungeneigt seyn, *Herdern* an *Struensees* Stelle *eventualiter* zum *generalsuperintendenten* zu machen. Stören Sie das nicht. und grüßen Sie *Preislers.*

---

[1] Der Komponist Abraham Schulz. Seine erste Sammlung 'Lieder im Volkston' erschien: Berlin 1782.

[2] H: 3 Seiten 8°.

[3] 'Erinnerungen gegen die in den Januar des Museums eingerückten Gedanken [des Freiherrn von Fürstenberg] über eine merkwürdige Schrift': 'Deutsches Museum' (1783) Bd. I, St. 2, S. 97—105.

[4] Er war dorthin als Rektor des Gymnasiums berufen worden.

[5] Es handelt sich um Subskribenten für den 4. Teil seines 'Asmus' (erschienen 1783).

50.[1]

[Wandsbek, Herbst 1783.]

Glück zu denn! Das heiß ich eine Negociation die sich gewaschen hat. ihr Ausgang ist mir noch im̃er unbegreiflich, und ich hätte meinen Hals dabey zusetzen können.[2]

Daß aber Ihre Frau alles dies im Bette und in Krankheit erleben muß, thut uns sehr leid. Nun Sie von der einen Seite so ganz heraus sind, helfe Ihnen der liebe Gott auch bald von dieser andern heraus. Indeß stehen hier die Sachen mit uns so, und Sie werdens auch gefunden haben und weiter finden, daß man, wenn noch so viele Seiten glücklich heraus kom̃en, doch immer mit einer darin bleibt. Wie gesagt, Gott gebe der Frau Rittmeisterin bald ihre Gesundheit wieder, das wünschen ich und Frau Rebecca von Herzen.

Ueber das Gedeyen Ihrer weitern *Projecte* bin ich nun ganz ruhig, und ich verzweifle nach dieser ersten Probe gar nicht daran, daß Sie Vice König von Norrwegen werden können; ich gönnte Ihnen aber lieber die Amtsmanns-Stelle in Ploen *pp.*

Das Geld von *Kottwitz* schicken Sie nur an mich hieher nach *Wandsbeck* mit der Dänischen Post, in holländischen *ducaten*, wie Sies erhalten haben. Zinsen, glaub ich, wird *Kottwitz* nicht nehmen, und sollte ers wollen, so hat es damit im̃er noch gute Wege. Er wird mir Ihre Verschreibung nächstens schicken, und ich schicke sie denn alsobald an Sie[3], und bitte mir für meine *Curtage*[4] ein Gericht Dorsch aus, auch nur auf die Dänische Post zu geben.

Unser Erbprinz[5] ist entwöhnt, weil Frau Rebecca anfing mager zu werden und zu husten. Itzo befinden beide sich gottlob wieder wohl.

addies lieber *Gerstenberg*, wir grüßen Sie alle groß und klein, bald Beßerung mit der Kranken, und noch einmahl Glück zu.

Ihr *M C.*

51.[6]

Wandsbeck d 24 *Junius.* 85.

Wir haben von H *Mattheson*[7] erfahren daß Ihre Frau todt ist. obs uns nun gleich nicht unvermuhtet noch unerwartet kommt; so hats uns doch erschreckt, und wir bezeugen unser Beyleid und beklagen Sie in mehr als einer Hinsicht.

Es ist keine Paßions- sondern eine Weynachts Cantlene [!] was ich

---

[1] H: 3 Seiten 8°.

[2] Gerstenberg hatte seine Residentenstelle in Lübeck für 20 000 Taler verkauft und ließ sich dann für vier Jahre als Privatmann in Eutin nieder, um allerdings nach zwei Jahren wieder in den Staatsdienst zu treten.

[3] Zu diesen Geldangelegenheiten vgl. oben Brief 38.

[4] courtage = Maklergebühr.

[5] Der heißersehnte Sohn war am 8. Mai 1783 geboren worden.

[6] H: 2 Seiten 8°.

[7] Der Dichter Friedrich von Matthisson, damals Erzieher im gräflich Sieversschen Hause zu Altona, hatte im Frühjahr 1785 mit seinen Zöglingen eine 'literarische Pilgerfahrt' durch Schleswig-Holstein unternommen, auf der er in Eutin Voß und Gerstenberg kennengelernt hatte. Mit Claudius verband ihn eine innige Sympathie; vgl. seine Schriften VI, S. 319.

gemacht[1] und was Reichard componirt hat. Wen der Clavier Auszug heraus ist, will ich ein *Exemplar* nach *Eutin* für Sie und *Voss spediren.*

Wir sind Gottlob gesund, und haben vor einigen Wochen unsre 4 jüngsten Kinder *inoculiren* laßen.

Vieleicht habe ich den Somer noch Gelegenheit *Eutin* zu sehen, und wenns glücken soll in Gesellschaft von Jacobi und *Hamann.*

Leben Sie wohl mit ihren Kindern. meine Frau und ich grüßen Sie vielmahl.

Matthias Claudius

Hannover. Wolfgang Stammler.

[1] 'Weynacht-Cantilene von Matthias Claudius. In Musik gesetzt von J. Fr. Reichardt 1784. Copenhagen gedruckt bei Joh. Rud. Thiele.' 8 S. Gr.-8°. Dann aufgenommen in 'Asmus' V, S. 210—218.

Diderot und Herder.

Man hat Diderot den Vertreter des deutschen Geistes in Frankreich genannt; vielmehr war er aber ein Vertreter des französischen Bürgerstandes und ein Jünger der englischen Philosophen des 18. Jahrhunderts und vor allem er selbst, 'Diderot, ein einzig Individuum', zusammengesetzt aus Originalität und aus Vielseitigkeit, welche Eigenschaften ihm eine wahrhaftige Zauberkraft verliehen und die geeignet sind, den allgemeinen Einfluß zu erklären, den er auf die Klassiker des deutschen 18. Jahrhunderts ausübte.

So lieferten Diderots 'Bijoux indiscrets' und seine theatralischen Reformgedanken die wirksamsten Waffen zu Lessings Angriff gegen die pseudoklassische Tragödie und bereiteten 'Minna von Barnhelm' vor, während der 'Taubstummenbrief' in dem Hauptgedanken und in vielen Einzelheiten dem Verfasser des 'Laokoon' wichtige Anregungen gab.[1]

Diderots Erzählungen ('Les deux amis de Bourbonne', 'Entretiens d'un père avec ses enfants'), die er im Verein mit Geßner herausgegeben hatte (Zürich, 1773), wirkten mächtig auf die Dichter der Sturm-und-Drang-Periode; auch Goethe konnte in 'Götz' und 'Werther' ihrem Einfluß nicht entgehen.[2] Er gab eine meisterhafte Übersetzung des 'Neveu de Rameau', so daß die deutsche Ausgabe (1805) der französischen zuvorkam;[3] die freie Übertragung des 'Essai sur la peinture' bot ihm die Gelegenheit, seine eigene Theorie über das Verhältnis von Natur und Kunst auszulegen.[4] Danzel schreibt die Abweichungen der Goetheschen 'Iphigenie' von der gleichnamigen Tragödie des Euripides einer Beeinflussung von seiten des französischen Kritikers zu,[5] und Eggert glaubt in 'Wilhelm Meisters Lehrjahren' Anklänge an Diderots 'Paradoxe sur le comédien' zu finden.[6]

Schiller benutzte in den 'Räubern' manche Züge der 'Deux amis de Bourbonne', welche zu den ersten Produkten der Räuber-

---

[1] Vgl. E. Schmidt: Diderot und Lessing, 'Die Gegenwart' Bd. XXI (1882), S. 133—36 und 153—55. — C. Humbert: Lessings Stellung zur französischen Literatur, 'Archiv für Literaturgeschichte' Bd. II (1872), S. 443 bis 469.

[2] V. Rossel: Hist. des relations entre la France et l'Allemagne, Paris, 1897. S. 435.

[3] R. Schlösser: 'Rameaus Neffe', 'Forschungen zur neueren Literaturgeschichte' XV. Berlin, 1900. S. 258.

[4] G. Döring: Goethe und Diderot über die Malerei. 'Preuß. Jahrbücher' Bd. LXI (1888), S. 393—404.

[5] W. Danzel: Goethes Iphigenia und Diderot. 'Blätter für liter. Unterhaltung', 23. Jan. 1848.

[6] C. A. Eggert: Goethe und Diderot: Über Schauspieler und die Kunst des Schauspielers. 'Euphorion' Bd. IV, S. 301—17.

romantik gehört. Diderots 'Hausvater', bearbeitet von Gemmingen (1779), diente der 'Kabale und Liebe' als Vorbild.[1] Der Stoff des Xenion 'Die Flüsse' ist den 'Bijoux indiscrets' entnommen ('Les fleuves indiscrets').[2] Auch er übersetzte eine Erzählung Diderots ('Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache', 1785), und Schanzenbach ist der Meinung, Schiller habe von Diderot erzählen gelernt (vgl. der 'Verbrecher aus Infamie' und der 'Geisterseher').[3]

Nun soll es die Aufgabe dieser Arbeit sein, die Beziehungen zwischen Diderot und Herder festzustellen. In mancher Hinsicht sind sie verwandte Naturen: ihre Beredsamkeit und Universalität, ihr Entdeckungseifer sind verwandte Züge; beide schweben zwischen Philosophie und Poesie, zwischen Natur und Sitte, zwischen Skepsis und Enthusiasmus. Diese Verwandtschaft konnte Herders Seele sympathisch stimmen für die interessanten Eindrücke, die er von Diderots Werken empfing; aber auch die Vorsehung erleichterte es ihm, sich eine möglichst vollkommene Kenntnis von Diderots schriftstellerischer Tätigkeit zu verschaffen, ja, sogar gönnte sie ihm einen unmittelbaren Einblick in die geheimste literarische Werkstätte des großen Enzyklopädisten.

In den Königsberger Studienjahren beschäftigte sich Herder mehr mit Rousseau, aber schon seine ersten Schriften weisen Stellen auf, welche seine genaue Kenntnis von Diderots Werken bezeugen. Einer seiner frühesten Aufsätze ('Haben wir noch das Publikum und das Vaterland der Alten?' SWS. I, S. 22) enthält ein Urteil über die 'Pensées philosophiques' (ersch. 1746). In den Literaturfragmenten (1767) erwähnt er die dramatischen Reformen Diderots[4] und den 'Taubstummenbrief' (ersch. 1751);[5] im 'Torso' nennt er den Verfasser der 'Réflexions sur Térence' (1762) den 'Terenz unseres Jahrhunderts'.[6]

Im letzten Jahre, welches Herder zum Teil noch in Riga verbringt (1769), entsteht das 'IV. Kritische Wäldchen', das trotz des ausgesprochenen polemischen Inhalts in den allgemeinen und positiven Betrachtungen schon ganz deutlich Diderots Einfluß verrät (s. unten). Auch kommt Herder hier öfters auf Diderot zu sprechen, der bald als Reformator des Theaters,[7] bald als Verfasser des 'Blindenbriefes'[8] ('Lettre sur les aveugles', 1749) und der Enzy-

[1] C. Flaischlen: Otto Heinrich v. Gemmingen ... Stuttgart, 1890.

[2] Zum letzten Xenion dieses Titels.

[3] O. Schanzenbach: Französische Einflüsse bei Schiller, Progr. Stuttgart, 1884—85. — C. Sachs: Schillers Beziehungen zur französischen und englischen Literatur. 'Herrigs Archiv', XVI. Jahrg., Bd. XXX (1861), S 83—110. — Über D.s Einfluß auf die deutsche Literatur vgl. noch L. Crouslé: Lessing et le goût français en Allemagne. Paris, 1863. — E. E. Schirlitz: 'Herrigs Archiv' Bd. LXXIII (1885), S. 235 ff.

[4] SWS. IV, S. 201. [5] SWS. I, S. 210. [6] SWS. I, S. 315. [7] SWS. IV, S. 18. [8] SWS. IV, S. 49.

klopädie,[1] bald wieder als Ästhetiker (Artikel 'Beau' in der Enzyklopädie; Sonderabdruck 1751)[2] erwähnt wird.

Im Mai 1769 verläßt Herder Riga; er kommt Anfang Juli in Nantes an, wo er sich ganz dem Studium der französischen Sprache, Kultur und Literatur widmet. Er vervollständigt das IV. Wäldchen und vertieft sich in das Studium der Enzyklopädie, welche ihm als ein Stützpunkt dieser labilen, oberflächlichen französischen Welt erscheint. Er hält nicht nur die Franzosen im allgemeinen für ein sich ausgelebtes, hinsterbendes Volk,[3] sondern behauptet, auch Diderot habe sich ausgelebt, und seine übrigens so lehrreiche und interessante Experimente seien mit der größten Vorsicht zu gebrauchen.[4]

Auch der kurze Pariser Aufenthalt ändert nichts an seinem Urteil; doch bedeuten diese Novembertage eine ereignisvolle Zeit in der Ausbildung seiner Anschauungen. Er kommt mit D'Alembert, Thomas, Duclos, D'Arnaud, Barthélemy, De Guignes, Daubenton und Garnier zusammen, besucht die Kunstsammlungen (vielleicht in Gesellschaft seines Landsmanns Witte) und den Garten von Versailles, geht oft ins 'Théâtre français', wo er Molés vortreffliches Spiel in Diderots 'Père de famille' bewundert.[5] Am wichtigsten aber war für Herder der Besuch, den er bei Diderot abgestattet hatte.

Wenn wir die verschiedenen Briefwechsel Diderots, besonders den mit Mademoiselle Voland,[6] zu Rate ziehen, so finden wir ihn zu dieser Zeit und im vorangegangenen Sommer vielfach beschäftigt. Sein Freund Grimm hat ihm die Redaktion seiner 'Correspondance' aufgetragen; für diese muß er selbst eine Kritik über den 'Salon' von 1769 schreiben. Zu derselben Zeit entwirft er eines seiner inhaltreichsten philosophischen Werke, den 'Rêve de D'Alembert', welcher ihn zum Vorläufer Darwins und Lamarcks stempelt. Der Sommer 1769 bringt ihm endlich seinen größten Bühnenerfolg, die Reprise des 'Père de famille', ein.

Herders Besuch bei ihm fällt also in eine Periode, welche Diderots Tätigkeit in ihrer ganzen Universalität entfaltet. Erstens ist es wahrscheinlich, daß Herder die berühmte 'Correspondance de Grimm' bei Diderot zu lesen bekommt, oder wenigstens sein Interesse darauf gerichtet wird — ein Umstand, welcher uns das Verständnis der 'Plastik' sehr erleichtert. Zweitens liegt die Vermutung nahe, Diderot habe ihm den 'Salon de 1769' gezeigt, bzw. er habe kunsttheoretische Fragen mit ihm besprochen. Drittens: der 'Rêve de D'Alembert' hat

[1] SWS. IV, S. 145 ff. [2] SWS. IV, S. 148 f.

[3] Vgl. R. Haym: Herder nach seinem Leben und seinen Werken, Bd. I, S. 339 f.

[4] SWS. VIII, 441. [5] SWS. VIII, S. 93. [6] Assézat-Tourneux, Bd. XVIII.

das Gespräch auf philosophische Fragen lenken können. Viertens bot vielleicht die Aufführung des 'Père de famille', welcher Herder beigewohnt, zu einem Gespräche über die Theorie des Dramas Gelegenheit. — Die Pariser Tage bilden auch sonst eine wichtige Periode in Herders Leben. Hier entwickelt sich der Plan der 'Plastik'; seine philosophische Weltanschauung gewinnt an Festigkeit und Prägnanz; seine dramatische Theorie bleibt immer unter dem Eindruck, den er in Paris gewonnen hatte.

In den stillen Jahren der Bückeburger Zeit macht Herder die neu erworbenen oder wenigstens neu formulierten Ansichten in einer Reihe von Schriften geltend. Neben der ersten Fassung der 'Plastik' (1770), in welcher er sich direkt an Diderot anschließt, entwirft er seine Abhandlung über den 'Ursprung der Sprache' (1772), welche viele Ansichten des Verfassers der 'Lettre sur les sourds et muets', des 'Rêve de d'Alembert' und anderer Werke zunutze macht, obwohl er sonst[1] dem 'Taubstummenbrief' jeden sprachphilosophischen Wert abspricht. Er führt eine kurze Polemik mit Diderot über die im 'Blindenbrief' aufgeworfene Frage, ob der Blinde barmherzig sein könne oder nicht;[2] an anderer Stelle nennt er Diderot einen vortrefflichen Ästhetiker und setzt ihn dem Aristoteles gleich;[3] endlich erwähnt er wiederum Diderots dramatische Reformpläne, die er, namentlich in bezug auf den 'stummen Augenblick der Bühne', mit Begeisterung aufnimmt.[4]

Mit der Übersiedlung nach Weimar kommt Herder nicht nur in das wichtigste literarische Zentrum des damaligen Deutschlands, sondern zugleich in das Zentrum des deutschen Diderot-Kultus. Nirgends, selbst Paris nicht ausgenommen, waren Diderots ungedruckte Schriften besser bekannt und gewürdigt als in Weimar, wo Goethe 'Rameaus Neffen' übersetzte und als eifriger Leser der Grimmschen 'Correspondance' Diderots schriftstellerische Laufbahn Schritt für Schritt verfolgte.

Die 'Correspondance' dürfte Herder schon früher gelesen haben, da er Winckelmann gegen die Franzosen verteidigt (Diderot über Winckelmann nur im 'Salon de 1765', erschienen in der 'Correspondance').[5] — 1778 schreibt Herder, Diderot sei ein Nachfolger, wenn nicht ein Nachahmer Shaftesburys.[6] Zwei Jahre später gibt er jedoch zu, daß Diderot doch 'seine (eigene) Bahn ging'.[7] 1779 versucht er Diderots Apologie des Seneca[8] zu widerlegen.[9] Später wird Herder sein Urteil zurücknehmen

[1] SWS. V, S. 50. [2] SWS. V, S. 15. [3] SWS. V, S. 280 f. [4] SWS. V, S. 394. [5] SWS. VIII, S. 441. [6] SWS. VIII, S. 461. [7] SWS. XXIII, S. 154. [8] 'Essai sur la vie de Sénèque ...' (1778). [9] SWS. V, S. 394.

und Diderots Apologie als Grundlage zu einer dramatischen Behandlung des Gegenstandes empfehlen.[1]

Im Jahre 1780 beginnt die Mitteilung Diderotscher Anekdota, die Herder vorzugsweise dem Prinzen August von Gotha verdankt, mit der Zusendung des 'Jacques le Fataliste' (französisch erst 1796 erschienen!), und auch Jacobi überläßt ihm eine Abschrift des 'Paradoxe sur le comédien' (erschienen 1830!).[2] Goethe und Schiller wollen Herders Übersetzertalent und sein Interesse für Diderot nicht unbenutzt lassen; so fordert Schiller ihn auf, die 'Religieuse' (erschienen 1796!) für die 'Horen' zu übersetzen. Herder lehnte es jedoch ab, obwohl er sich schon seit längerer Zeit und noch in den nächsten Jahren mit dem Plan einer Sammlung selbstübersetzter Diderotscher Schriften trug.[3]

Außer diesen neuen, ungedruckten Werken erwähnt Herder die 'Principes de l'acoustique'[4] und 'Richardsons Ehrengedächtnis' ('Éloge de Richardson', 1762); das letztere gibt ihm Gelegenheit, Diderots hoher Auffassung vom Wesen des Romans und zugleich dem pathetischen Stil, dessen er sich hier bedient, volle Anerkennung zu zollen.[5]

Allein die Zeit der Nachahmung ist für Herder vorüber; die einst jugendlich bewegten Anschauungsformen sind erstarrt. Diderots Einfluß auf ihn machte sich besonders vor 1778 geltend, und zwar in Werken, deren Ursprung in die Rigaer oder in die Pariser Zeit zurückreicht, so vor allem im 'Vierten Wäldchen' und noch mehr in der 'Plastik'.

Das 'Vierte Kritische Wäldchen' erhielt in Nantes (1769) seine definitive Fassung. Es enthält den Kern der 'Plastik', und so kommt schon hier der Einfluß Diderotscher Gedanken zum Vorschein. Doch sei die Besprechung dieses Einflusses für später aufbewahrt, um nur diejenigen Teile des 'Vierten Wäldchens' zu untersuchen, die in die 'Plastik' nicht aufgenommen wurden.

Das 'Vierte Wäldchen' ist eine Widerlegung der Riedelschen Ästhetik, aus deren Trümmern Herder ein neues Gebäude der Ästhetik zu errichten sucht. Im ersten Teil handelt es sich vor allem um allgemeine ästhetische Begriffe, und Herder wirft seinem Gegner vor, bei der Arbeit die besten Ästhetiker nicht zu Rate gezogen zu haben. Diderots Artikel 'Beau' in der Enzyklopädie sei das Beste, was man neuestens über das Schöne geschrieben.[6] Diderot hält die Schönheit für ein Verhältnis ('un rapport'), das unser Verstand entdeckt, das aber auch in den

[1] 'Seneka, Philosoph und Minister, 2 Briefe'. SWS. XVIII, S. 391 bis 401. Vgl. Haym II, 503.
[2] Haym II, 630. [3] Haym II, 630. [4] SWS. XXII, S. 66. [5] SWS. XXII, S. 151 u. 161 f. [6] SWS. IV, S. 148 f.

Dingen selbst Realität besitzt. Das Charakteristische in seinem Standpunkte ist nun, daß er die Schönheit objektiv (in den Dingen existierend) und zugleich subjektiv (von uns begriffen, gefühlt, beurteilt) auffaßt, — an ein absolutes Schöne glaubt und doch die Relativität des Schönheitsurteils anerkennt. Die Spuren dieses ästhetischen 'Monismus' finden wir schon im 'IV. Wäldchen', obwohl diese Auffassung bei Herder erst in der 'Kalligone' in voller Entwicklung erscheinen wird.[1]

Wie Diderot von der Widerlegung der Hutchesonschen Ästhetik auf seine eigne Auffassung übergeht, so ist auch bei Herder die Widerlegung des Riedelschen 'sensus communis', welcher — wie Herder in einer Fassung des Werkes bemerkt — zuerst in der 'Crusisch-Darjesisch-Hutchesonschen Philosophie' eine Rolle spielt,[2] der Ausgangspunkt. Im Gegensatz zu Riedel schildert Herder die langsame Ausbildung der Begriffe, besonders solcher Abstrakta, wie des Begriffs der Schönheit:

'... laßet uns in unsere Kindheit zurückgehen: die ersten Begriffe von den Körpern, ... wie haben wir sie erlangt? durch viele einzelne Gefühle, durch das lange Gegeneinanderhalten derselben, durch Vergleichung.'

'... wie denn die ... feinsten Abstrakta? ... wie denn Schönheit ... unmittelbar empfinden?'

(SWS. IV, S. 8 f.)

'... le premier pas de penser, c'est examiner ses perceptions, de les unir, de les comparer ...'

'... et quelles que soient les expressions sublimes dont on se serve pour désigner les notions abstraites de l'ordre ..., du beau, elles ont passé par nos sens pour arriver à notre entendement.'

(Assézat X, S. 24 f.)

Der psychologische Teil steht auch sonst unter dem Einflusse Diderots:

'... blos so wird das Gefühl gesichert, daß Wahrheit außer uns gebe ...' (SWS. IV, S. 29.)

's'assurer que les objets ne font pas partie de lui-même ...' ('Lettre sur les aveugles', Assézat I, S. 321.)

Beide sprechen von der Verschiedenheit der Geschmacksurteile, die aber doch in den Begriff des allgemein Schönen zusammenlaufen (vgl. SWS. IV, S. 41 und Assézat X, S. 41); beide unterscheiden höhere und niedere Sinne, und beide illustrieren diesen Unterschied damit, daß die Vorstellungen des Geschmacks und des Geruchs ihre Benennungen von den anderen Sinnes-

[1] Vgl. K. Siegel: Herder als Philosoph (Stuttgart u. Berlin, 1907), S. 193 ff.

[2] In der Fassung von Nantes; SWS. IV, S. 5.

gebieten borgen müssen (vgl. SWS. IV, S. 49—53 und 53—54 mit Assézat X, S. 26 f.).

Diejenigen Teile des 'Vierten Wäldchens', welche es mit der 'Plastik' gemein hat (II. Teil, SWS. IV, S. 49—90), dringen auf Grenzscheidung zwischen den einzelnen Künsten. Die Grenzscheidung geschieht auf Grund von Experimenten mit Blindgeborenen; die Gesetze der einzelnen Künste werden aus der Beschaffenheit der entsprechenden Sinnesorgane abgeleitet. So werden namentlich Skulptur und Malerei getrennt, da sich diese nach dem Gesicht, jene aber nach dem Tastgefühl richten muß.

Diese Gesichtspunkte werden auch in der 'Plastik' beibehalten. Von den drei Fassungen dieses Werkes[1] werde ich die erste (1769) nur dort anführen, wo sie etwas Spezifisches und Selbständiges enthält; von den beiden anderen werde ich diejenige wählen, welche ihrem Vorbilde in der Ausdrucksweise näher steht.

Das I. Kapitel ist der 'Lettre sur les aveugles' (1749) entlehnt. Bei Diderot handelt es sich hauptsächlich darum, die interessante Lage des Blindgeborenen zu schildern und dessen Meinungen über eine unbekannte Welt abzulauschen. Für die Zeitgenossen war aber die Hauptfrage, ob geheilte Blindgeborene ihre Augen sofort in demselben Sinne gebrauchen können wie wir, d. h. ob sie die Körper, welche sie durchs Tastgefühl bereits kannten, mit den Augen sofort wiedererkennen oder nicht. Diderot hält zwar diese Frage für weniger wichtig, doch behandelt er sie ausführlich genug, um dem Verfasser der 'Plastik' die Zusammenstellung des Materials zu ersparen.

Die Berichte über die geheilten Blindgeborenen (der Blinde von Puis(e)aux, 'über welchen Diderot Bemerkungen machte', Saunderson und der Blinde von Cheselden) sind in diesem Zusammenhange nur ein Auszug aus dem 'Blindenbriefe',[2] obwohl der Bericht über den Blinden von Cheselden wörtlich aus Smiths Optik übernommen ist.[3]

Nach diesen Beispielen geht Herder auf die Frage über, ob ohne Tastgefühl Körper begriffen werden können:

[1] Die erste: 1769, Paris-Versailles; ersch. 'Lebensbild', dann SWS. VIII, S. 88 ff. Die zweite: 1770, Bückeburg, fragm. SWS. VIII, S. 116 ff. Die dritte: 1778 (Ausgabe). Systematisch, aber in bezug auf praktischen Wert und literarisches Interesse der Fassung von 1770 nahestehend. SWS. VIII, S. 1 ff.

[2] Für den Blinden von Puiseaux: SWS. VIII, S. 3 u. 116 vgl. Assézat I, S. 280—85. — Saunderson: SWS. VIII, S. 3 f. vgl. Assézat I, S. 295—302. — Cheselden: SWS. VIII, S. 4 f. vgl. Assézat I, S. 318 f.

[3] Kürschners Nationalliteratur Bd. 76, II. Abt.: Herders Werke III, 2. Herausgegeben von Hans Lambel, S. 277.

'... warum soll uns Wunder seyn, daß Blinde, denen ihr Gesicht gegeben wurde, nichts als ein Bilderhaus, eine gefärbte **Fläche**' (... sahen) ... 'Sodann sehen wir erst ... durch Gewohnheit ...'
(SWS. VIII, S. 6 f.)

'... il y a toute apparence que nous ne jugeons des distances que par l'expérience; et conséquemment, que celui qui se sert de ses yeux pour le première fois, ne voit que des surfaces ...'
(Assézat I, S. 327.)

Aber die Blindheit hat ihre Vorteile (SWS. VIII, S. 8 u. 21 vgl. mit Assézat I, S. 281), und:

'Es hat blinde Wachsbildner gegeben, die die sehenden übertrafen.' (SWS. VIII, S. 8, 121.)

'... on voit qu'un peuple d'aveugles pourrait avoir des statuaires ...' (Assézat I, S. 306.)

Bei dem Nicht-Blindgeborenen sind Gesicht und Gefühl eng miteinander verbunden; sie helfen einander, aber oft verhindert der eine Sinn die Entwicklung des anderen:

'... indem er Gesicht und Gefühl unaufhörlich verbindet, eins durchs andre untersucht, erweitert, hebt, stärket, ... so verschlingen und gatten sich Gefühl und Gesicht ...' 'Weil nun aber unser Gesicht und Gefühl als Schwestern zusammen erzogen wurden, und von Jugend auf eine der Andern die Arbeit tragen half oder sie ganz allein übernahm: so geschahe es auch hier, und Schwester verfehlte die Schwester.'
(SWS. VIII, S. 8 f.)

'... l'usage d'un des sens peut être perfectionné et accéléré par les observations de l'autre ... ces services sont réciproques.'
(Assézat I, S. 320.)

'... les secours que nos sens se prêtent mutuellement,

les empêchent de se perfectionner.'
(Assézat I, S. 285.)

Nun muß der wichtigste Schritt getan werden: die kühne Verbindung der Sinne mit den entsprechenden Künsten. In der 'Lettre sur les aveugles' tut Diderot diesen Schritt allerdings nicht; doch lesen wir im 'Salon de 1765': 'La sculpture est faite, et pour les aveugles, et pour ceux qui voient. La peinture ne s'adresse qu'aux yeux' (Assézat X, 420); und hierin hat er vielleicht mehr recht als Herder, der die Skulptur gleichsam ausschließlich für die Blinden und die Tastenden aufbewahren möchte.

Der tastende Finger schreibt der Bildsäule Leben und Bewegung zu — er 'beseelt' sie. Diesen für Herder so ungemein wichtigen Gedanken finden wir bei Diderot, aber auch bei Winckelmann; außerdem mag 'Le Rêve de D'Alembert' zur Verstärkung dieses — übrigens echt Herderschen — Gedankens beigetragen haben, — die Stelle nämlich, wo Diderot 'homme' und 'statue' unterscheidet.[1]

'Eine Statue muß leben ... Wir müssen sie vor uns stehen sehen,

'Madame, combien nos sens nous suggèrent de choses; et que nous

[1] Assézat II, S. 105 ff.

und fühlen, daß sie zu uns spricht ...'

('Plastik' 1769! — SWS. VIII, S. 88.)

aurons de peine, sans nos yeux, à supposer qu'un bloc de marbre ne pense ni sent!'

('Lettre sur les Aveugles', Assézat I, S. 328.)

Da Herder den Blindgeborenen als den geeignetsten Repräsentanten des reinen Tastens und den vollkommensten Kunstrichter für die Bildhauerei hinstellt, so muß er sich gegen Diderots Ansicht verwahren, nach welcher der Blinde nur Zweckmäßigkeit, aber keine Schönheit kenne: 'Ein Blinder hat also würklich ein Schönes ... — wider Diderot ... Sein Schönes ist nicht blos Nutzbarkeit: sondern würkliche unmittelbare Bequemlichkeit des schönen Tastens' (SWS. VIII, S. 94; 'Plastik' 1769). Der Unterschied zwischen den beiden Standpunkten ist aber mehr ein scheinbarer; für Diderot wie für Herder ist ja die Schönheit nur der Ausdruck der funktionellen Zweckmäßigkeit, und Herder sagt selbst: 'Ich fragte eine Blindgebohrne: "welcher Tisch, welches Gefäß ihr lieber sei? das eckige oder runde?" Sie antwortete: das Runde, denn dies sei sanft und wohl zu faßen, und am runden Tisch stoße man sich nicht ...' usw. (SWS. VIII, S. 70. Vgl. Assézat I, S. 281).

Wir haben das I. Kapitel der 'Plastik' mit der 'Lettre sur les aveugles' verglichen. Das Wesentliche im Gedankengange der beiden Werke stimmt überein; der Hauptgedanke der 'Plastik' (Verbindung: Gesicht—Malerei, Gefühl—Skulptur) ist aber in einem anderen Werke Diderots ('Salon de 1765') angedeutet. Damit will nicht gesagt werden, daß Herder diesen Gedanken aus dem 'Salon' geschöpft habe; vielmehr handelt es sich hier um eine gemeinsame Vorlage ('Lettre sur les aveugles').

Diesem Abschnitt der 'Plastik' gehören noch einige Entlehnungen aus Diderot an, welche nur in den früheren Fassungen vorkommen und geeignet sind, zu bezeugen, wie genau sich Herder an Diderot hält:

1) 'Versuch, wie ein blinder Philosoph sich eine Welt denken würde.'

'Idealismus! ... Ein Fühlender ist Idealist durch den Sinn.'

'... ganz besondere Einbildungskraft der Blinden ...'

'... daß sie weit reellere, nettere, abstraktere Begriffe von Schönheit ... haben.'

'Eine solche blinde Liebe!'

'... la morale et la métaphysique des aveugles.'

'Nous y aurions trouvé ... des principes d'une métaphysique très-abstraite et fort voisine de celle des idéalistes ...'

'Mais si l'imagination de l'aveugle-né n'est autre chose que la faculté de se rappeler et combiner des sensations de points palpables, ... s'en ensuit que l'aveugle-né aperçoit les choses d'une manière beaucoup plus abstraite que nous ...'

'La beauté de la peau ... sont des qualités dont il fait grand cas ...'

Ein Widerspruch:

'Ein Blinder ist ein furchtsames Geschöpf ...'
(SWS. VIII, S. 96—99 u. 114.)

2) 'Noch empfand der zum Säuglinge gewordne Embryo Alles in sich .. Bei jeder sinnlichen Empfindung wird er, wie aus einem tiefen Traume geweckt, und durch einen empfindbaren Stoß lebhafter an eine Idee erinnert, die seine gegenwärtige Lage in der Welt veranlaßet ... Hier sind z. E. zwo gleiche Empfindungen: gleich? dieselben? so wird das erste Urteil gebildet, daß das Wiederholte dieselbe Empfindung sei.'
(SWS. VIII, S. 120.)

3) 'Wir kennen unsere Seele so wenig, wie unser Gesicht, weil wirs nicht studiren; wir studiren andere Physiognomien, nur um sie zu erkennen, wenn sie uns begegnen ...'

(SWS. VIII, S. 96.)

4) 'Die Welt eines Fühlenden ist blos eine Welt der unmittelbaren Gegenwart; er hat kein Auge, mithin ... keine Farben, keine Einbildungskraft ...'
(SWS. VIII. S. 96. 'Plastik' 1769.)

'Les menaces ne l'intimident point...'
(Assézat I, 287, 290, 293, 304, 320, 329 f.)

'... l'enfant ni l'aveugle-né n' ... aperçoivent point ... on n'est affecté, dans les premiers instants de la vision, que d'une multitude de sensations confuses qui ne se débrouillent qu'avec le temps ...; que les sensations n'ayant rien qui ressemblent essentiellement aux objets, c'est à l'expérience à nous instruire sur des analogies qui semblent être de pure institution ...'

(Assézat I, S. 320.)

'Il en est pour nous de ses nuances comme de notre propre visage. De tous les hommes ... celui que nous nous rappellerions le moins, c'est nous même Nous n'étudions les visages que pour reconnaître les personnes ...'
(Assézat I, S. 284 f.)

'... L'aveugle-né, ne pouvant colorer, ni par conséquent figurer comme nous l'entendons, n'a mémoire que des sensations prises par le toucher ...'

(Assézat I, S. 291.)

Im II. Abschnitte der 'Plastik' kann nun Herder die Grenze zwischen Malerei und Skulptur ziehen. Er findet die Kennzeichen der Skulptur der Malerei gegenüber in den folgenden Zügen: 1) Nacktheit der Gestalten oder nasse Gewänder; 2) kein Kolorit, kein Augapfel; 3) keine kleinliche Ausarbeitung der Haare; 4) keine Häßlichkeit, keine Verzerrung. Da sie nämlich die Aufgabe hat, schöne Körper für den tastenden Finger zu bilden, so muß sie alles vermeiden, was die schönen Formen oder Linien stören oder verhüllen könnte (Haare, Verzerrung, Augapfel, Kleidung) oder was der Natur des Tastens fremd ist (Färbung). Anderseits ist der schöne Körper der Ausdruck einer schönen Seele. Die Bildsäule soll leben; sie soll individueller sein als ein Abstraktum, aber idealisierter als ein Individuum.

Diese Gesetze der Plastik finden wir Punkt für Punkt in Diderots Vorrede zu den Bildhauern des 'Salon de 1765', welcher in der erwähnten 'Correspondance de Grimm' erschienen ist — 'erschienen' für einige Auserwählte, wie den Prinzen von Gotha und die Kaiserin von Rußland. Außer diesen vornehmen Lesern

haben nur Diderots und Grimms Freunde und Bekannte Abschriften von einzelnen Aufsätzen der 'Correspondance' erhalten. — Der 'Salon von 1765' ist eine der trefflichsten Leistungen des Kunstkritikers Diderot; auch ist dieser 'Salon' der einzige, der für das Publikum abgedruckt wird (1795) — vielleicht eben darum, weil man ihm theoretischen Wert zuschreibt. Der Abschnitt über 'Sculpture' ist der einzige Versuch Diderots, eine Theorie der Bildhauerkunst zu geben. Es ist höchst interessant, daß der Anfang dieses Aufsatzes sich mit Winckelmann befaßt,[1] dessen 'fanatische' Begeisterung für das klassische Altertum Diderot etwas befremdet; er wundert sich, daß Winckelmann von der 'Schönheit' des Torso spricht — obwohl er selbst in seinem 'Essai sur la peinture' behauptet, es sei leicht, aus einem Finger des Körpers den ganzen Körper zu rekonstruieren.[2] Jedenfalls schwebt aber Winckelmanns Geist über diese interessanten Zeilen, welche schon alle Resultate der Herderschen Theorie in sich schließen; verschieden ist nur der Gesichtspunkt in der Begründung der Regeln, da bei Herder das Gewicht auf der Betonung des 'blinden Tastgefühls' liegt, während Diderot auf diesen Umstand nur ganz flüchtig hinweist.

Doch lassen wir Diderot das Wort reden:

'... les statuaires tiennent plus à l'antique que les peintres ... La sculpture est faite et pour les aveugles et pour ceux qui voient ...' (Hauptgedanke der 'Plastik'.) 'La sévère, grave et chaste sculpture choisit ...' (Hohe Auffassung der Skulptur.) 'Elle exagère ...; peut-être l'exagération lui convient-elle mieux qu'à la peinture ...' (Das Kolossalische. Vgl. SWS. VIII, 72 ff.)

'Faunen und Satyren sind an sich nicht häßliche Mißgeburten, ... und also bildsam ...'
(SWS. VIII, S. 149. 'Pl.' 1770.)

'Le marbre ne rit pas. Elle s'enivre pourtant avec les faunes et sylvains ...'

'La sculpture suppose un enthousiasme plus opiniâtre et plus profond, plus de ce feu couvert et secret qui bout au dedans ...' (Vgl. SWS. VIII, S. 13.) 'Si la sculpture ne souffre pas une idée commune, elle ne souffre pas davantage une exécution médiocre ...'

1)
'Selbst im Reizbaren zur Verführung ist das Nackte nicht dasselbe. Eine Statue ...: Nachbild eines schönen Geschöpf Gottes und um sie ist Unschuld ...'
(SWS. VIII, S. 24, f.)

'De quelques questions que je me suis faites sur la sculpture, la 1e, c'est: Pourquoi la chaste sculpture ... montre plus souvent et plus franchement la nudité des sexes? c'est que ses mœurs, plus sauvages et plus innocentes, sont meilleures que celles de la peinture ...'

[1] Winckelmanns 'Hist. de l'Art ancien', übersetzt von Sellius; vgl. Assézat X, 420.

[2] 'Essai sur la peinture', Assézat 461 ff.

(Dem entspricht:
3)
keine Ausarbeitung der Haare;
SWS. VIII, S. 28.)

1) Nasse Gewänder.
'Die Bildnerei kann nicht bekleiden, denn ...
das Gewand ...
nimmt uns ... das Gute, Vollkommene des Körpers, was Zweck der Kunst war ...'
'Und nun in der Kunst ist ein Gewand von Stein, Erz, Holz im höchsten Grade drückend!'
'Es ist ein Fels voll Erhöhung und Vertiefung ...; du wirst das Unding fühlen.'
(SWS. VIII, S. 18 u. 133.)

2) Kolorit.

'... da ist kein Einfacher Gesichtspunkt, kein von daaus Ordnen des Lichts ... so kann diese [die Farbe] nichts als das freie Spiel des Lichts verhindern.'
('Plastik' 1770. SWS. VIII, 144.)

'Wenn Bildhauerei Körper durch Formen nachahmt; Farbe ist nicht Form, ihr also fremde.'
(SWS. VIII, S. 143. 'Pl.' 1770.)

Keine Gruppe (vgl. Kap. V).
'Bewegung in der Ruhe.'

2) 'Ein aufgemahlter Augapfel ist entweder kein Augapfel oder er ist ... ein farbichter Auswuchs, der Schauder macht ...'

(SWS. VIII, 143. 'Pl.' 1770.)

'La 2e, c'est: Pourquoi la sculpture a dépouillé les femmes de ce voile de la pudeur ...?' 'la beauté de ce contour, le charme de ce serpentement serait rompu ...'

'La 3e: Pourquoi les Anciens n'ont jamais drapé leurs figures qu'avec des linges mouillées?' 'C'est que, quelque peine que l'on se donne pour caractériser en marbre une étoffe, on n'y réussit jamais ...; qu'un étoffe ... grossière dérobe le nu que la sculpture est ... jalouse ... de prononcer; et que ... la véité des plis ... conservera je ne sais quoi de lourd, qui, se joignant à la nature de la pierre, fera prendre au tout un faux air de rocher.'

('La 4e': Idealisierung.)

'La 5e, c'est: Quel serait l'effet du coloris de la peinture sur une statue?'
'Mauvais, je pense. 1° Il n'y aurait autour de la statue qu'un seul point où ce coloris serait vrai ...'

'2° il n'y 'a rien de si déplaisant à l'œil que le contraste du vrai mis à côté du faux ...'

'La chose, c'est la statue, seule, isolée, solide, prête à se mouvoir ...'
'Creusez l'orbite des yeux à une statue et remplissez-la d'un œil d'émail ou d'une pierre colorée, et vous verrez si vous en supporterez l'effet ...'
(Assézat X, 417—23.)

In den übrigen drei Abschnitten, die teilweise nur in der Fassung von 1778 vorhanden sind, finden wir hie und da noch Spuren Diderotscher Gedanken. — So im IV. Abschnitt, wo Herder erklärt, jede (äußere) Form habe eine tiefe (innere) Bedeutung: der Würfel ist das Symbol der Solidität und der Ruhe, die Kugel das der Bewegung usw. Ähnliches lesen wir auch in der 'Lettre sur les sourds et muets' (Additions; Assézat I, 405 f.): '... faudra-t-il conserver dans un piédestal quelque idée de légereté? on

abandonner le cube pour le cylindre ..., de l'inconstance? ... on cherchera une figure que la statue ne touche qu'en un point. C'est ainsi que la Fortune sera placée sur un globe, et le Destin sur un cube.'

Wie die einfachsten geometrischen Körper, so muß auch die Bildsäule eine Seele, einen Charakter, kurz: 'Bewegung in der Ruhe' ausdrücken: 'La vie est dans une figure en repos ... Ils disent d'une figure en repos, qu'elle a du mouvement, c'est-à-dire qu'elle est prête à se mouvoir.' (Diderot: 'Pensées détachées'. Assézat XII, 81.)

Im V. Kapitel behandelt Herder allgemeine ästhetische und kunsttheoretische Begriffe, wie: 1) das Erhabene und das Schreckliche, 2) das Kolossalische, 3) die Allegorie, 4) die Gruppierung.

Die Bildung von kolossalischen Gestalten will Herder nur der Skulptur gewähren; dieser Gedanke ist schon bei Diderot vorhanden,[1] aber auch bei Shaftesbury.[2] — Die Mischung von Allegorie und Wirklichkeit vernichtet die Wirkung selbst des erhabensten Kunstprodukts. (Vgl. SWS. VIII, S. 105. 'Pl.' 1769 mit 'Essai sur la peinture', 1765. Assézat X, S. 500.) — Die komplizierte Gruppe ist in der Skulptur nicht an ihrem Platze; das Wesen dieser Kunst fordert ja eine einzige, isolierte Gestalt oder wenigstens eine Gruppe von Gestalten, die in eine Einheit verschmelzen (Laokoon!). 'La sculpture n'offrant jamais qu'une figure isolée, ou qu'un groupe de deux ou trois ...'[3] 'Laocoon, ... trois figures isolées, liées par les seules convolutions d'un serpent ...'[4] —

In der 'Plastik' erreichte Diderots Einfluß auf Herder seinen Höhepunkt. In den folgenden wird es versucht, die übrigen Berührungspunkte der Anschauungen beider auf dem Gebiete der Kunsttheorie, der Theorie des Dramas und der Sprachphilosophie anzudeuten.

In bezug auf die Kunst sind beide Idealisten, und so halten sie den Porträtisten, der die gegebenen Gesichtszüge pünktlich nachahmt, für keinen echten Künstler:

'... so ideisirt er ..., ist ... kein gemeiner Künstler; vom Portraitmahler, der ein Ideenloses obwohl genaues Conterfait macht ..., verschieden.'
('Kalligone', SWS. XXII, S. 298.)

'... la différence du portraitiste et de vous ... consiste essentiellement en ce que le portraitiste rend fidèlement Nature comme elle est ...'
('Salon de 1767', Assézat X, 9—12.)

Für diese Idealisierung liefert die antike Kunst ein hohes Beispiel; doch darf das Studium der antiken Kunst die direkte Beobachtung und die unmittelbare Nachbildung der Natur nicht verdrängen. Die Kunst der Griechen und Römer ist die Frucht

[1] 'Salon de 1767', Assézat XI, S. 38.
[2] J. C. Hatch: Der Einfluß Shaftesburys auf Herder, 'Studien für vergleichende Literaturgeschichte' Bd. I (1901), S. 118 f.
[3] Assézat XIII, 36 u. XI, 42. [4] 'Salon de 1767', Assézat XI, 42.

eines langen und schwierigen Emporstrebens und der höchste Gipfel einer natürlichen Entwicklung — das günstige Klima aber nur eine der vielen Kräfte, die sie hervorgebracht haben (vgl. 'Alt. Krit. Wäldchen' in SWS. IV, 203—13 mit 'Salon de 1767' in Assézat X, 12 f. und 'Essai sur la peinture', welcher bei Hartknoch in Riga erschienen ist!).[1] —

Die im 'Torso' gegebene ausführliche Kritik der Diderotschen Reform des Dramas entspricht dem Standpunkte der heutigen Kritik im allgemeinen wie auch in vielen Einzelfragen. Man 'weiß, wie sehr er (Diderot) für den Augenschein des gemeinen Lebens, für Theatergemälde, für die fast gar zu feine Pantomime, ... für Charaktere, Lebensarten, Stände eingenommen sey ...' Aber wenn Herder hier besonders Diderots Forderung, man stelle Berufsarten, Stände ('condition') statt Charaktere dar, bekämpft,[2] so vergißt er das später, als er statt Schuldramen solche Stücke verlangt, welche die 'Fehler und Heldentaten der Jugend' behandeln.[3] — Übrigens erkennt Herder Diderots Verdienste im Kampfe gegen die pseudoklassische Tragödie an. Die Tragödie — sagt er — sei nicht für eine Monarchie wie Frankreich, nicht für die alle Leidenschaften auflösende französische Sprache. (Vgl. bei Diderot: Tragödie: eine republikanische, Komödie: eine monarchistische Kunstgattung.)[4] Beide schwärmen für den 'stummen Augenblick der Bühne', für das 'edle Komische'.[5] 'Welche Schule der Sitten ist in der Welt besser als Theater!'[6] ruft Herder aus, um 'Diderots Stimme zu verstärken'.[7]

Wie vom Drama, so verlangt Herder auch von der Oper Rührung des menschlichen Gemüts. Darum tadelt er die 'Zahlmeisterei', in welche die Theorie der Musik unter den Händen Grimms, D'Alemberts, Rameaus und Diderots entartet; im Gegensatze zu den 'Principes de l'acoustique' des letzteren legt er mehr Gewicht auf die Melodie als auf die Harmonisierung.[8] Der Unterschied zwischen Herders und Diderots Standpunkt ist, daß Diderot sich mehr für die Technik der Musik interessiert, Herder aber mehr für den ästhetischen Genuß, den sie uns bietet. Doch kommen sie darin überein, daß die französische Oper weder 'mensch-

[1] Zwei Hauptrichtungen ihrer Kunsttheorie haben Diderot und Herder mit Lessing gemein: 1) das Streben auf Grenzscheidung zwischen den Künsten; 2) die Hervorhebung des wichtigen Umstandes, daß der Künstler nur ein einziges Moment des immer veränderlichen Lebens besitzt, das er verewigen soll ('Erstes Wäldchen' in SWS. III vgl. mit 'Essai sur la peinture' in Assézat X, S. 499).

[2] SWS. II, 315 ff., II, 207—27 und A. Koschmieder: 'Herders theoretische Stellung zum Drama', 'Bresl. Beitr.', N. F., Heft 35, Stuttgart 1913, S. 41.

[3] Koschmieder: S. 69. [4] Koschmieder: S. 125. [5] SWS. II, 221 ff. und Koschmieder: S. 41—43. [6] SWS. IV, 475 f. [7] SWS. IV, 483. [8] 'Viertes Wäldchen' in SWS. IV, 90 f. und 'Kalligone' in SWS. XXII, 66, 70 f.

lich' noch 'einfach' sei;[1] darum ergreifen sie für die italienische Oper Partei[2] und erwarten von dem musikalischen Ausdruck der wahren Empfindung eine mächtige moralische Wirkung.[3]

In der I. Sammlung der 'Fragmente' versucht Herder die Frage nach dem Ursprung der Sprache zu beantworten, und zwar im Anschluß an Diderots 'Taubstummenbrief'. So unterscheidet er eine natürliche und eine grammatische Wortfolge. Die natürliche (= logische) Wortfolge nennt zuerst den Gegenstand, dann das, was man davon aussagt; sie hat keine Inversionen, und so kann sie mit Recht eine 'philosophische' Wortfolge genannt werden. (Vgl. SWS. I, 190—91 mit Assézat I, 351 u. 360.) Herder hebt die Wichtigkeit der Betonung hervor und führt ein Beispiel an:

'Ein Beispiel: Fleuch die Schlange! ruft mir jemand zu, der mein fliehen zu seinem Hauptaugenmerk hat, wenn ich nicht fliehen wollte. — Die Schlange fleuch! ruft ein anderer, der nichts geschwinder will, als mir die Schlange zeigen; fliehen werd ich von selbst, so bald ich von ihr höre ...' (SWS. I, 191 f.)

'serpentem fuge ...'

'L'homme peureux ne songe qu'au serpent; mais celui qui craint moins le serpent que ma perte, ne songe qu'à ma fuite; l'un s'effraie, et l'autre m'avertit.'

(Assézat I, 364.)

Auch die Einteilung der Sprachgeschichte in drei Perioden erinnert an Diderots drei Entwicklungsstufen der menschlichen Sprache (I. Naturtöne und Gebärden; II. vernünftige Sprache; III. harmonische Ausdrucksweise; vgl. SWS. I, 192 f. und Assézat I, 372). — Schließlich teilt Herder Diderots Ansicht über die französische Sprache, indem er sagt: '... für das poetische Genie ist diese Sprache der Vernunft ein Fluch', und doch hat sie 'noch immer viele Inversionen' (vgl. SWS. I, 194 f. mit Assézat I, 361, 370—72).

In seiner 'Abhandlung über den Ursprung der Sprache' (1771) geht Herder weit über Diderot hinaus, doch stützt er sich hie und da auf 'D'Alemberts Traum' oder auf den 'Taubstummenbrief'. An jenen erinnert die Theorie der 'Naturtöne':

'Selbst die feinsten Saiten des Thierischen Gefühls ... Die geschlagne Saite thut ihre Naturpflicht: sie klingt! Sie ruft einer gleichfühlenden Echo ...'

'In allen Sprachen tönen noch Reste dieser Naturtöne ...'

(SWS. V, S. 5 f.)

'Un animal étant un instrument sensible parfaitement semblable à un autre, doué de la même conformation, monté des mêmes cordes ...'

'Aussi trouvez-vous les interjections ... les mêmes dans toutes les langues ...' (Assézat II, 115—17.)

Die 'Abhandlung über den Ursprung der Sprache' enthält bereits eine scharfe Kritik des 'Taubstummenbriefes'; doch gibt es manche Berührungspunkte zwischen den beiden Werken, so: 1) Be-

[1] 'Reisejournal', SWS. IV, 483 ff.

[2] 'Reisejournal', SWS. IV, 483, vgl. mit 'Entretiens sur le Fils naturel', Assézat VII, 162 ff. [3] 'Adrastea', SWS. XXIII, 343 ff.

tonung des simultanen Auftretens mehrerer Ideen (Beispiel!); 2) Benennung der Dinge nach ihren auffallendsten Eigenschaften; 3) Einführung der rhythmischen Ordnung in die Sprache durch die Gebärden.

1) 'Bei sinnlichen Geschöpfen, die durch verschiedne Sinne auf Einmal empfinden, ist diese Versammlung von Ideen unvermeidlich ...' 'Eine große wichtige Uhr, mit allen ihren scharfen Rädern ... (gleicht dem) Menschen mit seinen Triebfedern ...' (SWS. V, 368.)

(Vgl. Assézat I, 370, 367.)

'Monsieur, considérez l'homme comme un horloge ambulant ...'

(Assézat I, 368.)

2) 'Der Baum wird Rauscher, der Wind Säusler, die Quelle Riesler heißen ...'* (* Anm. nur in der späteren Fassung.) 'Diderot ist ... kaum auf diese Hauptmaterie gekommen, da er sich mit Inversionen ... aufhält.' (SWS. V, 50.)

(Vgl. Assézat I, 350, 382.)

3) 'Aber wie hat die Sprache ganz ohne Grammatik bestehen können? Da gab die große Einstimmung der Geberden gleichsam den Takt, und die Sphäre, wohin es gehörte ... Diese Weissagungskunst, aus einzelnen Zeichen Zusammenhang zu errathen — wie weit können sie noch nur Einzelne Stummen und Tauben treiben!' (SWS. V, 86.)

Grundgedanke bei Diderot.

(Assézat I, bes. S. 354.)

Natürlich kann aber bei Herder von einer sklavischen Nachahmung nicht die Rede sein. Wenn Diderot ihm neue Gesichtspunkte gibt, so hat Herder immer das Verdienst, diese Gesichtspunkte seiner Anschauungsweise anzupassen; auch geht er in der Mehrzahl der Fälle über seinen Gewährsmann hinaus und schuldet ihm nichts mehr als einige Steine, mit denen er auf Grund selbständiger Ideen sein Lehrgebäude schöpferisch errichtet.[1]

Debreczen. Johann Hankiss.

[1] In der Philosophie sind beide Vertreter des Leibnizschen Dynamismus; beide stehen im Rufe von 'Darwinisten'; vgl. K. Siegel: Herder als Philosoph, Stuttgart u. Berlin 1907. — L. Weis: Herder und die moderne Naturphilosophie, 'Philos. Monatshefte', Bd. XIV (1878). — Fr. von Bärenbach: Herder als Vorgänger Darwins, Berlin 1877.

Als Pädagogen betonen beide die Anschaulichkeit des Unterrichts und den innigen Zusammenhang der Schule mit dem Leben; sie möchten die lateinische und die griechische Sprache wie moderne Sprachen behandelt wissen. Nicht die Ausbildung des Verstandes, sondern die des Gemüts und der moralischen Anlagen des Menschen soll der Zweck der Erziehung sein. — Doch können diese Übereinstimmungen höchstens als ein Beweis für die geistige Verwandtschaft der beiden betrachtet werden, da Diderots pädagogische Schriften erst später erschienen sind (s. Assézat III u. IV).

Goethes älteste Gedichtsammlung.

Die im folgenden erörterten Betrachtungen, Probleme, Zweifel, Ergebnisse traten mir zuerst im Sommer 1910 nahe, als ich für Lietzmanns Sammlung kleiner Texte für theologische und philologische Vorlesungen und Übungen einen Abdruck der ersten, zunächst für Charlotte von Stein in der ersten weimarischen Zeit zusammengestellten handschriftlichen Gedichtsammlung Goethes (in der Weimarischen Ausgabe mit H [2] bezeichnet) auf Grund der 1908 in den Schriften der Goethegesellschaft erschienenen Faksimile-Wiedergabe vorbereitete und herausgab (Bonn 1910). Daß in diesem Gedichthefte nicht alles von Goethes Hand herrührt, lehrt auch schon eine oberflächliche Betrachtung, besonders der Interpunktionszeichen, und auch dem Herausgeber Wahle war das natürlich nicht entgangen, der bereits hervorhob (S. 23): 'Auch die sehr mangelhafte Interpunktion ... ist von einer fremden Hand gebessert und bereichert', und mit Recht schon erwog, ob vielleicht Herder oder etwa Wieland hier als mehr oder weniger pedantischer Korrektor anzunehmen sei. Eingehendes genaues Studium nicht nur der Zeichen, sondern auch der Texte im einzelnen und kleinsten lehrte mich, daß diese fremden Eingriffe an vielen Stellen noch tiefer reichen, als man zunächst annehmen konnte, und daß Wahle in der Beurteilung Goetheschen Eigentums an diesen Korrekturen vielfach nicht skeptisch genug gewesen ist. Ich bekam schließlich den schmerzlichen Eindruck, daß der Dichter sein ursprünglich als Gabe der Liebe an die Freundin gedachtes und so auch von ihr empfangenes lyrisches Heft später recht unbarmherzig und grausam hat zurichten lassen, ein Eindruck im kleinen, wie ihn die italienischen Briefe im großen erwecken, bei denen Erich Schmidt treffend von einer 'Objektivierung des Vergangenen' sprach, 'die beim ersten Anblick etwas Erschreckendes hat und ohne welche doch', wie er entschuldigend hinzusetzt, 'ein Leben und Wirken wie das Goethesche undurchführbar wäre' ('Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien' S. XXIII). Das Ideal, das mir damals bei meinem Abdruck vorschwebte, war kein anderes, als den Versuch zu wagen, alle diese fremden Bestandteile der Handschrift auszumerzen und die ursprüngliche Gestalt der Texte wiederherzustellen, wie sie aus Goethes Feder geflossen waren, ein Ideal freilich, das wie jedes Ideal im einzelnen unerreichbar bleiben muß, so sehr auch der Annäherungsversuch gelungen und der Wunsch erfüllt erscheinen mag. Wenn ich jetzt dazu komme, das damals gegebene Versprechen einer genaueren Darlegung die-

ser Probleme und Zweifel einzulösen, so sei es mir bei der Natur der zu behandelnden Fragen, die in das Kleine und Kleinste der philologischen Betrachtung hinabsteigen müssen, gestattet, den Weg einer streng systematischen Methode zu vermeiden und, an die einzelnen Gedichte, soweit ich sie zu behandeln vorhabe, anknüpfend, mich freier zu bewegen. Wem eine Untersuchung wie die vorliegende wertlos oder überflüssig erscheint, dem halte ich mit Bernays in seiner geistvollen Abhandlung 'Zur Lehre von den Zitaten und Noten' ('Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte' 4, 345) Lessings Worte entgegen (Wie die Alten den Tod gebildet: 'Sämtliche Schriften' 11, 3): 'Die Wichtigkeit ist ein relativer Begriff, und was in einem Betracht sehr unwichtig ist, kann in einem andern sehr wichtig werden. Als Beschaffenheit unsrer Erkenntnis ist dazu eine Wahrheit so wichtig als die andere, und wer in dem allergeringsten Dinge für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr überreden, daß er die Wahrheit bloß der Wahrheit wegen liebet.'

1. 'Mahomets Gesang.' Schon dies erste Gedicht gibt ein deutliches Bild von den beiden in unserm Gedichthefte belegbaren Interpunktionsgruppen, der ursprünglichen, von Goethe stammenden und der jüngeren, apokryphen, von fremder Hand eingesetzten. Der junge Goethe war sehr sorglos in der Zeichensetzung, wovon man sich in Morris' 'Jungem Goethe' ein erschöpfendes Bild machen kann, und auch der mittlere und ältere, der in der Regel ja diktierte, würde sich bei einem Schulmeister von heute manche schlechte Zensur holen. Wir sind heute durch den Schulunterricht in dieser Hinsicht logisch-intellektuell gebildet oder vielleicht auch verbildet und gestatten metrisch-rhythmischen oder Gefühlswerten keinen Einfluß auf die Interpunktion, scheren daher auch poetisch-musikalischen und wissenschaftlich abhandelnden, lehrenden und erzählenden Stil, auch Tempounterschiede, Staccato und Legato roh vernachlässigend, unbekümmert über einen Kamm. Goethes Grundsätze auf diesem Gebiete verdienten eine eingehende Untersuchung: dürftige Bemerkungen gibt Lehmann ('Goethes Sprache und ihr Geist' S. 376), dem allerdings 1852 noch so gut wie gar kein handschriftliches Material vorlag, brauchbare Burdach (Werke 6, 358; 'Goethes eigenhändige Reinschrift des Westöstlichen Divan' S. 20), Minor (Werke 38, 189) und Schröder ('Göttinger Nachrichten' 1905 S. 62). Im Mannesalter setzt er in die Diktate seiner Schreiber mehr oder weniger regelmäßig gegen unsre Gewohnheit Kommata ein, die kurze phonetische Pausen am Ende von Sprechtakten markieren sollen, und meidet umgekehrt Kommata, an die wir vom logischen Standpunkte aus gewöhnt sind, an Stellen, wo offensichtlich weder

damals noch heute eine Sprechpause vorhanden ist, wie z. B. vor und nach dem Vokativ, vor dem Relativpronomen, vor und nach der Apposition. Ausrufungs- und Fragezeichen, die er ihres pathetisch-deklamatorischen Wertes wegen den farbloseren, mehr logisch trennenden Zeichen gegenüber bevorzugt, sind nicht streng geschieden, was sich aus der Beobachtung der lebendigen Sprache ohne weiteres erklärt; Gänsefüßchen zur Hervorhebung direkter Rede werden selten und ganz unregelmäßig gebraucht, wie noch der sich an die Ausgabe C eng anschließende Usus der weimarischen Ausgabe zeigt. In der auch in diesem Betracht sorgloseren Jugendzeit ist natürlich noch weniger System und Grundsatz zu finden, und zumal bei Versen kommen höchstens, und auch das unvollkommen, psychologisch-deklamatorische Absichten vereinzelt zur Geltung. Vers- und Strophenschlüsse involvieren an sich schon Pausen im Vortrag, da modernes, pseudo-realistisches Verdecken und Verschmieren der metrischen Kola und der Versgrenzen glücklicherweise noch unbekannt war, bedürfen also keiner Interpunktion. Die sprechenden Beweise für alle diese Bemerkungen sind in Fülle den späteren Gedichten unsrer Handschrift unschwer zu entnehmen, bis zu denen der zeichensetzende Eifer der fremden Hand nicht vorgedrungen ist. Des Dichters absolute Unbekümmertheit um dies äußere Gewand seiner Schöpfungen zeigt recht deutlich ein eine Liedersendung begleitender Brief an den Herausgeber der 'Iris', in dem es heißt ('Der junge Goethe' 4, 150): 'Interpunktieren Sie doch die Liedchen, wies dem Leser am vorteilhaftesten ist.' Und Heinse, der die Korrekturen der 'Iris' besorgte, entfährt denn auch in einem Briefe an Georg Jacobi über Goethes 'Erwin und Elmire' der Stoßseufzer ('Sämtliche Werke' 9, 238): 'Jetzt hab' ich zween Bogen Korrektur vor mir liegen, in Göthens Operette Komma, Kolon, Semikolon und Punktum zu machen, Ausrufungszeichen in Fragezeichen zu verwandeln, *zz* in *tz* und desgleichen.'

Ich sagte, schon das erste Gedicht gebe ein deutliches Bild von den beiden Interpunktionsgruppen, der Goetheschen und der fremden. Neben schlanken, zarten, graziösen Zeichen, die zu dem Charakter der Schriftzüge selbst vortrefflich passen (Ausrufungszeichen 3. 35. 36. 49. 52. 53. 56, Kommata 14. 51. 55. 58. 65), stehen eckige, dicke, ungeschickte (Kommata 10. 23. 24. 36. 38. 40. 44. 46. 61. 62, Kola 25. 29. 32, Semikolon 42, Apostroph 44, Ausrufungszeichen 41 eingeklemmt. 48): nur jene sind aller Augenscheinlichkeit nach echt, diese apokryph. Daß der Augenschein hier nicht trügt, kann zudem noch streng erwiesen werden. Wahle hat (S. 10) gezeigt, daß der kleine Quartband mit Abschriften Goethescher Gedichte aus dem Nachlaß der Frau von Stein, von dem zuerst Düntzer ('Archiv für Literaturgeschichte'

6, 96) Bericht gegeben hat, wie schon die Anordnung zeigt, als Kopie unsrer Handschrift anzusehen ist: er gibt also, von Versehen der Schreiberin abgesehen, unser Heft so wieder, wie es sich vor dem Eingriff der fremden Hände darstellte. Ich habe seinerzeit den ganzen Band bei Gelegenheit eines Aufenthalts in Kochberg durchverglichen und dabei der Interpunktion der Kopie besondere Aufmerksamkeit gewidmet: die Resultate dieser Vergleichung kann ich in diesem Zusammenhange verwerten. In unserm Gedicht nun hat die Kopie der Frau von Stein nur die oben als echt erkannten Interpunktionszeichen, während alle diejenigen fehlen, die sich dem Augenschein als apokryph ergeben haben. Auch der Gedankenstrich 53, bei dem man zweifelhaft sein konnte, wird durch die Kopie als echt erwiesen.

Die Kopie der Frau von Stein lehrt ferner, da auch sie die Lesarten 'weitverbreiten' 39, 'über' 60 (vgl. Wahle S. 23) und 'Seegel' 67 hat, daß die an diesen drei Worten vorgenommenen Korrekturen jüngeren Datums sind. Sind sie überhaupt vom Dichter selber vorgenommen? Zwar das 'vorüber' zeigt das für Goethes Hand in allen Lebensaltern charakteristische, weit nach oben ausladende *v*. Aber bei den beiden andern Korrekturen habe ich ernste Zweifel: 'Seegel' schreibt Goethe auch in der 'Seefahrt' 15. 17. 32; warum sollte er es hier geändert haben? Die Einsetzung von 'weitverbreiteten' für 'weitverbreiten' (der erste Druck im Musenalmanach hat 'weitverbreit'ten') zerstört den Rhythmus, der daktylische Versfüße prinzipiell ausschließt, ist also eine pedantische, nur für das isolierte Wort gedachte Änderung, die einen Vulgarismus oder eine altertümliche Freiheit ohne Rücksicht auf die Deklamation beseitigt: ich glaube, man kann das dem Dichter schwerlich zutrauen; auch die Züge der Buchstaben sind ungoethesch. In der Göschenschen Ausgabe der 'Schriften' ist denn auch 'ausgespannten' eingesetzt worden, d. h. die Altertümlichkeit zwar beseitigt, aber der Rhythmus des Verses nicht zerstört. — Zu beachten ist noch die Lesart 'Türne' 61, zumal sie im Lesartenapparat der Weimarischen Ausgabe (2, 306) übersehen worden ist. Der Musenalmanach hat 'Türme', was Lesefehler, aber ebensogut auch eigenmächtige Besserung Boies sein kann. 'Turn' ist die dem jungen und älteren Goethe geläufige Form, nicht nur im 'Gottfried' und 'Götz von Berlichingen', wo die Quelle beeinflussen konnte ('Der junge Goethe' 2, 214. 221. 225. 242. 243. 246. 255. 3, 186. 235. 241. 248. 251. 252. 262. 268. 274. 279. 280), sondern auch sonst (ebenda 2, 301. 4, 8. 100. 5, 263. 291. 317), selbst noch vereinzelt in italienischer Zeit (Tagebücher 1, 310; Briefe 8, 230) und im 'Divan' (Werke 6, 269; vgl. ferner 8, 349. 356. 11, 402. 12, 364. 366. 13, 2, 176. 196. 271. 328. 332. 337. 18, 2, 110. 111. 151. 17, 343. 51, 29); ebenso 'Türner' ('Der junge

Goethe' 2, 154. 227. 3, 17. 74. 184. 253; Werke 14, 227. 15, 2, 150).

Noch weitere fremde Bestandteile sind in der Handschrift zu erkennen, für die uns freilich leider die Kopie der Frau von Stein keine Dienste als Kronzeugin leisten kann. Es ist längst bekannt, daß Goethe bis ins höchste Alter (noch die durch das Faksimile in den Schriften der Goethegesellschaft teilweise weiteren Kreisen bekannt gewordene Reinschrift des 'Divan' und zahlreiche späte Niederschriften in lateinischen Buchstaben geben Belege) die Eigenheit oder sagen wir ruhig Unart nicht loswurde, die Umlautsbezeichnungen der Vokale, besonders der Majuskelvokale nach Belieben hie und da wegzulassen, also mit andern Worten *a, o, u* statt *ä, ö, ü* zu schreiben (vgl. darüber und über die kritische Behandlung solcher Fälle beim Abdruck von Handschriften Schröders Ausführungen in den 'Göttinger Nachrichten' 1905 S. 80). Unser lyrisches Heft bietet eine Fülle von Beispielen, die in meinem Abdruck gebührenderweise in den Lesartenapparat verwiesen worden sind. Das erste Gedicht zeigt hierin Verschiedenheiten: neben der gewöhnlichen Umlautsbezeichnung durch einen einzigen, mehr oder weniger deutlich runden oder eckigen Kringel, die vom Dichter selbst herrührt, finden sich einmal (28) zwei deutlich nebeneinanderstehende dicke Punkte, ein anderes Mal (34, vgl. dasselbe Wort 'Gebürgen' 51) zwei deutlich nebeneinanderstehende zarte Strichelchen (ob 36 dieselbe Hand am Werke war, möchte ich nicht mit absoluter Sicherheit behaupten). Beide Bezeichnungsweisen weichen von dem vorher erwähnten Usus Goethes ab, und gerade in solchen Kleinigkeiten, die gedankenlos und völlig mechanisiert hingeschrieben zu werden pflegen, hat jedes Individuum einen bestimmten Typus der Form parat, nicht aber zwei, noch weniger gar drei. Diese Umlaute sind also an den beiden zitierten Stellen sicher von der Hand eines fremden Lesers, den das Fehlen der Umlautsbezeichnung in 'Bache' und 'Geburgen' störte, eingesetzt worden. Kann man wissen, von wem das geschehen sein mag? Herder, dessen Beihilfe für die Interpunktion Wahle (S. 23) für möglich hält, ist hier sicher ausgeschlossen, da er wie Goethe den einzigen Kringel für die Bezeichnung der Umlaute verwertet, wie schon die Faksimiles in Könneckes Bilderatlas zeigen. Dagegen melden sich für die beiden sauberen Strichelchen, in Reih' und Glied nebeneinandergesetzt, zwei Anwärter: Wieland und Frau von Stein. In dem Faksimile aus Wielands 'Clelia und Sinibald' (bei Könnecke S. 245) finden sich diese schlanken, pedantisch gestrichenen Strichelchen regelmäig über *a, u* und *v* (über *o* bevorzugt Wieland den einzigen Kringel, hatte also, wie es scheint, für die verschiedenen Vokale verschiedene Typen parat); die

Kopie der Frau von Stein, die mit gleich spitzer Feder geschrieben ist wie unsre Striche in Vers 34, zeigt durchweg diese zierliche Art der Umlautsbezeichnung. Spiegeln sich nicht in dieser winzigen Kleinigkeit die Temperamente der vier Personen? Neben Goethes und Herders Leidenschaftlichkeit steht Wielands etwas pedantische Sorgfalt und Charlotte von Steins kühle Ruhe. Der letzteren möchte ich persönlich die Verantwortung für die Zeichen, deren Fehlen ihr beim wörtlichen Abschreiben auch noch intensiver als einem einfachen Leser auffallen mußte, noch lieber zuschieben als Wieland, von dem wir nicht wissen, ob er überhaupt jemals unser lyrisches Heft in Händen gehabt hat; aber wissen wir alles, was wir wissen möchten?

Damit aber auch nicht das kleinste Strichelchen unbeachtet und unglossiert bleibe, werfen wir schließlich noch einen kurzen Blick auf Vers 31: vor dem Worte 'silberprangend' findet sich dort in der Höhe der Zeile der Ansatz eines Buchstabens, der nach dem Duktus der Goetheschen Hand wohl nicht gut etwas andres hat werden sollen und können als ein großes *S*. Das Wort 'silberprangend' sollte also im ersten Moment mit großem *S* geschrieben werden, wie wenn es einen Vers eröffnete, obwohl es mitten im Verse steht. Man könnte hierin zunächst nichts weiter als einen Beleg für eine orthographische Gewohnheit der damaligen Zeit erblicken, adjektivische Komposita, deren erster Bestandteil ein Substantivum ist, groß zu schreiben: mir ist eine andre Auffassung in diesem Falle wahrscheinlicher. Diese Tatsache erlaubt uns, wie ich glaube, einen Schluß auf die Vorlage, aus der Goethe das Gedicht abgeschrieben hat. Wie hat man sich überhaupt diese Vorlagen zu denken? Wahle läßt ihn (S. 22) 'aus älteren Handschriften, aus Musenalmanachen, Monatsschriften und sonstigen Werken, wo sie zuerst gedruckt worden waren' die Gedichte abschreiben. Ich habe mich immer gewundert, daß hier einer andern Möglichkeit, einer Niederschrift aus dem Gedächtnis gar nicht gedacht wird, die mir mindestens ebenso plausibel scheint, zumal eine solche bei der für die 'Iris' bestimmte Gedichtsendung vom 1. Dezember 1774 ausdrücklich bezeugt ist ('Der junge Goethe' 4, 150). Haben wir doch weiter eine Äußerung Wielands gegen Böttiger aus dem November 1794, worin er sich über sein schlechtes Versgedächtnis beklagt, sowohl für eigene wie für fremde Dichtungen, und fortfährt (Böttiger, 'Literarische Zustände und Zeitgenossen' 1, 144): 'Ganz anders sei es mit Goethe: dieser wisse fast alle seine Werke auf den Nagel herzusagen; denn, setzte er hinzu, es sind Emanationen seines Ichs, das er unbeschränkt lieb hat.' In dieser extremen Form ist das natürlich übertrieben, auch muß man Wieland, der besonders in Böttigers Gesellschaft gar zu gern lästerte, die bos-

hafte Begründung zugute halten, aber der Kern der Behauptung bleibt jedenfalls bestehen, daß Goethe viele seiner Dichtungen frei reproduzieren konnte und nicht auf die Hilfe des Papiers angewiesen war, sei dies nun beschrieben oder bedruckt gewesen. Unser Gedicht jedenfalls wurde aus einer sichtbaren Quelle, nicht aus dem Gedächtnis reproduziert: das beweist der verräterische Ansatz des großen *S*. 'Mahomets Gesang' hat, was man natürlich längst beachtet hat (vgl. schon Wahle S. 16; ganz kürzlich hat Seuffert in einem zu Steinmeyers 70. Geburtstag veranstalteten Privatdruck das ästhetische Problem dieses Formwandels feinsinnig behandelt), in unserm Heft eine Umarbeitung erfahren, bei der die ursprüngliche Dialogform verschwand und auch in der Abteilung der Verse eine Reihe Änderungen eintraten (vgl. meinen Lesartenapparat). Das Wort 'Silberprangend' nun bildete in der älteren Fassung einen Vers für sich und begann daher mit großem *S*: eine Handschrift oder den Druck im Musenalmanach hatte Goethe vor Augen, als er die umgearbeitete Form des Hymnus in unser Heft eintrug, und aus einer rein mechanischen Übernahme dieses großen *S* erklärt sich der momentane Lapsus der Feder, der nicht über den ersten Anfang des Buchstabens hinausgeführt wurde. So kann auch einmal ein scheinbar bedeutungsloser Strich, philologisch ausgedeutet, wertvoll werden und den Weg zu einem Probleme weisen.

2. 'Wanderers Sturmlied.' Dies Gedicht zeigt ein ganz ähnliches Bild wie das vorige: eine fremde Hand hat, wenn auch nicht sehr ausgiebig, die Zeichensetzung bereichert durch Zeichen, deren äußere Form wieder in derselben Weise sich von den echten, ursprünglichen Zeichen Goethes deutlich abhebt. Auch hier sind die Nachhilfen der Interpunktion mehr gelegentlich, Konsequenz ist nirgends erstrebt. Als Bestätigung und Kontrolle der Okularinspektion der Handschrift dient uns wieder die Kopie der Frau von Stein. Als apokryphe Kommata erweisen sich so 1. 4. 23. 28. 45. 47. 48, mit einer einzigen Ausnahme, die einem Relativsatz zugute kommt, sämtlich der logischen Abtrennung des Vokativs gewidmet. Apokryphe Fragezeichen stehen 40 (dies sehr sonderbar gestaltete Zeichen sieht seiner sehr eckigen Form nach am ehesten wie ein Fragezeichen aus, das jemand aus einem ursprünglich vorhandenen Ausrufungszeichen in ungeschickter Weise umgewandelt hat; die Feder erinnert, zart und spitz, an die Umlautstrichelchen in 'Mahomets Gesang'; die Kopie der Frau von Stein hat hier allerdings keine Interpunktion). 44. 51, apokryphe Apostrophe 50. 106. Demgegenüber haben als echte Interpunktionszeichen zu gelten die Kommata 16. 25. 30. 39. 41. 43. 55. 72. 76. 81. 85. 90. 102. 108, die Ausrufungszeichen 28. 29. 59. 61. 75. 76. 110. 111. 116, das

Fragezeichen 110, der Apostroph 108. Auch der Korrektor der vernachlässigten Umlaute ist mit seinen zwei sorgsamen Strichelchen wieder ein paarmal zu erkennen (10. 49. 66. 89). — Bei Vers 15 'Über Deukalions Flutschlamm' findet sich am Rande des Blattes ein Strich, dessen Wahle (S. 23) gedenkt, ohne eine Erklärung zu versuchen. Ich glaube für diesen Strich mit voller Sicherheit Frau von Stein verantwortlich machen zu können. Der Name Deukalion, der obenein mit einem eher klein als groß zu beurteilenden *d* geschrieben ist, in dem außerdem der *u*-Bogen mit dem oberen Teil des *k* zusammengeflossen ist, war ihr entweder ganz unbekannt oder doch nicht deutlich lesbar: sie setzte daher, zumal auch auf dem Wege vom *u* zum *k* die Feder ausgesetzt hatte und ein kleiner leerer Zwischenraum entstanden war, 'den Kalions' in ihre Kopie, wie schon Düntzer ('Archiv' 6, 100) mitgeteilt hat, und scheute sich im beneidenswerten Bewußtsein ihrer, wie sie glaubte, richtigen Entzifferung nicht, durch Einsetzung eines kühnen Bogens aus dem kleinen *k* ein großes zu machen. Von ihrer Hand stammt dann natürlich auch der Strich am Rande, der den Fehler des Schreibers wie im Extemporale eines Schülers markieren sollte.

An sechs Stellen finden sich Korrekturen im Texte, von denen aber sicher nur zwei auf Goethe selbst zurückgehen, und zwar stellen sie Änderungen dar, die unmittelbar nach der Niederschrift vorgenommen worden sind, denn beide sind schon in die Kopie der Frau von Stein mit übergegangen. 43 ist 'umwärmend' für 'erwärmend' (im Lesartenapparat der weimarischen Ausgabe 2, 310 ist fälschlich 'wärmend', die Lesart des ersten Drucks in den 'Nordischen Miszellen' von 1810, auch als ursprüngliche Lesart von H [2] angegeben) eingetreten; 68 hat der Dichter das 'Grün', das er zunächst in Übereinstimmung mit älteren Handschriften (der an Jacobi und der an Sophie Laroche gesandten: vgl. Werke 2, 310 und Steig im 'Jahrbuch des freien deutschen Hochstifts' 1910 S. 337) geschrieben hatte, wohl mit Rücksicht auf das im nächsten Verse unmittelbar folgende 'grünen' in 'Kraft' verändert. Anders steht es mit den vier weiteren Korrekturen in unserm Gedicht, da sie wiederum fremder Hand zuzuschreiben sind. 26 ist 'ziehen' in 'ziehn' geändert, wodurch der Rhythmus ohne Frage gebessert ist, und das ist die Lesart geblieben seit der Ausgabe B, in der Goethe das Gedicht, nachdem es 1810 unrechtmäßig veröffentlicht war, zuerst aufnahm. Die ältere Lesart, wie sie uns die an Sophie Laroche gesandte Handschrift und der Druck in den 'Nordischen Miszellen' übereinstimmend bewahrt haben, war 'ziehen sich die Musen': sie genügte durch den zugefügten Artikel den rhythmischen Anforderungen, die dort die Verwandlung der

zweisilbigen Verbalform in die einsilbige wünschenswert erscheinen ließen, und man muß die Möglichkeit offenhalten, daß in unsrer Handschrift, die, wie wir noch sehen werden, höchstwahrscheinlich auf einer geschriebenen Vorlage beruht, der Vers genau so lautete und der Artikel nur durch ein Versehen ausgefallen ist. 46 ist 'all' durch ein an der oberen Zeile beigesetztes *e* in 'alle' geändert: das ist grammatische Pedanterie, wie sie dem jungen Goethe völlig unmöglich war, mit dessen Sprachgebrauch dies unflektierte 'all', auf einen vorangegangenen Plural bezogen, durchaus übereinstimmt (ich verweise nur in unserm Heft auf 'Künstlers Morgenlied' 2 und 'Wanderer' 129); auch beide vorhin genannten Handschriften haben 'all'. 49 erweist sich das *e* in 'umkränzende' dadurch als nachträglichen fremden Zusatz, daß es nicht mit dem vorhergehenden *d* in einem Federduktus geschrieben ist, sondern isoliert daneben steht (vgl. die Endsilbe *-de* 30. 31. 35. 37. 91): obwohl alle sonstigen Handschriften und Drucke 'umkränzende' haben, kann doch nur 'umkränzend' das richtige sein, denn die Worte 'umkränzend Seligkeit rings ums Leben' sind Apposition zu dem vorausgehenden Vokativ 'Musen und Charitinnen' und feiern diese himmlischen Wesen als diejenigen, die die Seligkeit wie einen Kranz rings um das Leben herumlegen und dadurch alles im Dasein verherrlichen. Endlich hat eine fremde Hand 58, wieder gegen den Rhythmus des Verses, 'Phöb Apoll' in 'Phöbus Apoll' geändert, ohne 63 dieselbe Schlimmbesserung einzuführen: gegen die übereinstimmende Lesart aller Handschriften ist diese pedantische Änderung (und zwar merkwürdigerweise nur 58, während 63 'Phöb" gesetzt wurde) aus unserm Heft in B eingedrungen. Wer mag diese Pedanterie auf dem Gewissen haben? Sicher wohl nicht Frau von Stein, die Deukalion nicht kannte und der die antiken Namen wie der gesamten Bildung der damaligen Zeit überhaupt in erster Linie durch französische Vermittlung bekannt waren. Ich möchte sie am liebsten Wieland zutrauen, der beständig mit den antiken Dichtern in den Ursprachen lebte und dessen sorgsame Art am ehesten an einer solchen genialen Willkürlichkeit Anstoß nehmen konnte.

Eine Lesart verdient noch unsre besondere Aufmerksamkeit, weil sie wieder wie die 'Türne' in 'Mahomets Gesang' im Lesartenapparat der weimarischen Ausgabe (2, 310) übersehen worden ist und weil sie uns eine überraschende und sehr sonderbare Kühnheit der an der Antike herangebildeten und so rasch erstarkten Odensprache des jungen Goethe (vgl. auch Hildebrand, 'Beiträge zum deutschen Unterricht' S. 92) allein aufbewahrt; denn wenn man den Abdrücken ganz trauen darf, was ich gerade in diesem Einzelfalle bei seiner Ungewöhnlichkeit nicht ohne

Bedenken tun kann, findet sie sich sonst in keiner Handschrift wieder (auch nicht 'Der junge Goethe' 2, 124). Der dritte Absatz beginnt deutlich (18): 'Dem du nicht verlässest, Genius, wirst die wollnen Flügel unterspreiten, wenn er auf dem Felsen schläft.' In der im Anfang der Absätze mehrfach wiederkehrenden Refrainzeile ist also der sonst überall stehende, in dem Relativsatz allein berechtigte Akkusativ des Pronomens von dem Verbum des Hauptsatzes, das eine dativische Beziehung verlangt, in den Dativ gedrängt worden, da es zugleich Demonstrativum und Relativum zu vertreten hat, eine grammatische Erscheinung, die aus den klassischen Sprachen in den mannigfachsten Formen bekannt ist und dort den Namen der Attraktion führt. Jakob Grimm hat ihr eine seiner weitblickenden und feinsinnigen akademischen Abhandlungen gewidmet ('Kleinere Schriften' 3, 312), in der er sagt (S. 314): 'Attraktion, Bächen, ja Wassertropfen ähnlich, die, wo sie sich nähern, ineinander rinnen, gewährt die ungehemmte Rede der Griechen am meisten, wenigere schon die lateinische ... Deutsche Zunge, der von jeher, so weit ihre geschriebenen Denkmäler reichen, Zwang angetan wurde, sei es durch Steifheit der Übersetzungen, sei es durch Verwahrlosung oder beschränkte Regel der Grammatiker, kann oft nur Spuren dessen, was dennoch nicht ganz in ihr unterging, zeigen. Gottsched und Adelung würden sich davor gekreuzigt haben, sie und alle übrigen Sprachlehrer wissen gar nichts davon.' Daß Goethe bei seiner 'Relativitätsliebe' ein Virtuose auf dem Gebiete der Attraktion gewesen ist, wußten wir längst aus Lehmanns fleißigen, leider in der Auffassung unsäglich pedantischen und oft stark schulmeisterlichen Forschungen (S. 126): aber keiner der dort besprochenen Fälle kommt dem unsrigen an Kühnheit auch nur entfernt gleich, und auch aus sonstiger nhd. Literatur bringt Grimms reiche Sammlung kein einziges entsprechendes Beispiel. 'Des Dichters eigene Hand erst macht auch das Ungewöhnlichste glaubhaft' muß man hier mit Suphan (bei Wahle S. 5) sagen.

Welcher Vorlage hat Goethe das Gedicht entnommen, als er es in unser Heft aufnahm? Ein Druck lag damals noch nicht vor; mindestens drei Handschriften hatte er vor Jahren davon aus der Hand gegeben, eine an Jacobi, im Original erhalten, eine an Sophie Laroche, in der Kopie von Arnims Diener Frohreich erhalten, eine vielleicht an Boie, die dem mehrfach glättenden und damit das Verständnis erleichternden Abdruck in den 'Nordischen Miszellen' zugrunde gelegt wurde, zu deren Redaktion Voß Beziehungen hatte. Alle drei stimmen im wesentlichen wörtlich überein (daß in der letzten einzelne Verse an zwei Stellen fehlen, wird Versehen bei der Herstellung der Druckvorlage sein, was mindestens für das Fehlen von 18—22 bei der durch die Refrain-

zeile und ihre Wiederholungen leicht möglichen Abirrung des Auges äußerst wahrscheinlich und auch für 67—70 möglich ist, wo das Vorhandensein einer nicht mitgeteilten Stelle durch Striche angedeutet wird) und stehen in mehrfacher Beziehung unserm Text einstimmig gegenüber; abgesehen von einigen Differenzen in der Versabteilung wird der Eingangsvers 'Wen (den) du nicht verlässest, Genius' hier nach 9. 17. 27 (sonderbarerweise nicht auch nach 22) refrainartig wiederholt, so daß drei Absätze entstehen, Strophen verschiedener Länge, die durch diese Refrainzeile je eingeleitet und abgeschlossen werden. In unserm Texte ist diese Wiederholung am Schluß der Abschnitte aufgegeben, und die gleichlautende Zeile leitet nun nur noch die vier ersten Strophen der Ode ein. Meines Erachtens dürfen wir darin eine Bearbeitung sehen, die der Dichter für unsre Niederschrift vornahm, um eine gewisse Hypertrophie des begeisterten Stammelns, die in der ursprünglichen Fassung vorhanden war, auf ein künstlerisches Maß zurückzuführen. Ich gebe dieser Auffassung vor der andern Möglichkeit, es liege hier eine ältere Form des Gedichts vor und die Wiederholungen seien vielmehr jüngerer Zusatz, den Vorzug. Eine Niederschrift nach dem Gedächtnis scheint mir bei einem Gedicht von dieser Länge, das zudem ohne leicht faßlichen und festhaltbaren Gedankenzusammenhang nur auf den reißenden Wellen leidenschaftlichen Gefühlsüberschwangs dahinflutet, das sich als eine Augenblicksimprovisation nicht nur gibt, sondern wirklich eine solche ist, so daß ihm der Dichter selbst später die Bezeichnung Halbunsinn nicht ganz ohne Berechtigung aufheften konnte (Werke 28, 119), absolut ausgeschlossen. Die Niederschrift wird auf Grund einer Handschrift erfolgt sein, die Goethe vorlag: so erklärt sich auch der sofort berichtigte Schreibfehler in Vers 5 am ungezwungensten durch ein versehentliches Abirren auf die folgende Zeile.

3. 'Künstlers Morgenlied.' Dies Gedicht gibt uns ein Bild eines Textes mit echter Goethescher Interpunktion, die von keiner fremden Hand beeinflußt und verbessert worden ist. Die Zeichensetzung ist von der zurückhaltendsten Sparsamkeit: der Punkt steht nur am Strophenschluß und fehlt auch da in einer ganzen Reihe von Stellen, wo wir ihn heute unbedingt setzen würden, aus der an sich richtigen Empfindung des Dichters heraus, daß der schon durch die bildliche Anordnung der Strophen genügend gekennzeichnete Strophenschluß ganz von selbst Vortragspausen involviert, eine Interpunktion also hier eigentlich am wenigsten vonnöten ist; außer diesen Punkten finden sich in den 80 Versen nur zehn Zeichen: die Apostrophe 14. 17. 55. 59. die Kommata 26. 43 und die Ausrufungszeichen 37. 45. 51. 52, sämtlich bestätigt durch die Kopie der Frau von Stein. Der

Wortlaut des Textes zeigt kleine Abweichungen von dem ersten Druck im Anhang zu Mercier-Wagners 'Versuch über die Schauspielkunst', die als Besserungen, wohl nicht als ältere Lesarten aufzufassen sind (so besonders 28 'Götterhand' für 'Gottheit Hand' und 29 'ab auf den Totenrogus' für 'rab auf den Leichenrogus'). Die versehentliche Vorausnahme der 16. Strophe, die dem Dichter erst zum Bewußtsein kam, als er sie schon vollständig niedergeschrieben hatte, und dann durch Tilgungsstriche wieder gutgemacht werden mußte, deutet auf ein Abirren des Auges, also auf eine sichtbare, vermutlich handschriftliche Vorlage. Wenn 38 'Feinde Wut' in 'Feindewut' verbessert ist, so liegt da wohl eine momentane Korrektur vor, die durch das ähnliche Kompositum 'Tränenwut' 44 in der folgenden Strophe veranlaßt worden zu sein scheint (der erste Druck hat beide Male getrennte Komposita). Auf die Bleistiftkorrektur im ersten Verse (Wahle S. 24), der dann in der Göschenschen Ausgabe der 'Schriften' gefolgt worden ist, komme ich später bei Gelegenheit der Bleistiftkorrekturen im 'Bundeslied' zurück.

4. 'An Schwager Kronos.' Auch hier finden wir durch das ganze Gedicht hin nur originale Interpunktion: die Ausrufungszeichen 2. 12. 27, die Kommata 6. 7. 28. 33. 34. 35. 39, den Apostroph 8, den Gedankenstrich 23, das Kolon 39. Charakteristisch für Goethes Interpunktionsweise ist besonders das Fragezeichen nach Vers 9, das wir nach unsrer streng logischen Einstellung erst nach 11 setzen würden, da ja der gesamte, die drei Verse umfassende Satz als Frage gemeint ist, ebenso wie wir z. B. auch das Ausrufungszeichen nach 12 lieber erst nach 13 anbringen würden: bis in die Handschriften des Alters hinein pflegt Goethe längere, durch ein Ausrufs- oder Fragepathos getragene Perioden nicht als Einheit zu behandeln, sondern die starke, pathetische Interpunktion schon nach der ersten rhythmischen Sprechpause anzubringen und den Rest der Periode mit einem einfachen Punkt abzufinden (man sehe beispielsweise 'Egmont' Werke 8, 291, 15, sowie die Lesarten der Berliner Handschrift des Dramas zu 281, 8. 284, 8. 295, 2 und 'Tankred' 571. 573, ferner 'Mahomet' 52, 'Iphigenie' 1896, 'Tasso' 979; weitere Beispiele geben die Tafeln 13 und 24 der aus der Reinschrift des 'Divan' für die Goethe-Gesellschaft faksimilierten Blätter, ferner der Lesartenapparat des 'Divan' in der weimarischen Ausgabe, wo Burdach diesen Dingen besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat). Das einzige Apokryphe in der Interpunktion unsres Gedichts sind die beiden zarten Strichelchen des uns schon bekannten Umlautskorrektors, der 34 'schaumenden' und 36 'Holle' verbessert, aber dicht daneben 'nachtliches' und auch 17 'Uber' stehen gelassen hat, das im Verein mit der kühn des grammati-

schen Schemas spottenden Konstruktion dieses Verses Frau von Stein zu dem Lesefehler 'Aber' verführt hat (vgl. 'Archiv' 6, 101). Die verwischte Bleistiftkorrektur, die in den drei Schlußversen die spätere Lesart der Göschenschen Ausgabe der 'Schriften' vorbereitet (Wahle S. 25), wird später beim 'Bundeslied' besprochen werden.

5. 'Prometheus.' In dieser Ode ist der apokryphe Korrektor wieder lebhafter tätig gewesen als in den beiden vorigen Gedichten. Nach dem Augenschein, den die Kopie der Frau von Stein bestätigt, sind echt Goethesch nur die Ausrufungszeichen 2. 5. 58, die Kommata 7. 9. 36. 47. 52. 55, die Fragezeichen 32. 38. 42 und der Apostroph 33; apokryph sind demgegenüber das Semikolon 18, die Kommata 19. 22. 23. 48, die Fragezeichen 30. 51 und das Ausrufungszeichen 34. Der Korrektor der vergessenen Umlautsbezeichnungen ist Vers 14. 15. 18 in Tätigkeit getreten. Auch die Verbesserung in Vers 45 ist von fremder Hand, denn 'Schicksaal' ist die dem jungen Goethe geläufige Schreibweise (vgl. z. B. Briefe 3, 100); dagegen liegt 35 momentaner Schreibfehler und unmittelbare Korrektur vor. Fremde Besserungen finden sich dann noch an drei Stellen: 24 ist 'kehrt' in 'kehrte', ebenso 48 'sollt' in 'sollte' verändert, um den Präteritalformen in schematischer Weise die übliche schriftsprachliche Endung zu sichern, während 23 'wußt' unbehelligt stehengeblieben ist (der Schriftduktus setzt beidemal hinter *t* aus, und das *e* steht unvermittelt daneben, vgl. dagegen die Endung *-te* 31); ferner ist 47 ein 'du' eingeschoben. Alle drei Änderungen sind apokryph, denn sie fehlen sowohl der Kopie der Frau von Stein als der aus Mercks Nachlaß erhaltenen Handschrift des Gedichts, und auch der spätere erste Druck in Jacobis Spinozabuch, der sicher auf eine weitere, verlorene Handschrift zurückgeht, kennt sie noch nicht.

6. 'Ganymed.' Wir haben das gleiche, uns nun schon geläufige Bild. Echte Interpunktionszeichen sind: die bei dem leidenschaftlich-dithyrambischen Charakter der Ode besonders zahlreichen Ausrufungszeichen 3. 8. 10. 17. 20. 22. 26. 28. 29. 32, die Kommata 12. 24 und das Fragezeichen 21; apokryph dagegen: die Kommata 7. 13. 16. 31 und der Apostroph 9. Die Abweichungen, die unser Text gegenüber dem Wortlaut einer erhaltenen Einzelhandschrift darbietet, welche ihrerseits einer Kopie Luisens von Göchhausen zugrunde liegt (vgl. Werke 2, 313), insbesondre 6 'Wärme' für 'Wonne', 27 'eurem' (momentan aus 'meinem' verbessert) für 'deinem', das schon auf den Vokativ der Schlußzeile vorausdeutet, und 32 'allliebender' für 'allfreundlicher', sind als Besserungen gegenüber einer älteren Fassung anzusehen, über deren objektive Bewertung man freilich, mindestens bei 27, zweierlei Meinung sein kann: so hat das Verhältnis der Texte meines

Erachtens richtig schon Wolff ('Goethes Gedichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung' S. 570) aufgefaßt.

7. 'Menschengefühl.' Apokryph sind hier die den Vokativ einschließenden Kommata 5 sowie die Korrekturen 1 und 5, die Goethes charakteristische Orthographie von 'grose' und 'liesen', die ihm durch die Eigenheit seines Dialekts nahegelegt wurde, in dem es kein stimmhaftes *s* gibt, dieser spirantische Laut vielmehr überall ohne Stimmton gesprochen wird wie in ganz Ober- und Mitteldeutschland, in die landläufigen Formen mit *ss* überführen. Über das Kreuz am Rande vgl. Wahle S. 23.

8. 'Eislebenslied.' Apokryph sind hier, wie die Kopie der Frau von Stein erweist, die Kommata 3. 5. 6 und die Ausrufungszeichen 5. 7 (nicht dagegen 4). Zu beachten ist noch eine fremde Besserung im Schlußverse, die wieder im Lesartenapparat der Weimarischen Ausgabe (1, 383) nicht erwähnt ist: statt des zweiten 'brichts' hieß es ursprünglich 'bricht', wie die geklemmte Stellung des eingeschobenen *s* und der unterbrochene Federduktus (vgl. 'krachts' 6 und die beiden andern 'brichts') deutlich zeigt. Damit ist zugleich bewiesen, daß der erste Druck im Merkur vom Februar 1776 nicht Goethes Vorlage gewesen sein kann, weil auch er 'brichts' hat: die Verse dürften aus dem Gedächtnis niedergeschrieben sein. Das *s* hat ein fremder Leser im Streben nach pedantischem Parallelismus eingesetzt, und Goethe ist leider in der Göschenschen Ausgabe der 'Schriften' diesem Korrektor blindlings gefolgt.

9. 'Königlich Gebet.' Eine fremde Hand hat hier die Kommata nach der Interjektion 1 und 3 und vor und nach dem Vokativ 5 eingesetzt sowie das Ausrufungszeichen 3 eingeklemmt, um schematische Gleichförmigkeit mit 1 zu erreichen. Über das Kreuz am Rande vgl. Wahle S. 23.

10. 'Seefahrt.' In diesem Gedichte ist die Interpunktion rein und unverfälscht geblieben, nur der Umlautskorrektor hat sich an zwei Stellen mit seinen zwei zarten Strichelchen geltend gemacht: er hat sich der umlautlosen 'Vogel' 29 erbarmt, wogegen das ebenso heilungsbedürftige 'mannlich' 41 unberührt geblieben ist, und hat im Eingangsverse 'Nacht' in 'Nächt' gebessert. Eine andre, dicker fließende Feder nahm dann an der harten Elision ihrerseits Anstoß und setzte schematisch 'Nächte' ein, wodurch nicht nur der Parallelismus des sprachlichen Ausdrucks, sondern auch der Rhythmus des Verses durch Einführung eines unpassenden Daktylus in den sicher und fest abgemessenen trochäischen Schritt dieses prachtvollen Gedichts zerstört worden ist. Und warum dieser verwundende Eingriff in das blühende, eigenartige Leben eines Kunstwerks? Wiederum aus Pedanterie, weil wohl 'Taglang', nicht aber 'Nachtlang' in dem hier erforderlichen, übri-

gens durchaus nicht mißzuverstehenden Sinne einer längeren Reihe von Tagen (Nächten) in der gewöhnlichen Umgangssprache gebräuchlich ist. Hier läßt sich nun der sichere Beweis führen, von wem die zarten Umlautsstrichelchen herrühren, für die oben bei 'Mahomets Gesang' noch Wieland und Frau von Stein als Anwärter vorgestellt worden waren. Sie entstammen der Feder der Frau von Stein, denn bereits ihre Kopie hat die Lesart 'Nächt' (ohne *e*, nicht 'Nächte'), so daß sie an der metrischen Schlimmbesserung unschuldig ist. Aber auch diese letztere muß schon sehr früh in unser Heft hineingekommen sein, denn bereits die dem ersten Druck im 'Deutschen Museum' vom September 1777 zugrunde liegende Abschrift hat mit einer weiteren erzpedantischen Änderung 'Tagelang Nächtelang' (ebenso die aus Mercks Nachlaß erhaltene Handschrift, die nichts andres als eine wertlose Abschrift aus dem Museum ist und deshalb im Lesartenapparat der Weimarischen Ausgabe 2, 311 ruhig hätte unberücksichtigt bleiben dürfen), während die an Lavater gesandte Handschrift mit der ursprünglichen Lesart unsres Textes übereinstimmt (vgl. auch Werke 1, 365). Die Feder, die das präteritale *e* eingeführt hat, scheint mir nach Duktus und Farbe der Einträge dieselbe, die auch die textlichen Änderungen in 'Mahomets Gesang', 'Wanderers Sturmlied', 'Prometheus' und 'Eislebenslied' auf dem Gewissen hat. Vielleicht, wie mir an einer Stelle oben wahrscheinlich vorkam, ist es Wieland, dessen Beziehungen zu Goethe gerade in den allerersten Weimarischen Jahren am engsten und jedenfalls enger waren als Mitte der achtziger Jahre, weshalb ich auch nicht mit Wahle (S. 23) annehmen möchte, daß diese fremde Durchsicht des Heftes in die Zeit fällt, wo der Dichter mit dem genaueren Plane seiner in die Göschensche Ausgabe der 'Schriften' aufzunehmenden Gedichtsammlung sich beschäftigt hat, so nahe eine solche Vermutung an und für sich liegen würde. Die ungeschlachten Interpunktionszeichen, die wir feststellen konnten, gehören weder der Frau von Stein noch Wieland an; auch Herder, wie ich glaube, haben wir keine zwingende Veranlassung als ihren Urheber anzusehen: vielleicht war hierbei überhaupt keine geistige Notabilität, sondern ein Berufsmann der Feder am Werke, ein Schreiber oder gelernter Kanzlist, der eine Druckvorlage vorzubereiten hatte.

11. 'Der Wanderer.' Auch hier ist die originale Interpunktion vollständig intakt erhalten: die deklamierend-pathetischen Zeichen sind in großer Zahl vorhanden, die logisch satztrennenden nur in geringer. Vers 150 ist 'Cuma' durch Einsetzung von zwei zarten Strichelchen in 'Cumä' gebessert und zwar durch Frau von Stein, deren Kopie bereits 'Cumä' hat ('Archiv' 6, 103): sie zeigt sich hier besser in der antiken Nomenklatur orientiert als oben bei Deukalion und kannte den Stadtnamen wohl von der

Cumäischen Sibylle. Diese Korrektur hat aber in den vom Dichter selbst veranstalteten Ausgaben seiner Gedichte keine Aufnahme gefunden: alle sind vielmehr bei dem auch in allen älteren Handschriften und im ersten Druck im Musenalmanach überlieferten 'Cuma', der italienischen Namensform für die Ruinen der antiken Stadt, die Goethe allein geläufig gewesen zu sein scheint und die er auch Werke 40, 292 anwendet, geblieben. Der nach 124 in unserm Text fehlende, in den Handschriften und im ersten Druck sich findende Vers 'Du meines Lebens Hoffnung!' ist schwerlich absichtlich gestrichen, sondern wohl nur bei der Abschrift aus der Vorlage irrtümlicherweise übersehen worden: eine Aufzeichnung aus dem Gedächtnis scheint mir bei diesem Gedicht der Länge wie dem poetischen Formcharakter nach nicht gut denkbar; daß die Vorlage aber der Druck im Musenalmanach gewesen sein müsse, wie Wolff (S. 499) behauptet, ist nicht zu erweisen, obwohl Goethe schon im Mai 1773, wie er selbst sagt ('Der junge Goethe' 3, 44), keine Abschrift mehr besaß.

12.—25. Diese Gruppe von größtenteils kleineren Gedichten darf ich zusammenfassen, da sie für unsre Betrachtung der Interpunktion und der Textgeschichte im einzelnen nur sehr wenige Anhaltspunkte gewähren. Fremde, apokryphe Satzzeichen finden sich nur in fünf Gedichten: in 12 ('Ein Gleichnis'), 13 ('Legende') und 15 ('Freuden des jungen Werthers') sind zur Hervorhebung der Reden, besonders des lebhaften Dialogs im ersten der genannten Gedichte, ziemlich grobe Anführungszeichen eingesetzt worden, in 12, 21 noch dazu sicherlich gegen den Sinn des Dichters, der das Wort 'Mißgeburt' trotz des Ausrufungszeichens schwerlich als erregten Ausfall des Knaben gegen den grausamen Fuchs gemeint hat, trotzdem diese Auffassung seit B in den offiziellen Goethetext, offenbar aus unserm Hefte eingedrungen ist (der erste Druck im 'Wandsbecker Boten' hat das Ausrufungszeichen nicht); ferner erscheint der Umlautskorrektor und verbessert in 24, 21 'tummlich' in 'tümmlich', schwerlich richtig, da auch die ältere Einzelhandschrift 'tummlig' hat, und in 25, 6 die umlautlosen 'Handlein'. Momentane Besserungen des Dichters selbst liegen zweifellos vor: 19, 1 'ihr' statt 'ihrs', das wohl von dem folgenden 'ichs' beeinflußt wurde, und 23, 2 'Man' statt 'Ich', was in die Kopie der Frau von Stein bereits übergegangen ist. Dagegen erweisen sich die zweifellos von Goethe selbst eingeführten Änderungen in 25 ('Anekdote unsrer Tage'): 17 'dem' statt 'meinem', 27 'Und nur die allerschönste' statt 'Hätt' ich nur jetzo meine' und 28 'Kann dich für uns' statt 'Wollt' sie für dich' als spätere, die an die Stelle der Lesarten der ersten Drucke in Mercier-Wagners 'Versuch über die Schauspielkunst' und im Musenalmanach zuerst die der Göschenschen Ausgabe der 'Schriften' ein-

setzen, schon dadurch, daß die Kopie der Frau von Stein sie alle drei noch nicht hat. In demselben Gedicht beweist der auf Abirrung des Auges beruhende Schreibfehler nach 7, daß die Niederschrift nicht nach dem Gedächtnis, eine Möglichkeit, die sonst für alle Gedichte dieser Gruppe zugegeben werden muß, sondern nach einer Vorlage erfolgt ist. Die einzige Korrektur von fremder Hand liegt 12, 9 klar zutage, wo das richtige 'dem' gegen den Sinn des Dichters in 'den' geändert ist, denn der Dativ hängt von 'verprahlt und verschwätzt' im folgenden Verse ab, nicht von 'ergötzt', das hier adverbial im Sinne von 'auf ergötzliche Weise' steht. Soweit in diesen Gedichten Lesarten begegnen, die von den vorauliegenden ersten Drucken abweichen (vgl. im einzelnen meinen Variantenapparat), haben wir es samt und sonders mit Besserungen Goethes zu tun, eine Auffassung, die ich auch für den in 17 ('Kenner und Künstler') nach 3 fehlenden Vers 'Der Mund noch aufgeschwollen!' für die wahrscheinlichste halten möchte.

26. 'Bundeslied.' Dieses Gedicht, ursprünglich zur Hochzeitsfeier des Pfarrers Ewald in Offenbach verfaßt, über den aus späterer Zeit uns Varnhagen in seinen 'Denkwürdigkeiten des eigenen Lebens' (5, 54) eingehend berichtet und der auch in Humboldts Briefen an eine Freundin (1, 46. 54. 267. 301. 2, 300. 308. 396) vorkommt, ein echter Gelegenheitsgesang mit persönlichsten Anspielungen auf lokale wie menschliche Verhältnisse, ist hier im Gegensatz zu dem ersten Druck im Merkur vom Februar 1776 einer Umarbeitung unterzogen worden, die die Tendenz verfolgt, unter Beseitigung jener allzu persönlichen Elemente (man beachte besonders den Wegfall der auf Goethes nahen Abgang nach Italien deutenden Schlußstrophe) die ephemere Gelegenheitsschöpfung in die höhere Sphäre des gesellschaftlichen Festgesanges zu erheben (vgl. darüber Wolff S. 660). Fremde Interpunktion macht sich nur in den beiden Kommata 3 und 27 bemerklich: im übrigen ist die originale Zeichensetzung erhalten und unversehrt geblieben. An drei Stellen finden sich momentane Korrekturen: 7 hatte Goethe erst mit *sch* zu dem Worte 'schnellen' angesetzt, der Lesart des Merkur, ersetzte das aber sofort durch 'reinen', ein deutlicher Beweis, daß die Merkurfassung ihm vor Augen lag, das Gedicht also nicht aus dem Gedächtnis niedergeschrieben ist, was sich mit der umarbeitenden Tendenz sowieso nicht gut vertragen hätte; 19 ist 'der' in 'die' verwandelt, da der Goethes sonstigem Sprachgebrauch besser entsprechende Genetiv bei 'genießen' im folgenden Verse eine gleiche, nur mit Schwierigkeiten zu ermöglichende, weil tiefer greifende Änderung nötig gemacht haben würde (die Kopie der Frau von Stein bietet trotzdem 'der freien', ohne an dem Wechsel der Konstruktion, der dadurch entsteht, Anstoß zu nehmen, zu dem rückläufigen Mißverständnis der

Goetheschen Korrektur wohl auch durch das 'freie' verführt, das fast wie 'frein' aussieht: vgl. 'Archiv' 6, 106); 29 war versehentlich 'geenget' aus 31 statt 'gedränget' eingedrungen. Eine vierte Korrektur, die Ersetzung der älteren Lesart 'Ringsum mit freiem Blick' 26 durch 'Mit freiem Lebensblick', ist dagegen erst einer späteren Zeit zuzuschreiben, da sie in der Kopie der Frau von Stein sich noch nicht findet.

Ferner weist das 'Bundeslied' an drei Stellen (vgl. die faksimilierte Wiedergabe bei Wahle S. 24. 25) stärkere bessernde Eingriffe auf, die teilweise die Lesarten der Göschenschen Ausgabe der 'Schriften' vorausnehmen und mit Bleistift eingezeichnet sind. Diese Bleistifteinträge werden von Wahle (S. 23) mit einer zweifelsfreien Sicherheit dem Dichter selbst zugeschrieben, in der ich ihm nicht folgen kann: nach meiner Ansicht haben wir hier wieder eine fremde, leider unbekannte Hand am Werke zu sehen. Es muß allerdings zugegeben werden, daß mit einer gewissen Differenz der Schriftzüge eines und desselben Schreibers unbedingt zu rechnen ist, für die die Verschiedenheit des beim Schreiben verwendeten konsistenten Materials verantwortlich ist: Gänsefederzüge und Bleistiftzüge derselben Hand sind nicht ohne weiteres genau und vollkommen identisch. Trotzdem aber kann ich den Glauben nicht aufbringen, daß die Hand, die diese drei Einträge und die ganz konformen in der Eingangszeile von 'Künstlers Morgenlied' und in den Schlußzeilen vom 'Schwager Kronos' (vgl. oben S. 86) gemacht hat, Goethes Hand sein soll. Der Eindruck des Schriftduktus und die Buchstabenformen weichen zu sehr von den Formen und dem gewohnheitsmäßigen Duktus des Dichters ab: der Korrektor vermeidet, was ein prinzipieller Unterschied von, wie ich glaube, allergrößter Bedeutung ist, alle *u*-Bogen fast ausnahmslos ('euch', 'aufgebaut', 'treuen' 'erneuert', 'unser'; nur 'auf' hat einen solchen); in der Verbindung *uf* ('aufgebaut', 'auf') setzt das *f* immer mit einer deutlichen offenen Schlinge an das *u* an, während Goethe den Ansatz mit einem einfachen deutlichen Strich ohne Schlinge nimmt (vgl. die vielen 'auf' in unserm Gedichtheft: Wanderers Sturmlied 20. 68. 112; Künstlers Morgenlied 19. 29. 33. 39. 47. 72; Schwager Kronos 11. 12. 22; Ganymed 22. 28. 30; Seefahrt 26. 36. 44; Wanderer 21. 31. 72. 168; Gleichnis 24; Legende 12; Freuden Werthers 7; Ein Reicher 6; Christel 6. 10, 12; Anekdote 14; Bundeslied 11. 13; Jägers Nachtlied 15; Zu einem gemalten Band 4. 5; ferner: 'Lauf' Mahomets Gesang 26; 'gehäuft' Künstlers Morgenlied 30; 'lüften' Schwager Kronos 41; 'Häuflein' Freuden Werthers 8; 'Ruf' Anekdote 25; 'luftig' Zu einem gemalten Band 4); die Form des *r* ('treuen', 'erneuert') weicht völlig von der Goetheschen ab: 'was' hat nicht den für Goethes Hand zeitlebens so charakteristischen, weit nach oben

ausladenden Bogen des *w*. Ferner ist dieser Korrektor von einer geradezu fatalen Undeutlichkeit, so daß manche Lesarten nur von dem späteren Text der 'Schriften' aus suggestiv beurteilt einen Sinn geben und man ernstlich zweifeln darf, ob wir recht daran tun, uns in den unlösbaren Bann dieser Suggestion zu begeben: an der einzigen Stelle, wo dies maßgebende Korrektiv mangelt, bei dem als 'gut' gelesenen Worte in Vers 8, tritt schon bei Wahle ein nur zu sehr berechtigtes Fragezeichen auf, da der Rhythmus des Verses durch die Einsetzung eines so stark betonten, wichtigen Wortes in die Senkung eine Goethe schwer oder gar nicht zuzutrauende Holprigkeit bekommt; aber z. B. 'alles' ist mindestens ebenso zweifelhaft als jenes fragliche 'gut', das ebensogut 'mit' wie 'Gott' heißen könnte. Wer diese Änderungen vorgenommen hat, weiß ich nicht: daß sie nicht vom Dichter herrühren, scheint mir sicher.

27. 'Jägers Nachtlied.' 28. 'Zu einem gemalten Band.' Beide Gedichte geben zu Bemerkungen fast keinen Anlaß. 27, 7 liegt wohl ein momentaner Schreibfehler vor: dem Dichter kam aus Versehen 'dein' statt des richtigen 'mein' in die Feder, aber der Ansatz zu diesem Worte 'de' wurde sogleich wieder gestrichen. Die Fassung des Schlußgedichts, das im Sesenheimer Liederbuch in einer mehrfach abweichenden und außerdem um eine Strophe längeren Form erhalten ist, entspricht der seinerzeit für die 'Iris' aus dem Gedächtnis aufgezeichneten (vgl. 'Der junge Goethe' 4, 150) bis auf eine Stelle in Vers 7, wo charakteristischerweise statt des 'eilet', das der Abdruck der 'Iris' bietet, das ursprüngliche 'tritt sie' aus der dunklen Tiefe des Gedächtnisses wiederaufgetaucht ist, das drei Jahre früher verloren war und durch eine Variante ersetzt wurde.

Ich fasse die Ergebnisse meiner Untersuchung noch einmal kurz zusammen. In dem für Frau von Stein zusammengestellten Gedichtheft sind außer der Hand des Dichters vier verschiedene fremde Hände festzustellen. Frau von Stein, die erste Leserin der Sammlung, hat bei Gelegenheit einer Kopie, die sie wohl bald nach Empfang der Urschrift für sich selbst anfertigte, die fehlenden Umlautszeichen in einer größeren Zahl von Fällen nachgetragen (Nr. 1. 2. 4. 5. 10. 11. 24. 25). Kurz darauf hat eine zweite Hand, vielleicht Wieland, eine kleine Anzahl von Textänderungen vorgenommen (Nr. 1. 2. 5. 8. 10). Später hat eine dritte Hand, vielleicht ein Schreiber oder Kanzlist, die Interpunktion einiger Gedichte revidiert und bereichert (Nr. 1. 2. 5—9. 12. 13. 15. 26). Von einer vierten, unbekannten Hand rühren vereinzelte, in den Wortlaut der Texte tiefer eingreifende Bleistiftkorrekturen her, die fast durchweg vom Dichter für die Göschensche Ausgabe der 'Schriften' adoptiert wurden (Nr. 3. 4. 26).

Endlich hat dann auch Goethe selbst an wenigen Stellen spätere Besserungen angebracht (Nr. 1. 25. 26).

Die chronologische Frage, wann die Sammlung entstanden ist, läßt sich durch das Gedicht 'Seefahrt' (Nr. 10) einwandfrei und vollständig lösen. Den Terminus a quo gibt das Datum der Entstehung dieses Gedichts, 11. September 1776, mit dem es in unserm Hefte unterschrieben ist. Als Terminus ad quem muß der Juli 1777 gelten, da nach meiner obigen Darlegung (S. 88) die Doppelkorrektur 'Nächtelang' statt des ursprünglichen 'Nachtlang', an der Frau von Stein und Wieland beteiligt sind, schon in den ersten Druck im 'Deutschen Museum' vom September dieses Jahres, also in die diesem zugrunde liegende handschriftliche Vorlage übergegangen ist: Anfang August war Boie damit beschäftigt, das Manuskript für das Septemberheft in Ordnung zu bringen (vgl. 'Briefe von und an Bürger' 2, 105). Wenn Wahle (S. 10) unser Gedichtheft als eine Art Fortsetzung einer Sendung von 'allerhand Schreibereien meiner ersten Jahre' ansehen möchte, die Goethe am 1. Juni 1777 seiner Freundin übermittelte (vgl. Briefe 3, 158), so ist das nicht zwingend, denn das Heft kann ebensogut vor dieser Sendung zusammengestellt und Frau von Stein gewidmet worden sein. Jedenfalls aber zwischen September 1776 und Juli 1777 fällt sowohl die Sammlung selbst als auch die Durchsichten der ersten Besitzerin und Wielands, während für die übrigen fremden Einzeichnungen kein genauerer Terminus ad quem zu ermitteln ist als Goethes Abreise nach Italien.

Zur Beurteilung der Vorlagen, die der Dichter benutzt hat, stelle ich zum Schluß noch zusammen, an welchen Stellen die bis dahin bekannten Gedichte zuerst gedruckt worden sind:

Musenalmanach: Nr. 1. 11. 17. 18. 25;
Mercier-Wagners 'Versuch über die Schauspielkunst': Nr. 3. 17. 25;
Merkur: Nr. 8. 21. 24. 26. 27;
Museum: Nr. 10;
Wandsbecker Bote: Nr. 12. 16. 18;
Iris: Nr. 22. 28.

Alle übrigen Nummern (2. 4—7. 9. 13—15. 19. 20. 23) waren ungedruckt. Wenn nun auch natürlich Musenalmanach und Merkur in Weimar für Goethe leicht zu erreichen waren, wenn er sich darum umtat, so bleibt doch beachtenswert, daß, wie mir vom Goethe-Nationalmuseum auf meine Anfrage freundlichst mitgeteilt wird, sich in seiner nachgelassenen Bibliothek kein einziges der angeführten Bücher vorfindet.

Jena. Albert Leitzmann.

Schlemihle.

Eine Studie zum Fortleben des Chamissoschen Märchens in Deutschland und England.

Chamissos Märchen. — Möglichkeiten der Weiterbildung: das Schattenmotiv, Schlemihls Persönlichkeit, die Gestalt des Pechvogels. — Motivnachbildungen: das verkaufte Spiegelbild (E. T. A. Hoffmann) und sein Kreis, das verkaufte Herz (Hauff) und sein Kreis. — Wiederaufnahme der Schlemihlgestalt: im Drama, in der erzählenden Dichtung. — Neue Motivnachbildungen: der verkaufte Magen, der verkaufte Schlaf, der verkaufte Namen, das verkaufte Genie u. a. — Englische Schlemihle: der verkaufte Appetit (Besant), die verkaufte Jugend (Wells), der verstoßene Schatten (Wilde). — Eine dänische Parallele: Andersen. — Schlemihl als Pechvogel: in rein komischer Auffassung (F. Th. Wangenheim, D. Kalisch), als tragikomische Gestalt: der jüdische Typus (Kompert); in tragischer Auffassung: als Symbol der Vaterlandslosigkeit (D. Mendl, J. G. Meyer), als Symbol der Dekadenz (Schaukal).

Chamissos *Peter Schlemihl* gehört zu den nicht allzu zahlreichen Werken unserer Dichtung, die ihren Weg in die Weltliteratur gefunden haben, nicht nur in dem Sinne, daß er weit über die Grenzen der deutschen Sprache gedrungen ist, sondern auch in dem anderen Sinne, daß er lebendig geblieben ist durch allen Wechsel des Geschmacks hindurch und damit eben zum festen Besitz in erster Linie unseres Volkes, aber nicht bloß unseres Volkes geworden ist. Dies Kindermärchen, das so gar nicht ehrgeizig, schier als gelegentlicher Versuch seines Verfassers auftritt, ist frisch geblieben wie am ersten Tage, es hat eine dichterische Gestalt geschaffen, die groß und klein vertraut ist, unter seiner Mitwirkung ist der Name Schlemihl zur Bezeichnung eines Typus geworden, der zwar schon vor seinem Helden da war, nun aber mit Vorliebe den Namen trägt, der durch Chamisso volkstümlich geworden ist.

Die Forschung hat diese Nachwirkung der Dichtung bisher nur gestreift — wo sie länger beim *Peter Schlemihl* verweilte, hat eine andere Frage sie stets von neuem beschäftigt: die Bedeutung des Schattensymbols. Und gewiß ist diese Frage anziehend genug; zwar hat Chamisso 1829 selbst erklärt, sein Schlemihl sei durchaus nicht Erzeugnis genauer Berechnung, er wolle überhaupt selten etwas mit der Poesie: 'Ich hatte auf einer Reise Hut, Mantelsack, Handschuhe, Schnupftuch und mein ganzes bewegliches Gut verloren; Fouqué frug, ob ich nicht auch meinen Schatten verloren habe, und wir malten uns das Unglück aus.'[1] Aber damit ist natürlich nur der zufällige Anstoß zur dichteri-

[1] *Werke* V 315 (ich zitiere nach der überall wohl am bequemsten zugänglichen Ausgabe Sydows in der *Goldenen Klassiker-Bibliothek*).

schen Schöpfung bezeichnet; das so gegebene Motiv gewährte die unvergleichliche Möglichkeit, sehr persönliche Stimmungen, die Frucht eines ganz eigenen Lebenslaufs und besonderer Anlage zu gestalten, diese waren bestimmend für den Gesamtcharakter des Märchens, und ihnen nachzuspüren behält seinen Wert für die Kenntnis Chamissos und die eindringlichere Auffassung seines Werkes; mit der künstlerischen Freude daran hat freilich eine besondere Bedeutung des Schattens nichts zu tun. Stellen wir es nur fest: was dem Chamissoschen Schlemihl seinen unvergeßlichen Zug verleiht, ist die Tatsache, daß Peter eben seinen Schatten, seinen richtigen, natürlichen, schönen schwarzen Schatten verkauft, und bezeichnend ist, daß, wie auf der einen Seite man zwar für den Schattenverlust die eine oder andere Parallele aus dieser und jener Sage nachgewiesen hat, aber doch weder das durch Körners Gedicht wohlbekannte Abenteuer des Studenten von Salamanca noch die Geschichte vom Schatten des schottischen Grafen, die Lyser[1] erzählt, als Quellen Chamissos angesprochen werden können, auf der anderen Seite für einen guten Teil von Peters Nachfahren eben der Schattenhandel charakteristisch geworden ist. Das heißt denn doch, daß nicht so sehr irgendeine tiefere Bedeutung die Phantasie der jüngeren Geschlechter anregte, als ein eigentümliches dichterisches Motiv und die Person seines Trägers. Von dieser Seite möchte ich nun Chamissos Werk betrachten: hat man es bisher nur in Beziehung gesetzt zu seinem Schöpfer und darüber hinaus es betrachtet als Erzeugnis einer bestimmten Zeit der deutschen Literaturgeschichte, so möchte ich nach Maßgabe meiner Kenntnis zeigen, wie es auf gleichzeitige und jüngere Schriftsteller eingewirkt hat, und damit eine Vorstellung von seinem Nachleben in unserer Literatur geben.

Bisher sind diese Dinge nur gestreift worden. Am meisten Beachtung hat noch, wie natürlich, die Tatsache gefunden, daß E. T. A. Hoffmann ein Seitenstück zum *Peter Schlemihl* geschrieben hat; von zwei Fortsetzungen, die man ihm gegeben hat, sagt Oskar Walzel am Schlusse der Einleitung zu seiner Chamisso-Ausgabe (in Kürschners Deutscher Nationalliteratur) ein paar knappe Worte; vor allem hat in der zweiten Ausgabe von Goedekes *Grundriß* Bd. 6 E. F. Koßmann in seinem Chamisso-Artikel aufgezählt, was ihm an Nachbildungen u. ä. bekannt war. Er nennt ohne weitere Charakterisierung Hoffmanns Novelle *Das verlorene Spiegelbild*, Andersens Märchen *Der Schatten*, ein anderes Märchen von Fr. Brunold, ein Zauberspiel *Der Puzlirizli* von F. Rosenau, eine Posse *Peter Schlemihl* von D. Kalisch, Fortsetzungen des Stoffes von Fr.

[1] *Abendländische 1001 Nacht.* Meißen 1838—39. Bdch. 1/2.

Förster und L. Bechstein, eine (mir leider unbekannt gebliebene) holländische Behandlung von C. E. van Koetsveld *Zonder schaduw* und ein Buch von Friedrich Riedel *Peter Schlemiel und sein Sohn, ein Zeit- und Charakterbild aus den Ländern Bimbam und Bivbav*, Frankfurt und Leipzig 1839.

Ich kann die Liste, wie sich zeigen wird, nicht unbeträchtlich vermehren, jedoch wird zunächst in ihr der letzterwähnte Titel zu streichen sein. Zunächst kann Riedels sonderbares Erzeugnis nicht als Werk der Dichtkunst gelten, und überdies steht es mit unserem Schlemihl nur im alleräußerlichsten Zusammenhang. Es gibt sich als die wahre Biographie seines Helden, der bei Chamisso als Selbstbiograph 'aus der interessantesten Periode seines Lebens alle Tatsachen klüglich verschleiern mußte, die auf seine Gestalt und Beschaffenheit entfernt einen Schatten werfen'; ein Grund zu dieser Anknüpfung ist aber sachlich nirgends zu sehen, sie ergab sich anscheinend nur aus einem zufälligen Namensanklang. Es handelt sich nämlich um eine gegen eine ganz bestimmte Persönlichkeit gerichtete Schmähschrift: die üblen Spekulationen eines jüdischen Emporkömmlings mit ihren Folgen für Bamberg ('Bimbam') und weiterhin ganz Bayern ('Bivbav') werden in Form einer Lebensbeschreibung geschildert. Wer gemeint ist, lohnt sich bei dem Tiefstand des ganzen sträflich ungeschickten und langweiligen Geschreibsels nicht festzustellen; der Name des Angegriffenen wird damit erklärt, daß er ihn sich bei seinem Übertritt zum Christentum aus denjenigen seiner Paten Schlemmbold und Gabriel zusammensetzte. Zum Schluß ist Schlemiels Rolle in Bivbav ausgespielt; er läßt ein falsches Begräbnis veranstalten in der Absicht, in Wien ein neues Leben anzufangen — das deutet auf einen geplanten zweiten Teil hin, in dem wohl auch der Sohn, der zwar im Titel, nicht aber im Text genannt ist, eine Rolle spielen sollte. Daß dieser zweite Teil nicht erschienen ist, kann man nach dem Charakter des ersten weder ein Wunder noch einen Schaden nennen.

Gegenüber einem solchen Eindringling in die Familie der Schlemihle empfiehlt es sich, zunächst zu bestimmen, was für Züge ihre echten Mitglieder tragen müssen. Der bloße Name wie bei Riedel tut es nicht: er muß entweder wirklich anzeigen, daß es sich um denselben Helden handelt wie bei Chamisso, so daß also die Erlebnisse des neuen Schlemihl zu denen des alten in irgendwelcher Beziehung stehen, oder aber er ist nicht als Personen-, sondern als Gattungsname aufzufassen. Dabei besteht die Ähnlichkeit entweder im Erlebnisse des Helden oder im Charakter. Im ersten Fall heißt der Held gar nicht Schlemihl, aber er ist Träger des bezeichnenden Motivs: wie der Urschlemihl seinen Schatten, so verkauft der Vetter irgendein Besitztum, das seiner

eigentlichen Natur nach unverkäuflich ist, weil es nach aller Erfahrung zum Menschen untrennbar gehört. Im zweiten Fall handelt es sich um Leute, die ihr Schilderer selbst gern als Schlemihle bezeichnet, weil sie mit ihrem erlauchten Namensgeber die Eigenschaften teilen, an welche man bei seinem Namen denkt.

Um diese näher zu bezeichnen, können wir von einer brieflichen Äußerung Chamissos[1] an seinen Bruder ausgehen. Da heißt es, daß Schlemihl in der gewöhnlichen Sprache der Juden die Benennung von ungeschickten und unglücklichen Leuten sei, denen nichts in der Welt gelinge. Ein Schlemihl breche sich den Finger in der Westentasche ab, er falle auf den Rücken und breche sich das Nasenbein, er komme immer zur Unzeit. Selbstverständlich hat Chamisso diesen Namen für seinen Helden mit gutem Grund gewählt, aber trotzdem scheint mir für den Blick des unbefangenen Lesers das Pechvogeltum nicht seine hervorstechendste Eigenschaft zu sein: Peter Schlemihl verkauft seinen Schatten für die Aussicht auf unbegrenzten Reichtum; wenn es ihm schlecht bekommt, so ist das aber nicht nur sein Pech, sondern in der moralischen Welt des Märchens wird ihm doch auch seine Schuld heimgezahlt — sie sühnt er mit seinem ganzen späteren Leben. Also die dichterische Gestalt deckt sich durchaus nicht ganz mit Chamissos Erläuterung des Begriffs, in dem von Schuld keine Rede ist; im übrigen wollte der Dichter mit jenen Worten auch nur sagen, was sich Juden in ihrer Ausdrucksweise unter einem Schlemihl vorstellen, er wollte den Namen, nicht das Wesen seines Helden erklären. Wo nun aber späterhin dichterische Gestalten auftauchen, die wir ihrem Wesen nach als Schlemihle bezeichnen, da sind sie Pechvögel derart, wie sie der Brief beschreibt, Vertreter eines persönlich schuldlosen Schlemihltums.

Sehr hübsch deutlich macht diesen Begriff des Schlemihltums die berühmte Stelle in Heines *Jehuda Ben Halevy*. Die Schicksalsschläge, die einen Dichter da treffen, erscheinen als typisch für das allgemeine Schlemihltum der Jünger Apolls — der Gott selbst, dem sich unter den Händen der weiße Leib der Nymphe in einen Lorbeerbaum verwandelte, war ja der erste Schlemihl, und seitdem ist der Dichterkranz — er besteht aus Lorbeerzweigen! — das Zeichen, daß seine Träger von ihrem Schutzherrn noch eine andere Gabe mitbekommen haben als der Lieder süßen Mund. Indessen Apollo als Schlemihl bleibt ein sonderbarer Gedanke, nicht seinetwegen wäre Heine bei der Deutung des Begriffs anzuführen. Doch er plaudert weiter: er will wegen der Bedeutung des Wortes beim 'Dekan der Schlemihle', bei Chamisso selbst, angefragt haben, dieser habe ihn an seinen Freund Hitzig als be-

[1] Vom 17. März 1821 (a. a. O. V 313).

sonders Sachverständigen gewiesen, und von ihm habe er denn auch nach langem Drängen eine Erklärung erhalten. Diese deckt sich nun aber nicht, wie Chamissos letzter Herausgeber Sydow[1] meint, im wesentlichen mit dem, was die schon erwähnte Briefstelle weiterhin berichtet. Nach ihr soll der Talmud von einem Manne des Namens Schlemihl berichten, daß er Umgang mit der Frau eines Rabbi hatte, sich dabei ertappen ließ und getötet wurde; die Erläuterung zu der Stelle soll dann das Unglück dieses Schlemihl ins Licht stellen, der so teuer das, was jedem anderen hingeht, bezahlen muß. Gewiß ist es nun zunächst dasselbe, wenn bei Heine ein Simri von der Hand des Pinhas den Tod erleidet, weil er sich mit einer Kanaaniterin erlustigt, aber die Hauptsache kommt erst. Heine fährt fort:

Aber mündlich überliefert
Hat im Volke sich die Sage,
Daß es nicht der Simri war,
Den des Pinhas Speer getroffen,
Sondern daß der Blinderzürnte
Statt des Sünders unversehens
Einen ganz Unschuld'gen traf,
Den Schlemihl ben Zuri Schadday.

Dieser nun, Schlemihl I.,
Ist der Ahnherr des Geschlechtes
Derer von Schlemihl. Wir stammen
Von Schlemihl ben Zuri Schadday.

Und damit haben wir denn die Auffassung, die den Schlemihltypus bestimmt, soweit er nicht durch das Schattenmotiv mit dem Urbild zusammenhängt: ein Schlemihl ist einer, der zu seinem Pech ganz unabhängig von eigenem Verschulden kommt, sein Pech gehört zu ihm kraft Schicksalsbestimmung — wenn ein Simri erschlagen wird, so hat er doch wenigstens vorher seinen Spaß gehabt, ein Schlemihl kommt erst gar nicht so weit: er leidet als gänzlich Unbeteiligter, weil es eben so sein soll. Wer nun die richtigere Talmudgelehrsamkeit hat, Heine oder Chamisso, kann uns in diesem Zusammenhang selbstverständlich sehr gleichgültig sein — den besonderen Schlemihltypus dieser Art hat jedenfalls Heine umrissen, ohne dabei den Anspruch zu erheben, ihn erfunden zu haben. Er betont selbst, daß Chamisso dem Worte Schlemihl in Deutschland Bürgerrecht verschafft habe, zu ergänzen ist natürlich, daß wir den Begriff nicht aus dem Orient zu beziehen brauchten. Chamissos Märchen ist Ende 1813 fertig geworden und erst spät im Jahre 1814 erschienen — am 1. Oktober hatte der Verfasser selbst noch kein Druckexemplar[2] —, im selben Jahre 1814, und zwar schon im Juni, also sicherlich ohne alle Kenntnis des Schlemihl, dichtete Uhland seinen *Unstern*, dessen Held durchaus ein Schlemihl, nur ohne den Namen,

[1] A. a. O. I, XCVI.
[2] A. a. O. V 311 f. (Brief vom 1. X. 1814).

ist. Dies eine Beispiel genügt schon, um klarzumachen, daß spätere Gestalten dieser Art ganz ebenso aus persönlichen Stimmungen und Erlebnissen hervorgegangen sein können wie Unstern oder Peter Schlemihl — sie reihen sich an den letzten aber insofern an, als der Name, der durch Chamisso jedermann vertraut geworden ist, sie nun zu einer Familie zusammenfaßt.

Demnach hätten wir also theoretisch bei der Schlemihlfamilie zu scheiden zwischen Wiederaufnahme des Chamissoschen Schlemihl, Wiederholungen des Motivs und schicksalsverwandten Gestalten — freilich dürfen wir nicht erwarten, jedes einzelne Werk einer dieser drei Gruppen säuberlich zuteilen zu können: es liegt in der Natur der Sache, daß zwar nach den wesentlichen Zügen eine bestimmte Zugehörigkeit feststeht, daß Nebenzüge aber in eine andere Gruppe hinüberspielen können.

Das zeigt sich gleich in der ersten an *Peter Schlemihl* anknüpfenden Erzählung: E. T. A. Hoffmanns *Abenteuer der Silvesternacht* vereinigen Bestandteile aller drei Gruppen in sich, so aber, daß die eigentliche Erzählung als Wiederholung des Motivs zu gelten hat. Der Träger der Rahmenerzählung weist ausgesprochene Pechvogelzüge auf: tückischer Zufall bringt ihn in gesellschaftlich peinliche Lagen, er ist ungeschickt und täppisch, die Geliebte, die er nach langer Zeit wiedersieht, deren Anblick ihn in allen Verzückungen idealer Leidenschaft erglühen läßt, speist ihn mit kalt förmlicher Redensart ab, sie ist überdies, wie ihm überraschend zum Bewußtsein kommt, mit einem lächerlichen, fratzenhaften Philister verheiratet: wie Schlemihl sieht er sich fremd in einer Welt, die ihn nicht versteht, in die er nicht hineinpaßt. Im kühlen Keller sucht er Trost, und mit gar seltsamen Gesellen gerät er da zusammen: da ist Schlemihl höchstselbst in seiner berühmten verschnürten Kurtka mit zierlichen Pantoffeln über den Siebenmeilenstiefeln, die Botanisierkapsel mit allerhand seltenen Pflanzen zur Hand; da ist der geheimnisvolle 'Graf Suwarow', der vor jedem Spiegel erzittert, und bald fühlen die drei, daß sie zusammengehören wie die Teile eines Kleeblattes. Der innere Geist, mit leuchtenden Augen aus der Larve des irdischen Maskenspiels herausschauend, läßt sie sich als Verwandte erkennen, und so fällt ihr Gespräch 'in jenen Humor, der nur aus dem tief bis auf den Tod verletzten Gemüte kommt'. Aber ein plötzlicher Mißton, eine Anspielung auf etwas allen drei unwiederbringlich Verlorenes, sprengt die Eintracht. Man scheidet verstimmt; die Pantoffeln fortwerfend, schreitet Peter Schlemihl mit gewaltigem Schritt über die Türme des Berliner Gendarmenmarktes; die beiden anderen aber führt der Zufall wieder zusammen in demselben Gasthofzimmer, und hier erfährt der Erzähler von seinem seltsamen Schlafgenossen, dem sogenannten

Graf Suwarow, dem wirklichen Erasmus Spikher, die *Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde.*

Die Anregung durch Chamissos Märchen läge auf der Hand, auch wenn sie nicht durch Hitzigs Brief an Fouqué vom Januar 1827[1] ausdrücklich bezeugt würde. Hitzig hat *Peter Schlemihl* Hoffmann vorgelesen: 'Außer sich vor Vergnügen und Spannung hing er an meinen Lippen, bis ich vollendet hatte; nicht erwarten konnte er, die persönliche Bekanntschaft des Dichters zu machen, und sonst jeder Nachahmung so abhold, widerstand er doch der Versuchung nicht, die Idee des verlorenen Schattens in seiner Erzählung ... ziemlich unglücklich zu variieren.'

So urteilt Hitzig, und sicherlich hat er insoweit recht, als Hoffmanns Geschichte nicht gerade zu den hervorragendsten seiner Dichtungen gehört. Wenn er schon ein Seitenstück geben wollte, so ist der Gedanke, den Schatten durch das Spiegelbild zu ersetzen, nicht so übel — auch dieser Verlust eines anscheinend doch wesenlosen Zubehörs zur menschlichen Erscheinung schließt den leichtsinnigen Verkäufer aus dem Kreise der Normalmenschen aus, vernichtet sein bürgerliches Dasein und macht ihn zum Einsamen. Die Sinnenfälligkeit, die dieser Mangel mit der Schattenlosigkeit teilt, hat es neben dem großen Namen Hoffmanns auch dahin gebracht, daß sich an Erasmus Spikher eine eigene kleine Nachfolge geschlossen hat: in Offenbachs Oper *Hoffmanns Erzählungen* wird sein Geschick verwertet, und noch in gar nicht langer Vergangenheit hat Hanns Heinz Ewers in seinem für Paul Wegener verfaßten Kinodrama *Der Student von Prag* das Motiv erneuert. In der Durchführung bleibt Hoffmann freilich hinter Chamisso zurück: bei diesem naht der Versucher selbst dem Helden, und was er will, ist klar. Das Leid, das die Schattenlosigkeit über Schlemihl bringt, soll ihn mürbe machen; um den Schatten zurückzuerhalten, soll er seine Seele hingeben. Das ist freilich auch bei Hoffmann das Ziel; aber sein dämonischer Doktor Dapertutto, ein Zwischending zwischen Gottseibeiuns und Quacksalber, besitzt nicht die eindrucksvolle Einfachheit von Chamissos 'Grauen', und die Kurtisane Giulietta, die als Zwischenfigur zwischen Versucher und Opfer steht, ist in ihrem Wesen erst recht nicht durchsichtig: die Art, wie sie Erasmus sein Spiegelbild abschmeichelt, wirkt gekünstelt neben Chamissos dem Märchen ebenbürtiger Weise. Und schließlich bleibt bei Hoffmann ein ungelöster Rest: Erasmus zwischen der Geliebten und seiner Hausfrau erinnert an das später so gern von ihm abgewandelte Thema von dem künstlerisch empfindenden Jüngling, der zwischen einem Leben im Bereich seiner Ideale und dem Behagen alltäglichen

[1] A. a. O. III 158.

Philisteriums zu wählen hat. Aber Giulietta und Dapertutto sind Geschöpfe des Bösen, und was soll es da, daß Spikhers Frau einerseits als sein guter Genius, anderseits als für das Leid ihres Mannes verständnislose, dem platten Alltag verfallene Philisterin erscheint? So hinterläßt die Erzählung keinen reinen Eindruck, sehr im Gegensatz zu dem glücklichen Gedanken Chamissos, der seinen Helden läutert und ihn dann für das unwiederbringlich Verlorene durch ein entsagungsvolles, aber mit dem Glück der wissenschaftlichen Forschung erfülltes Leben entschädigt.

Wenn sich in Hoffmanns Erzählung sämtliche drei Schlemihltypen vereint finden, so sind sie aber nicht alle unter Chamissos Einfluß entstanden. Der Träger der Rahmenerzählung, unter dem wir uns Hoffmann selbst vorzustellen haben, ist zwar ein Schlemihl, aber ein vorchamissoscher. Er trägt die Pechvogelzüge, die Hoffmann gern seinen höheren, poetischen Naturen gibt, im besonderen teilt er sie mit dem Studenten Anselmus, dem Helden des *Goldenen Topfes*: dies Märchen ist aber schon 1813 abgeschlossen worden, also ehe Hoffmann *Peter Schlemihl* kennenlernte. Die *Geschichte vom verlorenen Spiegelbilde* entstand in der zweiten Hälfte des Jahres 1814, als *Peter Schlemihl* eine neueste Neuigkeit war; diesem Vorbilde verdankt die Hoffmannsche Geschichte ihr Märchenmotiv, und mit ihm war selbstverständlich der Sonderlingscharakter des Mannes ohne Spiegelbild bestimmt. Neben dem Motiv machte aber auch sein Träger, der schattenlose Schlemihl, tiefen Eindruck auf den Kammergerichtsrat: das wäre doch einmal ein Kauz gewesen, mit dem es sich verlohnt hätte, im stillen Keller beim Punsch zu hocken, den mußte er drum noch einmal hervorholen aus der Thebais und beim Umtrunk zeigen, den er so gern geteilt hätte! So sind also zwei von den drei Gesellen bestimmt durch Chamissos Vorbild, und zwar durch Motiv und Gestalt, der dritte ist aber ein Schlemihl aus eigenen Gnaden.

Im Anschluß daran mag ein Wort über die Frage gesagt sein, ob etwa in Hoffmanns weiterem Schaffen noch Anregungen vom Schlemihl her nachweisbar sind. Hitzig erzählt,[1] daß während eines heftigen Krankheitsanfalles Hoffmann der Gedanke aufging, in einem Märchen zwei Gestalten einander gegenüberzustellen, einen häßlichen, dummen Kerl, dem jedes fremde Verdienst als eigenes angerechnet wird, und einen ausgesprochenen Pechvogel. Das ist der Keim zu *Klein Zaches*, und wenn darin auch jene Gegenüberstellung nicht durchgeführt ist, der Student Balthasar wird doch durch allerhand peinliches Mißgeschick zur Verzweiflung gebracht. Aber er gehört zum Anselmtypus; will

[1] Hoffmanns *Werke* (Ausgabe Ellinger) IV 10.

man ihn einen Schlemihl nennen, so darf er deshalb doch nicht als abhängig von Chamissos Peter aufgefaßt werden. Dagegen erscheint mir ein solcher Zusammenhang bei Klein Zaches selbst gar nicht ausgeschlossen, insofern er nämlich eine Gegensatzfigur zu Schlemihl ist: dieser gelangt trotz persönlicher Gaben, trotz ungezählten Reichtums zu keinem Erfolg, weil ihm etwas eigentlich Gleichgültiges fehlt; Klein Zaches aber, dem wertlosen, unscheinbaren Knirps, läuft jeder Erfolg förmlich nach, weil er etwas an und für sich ebenso Gleichgültiges besitzt, seine einzige Schönheit, sein reiches Haar, verbirgt eine Strähne, die ihm als Talisman eine gütige Fee geschenkt hat. Man kann auch sagen, Peter Schlemihl fehlt sein Schatten, der doch sein rechtmäßiges Eigentum einst war, Zaches erhält einen unrechtmäßigen, ihm nicht gebührenden Schatten in all den Leistungen der anderen, die sich an seine Person heften. Ein Zusammenhang zwischen *Peter Schlemihl* und *Klein Zaches* in der Art, wie er zwischen jenem und den *Abenteuern der Silvesternacht* besteht, ist dabei natürlich nicht vorhanden; es kann sich nur darum handeln, daß der Eindruck, den Chamissos Märchen auf Hoffmann machte, die Bahn bestimmt hat, in der sich seine freischaffende Märchenphantasie bewegte.

Was nun das Verkaufsmotiv anlangt, so ist die Erzählungsliteratur der Restaurationszeit nicht sehr ergiebig an Nachbildungen. Es ist natürlich sehr wohl möglich, daß derartiges noch in dieser oder jener Erzählung eines lange vergessenen Verfassers verborgen liegen mag; für die hervorragenderen Erzähler war vielleicht der frische Eindruck solcher Vorgänger wie Chamisso und Hoffmann zu stark, als daß sie Neigung gehabt hätten, einen unabweisbaren Vergleich herauszufordern. Im Gesamtgebiet der deutschen Erzählungskunst ist natürlich der Einfluß ihres großen Meisters Hoffmann ganz anders spürbar als derjenige Chamissos, der nur gelegentlich ihr Gebiet betrat — so steht denn auch der brave Kandidat Kilian, der ausgesprochene Pechvogel, den Hoffmanns schwächerer Nachahmer und Verehrer C. Weisflog in der zweiten Historie seiner Novelle *Das große Los*[1] schildert, im Schatten des Studenten Anselmus — als Schlemihl wird er jedenfalls nirgends bezeichnet, so nahe es eigentlich für uns wenigstens läge. Es ist auch Hoffmanns Einfluß, der in seines Freundes C. W. Contessa Märchen *Das Schwert und die Schlangen*[2] das Spiegelmotiv eine eigenartige Fortbildung erfahren läßt: da fällt in einem Zaubersaal der Blick des Knappen Bolko auf sein Spiegelbild; plötzlich wird es lebendig, löst sich

[1] *Phantasiestücke und Historien* (Dresden 1824—29), Bdch. III, 1824 (bequem zugänglich bei Reclam Nr. 312).

[2] Aus dem Jahre 1816 (*Schriften* Bd. 5, Leipzig 1826).

heraus und folgt dem Urbild auf Schritt und Tritt, jede seiner Bewegungen nachäffend. Dann aber vertauschen sich die Rollen: das Spiegelbild knechtet das Urbild, zwingt es in die Rolle der Kopie — ein ganz fruchtbarer Gedanke, den wir noch einmal auftauchen sehen,[1] mit dem aber Contessa nicht viel anzufangen weiß. Es bleibt bei ihm bei einer komischen Episode; schließlich stellt sich sogar heraus, daß das Spiegelbild Rübezahl ist, der Beschützer des Helden, der den naseweisen Knecht hat strafen wollen — trotz Rübezahls Sagenruhm wirkt das hier wie eine kahle rationalistische Erklärung.

Chamissos Peter verkauft seinen Schatten, und im allgemeinen muß gerade der Handel als charakteristisch für das Motiv gelten; immerhin konnte das Los, das den Schattenlosen trifft, auch dazu anregen, eine andere Begründung zu suchen. Von dem Österreicher S. W. Schießler stammt eine Legende in poetischer Form *Der Mann ohne Schatten*,[2] in der die Schattenlosigkeit als Strafe verhängt wird. Der Apostel Paulus lagert sich auf dem Wege nach Ephesus, um dem Sonnenbrande zu entgehen, unter einem Palmbaum; mit harten Worten scheucht aber der Besitzer den vermeintlichen Landstreicher fort. Paulus geht, und mild genug ist seine Rede, aber ein anderer ist sein Rächer. Die Nachbarn sehen mit Entsetzen, daß der Besitzer des Gartens seinen Schatten verloren hat; als vom Himmel Gezeichneter wird er gemieden, nur nachts wagt er sich heraus: so gehen ihm Hab und Gut zugrunde, schließlich meidet er die Heimat, irrt unstet umher, bis er an des Meeres Strand, inbrünstig des Apostels Verzeihung erflehend, vom Tode erlöst wird.

Es ist wohl nicht wahrscheinlich, daß Schießler einer wirklichen Legende folgt — sie wäre am Ende den eifrigen Spürern nach Vorbildern des Schlemihlmotivs nicht entgangen; die *Acta Sanctorum* wissen jedenfalls nichts von einem solchen Erlebnis Pauli. Da liegt es bei dem großen Erfolg des Märchens doch wohl nahe, anzunehmen, daß Schießler an dies dachte: das Vorbild für die Einleitung lieferten natürlich Jesus und der Schuster von Jerusalem, das Los Schlemihls, mit dem die hervorgehobenen Züge ja Ähnlichkeiten bieten, legte den Gedanken nahe, den Schatten zur Strafe zu entziehen — so darf denn dieser *Mann ohne Schatten* seinen bescheidenen Platz unter den Schlemihlen beanspruchen.

Daß die mittelmäßige Legende eines unbekannten Verfassers bisher unbeachtet blieb, wird niemand verwunderlich finden; merkwürdig genug ist aber, daß die Parallele, die ein sehr be-

[1] Bei Andersen; man vergleiche übrigens auch Kurt Münzers Novelle *Der Spiegel* (*Velhagen & Klasings Almanach* 1918).

[2] *Gedichte*, Bd. III, Prag 1827.

kanntes Märchen eines heute noch viel gelesenen Dichters bietet, der Aufmerksamkeit anscheinend entging. Ich meine Wilhelm Hauffs *Das steinerne Herz* (in der Sammlung *Das Wirtshaus im Spessart*). Oder ist es nicht ein ausgesprochener Schlemihlhandel, den der Schwarzwälder Kohlenbrenner Peter Munk mit dem Waldgeiste, dem langen Holländer Michel, eingeht? Aus Unverstand und Leichtsinn hat er sein eigenes Glück nicht bewahren können; als er vor Bankrott und Schuldgefängnis steht, bietet ihm der Geist die Fülle des Reichtums, wenn er sich sein Herz, das dumme zuckende Ding, das ein vernunftgemäßes, behagliches Leben nur störe, aus der Brust nehmen und ein Steinherz dafür einsetzen lasse. So haben es ja eine ganze Reihe hervorragender Persönlichkeiten des Schwarzwaldes gemacht, Peter darf ihre sorglich in Gläsern verwahrten und etikettierten Herzen bewundern — unwillkürlich taucht dabei die Erinnerung auf an jene heitere Episode Ariosts, da Astolfo auf dem Monde eine ähnliche Flaschensammlung mustert und dabei auch mit aller Anteilnahme eigenen ehemaligen Besitz wiederfindet: Schlemihle indessen sind Ariosts Helden nicht, sie haben ihren Verstand nicht verkauft, sondern bloß verloren. Wie des Schwarzwälders Handel weitergeht, ist bekannt genug: gleich Schlemihl kommt er dahinter, daß er mit dem Herzen doch mehr dahingegeben hat, als er dachte. Was nützt ihm aller Reichtum, wenn er sich seiner nicht mehr freuen kann! Aber vergeblich sucht er den Kauf rückgängig zu machen; aus eigener Kraft zu entsagen vermag er nicht, und das ist nur logisch, denn solch ein Entschluß müßte aus dem Herzen kommen, das er doch nicht mehr hat. So muß denn, als er immer weiter in Schuld und Frevel versinkt, ein freundlicher Waldgeist rettend eingreifen und alles zum Guten wenden.

Die Motivverwandtschaft mit Chamissos Märchen erscheint mir unverkennbar, und darüber hinaus darf ein unmittelbarer Zusammenhang als wahrscheinlich gelten. Eine eigentliche Quelle hat, soweit ich sehe, noch niemand für das *Steinerne Herz* nachgewiesen; darstellen wollte Hauff die Bekehrung des geizigen, gefühllosen Reichen. Daß jemand um des Reichtums willen dem Teufel seiner Seelen Seligkeit verkauft, ist ein schier alltägliches Motiv; aber von solchem Handel durfte bei Hauff nach der ganzen Anlage, nach dem beabsichtigten Ausgang nicht die Rede sein. Peter Munks Sünde ist die Herzlosigkeit; da mochte das vorhandene berühmte Märchen vom Schattenlosen den Gedanken nahelegen, Peter Munk nach dem Muster seines Namensvetters sein Herz verhandeln zu lassen. Man wird schließlich auch darauf hinweisen dürfen, daß Hauff 1826 in Hamburg Hitzigs Bekanntschaft machte, daß er dann in Berlin eifrig mit ihm ver-

kehrte, ihm die Bekanntschaft hervorragender Berliner dankte. Selbst wenn Chamisso, der damals in Berlin war, nicht unter ihnen gewesen sein sollte, an den Dichter des Schlemihl hätte Hauff doch durch seinen nahen Freund Hitzig erinnert werden müssen, und kurz danach entstand das Märchen (Hauff starb 1827).

Die Erzählung bewegt sich in viel anspruchsloseren Bahnen als *Peter Schlemihl*; sie kann sich an menschlicher Bedeutung nicht mit ihm messen, ist aber als treffliches Beispiel volksmäßiger Erzählungskunst heute noch lebendig. Um das Motiv hat sie das Verdienst, daß sie zuerst sich einen Weg offenhielt, den Knoten glücklich zu lösen, und das ist nicht ohne Bedeutung, da nicht jeder Schlemihl als Einsiedler sein Leben beschließen konnte und ein tragischer Ausgang bei einem Fehl, der mehr auf Leichtsinn als auf Schlechtigkeit beruht, für ein Volksmärchen doch allzu hart erscheinen mochte. Auf diesen glücklichen Ausgang, ferner auch darauf, daß die Folgen des Herzensverkaufs sich in lebendiger Handlung ganz anders anschaulich machen ließen als der Verlust von Spiegelbild und Schatten, ist es denn zurückzuführen, daß *Das steinerne Herz* eine zweite Untergruppe unter den Schlemihldichtungen gebildet hat: es wurde der Ausgangspunkt einer ganzen Reihe von Bühnenwerken.

Schwarzwaldlandschaft und -kleidung, der ländliche Stand der Personen, dazu auch die schlichte Handlung legten es nahe, hier den Stoff zu einem Volksstück mit Gesang oder geradezu einer Oper zu suchen, und in der Tat handelt es sich fast durchweg um derartiges, nicht weniger als acht Titel zählt Goedeke[1] auf, und darunter sind vier Opern. In unserem Zusammenhang dürfte der Hinweis auf diese Gruppe genügen, mehr als bloße Nennung darf aber ein Stück der österreichischen Volksbühne beanspruchen, das in Ferdinand Raimunds Überlieferung steht — mit Hauff teilt es das Motiv, ohne daß man freilich behaupten kann, es müsse es aus seiner Erzählung geschöpft haben. Am 24. April 1841 wurde im Theater an der Wien zum erstenmal aufgeführt *Das Marmorherz*, romantisch-komisches Volksmärchen mit Gesang in drei Aufzügen; der Verfasser ist der fruchtbare, weiterhin allerdings nicht sehr erfolgreiche Raimundnachfahre Carl Haffner[2] (1804—76). Wie bei seinem großen Vorbild ist hier eine menschliche Handlung mit Vorgängen in der Geisterwelt verknüpft: die Hexe Akarone muß dem Dämon Ahriman jährlich neun Herzen opfern, ein Jüngling, an sich ein Ausbund von Edelmut, verkauft ihr das seine um vermeintlich getäuschter Liebe willen. Die Folgen entsprechen denen bei Hauff: im zwei-

[1] Bd. 9, S. 208 ff.

[2] Gedruckt in *Österreichisches Volkstheater*, Leipzig 1845 f. (3 Bde.), Band I.

ten Akt wendet sich alles ab von dem hartherzigen, gefühllosen Weltmann, treu bleibt ihm nur der alte Jakob Taubenherz, dessen Sohn er einst gerettet hat. Als der erfährt, was den Wandel im Wesen des Helden verursacht hat, zögert er nicht, sich selbst zu opfern — mit seinem Herzen will er das seines einstigen Wohltäters einlösen. Der Hexe aber fehlt noch ein Herz an der nötigen Zahl, sie will also das ihr verfallene nur gegen zwei neue herausgeben — also muß sich auch Jakobs Frau zum Opfer verstehen. Aus Liebe zu ihrem Manne ist sie bereit, die verhängnisvolle Stunde ist da, und — die Hexe ist betrogen, denn die Herzen liebender Eheleute sind eins! So hat sie denn nicht die ausbedungene Zahl — damit ist aber ihre Macht aus, der ganze Handel rückgängig; Akarone versinkt, und alles ist in schönster Ordnung.

Trotz des unerlaubt leichtfertig zusammengezimmerten dramatischen Gerüstes, trotz der äußerlichen Nachahmung Raimunds, der mit des Meisters Glauben an seine Gestalten auch sein echter Humor und seine Poesie fehlen, war das Marmorherz ein großer Bühnenerfolg, den Haffner nicht wieder erreicht hat. Er war wohl vor allem der Gestalt des alten Taubenherz zu danken, dessen einfältige Treue nur allzu deutlich auf Wirkung auf Lachmuskeln und Tränendrüsen berechnet ist, aber auch der Wandel des Helden von schwärmerischem Jugendedelmut zu kältester Gefühlslosigkeit ließ sich theatralisch wirksam ausbeuten — der Herzensverkauf ist dafür ein glückliches Symbol. Das zeigte sich noch viel später, als Hans von Wolzogen Flauberts Feerie *Le château des cœurs* für die deutsche Bühne bearbeitete (*Das Schloß der Herzen*).[1] Während in Flauberts Bilderfolge sich nichts findet, was unser Thema näher angeht, läßt Wolzogen den Gnomenkönig als das böse Prinzip der Handlung danach trachten, sich lebendige, menschliche Herzen durch Überredung oder Gewalt anzueignen. Ein wenig deutsche Märchenluft ist in die fremdartige Umgebung hineingetragen, die Wirkung von Kindheitserinnerungen, und zu ihnen kann schon Hauffs Märchen beigetragen haben.

Nicht nur durch diesen Herzenshandel gehört Haffner in eine Darstellung unseres Motivs; er hat wohl gehofft, den ersten großen Erfolg durch ein ähnliches Thema erneuern zu können, und wählte sich den *Verkauften Schlaf*.[2] Da haben wir einen reichen Wucherer und Menschenschinder, der aber keinen Schlaf findet, während sein treuer und braver Diener Liebmann auf dem Ruhekissen seines ungestörten Gewissens selbst auf Steinen

[1] In Hendels *Bibliothek der Gesamtliteratur* Nr. 1325—26.
[2] Bei Reclam Nr. 255 [1870].

schläft, soviel er Lust hat. Natürlich kauft der Wucherer den Schlaf Liebmanns — das Zaubermittel erhält er von seiner hexenhaften alten Amme, dem etwas kümmerlichen bösen Prinzip des Stückes —, aber der Handel bringt ihm keinen Gewinn. Der Dämon der Nacht straft ihn, weil er die Gesetze der Natur gebrochen hat, damit, daß sein Schlaf, den er nun zwar hat, durch die furchtbarsten Träume, die Bilder seiner Untaten, ihm zur Folterqual wird. Da geht er in sich, sucht gutzumachen, was er gesündigt hat, und seine echte, durch Taten bekräftigte Reue bringt ihm die Verzeihung der überirdischen Mächte: sie lassen zu, daß der Handel rückgängig gemacht wird, Liebmann erhält seinen Schlaf wieder, und der Wucherer wird nun, da er sie verdient, auch nächtliche Ruhe finden.

Das Stück hat eine Besonderheit: sie besteht in der Motivierung des Verkaufs. Liebmann (an sich ein ziemlich kümmerlicher Nachfahre von Raimunds Valentin) gibt seinen Schlaf nicht aus Leichtsinn noch aus persönlicher Not fort, sondern aus den uneigennützigsten Beweggründen, mit dem Geld stiftet er freigebig und edelsinnig Segen, wo er nur kann. Sein Tun soll und muß darum als verdienstlich gelten, Schuld trifft ihn nicht, und da der Himmel ihn mit einem Temperament gesegnet hat, das ihn die Plage der Schlaflosigkeit mit einer gewissen Gutlaunigkeit ertragen läßt, so haben wir in ihm das seltene Exemplar eines glücklichen Schlemihl, wenn anders die Bezeichnung hier überhaupt angewendet werden darf. Denn der *Verkaufte Schlaf* liefert ein gutes Beispiel dafür, wie vorsichtig man bei der Behauptung literarischer Zusammenhänge sein muß; so verlockend hier die Beziehung auf *Peter Schlemihl* sein mag, so schwer es anzunehmen sein mag, daß Haffner das Märchen nicht gekannt habe, seine unmittelbare Anregung kam nicht aus ihm — niemand würde es ahnen, wenn er es selbst auf dem Titelblatte nicht angäbe, daß seine Quelle ein Gedicht — M. G. Saphirs war, die 'Deklamation' *Der verkaufte Schlaf*.[1] Das ist eine Art Moralpredigt nicht eigentlich erzählenden Charakters, aber wir haben den reichen Sünder, der einem Armen den Schlaf abkauft (wie das möglich ist, kümmert Saphir nicht); wir haben den Gott des Schlafes, der über die List des Sterblichen zürnt, die bösen Träume, durch die er sie durchkreuzt; der Schluß gewährt die tröstliche Aussicht, daß Gebet und Tränen alles wieder gutmachen können, und verkündet die Moral, daß Himmelsgüter nicht zu

[1] Zu finden in Saphirs *Fliegendem Album für Ernst, Scherz, Humor* (2 Bde.), Leipzig 1846. — Haffners Dramatisierung scheint bedeutend jünger zu sein; sie fehlt in der Sammlung seiner Stücke und wird auch von Wurzbach, dessen Artikel über Haffner im *Österreichischen Schriftstellerlexikon* bis 1862 reicht, nicht erwähnt.

kaufen sind. Daß Saphir seinerseits von *Peter Schlemihl* ausgegangen ist, scheint nach dem ganzen Charakter des Gedichtes nicht wahrscheinlich; es wirkt eher wie ein Seitenstück zu La Fontaines *Le Financier et le Savetier*, aus dem bei uns *Johann, der muntere Seifensieder* wurde.

Gegenüber der stattlichen Anzahl von Dramatisierungen, die von Hauffs Märchen zu nennen waren, erscheint Peter Schlemihl nur spärlich bedacht von der Gunst der Theatermänner. Zwar wurde schon im Februar 1819 auf dem Josephstädter Theater in Wien ein 'komisches Zauberspiel in drei Aufzügen' von Ferdinand Rosenau aufgeführt, das *Der Puzlivizli oder der Mann ohne Schatten* heißt, und wenn der Verfasser es 'frei nach de la Motte Fouqué' bearbeitet haben will, so wird er ja wohl Chamisso meinen. Gedruckt ist es aber wohl nie worden; auch Hitzig wußte nur, daß unter den Personen der graue Mann und ein Albert schlechthin erscheinen, und vermutete unter dem letzten Schlemihl; über den Inhalt konnte er nichts berichten. Von Bäuerles 1818 aufgeführtem Stück *Der Schatten von Fausts Weibe*[1] muß es ganz dahingestellt bleiben, ob es mit dem Schlemihlmotiv etwas zu tun hat.

Erst ein Menschenalter später hören wir abermals von einem Schlemihldrama: diesmal ist es eine Posse mit Gesang in einem Aufzug; 'teilweise nach einem älteren Sujet' bemerkt der Verfasser David Kalisch; dies 'ältere Sujet' ist vielleicht irgendeine Pariser oder Wiener Posse, hatte aber mit Chamissos Märchen nichts zu tun; die paar Worte, die über Kalischens Stück zu sagen sind, gehören in späteren Zusammenhang.

Zu diesen sehr bescheidenen Erzeugnissen der dramatischen Muse hat sich in jüngstvergangener Zeit eine viel anspruchsvollere Erneuerung gesellt. Hermann Wette, der Westfale, der Dichter des *Krauskopf*, ist mit einem *Peter Schlemihl*[2] hervorgetreten, den er ein 'modernes Teufelsmärchen in fünf Akten' nennt. Modern ist sehr wörtlich gemeint; die Handlung liegt zur Zeit des Erscheinens, das heißt also in der Zeit des gewaltigen Aufschwungs der deutschen Wirtschaft, der Ort ist der westfälische Industriebezirk, im besonderen die Gegend von Bottrop. Peter Schlemihl, ausgestattet mit echten und rechten Pechvogelzügen, ein gescheiterter Theologe, will unter die Journalisten gehen, er soll die Leitung einer großkapitalistischen Gedanken dienenden Zeitung übernehmen — aber erfüllt von den Idealen der sozialen Pastoren und der Bodenreformer schlägt er das verlockende Angebot aus und steht nun vor dem Elend. Da naht

[1] Vgl. Goedeke, *Grundriß* (erste Auflage) III, 2, 826.
[2] Leipzig 1910.

ihm der Versucher, der 'Graue', hier Monsieur Malin genannt; der Schattenhandel wird abgeschlossen, und zwar so, daß Peter noch ein Jahr seinen Schatten behalten soll und ihn nachher im Austausch gegen den Glückssäckel jederzeit wiederbekommen kann. Bis hierher, d. h. bis zum Schluß des 1. Aktes, schließt sich die Handlung trotz aller Modernisierung eng an Chamisso; nun aber geht Wette eigene Wege. Peter, den die Aussicht gelockt hat, durch den Reichtum seine Grundsätze verwirklichen zu können, erweist sich ihnen auch treu; da führt der Verlust seines Schattens die Katastrophe herbei, auf die Malin gerechnet hatte, der enttäuschte Idealist will jetzt Malins Schüler werden: er folgt ihm zunächst in die große Welt. Aber er besinnt sich wieder, er trotzt auch der letzten Lockung Malins, der ihn durch die Liebe zu fangen hofft; der Bruch erfolgt. Wohl wird jetzt der schattenlose Peter von der Landbevölkerung gehetzt; die Not hilft ihm zur Erkenntnis, 'daß der Mensch nichts von seinem Wesen, auch nicht den kleinsten Teil seines Schattens verlieren darf, will er vor Gott und sich selbst bestehen'; er überwindet Malin endgültig, erhält seinen Schatten wieder, und nun soll sein Leben dem Kampf gegen den Mammon gelten, das Gut, das er früher erworben, soll deutsches Bauernland werden; er selbst geht als Fabrikarbeiter unter das Volk. Im 5. Akte finden wir ihn wieder als den Fahnenträger der christlich-sozialen Arbeiter; als solcher verhindert er einen großen Schlag, den die großkapitalistischen Arbeitgeber im Bunde mit ihren polnischen und kroatischen Arbeitern gegen die Deutschen planen — er selbst freilich wird heimtückisch erstochen. An seiner Bahre aber bekennt sich sein alter Gegner — er tritt seit dem 2. Akte als Graf Westphalen-Malin auf — überwunden: er will und muß vom Teufel los, als deutscher Adliger wird er Führer sein des Volkes der Arbeit; Schlemihls letzten Willen wird er vollstrecken und 'dann soll am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen'.

Verklungene Zeiten! Der jüngste der Schlemihle ist durch die weiteste Kluft von uns getrennt: es ist gar anders gekommen als sein Dichter träumte. Aber der Traum ist so herzgewinnend, daß wir die literarischen Schwächen der Dichtung schon mit in den Kauf nehmen. Sie liegen ja so klar zutage: so bequeme Verträge darf der Böse doch nicht schließen! Seit wann bleibt dem Märchenhelden der Gewinn aus einem Zauberhandel, wenn dessen Voraussetzungen nicht mehr gelten? Peter Schlemihls Reichtum müßte doch zerrinnen, nachdem er Fortunats Säckel zurückgegeben hat! Und wer ist eigentlich Monsieur Malin? Ist er der leibhaftige Satan, dann kann er doch nicht hinterher ohne weiteres als adliger Führer des deutschen Volkes gelten; ist er aber ein Mensch, wie kann er schlechthin dämonische Zauber-

künste üben? Ist der Vertrag, den er dann mit seinem Herrn und Meister geschlossen hat, auch so bequem wie sein eigener mit Schlemihl? Derartiges ließe sich noch genug anführen, und trotz alledem wollen wir, statt zu kritteln, heute lieber dem Verfasser den hohen Sinn neiden, mit dem er einst seinen Stoff erfaßte; Chamisso selbst hätte ja wohl behaglich Beifall genickt zu dem Gedanken, seinen Schlemihl zu einem Typus deutschen Wesens, zu einer Verkörperung der ringenden deutschen Volksseele zu machen. In ganz anderem Sinne liegt uns heute der Gedanke wieder nahe: ganz anders freilich müßten wir nach dem großen Zusammenbruch die Farben mischen, als einst Hermann Wette in den Tagen der Hoffnung.

Die Dramatisierungen von Chamissos Märchen — ob die angekündigte Oper von Richard Strauß *Die Frau ohne Schatten* dazugehört, bleibt abzuwarten — ließen den Helden seine Schicksale in besonderer Beleuchtung vor unsern Augen erleben; wenn die erzählende Dichtung Peter noch einmal aus der Einsiedelei hervorholen wollte, konnte sie nicht wohl abermals erzählen, was schon bei Chamisso zu lesen war, sie mußte irgendwie suchen, über ihn hinauszukommen. Eine gewisse äußere Veranlassung dazu gab der Tod Chamissos (1838); unmittelbar durch ihn ist — mindestens nach des Verfassers Behauptung — veranlaßt *Peter Schlemihls Heimkehr*, die umfängliche Erzählung des alten Lützowers und späteren 'kgl. preußischen Hofdemagogen' Friedrich Förster.[1] Das Vorwort berichtet, wie einst Chamisso in einem Gespräch über Goethes Faust (dessen zweiter Teil damals noch nicht vorlag) geäußert habe, der Teufel dürfe jedenfalls nie und in keinem Falle recht behalten; Förster habe zugestimmt, zu gleicher Zeit aber Chamisso angeregt, nun auch dafür zu sorgen, daß der Graue beim Schattenhandel zu guter Letzt doch der Betrogene sei. Andere hätten sich seiner Bitte angeschlossen, den redlichen Schlemihl nicht auf zeitlebens in die ägyptische Einsamkeit zu verbannen, und Chamisso habe auch nicht geradezu abgelehnt, sei aber weiteren Ansinnen ausgewichen und habe die Fortsetzung auf unbestimmte Zeit vertagt. Nach seinem Tode finde sich nun Förster durch ein leichtsinnig gegebenes Versprechen gebunden, und so veröffentliche er denn den zweiten Teil des *Peter Schlemihl*.

Daß ähnliche Bitten an Chamisso herangetreten sind, ist schon denkbar: der Ausgang seines Märchens machte an sich eine Fortsetzung möglich: die ernsthafte Absicht hat er aber kaum gehabt, und leider war Förster nicht der Mann, der der Aufgabe gewachsen war. Er verwischte die tiefernste Grundlage der Dichtung;

[1] Leipzig 1843.

um seines Zweckes willen ließ er unberücksichtigt, daß das Märchen nicht bloße Erfindung, sondern aus dem innersten Erleben gewachsen war. Chamissos Schlemihl folgt seinem Wesen, wenn er sich in die Öde der Wüste birgt, er hat unter Menschen nichts mehr zu suchen; bei Förster ist das Einsiedeltum nur Sühne für schließlich läßlichen Fehl seiner Jugend, und es kommt der Tag, da Peter meint, genug gesühnt zu haben. Von seiner Tränenseligkeit hat ihn das Wüstenleben geheilt, er hat gelernt, den Humor der Dinge einzusehen: das heißt dann freilich, er ist gar nicht mehr Schlemihl. Wie sollte der auf den Gedanken kommen, daß die Schattenlosigkeit am Ende auch ihre Vorteile hat — das ist aber gerade des Försterschen Schlemihl neugewonnene Einsicht! Auf der Fahrt in die Welt benutzt er sie denn auch recht erfolgreich: dem Schattenlosen gelingt manch geschickter Streich, er gewinnt sogar die Liebe der schönen Adele, der Tochter Rustans, des einstigen Leibmamelucken Napoleons. Freilich seinen Schatten möchte er doch wiederhaben, aber allein ist er trotz manchem Hin und Her dem Grauen nicht gewachsen. Da hilft die Liebe: die schöne Adele opfert um des Geliebten willen ihr Spiegelbild, und beim letzten Kampf mit dem Grauen, zu Berlin am Grabe Chamissos, bringt das Spiegelbild die Entscheidung: der Graue versinkt, und Schlemihl hat seinen Schatten wieder. Nach einer mühsamen Episode schließt die zuletzt bedenklich versandende Erzählung mit der fröhlichen Hochzeit des so lange Unbehausten.

Auch abgesehen von den betonten grundsätzlichen Einwänden gegen Försters Versuch, läßt sich nicht allzuviel Gutes von ihm rühmen; wohl findet sich manche anziehende Einzelheit, wie das Auftreten des Fürsten Pückler-Muskau und die Episode des Jean-Paul-Festes in Kuhschnappel, im ganzen ist aber die Erfindung mühselig und gezwungen, die Darstellung breit und langweilig; das Beste an dem Buch sind zweifellos die zwölf Zeichnungen, die Hosemann beigesteuert hat.

Und doch ist das Buch Försters wohl nicht ohne Einfluß geblieben auf einen zweiten Versuch, mit Chamissos Kalbe zu pflügen. Noch heute ist die Märchensammlung des Thüringers Ludwig Bechstein in vielen Händen, wird sein Name als Sagenforscher und -kenner rühmlich genannt, um so vergessener ist freilich seine dichterische Betätigung. Er kannte Försters Versuch sehr wohl, erwähnt er ihn doch in seiner 'kosmologisch-literarischen Novelle *Die Manuskripte Peter Schlemihls.*[1] Freilich urteilt er über seinen Vorgänger nicht sehr günstig und beruft sich dabei auf die zeitgenössische Kritik; man muß ihm

[1] Berlin 1851 (2 Teile); vgl. I, 143.

jedenfalls lassen, daß er seinen besonderen Weg einschlug, der ihm erlaubte, den gefährlichen unmittelbaren Wettbewerb mit Chamisso zu vermeiden. Am Schlusse des Märchens erzählt nämlich Schlemihl, wie er, die Wunderkraft seiner Stiefel ausnutzend, alle Erscheinungen des irdischen Lebens gründlich kennengelernt, die erkannten Tatsachen in mehreren Werken dargelegt, seine Folgerungen und Ansichten in einer Reihe von Abhandlungen auseinandergesetzt habe; er werde Sorge tragen, daß dieser sein Nachlaß nach seinem Tode an die Berliner Universität gelange. Hier knüpft Bechstein an: Schlemihl hat Nachricht über seine wissenschaftliche Hinterlassenschaft in die Heimat gesendet, und durch eine wunderbare Schickung gerät die Aufforderung, diese Manuskripte zu bergen, an einen armen Schlucker von sächsischen Magister. So berichtet denn die Novelle von Mendels Fahrt ins Pharaonenland: es gelingt ihm, die Höhle zu finden, den Schatz zu heben; Schlemihls Asche kann er würdig bestatten. Und nun kommt die Tragik: die Brust geschwellt von der Hoffnung, als Herausgeber auf der Titelseite grundlegender Werke zu prangen, bringt Mendel Schlemihls Erbschaft durch mancherlei Fährnisse und Versuchungen glücklich nach Hause: ach, es ist eben Schlemihls Erbschaft. Die Berliner Universität dankt schönstens für die ihr zugedachte Gabe, und erst recht bitter ist die Enttäuschung, als auch die Buchhändler gar nicht erkennen wollen, was ihre Ehrenschuld wäre. So ist denn das Ende aller Hoffnungen ein trübseliges Korrektordasein, ein steter Kampf mit der Not des Lebens — als letzte Ironie wirkt es, daß die Schilderung seiner Fahrt und späteren Mühsale, die er dem angeblichen Herausgeber, seinem Freunde Bechstein, gegeben hat, ihn nach seinem Tode als Verfasser das erreichen läßt, was er als Schlemihls Treuhänder vergeblich erstrebte: den Platz im Meßkatalog.

Nun stellt sich Bechsteins Novelle aber nicht nur als eine Anknüpfung an Chamissos Märchen heraus, sie ist mehr als das: Bechsteins Held ist ein Peter Schlemihl redivivus. Die Gestalt als solche ist aufgenommen: ein Pechvogelgeschick ist gestaltet ohne Einschlag des Wunderbaren und ohne die Schuld des Schattenverkaufs. Mendel ist eine brave Haut, aber dem Leben nicht gewachsen, gelehrt und fleißig, doch ohne eigenen Gedanken, der geborene Famulus, der sich nur im Schatten eines Meisters wohlfühlt. So gar bescheiden ist das Glück, das er sucht, und doch gleitet es ihm aus den Händen: er hat da schon seine trübe Erfahrung gemacht, ehe er die Fahrt nach Ägypten antritt. Wie will er nun diesen Schatz hüten, wie weist er die Versuchung, die Manuskripte einem verdrehten Engländer zu verkaufen, weit von sich, und der Kaufpreis hätte dem Bescheidenen doch für sein Leben eine behagliche Zukunft gesichert! Und dabei schlägt er denn

das Glück, das er jetzt wirklich in der Hand hat, aus — freilich, er muß es ja wohl tun, denn Mr. Highgoods Gold hätte diesen Schlemihl doch nimmer glücklich gemacht: nie hätte ihn der Gedanke losgelassen, daß er, der Mann der Wissenschaft, ein Mammonsdiener geworden sei, daß er mitgeholfen habe, in englischen Truhen die Früchte eines langen Forscherlebens zu vergraben — ihm schlägt eben zum Unheil aus, was er auch besitzt.

Aber Bechsteins Buch ist keine schmale Novelle, das Schifflein segelt mit recht schwerer Fracht. Schon Mendels Schilderung seiner Orientfahrt verfällt allzusehr in die Weise einer Reisebeschreibung, die Kenntnisse verbreiten will, und der lästigste Ballast sind auch für ihn die unheilvollen Manuskripte. Wir müssen eine Vorstellung von ihnen erhalten, begreifen, daß der Buchhandel ihnen gegenüber spröde ist; aber anderseits auch Mendels Urteil über sie verstehen, und er darf dabei nicht als Schwachkopf erscheinen. Der Ausweg ist, daß Schlemihl ein System der gesamten Geschichts- und Naturwissenschaft, ein 'kosmologisches Universum' verfaßt hat, eine Anhäufung eines gewaltigen Stoffes an Tatsachen, Zahlen usw., die trotz oder vielfach gerade wegen ihrer absonderlichen Art wohl geeignet ist, ein Gemüt wie das Mendels mit staunender Bewunderung zu füllen. Wenn nun aber Mendel vor unseren Augen mehr als eine Gelegenheit benützt, diese und jene Abteilung zu mustern, und dabei eine Übersicht des Inhalts in der Art eines antiken Argumentums gibt, dann verstehen wir freilich sowohl Mendel als auch die hartherzigen Verleger, nur wird dies Ergebnis mit dem Preis einer gehörigen Langenweile bezahlt: Bechsteins Kunst ist an der Aufgabe, dies Problem dichterisch zu lösen, gescheitert. Immerhin: wenn Bechstein Schlemihl in seiner Höhleneinsamkeit eine ungeheure, letzten Endes doch zwecklose Gelehrsamkeit aufhäufen läßt, wenn sein eigener Held sein Leben an diesem Stoffwuste vertut im Gegensatz zu einem praktischen Franzosen, der gutverkäufliche Dinge aus Ägypten holt, zu einem verschrobenen Engländer, dem die Jagd nach Altertümern nur Sport und Zeitvertreib ist, dann spüren wir doch, daß er in der Schlemihlfigur ein Symbol deutschen Volkstums gesehen hat, ein nicht nur für die Wende der vierziger und fünfziger Jahre zeitgemäßes Symbol — leider reichte die dichterische Kraft bei weitem nicht aus, um es zu künstlerischer Bedeutsamkeit zu erheben.

Bechstein erwähnt nicht nur Försters Versuch, sondern an derselben Stelle (I, 143) auch andere 'Fortsetzungen' oder 'Ergänzungen'; freilich nennt er nur Hoffmanns *Verlorenes Spiegelbild* und fährt dann fort: 'andere folgten, und der Gottseibeiuns errichtete ein Leihhaus; er machte guten Markt mit Namen, Haaren und was sonst der Mensch sein eigen nannte und allenfalls

nicht täglich bedurfte'. Leider hat es bei dieser sehr allgemeinen Andeutung sein Bewenden, und heute ist es bei dem Eintagscharakter dieser Literatur jedenfalls schwer anzugeben, worauf Bechstein anspielt. An sich ist seine Aussage ja nicht unwahrscheinlich; anderseits redet er nicht als Forscher, sondern als Novellist und könnte sich sehr wohl dagegen verwahren, daß seine Worte buchstäblich genommen werden. Goedeke nennt jedenfalls nur eine Dichtung, die als eine Art Wiederaufnahme des Verkaufsmotivs gelten kann, ein Märchen von F. Brunold, unter welchem Schriftstellernamen sich der märkische Lehrer Aug. Friedr. Mayer birgt. Es heißt *Waldgeist* und steht in den *See- und Waldmährchen*.[1]

Von einem braven Jägerburschen erzählt es, der aber eine Schlafratte ist, und dem deshalb die Wilddiebe über den Kopf wachsen. Da verkauft er dem Teufel für eine auf weite Entfernung sicher treffende Büchse, was über zehn Stunden Schlaf ist, und damit fängt sein Unglück an. Jetzt ein angesehener Jäger, will er gleich obenhinaus; er verliebt sich in die Tochter seines gräflichen Herrn und setzt nun den Handel fort: um zwei Stunden Schlafes erwirbt er sich ein Schloß, für zwei weitere das nötige Geld, und nun erreicht er sein Ziel. Aber jetzt wacht er zuviel, und in den schlaflosen Stunden quält den Emporkömmling das Mißtrauen; für nochmals zwei Stunden Schlaf erhält er ein Glas, mit dem er die Herzen der Menschen durchschaut, und nun wird die Sache natürlich noch schlimmer. Sein Weib verläßt ihn; um endlich einmal ordentlich schlafen zu können, opfert er abermals zwei Stunden. Dann geht er in die Welt; des Lebens satt und übersatt kehrt er zurück und will jetzt nur den Tod, aber der Teufel weigert ihm den. Da verzichtet er auf sein Menschendasein; den letzten Schlaf gibt er hin, um den Körper loszuwerden: als Menschenschatten huscht er durch den Wald.

Einiges wenigstens kann ich diesem bisher allein verzeichneten Beispiel hinzufügen: das Verkaufsmotiv findet sich bei dem baltischen Freiherrn Alexander von Ungern-Sternberg, einem der frühesten Vertreter des jungdeutschen Romans, dessen Novellentitel *Die Zerrissenen* es ja zum bezeichnenden Schlagwort für die Zeit brachte. In seinem *Buche der drei Schwestern*[2] steht die Novelle *Der rote Zwerg*; eine Episode dieser, die *Erzählung des dicken Herrn*, besteht gleich aus zwei Schlemihlgeschichten, die man 'Der verkaufte Magen' und 'Der verkaufte Schlaf' nennen mag. Der dicke Herr erzählt von sonderbaren Bekanntschaften, die er gemacht hat: da hat er zu-

[1] Berlin 1845, S. 152 ff.
[2] 2 Bände, Leipzig 1847; vgl. I, 219 ff.

nächst 1837 im Bade einen hageren Mann kennengelernt, ein Wunder von unermüdlicher Eßlust, gefeit gegen die Folgen selbst des üppigsten Mahles. Ein Zufall macht den Erzähler zum Zeugen eines Gespräches, in dem seltsame Dinge ans Tageslicht kommen: der Hagere kann nach Herzenslust schlemmen, weil das Verdauen ein anderer zu besorgen hat; ein armer Teufel, der sich einst auf den Jahrmärkten mühsam genug als Eisenfresser (im wörtlichen Sinne) durchgeschlagen hat, ist durch hohen Lohn von dem Hageren bewogen worden, ihm seinen Magen zur Verfügung zu stellen; durch magnetische Operationen ist die Übertragung vollzogen worden, aber bald genug ist dem armen Kerl der Handel leid geworden. Denn sein Herr kann sich nun an Werken der Kochkunst letzen, die schwerer zu verdauen sind als Kieselsteine; er aber kann nicht viel mehr als Stein und Bein klagen und eine Lohnerhöhung durchsetzen, muß er doch jeden Augenblick fürchten, daß sein Trotz dadurch bestraft wird, daß der Fresser auf seine Kosten einfach Gift nimmt. Über den Ausgang der Sache weiß der Erzähler selbst nichts, da der Hagere mit seinem geplagten Gefolgsmann plötzlich abreist.

Ebenso leicht macht Sternberg sich die Lösung bei seiner zweiten Schlemihlgeschichte. In ihr hat ein ungeheuer reicher Frankfurter, ein Emporkömmling aus den niedersten Schichten, alles, was sein Herz begehrt; nur schlafen kann er nicht. Und doch war einst ein fester, traumloser Schlaf sein einziger Besitz, bis den selig auf der Landstraße Schlummernden ein finsterblickender, unheimlicher Geselle aufgeweckt hat, um ihm für hundert Taler eine Stunde Schlaf abzukaufen. Leichtsinnig hat er das Geld verschwendet und dann gegen immer größere Summen immer mehr Schlaf verhandelt, schließlich die letzte Stunde für seinen jetzigen Reichtum. Seitdem kann er kein Auge mehr zutun; aber als der dicke Herr mit seiner Erzählung soweit ist, bemerkt er, daß seine ganze Zuhörerschaft ihrerseits sanft entschlummert ist — und damit ist die Episode zu Ende.

Nach Bechstein hätte der Gottseibeiuns auch guten Markt mit Namen gemacht, was schließlich bei unserm Geschäft ein sonderbarer Handelsgegenstand ist. Spielt er vielleicht an auf die Erzählung *Der Mann ohne Namen* von dem im Vormärz viel gelesenen Karl Spindler,[1] einem reichbegabten, freilich viel zu fruchtbaren Erzähler? Hier ist der Ausgangspunkt ein Hasardspiel zwischen zwei Nebenbuhlern, italienischen Adligen: der eine verspielt sein Hab und Gut, seinen Anspruch auf die Geliebte, zuletzt das Anrecht auf seinen Namen. Die Folgen ent-

[1] In der Sammlung 'Sommermalven' (2 Bde.), Stuttgart 1833; vgl. II, 291 ff.

sprechen dem Typus dieser Art von Schlemihlgeschichten: ohne Namen ist der Unglückliche ausgestoßen aus Familie und Gesellschaft; selbst Räuber weisen ihn aus ihrer Mitte, der Priester, bei dem er sich taufen lassen will, weigert seine Hilfe, er ist ja schon getauft, und seinen Namen soll er nur wiederzuerlangen suchen. So muß er wehrlos zusehen, wie sein Gegner ihm Ruf und Ehre schändet, in Jammer und Elend geht er zugrunde. Das übernatürliche Element fehlt der Erzählung gänzlich, und eben deshalb wird man nicht unbedingt behaupten wollen, daß sie aus Chamissos Saat aufgegangen ist; Spindler erzählt übrigens 'frei nach dem Französischen' — leider kann ich seine Vorlage nicht nachweisen.

Man erkennt leicht an den vier Erzählungen eine Abschwächung des Motivs. Die Zeiten der Märchendichtung der Romantiker waren vorüber, der Geschmack des Publikums hatte sich abgewandt vom Übernatürlichen und seinen Beziehungen zur Sinnenwelt; diese Schriftsteller aber wollten dem Publikum dienen. Gewiß stand Brunold den literarischen Richtungen des Tages fern; er wollte ein Märchen geben, aber er fand nicht den Märchenstil: die Poesie suchte er in gehobener Sprache, in einem etwas sentimentalen Ton, aber damit macht er uns höchstens mißtrauisch gegen die Glaubwürdigkeit seiner Entwicklung des Problems — wir sehen gar nicht ein, warum der Jäger nach dem ersten Verkauf immer weiter auf die abschüssige Bahn gedrängt werden muß, warum er sich nicht besser sichert. Spindler oder seine Vorlage verzichtet auf alles Märchenhafte; was übrigbleibt, ist eine etwas hintertreppenmäßig anmutende Schauergeschichte; Sternberg endlich, an sich ein Verehrer des achtzehnten Jahrhunderts, schlägt einen Ton an, bei dem man etwas an die ironische Art erinnert wird, in der man im Zeitalter der Aufklärung Märchen erzählte. Eine Stilprobe ist die philosophische Erkenntnis, mit der sich sein ehemaliger Steineschlucker tröstet: 'Haben wir nicht immer verdauen müssen, wenn unser Adel und unsere Vornehmen an ihren glänzenden Tafeln schmausten? Sie haben sich immerdar mit uns in einen so kräftigen magnetischen Rapport zu setzen gewußt, daß wir die Last und sie den Genuß haben.' Dabei ist dann auch ganz bezeichnend, daß in der ersten Geschichte Sternberg den Teufelspakt durch den modernen Magnetismus ersetzt, in der zweiten aber die Person des Käufers im unklaren läßt; gewiß, er gibt ihr einen dämonischen Zug, begnügt sich dabei aber mit so allgemeinen Andeutungen, daß von Märchenstimmung kaum die Rede sein kann.

Auch die späteren Jahrzehnte, die auf dem Gebiete des Kunstmärchens an sich manche trefflichen Leistungen aufzuweisen haben, sind in Deutschland dem Motiv des Schattenhandels und

seinen Umformungen nicht günstiger gewesen; Chamissos klassische Behandlung ist sicherlich ein Hemmnis, weil bei der scharf ausgeprägten Besonderheit dieses Handels jede Umformung zum Vergleich herausfordert. Mancher Titel könnte zwar irreführen; doch Paul Heyses Troubadournovelle *Der verkaufte Gesang* streift unser Thema nur, denn es handelt sich um einen in den Umständen begründeten, an sich ganz sachgemäßen Vertrag, bei dem der eine Dichterbruder auch gar nicht seine Sangesfähigkeit, sondern nur die öffentliche Ausübung seiner Kunst drangibt, und *Das verkaufte Lächeln* von S. Trebitsch[1] ist unserm Zusammenhang ganz fremd. Zu nennen wüßte ich nur ein Märchen von Helene Stökl, *Weh dem, der nicht lügt*,[2] das dem Gedanken wenigstens nahesteht, und eine Novelle von A. von Perfall, *Das verkaufte Genie*.[3] Dort ist der Held ein Wahrheitsfanatiker, der der Lüge flucht; ein Kobold nimmt ihn beim Worte und entzieht ihm die Gabe, irgend etwas zu sagen, was nicht im strengsten Sinne wahr ist; der arme Assessor gerät sofort in die scheußlichsten Verlegenheiten, stößt bedermann vor den Kopf und ist heilfroh, als er aus seinem Silvestertraum erwacht, denn nichts anderes ist es gewesen. Aber die hübsche Geschichte steht unserem Motiv nur nahe; sieht man von der Traumeinkleidung ab, so fehlt der eigentliche Verkauf. Auch Perfall gibt einen 'Sommernachtstraum'; aber bei ihm haben wir doch einen wirklichen Handel: ein Maler verkauft an einen mit seiner bloßen Geldmacht unzufriedenen schwerreichen Amerikaner um eine Million sein Genie, bei beiderseitiger Einwilligung soll der Kauf nach zehn Jahren rückgängig gemacht werden können. Da nun der Maler mit seinem Gelde nichts Gescheites anfangen kann, der Millionär nur den Fluch des Genies zu spüren bekommt, so sind beide nach zehn Jahren die unglücklichsten Menschen — zum Glück haben sie beide nur geträumt, Haschischträume, die der Wille des guten Genius der Geschichte bestimmt hat, des väterlichen Freundes des Amerikaners, eines in alle Weisheit des indischen Orients eingedrungenen Gelehrten.

Der Mangel dieser letzten Erfindungen liegt in der schwächlichen Art, in der sie das Übernatürliche in das alltägliche Leben einführen. Chamisso hatte den echten Romantikermut zum modernen Märchen: sein Grauer ist da und fordert für sich trotz der neuzeitlichen Umgebung Glauben; er kauft den Schatten, weil er als letzten Gewinn eine unsterbliche Seele zu erbeuten hofft — die neueren Dichter wollen aber vom leibhaftigen Gottseibeiuns und seiner Seelenjagd nicht recht etwas wissen. Nun gibt es so viel

[1] Wien 1905. [2] In *Schorers Familienblatt* 1883, 829 ff.
[3] Kürschners Bücherschatz Nr. 650 (o. J.).

Dinge zwischen Himmel und Erde, daß auch ohne die Mächte der Hölle alle Schauer des Übernatürlichen im Rahmen unserer Zeit beschworen werden können; für unser Thema, das einmal an einen Kauf gebunden ist, wird ein dämonischer Mensch an Stelle des Teufels als Käufer einzutreten haben; ein Ansatz dazu ist ja auch Perfalls gelehrter Amerikaner. Aber der Stil der phantastischen Erzählung hat sich in Deutschland nur langsam erneuert; im allgemeinen blieb man im alten Märchenlande; hier zwar ist es verlassen, dafür ist aber der Traum vorgeschützt, der zu nichts verpflichtet, in dessen Bezirk erlaubt ist, was gefällt. Perfall tat wenigstens einige Mystik hinzu, griff ins Gebiet der Hypnose hinüber; aber zu mehr als durchschnittlicher Unterhaltungsware reichte seine Kunst nicht aus.

Das Verhältnis dieser letzten Behandlungen des Motivs zu Chamissos Märchen ist wohl anders zu beurteilen als das der früheren. Brunold und Sternberg übertrugen sicherlich unter der unmittelbaren Anregung Chamissos den Schlemihlhandel auf einen anderen Gegenstand; bei Stökl und Perfall ist die Bekanntschaft mit dem Schlemihlmärchen zwar ohne weiteres vorauszusetzen, deshalb brauchen sie aber durchaus nicht unmittelbar von ihm angeregt zu sein. Sie sind wohl eher von der alten Weisheit und stets neuen Beobachtung ausgegangen, daß die Menschenkinder gewöhnlich höchst unzufrieden mit dem sind, was ihnen ihre gegenwärtige Lage bietet; so unzufriedene Seelen durch den Traum von ihren Schmerzen zu heilen, ist vielbewährtes Dichterrezept. Nun ist der Schlemihlhandel eins von den zahlreichen Märchenmotiven geworden, mit denen die Phantasie als mit ererbtem Besitz schaltet; wenn hier im Traum unbesonnene Wünsche Wirklichkeit werden sollten, so lag es nahe, dem Wahrheitsfreund die Fähigkeit zu lügen, dem Künstler das Talent zu nehmen — das geeignete Schlemihlmotiv wurde einfach übertragen, ohne daß der Schriftsteller deshalb zu Chamissos Märchen ein Seitenstück zu geben beabsichtigte. Das hindert natürlich nicht, daß die fertige Erzählung für uns zu der Gruppe tritt, deren charakteristischer Vertreter nun einmal Chamissos Schlemihl ist.

Dasselbe gilt wohl auch von einem neueren Drama, das ich indessen nur aus einer Besprechung kenne,[1] der am 9. Dezember 1916 in Dresden aufgeführten Legende *Das Lied der Königin* von Paul Hermann Hartwig. Merkwürdig, wie da der alte Haffner wieder auflebt — gelesen hat Hartwig *Das Marmorherz* sicher nicht, aber so zahlreich sind die Möglichkeiten märchenhafter Symbolisierung nun einmal nicht, daß nicht die einfacheren

[1] *Literarisches Echo* 20, 554.

Formen immer wieder neu gefunden werden. Auch hier ein Herzenshandel: Prinzessin Magelone hat den überflüssigen Muskel für höchste Frauenschönheit verkauft. Und nun spielt sie Turandot und Circe in einer Person; der Löser ihrer Rätsel wendet sich zwar von der Herzlosen, aber die Sehnsucht nach ihr läßt ihn nicht los, und so will er selbst sein Herz dem Zauberer verkaufen. Die Rettung bringt eine alte Melodie, die einst Magelonens Mutter sang, unter ihrem Einfluß weiß sie opfermutig ihr Herz zurückzugewinnen. Soweit sich urteilen läßt, gibt das Drama eine deutliche Probe von dem, was oben angedeutet ist: wie nämlich ein moderner Schriftsteller mit Märchengut schaltet.

Alles in allem sind die deutschen Abwandlungen des Schattenhandels ziemlich schwächlich ausgefallen; die Erklärung dafür hatten wir wenigstens zum Teil darin gefunden, daß ein eigentlicher moderner Stil für die phantastische Erzählung bei uns nicht vorhanden war; der große deutsche Meister E. T. A. Hoffmann war ja in Ungnade gefallen, und wenn immer wieder hier und dort ein einzelner seine Spur betreten hatte, eine eigentliche Überlieferung gab es nicht. Eine mittelbare Bestätigung dieser Begründung kann der Umstand liefern, daß diese Art der Schlemihlerzählungen wirkungsvolle Vertreter in einem Lande fand, das jenen Stil hatte, in England. Dort war er seit Poe vorhanden, und der Amerikaner, ein Menschenalter jünger als Hoffmann, hatte auch gewußt, das Wunderbare seiner Erzählungen in eine neue Form zu kleiden, die Märchenmotive wurden ersetzt durch Vorstellungen, die ihre Wurzel in der neuen Wissenschaft von den Abgründen der menschlichen Seele, den Wundern des Willens hatten — Vorstellungen übrigens, die auch Hoffmann nicht fremd waren, nur sich bei ihm noch unter dem Bilde unmittelbaren Eingreifens übernatürlicher Mächte gaben. Auf Poes Pfaden konnte dann einem Schriftsteller, der gewiß zu den hervorragenden Erzählern seiner Zeit, aber durchaus nicht zu den Geistern ersten Ranges gehörte, eine treffliche typische Schlemihlgeschichte gelingen — ich meine Walter Besant und seinen *Case of Mr. Lucraft.*[1]

Es ist eine Icherzählung wie *Peter Schlemihl*; als alter Mann erzählt Mr. Lucraft sein einziges romantisches Erlebnis, jüngeren zur Warnung, sich selbst zur behaglichen Erinnerung an überstandene Not. Als entlassener Schauspieler ist er einst in London herumgeirrt, keinen Penny in der Tasche, eine Beute des quälendsten Hungers, den der Duft der Speisehäuser, die leckeren Auslagen der Lebensmittelhändler noch unablässig neu aufreizten.

[1] Nicht bei Tauchnitz; die Originalausgabe London, Chatto and Windus o. J. Doch stammt die Erzählung wohl aus den achtziger Jahren: 1884 erschien eine (verkürzte) deutsche Übersetzung in *Schorers Familienblatt.*

Ein stattlicher älterer Herr hat ihn angesprochen; auf sein Geständnis, daß er hungrig sei, hat er ihn ausgefragt nach der Größe und Art seines augenblicklichen Hungers und seines gewöhnlichen Appetits; schließlich ist er ihm auf seine Einladung in sein Haus gefolgt. Und das Mahl, das ihm da vorgesetzt wurde — noch im Alter kann er nicht vergessen, wie er einhieb unter den Augen und der grotesken Bewunderung seines Wirtes! Dann ist ihm ein Vertrag vorgelegt worden, nach dem er seinen Appetit für eine einmalige Summe von 50 Pfund und ein monatliches Gehalt von 30 verkaufen sollte. Er hat gezögert, dann aber unter dem hypnotisierenden Einfluß des stärkeren Willens seines Gastgebers unterschrieben, sogar mit dem 'ganz besonderen Saft', und damit hat eine Zeit unsäglicher Leiden begonnen. Denn der alte Herr, ein Fresser und Säufer von unbarmherziger Gier, kannte keine Schonung und sprang mit dem gekauften Appetit derart um, daß die Folgen bei dem armen Lucraft nur allzubald sichtbar wurden. Seine Tage sind hingegangen zwischen Anfällen wüstesten Rausches und der entsprechenden körperlichen Rückwirkung; in den Augen der Welt ist er ein Trunkenbold schlimmster Art gewesen, und so hat er sich und sein Elend verkrochen in einer abgelegenen Wohnung, um wenigstens nicht jeden Augenblick der Schande ausgesetzt zu sein, in der Öffentlichkeit sich in der Gosse wälzen zu müssen. Auch ohne das hat er sich ja als Ausgestoßener fühlen müssen; jene unzähligen menschlichen Beziehungen, die auf der Gemeinsamkeit der sinnlichen Bedürfnisse beruhen, waren für ihn, der Speisen wie Getränke nur durch das Gesicht unterschied, nicht mehr vorhanden, und da ist ihm zu spät die Erkenntnis Schlemihls aufgegangen, daß niemand einen Teil seines Selbst, und sei es scheinbar der entbehrlichste, verhandeln darf, will er als Mensch unter Menschen leben. Ein paar Monate hat er sich so hingeschleppt, zuletzt täglich den widerlichsten Tod vor Augen, den Tod, den vor ihm schon vier andere Opfer seines Peinigers gefunden hatten, da ist ihm unerwartet noch Rettung geworden. Der Käufer seines Appetits ist am Schlagfluß gestorben — so hat es wenigstens geheißen; Lucraft freilich ist anderer Meinung: nach Andeutungen, die der unheimliche Famulus des alten Vielfraßes, der Neger Bouledeneige, ihm gemacht hat, darf er annehmen, daß er einen Pakt mit dem Teufel gemacht hatte und dieser rechtzeitig abgelaufen ist.

Die Erzählung ist in ihrer Art ein kleines Kabinettstück; gewiß fehlt ihr die schlichte, ergreifende Art des deutschen Märchens; zum Typus wie unser Schlemihl hätte der brave Lucraft, der eben ein Durchschnittsphilister ist, nie werden können, aber darauf hat es Besant auch nicht abgesehen. Er erzählt eine selt-

same Geschichte und gibt ihr als guter Erzähler den Stempel der Wahrheitstreue, wenn auch groteske Züge in der Schilderung des teuflischen Negers und seines Herrn, der im bürgerlichen Leben den Ruf eines frommen Menschenfreundes genießt, nicht gespart sind; aber von jenem innerlichen Erleben, der Offenbarung eigenen Wesens, die Chamissos Märchen hat, ist hier nichts zu spüren, und als Symbol bleibt erst recht der Schattenverkauf einzig — an einem Appetitsymbol herumzurätseln fällt wohl keinem ein. Natürlich erinnern wir uns bei dem Motiv an jene Geschichte Sternbergs — aber ein gewaltiger Abstand trennt dessen mageren Bericht von der voll entwickelten Erzählungskunst des Engländers. Dort einfach die nackten Tatsachen, hier sehen wir, wie ein armer Teufel in Versuchung kommt, folgen ihm Schritt für Schritt auf der abschüssigen Bahn, erleben Schande und Reue mit ihm und wissen doch schließlich durch die Einkleidung seiner Erzählung, daß es gar zu schlimm nicht werden kann. Das einzige, was nicht ganz in den Ton hineinpaßt, ist der Teufelspakt und Bouledeneige als verkappter Mephistopheles — freilich ist schwer zu sagen, wie Besant den Knoten sonst hätte lösen wollen: ein einfacher Schlagfluß wäre zu gut für den alten Heuchler, ein tragisches Ende hätte zum verkauften Appetit nicht recht gepaßt — also mußte schon der Gottseibeiuns bemüht werden.

Es bliebe noch zu erwägen, ob Besant von Chamissos Märchen angeregt wurde; die Frage ist zu bejahen, und wir brauchen uns dafür nicht auf die vorhandenen englischen Übersetzungen zu berufen, auch nicht auf jene englische Karikatur zur Krönung Wilhelms IV., von der Hitzig[1] berichtet und die mindestens beweist, daß im Jahre 1831 eine Anspielung auf Schlemihl und seine Schattenlosigkeit in England sehr wohl verstanden wurde. In diesen Zusammenhang gehört noch die Erzählung *Shadowless Men*, die Dickens einst in seine *Household Words*[2] aufnahm, auch ein Ableger des Schlemihl, insofern ihr Verfasser von Chamissos scherzhafter Deutung des Schattensymbols in der Vorrede zur französischen Übersetzung[3] ausgeht: ein Schatten kann nur von einem Körper, einem 'Soliden', geworfen werden, wer also schattenlos ist, mangelt der Solidität, und so handelt die englische Erzählung denn von Leuten, die dem äußeren Erfolg nachjagen und ihn auch erreichen (mindestens zeitweise), die aber vergessen und andere vergessen machen, daß nur Tüchtigkeit, 'Solidität', Bürgschaft dauernden Wohlstandes ist. All diese Dinge bezeugen die Bekanntschaft der Engländer mit Chamissos Märchen; aber

[1] Chamissos *Werke* (Ausgabe Sydow) III 155.

[2] Bequem zugänglich in *Novels and tales reprinted from Household Words* Bd. VIII, S. 62—78. Leipzig, Tauchnitz, 1858.

[3] Von 1838, vgl. *Werke* ed. Sydow III 150 f.

wüßten wir von ihnen nichts, so würde uns Besant selbst sagen, woher er das Motiv hat und damit auch die vertiefte Auffassung von dem, was die Verschacherung eines scheinbar noch so entbehrlichen Besitzes für den Menschen bedeutet. Er weist selbst auf sein Vorbild hin, allerdings nicht im *Case of Mr. Lucraft,* aber in einer späteren Erzählung *The doubts of Dives.*[1] Darin handelt es sich um das Motiv des Personentausches, und das Wunder wird bewirkt durch ein orientalisches Geheimmittel. Besant führt bekannte Fälle an, bei denen das Mittel seine Wirkung getan habe, und fährt fort: 'Ja, sogar Teile des Menschen sind verkauft oder ausgetauscht worden. Derart sind die Fälle Peter Schlemihls, der seinen Schatten verkaufte, und Luke Lucrafts, der seinen Appetit verkaufte ...' (es folgen noch einige Beispiele, die mit unserem Motiv nichts zu tun haben). Das ist eine Nebeneinanderstellung, die uns wohl das Recht gibt, Besants Erzählung als beabsichtigtes Seitenstück zu unserem Märchen anzusehen.

Ganz anziehend ist nun, daß Besant in diesen Zusammenhang die Geschichte von der verlorenen Persönlichkeit bringt (z. B. vom sizilischen König Robert, der in einen Bettler verwandelt wurde); es ist ein Motiv, das bis in die neueste Zeit zu dichterischer Gestaltung gelockt hat. Und wirklich, der ausgestoßene König und seinesgleichen tragen etwas von Schlemihl an sich; sie haben nur nicht einen Teil ihrer sinnlichen Erscheinung verloren, sondern das Ganze, indessen fehlt doch der charakteristische Handel, das Abtreten unverwertbaren Besitzes für äußere Vorteile, wirklich zu unserem Motiv gehören sie also nicht. Aber eine neuere Behandlung nähert sich doch unserem Thema so, daß sie hier einen Platz verdient; es ist eine Geschichte von H. G. Wells, der bekanntlich einer der glücklichsten Vertreter der phantastischen Erzählung im heutigen England ist; sie findet sich in der Sammlung *The Plattner story*[2] und heißt *The story of the late Mr. Elvisham.*

Einzelheiten erinnern an Besant: auch hier ein junger Mensch, ein Student, in beschränkter Lage, von bester Gesundheit und in voller Lebenskraft, wovon sich der Versucher, ein gebrechlicher Greis, aufs sorgfältigste überzeugt; auch hier spielt der hypnotisierende Blick eine Rolle; die Verlockung besteht darin, daß der Alte, ein berühmter Gelehrter von großem Reichtum, den Jüngling zu seinem Erben einsetzen will, nur müsse er sich verpflichten, seinen Namen zu tragen. Und dann kommt die entscheidende Stunde bei einem Essen, zu dem der alte Elvisham seinen kräftigen Erben eingeladen hat. Er bringt ihn dahin, seine Zukunft mit seines Wirtes Vergangenheit zu vergleichen, und als das Wort

[1] Sammlung *Verbena Camellia Stephanotis,* Leipzig, Tauchnitz, 1892; vgl. S. 59. [2] Leipzig, Tauchnitz, 1900.

fällt, daß des großen Gelehrten Vergangenheit wohl des Jünglings Zukunft wert sei, fragt er ihn, ob er denn tauschen wolle. 'Sie nehmen vielleicht meinen Namen, meine Stellung, aber würden Sie denn auch bereitwillig meine Jahre nehmen?' Und der Student antwortet 'ritterlich', ohne sich viel dabei zu denken: 'Ja, mit dem, was Sie geleistet haben.' Da wird er beim Wort genommen, ein geheimnisvolles Pulver bringt das Werk zustande: am anderen Morgen erwacht er als Elvisham, ein Greis mit allen Altersgebrechen, und ist noch dazu betrogen, denn Elvisham hat ihm außer seinem kränklichen Körper nur gelassen, was er geleistet hat, aber den Intellekt, der ihn dazu instand setzte, hat er behalten, und außerdem ist er jetzt in seiner neuen Verkörperung sein eigener Erbe und wird nicht lange zu warten haben. Mit teuflischer Schlauheit hat er seinem Opfer alle Mittel genommen, den Tausch rückgängig zu machen, man hält ihn für wahnsinnig, und so findet er keinen anderen Ausweg als die Selbstbefreiung durch von seinem Verderber mit tückischer Berechnung bereitgestelltes Gift. Die Erzählung hat Ichform, gibt sich als die letzten Aufzeichnungen des Unglücklichen; wir sollen darin aber durchaus nicht die fixe Idee eines Wahnsinnigen erblicken — lakonisch setzt Wells hinzu, daß in der Tat Elvishams gesamtes Vermögen einem jungen Manne namens Eden verschrieben war, dieser aber vierundzwanzig Stunden vor dem Selbstmord Elvishams einem Straßenunfall zum Opfer fiel.

Natürlich gilt, wenn die phantastische Erzählung ein solches Thema behandelt, Lessings Lehre von den Geistererscheinungen auf der Bühne: es ist Sache des Dichters, uns in die Stimmung zu versetzen, in der wir bereit sind, ihm zu folgen. Chamisso überwand diese Schwierigkeit, indem er von Anfang an, von dem Augenblick, wo der Graue die seltsamsten Dinge aus der Tasche zieht, ohne daß jemand anders als Schlemihl sich darüber wundert, seine Leser daran gewöhnt, inmitten des Alltäglichen dem Wunder zu begegnen; Besant und Wells aber meiden durchaus die Märchenluft, und da kommt freilich ein Augenblick, wo wir stutzen: bei Besant, wenn unter der Maske des Negers der Teufel hervorlugt, bei Wells, wenn das geheimnisvolle Pulver zu wirken beginnt — gewiß, ihre hochentwickelte Erzählungskunst läßt uns nicht los, aber etwas überlistet fühlen wir uns doch: in dieser Form empfinden wir das Wunder als etwas Fremdes in der Umgebung, in der es uns entgegentritt.

Darum scheint zur vollen Wirkung der Schlemihlhandel doch das Märchen zu brauchen, und als solches finden wir ihn bei Oscar Wilde in *The fisherman and his soul.*[1] Das Problem

[1] In *A house of pomegranates.*

scheint Wilde an und für sich gereizt zu haben: auch sein Roman *The picture of Dorian Gray* beruht ja auf einem ähnlichen Gedanken: wenn Dorian auf die natürliche Eigenschaft des Menschen zu altern verzichtet, wenn nicht mehr in seiner äußeren Erscheinung, sondern an seinem Bilde sich die Spuren der vorüberrollenden Jahre zeigen, so gibt auch er einen Teil seines Selbst auf. Doch was hier nur ein Anklang ist, kommt im Märchen zur vollen Entwicklung.

Ein Fischer wirbt um die Liebe einer Nixe — erfolglos, denn erst wenn er seine menschliche Seele fortschickt, will sie ihn erhören. Und weil seine Seele ihm ja doch nichts nützt, weil er sie nicht sehen, nicht fühlen kann, die Nixe aber über alles liebt, so forscht er überall, wie er denn seiner Seele ledig werden kann. Endlich findet er Rat bei einer Hexe: mit einem Messer, das sie ihm gibt, soll er rund um seine Füße herum seinen Schatten abschneiden und ihn gehen heißen, denn der Schatten ist nicht der Schatten des Leibes, sondern der Leib der Seele. Der Fischer tut es; aber die Seele, die nun vor ihm steht, ein Bild seiner selbst, will sein Herz mithaben, denn die Welt ist grausam — aber wie kann er ihr geben, was der Geliebten gehört! Da scheidet die Seele, doch einmal in jedem Jahr will sie den Fischer rufen, am selben Ort wollen sie sich treffen, vielleicht werde sie der Fischer brauchen. So trennen sie sich: der Fischer eilt ins Meer zur Geliebten, der Schatten oder die Seele geht in die Welt. Zweimal ruft dann die Seele den Fischer zum Stelldichein: seltsame Erlebnisse berichtet sie von ihren Fahrten, und mit deren Beute, dem Spiegel der Weisheit, dem Ring des Reichtums, lockt sie ihn, ihr zu folgen. Aber mehr als Weisheit und Reichtum ist Liebe; erst der dritten Versuchung erliegt der Fischer: eine wunderbare Tänzerin will er sehen, denn die Nixe hat keine Füße. So tritt die Seele wieder in seinen Leib, er wirft seinen Schatten wieder, und auf ihr Geheiß wandert er Tag für Tag weiter, und jeder Tag ist bezeichnet mit einer kaltblütigen Untat, die er auf Antrieb seiner Seele begeht — er hat sie ja ohne Herz in die böse Welt hinausgesandt, was Wunder, daß sie deren Weise angenommen hat. Ihn packt der Ekel; er will sich von ihr trennen, wie er es früher getan hat, aber er muß hören, daß das nur einmal möglich war, jetzt müsse er seine Seele behalten. Da preßt er die Lippen zusammen, bindet sich die Hände, um allen Einflüsterungen seiner bösen Seele zu trotzen, und kehrt zurück an den Seestrand. Aber die Nixe hört nicht mehr auf seinen Ruf, mag er ihn auch ein Jahr täglich wiederholen, und stündlich lockt ihn die Seele, die Liebe zu opfern. In bitteren Nöten vergehen ihm die Tage: die Seele beugt sich, wie sie ihm zuflüstert, seinem Willen, nun möge er ihr aber auch sein Herz öffnen, daß sie eins mit ihm werde wie

in früheren Tagen. Drückt ihn denn nicht auch Schuld gegen sie? Hat er sie nicht hinausgestoßen in die Welt? Und was muß sie da gelitten haben, ehe sie hart und eigennützig wurde! Er will ihren Wunsch erfüllen, ihr sein Herz öffnen, doch wie ein Wall umgibt es die Liebe, und sie findet keinen Eingang. Da überwältigt ihn das Mitleid; er will ihr helfen — aber ein Trauerschrei ertönt vom Meere, die Wellen tragen die Leiche der Geliebten zu ihm, er läßt die Flut auch über sich hingehen, um mit ihr zu sterben, denn jetzt weiß er, daß Liebe nicht nur stärker ist als Weisheit und Reichtum, sondern auch als die Schönheit der Menschentöchter. Als ihm aber das Herz bricht durch die Fülle seiner Liebe, findet die Seele den Eingang in sein Innerstes: im Tode ist er mit der Geliebten vereint als derjenige, der er einst war in den Tagen der Vergangenheit.

Vergeblich wäre es wohl hier, im einzelnen nach einer besonderen 'tieferen Bedeutung' zu suchen oder gar allegorisch auslegen zu wollen. Wilde hat mit allem Glanz seines Stils, mit einer Fülle von phantastischen Erfindungen ein Märchenschicksal symbolisch gestaltet — ist es ein Schlemihlschicksal? Der Fischer erkauft mit seiner Seele die Liebe seiner Seejungfrau, aber er verkauft sie nicht an irgend jemand, der ihm ein anderes Gut dafür gäbe. Wohl spielt der Teufel eine gewisse Rolle: der Lohn der Hexe für das Geheimnis ist, daß der Fischer mit ihr tanzt, und daraus wird dann eine Art Walpurgisnachtszene; aber dem Teufel zu huldigen weigert sich der Jüngling, und so kann von einem Satanshandel nicht die Rede sein. Auf der anderen Seite verzichtet der Fischer aber doch auf seine Seele, um etwas zu gewinnen, was ihm mehr gilt, und die Art, wie er sich selbst und anderen den Verlust als unwesentlich hinstellt, ist ganz in der Art der Schlemihle. Wie ihnen ergeht es ihm dann auch: weil er seine Seele hingegeben hat, ruht seine Liebe nur auf Sinn und Herz; es ist nicht die Liebe des ganzen Menschen. Drum unterliegt er einer stärkeren Sinnenlockung, und nun trifft ihn das volle Schlemihlschicksal. Auch da er der Seele in die Welt folgt, ist er nicht ein ganzer Mensch, die Seele ist ja nicht wirklich eins mit ihm; so fühlt er sich in der Welt fremd, sein Handeln verletzt alle Gesetze menschlicher Gemeinschaft, zum Seevolk kann er auch nicht zurück, und so ist er hier wie dort ein Ausgestoßener — erst der Tod kann die Versöhnung bringen.

Ob Wilde eine Anregung durch Chamisso erhielt, wage ich nicht zu entscheiden; uns Deutschen wird ja sicherlich der losgelöste Schatten die Erinnerung an unseren Schlemihl wecken, aber wir dürfen nicht vergessen, daß eine alte Märchenvorstellung die Seele mit dem Schatten gleichsetzt,[1] und folglich Wilde von

[1] Vgl. v. d. Leyen, *Das Märchen* (Leipzig 1911) S. 55.

dieser ausgegangen sein kann. Wie dem nun sei, auf jeden Fall ist klar, daß Wilde dadurch, daß er das bürgerlich alltägliche Leben und die Gegenwart, in der sonst unsere Geschichten spielen, mit der romantischen Märchenwelt vertauschte, sich jene Fortbildung des Motivs ermöglichte, die in der Rückkehr des Schattens oder der Seele liegt. Bei Chamisso und seinen unmittelbaren Gefolgsleuten ist und bleibt der Schatten, oder was sonst an seine Stelle tritt, etwas Lebloses, eine Sache, die man verkaufen kann; in Wildes Märchenwelt kann das dahingegebene Gut ein selbständig handelndes Individuum sein, braucht daher nicht verkauft, sondern kann fortgeschickt werden.

Es ist merkwürdig, daß dieser Zug vorweggenommen war von dem nordischen Märchendichter Andersen, der sich lange vor Wilde des Stoffes bemächtigt hatte, er in unmittelbarem Zusammenhang mit Chamisso, den er persönlich kannte und auf dessen *Peter Schlemihl* er noch dazu in seinem Märchen *Der Schatten* ausdrücklich als auf einen Vorgänger seines Helden anspielt. Auch in anderer Beziehung wirkt seine Erzählung als Mittelglied zwischen Chamisso und Wilde: einerseits bleibt er in der Gegenwart, läßt alltägliche Leute in alltäglicher Umgebung auftreten, anderseits läßt er aber doch diesen Alltag als märchenhaft erscheinen, und zwar nicht nur durch die Kette von wunderbaren Vorfällen, die sich in ihm abspielen — das wäre bei Chamisso ja nicht anders — sondern an und für sich: es geschieht hier wie oft bei Andersen durch Hineinbeziehung der Großen dieser Erde, die sich nun in der modernen Umgebung so gemütlich absolutistisch und ungeniert benehmen, wie man sich es eben nur im Märchen gestatten kann.

Andersen erzählt von einem Gelehrten, der seinen Schatten auf Kundschaft schickt nach einem geheimnisvollen Hause, das seine Wißbegier erregt hat; er soll gehen, aber das Wiederkommen nicht vergessen. Doch der Schatten kehrt nicht zurück, und so ist der Gelehrte schattenlos. Aber das ist nicht so schlimm, wie es aussieht; dem neuen Schlemihl wächst der Schatten nach, und so vergißt er denn schier sein Erlebnis. Aber nach Jahren kehrt der Schatten zurück: ein feiner Herr in Schwarz, nur ein bißchen mager; er berichtet, jenes Haus sei das Haus der Poesie gewesen, und bis ins Vorgemach sei er gekommen. Da sei er denn über sich ins klare gekommen: sein ehemaliger Herr wäre nicht Mensch geblieben, wenn er sich dorthin gewagt hätte; er aber sei Mensch geworden und habe seine Laufbahn gemacht. Sehr ehrenwert ist sie in der bösen Welt, über die er klagt, kaum gewesen, aber was tut's: jetzt ist er ein gemachter Mann. Und er bringt es noch weiter: als er nach einigen Jahren wiederkommt, ist er dick und fett geworden; sein ehemaliger Herr aber grämt sich, weil nie-

mand seine Bücher über das Wahre, Gute und Schöne liest. So kehrt sich denn das Verhältnis der beiden um: der Schatten erweist sich als der Stärkere, schließlich mietet er sich seinen Herrn als Reisebegleiter und gibt ihn gar (denn er selbst ist schattenlos) als seinen Schatten aus. Damit imponiert er einer Königstochter derart, daß sie sich in ihn verliebt und ihn heiraten will; er aber stellt jetzt die letzte Zumutung: sein Herr soll sich als sein Schatten bekennen und jährlich einmal ihm zu Füßen liegen. Da empört sich freilich dessen Menschenwürde, aber zu spät; der Schatten behauptet, sein Schatten sei verrückt geworden, er läßt ihn einsperren, und als Hochzeit ist, da hat man den Gelehrten schon wegen Majestätsbeleidigung hingerichtet.

Die Übereinstimmung zwischen Andersen und Wilde geht recht weit: hier wie dort wird der Schatten fortgeschickt, erlebt besondere Abenteuer in einer bösen und eigennützigen Welt, kehrt zurück zum alten Herrn und erweist sich als der Stärkere; hier wie dort ist das Ziel des einst Verstoßenen eine Aufhebung der Trennung, eine Wiedervereinigung; hier scheiden sich dann die Wege: bei Wilde eine Art Versöhnung im Tode, bei Andersen der Triumph des Schattens. Die dichterische Gestaltung ist bei Wilde weit überlegen: abgesehen davon, daß Andersen die Gleichsetzung von Schatten und Seele nicht vornimmt, hat er nichts von dem Erfindungsreichtum und dem phantastischen Glanz des englischen Märchens; noch bedenklicher ist, daß auch in sich sein Bau kaum recht haltbar erscheint. Er kann nicht mit seinem schlichten Märchensinn bestehen: das Haus der Poesie, in dessen Vorhof der Schatten gelangt, das der Gelehrte nur von ferne sieht, weist allzu deutlich auf irgendeinen allegorischen Sinn hin. Daß jemand, der selbst versäumt hat, sich den Weg ins Haus der Poesie zu bahnen, nachher vergeblich Bücher über das Wahre, Gute und Schöne schreibt, ist verständlich; aber was es bedeuten soll, daß er seinen Schatten entsendet, dieser nur zum Vorhof gelangt und dann sein Leben auf eigene Hand führt, ist doch sehr undurchsichtig. Darf man überhaupt so mit Märchenmotiven umspringen, wie es hier geschieht? Der Gelehrte ist zunächst nach Entsendung des Schattens schattenlos; dann wächst ihm aber der Schatten wieder! Das ist wahrhaftig nicht Märchenart und weist wieder auf allegorische Bedeutung hin. Man möchte daran denken, daß der Gelehrte einst nach hohen Zielen strebte; aber er hat sich nicht mit seiner ganzen Persönlichkeit eingesetzt; zufrieden mit einer Annäherung an das Ideal, hat er sich begnügt mit dem, was im Vorhof der Poesie zu finden war und jedem zusagte. Er ist dann andere Wege gegangen; aber als er von neuem den Idealen seiner Jugend, dem Wahren, Guten und Schönen, nachtrachtet, findet er, daß er sein Bild festgelegt hat, er kommt

nicht auf gegen die einmal bestehende Vorstellung, er unterliegt seinem falschen Ich. Dann wäre also der Schatten etwas wie der Ruf des Menschen; aber man kann nicht sagen, daß die Deutung zwingend ist; wenn der Gedanke, den Schatten zum Herrn des Körpers zu machen, seinen Reiz hat, so braucht er doch eine andere Durchführung als diese zwischen Märchen und Allegorie ziemlich unerquicklich schwankende, in der das phantastische Geschehen in keiner Weise typisch wirkt.

Die holländische Fassung des Themas, von der Goedeke berichtet, ist mir leider unbekannt geblieben, und auch aus Frankreich kann ich nichts von Schlemihlgeschichten berichten, abgesehen von der nicht näher nachgewiesenen Vorlage von Spindlers Erzählung. Als verwandt berührt allerdings das Motiv von Balzacs *La peau de chagrin,* das seinerseits ja wieder zu Wildes *Picture of Dorian Gray* Beziehungen hat, aber es ist doch nur eine Verwandtschaft. Zur eigentlichen Schlemihlfamilie gehört Raphael de Valentine nicht. Es fehlt der eigentliche Handel: das geheimnisvolle Stück Leder, das jeden Wunsch erfüllt, sich aber auch mit jedem Wunsche verkleinert, ist eine freie Gabe. Indem er sie annimmt, findet er sich freilich auch damit ab, daß seine Lebensdauer an die Größe des Talismans geknüpft ist, jeder erfüllte Wunsch kürzt ihm die Frist seiner Tage. Aber er gibt doch nichts hin, was im eigentlichen Sinne zu ihm als Sinnenwesen gehört: seine Gesundheit als solche behält er ja, sie wird erst in dem Maße gefährdet, wie der Talisman stärker abnimmt; die Lebensdauer ist aber nur ein relativer Begriff: Achill ist kein Schlemihl, wenn er das kurze, ruhmerfüllte Leben dem langen, tatenlosen vorzieht.

Damit hätte ich aufgezählt, was mir von Nachbildungen des Schlemihlhandels bekannt geworden ist; es bleibt ein Wort zu sagen über die literarische Gestaltung des Typus, dem Chamisso durch seinen Märchenhelden den Namen gegeben hat, also über den geborenen Pechvogel, das Opfer nicht einer Schuld, sondern eines Fatums. Im Zusammenhang dieser Abhandlung ist da wohl Beschränkung am Platze: die Sachlage ist doch die, daß in einer Monographie des Pechvogels den Schlemihlen ein Kapitel einzuräumen wäre, daß aber nicht jener als die ältere, häufig mit Peter Schlemihl in gar keinem Zusammenhang stehende Gestalt anhangsweise beim Schlemihltypus behandelt werden kann. Vom Unstern, dem Studenten Anselmus und einem oder dem anderen ihrer Art ist die Rede gewesen, weil sie Zeitgenossen Schlemihls sind; daß die weitere Entwicklung wohl verdiente, einmal dargestellt zu werden, kann für sich allein schon die eindrucksvollste, weil am tiefsten aufgefaßte, am mächtigsten ausgeführte Ausprägung des Motivs beweisen: Fr. Th. Vischers *Auch einer.*

Aus demselben Grunde bleiben auch ausländische Pechvögel beiseite, denn der Name Schlemihl als Bezeichnung für diesen Typus ist doch wohl nur im Deutschen üblich. An sich wäre ja jener gute Kerl in der ersten Erzählung von Richepins *Les morts bizarres* eine prachtvolle Illustration zu Chamissos eigener Deutung des Namens Schlemihl: jede beste Absicht wird ihm falsch ausgelegt, jede Wohltat schlägt demjenigen, dem sie helfen soll, zum Verderben aus, unschuldig kommt er ins Zuchthaus und stirbt schließlich sogar durch Henkershand; zu böser Letzt steht auf dem Grabstein, den ihm der einzige, der seines Wesens Güte erkannt hat, setzen läßt, unter seinem Namen statt 'homme de bien' 'homme de rien'! Wir Deutsche könnten für Helden und Geschichte kaum einen besseren Namen finden als 'Ein neuer Schlemihl' — Richepin überschreibt sie so, wie sein Pechvogel heißt *Constant Guignard*: sicherlich eine treffliche Taufe, aber aus unserm Kreise rückt damit die Erzählung.

So begnüge ich mich denn einige Werke zu nennen, deren Schöpfer durch die Bezeichnung ihres Helden als Schlemihl seine Einreihung unter die Nachkommenschaft der Chamissoschen Gestalt wenigstens nahelegen. Voran steht, wenigstens zeitlich, eine Geschichte von Fr. Th. Wangenheim, *Der Schlemihl*[1] genannt, aus dem Jahre 1838. Ein Jüngling, der gar nicht weiß, wie dumm er ist, erzählt von mancherlei unvermutetem Pech, das ihn betroffen hat und das ihm den Namen Schlemihl — er hat ihn freilich selbst als Pseudonym für herzbrechend schlechte Gedichte benutzt — eingetragen hat; er wandert schließlich aus und wird ins Land der Schlemihle verschlagen, dessen König ihn als Missionar des Schlemihlianismus wieder nach Europa schickt. Hierher gehört auch die schon erwähnte Posse *Peter Schlemihl* von David Kalisch,[2] die am 17. Mai 1850 erstmalig aufgeführt wurde, ein anspruchsloses Stückchen, das freilich Wangenheims armseliges Erzeugnis an Laune und Witz weit überragt. Der Schauplatz sind Pankows damals noch ländliche Fluren. Peter Schlemihl, ein Witwer in schon vorgerückten Jahren, ist der Bräutigam einer reichen Bauerstochter, die ihn natürlich nicht mag, weniger seines Äußeren wegen, als weil er eben ein 'graulicher Schlemihl' ist, weil ihr 'sein Charakter, sein Temperament, seine fortwährende Angst vors Schicksal' zuwider sind. Der Vater tröstet: 'er hat viel Unglück gehabt, das Schicksal hat ihn verfolgt, und da ist er denn jetzt — was der Jöbildete sagt — Fataliste geworden' — mit welchem Recht, darüber gibt Schlemihl selbst in einem Couplet ergiebige Auskunft, und die Handlung

[1] In *Historische Novellen* (Hamburg) S. 95—136; was an dieser wie den anderen Geschichten 'historisch' sein soll, ist das Geheimnis des Verfassers.

[2] Berlin 1850 (Manuskriptdruck).

bestätigt es reichlich; der Schluß ist natürlich, daß Schlemihl um eine erhoffte Erbschaft und damit zugleich um die Braut kommt.

Wir haben also bei Wangenheim und Kalisch Schlemihl als bloß lächerliche Figur; die Widerwärtigkeiten, die den Pechvogel treffen, sind entweder an sich rein komisch (beim Sektgelage fliegt Wangenheims Schlemihl der Pfropfen an die Nase u. ä.) oder erscheinen in komischer Beleuchtung; im übrigen sind auch die Pechvögel ziemlich unangenehme Menschen, ihr Unglück erweckt also kein Mitgefühl, wirkt teilweise als verdient. Aber wir erinnern uns, wie Chamisso in seiner Erklärung der Bezeichnung Schlemihl aus der Sprache der Juden die Frage, ob der Betreffende sein Geschick etwa verdiene, ganz beiseite läßt, wie nach seiner gesamten Ausdrucksweise sogar anzunehmen ist, daß es sich um unverdientes, schicksalgegebenes Unglück handelt. Faßt man die Sache aber so, dann verdient der Schlemihl Mitgefühl, ist alles andere als Possenfigur — bei der Herkunft der Bezeichnung ist es kein Wunder, daß wir diese Auffassung auch zunächst bei den Juden vertreten finden, zuerst, soweit ich sehe, bei Leopold Kompert, der eine seiner Erzählungen *Schlemiel*[1] nennt. Er beginnt mit einer Begriffsbestimmung, die sich inhaltlich genau mit derjenigen Chamissos deckt; er zeichnet dann das Bild eines braven Menschen, dem nur eine unglückselige Empfindlichkeit gegen äußere Eindrücke Spannkraft und Selbstvertrauen raubt; gewiß, er ist ein Pechvogel, aber was ihn an Ungemach trifft, würde von einem anderen leicht genug verwunden oder abgeschüttelt werden, er aber läßt sich einschüchtern, wehrt sich gar nicht oder zu spät und gerät so schließlich unter die Räder des Geschicks. Er bleibt ein liebenswürdiger Mensch, wir bedauern ihn und zucken dabei die Achseln, weil es doch schließlich an und für sich so geringfügiges Mißgeschick ist, das ihn aus dem Gleise hebt, aber wir verstehen, wie die erdrückende Summe ihn am Leben verzweifeln läßt, ihn in den Tod treibt. Eine leise Komik haftet dabei an seinen Erlebnissen wie an seiner Person — aus der Possengestalt ist der Held einer menschlich ergreifenden Tragikomödie geworden.

Komperts Anschel ist sicherlich ein Typus und dürfte bei Schriftstellern, die das jüdische Volkstum schildern, mehr als einen Nachfolger gefunden haben;[2] anderseits hat aber Kompert seine Gestalt so fein herausgearbeitet, daß man sich wohl die Vorgänge der Handlung anders denken kann, aber kaum ersichtlich ist, wie der Schlemihl selbst über dies Musterbild hinaus ent-

[1] In *Aus dem Ghetto* (1848).

[2] Ein freundlicher Zufall hat mir das *Israelitische Familienblatt Hamburg* zugeführt. Darin findet sich (19. Jahrg. Nr. 6; 8. 2. 1917) eine Skizze *Der Schlemihl* von H. Links.

wickelt werden sollte. Wohl aber war das möglich, wenn man die Gestalt mit dem Chamissoschen Märchenhelden in Beziehung setzte. Denn wenn Wangenheim die Bezeichnung wohl kaum gewählt hätte, wenn sie nicht durch Chamisso allgemein bekannt geworden wäre, so ist das bei dem Juden Kompert, der spezifisch jüdisches Leben schildern will, nicht der Fall: seine Erzählung könnte genau ebenso geschrieben worden sein, wenn es niemals ein Märchen vom schattenlosen Peter gegeben hätte.

Anders steht es aber mit einer Geschichte, die sich in dem großen Sammelwerk von Sagen, Erinnerungen usw. der böhmischen Juden, den Sippurim,[1] findet; sie heißt *Ein jüdischer Peter Schlemihl*, und David Mendl ist der Verfasser. Freilich: wem sie der Zufall ohne den Titel zutrüge, würde kaum auf den Gedanken kommen, daß sie irgend etwas mit unserem Chamisso zu tun haben könne. Von Jekewel handelt sie, einem hochbegabten Talmudschüler, den aber Eitelkeit und Hochmut auf falsche Wege bringen, der sich durch die abendländische Philosophie dem überlieferten Glauben seiner Väter entfremden läßt. Es kommt zu einer Katastrophe; er wird als nicht mehr rechtgläubig gemieden und sinkt zum niedersten Verkehr, zu den Ausgestoßenen des Ghetto, herab. Aber die milde Menschenweisheit eines neuen Rabbi rettet ihn; er geht in sich, sühnt, was er gefehlt hat, und wird als verirrtes, nun aber um so teureres Schaf wieder aufgenommen. Literarische Vorzüge hat die breiterzählte Geschichte nicht, aber sie ist ein echter Sproß von Chamissos Märchen, wie die Vorrede in aller Ausführlichkeit dartut. Da erzählt der Verfasser, wie er zum hundertundersten Male Chamissos Märchen gelesen habe; im Traum sei ihm darauf Peter Schlemihls Gestalt erschienen, aber vor seinen sehenden Augen habe sie sich allmählich in die Jekewels verwandelt, der schließlich als jüdischer Peter Schlemihl vor ihm gestanden habe. Wie die Gedankenverbindung zustande kam, ist leicht zu sehen: nicht aus dem dichterischen Eindruck des Märchens und seines Helden, sondern aus einer Deutung des Schattenverlustes. Mendl sah darin zweifellos Chamissos Vaterlandsverlust symbolisiert; der Umstand, daß sein Jekewel ebenfalls in die Gefahr kommt, seinen natürlichen Boden in Religion und Volkszugehörigkeit zu verlieren, genügte ihm, um ihn zum 'jüdischen Schlemihl' zu machen, obwohl sonst nach Charakter und Schicksalen gar keine Beziehungen bestehen.

Diese Deutung von Chamissos Märchensymbol lag nahe genug und ist oft gegeben — es ist also nicht verwunderlich, daß sie auch einer zweiten Erzählung zugrunde liegt, dem Roman von Johann Georg Meyer *Der neue Schlemihl*.[2] Er beginnt ge-

[1] Herausgegeben von Jak. W. Pascheles; 5. Sammlung (Prag 1864) S. 210—80. [2] Berlin 1905.

waltig romantisch, wenn man will auch hintertreppenmäßig: Zigeuner stehlen aus Rache ein Grafenkind im zartesten Säuglingsalter, den Sproß einer alten französischen Adelsfamilie, die ihren Sitz nicht weit von der deutsch-französischen Grenze hat; unmittelbar darauf stirbt durch die Unvorsichtigkeit der Hebamme das gleichaltrige Söhnchen eines altdeutschen und alldeutschen Oberlehrers in einem elsässischen Städtchen. Da ein Zufall die Hebamme und die Zigeunerin, die den Grafensohn trägt, gerade rechtzeitig zusammenführt, kann der junge Franzose an die Stelle des toten Kindes treten, ohne daß irgend jemand etwas merkt und — das übrige kann man sich denken. Der Fremdling wächst empor in den Anschauungen seines vermeintlichen Vaters, bis die Entdeckung der wahren Verhältnisse erfolgt. Sie zerreißt sein Leben: als Deutscher kann er sich gerade von seinem betont völkischen Standpunkt nicht mehr betrachten; in den Anschauungskreis des väterlichen Hauses findet er sich auch nicht hinein, Freundschaft und Liebe zerbrechen ihm: er hat nicht hier, nicht dort Vaterland und Volk. Endlich findet er den Weg, der ihm das Leben erträglich macht: es ist der Verzicht auf persönliches Glück, die Arbeit an der völkerverbindenden Wissenschaft.

Die peinliche Stellung zwischen zwei Völkern ist ein dichterischer Vorwurf, zu dessen Behandlung Ereignisse der jüngsten Vergangenheit mehrfach angeregt haben — man denke nur an Schickeles *Hans im Schnakenloch* — es ist nicht ohne Reiz, daß der Roman das Problem in seiner Weise vorausgenommen und es dabei unter den Schutz Peter Schlemihls gestellt hat. Die Schicksale des Helden sind dabei auch viel mehr, als es bei Mendl der Fall war, nach dem Vorbilde gestaltet worden, freilich hat der Verfasser mit der unerlaubt unwahrscheinlichen Konstruktion der Voraussetzungen die Ähnlichkeit etwas teuer erkauft. Schickele hat damit, daß er den Elsässer als solchen hin und her gezogen sein läßt zwischen dem Staate der Väter und dem Lande der Stammesgenossen, ein ganz anders ergreifendes, menschlich bedeutsameres Motiv gefunden und hat ja auch, wozu freilich die besonderen Umstände reichlich beigetragen haben, einen ansehnlichen Erfolg gefunden, während Meyers Roman ziemlich unbeachtet blieb — mehr als Durchschnittsware ist er freilich nicht.

Wir hatten gesehen, daß Schlemihl als Pechvogel bei Kompert zu einer Art endgültiger Prägung als jüdischer Typus gediehen war; eine Weiterentwicklung war auf diesem Boden nicht wahrscheinlich — wohl aber ist die Möglichkeit dazu gegeben, wenn man den Typus aus dieser einengenden Umgebung herausnimmt, wobei dann auch seine komischen Züge fallen können. So ist Richard Schaukal verfahren in drei Geschichten, die er

unter dem gemeinsamen Titel *Schlemihle*[1] vereinigt hat — die zweite, *Elisa Hußfeldt,* läßt sich freilich nicht gerade leicht unter den Gesichtspunkt bringen, den der Sammeltitel fordert. Der Schlemihl soll doch wohl Elisas Gatte sein: ein Mann, der reich und elegant ist, der auch einen eigentümlichen Reiz auf seine Umgebung ausübt und der doch am Leben scheitert. Es fehlt ihm irgend etwas, was den Mann macht: er wird mehr geheiratet als er heiratet, er lädt in der Ehe die erste Schuld auf sich, aber nicht durch Leidenschaft, sondern durch etwas, was er sofort als unbesonnene Geschmacklosigkeit empfindet; er könnte dann den Ehebruch seiner Frau sehr wohl verhüten, wenn er nur nicht den rechten Augenblick verpaßte; er treibt ins Duell mehr hinein, als daß er es herbeiführt, und nicht viel anders ist es mit der Scheidung. Dabei gehören die beiden Gatten doch eigentlich zusammen, aber wieder gestalten sich dieDinge so, daß die Frau die entscheidenden Schritte tut. Da überkommt ihn das Gefühl eines verfehlten, zwecklosen Lebens — mit der Pistole setzt er den Schlußpunkt darunter. Weit deutlicher ist die Beziehung zum Typus in der ersten und dritten Geschichte: jene, *Mathias Sieben-list und das Schloß der hundert Liebhaber,* erzählt von einem Buckligen, einem unehelichen Proletarierkind, den sein Äußeres und seine Herkunft von den Freuden des Lebens ausschließen, die er doch in Wien verlockend genug vor Augen sieht. Ein seltsames Freundschaftsbündnis schließt ihn an einen heruntergekommenen Kavalier; dessen Erzählungen, dessen Erbschaft — sie besteht aus Liebesbriefen und den Bildnissen schöner Frauen — zaubern ihm eine erotische Traumwelt herauf, deren Königin die Mutter jenes Grafen, einst eine große Sünderin, ist. Für seine Phantasie ist keine Zeit vorhanden; er sieht sie vor seinem geistigen Auge in all den Reizen verführerischer Frauenschönheit, und wirklich erblickt er auch einmal im Prater von ferne sein Ideal. Aber nur von fern, und Aug' in Auge muß er sie sehen; so lauert er Tag für Tag auf ihren Wagen, bis die große Stunde komme. Endlich soll sein Hoffen belohnt werden, er stellt sich der Equipage in den Weg — was er sieht, ist 'ein welkes, faltiges, müdes Gesicht, erloschene Augen, greisenhaft dünne Haare um die eingesunkenen Schläfen': seitdem lebt Mathias im Irrenhause und bildet sich ein, es sei das Schloß der Gräfin, 'das Schloß der hundert Liebhaber'. Die dritte Erzählung endlich, *Von Tod zu Tod,* läßt die Seele eines österreichischen Granden wiedergeboren werden im Sohn eines Wiener Kleinbürgers; natürlich versteht der arme Junge sich selbst nicht; er fühlt sich fremd in seiner Umgebung und hat doch nicht die Kraft, sich ihr zu entziehen; eines Tages ist er tot, ohne gelebt zu haben.

[1] München und Leipzig, 1908.

An Chamissos Schlemihl schließt Schaukal seine drei armen Teufel an durch die Gesamtbezeichnung, die er ihnen gibt; aber mit seiner Person haben sie nichts zu tun und kaum mehr mit der Deutung, die einst der Romantiker dem Namen gab: sie sind nicht Pechvögel, weder im Sinne von Uhlands Unstern, Hoffmanns Anselmus noch in dem des jüdischen Typus. Man wird schon anerkennen müssen, daß Schaukal aus der besonderen Stimmung des ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts, die ja krankhafte Erscheinungen mit besonderem Anteil umgab und in Österreich sicher nicht am schwächsten war, dem alten Namen einen besonderen, modernen Typus untergeschoben hat. Den früheren Pechvögeln mißglückte einzelnes wieder und wieder; aber wenn sie sich an den Ecken und Kanten des alltäglichen Lebens wund stießen, so geschah es, weil sie dem Alltag und ihrer Umgebung von Rechts wegen überlegen, eigentlich Bürger einer besseren Welt waren. Die Schaukalschen Schlemihle sind das gerade Gegenteil: nicht einzelne Widerwärtigkeiten bedrängen sie, sondern ihr ganzes Dasein ist von vornherein verfehlt; sie sind nicht sittlich besser als ihre Umgebung, sondern physisch geringwertiger, sie sind dem Alltag nicht gewachsen, und so gehen seine Räder über sie fort. Wir bedauern sie nicht deshalb, weil es schade um sie wäre, weil sie ein besseres Geschick verdient hätten, sondern weil sie schließlich nichts dafür können, daß sie Gezeichnete sind.

Nicht sehr erfreulich sind diese Gestalten, Geschöpfe eines etwas dekadenten Symbolismus, aber etwas von deutscher Zeitstimmung ist in ihnen eingefangen; schlimm genug, daß in ihnen so viel Krankhaftes, Lebensmüdes steckt, das den Tagen ganz fremd war, da Chamisso von eigenem schweren Erleben sich durch sein so viel tapferes Entsagen enthaltendes Märchen befreite. Für Hitzigs Kinder war es geschrieben; weit über die Kinderstube ist seine Wirkung hinausgewachsen. Wir sahen, wie in den Raum eines Jahrhunderts sich zahlreiche Abwandlungen zusammendrängten, wie Gestalt und Schicksal des Helden zur symbolischen Nachbildung lockten, besonders unter dem Gesichtspunkt des Verhältnisses, in dem der einzelne zu Volk und Vaterland steht, gelegentlich wuchs sich sogar Peter zum Sinnbild des deutschen Volkes aus: nicht viele Kunstmärchen werden sich solch anhaltender Wirkung rühmen können! Peter aber mag sich in seiner ägyptischen Einsiedelei trösten: trotz des Handels mit dem Grauen, seinen Schatten hat er doch geworfen.

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

Nebentonstärken.

Eigene Lehre und ihre Stellung zu S. Behn, 'Der deutsche Rhythmus'.

I.

In meiner 'Bindung der deutschen Rede'[1] habe ich auf Grund von Wörtern wie Lichtstrahlen, rotbraune, anrufen und im engsten Anschluß an die uns geläufigsten Gedichtformen mit einsilbigen Umsenken und ein- oder zweisilbigen Insenken, ich spreche da von Hauptsenken, die Silben ihrer Tonstärke nach in drei verschiedene, überall in der Sprache nachzuweisende Arten eingeteilt — in starkbetonte (´), schwachbetonte (-) und unbetonte (˘) — sowie die daraus bildbaren Füße und Zeilen aufgezeigt und benannt. Bei der näheren Beschäftigung mit Gedichten von mehr als einsilbigen Umsenken und mehr als zweisilbigen Insenken, d. h. mit Nebensenken, hat es sich mir nun zum mindesten als sehr vorteilhaft, wenn nicht als notwendig erwiesen, diesen drei Haupttonstärken noch zwei andere — Nebentonstärken — hinzuzufügen.

Wenn wir auch in den meisten Fällen ohne sie auskommen dürften, so bleiben sie doch einer eingehenden Behandlung wert genug, und es gilt, erst einmal ein besonderes Genam (eine Terminologie) für sie zu schaffen, die Möglichkeit einer Besprechung und wissenschaftlichen Bearbeitung überhaupt.

Das will ich hier versuchen, und ich glaube das — im engsten Anschluß an die in meinem Buche für die Haupttonstärken und deren Füße schon gegebenen und da auch nachzusuchenden Namen — so einfach und zusammenhangend, wie es bei der so mannigfaltigen Verbindbarkeit der Stärkestufen überhaupt nur möglich ist, leisten zu können.

In solchen Nebensenken können nämlich zwei oder mehr eigentlich unbetonte oder eigentlich schwachbetonte Silben zusammentreffen. Dann ordnet sich meist — nicht zu schnelles Sprechen vorausgesetzt — die eine dieser an sich gleichbetonten Silben der anderen über, ohne jedoch die nächsthöhere Haupttonstärke zu erreichen, d. h. aus der schwachbetonten Silbe wird eine fast starkbetonte, aus der unbetonten eine fast schwachbetonte.

Dem entsprechend wollen wir auch aus den drei — einfachen — Zeichen für die Hauptstärken zwei neue — aus ihnen zusammengesetzte — für die Nebenstärken bilden, und zwar für die fast starkbetonte: ˏ, für die fast schwachbetonte: ˷.

---

[1] Verlag von K. Curtius, Berlin 1916.

A. Die zweisilbigen Umsenken.

Neben den ebenen zweisilbigen Senken, der tiefen [⏑⏑: (wär)mere (Luft)] und der flachen [−−: (glück)lich und (froh)], wie sie fast nur zwischen stärker betonten Silben vorkommen, habe ich in meinem Buche (S. 18) noch zwei unebene Senken genannt, die Fallsenke [−⏑: (fort)gehen] und die Steigsenke [⏑−: (Mon)denschein].

Zu diesen letzten — den dann mittleren Fall- und Steigsenken — kommen nun noch vier andere hinzu: die zwei tiefen (⏑⏑, ⏑⏑) und die zwei flachen (−−, −−).

Von ihnen — den unmittleren Fall- und Steigsenken — kommt je der erste wohl nur am Anfang, der letzte nur am Ende einer Zeile vor; zwischen zwei Heben fällt der Unterschied in der Tonstärke ihrer Silben so gut wie fort, werden sie eben.

Setzen wir nun noch entsprechend hinter die Fallsenken und vor die Steigsenken die Heben, so erhalten wir vier neue Fußarten.

Neben den gewöhnlichen, mittleren Fallspringer (−⏑́: untersucht; 'unechter Schwebspringer' S. 15) tritt nun noch der flache (−−́: vor mein Haus) und der tiefe (⏑⏑́: vergesellt), neben den — nun mittleren — Steigtanzer (́⏑−: Heidentum; 'unechter Schwebtanzer' S. 15) der flache (́−−: andachtlos) und der tiefe (́⏑⏑: walteten).

Diese vier neuen Fußarten wollen wir nun auch durch Beispiele belegen.

Was ich in meinem Buche bei Behandlung der einfachen Springer (S. 29 f.) und Tanzer (S. 24) wie der Gleichschwebspringer und -tanzer (S. 34 ff.) ausgeführt habe, findet dadurch seine Ergänzung.

a. Die Vorsenken.

1. Der tiefe Fallspringer ist in Zusammengesetzen äußerst selten. Mit ihm beginnen Wörter wie: vergesellschaften, vergewissern, vergewaltigen, (sich) verbestellen. Gewiß 'heben wir' hier 'die erste der beiden Senksilben etwas stärker hervor'. Darum sind solche Silbschaften aber doch noch nicht ohne weiteres 'unechte Schwebspringer' oder, was dasselbe ist und wie ich jetzt sage, mittlere Fallspringer — so meinte ich (S. 30) —, sondern durchaus noch tiefe Fallspringer. Ein gleiches gilt, wenn auch nicht so uneingeschränkt, von den Zusammengestellen 'mit dem bestimmten Artikel oder den unbetonten er, sie, es wie: die Gefahr, sie behält, er bedenkt'.

2. Flache Fallspringer sind etwa: ging ihm nach, fand ihn ruhn, seit ihr kamt, o mein Glück, durch dies Tor, nun ist Nacht.

Hatte ich in meinem Buch (S. 36) gesagt: 'Außer Zusammenhang', d. h. ohne Hebe vor sich, denn dann wird ja ohne Frage die Senke eben, 'müssen' 'diese Füße als Einsenker', d. h. mit

starkbetonter erster Silbe 'aufgefaßt werden', so gilt das nur für den — da allerdings vorliegenden Fall — der Beschränkung auf drei Tonstufen. In der Regel tritt vielmehr die erste Silbe nur wenig über die zweite hervor, ist also bloß fast starkbetont, so daß wir es dann eben wirklich mit einem flachen Fallspringer zu tun haben.

b. Die Nachsenken.

1. Was vom Tiefspringer (⏑ ⏑ ´) galt, daß am Zeilanfang die erste Silbe fast schwach betont wird, ist auch entsprechend vom Tieftanzer (´ ⏑ ⏑) zu sagen. Hat dieser keine Hebe hinter sich, so wird unwillkürlich die letzte Silbe etwas verstärkt — was ja bekanntlich Klopstock und manchen Iambendichter dazu geführt hat, sie als Länge, d. h. als starkbetonte Silbe zu verwenden. So weit brauchen wir nun nicht zu gehen. Aber die Verstä kung ist da: wir haben es mit einer fast schwachbetonten Silbe zu tun.

Formen wie ältere, weiteste, seltene, Wanderer, bettelten müssen also jetzt zunächst als tiefe Steigtanzer angesehen werden — wie man sie außerdem verwenden kann, ist eine Sache für sich. So können — unter Umständen — auch noch Zusammgestelle ausgesprochen und deshalb auch aufgefaßt werden, wie: hielten es, weinte er.

2. Noch bestimmter und unzweifelhafter kommen dann die flachen Steigtanzer vor. Dahin gehören besonders Zusammgesetze wie Rotdornblatt, Fruchtbarkeit, Grundherrschaft, unruhvoll, sehnsuchtfrei, oder Zusammgestelle: einsam sein, hinsehn wird, angehn darf.

Daß bei sehr schnellem Sprechen diese schrägen Umsenken sich den ebenen annähern, ist gewiß, ebenso, daß bei besonders hervorhebendem Sprechen sie auch mit der angrenzenden Hebe zu Einsenkern bzw. zu mittleren Schwebspringern oder -tanzern werden können.

Doch das sind Erscheinungen anpassender Verwendung, auf die ich hier nicht näher eingehen will.

B. Die dreisilbigen Senken.

Von den acht aus Haupttonstärken möglichen Formen dreisilbiger Senken (S. 18) habe ich (S. 125 f.) drei besonders erwähnt: die mittlere Tiefwogsenke [⏑ – ⏑: (sor)genvolle], die mittlere Tieftanzsenke [– ⏑ ⏑: (ein)fahrendes (Schiff)], den halben Einsenker [– ⏑ –: (fuhr) über ihn (hin)], und hätte ich noch einen vierten nennen sollen: die mittlere Tiefspringsenke: [⏑ – ⏑: (leuch)tete so (schön)].

Die anderen vier: – – ⏑, ⏑ – –, ⏑ ⏑ ⏑, – – – kommen in Wirklichkeit kaum ohne eine Nebentonstärke auf irgendeiner Silbe vor.

Von dreisilbigen Senken mit Nebentonstärken gibt es fünf tiefe Arten: die tiefe Tiefspringsenke (⏑ ⏑ ⏒), Tiefwogsenke (⏑ ⏒ ⏑), Tieftanzsenke (⏒ ⏑ ⏑), die tiefe Fallspringsenke (⏒ ⏑ –) und die tiefe Steigtanzsenke (– ⏑ ⏒).

Dazu kommen dann noch neun mittlere Arten, die ich erhalte, wenn ich in den neun im Deutschen aus den drei Haupttonstärken bildbaren dreisilbigen Schwebfüßen (S. 15) an Stelle der starkbetonten Silbe eine bloß fast starkbetonte setze, z. B. für ´ – ⏑: ´ – ⏑. Diese Schwebsenken behalten im einzelnen die Namen ihrer Urformen, nur durch das Beiwort Senke näher bestimmt.

Die weitere Bestimmung mittlich kann meist fortfallen, weil überhaupt bloß zwei entsprechende tiefe Formen vorkommen, die eben genannte tiefe Fallspringsenke und Steigtanzsenke.

So entstehen:

´ – ⏑ Falltanzsenke
´ ⏑ – Steigtanzsenke (mittlich)
´ – – Flachtanzsenke

– ´ ⏑ Fallwogsenke
⏑ ´ – Steigwogsenke
– ´ – Flachwogsenke

– ⏑ ´ Fallspringsenke (mittlich)
⏑ – ´ Steigspringsenke
– – ´ Flachspringsenke

Hierbei gibt die Bezeichnung Fall-, Steig- und Flach- an, ob die beiden nicht fast starkbetonten Silben für sich im ganzen in ihrer Tonstärke fallen, steigen oder gleich flach sind.

Diese Art der Benennung hat sich mir als einfacher und unmittelbar verständlicher erwiesen als die früher (S. 15) von mir angewandte — aber deshalb nicht etwa falsche — zählende Art (1., 2. und 3. Schwebtanzer usf.).

a. Die Insenken.

Von diesen dreisilbigen Senken mit Nebentonstärken kommen als Insenken meist nur die vier wogenden Arten in Betracht.

1. Die tiefe Tiefwogsenke finden wir vor allem in Zusammenstellen eines tiefen Steigtanzers (´ ⏑ ⏒) mit einem Steiger (⏑ ´), so in: leuchtendes Gesicht, warteten genug. Andere Formen sind: merkten die Gefahr, hielten es bereit. Daß solche eigentlich bloß fast schwachbetonten Silben in 'iambischen' Zeilen oft als Heben gelten, daß das eigentlich wider das zugrunde gelegte Maß ist, aber doch in den sonst zu gleichen Tonfall ein wenig Abwechslung bringt, weiß man.

Fallwogsenken haben Zusammgesetze wie: unruhvolle, Häßlichkeiten, Vollmondnächte; unfruchtbare, vorzustellen oder Zusammgestelle: Einzug halten, ausruhn wollen.

Steigwogsenken stehen z. B. in: übermütig sein, (von) Kindern ganz umringt, Sonnenschein auf Schnee.

Flachwogsenken in: sehnsuchtvoll bergauf, einsam und allein.

b. Die Vorsenken.

Als Vorsenken kommen dann außer diesen eben behandelten wogenden Arten noch die tanzenden in Betracht.

Die tiefe Tieftanzsenke kann ich dabei übergehen.

Dann bleiben die drei (mittleren) Schwebtanzsenken zu besprechen.

Falltanzsenken finden wir in: bist du bereit, kam nicht hervor, hielt ihn gepackt;

Steigtanzsenken in: traten nicht auf; liefen treppauf; Sonnenschein hin, Sonnenschein her; krochen zu Kreuz; und endlich

Flachtanzsenken in: und nun ans Meer, fall mir nicht auf, lock ihn doch fort, sah sich nicht um.

Die tiefe Fallspringsenke ⏑⏑–(´) wird im Deutschen kaum vorkommen, wenn man nicht etwa noch: er versieht sich (nicht andere) als eine solche auffassen will.

c. Die Nachsenken.

Auch die Nachsenken lassen Wogsenken zu; ich will sie aber auch hier nicht noch einmal besprechen, sondern nur die Springsenken behandeln.

Die tiefe Tiefspringsenke ist selten. Besonders in Mittelformen kommt sie vor: leuchtendere, blühendere, aber auch sonst: fertigere, eiligere, oder in Zusammgestellen: blendete es.

Hier sei denn auch kurz die tiefe Steigtanzsenke erwähnt, z. B. in: wehmütiger, sehnsüchtige, rotbärtige, absendete, herleitete, die uns jetzt nur mit noch einer Hebe hinter sich wirklich als 'langer Schwebfaller' (S. 25) gelten kann.

Eine mittlere Fallspringsenke haben z. B.: Rücksicht verdient, unklug genug, angriffsbereit, einsetzen kann, hinhalten darf, Ansehen hat, mohnblumenrot, Schneeglöckchenblatt,

eine Steigspringsenke: binsenumkränzt, Blindekuh spielt, únter ihm stand, wollten nicht mehr

und eine Flachspringsenke: sah ihn noch nicht, anschaulich sein, Vorstellbarkeit.

Wenn ich (S. 35 f.) Formen der letzten Art genau wie solche, die wir oben als Flachtanzsenken kennengelernt haben, mit den

Heben vor bzw. hinter den dreisilbigen Senken als lange flache Einsenker gekennzeichnet habe, so läßt sich das nur verteidigen, wenn man sich zugleich des Unterschiedes bewußt bleibt, der trotz allem in nicht angewandter Sprache zwischen 'Wahrnehmbarkeit' und 'trat vor ihn hin' besteht.

C. Die Doppelfüße.

Die bisher besprochenen Senkarten mit Nebentonstärken kommen nun noch besonders in den Doppelfüßen vor, die ich zum Schluß noch kurz zusammenstellen möchte; vor allem auch deswegen, weil sie Gelegenheit bieten, die — bisher ausgelassenen — Wogsenken am Anfang und Ende von Zeilen zu behandeln.

Ich habe in meinem Buche (S. 16; 26, 32) zunächst die vier — einfachen, mittleren — Doppelfüße genannt: den fallenden und steigenden Doppelfaller (´ ⏑ – ⏑: Winterstürme; – ⏑ ´ ⏑: hintergehen) sowie den fallenden und steigenden Doppelsteiger (⏑ ´ ⏑ –: versunken sein; ⏑ – ⏑ ´: bestanden fort).

Setzt man in diese Formen an Stelle der schwachbetonten Silben fast schwachbetonte, so erhält man die vier tiefen Doppelfüße:

1. ´ ⏑ ⏓ ⏑: wässerige,
2. ⏓ ⏑ ´ ⏑: vergewissern; der Gesunde; er zerlegte,
3. ⏑ ´ ⏑ ⏓: besonnene, verbreiteten, es regnete, der Bessere

— nur noch mit einer Hebe hinter sich, darf man diese Wörter als 'lange Woger' (S. 27) im strengsten Sinne auffassen —

und 4. ⏑ ⏓ ⏑ ´: er vergesellt.

Setzt man dagegen das eine Mal für die erste unbetonte Silbe, zweitens für die zweite unbetonte Silbe und drittens für beide unbetonte Silben eine schwachbetonte Silbe, so erhalten wir die $3 \cdot 4 = 12$ flachen oder besser schwebenden Doppelfüße, und zwar — je nachdem ob die Silben an den beiden Stellen der ursprünglich unbetonten Silben für sich betrachtet im ganzen fallen oder steigen oder gleich hoch sind (s. o. S. 4) — den fallschwebenden, steigschwebenden oder gleichschwebenden Falldoppelfaller, Steigdoppelfaller, Falldoppelsteiger oder Steigdoppelsteiger.

Dabei ist zu beachten, daß außerdem in zehn Fällen die ursprünglich schwachbetonte Silbe in eine fast starkbetonte umwandelt, weil wir in der Regel zwei schwachbetonte Silben hintereinander — ohne Überordnung der einen — nur aussprechen, wenn sie von zwei stärker betonten Silben umschlossen sind — was in den zehn Fällen aber eben nicht der Fall ist.

Nur in zwei Formen: dem steigschwebenden Steigdoppel-

faller (⏑ ˊ –: hielten Andacht) und dem fallschwebenden Falldoppelsteiger (– ˊ ⏑ –: im Sonnenschein) ist eine solche Hebung der Tonstärke nicht nötig.

Diese beiden Formen konnte ich deshalb schon in meinem Buche erwähnen, was ich denn auch (S. 16; 27, 32) — allerdings unter anderen, jetzt nicht genügend erscheinenden Namen — getan habe.

Bilden wir jetzt noch im einzelnen die Formen dieser Schwebdoppelfüße und setzen ein paar Beispiele hinzu.

a) Neben dem einfachen Falldoppelfaller (ˊ ⏑ – ⏑: Riesenmächte) stehen die drei schwebenden:

1. der fallschwebende (ˊ – ⏑ ⏑: Sehnsucht haben),
2. der steigschwebende (ˊ ⏑ ⏑ –: Reisevorfall),
3. der gleichschwebende (ˊ – ⏑ –: Weltkriegunglück);

b) neben dem einfachen Steigdoppelfaller (– ⏑ ˊ ⏑: voller Witze) stehen die drei schwebenden:

1. der fallschwebende (⏑ – ˊ ⏑: ganz durchschossen),
2. der — uns schon bekannte — steigschwebende (– ⏑ ˊ –: meine Handschuh),
3. der gleichschwebende (⏑ – ˊ –: welch ein Wahnsinn);

c) neben dem einfachen Falldoppelsteiger (⏑ ˊ ⏑ –: Besuch gehabt) stehen die drei schwebenden:

1. der — uns auch schon bekannte — fallschwebende (– ˊ ⏑ –: ans Vaterland),
2. der steigschwebende (⏑ ˊ – ⏑: Vergißmeinnicht),
3. der gleichschwebende (– ˊ – ⏑: umwarb ihn sehr);

und endlich d) neben dem einfachen Steigdoppelsteiger (⏑ – ⏑ ˊ: bestellte ab)

1. der fallschwebende (– ⏑ ⏑ ˊ: was ihr gefiel),
2. der steigschwebende (⏑ ⏑ – ˊ: behalt mich lieb),
3. der gleichschwebende (– ⏑ – ˊ: und sah ihn an).

Vielen wird eine so genaue Bestimmung und sogar Benennung von Tonstärkeformen überflüssig erscheinen, und doch wird mir, glaube ich, der eine oder andere dankbar sein, bei der Behandlung von Einzelfragen auf dies — nur im Überblick über das Ganze zu gewinnende, innerlich zusammenhangende und außerdem deutsche — Genam zurückgreifen zu können.

Auf die mehr natürliche oder bestimmten Vorformen mehr oder minder stark angepaßte Verwendung solcher Füße einzugehen, muß ich späteren Untersuchungen überlassen.

II.

Den äußeren Anstoß zu der eben dargelegten Weiterführung meiner 1916 veröffentlichten Lehre von der Dreiteilung der Betonstärken hatte mir Anfang 1917 die damals nur sehr flüchtige Kenntnisnahme des 1912 (bei K. J. Trübner, Straßburg) erschienenen Buches von S. Behn: 'Der deutsche Rhythmus und sein eigenes Gesetz. Eine experimentelle Untersuchung. Aus dem psychologischen Institut der Universität Bonn' gegeben.

Nachdem ich nun meine eigenen, dann ganz unabhängig aus meinen früheren Begriffen und Benennungen weiter entwickelten, neuen Auffassungen im vorigen klargelegt habe, möchte ich — nach jetzt endlich erfolgter genauerer Durcharbeitung des Behnschen Buches — meine Stellung zu ihm des näheren auseinandersetzen.

Ich stimme mit Behn überein in der Ablehnung des fremden griechisch-römischen Einflusses (V) und in der Forderung einer eigenwüchsigen Begründung der Verslehre, die mit mehr als zwei Betonunterschieden rechnen soll (10).

Ich erkenne den von ihm erweiterten Klopstockschen Grundsatz (66): 'Die Betonungsstufe und Dauer aller deutschen Silben im Satze hängt von ihrem Sinnwert ab' (VIII) als Regel an. Insofern, als in allen kurzen und in allen langen Wellen einer Zeile 'Silben einer bestimmten Betonungsstufe immer länger als alle weniger betonten, kürzer als alle betonteren' (93) dauern, gibt es in der Tat 'für deutsches Maß' 'keinen Streit um akzentuierende und quantitierende Metrik' (67) mehr.

Überaus wichtig ist auch die allgemeine Bemerkung (113): 'In Wellen' derselben Zeile (95) 'und Zeilen' derselben Strophe (97) 'besteht also die allgemeine Tendenz, Unterschiede der Dauern auszugleichen.'

In dem ersten Teil dieses Gesetzes: 'In der Zeile wird die lange Welle der kurzen gegenüber an Dauer verkürzt' (95) und doch auch umgekehrt, liegt denn auch der Grund für die (Bindung, 123 f.) von mir angezeigte Stimmungsänderung bei Änderung der Länge der Senken in derselben Zeile.

Auch in der ablehnenden Stellung zu Saran (127—148) wie vor allem in der annehmenden zu Minor (148—160) fühle ich mich mit Behn einig.

Wenn ich nun — nach einer nochmaligen Betonung meiner grundsätzlichen Übereinstimmung mit den Ausführungen Behns und einem Hinweis auf die Verdienstlichkeit dieser Arbeit — auf die Einzelheiten der von ihm gemachten Betonungsunterschiede und damit auf meine Abweichungen von seinen Anschauungen zu sprechen komme, so möchte ich da von einer Bemerkung ausgehen, die er selber (152) über Saran gemacht hat: 'Sarans Unter-

Übersicht über die wichtigsten zwei- und dreisilbigen Füße

I. Füße

	Zweiteilung	Drei- und Fünfteilung	
		Tieffüße	Flachfüße
A. Zweisilber	Faller ´ ^	Tieffaller ´ ˘ Hände	Flachfaller ´ – Andacht
	Steiger ^ ´	Tiefsteiger ˘ ´ Gefahr	Flachsteiger – ´ umsonst

		Ebenfüße	Schrägfüße
B. Dreisilber	Tanzer ´ ^ ^	Ebentanzer: Tieftanzer ´ ˘ ˘ bettelte (viel); Flachtanzer ´ – – wirf ihn doch (fort)	Schrägtanzer: Falltanzer ´ – ˘ ansehen; Steigtanzer: tief ´ ˘ ˘ wandertet; mittlich ´ ˘ – Übersicht; flach ´ – ∠ einsam sein
	Woger ^ ´ ^	Ebenwoger: Tiefwoger ˘ ´ ˘ besehen; Flachwoger – ´ – mein Vormund	Schrägwoger: Fallwoger – ´ ˘ ihr Herren; Steigwoger ˘ ´ – bemerkbar
	Springer ^ ^ ´	Ebenspringer: Tiefspringer ˘ ˘ ´ (leuch)teten auf; Flachspringer – – ´ (hielt) ihn umfaßt	Schrägspringer: Fallspringer: tief ¯ ˘ ´ vergesellt; mittlich – ˘ ´ unterwühlt; flach ∠ – ´ stieß ihn fort; Steigspringer ˘ – ´ behielt recht

und Senken bei Zwei-, Drei- und Fünfteilung der Betonungen.

II. Senken

Drei- und Fünf- teilung

Schrägsenken

Fallsenke

tief	mittlich	flach
verge(nießen)	über(rascht)	um ein(Haar)

Steigsenke

tief	mittlich	flach
(hef)teten	(Wan)derlust	(an)dachtvoll

Ebensenken

Tiefsenke

(en)dete (laut)

Flachsenke

(hob) ihn vom (Roß)

Ebenfußsenken

Tanzsenken

Tieftanzsenke

außer Ge(fahr)

Flachtanzsenke

nahm ihn dann (mit)

Schrägtußsenken

Falltanzsenke

gab ihnen (Glück)

Steigtanzsenke

tief	mittlich
(hin)schleu-dertet	waren um(stellt)

Wogsenken

Tiefwogsenke

tief	mittlich
(war-)teten ge-(treu)	(nah)men sein Ge-(schenk)

Flachwogsenke

(Voll)mond-antlitz

Fallwogsenke

(Häß)lichkeiten

Steigwogsenke

(Wun)dersehnsucht

Springsenken

Tiefspringsenke

tief	mittlich
(blü-)hen-dere	(schleu-)derte ihn

Flach-springsenke

(weh)mutfrei sein

Fallspringsenke

(an)denkenlos

Steigspringsenke

(im)mer noch nicht

ebene Fallsteig-senke

(gold)feuer-um(loht)

scheidungen ... sind minutiöser' als die von Minor und ihm, 'für den Künstler darum zu schwerfällig. ... Und so fallen sie in der Kunstlehre fort.'

Mir scheint, dieser Satz gilt auch noch für die von ihm gemachten Unterscheidungen gegenüber meinen. Aus den 'zahllosen Abstufungen der Tonstärke', die, wie er ganz richtig mit Minor schreibt, 'unmerklich ineinander übergehen', hebt er (1—8) — entsprechend den sehr fein auseinandergehaltenen sieben Sinnwertstufen — zunächst auch sieben Betonstufen heraus — die allerdings dann sofort (8)[1] auf fünf beschränkt werden: auf die drei auch schon von Minor (152) erkannten Hauptbetonungsstufen: hochbetont, mitbetont, unbetont und die zwei Paare von Nebenbetonungsstufen: unterhochbetont und übermitbetont einerseits, untermitbetont und überunbetont anderseits —, für die aber keine einheitlichen Namen mehr gegeben werden. Ich habe diese Stufen: starkbetont, schwachbetont, unbetont sowie — zusammenfassend — fast starkbetont und fast schwachbetont genannt.

Dabei sind (102) 'hochwertig' 'die Wurzeln der Begriffswörter', 'mittelwertig' 'die Wurzeln der Beziehungswörter sowie die nicht flektierenden Vorsilben und Nachsilben' und 'tiefwertig' 'die flektierenden Vorsilben und Endungen', womit ich im allgemeinen einverstanden bin.

Was die Zeichen (9, 105) betrifft, so scheinen mir seine (–́, ^̲, ⏑̀, ⏑̀, ⏑) umständlicher und weniger übersichtlich als meine (´, –́, –, –̄, ⏑): den Unterschied von Haupt- und Nebentonstärken veranschaulichen diese dadurch, daß nur die für die letzten zusammengesetzt sind, die für die ersten dagegen einfach, und die Zusammensetzung der Nebentonzeichen erfolgt aus den beiden sie umgebenden Haupttonzeichen — was beides bei Behn nicht der Fall ist.

Aber auch mit diesen fünf Unterschieden wird der Dichter — bisher nur an zwei gewöhnt — in der Regel nicht viel anzufangen wissen. Zunächst scheinen mir — wie das im ersten Teil dieser Arbeit auch ausgeführt ist — höchstens drei Unterschiede für den Künstler brauchbar zu sein und nur in ganz besonderen Fällen — für zweisilbige Umsenken und dreisilbige Insenken — auch fünf.

Forschenden Gelehrten, Seelkundern und Kunstwissenschaftern bleibt es zwar unbenommen, noch feinere Unterschiede zu machen — wie etwa Behns 'sieben Positionsordnungen' zur Bestimmung der Überunbetontheit (68 ff.) —, um damit Gedichte lauflich aufzulösen; der schaffende Künstler kann da nicht folgen. Sich aber gerade auf dessen Standpunkt zu stellen, seine Bedürfnisse und

---

[1] Bei der auch von anderen bemerkten 'Unmöglichkeit', 'mit mehr als fünf verschiedenen Intensitäten länger vergleichend zu arbeiten' (9, s. auch 104).

Fähigkeiten zu berücksichtigen, wie ich es hier tun möchte, dazu berechtigt bei der Besprechung von Behns Arbeit der besondere Wert, den er selber immer wieder (V, 17, 149, 152, 154) auf die Anregungen legt, die aus seinen Untersuchungen für die Kunst und den Künstler hervorgehen sollen.

Auf Grund seiner (26—98) mitgeteilten Versuche hat nun Behn (106—109) gemäß seiner Fünfteilung 'alle möglichen', sinkenden und steigenden, kurzen und langen (d. h. zwei- und dreisilbigen) 'Wellen' (d. h. Füße und Senken) 'kombinatorisch' zusammengestellt und durch je ein Beispiel belegt.

Die dafür gewählten Bezeichnungen (auch 21 ff.) sind alle reichlich lang und auch nur zum Teil ganz einwandfrei, wie 'kurze, sinkende', 'kurze, steigende', 'lange, nur sinkende' und 'lange, nur steigende Wellen' erster, zweiter, dritter und — für die ersten beiden Arten — auch vierter Ordnung. Unklar bleibt mir die Bezeichnung 'lange, mehr sinkende', 'mehr steigende Welle': Heideland z. B. soll eine 'lange, mehr sinkende Welle' sein, 'weil (?) die letzte Silbe, das Tal, betonter ist als die vor ihr, ohne doch so hoch wie der Berg sich zu erheben' (22). Außerdem müßte es — wenigstens nach mathematischem Sprachgebrauch — für 'lange, sinkende' und 'lange, steigende' 'flache Wellen' vielmehr ebene Wellen heißen.

Endlich scheint mir auch die Anzahl der Benennungen noch nicht hinreichend zu sein.

Wenn man nun, wie ich, die bewußte künstlerische Verwertung dieser 80 Formen nicht für möglich hält, sondern mit weniger — deshalb aber immer noch mit mehr als bisher — auskommen zu müssen glaubt, wenn man in der Regel statt fünf Unterschieden nur drei wählt, dann fragt es sich, wie denn nun die von Behn — lehrlich ganz richtig aufgefaßten — beiden Nebentonstärken auf die Haupttonstärken zu verteilen, welchen von meinen 'Füßen oder Senken mit nur drei Tonstärken' seine 'Wellen mit irgendeiner Nebentonstärke' zuzuordnen sind.

Sehen wir uns einmal die Beispiele — zunächst für die Wellen erster Ordnung, d. h. die eigentlichen Füße, mit starkbetonter Silbe — auf ihre Zusammenfaßbarkeit hin an.

Die vier verschiedenen Beispiele für die 'kurzen, sinkenden Wellen erster Ordnung', für die Faller, wie ich sage: 'Landhaus, Landung, landend, Lande', lassen sich ohne Schwierigkeit in zwei Gruppen teilen: in solche mit entschieden schwachbetonter Silbe an zweiter Stelle: Landhaus und Landung, die ich kurz Flachfaller nenne, und in solche mit nicht mehr schwachbetonter: landend, Lande, die ich kurz Tieffaller nenne.

Von den vier 'kurzen, steigenden Wellen erster Ordnung', den Steigern, wie ich sage: betont, bestritt, Verstand, [in der Winter-]

nacht strahlt, wird wohl kaum einer den durch die — noch dazu in der folgenden Silbe stehende — größere Anzahl von Geräuschlauten hervorgerufenen Unterschied in der Betonung von betont und bestritt für groß genug erachten, daß der Künstler damit arbeiten könnte. Die beiden Beispiele fasse ich deshalb als Tiefsteiger zusammen.

Wenn man einmal mit Behn (99) bestimmte Vorsilben wie er, ver, zer, ent in der Tat stärker ausspricht, als ich es tue, sie demnach zu den schwachbetonten Silben rechnet, so lassen sich auch hier wieder die beiden noch übrigen Füße zu einer Gruppe, den Flachsteigern, vereinen.

Auch die vier Beispiele für die 'langen, sinkenden, flachen [besser ebenen] Wellen erster Ordnung', für die Ebentanzer: Vollmondschein, heimatlos, leuchtendste Str[eiter], leuchtete zerfallen ohne weiteres in zwei Klassen, deren einzelne Glieder wieder für den Künstler kaum unterschieden zu verwerten sind, in die Flachtanzer: Vollmondschein, heimatlos, und die Tieftanzer: leuchtendste Str[eiter], leuchtete. Die gerade in diesen Fällen von mir oben (3 f.) beachtete, durch die Stellung am Ende hervorgerufene Hebung der letzten Silbe über die vorletzte hinaus, die Unebenung oder Schrägung dieser sonst vor einer Hebe ebenen Füße, wird von Behn nicht berücksichtigt.

'[Mil-]de behü-[ten], [lä]chelnd bestrei-[ten], ihm ein Pferd, [Voll-]mondschein leuch-[tet]', die vier Beispiele für die 'langen, steigenden, flachen Wellen erster Ordnung', kurz für die Ebenspringer, zeigen gleichfalls zwei Arten: die beiden Tiefspringer und die beiden Flachspringer.

Die Hebung der ersten Silbe solcher Formen, wenn sie am Anfang von Zeilen stehen, habe ich oben (2) eingehend besprochen, auch sie wird von Behn nicht erwähnt — es ist das ja allerdings auch keine durch den Sinnwert hervorgerufene Tonstärkenänderung. Ich halte sie aber trotzdem für wichtig, ja entschieden für wichtiger noch als die durch Stellung vor mehreren Geräuschlauten, also auch nicht durch Sinnwertänderung hervorgerufene und von Behn so über Gebühr beachtete.

Von den sechs 'langen, nur sinkenden Wellen erster Ordnung', den Falltanzern: Heimsuchung, heimsuchend tr[effen], Landhause, elendest, Heilande, leuchtendste scheinen mir die vier mittleren als für den Künstler zu wenig unterschieden in eine Klasse zu gehören: es sind (mittlere) Falltanzer.

Was das Wort Heimsuchung betrifft, so wird es — vor einer starkbetonten Silbe stehend — ohne weiteres zu den schon besprochenen Flachtanzern, zu Vollmondschein und heimatlos, zu rechnen sein, am Ende einer Zeile sogar auch — ebenso wie diese — zu den flachen Steigtanzern, mit leicht stärkerer Betonung der letzten Silbe (oben 3).

Und 'leuchtendste' kann hier nicht anders gewertet werden als oben als Tieftanzer und am Ende einer Zeile unter Umständen als tiefer Steigtanzer (oben 3).

Als Beispiele für die 'langen, nur steigenden Wellen erster Ordnung', die Steigspringer, werden [rei-]nigend Was-[ser], [rei-]ne Entzük-[kung], [die-]ser hat Mut, [rä-]chend zerreis-[se], [die-]ses sei dei-[ne Tat] und du hast Mut gegeben.

Spricht man auch hier wieder, wie schon oben, mit Behn die Vorsilben ent und zer etwas stärker, d. h. schwachbetont aus, so wird man die vier mittleren Formen zu einer Klasse, den mittleren Steigspringern, rechnen dürfen.

Die erste Form würde ich dagegen als nicht wesentlich von [mil-]de behü-[ten] und [lä-]chelnd bestrei-[ten] auffassen und so mit diesen — vorausgesetzt, daß eine Hebe voraufgeht — einfach als Tiefspringer bezeichnen, ebenso wie 'du hast Mut' neben 'ihm ein Pferd' und '[Voll-]mondschein leuch-[tet]', wenn eine Hebe voraufgeht, als Flachspringer.

Die tiefen und die flachen Steigspringer sind ebenso wie die tiefen und die flachen Falltanzer neben den mittleren etwas sehr Seltenes — stehen sie am Anfang bzw. am Ende einer Zeile, so wird nämlich meist immer der etwas stärkere Ton gerade auf die an sich weniger stark betonte erste bzw. letzte Silbe gelegt, stehen sie zwischen zwei Heben, so fällt der Unterschied in der Tonstärke der beiden Silben so wenig ins Gewicht, daß — wenigstens der ausübende Künstler — ihn vernachlässigen darf.

Die vier mittleren Formen von den sechs 'langen, mehr sinkenden Wellen erster Ordnung', den Steigtanzern: Heimatland, Edelmut [zeigte], Heideland, wundersam[e], freudelos, [die] Wälle bestr[eichen] wird kaum einer als verschieden benutzen können, sie sind alle vier mittlere Steigtanzer.

Heimatland hat dann in der Tat — am Ende stehend — die von Behn ihm gegebene Form ´ ̀ ̂ oder ´ – ´, es ist ein flacher Steigtanzer, aber nicht anders, als es auch Vollmondschein und heimatlos am Ende sein würden, und würde ebenso wie sie in der Mitte als Flachtanzer zu werten sein.

Es gibt dann auch noch tiefe Steigtanzer (´ ⏑ ̀ oder ´ ⏑ ̄). Nur würde ich gerade in dem von Behn gewählten Beispiel: [die] Wälle bestr[eichen] aus dem schon angeführten Grunde keinen solchen sehen, wohl aber etwa in dem am Ende stehenden älteren — das, ohne daß noch irgendein Geräuschlaut folgt, doch von Klopstock deshalb sogar als Einsenker mit seiner letzten Silbe als Hebe verwertet wird.

Was endlich die Beispiele für die 'langen, mehr steigenden Wellen erster Ordnung', für die Fallspringer: [breite-]ten behü-[tend], deren Heim, offenbart, deren Strei-[te], offenbar-[te], ward

umstellt betrifft, so wird man auch hier die vier mittleren als kaum unterscheidbar in eins zusammenfassen können. Es sind mittlere Fallspringer.

Wenn Behn das erste Beispiel 'breiteten behütend' in der dritten, vierten und fünften Silbe als tiefen Fallspringer (⏑̀ ⏑ ⏑́ oder ⏓ ⏑ ⏑́) aufgefaßt haben will, so kann ich ihm darin ausnahmsweise einmal zustimmen — aber nicht der Stellung vor besonderen Geräuschlauten wegen ist für mich -ten hier fast schwachbetont, sondern nur weil diese Silbe — bei Behn zufällig — zwischen zwei unbetonten Silben steht, und sie würde auch so betont bleiben, wenn das Beispiel etwa 'breiteten erhebend' hieße oder 'breitete behütend' — für Behn aber, seinen Ausführungen gemäß, nicht. 'Ward umstellt' endlich ist wieder richtig — wenigstens sofern es am Anfang steht — als flacher Fallspringer (⏑̂ ⏑̀ ⏑́ oder ⏑́ – ⏑́) hingestellt; steht aber eine starkbetonte Silbe davor: 'das Gehölz ward umstellt', so gleicht sich der Betonunterschied aus und wir haben es wieder wie in 'ihm ein Pferd', '[Voll-]mondschein leuch-[tet]' und 'du hast Mut' mit einem Flachspringer zu tun.

Wer vermöchte die noch zu unterscheiden oder gar in ihnen verschiedene Mittel künstlerischen Ausdrucks zu erblicken?

Nachdem ich so die 40 Behnschen Wellen erster Ordnung zu 16 bzw. unter Einschluß der oben (12) genannten vier sehr seltenen zu höchstens 20 — einzeln benannten — Füßen zusammengezogen habe, kann ich untersuchen, wie die für die einzelnen Silben verwendeten Nebentonzeichen in Haupttonzeichen verwandelt worden sind. Ich finde dabei, daß für ein- und zweisilbige Insenken sowie für einsilbige Umsenken, d. h. für Hauptsenken, das Behnsche Zeichen für fast starkbetont ⏑̂ in das Zeichen für schwachbetont (⏑̀ oder –), das für fast schwachbetont ⏑̀ in das für unbetont ⏑ verändert werden muß — will man die entsprechenden Wörter richtig mit drei Tonzeichen wiedergeben —; auf die abweichende Betonung von ent, ver und zer habe ich ja schon aufmerksam gemacht.

Diese Regel gilt nun aber auch noch für die Wellen zweiter, dritter und vierter Ordnung, in denen die starkbetonte Silbe fehlt, die also gar keine regelrechten Füße mehr sind, sondern schon Senken genannt werden müssen — ausnahmslos allerdings nur, sofern es sich noch um Hauptsenken handelt. In Nebensenken kommt die Möglichkeit hinzu, daß einzelne Silben durch die besondere Stellung zu anderen in ihrer Tonstärke gehoben werden und so Zeichen für Nebentonstärken, wie bei Behn, erhalten, allerdings oft bei fast schwachbetonten Silben, wie schon oben angedeutet, aus einem ganz anderen Grunde als bei ihm.

Von den sechs weiteren Beispielen Behns für die kurzen, sinkenden Wellen: [Winter-]landschaft, [hinüber-]fahrend, [Märchen-]lande; deren Str[eit], deren [Heimat]; [breite-]ten be-[hütend] würde ich

zunächst mit ihm das erste als Flachfallsenke (^ ⌣ oder ´ _) bezeichnen, die vier mittleren aber nicht unterscheiden, vielmehr als mittlere Fallsenken (– ⌣) zusammenfassen.

Die tatsächliche Fastschwachbetontheit des -ten im letzten Beispiel kann ich aber nur auf die Stellung zwischen zwei unbetonten Silben zurückführen, nicht auf das noch folgende b in be-, weshalb ich denn auch von den sechs weiteren Beispielen für die kurzen, steigenden Wellen höherer Ordnung: geof-[fenbart], [überzeu-]gend of-[fenbart], [mir an-]vertraut; [sa-]ge wes[-sen Stern], [leuch-]tend um-[strömte]; [brei-]te bestr[ickend] im letzten das be trotz der darauf noch folgenden Geräuschlaute nicht für fast schwachbetont halten kann, die Senke vielmehr als eine einfache lange Tiefsenke bezeichnen muß.

Eine wirkliche tiefe Steigsenke läge für mich etwa vor in [brei-]tete [erstaunt]. Auch hier kann ich wieder zwischen dem ersten, zweiten, vierten und fünften Beispiel nicht genügend Unterschiede entdecken, sie enthalten vielmehr alle in annähernd gleicher Weise die mittlere Steigsenke.

Daß ich persönlich als Beispiel für eine flache Steigsenke lieber nicht '[mir an-]vertraut' gewählt hätte, wird man schon wissen; etwa '[Hánd] aufs Herz' wäre mir passender erschienen.

Wenn er dagegen in den sechs Beispielen für die langen, sinkenden, flachen Wellen höherer Ordnung: [Winter-]landschaft im [Norden], [sie] haben's bestr[itten], [todes-]mutige; deren Ge-[treue], diese Ge-[fahr]; [der peini-]gendste Ge-[danke] das erste als Flachtanzsenke (^ ⌣ ⌣ oder ´ _ _) bezeichnet, so bin ich ganz seiner Meinung, muß aber auch hier wieder die Verwertbarkeit der Unterschiede der vier mittleren Formen bestreiten. Ich fasse sie als mittlere Tieftanzsenke zusammen.

Im letzten Beispiel würde auch ich eine tiefe Tieftanzsenke finden, aber auch hier nur wieder — anders als Behn — wegen der besonderen Stellung hinter einer unbetonten Silbe.

Die sechs Beispiele für die langen, steigenden, flachen Wellen höherer Ordnung lauten dann: [Lie-]be geof-[fenbart], [wenn ich mich am si-]chersten füh-[le]. ihm die Of-[fenbarung]; [lei-]tete de-[ren], [strei-]chelten de-[ren Gewande]; [kein rei-]nigenders G[ewitter].

Das erste, zweite, vierte und fünfte Beispiel sind als mittlere Tiefspringsenke zu vereinen, das dritte kann man, mit einer Hebe davor, ganz wohl als Flachspringsenke (⌣ ⌣ ^ oder _ _ ´) bezeichnen. Das letzte ist auch für mich eine tiefe Tiefspringsenke, aber nur auf Grund der noch folgenden unbetonten Silbe.

Von den vier Beispielen der langen, nur sinkenden Wellen: die das bestr[eiten], die sich be-[hüten], [du] solltest be-[hüten]; diesen be-[hüte] sind die beiden ersten Falltanzsenken, die beiden fol-

genden aber — zusammen mit den oben schon genannten vier langen, sinkenden, flachen Wellen [sie] haben's bestr[itten], [todes-] mutige, deren Ge-[treue], diese Ge-[fahr] — Tieftanzsenken.

Lange, nur steigende Wellen höherer Ordnung sind auch bloß vier da: [bese-]ligen wird, [zur Erleich-]terung wird, wozu ha-[ben sie das getan]; [rei-]nigend mei-[ne Seele]. Das erste und letzte Beispiel ist für mich eine mittlere Tiefspringsenke gleich den vier obengenannten langen, steigenden, flachen Wellen höherer Ordnung, das zweite ist klar eine Steigspringsenke, das dritte dagegen scheint mir von Behn selber schlecht gewählt — 'wo' kann doch kaum als bloß fast schwachbetont bezeichnet werden. Besser stände da etwa im Sinne Behns '[bereite-]ten zu Hau-[se vor]', und dann würde auch das als Steigspringsenke zu fassen sein.

Auch die vier langen, mehr sinkenden Wellen höherer Ordnung: [sie] werdens ver-[gessen], werde nicht [zornig], [ich] würde bestr[eiten]; diese best[echliche] lassen sich zweiteilen. Die beiden ersten sind — unter Annahme der Schwachbetontheit des ver — mitttlere Steigtanzsenken, die beiden anderen wiederum Tieftanzsenken.

Tiefe Steigtanzsenken entständen für mich erst in Formen wie: anmutige (oben 5).

Von den vier langen, mehr steigenden Wellen endlich: [lie-]bend geof-[fenbart], diese Of-[fenbarung], denen warst [du im Wege]; [glän-]zendste Ü-[berredungskunst] sind die erste und die letzte mittlere Tiefspringsenken, die zweite und die dritte (mittlere) Fallspringsenken.

Wirklich tiefe Fallspringsenken sind sehr selten, in [leuchte-]te geof-[fenbart] würde ich eine erblicken.

So wären denn auch die 40 Wellen höherer Ordnung zusammengezogen, und zwar zu 18 — einzeln besonders benannten — Senken.

Im Unterschiede zu Behn habe ich bei allen meinen bisherigen Untersuchungen immer auch die Woger und die Wogsenken mitberücksichtigt und muß das auch weiterhin für sehr tunlich halten — schon in Rücksicht auf die vielen Wortwoger.

Will man alles rein lehrlich Überflüssige vermeiden, dann dürfte man auch nicht einmal mit Behn steigende und sinkende Wellen unterscheiden, sondern müßte sich rein auf die Darstellung der Senken beschränken. Diese müßten dann allerdings noch auf jeden Fall durch die von Behn ganz vernachlässigten Wogsenken (oben 15 ff.) ergänzt werden — denn dann kann man sich unmöglich bloß auf 'Wellen' im Sinne von Behn beschränken, d. h. auf solche Zusammenstellungen von Betonungsstufen, in denen 'die erste oder die letzte Silbe betonter ist als die übrigen' (21), d. h. auf Welltäler.

Schon an mehreren Stellen (oben 11 f.) habe ich auf den

Unterschied in der Bestimmung der Fastschwachbetontheit einer Silbe bei Behn und bei mir hingewiesen. Ich muß darauf noch einmal genauer eingehen.

An zwei Stellen (68—71 und 101 f.) kommt Behn auf die Tonstärkesteigerung durch den 'quantitativen Einfluß der Konsonantenhäufung' 'im Gebiete der tiefwertigen Silben' (68) zu sprechen.

Auf Grund einer Scheidung von kurztönenden (g, b) und langtönenden (m, s, f) Geräuschlauten werden je nach der Art und Anzahl der auf die tiefwertige Silbe folgenden Geräuchlaute sieben Positionsordnungen aufgestellt.

1. **beh**alte, 2. beh**altet**, 3. beh**alten**, 4. beh**altets**, 5. beh**alten** sie, 6. **bestr**eiten, 7. **werden str**eiten.

Dabei werden — abgesehen von dem Fall, daß das Wort mit dem unbetonten e endet — auch die Geräuschlaute des folgenden Wortes mitgerechnet (69).

Und nun soll die Überunbetontheit einer Silbe — nicht etwa davon abhängen, daß auf die unbetonte Silbe zwei oder mehr Geräuschlaute folgen, was allenfalls noch zu gebrauchen wäre —, sondern davon, daß die betreffende Silbe 'mindestens um drei Ordnungen über der Silbe niedrigster Ordnung' derselben Zeile steht!!

Daraus folgt dann, daß zwar in 'aus alten Zeiten' (115) das -ten von alten zweiter Tonstärke ist, dasselbe -ten in 'aus alten Welten' aber nur erster, daß es sich aber sofort wieder in eine Silbe zweiter Tonstärke verändert, wenn das n der letzten Silbe fehlt, wie etwa in 'die alten Wälle'; daß zwar das be in 'diese bestechliche' (108) überunbetont ist, nicht aber, wie (113) ausdrücklich angegeben wird, das -ten in 'breiteten Gewand', 'was vielmehr wider Sinnwert und Position wäre'!

Damit kann kein Dichter etwas anfangen!

Ja, diese Unterschiede sind so schwer festzustellen, daß sogar Behn selber einen Fehler macht, indem er (107) in 'breiteten be-[hütend]' das -ten doch für überunbetont ausgibt, obwohl doch nach früheren Ausführungen (68) b und g beide kurztönend sind.

Demgegenüber halte ich es für angebracht, wenn auch nicht auf die Unterscheidung unbetonter Silben nach Art und Anzahl darauffolgender Geräuschlaute, so doch auf die Verwertung dieser Unterschiede zu verzichten — solche verwertbaren vielmehr nur für Nebensenken auf Grund der Stellung unbetonter Silben entsprechend vor, nach und zwischen anderen 'unbetonten Silben anzunehmen, wie das oben auch überall getan ist. Damit ist eine gewisse Bezogenheit in der Bewertung und Bezeichnung von Silben auf andere — aber doch in unmittelbarer Nähe stehende — Silben zugegeben.

Die darf aber — und damit komme ich auf den letzten Punkt — doch kaum schon so weit gehen wie bei Behn — der dem Grund-

satz der 'Relativität der Betonungsstufen' gemäß z. B. die Stufe Überunbetont nur gelten lassen will 'bei sonst' innerhalb der Zeile 'besetzter Stufe Unbetont' (68).

In 'sie bestreiten's' wären dann die zweite und vierte Silbe unbetont (˘), in 'sie bestreiten's alle' wegen der Unbetontheit des letzten e dagegen überunbetont (˘)!!

Doch schließlich ließe sich das noch verteidigen. Unerträglich wird dies Verfahren aber, wenn auch entschieden schwachbetonte Silben — bloß weil keine unbetonte mit in der Zeile steht — unbetont gewertet werden: 'Zwei aus dem Zusammenhang gelöste, aber aufeinander bezogene Silben bilden immer eine kurze Welle aus Hochbetont und Unbetont' (44), weshalb denn auch (115) in 'sie trübt mir ja den Blick' sie unbetont (˘) ist, in 'sie blieb aus alten Zeiten' dagegen schwachbetont (˽), lein (118) in 'wie Äuglein schön' unbetont (˘), in 'mit allen den Würzlein aus' dagegen schwachbetont (˽), in 'weil' auf mir' (124) die beiden letzten Silben unbetont (˘ ˘), ebenso wie das 'und' in 'für und für' gegen 'Klag' und Jubel' (119)!!

Auf die Weise wird es ganz unmöglich, einen reinen Flachweller 'als ich traurig zu dir kam' von einem reinen Tiefweller 'nahmen alle Früchte fort' zu unterscheiden, woran aber dem Dichter sehr viel liegt. Die auch von Behn (48) bei seinen Versuchen erkannte 'Neigung zu festen Stufen' ist nur zu berechtigt.

Im übrigen hoffe ich, daß in diesen Auseinandersetzungen mit Behn — sowohl darin, wo ich mich mit ihm eins finde, wie aber auch besonders darin, wo ich mich von ihm unterscheide — sich die Brauchbarkeit meiner im ersten Teil dieser Arbeit dargelegten Betonformen zusammen mit ihrem Genam klar herausgestellt hat.

Berlin. H. L. Stoltenberg.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Frage der Sesenheimer Lieder.

Das Sesenheimer Lied 'Balde seh' ich Rickgen wieder' entspricht nicht der Situation und dem Verhältnis Goethes zu Friederike (vgl. K. Reuschel, Euphorion 1918, S. 57—61).

Es muß also aus einer anderen Zeit Goethes stammen und eine andere zur Empfängerin haben oder überhaupt nicht von Goethe geschrieben sein. Folgendes spricht für Lenzens Autorschaft:

1. Die Koseform 'Rickgen' findet sich in Goethes vorweimarischer Zeit nicht, während sie Lenz gebraucht, Dram. Nachl. S. 185—186. Der Ausdruck 'süßte Melodie' scheint aus Lenzens Sprachschatz zu stammen. In dem Aufsatz 'Klassifikation der Konversationstöne' schreibt er: 'Die Baßgeige verstärkt unter den verschiedenen Parthien eines Konzerts die Harmonie und verstärkt das süße der übrigen Instrumente.'

2. Es ist anderswo nicht überliefert, daß Friederike mit Goethe dessen Lieder oder Volkslieder gesungen hat (vgl. Morris, D. jg. Goethe VI, 160). Lenz hat aber mit 'Friederike und ihren Kousinen ein gutes deutsches Lied' gesungen (Lenz, Briefe, hg. von Freye-Stammler 1918, II, 148). An Salzmann berichtet er unterm 5. August 1772, daß er 'einen trefflichen Fund von alten Liedern' gemacht habe. Im Mai 1776 bittet er von Weimar aus Friederike um elsässische Volksromanzen für den Herzog. Briefe I, 269.

3. Lenz war für Musik begabt, er spielte selbst vorzüglich die Laute und hatte Freude am Gesang. Briefe II, 236.

4. Die weibliche Stimme übte auf ihn einen starken erotischen Reiz. Sesenheimer Lied Nr. 5: 'Wo singst du itzt?' — 'Himmel, welche Stimme höre ich!' (Katharina v. Siena), 'Die Stellung, der Ton ihrer Stimme würden mich wahnwitzig gemacht haben' (Moralische Bekehrung) — ... 'rief sie mit einer Stimme, deren Zauberklang er nicht länger widerstehen konnte' (Landprediger) '... Wenn zwei Leute zusammen singen, es ist, als ob sie sonst was miteinander täten.' Dram. Nachl., S. 235.

In seinen Wahnsinnsanfällen rief Lenz oft den Namen Friederike, und beim Hören einer weiblichen Stimme mag er an Friederikes Stimme erinnert worden sein. 'Lenz' Raserei verdoppelte sich, so oft er eine weibliche Stimme hörte', schreibt Pfeffel an Sarasin. (Waldmann, Lenz in Briefen, 1894.)

In Dorpat entsteht Ende Januar 1780 sein Liebeswahnsinn zu Julie von Albedyll beim Anhören ihres 'sehr guten Gesanges', 'darüber' dichtet er 'ein versifiziertes Monodrama'. Briefe II, 236. Im Briefe vom März 1780 gedenkt er des Gesanges mit Friederike.

Das 'Ach wie schön hat's mir geklungen' entspricht daher ganz Lenzens pathologischer Erotik und Empfindungsweise.

Bei Goethe finden wir ähnliches nur in 'Lilis Park', wo er schalkhaft-ironisch die Hörigkeit in der Liebe schildert.

Lenz dagegen war wie sein Waldbruder Herze seiner Liebe 'hündisch getreu' (II. Teil, 5. Brief), in seinen Dramen läßt er seine Liebhaber ihrer Dame mehr als ein dutzendmal 'zu Füßen' liegen.

5. Man vergleiche die Verse vom 'wahren Gram' mit den Worten, die er vor seiner Abreise nach Landau an Salzmann schreibt: '... um den letzten

Tag recht vergnügt dort zuzubringen, recht vergnügt — mittlerweile mein Herz von nichts als Flammen, Dolchen, Pfeilen und Wunden deklamiert.'

Königsberg i. Pr. R. Ballof.

Über die 'Sizilianische Vesper' von J. M. R. Lenz.

Die Entstehungszeit der 'Sizilianischen Vesper' ist ungewiß. Weinhold nahm das Jahr 1775 an, Rosanow und andere dagegen 1780, als Grund konnten sie jedoch nur das erst in Rußland erwachende historische Interesse des Dichters anführen.

Folgende Erwägungen lassen die Entstehungszeit des Dramas mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen.

Das Schauspielfragment 'Graf Heinrich' hat Lenz im Herbst 1772 verfaßt. Hier kommt der Name Ruggieri vor. Weinhold meint, Lenz habe den Namen nicht aus Dante, den er wohl nicht gelesen habe, sondern aus Gerstenbergs 'Ugolino' entlehnt.

Folgende Stellen aus Lenzens Aufsätzen zeigen aber, daß er Dante gekannt hat: 'Über die Theorie der drei Einheiten 1772' vgl. Friedrich, Die Anmerkungen übers Theater, 1907, S. 127; 'Rezension eines neu herausgekommenen Trauerspiels vom 2. Dezember 1772'; '... und Dante hätte gewiß nicht das Herz gehabt, eine solche Figur in der Hölle erscheinen zu lassen, viel weniger auf dem Theater.'

Ich vermute nun, Lenz wurde im Jahre 1773 durch Dante angeregt, das geschichtliche Ereignis der sizilianischen Vesper in einem Drama zu behandeln. Durch 'Ugolino' war ja Italien und seine Geschichte ein beliebter Schauplatz für ein Drama geworden. Div. Com. Par. VIII, 67—82 weist Dante auf die sizilianische Vesper hin. Purgat. III, 140 hören wir von Manfred und seiner Tochter Konstanze.

Diese Vermutung wird durch folgende Erwägung wahrscheinlicher gemacht.

Bei Lenz finden sich sehr häufig zur gleichen Zeit dieselben Worte und Wendungen, so daß man auf die gleiche Entstehungszeit zweier Stücke schließen kann, wenn sich Übereinstimmungen in Worten und Ausdrücken zeigen. Beispiele ließen sich genug anführen.

Nun lesen wir in den Anmerkungen übers Theater: 'Hätt' ich nur mit diesen Anmerkungen das ausgerichtet, was Petracius in seinem Gastmahl des Trimalchir von ...' (aus dem Jahre 1773).

Im Petron heißt der Sklave des Encolp Giton. Denselben Namen führt aber der griechische Sklave in der 'Sizilianischen Vesper', was vermuten läßt, daß Lenz diesen Namen der 1773 erschienenen Heinseschen Übersetzung des Petron entlehnt hat.

Ich nehme daher an, die Konzeption des Dramas, durch Dante und Ugolino' angeregt, ein Verzeichnis der Personen und ein kurzer Entwurf 'mag im Jahre 1773 entstanden sein.

Als dann Lenz nach Rußland zurückgekehrt war, plante er eine verbesserte Ausgabe seiner Jugenddramen. Dies und das neu erwachte historische Interesse mögen den Dichter bestimmt haben, den alten Stoff wiederaufzunehmen, vielleicht auch die Absicht, durch ein historisches Drama den schlechten Eindruck, den er durch seine Komödien bei seinen Verwandten gemacht hatte, wieder auszulöschen.

Man hat gefragt, welche historischen Quellen Lenz für sein Drama benutzte. 'Wegen der starken Umgestaltung des geschichtlichen Hergangs', meint Weinhold, 'möchte es das Wahrscheinlichste sein, daß seine geschichtliche Erinnerung schwankend und unsicher geworden war und er daher diesen zweifelhaften Gedächtnisstoff in dichterischer Willkür verarbeitete.'

Diese Vermutung trifft jedoch nicht zu. Man hat übersehen, daß folgende Stelle aus dem satirischen Gespräch 'Über Delikatesse der Empfindung', das in der ersten Zeit nach der Rückkehr (1780) entstand: Lenz, Werke, hg. von Blei, V, 295, in Zusammenhang mit der Sizilianischen Vesper zu bringen ist.

Daraus ergibt sich einmal: Lenz hat Muratori, Annali d'Italia 1753—56 oder dessen deutsche Übersetzung Leipzig 1745—50 als Quelle benutzt; zum anderen: er hat den Vorgang nicht aus unsicherer geschichtlicher Erinnerung, sondern bewußt umgestaltet und rechtfertigt hier eine solche Veränderung.

Die angeführte Stelle läßt daher mit Wahrscheinlichkeit schließen, daß die Ausführung des Dramas in die Jahre 1780 oder 1781 fällt.

Auf einen Punkt möchte ich noch aufmerksam machen: V, 2 erinnert an den Schluß des Clavigo.

Königsberg i. Pr. R. Ballof.

Verlag von Georg Weſtermann, Braunſchweig und Hamburg

DEUTSCHE MEISTERPROSA

EIN LESEBUCH

von

EDUARD ENGEL

Dritte veränderte Auflage ∞ 11. bis 15. Tauſend

Geſammelt aus den Werken von 173 verſchiedenen Schriftſtellern
Mit einem Bildnis Leſſings und acht handſchriftlichen Leſeſtücken
Schulausgabe in Halbleinen gebunden 10 Mark
Geſchenkausgabe auf holzfreiem Papier in Halbleinen gebunden 15 Mark

Vom preussischen Unterrichtsministerium für die ihm unterstellten Lehranstalten empfohlen

Das anerkannt beſte deutſche Leſebuch
Nicht nur für die Schulen geeignet,
ſondern ein edles Hausbuch
für jeden gebildeten
Deutſchen

Seiner „Deutſchen Stilkunſt", in der er unſere Proſaliteratur ſcharf unter die Lupe nimmt und den Deutſchen zeigt, wie nicht geſchrieben werden ſollte, hat Engel ein Leſebuch zur Seite gegeben, das eine Ausleſe deutſcher Muſterſtücke enthält, an der gezeigt wird, wie unſere großen Schriftſteller Jahrhunderte hindurch die hohe Kunſt geübt, auch ohne den Schmuck gebundener Rede die vollkommene innere Form, das heißt den Einklang von Gehalt und Ausdruck, zu finden. Nur Klaſſiſches, Meiſterliches nach Inhalt und Kunſtform iſt dargeboten. So iſt das Werk nicht nur ein Quell ſtiliſtiſcher Belehrung, ſondern auch ein reicher Born ſittlicher, äſthetiſcher und wiſſenſchaftlicher Anregung. Wer ſeiner Lektüre einen Teil der Mußeſtunden widmet, wird reine, nachhaltige Erquickung darin finden. Ein prächtiges Werk für alle Lehrerbibliotheken. Schulblatt der Provinz Sachſen

So ſind alle Gattungen des Stils und mit ihnen alle Hauptzweige des Lebens in dieſem Buche vertreten und machen es zu einer muſtergültigen Sammlung vornehmer deutſcher Proſa, durch die nicht nur ein künſtleriſcher und literariſcher, ſondern zugleich ein nationaler Geiſt weht.
Artur Brauſewetter in der „Danziger Zeitung"

Das würdig ausgeſtattete, ausgezeichnete Buch dürfte den Beſitzern und Leſern von Engels „Deutſcher Stilkunſt" überaus willkommen ſein. Es eignet ſich aber auch vortrefflich zum Gebrauch in höheren Schulen.
Dresdner Journal

Prüfungsexemplare ſtehen auf Wunſch zu ermäßigtem Preis zur Verfügung

A. Sachregister.

Kursiv gedruckt sind Abhandlungen, Kleinere Mitteilungen, Sitzungsberichte; in Antiqua die Anzeigen. Die Ziffern bezeichnen Band (131—140 = 31—40) und Seite.

I. Allgemeines.

Rud. Tobler, Ad. Tobler zum Krieg 1870 33/175.

Festschrift für L. Morsbach von F. Holthausen und H. Spies (Jordan) 32/429.

Pfandl, Ein Wort zur Auffassung des Begriffs Lit.-Wissenschaft 37/223.

Sitz. der Berl. Ges. für das Stud. der n. Spr. 32/154, 33/421, 34/295, 35/422, 37/77, 38/116, 40/136; *Verz. der Mitgl.* 32/169, 34/408, 35/428, 38/122, 40/141

Gelehrtengeschichte.

Schultz, Erich Schmidt 31/273.

Jaberg, Emil Freymond † 37/218.

Heusler, Axel Olrik 36/1.

Sprachwissenschaft.

Wylpel, Wirklichkeit und Sprache (A. Bally) 34/211.

Jaberg, Sprache als Äußerung und Spr. als Mitteilung 36/84.

Marty, Gesam. Schriften, hg. von Jos. Eisenmeier, Alfr. Kastil, Osk. Kraus (B. Fehr) 39/100.

Klemperer, Zum Verhältnis von Sprachwissenschaft und Völkerpsychologie 40/125.

Literatur.

Stammler, Zum Fortleben d. antiken Theaters im Mittelalter 36/285.

Winkler, Eine mittelalterl.-kirchl. Fassung der Sage von Hero und Leander 32/405.

Steinberger, Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Hirlanda von Bretagne sowie zu den ihr am nächsten verwandten Sagen (W. Benary) 32/435.

Schröder, Th., Die dram. Bearbeitungen der Don-Juan-Sage in Spanien, Italien und Frankr. bis auf Molière einschl. (M. J. Wolff) 32/190.

Wechssler, Zum Problem des Komischen anläßl. Molières (M. J. Wolff) 31/212.

Lommatzsch E., Zum Ritterbrauch des Prahlens 34/114.

Koeppel, Aristoteles, Browning und Björnson 31/164.

Pelizaeus, Beiträge zur Gesch. der Legende vom Judenknaben (A. Hilka) 33/187.

Pfandl, Zur Bibliogr. des voyages en Espagne 33/413, 34/143, 35/175.

Ludwig A., Homunculi u. Androiden 37/137, 38/141, 39/1.

v. Löwis of Menar, Der Held im dtschn. und russ. Märchen (E. Bleich) 33/179.

Landau, Hebrew-Germ. romances and tales and their relation to the romantic lit. of the Middle Ages. Part 1 (R. Petsch) 32/175.

II. Germanische Sprachen.

Allgemeines.

Cook A. S., Runic monuments known as obelisks 32/395.

*Zachrisson, The suffix *-ingja in Germanic names* 33/348.

Metoula Sprachführer: Dänisch, Norweg. und Schwed. (Joh. Neuhaus) 33/448.

Paulussen, Rhythmik und Technik des sechsfüßigen Jambus im Dtsch. und Engl. (R. Fischer) 34/166.

Schöffler, Der Pflanzenname Waldmeister im Me. und Nhd. 36/234.

Spitzer, Anti-Chamberlain. Betrachtungen eines Linguisten über H. St. Chamberlains 'Kriegsaufsätze' und die Sprachbewertung im allgem. (E. Lerch) 40/167.

1. Skandinavisch.

Benary, Zur Hervararsaga 33/332.

Richter W., Chr. Weises nordische Dramen 'Regenerus' und 'Ulrilda' 34/245.

2. Deutsch.

Allgemeines.

Geiger †, Äußerungen Montesquieus über die Deutschen 38/217.

Krieger, Friedrich der Große und seine Bücher (Mangold) 33/475.

Pfandl, Zur span.-dtschn. Ortsnamenkunde des Mittelalters 34/380.

Kilian, Aus der Praxis der mod. Dramaturgie (R. Fischer) 34/163.

Witkop, Heidelberg und die dtsche. Dichtung (Daffis) 35/189.

Walzel, Ricarda Huch. Ein Wort über die Kunst des Erzählens (Friedemann) 36/299.

Liebermann. Die dtsche. Volksseele im britischen Urteil 37/222.

Heusler A., Dtscher. und antiker Vers (Petsch) 37/234.

Stoltenberg, Bindung der dtschn. Rede (Petsch) 37/234.

Brandl, Das geistige Testament zweier Alttiroler: Joh. Schuler und Beda Weber 38/224.

Schwarz K., Vom Pradler Bauerntheater 40/254.

Spitzer, Fremdwörterhatz und Fremdvölkerhaß (E. Lerch) 40/168.

Sprache.

Sehrt, Zur Gesch. der wgerm. Konjunktion 'Und' (Feist) 36/172.

Lasch, Mittelniederdtsche. Gram. (Zippel) 33/430.

Enderlin, die Mundart von Keßwil in Oberthurgau (Gebhardt) 31/445.

Abegg, Die Mundart von Urseren (Gebhardt) 31/445.

Bohnenberger, Die Mundart der dtschn. Walliser im Heimattal und in den Außenorten (Gebhardt) 34/153.

Berger, Die Laute der Mundarten des St. Galler Rheintals und der angrenzenden vorarlbergischen Gebiete (Gebhardt) 34/153.

Dtsche. Dialektgeographie. Berichte und Stud. über G. Wenkers Sprachatlas des Dtschn. Reiches, hg. von F. Wrede. Heft V hg. von T. Frings (Gebhardt) 34/151.

Weigand, Dtsch. Wörterbuch (Feist) 32/419.

Bergmann Karl, Der dtsche. Wortschatz dargest. auf Grund des dtschn. Wörterbuchs von Weigand (Feist) 31/459.

Schweizerisches Idiotikon. Wörterb. der schweizerdtschn. Sprache. LXVI—LXXVIII (Gebhardt) 34/152.

Loewe, Germ. Pflanzennamen. Etymol. Untersuchungen (Feist) 31/459.

Seiler, Entwicklung der dtschn. Kultur im Spiegel des dtschn. Lehnworts. T. I³. T. 4. (W. Nickel) 34/150.

Schneider K., Zur Ausgestaltung der deutschen Sprache (W. Nickel) 34/150.

Kruer, Der Bindevokal und seine Fuge im schw. dtschn. Präterit. bis 1150 (Feist) 34/161.

Plenio, Über die sogen. Dreiteiligkeit und Zweiteiligkeit in der mhd. Strophik 36/16.

A. Becker, Sprache Friedrichs v. Spee. Beitrag zur Gesch. der nhd. Schriftsprache (A. Hübner) 32/182.

Spitzer, Nochmals mundartl.-dtsch. 'schlamassel', 'schlamast(ik)' 38/234.

Maußer, Dtsche. Soldatensprache (W. Richter) 38/241.

Getzhuhn, Untersuchungen zum Sprachgebr. und Wortschatz der Klage (W. Richter) 38/237.

Stoltenberg, Nebentonstärken. Eigene Lehre und ihre Stellung zu Behn, Der dtsche. Rhythmus 40, Dtsch. Sonderheft 136.

Literatur.

Heusler, Vorschläge zum Hildebrandslied 37/1.

Paul H., Ulrich v. Eschenbach und seine Alexandreis. (Hilka) 36/319.

Stettner, Wolframs Wappen in der Manessischen Hs. 37/65.

Hilka, Zur Katharinenlegende: die Quellen der Jugendgesch. Katharinas, insbesondere in der mittelniederdtschn. Dichtung und in der mittelniederländ. Prosa 40/171.

Benary, Basin und Elegast 32/144.

Juethe, Der Minnesänger Hiltbolt v. Schwangau (A. Hübner) 32/423.

Lockemann, Techn. Stud. zu Luthers Briefen an Friedr. den Weisen (Brecht) 31/446.

Scholte, Probleme der Grimmelshausenforschung I (Körnchen) 31/176.

Elsner, Grimmelshausen: der fliegende Wandersmann nach dem Monde 32/1.

Münnig Eilisab., Calderon und die ältere dtsche. Romantik (Ludwig) 31/459.

Schröder E., Zwei altdeutsche Schwänke: Die böse Frau, Der Weinschwelg (W. Richter) 34/156.

Bolte Joh., Schwedische Beiträge zu unserer älteren Theatergesch. 31/144.

Hermann M., Forschungen zur dtschn. Theatergesch. des Mittelalters und der Renaissance (Daffis) 35/181.

Kaulfuß-Diesch, Untersuchungen über das Drama der Jesuiten im 17. Jhdt. 31/1.

Geiger, Ludw. Börne und Rahel Varnhagen 39/26.

Mulertt, Hur can von der Hell 39/217.

Funck, Ein Brief von Gellert an den Fabeldichter Pfeffel 36/147.

Müller B. A., Straßburger Lokalkolorit in Frischlins 'Julius redivivus' 35/1.

Singer, Lit.-Gesch. der dtschn. Schweiz im Mittelalter (H. Schneider) 40/146.

Ullrich Herm., Zu Herders 'Ideen zur Philosophie der Gesch.' 36/284.

Koschmieder, Herders theoret. Stellung zum Drama (Petsch) 31/448.

Geiger, Notizen über Herder und Lessing 38/218.

Hankiss, Diderot u. Herder 40, Dtsch. Sonderh. 59.

Achelis, Zu Lessings Aufsatz Romulus und Rimicius 39/137.

Kersten, Voltaires Henriade in der dtschn. Kritik vor Lessing (Levinstein) 34/421.

Deetjen, Bürger u. H. v. Münchhausen 31/424.

Lederer Max, Dialog-Elemente des Iffland'schen Dramas 38/1.

Deuschle, Aufleben der dtschn. Lit. des 17. Jhdts. im Zeitalter der Romantik 40, Dtsch. Sonderh. 1.

Geiger, Unbekannte Briefe Ifflands 33/310.

Lederer, Zeitgenössische Urteile über Iffland 33/300.

Mazzucchetti, Schiller in Italia (G. Hartmann) 32/214.

Kuberka, Der Idealismus Schiller als Erlebnis und Lehre (Ludwig) 31/177

Basch, Poëtique de Schiller (Ludwig) 31/177.

Geiger, Zu Schillers Don Carlos. Eine dramaturgische Abhandlg. 37/154.

Huch Ric., Wallenstein. Eine Charakterstudie (Petsch) 35/184.

Leitzmann, Die Hauptquellen zu Schillers Wallenstein (Petsch) 35/184; *Zu Schillers dramat. Nachlaß* 34/27.

Seyffert, Schillers Musenalmanache (Wolfr. Suchier) 33/431; Schillers Musenalmanach (Petsch) 35/184.

Beresheim, Schiller als Herausg. der Rhein. Thalia, Thalia und Neuen Thal. und seine Mitarbeiter (Petsch) 35/184.

Geiger, W. v. Humboldt über Schiller und Goethe 35/29.

Ballof, Über die Sizilian. Vesper von J. M. R. Lenz 40, Dtsch. Sonderheft 156.

Geiger, Georg Forster über dtsche. Lit. und über Schiller 34/372.

Georg Forsters Tagebücher. Hg. von Zincke und Leitzmann (Levinstein) 34/419.

Zincke, Georg Forster nach seinen Originalbriefen (Löschhorn) 35/432.

Leitzmann, Briefe G. Forsters 35/266.

Leitzmann, Zu R. Hayms Biographie W. v. Humboldts 33/401.

Leitzmann, W. v. Humboldt (Ludwig) 40/267.

Schönemann, A. v. Arnims geistige Entwicklung an seinem Drama 'Halle und Jerusalem' erläutert (Agnes Harnack) 31/175.

Geiger, Volksliedinteresse und Volksliedforschung in der Schweiz (Lohre) 33/181.

Buchtenkirch, Kleists Lustsp. 'Der zerbrochene Krug' auf der Bühne (Daffis) 35/432.

Behme, H. v. Kleist und Ch. M. Wieland (R. Petsch) 33/435.

Heinrich, H. v. Kleist und K. F. Hindenburg 34/129.

Heinrich, H. v. Kleist und Frankfurt a. O. 32/273.

Grabbes Werke, hg. v. Sp. Wukadinović (Schacht) 32/419.

Enders, Fr. Schlegel (R. M. Meyer) 31/457.

Körner, Zu A. W. Schlegels Briefwechsel mit Chr. Lassen 36/149.

Mazzucchetti, A. W. Schlegel und die ital. Lit. (K. Voßler) 37/98.

Schwartz W., A. W. Schlegels Verhältnis zur span. und portug. Lit. (Pfandl) 35/450.

Herzfeld, A. W. Schlegel in seinen Beziehungen zu engl. Dichtern und Kritikern 39/149.

Lüdeke, Tiecks Shakesp.-Buch 39/210.

Bräuning-Oktavio, J. H. Merck als Mitarbeiter an Wielands 'Teutschem Merkur' 31/24, 285.

Mayne, Gesch. der dtschn. Goethe-Biogr. Kritischer Abriß, 2. Abdr. Daffis) 32/183.

Gundolf, Goethe (Ludwig) 39/228.

Carré, Characteristics of Goethe de S. Austin et la collaboration de H. C. Robinson 31/145.

Geiger, Goethe-Miszellen: 1. G. als Tyrann. 2. Jacobi über Wieland und G. 3. G. und die Narrenakademie 37/66.

Geiger, Bettine Brentano und ihre Besuche bei Goethe 31/18.

Bäumer Gertr., Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik² (H. Beyer) 40/268.

Geiger, Zu einem Briefe Goethes 34/128, 39/83.

Aus Ottilie v. Goethes Nachlaß. Briefe und Tagebücher von ihr und an sie bis 1832. Nach den Hss. des Goethe- und Schillerarchivs, hg. von W. v. Oettingen (Geiger) 32/424.

Leitxmann, Goethes älteste Gedichtsammlung 40, Dtsch. Sonderh. 75.

Goethes Faust: Nach Entstehung und Inhalt erklärt von E. Traumann. 2. Bd. Der Tragödie 2. T. (Geiger) 32/427.

Geiger, Zwei Äußerungen Goethes über seinen Faust 37/220; *Die Berliner Aufführung des Faust am 15. Mai 1838* 38/99.

Geiger, Goethe über Wielands Oberon. 37/220.

Keller W. J., Goethe's estimate of the Greek and Lat. writers as revealed by his works, letters, diaries, and conversations (Ludwig) 39/232.

Geiger, Zu Goethes Gesprächen 35/397.

Rosenberg, Goethes 'Braut von Corinth' in Frankreich 39/179.

Ballof, Über die Echtheit des Sesenheimer Liedes 'Balde seh ich Rickgen wieder' 40/247.

Ballof, Zur Frage der Sesenheimer Lieder 40, Dtsch. Sonderh. 155.

Geiger, Ich ging im Walde 35/260.

Geiger, Ein merkwürdiges Urteil über Goethes 'Wahlverwandtschaften' 36/281; *Zu einem Goetheschen Spruch* 38/221.

Loewenthal, Von Goethe über Heine zu V. Hugo 39/227.

Stammler, Claudius und Gerstenberg 40, Dtsch. Sonderh. 21.

Moestue Wilh., Kritisches zu Uhlands Briefwechsel und Tagebuch 38/221; *Neue kritische Bem. zu Uhlands Briefw. und Tageb.* 40/251.

Schwaller, Untersuchungen zu den Dramen W. Spangenbergs (W. Stammler) 33/439.

Ludwig Karl, Untersuchungen zur Chronologie Albrechts von Halberstadt (W. Richter) 35/180.

Wackernell, Ludw. Steub, Ad. Pichler und der Tiroler Sängerkrieg (Brandl) 35/434.

Steig, Über Grimms' dtsche. Sagen' 35/47, 225.

Geiger, Rahel und F. A. Wolf 36/283; *Zu Michel Beer* 36/282.

di Leesthal, Studien über Veldekes Eneide (W. Richter) 34/155.

Symons, Kudrun² (W. Richter) 34/154.

Riesenfeld, H. v. Ofterdingen in der dtschn. Lit. (W. Nickel) 34/149.

Im polnischen Exil. Briefe von Ther. Forster an ihre Stiefmutter. Mitget. von A. Leitxmann 33/268.

Waiblinger, Liebe und Haß, ungedr. Trauerspiel. Nach dem Ms. hg. von A. Fauconnet (Levinstein) 34/117.

Köhler, Die Lyrik M. v. Schenkendorfs (Löschhorn) 35/188.

Ludwig Alb., Schlemihle 40, Dtsch. Sonderh. 95.

Heilmann, Mörikes Lyrik und das Volkslied (H. Lohre) 34/416.

Hempel, Die Kunst Friedrichs von Logau (W. Richter) 38/237.

Geiger, Literar. Anklänge 38/99.

Wagner A. M., Ungedr. Briefe und Dichtungen aus dem Nachlaß H. W. v. Gerstenbergs 34/3, 35/11, 36/24, 209, 40/1.

Richert Gertr., Aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm mit Romanisten und Schriftstellern 34/339, 35/320, 38/73.

Weber A., Aus dem Lager der Berliner Romantik 40/185.

Fischer W., Ferd. Freiligrath und Annely Bölte 40/25.

Meyer Rich. M., Die dtsche. Lit. bis zum Beginn des 19. Jhdts., hg. von O. Pniower (A. Ludwig) 36/173.

Nagl, Zeidler und Castle, Dtsch.-österr. Literaturgesch. 2 Bde. 1. Abt. (Petsch) 36/302.

Siebs, Herm. Allmers, sein Leben und Dichten (Keese) 34/164.

Litzmann, E. v. Wildenbruch. 1. Bd. (E. Groß) 34/414.

Schulze Werner, G. Schwab als Balladendichter (Mayne) 34/413.

Fleury, Herwegh als Übersetzer. Ungedr. Briefe von Bodenstedt 32/66.

Baldinger, G. Herwegh, Gedankenwelt der 'Gedichte eines Lebendigen' (W. Richter) 38/239.

Geiger, Eine zeitgenössische Äußerung über das junge Dtschland. 38/99.

Walzel, Hebbelprobleme (Lindau) 33/183.

Saedler, Hebbels Moloch (Friedemann) 36/301.

Speyer, Die dtschn. Kaiser in der Dichtung C. F. Meyers 33/45.

Brecht, C. F. Meyer und das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung (H. Beyer) 40/147.

Deetjen, Zur Gesch. einer romant. Zeitschrift 36/145.

Geiger, Eine unbekannte Gegenschrift gegen Gutzkows Wally 36/229.

Suchier Wolfr., Dr. Chr. Phil. Hoester (Kindermann) 40/145.

A. v. Dr.-Hülshoff, Neues aus ihrer Jugendzeit (Deetjen) 33/442.

Pfeiffer, Die Lyrik der A. v. Dr.-Hülshoff (Bertha Badt) 33/445.

Carré J. M., W. Whewell et H. C. Robinson 31/425.

Chr. Weises Dramen 'Regenerus' und 'Ulvilda' nebst einer Abhdlg. zur dtschn. und schwed. Literaturgesch. hg. von W. v. Unwerth (Levinstein) 33/437.

Krüger Herm. A., Der junge Raabe (Riemann) 33/446.

G. Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, hg. von E. Ermatinger. 3. Bd. (Heynen) 38/240.

G. Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biographie J. Baechtolds dargest. und hg. von E. Ermatinger (Heynen) 35/190.

3. Holländisch.

Lion, Der erste Psalm in niederländ. Dichtung vom Jahre 1740 40/252.

Koßmann, Nieuwe Bijdragen tot de Geschiedenis van het nederlandsche Tooneel in de 17e en 18e Eeuw (J. Bolte) 34/415.

4. Englisch.

Weltkrieg.

Trent W. P., Germany 33/265; *Austria-Hungary* 33/266.

Viereck, The iron chancellor 34/1.

Keynes, The economic consequences of the peace (Liebermann) 40/148.

Brandl, An Prof. Frederic J. Carpenter, Barrington, Illinois 39/213.

Liebermann, Vorahnung von Flugzeug und U-Boot 39/87.

Allgemeines.

Liebermann, Zum Urkundenwesen bei den Angelsachsen 31/153.

Liebermann, Mancus als Goldmünze 31/153.

Liebermann, Jahr und Tag 35/401.

Liebermann, Zur Gesch. der engl. Personennamen im 13.—16. Jhdt. 31/154.

Liebermann, Zu Liedrefrain und Tanz im engl. Mittelalter 40/261.

Liebermann, Zwischenspiele für Edward II. 40/262.

Liebermann, Engl. Volksspiele in der Johannisnacht 31/429.

Born, Die engl. Ereignisse der Jahre 1685—90 im Lichte der gleichzeit. Flugschriftenlit. Dtschlands. (Liebermann) 40/271.

Brie, Imperialistische Strömungen in der engl. Lit. (Ludwig) 36/317.

Liebermann, Englands Dichtung und Sprache im Weltkrieg 37/221.

Tönnies, Der engl. Staat und der dtsche. Staat (Liebermann) 38/249.

Kügler Herm., Ansprache am Shakespeare-Tag im Dtschn. Theater zu Berlin 1919 39/85.

Roosevelt Th., Hist. as lit., and other essays (Brandl) 40/274.

Sprache.

Holthausen, Die ae. Beda-Glossen 36/290.

Förster M., Paläographisches zu Bedas Sterbespruch 35/282.

Förster M., Die altkornische Bearbeitung von Abt Ælfrics lat.-ae. Glossar 35/285.

Förster M., Ae. ȳre, der Singular zu ōran 'Ör' 32/397.

Förster M., Nochmals ae. fregen 'Frage' 35/399.

Förster M., Spätae. Prosper-Glossen in Cambridge 36/290.

Swaen, Note on the A.-S. Indicia monasterialia 40/106.

Bradley, Some place-names in Sweet's A.-S. reader 31/427.

Brandl, Siegmund, Siegfried und Brunhilde in Ortsnamen des nordwestl. Englds. 33/408.

Liebermann, Southamptons ältester Name 33/133.

Tangl, Frühags. Doppelformen von Eigennamen 35/399.

Förster M., Frühags. Doppelformen von Eigennamen? 36/289.

Wende, Über die nachgestellten Präpositionen im Ags. (Björkman) 35/437.

Spira, Die engl. Lautentwicklung nach frz. Grammatiker-Zeugnissen (Jordan) 31/186.

Zachrisson, Pronunciation of Engl. vowels 1400—1700 (Brunner) 35/195.

Liebermann, Zum Verschwinden ags. Buchstaben aus dem me. Alphabet 31/428.

Liebermann, Shute me.: 'Lastschiff' 40/263.

Zippel †, Zwei angebliche me. Interjektionen 34/131.

Luick, Histor. Gram. der engl. Spr. 1. Bd. (Zachrisson) 33/450.

Zachrisson, To Luick's 'Histor. Gram.' 34/378.

Einenkel, Gesch. der engl. Spr. II., Histor. Syntax (Fehr) 36/307.

Deutschbein, System der ne. Syntax (Fehr) 36/176.

Stoelke, Die Inkongruenz zwischen Subj. und Prädikat im Engl. und verwandten Sprachen (Brunner) 36/181.

Horn Wilh., Zur ae. Wortgesch. 40/106.

Horn Wilh., Zur engl. Wortgesch. 38/62.

Sisam, Epenthesis in the consonant groups sl, sn. 31/305.

Swaen, Entirely, wholly, largely, frankly 34/48.

Zachrisson, French 'le' for Engl. 'the' 35/69.

Daniel, Outline of English phonetics (Brandl) 39/98.

Schröer, Ne. Aussprachewörterb. mit besonderer Berücksichtigung der wichtigsten Eigennamen (Wildhagen) 34/183.

Klein W., Der Dialekt von Stokesley in Yorkshire, North Riding (Brunner) 33/457.

Literatur.

Moore, Notes on the O. E. 'Christ' 31/311.

Brandl, Die Urstammtafel der Westsachsen und des Beowulfepos 37/6.

Zur Zeitbestimmung des Kreuzes von Ruthwell 36/150.

Müller Joh., Kulturbild des Beowulfepos (Brunner) 38/242.

Klaeber, Das Gründelsmoor — eine Frage 31/427.

Konrath, Eine ae. Vision vom Jenseits 39/30.

Gonser, Das ags. Prosaleben des hl. Guthlac (Brunner) 36/306.

Lehmann P., Wert und Echtheit einer Beda abgesprochenen Schrift (Liebermann) 40/269.

Kolbe, Die Konjugation der Lindisfarner Evangelien (Wildhagen) 31/461.

Förster M., Die ae. Beigaben des Lambeth-Psalters 32/328.

Liebermann, Ags. Urkunde 1085—1117 33/133.

Liebermann, Ein staatsrechtlicher Satz Ælfrics aus lat. Quelle 39/84.

Liebermann, Vorrang rechter Seite 31/153.

Liebermann, Emendation zu Wærferð 31/153.

Brandl, Venantius Fortunatus und die ags. Elegien 'Wanderer' und 'Ruine' 39/84.

Sieper, Die ae. Elegie (Brotanek) 37/240.

Codice Vercellese con omelie e poesie in lingua anglosassone, riprodotto in fototipia, con introd. del Prof. Dott. Foerster (Keller) 39/233.

Zupitza, Jacob und seine zwölf Söhne. Engl. Verslegende, hg. von Brandl 38/156.

Förster M., Älteste Fassung des me. Gedichts 'Earth upon earth' 38/39.

Brotanek, Texte u. Untersuchungen zur ae. Lit.- und Kirchengesch. (Wildhagen) 34/169.

Leitzmann, Bemerkungen zu Galfred v. Monmouth 34/373.

Logeman, The M.-E. West Minster prose psalter, Ps. 90, 10 34/132.

Holthausen, Ein me. Hymnus auf Maria und Christus und seine kymrische Umschrift 40/33.

Förster M., Beiträge zur mittelalterlichen Volkskunde. IX. 34/264.

Zenke, Synthesis u. Analysis des Verbums im Orrmulum (Wildhagen) 31/461.

Chaucer and his poetry. Lectures delivered in 1914 by G. L. Kittredge (E. Koeppel) 34/175.

Förster M., Chauceriana I. 32/399.

Eitle, Die Satzverknüpfung bei Chaucer (Brunner) 33/460.

Liebermann, Zu Chaucers Stellung in Hofämtern 40/261.

Bihl, Wirkungen des Rhythmus in der Spr. von Chaucer und Gower (Brunner) 38/243.

Cook A. S., Dante and Gower 32/395.

Cracken, Lydgatiana 31/40.

Cords Rose, Fünf me. Gedichte aus der Hs. Rawlinson Poetry 36 und Rawlins. C. 86 35/292.

Christ, Zu Rich. Rolle von Hampole. Eine vatikanische Hs. des Psalmenkommentars 36/35.

Rolle's Meditationes de passione Domini according to Ms. Upsala C 494 with introd. and notes by H. Lindquist (Liebermann) 39/235.

Brunner, Die Reimsprache der sogen. kent. Fassung der 'Sieben weisen Meister' 40/199.

Thiemke, Die me. Th. Beket-Legende des Gloucesterlegendars. Kritisch hg. mit Einl. (Brunner) 40/270.

Bolle W., Forbes' 'Songs and fancies', das erste in Schottland gedr. Liederbuch 31/320, 32/36, 281.

Hecht, Bibliographisches zu J. Forbes' Songs and fancies 40/108.

Neuendorff, Nachklänge des nußbraunen Mädchens 32/139.

Bodenstein, Zur Gesch. von Chery Chase 36/151.

Brunner, Zum Balladenrhythmus 40/259.

Brie, Zwei verlorene Dichtungen von Skelton 38/226.

Long Percy W., The name 'Shepherd's calendar' 31/429.

Brunner, Die Dialektwörter in Spensers 'Shepherd's calendar' 32/401.

Brunner, Hs. Brit. Mus. Additional 31042 32/316.

Fehr, Zu 'The pearl' 31/154.

Patience: an alliterative version of Jonah by the poet of Pearl (Brunner) 32/184.

Brotanek, Zu den ältesten engl. Hexametern 33/87.

Herxfeld G., Thom. Russell, ein früher Vermittler dtschr. Lit. in England 36/153.

Liebermann, Zu Thom. Occleve 40/261.

Liebermann, Weltliches Theater in der Kirche 31/429.

Swaen, Fair Margaret and Sweet William 36/40.

Stopes, The debt the Engl. stage owes to the Burbages 31/155.

Lüdemann, Shakesp.s Verwendung von gleichartigem und gegensätzlichem Parallelismus bei Figuren, Situationen, Motiven und Handlungen (R. Fischer) 34/180.

Horn Wilh., Das Komische in Shakesp.s Tragödien und die Maler Reynolds und Hogarth 37/159.

Phelps, Father Parsons in Shakesp. 33/66.

Gollancz, The name Polonius 32/141.

Brückner, Zum Namen Polonius 32/404.

Trench, Shakesp.s Hamlet. A new commentary (R. Fischer) 34/179.

Tilley, Notes on 'Twelfth night' 34/133.

Cyntia's revels or, The fountain of self-love by B. Jonson, ed. by A. C. Indson (R. Fischer) 34/182.

Thelemann, Dictys als Mitquelle von Shakesp.s Troilus 33/91.

Kerl Anna, Die metr. Unterschiede von Shakesp.s King John und Jul. Caesar (R. Fischer) 34/178.

Koeppel E., Zu 'Amor und Psyche' in England 31/161.

Fischer M., Zum Stil der Elisabeth. Madrigale 33/1.

Lawrence, Restoration stage nurseries 32/301.

Becker G., 'The adventures of Don Simonides', ein Roman von B. Rich und seine Quelle 31/64.

Brunner, Ein Yorkshire-Dialekttext aus dem 18. Jhdt. 33/134.

Schulze K., Zu Halls Satiren 31/430.

Maier W., Chr. Anstey und der New Bath Guide. Beitrag zur Ent-

wicklung der engl. Satire im 18. Jhdt. (M. Fischer) 33/461.

Liljegren, Studies on Milton (Brandl) 38/246.

Gálvez, Guevara in England (A. Ludwig) 38/244.

Crane, Date of Forde's Monteljon 31/434.

Danielowsky Emma, Richardsons erster Roman (Dibelius) 38/247.

Holthausen, Smollett u. J. Paul 35/402.

Horn W., Der Kirchenschlaf bei Swift und Hogarth 37/68.

Jiriczek, Zur Textgesch. von Macpherson's Fragments 36/151.

Macpherson's Fragments of ancient poetry. In diplom. Neudr. mit den Lesarten der Umarbeitungen hg. von L. Jiriczek (Wolfg. Keller) 36/186.

Richter Helene, Gesch. der engl. Romantik II. Bd. 1. T. (A. Ludwig) 36/315.

Horn W., Thomson und Gainsborough 38/65.

Koeppel E., Georgian poetry 31/315.

The Cambr. hist. of Engl. lit. ed. by Sir A. W. Ward and A. R. Waller vol. X. (Brandl) 33/184.

Koeppel E., Zur Byron-Biogr. 31/163.

Bader, Lord Byron im Spiegel der zeitgen. dtschn. Dichtung 35/303.

Bader, Zu Childe Harold's Monitor 38/65.

Bader, Byroniana II. Der Verf. von 'Childe Harold in the shades' 38/228.

Bader, Byroniana III. Verf. des Uriel 39/214.

Pfandl, R. Southey und Spanien (Hämel) 40/163.

Fehr, Keats im Lichte der neuesten Forschung 39/163.

Jacobson Anna, Ch. Kingsleys Beziehungen zu Dtschland. (Brunner) 40/273.

Albrecht, Sprachgebr. des Dialektdichters Ch. E. Benham zu Colchester (W. Klein) 36/182.

Willoughby, Samuel Naylor and 'Reynard the fox' (Herzfeld) 35/197.

Dibelius, Ch. Dickens (A. Ludwig) 35/199.

Fiedler Fritz, Dickens' Gebrauch der rhythm. Prosa im Xmas carol 39/47.

Fiedler Fritz, Dickens' Belesenheit 40/43.

Williamson C. N. and A. M., The wedding day (A. Ludwig) 40/275.

Fischer W., Über Bret Hartes Drama 'Two men of Sandy Bar' 36/72.

Fehr, Zu Swinburnes literar. Biogr. 36/240.

Jiriczek, Orkadische Zauberlieder 36/150.

Depken, Sherl. Holmes, Raffles und ihre Vorbilder (A. Ludwig) 35/202.

Sixtus, Sprachgebr. des Dialektschriftstellers Frank Robinson (Mutschmann) 31/181.

Schulze Bruno, Exmoor scolding and Exmoor courtship (Brunner) 31/184.

Eimer, Drei Briefe von Elixab. P. Peabody über Nath. Hawthorne u. a. 33/318.

Olivero, On the poems of Sarah Hel. Whitman 32/78.

Fehr, O. Wildes 'The harlot's house' 34/59.

Fehr, Stud. zu O. Wildes Gedichten (Brie) 39/237.

Segal, Bern. Shaw, a study (W. Rehbach) 36/187.

Horn Wilh., George Gissing über das dichterische Schaffen 37/25.

Bennet, The truth about an author (A. Ludwig) 40/275.

Watson, The Excelsior (A. Ludwig) 40/275.

Unterrichtswesen.

Förster M., Ae. Lesebuch für Anfänger (Wildhagen) 34/167.

Dannheißer, England past and present. Engl. Lese- und Realienbuch für höh. Schulen (Rich. Böhmer) 33/462.

III. Romanische Sprachen.

Allgemeines.

Jacoby, Zur Gesch. des Wandels von lat. ū zu ȳ im Gallorom. (Gamillscheg) 38/126.

Seifert Eva, Zur Entwicklung der Proparoxytona auf -ite, -ita -itu im Gallorom. (Schultz-Gora) 40/164.

Gamillscheg, Studien zur Vorgesch. einer rom. Tempuslehre (Spitzer) 31/466.

Nedved, Die linguistische Exkursion des Züricher rom. Seminars 32/411.

Kaufmann, Die gallorom. Bezeichnungen für den Begriff 'Wald' (Thorn) 32/204.

Gamillscheg und Spitzer, Bezeichnungen der Klette im Gallorom. (K. Jaberg) 39/110.

Windisch, Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur (Pokorny) 32/434.

Tuttle, Romanic notes 33/167.

*Tuttle, Romanic *akwia* 33/170.

Tuttle, 'Sapia' in western Romanic 33/409.

Seifert Eva, Die Lehre vom Akzent in den gallorom. Mundarten 34/387.

Wagner M. L., Das Sardische im Rom. etymol. Wörterbuch von Meyer-Lübke (Lieferg. 4—10) 34/309, 35/103, 40/240.

Spitzer, Katal. 'tramitar' weitergeben, 'tràmit' Instanz, span. 'trámite' Instanzenweg 36/162.

Spitzer, Zum REW. Nr. 1117: birrus 'rot' 37/74.

Spitzer, Aufsätze zur rom. Syntax und Stilistik (E. Lerch) 40/282.

Henschel Margot, Zur Sprachgeographie Südwestgalliens (v. Wartburg) 40/155.

Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiete der rom. Philol., veröffentl. vom Seminar für rom. Spr. und Kultur, Hamburg. Bd. III (Jordan) 36/190.

Pfandl, Beiträge zur span. und provenz. Lit.- und Kulturgesch. des Mittelalters (Hämel) 34/423.

Bertrand, Cervantes et le romantisme allemand (Hämel) 34/186.

Lommatzsch, Savaric v. Mauleon und G. Keller 34/384.

Wulff, Die frauenfeindl. Dichtungen in den rom. Literaturen des Mittelalters bis zum Ende des 13. Jhdts. (Pariselle) 33/212.

I. Französisch.

Allgemeines.

Strich, Liselotte und Ludwig XIV. (M. J. Wolff) 32/197.

Merk Jos., Anschauungen über das Leben der Kirche im afrz. Heldenepos (Elise Richter) 35/205.

Lommatzsch, Ne vache ne veel! 31/437.

Sprache.

Schönig, Rom. vorkonsonantisches L in den heutigen frz. Mundarten (v. Wartburg) 33/465.

Brüch, Über zwei Punkte der rom. Lautgesch. 33/354.

Horning, Glossare der rom. Mundarten v. Zell (La Baroche) u. Schönenberg im Breuschtal (Belmont) in den Vogesen (Ganière) 37/90.

Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung. Gesch. der frz. Schriftspr. von den Anfängen bis zur klass. Neuzeit (Rübel) 31/220.

Schinz, Les accents dans l'écriture frçse. (Pariselle) 33/212

*Wagner M. L., Lat. fundibulum > *funibulum und intestinae > istentinae* 39/96.

Lommatzsch, Zu afrz. flori = weiß 35/170.

Spitzer, Frz. fleurs = fluores? 39/89.

Schultz-Gora, Afrz. viaus < vīlis 35/171.

Schultz-Gora, Afrz. 'c'est la somme' 35/411.

Schultz-Gora, Zum afrz. Substant. berserex 35/415.

Schultz-Gora, Par impossible 38/113.

Schultz-Gora, Afrz. estre dou mains 38/232.

Schultz-Gora, Afrz. bourghés, Obl. bourghét 40/264.

Benary, Zu 'fils de char' 40/266.

Walberg, Quelques remarques sur l'ancien franç. 'ne garder l'eure que...' (Schultz-Gora) 39/116.

Baist, Fer und for 38/230.

Spitzer, Frz. printemps, ital. primavera 35/417.

Spitzer, Zu REW Nr. 9544a: Winald 36/163.

Spitzer, Afrz. daser, dascrie, dasion 36/165.

Spitzer, Über einige Wörter der Liebessprache (E. Lerch) 40/167.

Schultz-Gora, Zum Geschlecht von afrz. ost 34/139.

Schultz-Gora, Afrz. 'a chief de foi' 36/169.

Ad. Toblers Afrz. Wörterb., hg. von E. Lommatzsch (Cohn) 37/83.

Cohn, Bemerkungen zu Ad. Toblers afrz. Wörterb. 39/51, 40/84.

Trunzer, Die Syntax des Verbums bei G. de Deguileville (Walther Suchier) 35/442.

Weil, Sprache des Gilles de Chin von Gauth. de Tournay (Pillet) 39/106.

Belz, Die Münzbezeichnung in der afrz. Lit. (Walther Suchier) 36/188.

Schultz-Gora, En somet (Karlsreise V. 607) 37/75.

Lerch E., Prädikative Partizip. für Verbalsubstantiva im Frz. (C'était son rêve accompli) (Spitzer) 31/225.

Fay, Elliptical partitive usage in affirmative clauses in French prose of the 14th, 15th, and 16th centuries (K. Schmidt) 33/211.

Winkler, La doctrine grammaticale frçse. d'après Maupas et Oudin (François) 31/479.

Tappolet, Ursachen des Wortreichtums bei den Haustiernamen der frz. Schweiz 31/81.

Tappolet, Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der frz. Schweiz (v. Wartburg) 37/248.

Stipp, Die Benennungen des Jahres und seiner Teile auf dem Boden des heutigen Frankr. (Jaberg) 32/227.

Spitzer, Frz. allons donc! 33/147.

Tiktin, Frz. curée und Verwandtes 33/120.

Heiß, Entstehung des romant. Trimeters 31/125, 384.

Soltmann, Syntax der Modi im Frz. (Spitzer) 33/203.

Haas, Frz. Syntax (F. Strohmeyer) 38/256.

Lorck, Passé déf., imparf., passé indéf. (Elise Richter) 34/209.

Stimming, Der a. c. i. im Frz. (Friedwagner) 34/435.

Gohin, La langue frçse. (K. Schmidt) 33/470.

Oetken, Der Modus des Objektsatzes im Französ. (F. Strohmeyer) 32/207.

Thorn, Sartre-Tailleur. Étude de lexicologie et de géographie linguistique (Jaberg) 32/416.

Herzog, Histor. Sprachlehre des Neufrz. (Rübel) 31/223.

Gillot H. und G. Krüger, Dictionnaire systém. frçs.-allemand; 1. Bd. 1.—2. Abt. (Pariselle) 31/230.

Richter Elise, Studie über das neueste Frz. 35/348, 36/124, 269.

Spitzer, Zu frz. omelette 'Eierkuchen' 38/110.

Literatur.

Bédier, Les légendes épiques. Recherches sur la formation des chans. de geste (Tavernier) 31/187.

Theodor, Die komischen Elemente der afrz. chans. de geste (Else Sternberg) 33/468.

Sternberg Else, Das Tragische in den chans. de geste (A. C. Ott) 36/205.

Farnsworth, Uncle and nephew in the old french chans. de geste (Jordan) 33/218.

Spamer, Die Ironie im afrz. Nationalepos (Pillet) 35/443.

Olschki, Paris nach den afrz. nationalen Epen. — Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter in Wirklichkeit und Dichtung (Winkler) 38/130.

Die afrz. Prosaversion der Alexiuslegende. Kritisch hg. von E. Lutsch (Hilka) 33/191.

Voretzsch, Alter und Entstehung der frz. Heldendichtung 34/294.

Lommatzsch, Gautier de Coincy als Satiriker (Walther Suchier) 33/471.

Gelzer, Der afrz. Yderroman (Friedwagner) 36/191.

Schultz-Gora, Zum Texte des Yderromans 37/229.

Hoffmann Angelica, R. de la Piere, R. le Clerc, R. de Castel. Zur Arraser Literaturgesch. des 13. Jhdts. (Schultz-Gora) 37/92.

Cohn, Zum G. d'Angleterre 32/85, 336.

Nitze, The sisters and the Conte del Graal (Jordan) 33/218.

Gelzer, Zu der anglonorm. Versversion des Briefes des Presbyters Johannes ed. Hilka 37/70.

Schultz-Gora, Zum 'Planch' des Bertran Carbonel 39/225.

Hilka, Zu 'Goufre de Satenie' 40/130.

Aucassin und Nicolette. Dtsch. von v. Oppeln-Bronikowski (Noll) 32/193.

Suchier Wolfram, Zu Aucassin und Nicolette in Dtschland. 35/403.

Christ, Cleomades-Fragmente 39/222.

Levy, Bemerkungen zu Gavaudan, ed. Jeanroy 35/374.

Hilka, Aus dem Nachlaß von Wendel. Foerster: I. Carmen Rotolandi. II. Identität des Benoit des Trojaromans und der Reimchronik. — Nachruf: W. Foerster zum Gedächtnis 35/121.

Schultz-Gora, Eine Stelle im Placidas-Eustachius (V. 278) 34/146.

Winkler, Marie de France (Gelzer) 40/279.

Becker Ph. A., Jugendgedichte Maryaretas aus einer Wiener Hs. 31/334.

Schultz-Gora, Ein Jeu-parti zwischen Maistre Jehan und Jehan Bretel 36/292.

Hilka, Zum Crescentiastoff 33/135.

Hilka, Ein neuer Text der Florentiasage 33/151.

Die Lieder Raouls von Soissons, hg. von E. Winkler (Lubinski) 33/472.

Förster Marg., Die frz. Psalmenübersetzung vom 12. bis zum Ende des 18. Jhdts. (Thurau) 35/444.

Eckhardt, Remy Belleau (Heiß) 40/292.

Jordan, Erwähnung Vinc. Voitures in seiner Eigenschaft als Introducteur des ambassadeurs 36/170.

Becker Ph. A., Clément Marot. Nachlese 33/142, 34/147.

Lemm, Aus einer Chartier-Hs. des kgl. Kupferstichkabinetts zu Berlin 32/131.

Smith H. E., Literary criticism of P. Bayle (Elise Sonntag) 31/215.

Jordan, Die Pariser Pucelle 32/146.

Schiffer, Tassoni in Frankreich (Wiese) 35/448.

Jordan, Cyrano Bergerae und Montaigne 35/386.

Jordan, Frage der Echtheit von Cyr. Bergeracs 'Sonnenreise'. — 'Sonnenr.' und 'Essays' von Montaigne 38/188, 39/72.

Claus, Jean Godard, Leben und Werke (W. Baeske) 32/441.

Hofer, Rabelais: Kritische Darstellung der mod. Rab.-Forschung und ihrer Probleme 32/103, 352, 33/97.

Bauer C., 'La vraye histoire comique de Francion', der erste realist. Roman Frankreichs 33/366.

Jordan, Ein zeitgen. Ms. der Réflexions sur le bonheur der Marquise du Châtelet 33/115.

Dietschy, Die 'Dame d'intrigue' in der frz. Originalkomödie des 16. und 17. Jhdts. (Glaser) 36/327.

La Gazette de 1609, réimpression textuelle avec une notice par L. Loviot (M. Löpelmann) 33/213.

Searles, Les sentiments de l'Académie frçse. sur le Cid (Glaser) 36/204.

Wolff M.J., Molière und della Porta 34/148.

Zenker, Zwei Quellen von Molières Misanthrope 34/321, 35/148.

Geiger, Literar. Anklänge 38/109.

Wolff M. J., Italienisches zum Tartuffe 39/226.

Schwennhagen, Verhältnis der École des maris zu Mendozas 'El marido hace muger' 31/166.

Achenwall, Stud. zur Gesch. der kom. Oper in Frankreich im 18. Jhdt. und ihre Beziehungen zu Molière (M. Fehr) 33/198.

Voßler, La Fontaine und sein Fabelwerk (Schultz-Gora) 40/294.

v. Wurzbach, Gesch. des frz. Romans. 1. Bd. Von den Anfängen bis zum Ende des 17. Jhdts. (Glaser) 32/191.

v. Roretz, Diderots Weltanschauung, ihre Voraussetzungen und Leitmotive (Sakmann) 32/445.

v. Voß, Diderots Moralphilosophie (Sakmann) 32/442.

Marcel, Le frère de Diderot (Sakmann) 32/444.

Neumann Dorothea, Der Artikel Genève des VII. Bds. der Encyclopädie (Glaser) 37/93.

Lombard, La correspondance de l'abbé Du Bos. — L'abbé Du Bos. Un initiateur de la pensée mod. (Heiß) 40/165.

Jordan, Voltairiana 32/408.

Price W. R., Symbolism of Voltaire's novels with special reference to Zadig (Sakmann) 31/218.

Jordan, Die Münchener Voltaire-Hss. 31/347.

Frank, La Beaumelles 'Mes pensées' 36/249, 37/34, 192.

Lemm, Das Ms. des Kardinals de Rohan 32/151.

Allard Emmy, Friedrich d. Gr. in der Lit. Frankreichs (A. Ludwig) 33/199.

Koehler, Der Dandyismus im frz. Roman des 19. Jhdts. (W. Küchler) 32/198.

Bertel, Jules de Rességuier (Winkler) 31/462.

Fach, Die Naturschilderung bei Ch. Nodier (Heiß) 32/196.

Jakob, L'illusion et la désillusion dans le roman réaliste frçs. (1851—90) (Heiß) 32/212.

Rochette, L'esprit dans les œuvres poétiques de V. Hugo (Heiß) 32/193.

Blossom, La composition de Salammbô d'après la correspondance de Flaubert 1857—62 (Heiß) 35/211.

Coleman A., Flaubert's liter. development in the light of his Mémoires d'un Fou, Novembre, and éducation sentimentale (Heiß) 35/211.

Fay und Coleman A., Sources and structure of Flaubert's Salammbô (Heiß) 35/211.

Schirmer, Stendhal und Deutschland 33/158.

Henriot. A quoi rêvent les jeunes gens (G. Noll) 32/200.

Sattler, Hon. de Balzacs Roman La peau de chagrin (Heiß) 32/196.

Heiß, Balzac (Morel) 33/195.

Bernheim, Balzac und Swedenborg. Einfluß der Mystik Swedenb.s und Saint-Martins auf die Romandichtung Balzacs (Heiß) 34/441.

Turquet-Milnes, The influence of Beaudelaire in France and England (Heiß) 32/450.

Reuel, Maupassant als Physiognomiker (Neubert) 37/94.

Gelzer, Maupassant und Flaubert 40/222.

Neubert, Die liter. Kritik Maupassants. — Die krit. Essays G. de Maup.s (Gelzer) 40/295.

Michaelis Paul, Philosophie u. Dichtung bei Ernest Renan (Heiß) 34/441.

Lemm, Zur Entstehungsgesch. von E. Zolas Rougon-Macquart und den Quatre évangiles (Heiß) 34/440.

Fischer W., 'The Merchant prince of Cornville' von S. E. Groß und Rostands 'Cyrano de Bergerac' 33/382.

Fischer W., Ein Zwiegespräch des Erasmus von Rotterdam und Rostands 'Cyr. de Bergarac' 36/287.

Beutler, Der Wortschatz in Edm. Rostands Dramen (Spitzer) 33/477.

Küchler Walther, Rom. Rolland, Henri Barbusse, Fr. v. Unruh (Gelzer) 39/258.

Jordan, Neue Cyrano-Lit. 33/417.

Burkhardt Hel., Stud. zu P. Hervieu als Romancier und Dramatiker (K. Glaser) 39/258.

Babbit, The masters of French mod. criticism (M J. Wolff) 33/201.

Dupouy, France et Allemagne, littér. comparées (Morel) 33/192.

Suchier-Birch-Hirschfeld, Gesch. der frz. Lit. von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. I.[2] von H. Suchier (Glaser) 32/437; II.[2] (Glaser) 34/206.

Glaser, Rodenbach, der Dichter des toten Brügge (Th. Engwer) 38/132.

Curtius, Der liter. Wegbereiter des neuen Frankreich(V.Klemperer)39/256.

Unterrichtswesen.

Strohmeyer, Frz. Unterrichtswerk (Jensen) 38/134.

Herrig und Burguy, France littér., remaniée par H. Bornecque (Pariselle) 32/202.

Curtius Anna, Der frz. Aufsatz[2] (M. Hartmann) 35/447.

2. Provenzalisch.

Sprache.

Dederich, Die lexikograph. Eigentümlichkeiten des Frankoprovenzal. nach dem Atlas linguistique de la France (Jaberg) 32/216.

Kolsen, Randnoten zu E. Levys prov. Wörterbüchern (1—8) 39/87.

Polack Marg., Zur Gesch. der ei-Diphthonge im Prov. 37/210.

*Schultz-Gora, Aprov.marves.*33/411.

Wagner M. L., Aprov. lieis. 39/94.

Brüch, Prov. aus 'unbebaut' 35/173.

Schultz-Gora, Ein prov. Sprichwort 39/222.

Literatur.

Lexcent, Zu Pons von Capduelh 40/263.

Der Trobador Cadenet, hg. von C. Appel (Schultz-Gora) 40/288.

Die Lieder d. Trobador G. d'Espanha. Hg. von O. Hoby (Schultz-Gora)34/431.

Levy E.†, Zum Texte von Hobys Ausg. des G. d'Espanha 38/100.

Strempel, Gir. de Salinhac, ein prov. Trobador (Levy†) 38/265.

Sutorius, Le débat prov. de l'âme et du corps (Levy) 37/256.

Der Trobador Pistoleta, hg. von E. Niestroy; der Trobador G. Magret, hg. von F. Naudieth (Kolsen) 34/424.

Lery, Zu Pistoleta ed. Niestroy und G. Magret ed. Naudieth 36/156.

Kolsen, Wilh. v. la Tor, Ges cil que's blasmon d'Amor 33/156.

Kolsen, Wilh. v. la Tor, Canson ab gais motz 36/166.

Bern. v. Ventadorn. Seine Lieder mit Einl. hg. von C. Appel (Schultz-Gora) 36/322.

Bergert, Die von den Trobadors genannten oder gefeierten Damen (Kolsen) 35/206.

Bertr. v. Born. Hg. von A. Stimming[2] (Lewent) 33/215.

Stimming, Zu Bertr. de Born 34/101.

Franz A., Über den Troubadour Marcabru (C. Appel) 34/193.

Camilli, L'Alba del codice vaticano reginense 1462 31/412.

d'Arbaud, Lou lausié d'Arle. Pouèmo (Minckwitz) 33/223.

3. Katalanisch.

Textes catalans avec leur transcriptions phon. par J. A. Pereira (Fr. Krüger) 38/273.

4. Italienisch.

Sprache.

Stiefel, Die ital. Tenzone des 13. Jhdts. und ihr Verhältnis zur provenzal. Tenzone (Pillet) 38/267.

Miltschinsky Marg., Der Ausdruck des konzessiv. Gedankens in den altnordital. Mundarten (Wiese) 38/136.

Arnholdt, Stellung des attribut. Adj. im Ital. und Span. (Lerch) 39/242.

Thorn, Qualche parola sui verbi denominativi dell'italiano 31/440.

Camilli A., Rafforzamenti iniziali in italiano 31/170.

Spitzer, Nachträge zu meinem Artikel über ital. così (Arch. 30/335) 32/149.

Spitzer, Ital. lazzaretto 'Krankenhaus' 37/225.

Spitzer, Ital. taranai, tananai 'Wirrwarr, Lärm' 36/164.

Spitzer, Nochmals ital. ghetto 40/265.

Wagner M. L., Südital. kanákka 37/226.

Literatur.

Voßler, Ital. Lit. der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus (Wiese) 33/479.

Voßler, Ital. Lit.-Gesch.[3] (Wiese) 36/327.

Mignon, Étude de la lit. ital. (G. Hartmann) 32/213.

Bertoni, I trovatori d'Italia (Schultz-Gora) 34/194.

Levy E., Zu G. Bertoni, I trovatori d'Italia 40/109.

Torraca, Per la biogr. di G. Boccaccio (G. Hartmann) 33/226.

Dantis Alagherii De monarchia libri III. rec. Ludov. Bertalot (Wiese) 39/120.

Federn, Dante und seine Zeit[2] (Wiese) 35/213.

Camilli, Il gran rifiuto dantesco 33/163.

Camilli, I versi 112—3, 135—6 del Purgatorio V 33/162.

Camilli, Già terra infra le pietre redende 33/163.

v. d. Schulenburg, Ein neues Porträt Petrarcas (Wiese) 39/121.

Wolff M.J., Ariosts Satiren 40/206.

Smith W., The comedia dell'arte. A study in Ital. popul. comedy (B. Fehr) 32/185.

Serban, Leopardi sentimental (G. Hartmann) 33/480.

Lettres inédites relatives à G. Leop. publiées par N. Serban (G. Hartmann) 33/225.

Ravasi, Leop. et Mme. de Staël 32/209.

Serban, Leop. et la France (G. Hartmann) 32/450.

5. Korsisch.

Spitzer, Kors. ghjamberlucca, jan-'tonto, dappoco' 38/109.

Spitzer, Berichtigung dazu 39/97.

6. Spanisch.

Sprache.

de Diego G., Elementos de gramática histórica castellana (Fr. Krüger) 40/159.

de Lamano y Beneite, El dialecto vulgar salmantino (Fr. Krüger) 37/263.

Spitzer, Altspan. curiar 'schützen' 35/420.

Spitzer, Altspan. decir, ptg. descer 'herabsteigen' 36/296.

Brüch, Span. nava und lat. novalis 38/111.

de Diego, Sobre el castellano 'enhiesto' 39/96.

Spitzer, Über span. que 32/375.

de Toro-Gisbert, Americanismos (P. de Mugica) 31/231.

Spitzer, Zu span. xara 'Mais' 36/165.

Literatur.

Historia de la lit. española y antología de la misma por G. Jünemann (Graefenberg) 32/211.

v. Faulhaber, Calderon, der Meistersänger der Weltlit. Vortrag (Pfandl) 36/207.

Pfandl, Der Diálogo de Mugeres von 1544 und seine Bedeutung für die Castillejo-Forschung 40/72.

Wagner M. L., Der mexikan.-span. Schelmenroman 'Periquillo Sarniento' des Fern. de Lizardi 34/76.

El sacrificio de la Misa por G. de Berceo. Ed. de A. G. Solalinde (Pfandl) 34/185.

Parpal y Marqués, Menéndez y Pelayo historiador de la lit. espan. (Hämel) 33/228.

Gonzales-Blanco, Marc. Menéndez Pelayo (Hämel) 33/228.

Pietsch, Concerning Ms. 2-G-5 of the Palace libr. at Madrid (Brugger) 33/299.

Lehmann-Nitsche, Adivinanzas Rioplatenses (Petsch) 34/189.

7. Rumänisch.

Ion Creangă's Harap Alb, hg., übers. und erläut. von G. Weigand (Jarník) 35/219.

Jarník, Zur Interpret. von Ion Creangă's Harap Alb 37/51, 38/207, 39/198.

Spitzer, Rum. grúšŭ (grunŭ) 'Hügel' 34/138.

Brüch, Rum. grúšŭ 'Hügel' 35/416.

IV. Alte Sprachen.

Lateinisch.

Vulgärlat. Inschriften, hg. von E. Diehl (Rübel) 31/478.

Lehmann Paul, Vom Mittelalter und von der lat. Philol. des Mittelalters (Hilka) 35/439.

Lehmann Paul, Aufgaben und Anregungen der lat. Philol. des Mittelalters (Liebermann) 39/259.

Achelis, Aesope tragedian 31/435.

Reinholdt, Wundergeschn. des Cod. Pal. germ. 118 (Hilka) 39/261.

B. Personenregister.

Kursiver Druck bedeutet Originalbeitrag.

Achelis, *Zu Lessings Aufsatz Romulus und Rimicius* 39/137. — *Æsope tragedian* 31/435.

Appel, Franz, Über den Troubadour Marcabru 31/193.

Bader, *Lord Byron im Spiegel der zeitgen. dtschn. Dichtung* 35/303. — *Zu Childe Harold's Monitor* 38/65. — *Byroniana II. Der Verf. von 'Childe Har. in the shades'* 38/228. — *Byroniana III. Verf. des Uriel* 39/214.

Badt, Pfeiffer, Die Lyrik der A. v. Dr.-Hülshoff 33/445.

Baeske, Claus, Jean Godard, Leben und Werke 32/441.

Baist, *Fer und for* 38/230.

Ballof, *Über die Echtheit des Sesenheimer Liedes 'Balde seh ich Rickyen wieder'* 40/247. — *Zur Frage der Sesenheimer Lieder* 40, *Dtsch. Sonderh.* 155. — *Über die Sizilian. Vesper von J. M. R. Lenz* 40, Dtsch. Sonderh. 156.

Bally, Wylpel, Wirklichkeit und Sprache 34/211.

Bauer, *La vraye hist. comique de Francion, der erste realist. Roman Frankreichs* 33/366.

Becker, G., *The adventures of Don Simonides, ein Roman von B. Rich und seine Quelle* 31/64.

Becker, Ph. A., *Jugendgedichte Margaretas* 31/334. — *Clément Marot. Nachlese* 33/142, 34/147.

Benary, *Basin und Elegast* 32/144. — *Zur Hervararsaga* 33/332. — Steinberger, Untersuchungen zur Entstehung der Sage von Hirlanda v. Bretagne sowie zu den ihr am nächsten verwandten Sagen 32/435. — Zu *'fils de char'* 40/266.

Beyer, Bäumer, Goethes Freundinnen. Briefe zu ihrer Charakteristik[2] 40/268. — Brecht, C. F. Meyer und der Kunstwert seiner Gedichtsammlung 40/147.

Björkman, Wende, Über die nachgestellten Präpositionen i. Ags. 35/437.

Bleich, v. Löwis of Menar, Der Held im dtschn. und russ. Märchen 33/179.

Bodenstein, *Zur Gesch. von Chery Chase* 36/151.

Bolle, *Forbes' 'Songs and fancies', das erste in Schottland gedr. Liederbuch* 31/320, 32/36, 281.

Bolte, *Schwedische Beitr. zu unserer älteren Theatergesch.* 31/144. — Koßmann, Nieuwe Bijdrage tot de Geschiedenis van het nederlandsche Tooneel in de 17e en 18e Eeuw. 34/415.

Bradley, *Some place-names in Sweet's A.-S. reader* 31/427.

Brandl, *Das geistige Testament zweier Alttiroler: Joh. Schuler und Beda Weber* 38/224. — Wackernell, Ludw. Steub, Ad. Pichler und der Tiroler Sängerkrieg 35/434. — *An Prof. Fred. J. Carpenter, Barrington, Illinois* 39/213. — Th. Roosevelt, Hist. as lit. and other essays 40/274. — *Die Urstammtafel der Westsachsen und das Beowulfepos* 37/6. — *Venantius Fortunatus und die ags. Elegien 'Wanderer' und 'Ruine'* 39/84. — *Zur Zeitbestimmung des Kreuzes von Ruthwell* 36/150. — *Siegmund, Siegfried und Brunhilde in Ortsnamen des nordwestl. Englds.* 33/408. — Jones, Outlines of Engl. phonetics 39/98. — Cambr. hist. of Engl. lit. ed. by Sir A. W. Ward and A. R. Waller. Vol. X. 33/184. — Liljegren, Studies on Milton 38/246.

Bräuning-Oktavio, *J. Heinr. Merck als Mitarbeiter an Wielands 'Teutschem Merkur'* 31/24, 285.

Brecht, Lockemann, Techn. Stud. zu Luthers Briefen an Fr. den Weisen 31/446.

Brie, *Zwei verlorene Dichtungen von Skelton* 38/226. — Fehr, Stud. zu O. Wilde's Gedichten 39/237.

Brotanek, Sieper, Die ae. Elegie 37/240. — *Zu den ältesten engl. Hexametern* 33/87.

Brüch, *Über zwei Punkte der rom. Lautgesch.* 33/354. — *Provenzal. aus 'unbebaut'* 35/173. — *Span. nava und lat. novalis* 38/111. — *Rum. grutŭ 'Hügel'* 35/416.

Brückner, *Zum Namen Polonius* 32/404.

Brugger, Pietsch, Concerning Ms. 2-G-5 of the Palace libr. at Madrid 33/299.

Brunner, Gonser, Das ags. Prosaleben des hl. Guthlac 36/306. — Joh. Müller, Kulturbild des Beowulfepos 38/242. — Patience. An alliterative version of Jonah by the poet of Pearl 32/184. — *Die Reimsprache der sog. kent. Fassung der 'Sieben weisen Meister'* 40/199. — Bihl, Wirkungen des Rhythmus in der Spr. von Chaucer und Gower 38/243. — Eitle, Die Satzverknüpfung bei Chaucer 33/460. Thiemke, Die me. Th. Beketlegende des Gloucesterlegendars. Kritisch hg. mit Einl. 40/270. — *Hs. Brit. Mus. Additional 31042* 32/316. — Zachrisson, Pronunciation of Engl. vowels 1400—1700 35/195. — *Die Dialektwörter in Spensers 'Shepherd's calendar'* 32/401. — *Zum Balladenrhythmus* 40/259. — Klein, Der Dialekt von Stokesley in Yorkshire, North Riding 33/457. — Stoelke, Die Inkongruenz zwischen Subj. und Prädikat im Engl. u. verwandten Sprachen 36/181. — *Ein Yorkshire-Dialekttext aus dem 18. Jhdt.* 33/134. — Br. Schulze, Exmoor scolding and Exmoor courtship 31/184. — Jacobson, Ch. Kingsleys Beziehungen zu Deutschland 40/273.

Camilli, *Rafforzamenti inizïali in italiano* 31/170. — *Il gran rifiuto dantesco* 33/163. — *I versi 112-3, 135-6 del Purgatorio V.* 33/162. — *Già terra infra le pietre vedendo* 33/163. — *L'Alba del codice vaticano reginense 1462* 31/412.

Carré, *'Characteristics of Goethe' de S. Austin et la collaboration de H. C. Robinson* 31/145. — *W. Whewell et H. C. Robinson* 31/425.

Christ, *Zu Rich. Rolle von Hampole. Eine vatikan. Hs. des Psalmenkommentars* 36/35. — *Cleomades Fragmente* 39/222.

Cohn, *Zum G. d'Angleterre* 32/85, 336. — Ad. Toblers Afrz. Wörterb., hg. von E. Lommatzsch 37/83. — *Bemerkungen zu Ad. Toblers Afrz. Wörterb., Liefrg. 1—2* 39/51, 40/84.

Cook, *Runic monuments known as obelisks* 32/395. — *Dante and Gower* 31/395.

Cords, *5 me. Gedichte aus den Hss. Rawlinson poetry 36 und Rawlins. C. 86* 35/292.

Crane, *Date of Forde's Monteljon* 31/434.

Daffis, Witkop, Heidelberg und die dtsche. Dichtung 35/189. — Herrmann, Forschungen zur dtschn. Theatergesch. des Mittelalters und der Renaissance 35/181. — Mayne, Gesch. der dtschn. Goethe-Biogr. Krit. Abriß.

2. Abdr. 32/183. — Buchtenkirch, Kleists Lustsp. 'Der zerbroch. Krug' auf der Bühne 35/432.

Deetjen, Bürger und H. v. Münchhausen 31/424. — *A. v. Dr.-Hülshoff, Neues aus ihrer Jugendzeit* 33/442. — *Zur Gesch. einer romant. Zeitschr.* 36/145.

Deuschle, *Aufleben der Lit. des 17. Jhdts. im Zeitalter der Romantik* 40, Dtsch. Sonderh. 1.

Dibelius, Danielowsky, Richardsons erster Roman 38/247.

de Diego, *Sobre el castellano 'enhiesto'* 39/96.

Eimer, *Drei Briefe von Elisab. P. Peabody über Nath. Hawthorne u. a.* 33/318.

Elsner, *Grimmelshausen: der fliegende Wandersmann nach dem Monde* 32/1.

Engwer, Glaser, Rodenbach, der Dichter des toten Brügge 38/132.

Fehr B., Marty, Gesam. Schriften, hg. von Eisenmeier, Kastil, Kraus 39/100. — Einenkel, Gesch. der engl. Spr. II., Histor. Syntax 36/307. — Deutschbein, System der ne. Syntax 36/176. — *Zu 'The pearl'* 31/154. — *Keats im Liehte der neuesten Forschung* 39/163. — *Zu Swinburnes liter. Biogr.* 36/240. — *O. Wildes 'The harlot's house'* 34/59. — W. Smith, The comedia dell'arte. A study in Italian popul. comedy 32/185.

Fehr M., Achenwall, Stud. zur Gesch. der kom. Oper in Frankr. im 18. Jhdt. und ihre Beziehungen zu Molière 33/198.

Feist, Sehrt, Zur Gesch. der wgerm. Konjunktion 'Und' 36/172. — Kruer, Der Bindevokal und seine Fuge im schw. dtsch. Präterit. bis 1150 34/161. — Bergmann, Der dtsche. Wortschatz dargest. auf Grund des dtschn. Wörterbuchs von Weigand 31/459. — Loewe, Germ. Pflanzennamen. Etymol. Untersuchungen 31/459. — Weigand, Dtsch. Wörterb. 32/419.

Fiedler Fritz, *Dickens' Gebraueh der rhythm. Prosa im Xmas carol* 39/47. — *Dickens' Belesenheit* 40/43.

Fischer M., *Zum Stil der Elisabeth. Madrigale* 33/1. — W. Maier, Chr. Anstey und der New Bath Guide. Beitr. zur Entwicklung der engl. Satire im 18. Jhdt. 33/461.

Fischer R., Paulussen, Rhythmik u. Technik des sechsfüßig. Jambus im Dtschn. und Engl. 34/166. — Kilian, Aus der Praxis der mod. Dramaturgie 34/163. — Trench, Shakesp.s Hamlet. A new commentary 34/179. — Kerl, Die metr. Unterschiede von Shakesp.s King John und Jul. Caesar 34/178. — Lüdemann, Shakesp.s Verwendung von gleichartigem und gegensätzlich. Parallelismus bei Figuren, Situationen, Motiven und Handlgn. 34/180. — Cynthia's revels or, The fountain of self-love by B. Jonson, ed. by A. C. Indson 34/182.

Fischer W., *Ferd. Freiligrath und Amely Bölte* 40/25. — *Über Bret Hartes Drama 'Two men of Sandy Bar'* 36/72. — *'The Merchant Prince of Cornville' von S. E. Groß und Rostands 'Cyr. de Bergerac'* 33/382. — *Ein Zwiegespräch des Erasmus von Rotterd. und Rostands 'Cyr. de Bergerac'* 36/287.

Fleury, *Herwegh als Übersetzer. Ungedr. Briefe von Bodenstedt* 32/66.

Förster M., *Die altkorn. Bearbeitung von Abt Ælfries lat.-ae. Glossar* 35/285. — *Spätae. Prosper-Glossen in Cambridge* 36/290. — *Ae. ȳre, der Singul. zu ōran 'Ör'* 32/397. — *Nochmals ae. fregen 'Frage'* 35/399. — *Paläographisches zu Bedas Sterbespruch* 35/282. — *Frühags. Doppelformen von Eigennamen?* 35/282. — *Die ae. Beigaben des Lambeth-Psalters* 32/328. — *Älteste Fassung des me. Gedichts 'Earth upon earth'* 38/39. — *Chaueeriana I.* 32/399. — *Beiträge zur mittelalterlichen Volkskunde IX.* 34/264.

François, Winkler, La doctrine grammaticale frçse. d'après Maupas et Oudin 31/479.

Frank, *La Beaumelles 'Mes pensées'* 36/249, 37/34, 192.

Friedemann, Walzel, Ric. Huch, Ein Wort über die Kunst des Erzählens 36/299. — Saedler, Hebbels Moloch 36/301.

Friedwagner, Gelzer, Der afrz. Yderroman 36/191. — Stimming, D. a. c. i. im Frz. 36/191.

Funck, *Ein Brief von Gellert an den Fabeldichter Pfeffel* 36/147.

Gamillscheg, Jacoby, Zur Gesch. des Wandels von lat. ŭ zu ȳ im Gallorom. 38/126.

Ganière, Horning, Glossare der rom. Mundarten von Zell (La Baroche) und Schönenberg im Breuschtal (Belmont) in den Vogesen 37/90.

Gebhardt, Abegg, Die Mundart von Urseren 31/445. — Bohnenberger, Die Mundart der dtschn. Walliser im Heimattal und in den Außenorten 34/153. — Berger, Die Laute der Mundarten des St. Galler Rheintals und der angrenzenden vorarlbergischen Gebiete 34/153. — Enderlin, Die Mundart von Keßwil in Oberthurgau 31/445. — Schweizerisches Idiotikon. Wörterb. der schweizerdtsch. Spr. LXVI bis LXXIII 34/152. — Dtsche. dialektgeogr. Berichte und Stud. über Wenkers Sprachatlas des Dtschn. Reiches, hg. von F. Wrede. Heft V hg. von Th. Frings 34/151.

Geiger †, *Äußerungen Montesquieus über die Dtschn.* 38/217. — *Notizen über Herder und Lessing* 38/218. — *Unbekannte Briefe Iffl ands* 33/310. — *W. v. Humboldt über Schiller und Goethe* 35/29. — *G. Forster über dtsche. Lit. und über Schiller* 34/372. — *Zu Schillers Don Carlos. Eine dramaturgische Abhandlg.* 37/154. — *Goethe-Miszellen. 1. Goethe als Tyrann. 2. Jacobi über Wieland und Goethe. 3. Goethe und die Narrenakademie* 37/66. — *Bettine Brentano und ihre Besuche bei Goethe* 31/8. — *Zu einem Briefe Goethes* 34/128, 39/83. — Aus Ottilie v. Goethes Nachlaß. Briefe und Tagebücher von ihr und an sie bis 1832. Nach den Hss. des Goethe- und Schillerarchivs hg. von W. v. Oettingen 32/424. — Goethes Faust. Nach Entstehung und Inhalt erkl. von E. Traumann. 2. Bd. Der Tragöd. 2. T. 32/427. — *Zwei Äußerungen Goethes über seinen Faust* 37/220. — *Die Berliner Aufführg. des Faust am 15. Mai 1838* 38/99. — *Goethe über Wielands Oberon* 37/220. — *Zu Goethes Gesprächen* 35/397. — *Ich ging im Walde* 35/260. — *Zu einem Goetheschen Spruch* 38/221. — *Literar. Anklänge* 38/99. — *Ein merkwürdiges Urteil über Goethes 'Wahlverwandtschaften'* 36/281. — *Eine unbekannte Gegenschrift gegen Gutzkows Wally* 36/229. — *Rahel und F. A. Wolf* 36/283. — *Zu Michel Beer* 36/282. — *Ludw. Börne und Rahel Varnhagen* 39/26. — *Eine zeitgen. Äußerung über das junge Deutschland* 38/99. — *Literar. Anklänge* 38/109.

Gelzer, *Zu der anglonorm. Versversion des Briefes des Presbyters Johannes ed. Hilka* 37/70. — Winkler, Marie de France 40/279. — *Maupassant und Flaubert* 40/222. — Neubert, Die literar. Kritik G. de Maupassants. — Die krit. Essays G. de Maupassants 40/295. — Küchler, Rom. Rolland, Henri Barbusse, Fr. v. Unruh 39/285.

Glaser, Suchier u. Birch-Hirschfeld, Gesch. der frz. Lit. von den ältesten Zeiten bis zur Gegenw. von H. Suchier[2] 32/437; Bd. II[2] 34/206. — Searles, Les sentiments de l'Académie frçse. sur le Cid 36/204. — Dietschy, Die 'Dame d'intrigue' in der frz. Originalkomödie des 16. u. 17. Jhdts. 36/327. — v. Wurzbach, Gesch. des frz. Romans, 1. Bd., von den Anfängen bis zum Ende des 17. Jhdts. 32/191. — Neumann, Der Artikel Genève des VII. Bds. der Encyclopädie 37/93. — Burkhardt, Stud. zu P. Hervieu als Romancier und Dramatiker 39/258.

Gollancz, *The name Polonius* 32/141.

Gräfenberg, Hist. de la lit. espaõ. y antología de la misma por G. Jünemann 32/211.

Groß, Litzmann, E. v. Wildenbruch, 1. Bd., 34/414.

Hämel, Pfandl, R. Southey und Spanien 40/163. — Pfandl, Beitr. zur span. und prov. Lit.- und Kulturgesch. des Mittelalters 34/423. — Bertrand, Cervantes et le romantisme allemand 34/186. — Gonzalez-Blanco, Marc. Menéndez Pelayo 33/228. — Parpal y Marqués, Menéndez y Pelayo historiador de la lit. espaõ. 33/228.

Hankiss, *Diderot und Herder* 40, Dtsch. Sonderh. 59.

Harnack Agnes, Schönemann, A. v. Arnims geistige Entwicklung an seinem Drama 'Halle und Jerusalem' erl. 31/175.

Hartmann, Mazzucchetti, Schiller in Italia 32/214. — Mignon, Étude de la lit. italienne 32/213. — Torraca, Per la biogr. di G. Boccaccio 33/226. — Serban, Leopardi sentimental 33/480. — Lettres inédites relatives à G. Leopardi, publiées par N. Serban 33/225. — Ravasi, Leop. et Mme de Staël

32/209. — Serban, Leop. et la France 32/450. — Curtius, Der frz. Aufsatz 35/447.

Hecht, *Bibliographisches zu J. Forbes' Songs and fancies* 40/108.

Heinrich, *H. v. Kleist und K. F. Hindenburg* 34/129. — *H. v. Kleist und Frankfurt a. O.* 32/273.

Heiß, *Entstehung des romant. Trimeters* 31/125, 384. — Lombard, La correspondance de l'Abbé Du Bos. — L'Abbé Du Bos. Un initiateur de la pensée mod. 40/165. — Eckhardt, Remy Belleau 40/292. — Rochette, L'esprit dans les œuvres poétiques de V. Hugo 32/193. — Walter, Hon. de Balzacs Roman La peau de chagrin 32/196. — Bernheim, Balzac und Swedenborg. Einfluß der Mystik Swed.s und Saint-Martins auf die Romandichtg. Balzacs 34/441. — Blossom, La composition de Salammbô d'après la correspondance de Flaubert 35/211. — Coleman, Flaubert's literary development in the light of his Mémoires d'un fou, Novembre, and Education sentimentale 35/211. — Fay and Coleman, Sources and structure of Flaubert's Salammbô 35/211. — Jakob, L'illusion et la désillusion dans le roman réal. frçs. (1851—90) 32/212. — P. Michaelis, Philosophie und Dichtung bei E. Renan 34/441. — Lemm, Zur Entstehungsgesch. von Zolas Rougon-Macquart und den Quatre évangiles 34/440. — Turquet-Milnes, Influence of Baudelaire in France and Engl. 32/450. — Fach, Die Naturschilderung bei Ch. Nodier 32/196.

Herzfeld, *A. W. Schlegel in seinen Beziehungen zu engl. Dichtern und Kritikern* 39/149. — *Th. Russel, ein früher Vermittler dtschr. Lit. in Engld.* 36/153. — Willoughby, Sam. Naylor and 'Reynard the fox' 35/197.

Heusler, *Axel Olrik* 36/1. — *Vorschläge zum Hildebrandslied* 37/1.

Heynen, Gottfr. Kellers Leben, Briefe und Tagebücher. Auf Grund der Biogr. J Baechtolds dargest. und hg. von E. Ermatinger 35/190. — G. Kellers Leben, Briefe und Tagebücher, hg. von E. Ermatinger. 3. Bd. 38/240.

Hilka, Pelizaeus, Beitr. zur Gesch. der Legende vom Judenknaben 33/187. — *Zur Katharinenlegende: Die Quelle der Jugendgesch. Katharinas, insbesondere in der mittelniederdtsch. Dichtung und in der mittelniederländ. Prosa* 40/171. — Paul, Ulr. v. Eschenbach und seine Alexandreis 36/319. — Die afrz. Prosaversion der Alexiuslegende, kritisch hg. von E. Lutsch 33/191. — *Zu Goufre de Satenie* 40/130. — *Aus d. Nachlaß von Wend. Foerster: 1. Carmen Rotolandi. 2. Identität des Beneoit des Trojaromans und der Reimchron. — Nachruf: W. Foerster zum Gedächtnis* 35/121. — *Zum Crescentiastoff* 33/135. — *Ein neuer Text der Florentiasage* 33/151. — Lehmann, Vom Mittelalter und von der lat. Philol. des Mittelalters 35/439. — Reinholdt, Wundergeschn. des Cod. Pal. germ. 118 39/261.

Hofer, *Rabelais: Krit. Darstellung der mod. Rabelais-Forschung und ihrer Probleme* 32/103, 352, 33/97.

Holthausen, *Die ae. Beda-Glossen* 36/290. — *Ein me. Hymnus auf Maria und Christus und seine kymr. Umschrift* 40/33. — *Smollett und J. Paul* 35/402.

Horn, *Zur engl. Wortgesch.* 38/62. — *Zur ae. Wortgesch.* 40/106. — *Das Komische in Shakesp.s Tragödien und die Maler Reynolds und Hogarth* 37/159. — *Der Kirchenschlaf bei Swift und Hogarth* 37/68. — *Thomson und Gainsborough* 38/65. — *George Gissing über das dichterische Schaffen* 37/25.

Hübner A., A. Becker, Sprache Friedrichs v. Spee 32/182. — Juethe, Der Minnesänger Hiltbolt v. Schwangau 32/423.

Jaberg, *Emil Freymond †* 37/218. — *Sprache als Äußerung und Sprache als Mitteilung* 36/84. — Gamillscheg und Spitzer, Bezeichnungen der Klette im Gallorom. 39/110. — Stipp, Die Benennungen des Jahres und seiner Teile auf dem Boden des heutigen Frankr. 32/227. — Thorn, Sartre-Tailleur, Etude de lexicologie et de géogr. linguistique 32/416. — Dederich, Die lexikograph. Eigentümlichkeiten des Frankoprovenzal. nach dem Atlas ling. de la France 32/216.

Jarnik, Ion Creanga's Harap Alb, hg., übers. und erläut. von C. Weigand 35/219. — *Zur Interpretat. von I. Creangă's H. A.* 37/51, 38/207, 39/198.

Jensen, Strohmeyer, Frz. Unterrichtswerk 38/134.

Jiriczek, *Zur Textgesch. von Macphersons Fragments* 36/151. — *Orkadische Zauberlieder* 36/150.

Jordan, Festschr. für L. Morsbach, redig. von Holthausen u. Spies 32/429. — Spira, Die engl. Lautentwicklung nach frz. Grammatiker-Zeugnissen 31/186. — Mitteilungen u. Abhandlgn. aus dem Gebiet der rom. Philol., veröffentl. vom Seminar für rom. Spr. und Kultur, Hamburg, Bd. III 36/190. — Nitze, The sister's son and the Conte del Graal 33/218. — Farnsworth, Uncle and nephew in the old French chans. de geste 33/218. — *Die Pariser 'Pucelle'* 32/146. — *Erwähnung Vinc. Voitures in seiner Eigensch. als Introducteur des ambassadeurs* 36/170. — *Cyr. Bergerac und Montaigne* 35/386. — *Frage der Echtheit von Cyr. Bergeracs 'Sonnenreise'.* — *'Sonnenreise' und 'Essays' von Montaigne* 38/188, 39/72. — *Neue Cyr.-Lit.* 33/417. — *Ein zeitgen. Ms. der Réflexions sur le bonheur der Marquise du Châtelet* 33/115. — *Die Münchener Voltaire-Hss.* 31/347. — *Voltairiana* 32/408.

Kaulfuß-Diesch, *Untersuchungen über das Drama der Jesuiten im 17. Jhdt.* 31/1.

Keller, Codice Vercellese con omelie e poesie in lingua anglosassone, con introd. del Prof. Dott. Foerster 39/233. — Macpherson's Fragments of ancient poetry. In diplom. Neudr. mit den Lesarten der Umarbeitungen hg. von Jiriczek 36/186.

Keese, Siebs, Herm. Allmers, sein Leben und Dichten 34/164.

Kindermann, Suchier, Dr. Chr. Phil. Hoester 40/145.

Klaeber, *Das Gründelsmoor — eine Frage* 31/427.

Klein W., Albrecht, Der Sprachgebr. des Dialektdichters Ch. E. Benham zu Colchester 36/182.

Klemperer, *Zum Verhältnis von Sprachwissensch. und Völkerpsychologie* 40/125. — Curtius, Die literar. Wegbereiter des neuen Frankreich 39/256.

Koeppel, *Aristoteles, Browning und Björnson* 31/164. — *Zu 'Amor und Psyche' in England* 31/161. — Chaucer and his poetry. Lectures delivered in 1914 by G. L. Kittredge 34/175. — *Georgian poetry* 31/315. — *Zur Byron-Biogr.* 31/163.

Kolsen, *Wilh. v. la Tor, Ges cil ques blasmon d'Amor* 33/156. — *W. v. la Tor, Canson ab gais motz* 36/166. — D. Trobador Pistoleta, hg. von E. Niestroy; d. Trob. G. Magret, hg. von F. Naudieth 34/424. — Bergeret, Die von den Trobadors genannten oder gefeierten Damen 35/206. — *Randnoten zu E. Levys provenzal. Wörterbüchern (1—8)* 39/87.

Konrath, *Eine ae. Vision vom Jenseits* 39/30.

Körnchen, Scholte, Probleme der Grimmelshausenforschung I. 31/176.

Körner, *Zu A. W. Schlegels Briefwechsel mit Chr. Lassen* 36/149.

Krüger Fritz, Textes catalans avec leur transcript. phonét. par A. Pereira 38/273. — de Lamano y Beneite, El dialecto vulgar salmantino 37/263. — G. de Diego, Elementos de gram. histór. castellana 40/159.

Küchler, Koehler, Der Dandyismus im frz. Roman des 19. Jhdts. 32/198.

Kügler, *Ansprache am Shakesp.-Tag im Dtschn. Theater zu Berlin 1919* 39/85.

Lawrence, *Restoration stage nurseries* 32/301.

Lederer, *Dialog-Elemente des Iffflandschen Dramas* 38/1. — *Zeitgen. Urteile über Iffland* 33/300.

Leitzmann, *Goethes älteste Gedichtsammlung* 40, Dtsch. Sonderheft 75. — *Zu Schillers dram. Nachlaß* 34/127. — *Zu R. Hayms Biogr. W. v. Humboldts* 33/401. — *Briefe G. Forsters* 35/266. — *Im polnischen Exil. Briefe von Ther. Forster an ihre Stiefmutter* 33/268. — *Bemerkungen zu Galfr. v. Monmouth* 34/373.

Lemm, *Aus der Chartier-Hs. des Kgl. Kupferstichkabinetts zu Berlin* 32/131. — *Das Ms. des Kardinals de Rohan* 32/151.

Lerch, Spitzer, Anti-Chamberlain. Betrachtungen eines Linguisten über H. St. Chamb.s 'Kriegsaufsätze' und die Sprachbewertung im allgem. 40/167. — Spitzer, Fremdwörterhatz u. Fremdvölkerhaß 40/168. — Spitzer, Aufsätze zur rom. Syntax und Stilistik 40/282. — Spitzer, Über einige Wörter der

Liebessprache 40/167. — Arnholdt, Stellung des attribut. Adj. im Ital. und Span. 39/242.

Levinstein, G. Forsters Tagebücher. Hg. von P. Zincke und A. Leitzmann 34/419. — Waiblinger, Liebe und Haß, ungedr. Trauerspiel. Nach dem Ms. hg. von A. Fauconnet 34/417. — Kersten, Voltaires Henriade in der dtschn. Kritik vor Lessing 34/421. — Chr. Weises Dramen 'Regenerus' und 'Ulvida' nebst einer Abhandlg. zur dtschn. und schwed. Lit.-Gesch. hg. von W. v. Unwerth 33/437.

Levy†, *Bemerkungen zu Garaudan, ed. Jeanroy* 35/374. — *Zum Texte von Hobys Ausg. des G. d'Espanha* 38/100. — Strempel, G. de Salinhac, ein prov. Trobador 38/265. — Sutorius, Le débat prov. de l'âme et du corps 37/256. — *Zu Pistoleta, ed. Niestroy und G. Magret, ed. Naudieth* 36/156. — *Zu G. Bertoni, 'Itrovatori d'Italia'* 40/109.

Lewent, Bertr. v. Born, hg. von A. Stimming[2] 33/215. — *Zu Pons v. Capduelh* 40/263.

Liebermann, *Die dtsche. Volksseele in britischem Urteil* 37/222. — Keynes, The economic consequences of the peace 40/148. — *Vorahnung von Flugzeug und U-Boot* 39/87. — *Zum Urkundenwesen bei den Angelsachsen* 31/153. — *Mancus als Goldmünze* 31/153. — *Englands Dichtung und Spr. im Weltkrieg* 37/221. — Tönnies, Der engl. Staat und der dtsche. Staat 38/249. — Born, Die engl. Ereignisse der Jahre 1685—90 im Lichte der gleichzeit. Flugschriftenlit. Deutschlands 40/271. — *Engl. Volksspiele in der Johannisnacht* 31/429. — *Zwischenspiele für Edward II.* 40/262. — *Zu Liedrefrain und Tanz im engl. Mittelalter* 40/261. — *Zur Gesch. der engl. Personennamen im 13.—16. Jhdt.* 31/154. — *Southamptons ältester Name* 33/133. — *Zum Verschwinden ags. Buchstaben aus dem me. Alphabet* 31/428. — *Shute me.: 'Lastschiff'* 40/263. — *Ags. Urkunden 1085—1117* 33/133. — P. Lehmann, Wert und Echtheit einer Beda abgesprochenen Schrift 40/269. — *Ein staatsrechtl. Satz Ælfrics aus lat. Quelle* 39/84. — *Emendation zu Warferð* 31/153. — Rolle's Meditatio de passione Domini according to Ms. Uppsala C 494 39/235. — *Zu Chaucers Stellung in Hofämtern* 40/261. — *Zu Thom. Occleve* 40/261. — *Weltliches Theater in der Kirche* 31/429. — *Vorrang rechter Seite* 31/153. — P. Lehmann, Aufgaben und Anregungen der lat. Philog. des Mittelalters 39/259.

Lindau, Walzel, Hebbelprobleme 33/183.

Lion, *Der erste Psalm in niederländ. Dichtung vom Jahre 1740* 40/252.

Loewenthal, *Von Goethe über Heine zu V. Hugo* 39/227.

Logeman, *The M.-E. West Minster prose psalter, Ps. 90, 10* 34/132.

Lohre, P. Geiger, Volksliedinteresse und Volksliedforschung in der Schweiz 33/181. — Heilmann, Mörikes Lyrik und das Volkslied 34/416.

Lommatzsch, *Savaric v. Mauleon und G. Keller* 34/384. — *Ne vache ne veel!* 31/437. — *Zu afrz. flori = weiß* 35/170. — *Zum Ritterbrauch des Prahlens* 34/114.

Long, *The name 'Shepherd's calendar'* 31/429.

Löpelmann, La Gazette de 1609, réimpression textuelle avec une notice par L. Leviot 33/213.

Löschhorn, Zincke, G. Forster nach seinen Orig.-Briefen 35/432. — Köhler, Die Lyrik M. v. Schenkendorfs 35/188.

Lubinski, Die Lieder Raouls v. Soissons, hg. von E. Winkler 33/472.

Lüdeke, Tiecks Shakesp.-Buch 39/210.

Ludwig A., *Homunculi und Androiden* 37/137, 38/141, 39/1. — *Schlemihle* 40, Dtsch. Sonderh. 95. — R. M. Meyer, Die Dtsche. Lit. bis zum Beginn des 19. Jhdts., hg. von O. Pniower 36/173. — Münnig, Calderón und die ältere dtsche. Romantik 31/459. — Kuberka, Der Idealismus Schillers als Erlebnis und Lehre 31/177. — Basch, Poétiques de Schiller[2] 31/177. — Gundolf, Goethe 39/228. — Keller, Goethe's estimate of the Greek and Lat. writers as revealed by his works, letters, diaries and conversations 39/232. — Leitzmann, W. v. Humboldt 40/267. — Brie, Imperialistische Strömungen in der engl. Lit. 36/317. — Gálvez, Guevara in Engld. 38/244. — Hel. Richter, Gesch. der engl. Romantik 36/315. — Dibelius, Ch. Dickens

35/199. — Depken, Sherl. Holmes, Raffles und ihre Vorbilder 35/202. — Bennet, The truth about an author 40/275. — Watson, The Excelsior 40/275. — C. N. and A. M. Williamson, The wedding day 40/275. — Allard, Friedr. der Gr. in der Lit. Frankreichs 33/199.

Mac Cracken, *Lydgatiana* 31/40.

Mangold†, Krieger, Friedr. d. Gr. und seine Bücher 34/413.

Mayne, W. Schulze, G. Schwab als Balladendichter 34/413.

Meyer R. M., Enders, Fr. Schlegel 31/457.

Minckwitz, Arbaud, Lou Lausié d'Arlc. Pouèmo 33/223.

Moestue, *Kritisches zu Uhlands Briefwechsel und Tagebuch* 38/221. — *Neue krit. Bemerkungen zu Uhl.s Briefw. und Tageb.* 40/251.

Moore, *Notes on the O. E. 'Christ'* 31/311.

Morel, Heiß, Balzac 33/195. — Dupouy, France et Allemagne, lit. comparées 33/192.

Mugica, Toro-Gisbert, Americanismos 31/231.

Mulertt, *Hur can von der Hell* 39/217.

Müller B. A., *Straßburger Lokalkolorit in Frischlins 'Jul. redivivus'* 35/1.

Mutschmann, Sixtus, Sprachgebr. des Dialekt-Schriftstellers Frank Robinson 31/181.

Nedwed, *Die linguist. Exkursion des Züricher rom. Seminars* 32/411.

Neubert, Reuel, Maupassant als Physiognomiker 37/94.

Neuendorff, *Nachklänge des nußbraunen Mädchens* 32/139.

Neuhaus, Metoula-Sprachführer: Dänisch, Norweg. und Schwed. 33/448.

Nickel, Schneider, Zur Ausgestaltung der dtschn. Sprache 34/150. — Seiler, Entwicklung der dtschn. Kultur im Spiegel des dtschn. Lehnworts 34/150. — Riesenfeld, H. v. Ofterdingen in der dtschn. Lit. 34/149.

Noll, Aucassin und Nicolette. Dtsch. von F. v. Oppeln-Bronikowski 32/193. — E. Henriot, A quoi rêvent les jeunes gens 32/200.

Olivero, On the poems of S. H. Whitman 32/78.

Ott, Sternberg, Das Tragische in den chans. de geste 36/205.

Pariselle, Wulff, Die frauenfeindl. Dichtungen in den rom. Literaturen des Mittelalters bis zum Ende des 13. Jhdts. 33/312. — Schinz, Les accents dans l'écriture frçse. 33/212. — Gillot und Krüger, Diction. systém. frçs.-allemand 1. Bd., 1.—2. Abt. 31/230. — Herrig und Burguy, France lit. romaniée par Bornecque 32/202.

Petsch, Landau, Hebrew-Germ. romances and tales and their relation to the romantic lit. of the Middle-Ages. Part 1. Arthurian legends 32/175. — Heusler, Deutscher und antiker Vers 37/234. — Stoltenberg, Bindung der dtschn. Rede 37/234. — Nagl, Zeidler und Castle, Dtsch.-öster. Lit-Gesch. 36/302. — Koschmieder, Herders theoret. Stellung zum Drama 31/448. — Berresheim, Schiller als Herausg. der Rhein. Thalia, Thalia und Neuen Thalia und seine Mitarbeiter 35/184. — Huch, Wallenstein. Eine Charakterstudie 35/184. — Leitzmann, Hauptquellen zu Schillers Wallenst. 35/184. — Seiffert, Schillers Musenalmanach 35/184. — Behme, H. v. Kleist und Ch. M. Wieland 33/435. — Lehmann-Nitsche, Adivinanzas Rioplatenses 34/189.

Pfandl, *Ein Wort zur Auffassung des Begriffs 'Lit.-Wissenschaft'* 37/223. — *Zur Biblíogr. des voyages en Espagne* 33/413, 34/143, 35/175. — *Zur span.-dtschn. Ortsnamenkunde des Mittelalters* 34/380. — Schwartz, A. W. Schlegels Verhältnis zur span. und portug. Lit. 35/450. — El sacrificio de la Misa por G. de Berceo. Ed. de A. G. Solalinde 34/185. — *Der 'Dialogo de Mugeres' von 1544 und seine Bedeutung für die Castillejo-Forschung* 40/72. — v. Faulhaber, Calderon, die Meistersänger der Bibel in der Weltlit. Vortrag 36/207.

Phelps, *Father Parsons in Shakespeare* 33/66.

Pillet, Weil, Sprache des G. de Chin von Gauth. de Tournay 39/106. — Spanner, Die Ironie im äfrz. Nationalepos 35/443. — Stiefel, Die ital. Tenzone des 13. Jahrhunderts und ihr Verhältnis zur provenzal. Tenzone 38/267.

Plenio, *Über die sog. Dreiteiligkeit und Zweiteiligkeit in der mhd. Strophik* 36/16.

Pokorny, Windisch, Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur 32/434.

Polack, *Zur Gesch. der ei-Diphthonge im Provenzal.* 37/210.

Rehbach, Segal, Bern. Shaw, a study 36/187.

Richert, *Aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm mit Romanisten und Schriftstellern* 34/339, 35/320, 38/73.

Richter Elise, Merk, Anschauungen über die Lehre und das Leben der Kirche im afrz. Heldenepos 35/205. — Lorck, Passé déf., imparf., passé indéf. 34/209. — *Studie über das neueste Frz.* 35/348, 36/124, 269.

Richter W., Schröder, Zwei altdtsche. Schwänke: Die böse Frau, Der Weinschwelg 34/156. — Getzhuhn, Untersuchungen zum Sprachgebr. und Wortschatz der Klage 38/237. — Maußer, Dtsche. Soldatenspr. 38/241. — Symons, Kudrun[2] 34/154. — G. di Leesthal, Stud. über Veldekes Eneide 34/155. — Hempel, Kunst Friedrichs von Logau 38/237. — K. Ludwig, Untersuchungen zur Chronologie Albrechts von Halberstadt 35/180. — Baldinger, G. Herwegh, Gedankenwelt der 'Gedichte eines Lebendigen' 38/239. — *Chr. Weises nordische Dramen 'Regenerus' und 'Ulvilda'* 34/245.

Riemann, H. A. Krüger, Der junge Raabe 33/445.

Röhmer, Dannheißer, England past and present. Engl. Lese- und Realienbuch für höh. Schulen 33/462.

Rosenberg, *Goethes 'Braut von Corinth' in Frankreich* 39/179.

Rübel, Voßler, Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklg. Gesch. der frz. Schriftspr. von den Anfängen bis zur klass. Neuzeit 31/220. — Herzog, Histor. Sprachlehre des Neufrz. 31/223. — Vulgärlat. Inschriften, hg. von Diehl 31/478.

Sakmann, Price, Symbolism of Voltaire's novels with special reference to Zadig 31/218. — v. Voß, Diderots Moralphilosophie 32/442. — Marcel, Le frère de Diderot 32/444. — v. Roretz, Diderots Weltanschauung, ihre Voraussetzungen und Leitmotive 32/445.

Schacht, Grabbes Werke von Spir. Wukadinović 32/419.

Schirmer, *Stendhal und Deutschland* 33/158.

Schmidt K., Fay, Elliptical partitive usage in affirmative clauses in French prose of the 14th, 15th, and 16th centuries 33/211. — Gohin, La langue frçse. 33/470.

Schneider, Singer, Lit.-Gesch. der deutschen Schweiz im Mittelalter 40/146.

Schöffler, *Der Pflanzenname 'Waldmeister' im Me. und Nhd.* 36/234.

Schulze, *Zu Halls Satiren* 31/430.

Schultz, *Erich Schmidt* 31/273.

Schultz-Gora, Seifert, Zur Entwicklung der Proparoxytona auf -ite, -ita, -itu im Gallorom. 40/164. — *Zum Geschlecht von afrz. ost* 34/139. — *Afrz. bourghés, obl. bourghêt* 40/264. — *Afrz. estre dou mains* 38/232. — *Zum afrz. Subst. berserez* 35/415. — *Afrz. viaus < vilis* 35/171. — *Afrz. a chief de foiz* 36/169. — *Afrz. c'est la somme* 35/411. — Walberg, Quelques remarques sur l'ancien frçs. 'ne garder l'eure que ...' 39/116. — *En somet (Karlsreise V. 607)* 37/75. — *Par impossible* 38/113. — *Eine Stelle im Placidas-Eustachius (V. 278)* 34/146. — *Zum 'Planch' des Bertr. Carbonel* 39/225. — *Zum Texte des Yderromans* 37/229. — Hoffmann, R. de la Piere, R. le Clerc, R. de Castel. Zur Arraser Lit.-Gesch. des 13. Jhdts. 37/92. — *Ein Jeu-parti zwischen Maistre Jehan und Jeh. Bretel* 36/292. — Voßler, La Fontaine und sein Fabelwerk 40/294. — *Aprov. marves* 33/411. — *Ein prov. Sprichwort* 39/222. — Bern. v. Ventadorn. Seine Lieder mit Einl. hg. von C. Appel 36/322. — Der Trobador Cadenet, hg. von C. Appel 40/288. — Die Lieder des Trobador G. d'Espanha. Hg. von O. Hoby 34/431. — Bertoni, I trovatori d'Italia 34/194.

Schwarz, *Vom Pradler Bauerntheater* 40/254.

Schwennhagen, *Verhältnis der 'Ecole des maris' zu Mendozas 'El marido hace muger'* 31/166.

Seifert Eva, *Lehre vom Akzent in den gallorom. Mundarten* 34/387.

Sisam, *Epenthesis in the consonant groups sl, sm* 31/305.

Sonntag, Smith, Liter. criticism of P. Bayle 31/215.

Speyer, Die dtschn. Kaiser in der Dichtung C. F. Meyers 33/45.

Spitzer, *Nochmals mundartl.-dtsch. 'schlamassel', 'schlamast(ik)'* 38/234. — Gamillscheg, Stud. zur Vorgesch. einer rom. Tempuslehre 31/466. — *Katal. 'tramitar' weitergeben, 'trämit' Instanz, span. 'trámite' Instanzenweg* 36/162. — *Zum REW Nr. 1117: birrus 'rot'* 37/74. — *Zum REW Nr. 9544a: Winald* 36/163. — *Afrz. daser, daserie, dasion* 36/165. — *Frz. fleurs = fluores?* 39/89. — *Zu frz. omelette Eierkuchen* 38/110. — *Frz. printemps, ital. primavera* 35/417. — *Frz. allons donc!* 33/147. — Lerch, Prädikative Partiz. für Verbalsubst. im Frz. 31/225. — Soltmann, Syntax der Modi im Frz. 33/203. — Beutler, Wortschatz in Edm. Rostands Dramen 33/477. — *Nachträge zu meinem Artikel über ital. così (Archiv 30/335 ff.)* 32/149. — *Nochmals ital. ghetto* 40/265. — *Ital. taranai, tananai 'Wirrwarr, Lärm'* 36/164. — *Ital. lazzaretto 'Krankenhaus'* 37/225. — *Kors. ghjamberlucu, jam-'tonto, dappoco'* 38/109; *Berichtigung dazu* 39/97. — *Altspan. decir, ptg. descer 'herabsteigen'* 36/296. — *Altspan. curiar 'schützen'* 35/420. — *Über span. que* 32/375. — *Zu span. zara 'Mais'* 36/165. — *Rum. grúiŭ (grunu) 'Hügel'* 34/138.

Stammler, Schwaller, Untersuch. zu den Dramen W. Spangenbergs 33/439. — *Zum Fortleben des antiken Theaters im Mittelalter* 36/285. — *Claudius und Gerstenberg* 40, Dtsch. Sonderh. 21.

Steig, *Über Grimms 'Dtsche. Sagen'* 35/47, 225.

Sternberg Theodor, Die kom. Elemente der afrz. chans. de geste 33/468.

Stettner, *Wolframs Wappen in den Manessischen Hss.* 37/65.

Stimming, *Zu Bertr. de Born* 34/101.

Stoltenberg, *Nebentonstärken. Eigene Lehre und ihre Stellung zu Behn, Der dtsche. Rhythmus* 49, Dtsch. Sonderh. 136.

Stopes, *The debt the Engl. stage owes to the Burbages* 31/155.

Strohmeyer F., Haas, Frz. Syntax 38/256. — Oetken, Der Modus des Objektsatzes im Frz. 32/207.

Suchier Walther, Münzbezeichnungen in der afrz. Lit. 36/188. — Trunzer, Die Syntax des Verbums bei G. de Deguileville 35/442. — Lommatzsch, Gautier de Coincy als Satiriker 33/471.

Suchier Wolfr., *Zu Aucassin und Nicolette in Deutschland* 35/403. — Seyffert, Schillers Musenalmanache 33/431.

Swaen, *Fair Margaret and Sweet William* 36/40. — *Entirely, wholly, largely, frankly* 34/48. — *Note on the A.-S. Indicia monasterialia* 40/106.

Tangl, *Frühags. Doppelformen von Eigennamen* 35/399.

Tappolet, *Ursachen und Wortreichtum bei den Tiernamen der frz. Schweiz* 31/81.

Tavernier, Bédier, Les légendes épiques. Recherches sur la formation des chans. de geste 31/187.

Thelemann, *Dictys als Mitquelle von Shakesp.s Troilus* 33/91.

Thorn, Kaufmann, Die gallorom. Bezeichnungen für den Begriff Wald 32/204. — *Qualche parola sui verbi denominativi dell'italiano* 31/440.

Thurau, Marg. Förster, Die frz. Psalmenübersetzungen vom 12. bis zum Ende des 18. Jhdts. 35/444.

Tilley, *Notes on 'Twelfth night'* 34/133.

Titkin, *Frz. curée und Verwandtes* 33/120.

Tobler Rud., *Ad. Tobler zum Krieg 1870* 33/175.

Trent, *Germany* 33/265. — *Austria-Hungary* 33/266.

Tuttle, *Romanic *akwia* 33/170. — *'Sapia' in western Romanic* 33/409. — *Romanic notes* 33/167.

Ullrich, *Zu Herders 'Ideen zur Philosophie der Gesch.'* 36/284.

Viereck, *The iron chancellor* 34/1.

Voretzsch, *Alter und Entstehung der frz. Heldendichtung* 34/294.

Voßler, Mazzucchetti, A. W. Schlegel und die ital. Lit. 37/98.

Wagner A. M., *Ungedr. Briefe und Dichtungen aus dem Nachlaß H. W. Gerstenbergs* 34/3, 35/11, 36/24, 209.

Wagner M. L, *Das Sardische im Rom. etymol. Wörterb. von Meyer-Lübke* 34/309, 35/103, 40/240. — *Lat. fundibulum > *funibulum und intestinae > istentinae* 39/96. — *Altprov. lieis* 39/94. — *Südital. kanákka* 37/226. — *Der mexikan.-span. Schelmenroman*

'Periquillo Sarniento' des Fern. di Lizardi 34/76.

v. Wartburg, Henschel, Zur Sprachgeographie Südwestgalliens 40/155. — Schönig, Rom. vorkonsonantisches L in den heutigen frz. Mundarten 33/465. — Tappolet, Die aleman. Lehnwörter in den Mundarten der frz. Schweiz 37/248.

Weber, *Aus dem Lager der Berliner Romantik* 40/185.

Wiese, Miltschinsky, Der Ausdruck des konzessiv. Gedankens in den altnordital. Mundarten 38/136. — Federn, Dante und seine Zeit² 35/213. — Dantis Alagherii De monarchia libri III. 39/120. — v. d. Schulenburg, Ein neues Porträt Petrarcas 39/121. — Schiffer, Tassoni in Frankreich 35/448. — Voßler, Ital. Lit. der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus 33/479. — Ital. Lit.-Gesch. 36/327.

Wildhagen, Schröer, Ne. Aussprachewörterb. mit besond. Berücksichtigung der wichtigsten Eigennamen 34/183. — Kolbe, Die Konjugation der Lindisfarner Evangelien 31/461. — Zenke, Synthesis und Analysis des Verbums im Orrmulum 31/461. — Brotanek, Texte und Untersuchungen zur ae. Lit.- und Kirchengesch. 34/169. — Förster, Ae. Lesebuch für Anfänger 34/167.

Winkler, *Eine mittelalterl.-kirchliche Fassung der Sage von Hero und Leander* 32/405. — Olschki, Paris nach den afrz. nationalen Epen. — Der ideale Mittelpunkt Frankreichs im Mittelalter in Wirklichkeit und Dichtung 38/130. — Bertel, Jules de Ressé-guier 31/462.

Wolff, Th. Schröder, Die dramat. Bearbeitungen der Don-Juan-Sage in Spanien, Italien und Frankr. bis auf Molière einschl 32/190. — Wechßler, Zum Problem des Komischen anläßl. Molières 31/212. — Strich, Liselotte und Ludwig XIV. 32/197. — *Molière und della Porta* 34/148. — *Italienisches zum Tartuffe* 39/226. — Babbit, The masters of French mod. criticism 33/201. — *Ariosts Satiren* 40/206.

Zachrisson, *The suffix *-ingja in Germanic names* 33/348. — Luick, Histor. Gram. der engl. Sprache 1. Bd. 33/450. — *To Luick's 'Histor. Gram.'* 34/378. — *French 'le' for Engl. 'the'* 35/69.

Zenker, *Zwei Quellen von Molières Misanthrope* 34/321, 35/148.

Zippel†, Lasch, Mittelniederdtsche. Gram. 33/430. — *Zwei angebliche me. Interjektionen* 34/131.

Zupitza, *Jacob und seine 12 Söhne. Engl. Verslegende, hg. von A. Brandl* 38/156.

PB
3
A5
Bd.139-140

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY